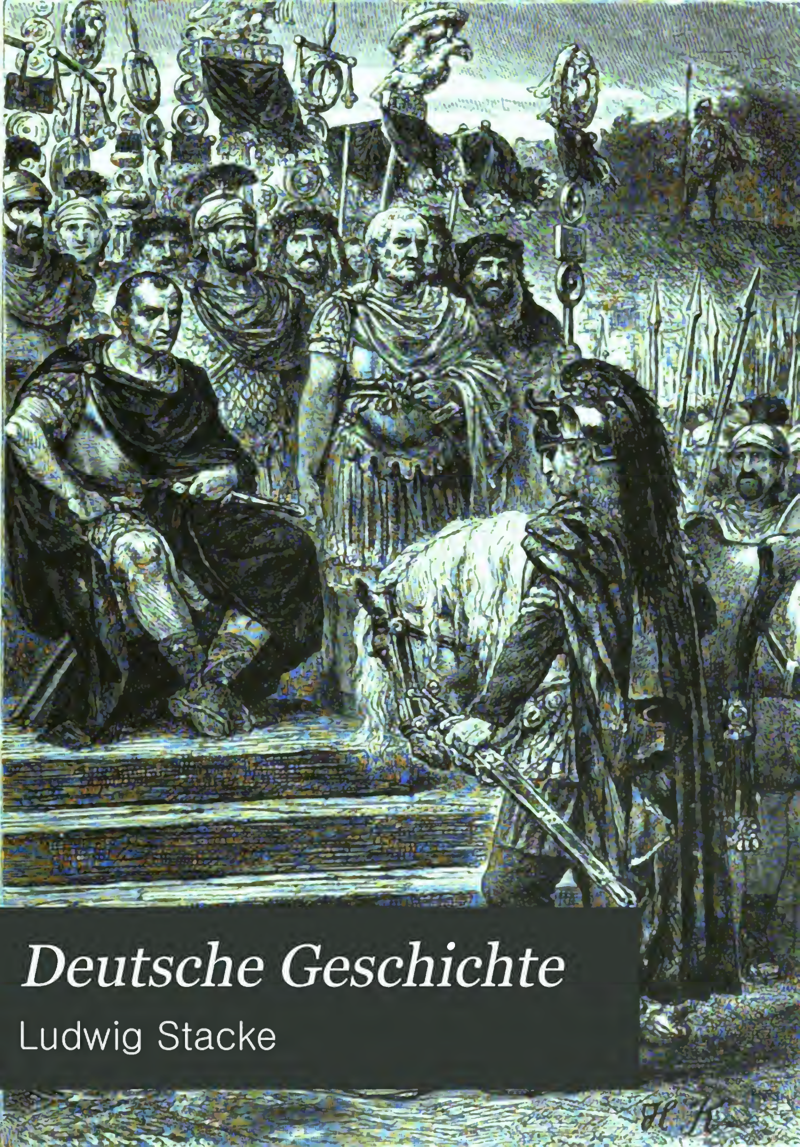
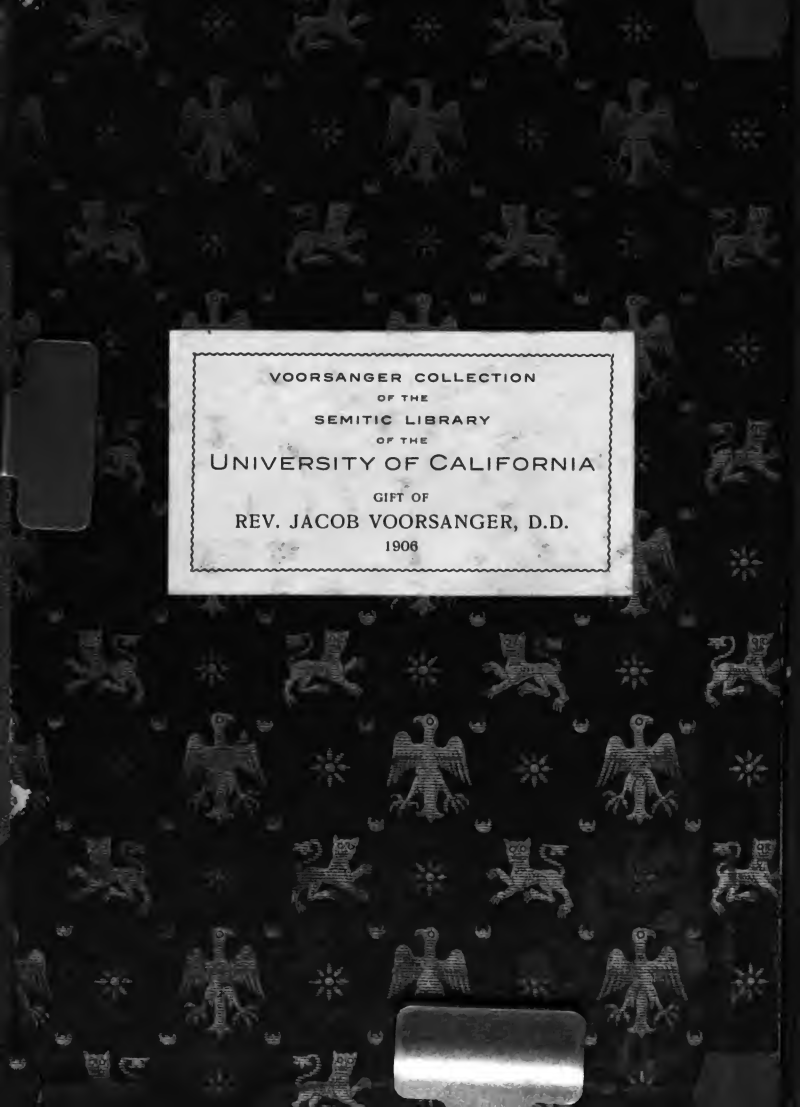


Deutsche Geschichte

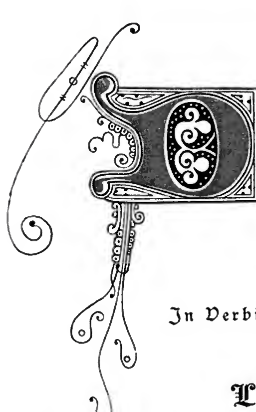
Ludwig Stacke


VOORSANGER COLLECTION
OF THE
SEMITIC LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
GIFT OF
REV. JACOB VOORSANGER, D.D.
1906





Deutsche Geschichte.



Deutsche Geschichte.

In Verbindung mit andern

von

L. Stacke.

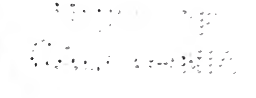
Siebente Auflage
besorgt von Dr. F. Ohly.

I. Band.

(Von der ältesten Zeit bis zur Reformation.)

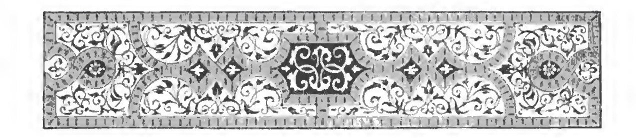
Mit 2 Karten, 24 Tafeln und Beilagen in Farbendruck und Holzschnitt, sowie 338 Abbildungen im Text.





Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1896.

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.



Inhalts-Übersicht.

I. Das alte Germanien bis zur Völkerwanderung. S. 1—97.

II. Die große Völkerwanderung. S. 98—147.

III. Der fränkische Stamm. S. 148—177.

IV. Die Karolinger. S. 178—252.

V. Kaiser aus dem sächsischen Hause. S. 253—328.

VI. Kaiser aus dem fränkischen Hause. S. 329—425.

VII. Das Zeitalter der Kreuzzüge und der Hohenstaufen. S. 426—586.

VIII. Begründung der habsburgischen Macht. S. 587—621.

IX. Die Häuser Luxemburg und Bayern. S. 622—738.

X. Das habsburgische Kaisertum bis zur Reformation. S. 739—Schluß.





Germanenfamilie.
Darstellung an der Colonna Antonina zu Rom.

I. Das alte Germanien bis zur Völkerwanderung.

Einleitung.

Das deutsche Volk ist zuletzt unter den europäischen Völkern dazu gelangt, sich zu einem wirklichen Staatswesen zusammenzuschließen, obgleich es schon längere Zeit als irgend ein andres Volk Europas durch Einheit der Sprache, Sitte, Denkweise ein gleichartiges Ganzes gebildet hat. Die Zahl derjenigen Deutschen, welche jetzt im Herzen Europas diesen gemeinschaftlichen Staat bilden, beträgt 47 Millionen; etwa 10 Millionen Bewohner deutschen Stammes zählt Österreich, und von den zahlreichen Stämmen, welche dieses Doppelreich in sich faßt, sind sie der Zahl nach der zweite, der Bedeutung nach der erste; im Gebiete der Vereinigten Staaten von Nordamerika darf man ihre Menge auf 8 Millionen schätzen, und viele Hunderttausende wohnen zerstreut, sei es vereinzelt, sei es dichter zusammengeschart, fast in allen Ländern aller Erdteile. Es ist somit ein ansehnlicher Bruchteil der Menschheit, welchen dies Volk bildet, und unverhältnismäßig größer noch ist der Anteil, welchen es in seinem schon nach Jahrtausenden zählenden Leben an der Fortschritts- und Kulturarbeit des Menschengeschlechts genommen hat.

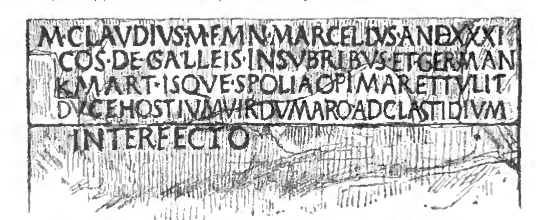
Es dauerte lange, bis diese Stämme sich als ein Volk erkannten. Zunächst halfen ihnen ihre Feinde — und zwar die ältesten derselben, die Kelten — dazu, indem sie ihnen einen gemeinsamen Namen, Germanen, schufen: sie nahmen ihn von dem weithinhallenden Kriegsgeschrei, daß ihnen in manchem Kampfe furchtbar geworden war. Den Namen Deutsche, Volksleute, Landsleute, mit dem sie sich gegenseitig als eines Geschlechts, als Volksgenossen anerkannten, fanden sie erst lange nach Karl dem Großen, als der durch viele Jahrhunderte in hohen Wogen ohne sichere Ufer dahinwallende Strom ihres Lebens sich in ein festes Bette innerhalb bestimmter Grenzen gefunden hatte. Bis etwa ins 4. Jahrhundert v. Chr. können wir an der Hand wenn auch dürftiger doch sicherer Überlieferungen dem Strome dieser Volksgeschichte aufwärts folgen. Zur Zeit Alexanders des Großen lebte in der Stadt Massilia ein unternehmender Seefahrer, des Namens Pytheas, welcher Erlebnisse und Beobachtungen einer Fahrt in die nördlichen Gewässer in einer oder mehreren Schriften niederlegte, aus denen spätere Historiker und Geographen einige Notizen bringen. Der Grieche Polybios, der ein Jahrhundert nach ihm lebte, traut ihm wenig Wahrheitsliebe zu: selbst dem Hermes, dem Gotte berückender Erzählungen, sagt der schwerfällige Peloponnesier, der wenig mit den Erlebnissen seiner meerbefahrenden Landsleute vertraut ist, würde man die Dinge nicht glauben, welche der Massilier berichte. Doch gibt, was man aus den Erwähnungen bei Strabo und Plinius zusammenstellen kann — Beobachtungen über Ebbe und Flut an den Küsten der Nordsee, Erzählungen von noch weiter nördlich gelegenen Gegenden, wo es sechs Monate lang Tag und ebenso viele Monate Nacht sei, von Speise und Getränk der Bewohner jener Gegenden u. a. — keine ungünstige Vorstellung von seiner Beobachtungsgabe. Er spricht auch von den Gegenden, wo der Bernstein, der berühmte Handelsartikel, gefunden wird und nennt bei dieser Gelegenheit einige bedeutungsvolle Völkernamen, die Guthonen, welche die geschätzte Ware an die Teutonen verkauften; man muß, wenn man sich um Kenntnis der Geschichte unsrer Vorfahren bemüht, bedauern, daß nicht der vollständige Bericht der merkwürdigen Reise erhalten ist. Von diesem Punkte an führt keine Spur eines Weges uns weiter aufwärts, keine Nachricht eines Schriftstellers, kein Denkmal. Gleichwohl fließt uns mitten in dieser Wildnis eine Quelle, und zwar eine sehr lautere, welche uns wenigstens die Richtung zeigt, in der wir die Ursprünge [illegible] Volkes, das später das deutsche ward, zu suchen haben.

Diese Q[illegible] ist die Sprachvergleichung. Sie, die noch junge Wissenschaft, welche mit wachsender Sicherheit die verschiedenen überlieferten Sprachen methodisch untersucht, die verwandten zusammenordnet, die Grade dieser Ver-

wandtschaft bestimmt, belehrt uns, daß die deutsche Sprache in vielen einzelnen Ausdrücken wie im Ganzen ihres Baues aufs engste verwandt ist mit der altindischen, altpersischen, griechischen, römischen, keltischen; daß mithin einst eine Zeit und ein Land war, in welchem diejenige Sprache, aus welcher diese einander so ähnlichen Sprachen jener von einander so verschiedenen Völker im Laufe der Jahrhunderte erwachsen sind, von einem Volke gesprochen worden ist, das man als das Muttervolk aller jener Tochternationen bezeichnen darf. Die Heimatsitze dieses Volkes, welches sich selbst die Arier, die Ersten, die Hervorragenden nannte, waren in Ostasien auf dem iranischen Hochlande; man findet auch, indem man das Gleichartige aus allen jenen Tochtersprachen zusammenstellt, einige Umrisse der Lebens- und Denkweise dieses Volkes, dessen Dasein sich uns nur auf diesem mittelbaren Wege verkündet: seine Wohnungen, seine Nahrungsmittel, seine Haustiere, seine Waffen und sein Hausgerät, seine Götter und Göttergeschichten, sein Familienleben.

Durch Einwanderungen aus Asien also ist das Land bevölkert worden, welches man einige Jahrtausende später Deutschland nennen lernte. Einen ungefähren Begriff, wie durch Auswanderung aus einem Lande in eine weitentlegene, unter anderm Himmelsstrich und anderen Bedingungen des Lebens stehende Fremde eine neue Nation entsteht, können wir uns immerhin bilden, wenn wir sehen, wie seit drei Jahrhunderten durch Auswanderer von Europa jenseits des Oceans die amerikanische Nation, das Volk der Vereinigten Staaten, sich bildet; in tausendfachem Kampf mit den Dämonen der Wildnis wächst es kraftvoll auf; und wenigstens dies hat jene uralte Auswanderung oder Einwanderung mit dieser neuen gemein, daß sie offenbar keine staatlich organisierte Kolonisation, sondern eine freie war, wenn man frei nennen kann, was — hier wie dort — gewiß großenteils durch harte Not veranlaßt war. Wer möchte es wagen, diesen Prozeß im Einzelnen verfolgen zu wollen, — die Gefahren des langen Wegs, den Kampf mit dem Urwald, dem Strom und dem Sumpf, dem Wind und dem Wetter, den wilden Tieren, dem bald der Kampf des Menschen mit dem Menschen, des Stammes mit dem Stamme, des Volkes mit dem Volke sich gesellte? Wir wissen, daß jenes Volk der Arier in seinen ursprünglichen asiatischen Heimatsitzen eine ziemlich hohe Kulturstufe erreicht hat, und ohne Zweifel schon erreicht hatte, als jene Auswanderung nach Westen begann; eine weit höhere, als sie uns bei den germanischen Völkern entgegentritt in dem Augenblick, wo zuerst ein matter Strahl wirklicher geschichtlicher Überlieferung sie uns zeigt. Sehr natürlich: es ist in der Regel nicht der wohlhabende und gebildete Teil eines Volkes,

der auswandert, es sind die Armen und Gedrückten, und ein guter Teil des Erbes an Bildung, daß sie etwa mitbringen, geht dann im harten Ringen mit der Wildnis verloren. Außerdem aber: die milderen Himmelsstriche, der Süden und der Westen Europas, waren schon in festen Händen. Kein freundliches, aber ein großes, schicksalsvolles Los zogen sich die jüngsten der Wanderscharen aus Asien, welche sich mit dem Lande nördlich von den Alpen, östlich vom Rhein begnügen mußten und auch die besseren Teile dieses Landes schon von keltischen Völkern besetzt fanden. Der Gegensatz zu diesen keltischen Völkern nun ist das erste Moment, das uns in der Entwicklungsgeschichte unsres Volkes entgegentritt. Den älteren griechischen und römischen Schriftstellern ist er allerdings noch nicht klar oder er erscheint ihnen nicht berücksichtigungswert; unter dem Namen Kelten, Skythen, Keltoskythen werfen sie die Barbaren des Nordens zusammen. Im dritten Jahrhundert v. Chr. sehen wir zum erstenmal eine Unterscheidung gemacht. Der Konsul M. Claudius Marcellus, sagen die 1547 zu Rom entdeckten Reste der kapitolinischen Fasten, triumphierte im Jahre 532 (531) der Stadt — es ist das Jahr 222 v. Chr. — über die insubrischen Gallier und über die Germanen. Es ist das erste Mal, daß der für Rom so verhängnisvolle Name auf einer römischen Urkunde erscheint. Ein Jahrhundert später fanden die Römer Gelegenheit, dieses Volk, dessen Namen hier auf der Steintafel vielleicht nur eine Söldnerschar, eine Landsknechtstruppe bedeutet, näher kennen zu lernen.



Erstes Vorkommen des Namens Germanen in der Geschichte.

Abbildung des Bruchstücks der kapitolinischen Triumphalfasten zu Rom, auf dem der Name geschrieben steht. Die Marmorplatte schneidet unter der vierten Zeile ab, die daranstoßende Platte ist nicht mehr vorhanden. »Interfecto« ist moderne, allerdings sehr naheliegende Ergänzung. Der Deutlichkeit halber ist auch der Anfang des ersten Wortes der vierten Zeile vom Zeichner ergänzt. Die Reste der Triumphalfasten werden zugleich mit den Konsularfasten in einem besonderen Saale des Konservatorenpalastes auf dem Kapitol zu Rom aufbewahrt. Die Inschrift lautet:

M. Claudius M(arci) F(ilius) M(arci) N(epos) Marcellus An(no) DXXXI
Co(n)s(ul) De Galleis Insubribus Et German
K(alendis) Mart(iis). Isque Spolia Opima Rettulit
(Du)ce Hostium Virdumaro Ad Clastidium
(Interfecto)

M. Claudius, Sohn des Marcus, Enkel des Marcus, Marcellus, hat im Jahre 531 als Konsul am 1. März triumphiert über die insubrischen Gallier und die Germanen. Er hat reiche Kriegsbeute heimgebracht, nachdem er den Anführer der Feinde, Virdumar, bei Clastidium (Casteggio in der Nähe von Pavia) getötet.



Victoria Germanica.

Die Siegesgöttin, zwischen Trophäen aus erbeuteten Germanenwaffen, verzeichnet auf einem Schild die Siege Roms über die Germanen. (Von der Colonna Antonina.)
Auf antiken Münzen mit ähnlichen Darstellungen findet sich die Beischrift: VIC GER (Victoria Germanica).

1. Die Cimbern und Teutonen.

Im Jahre 113 v. Chr. erhielt die römische Regierung die Nachricht, daß ein wanderndes streitbares Volk gegen die Nordostgrenze des Reiches heranziehe. Die ersten Berichte werden von aufgescheuchten Flüchtlingen gekommen sein, und alle Nachrichten, welche wir von dem Ereignis, das in der römischen Geschichte unter dem Namen des Krieges gegen die Cimbern und Teutonen eine so große Rolle spielte, von römischen Darstellern besitzen, tragen in ihrer Unklarheit und Verworrenheit, ihren Anekdoten und Übertreibungen die Spuren der ersten vergrößernden Gerüchte und eines gewaltigen Schreckens, den der Kampf gegen einen unerwarteten, neuen und, wie sich bald zeigen sollte, gefährlichen Feind erregte. Daß diese Völker, die Cimbern und Teutonen, germanischen Stammes waren und daß die Sitze, welche sie verlassen, hoch im Norden lagen, wissen wir; daß die Wirkungen verheerender Sturmfluten sie aus dieser ihrer Heimat getrieben, ist eine bloße Vermutung; über Führung, Menge, Plan oder Planlosigkeit ihres Zuges, wie über dessen Verlauf im einzelnen ist nicht mehr als Wahrscheinliches zu berichten, und auch das Interessanteste, die Nachrichten über Sitte und Brauch bei diesen wandernden Stämmen, sind mit Vorsicht aufzunehmen, da allerlei fremde abenteuernde Elemente sich ihnen anschlossen.

v. Chr. 113

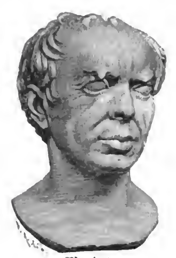
Der Schwarm — die einen nennen die Cimbern allein, andre die Teutonen, andre Cimbern und Teutonen — erscheint im Lande der Taurisker, südlich von der mittleren Donau: der Konsul des Jahres, Cn. Papirius Carbo, trifft, als die Gefahr näher rückt, seine Vorkehrungen. Ein Einfall der nordischen Krieger ins norische Gebiet führt zu Unterhandlungen: die Führer des Wandervolkes entschuldigen sich, es ist ihnen nicht unbekannt, daß diesem

mächtigen Volk der Römer einst die Gallier unterlegen sind. Sie hätten nicht gewußt, erklären ihre Gesandten, daß die Noriker, denen sie Schaden zugefügt hätten, Freunde der Römer seien. Der Römer wendet das in jener üblen Zeit der römischen Republik sehr gebräuchliche Mittel tückischer Hinterlist an; durch treulose Wegweiser läßt er sie eine Straße führen, die sie ihm ans Messer liefern soll, aber der Anschlag mißlingt, die Römer erleiden eine Niederlage. Diese Schlacht — als nächster Ort wird Noreja in Steiermark genannt — hatte keine besonderen Folgen. Die Germanen, welche ungern mit dem gefürchteten Römervolk zusammengestoßen sind, biegen nach Westen aus; zwei Gaue des keltischen Volkes der Helvetier, deren Namen man in den Namen Zug und Zürich wiederfindet, die Toygener und die Tiguriner, schließen sich ihnen an. Sie ziehen, schon in größerer Masse, über Rhein und Jura und dringen in Gallien ein. Dies Land geriet nun in eine furchtbare Lage: eine gräßliche Hungersnot war die Folge des Überfalls durch eine übergewaltige Menge und seiner Verheerungen; was konnte rettete sich in die wenigen befestigten Orte, wo der Hunger die Eingeschlossenen zu greulichen Thaten führte. Es schien, als ob die Germanen hier sich niederlassen wollten, und dies war eine ernstliche Gefahr für das römische Reich, das seine Grenzen schon nach dem südlichen Gallien vorgeschoben hatte. Wenigstens baten sie 109 im Jahre 109 v. Chr. den Konsul M. Junius Silanus, ihnen Land anzuweisen, dieser aber griff sie statt aller Antwort an und erlitt eine schwere Niederlage. Die Cimbern verfolgten auch diesen Sieg nicht weiter; es wird sogar erwähnt, daß sie eine Gesandtschaft nach Rom geschickt hätten, welche keinen andern Zweck gehabt haben könnte, als die Anerkennung ihres usurpierten Besitzstandes in Gallien beim römischen Senat und Volk zu erwirken. Bei dieser Gelegenheit berichtet uns eine Anekdote die erste Äußerung, die von einem germanischen Manne bekannt ist. Ein Mann dieser Gesandtschaft wird auf dem Forum Romanum auf ein Kunstwerk aufmerksam gemacht, das Standbild eines Greises mit einem Stabe, und man fragt ihn, wie hoch er es schätze: selbst wenn er lebendig wäre, entgegnet der Barbar, möchte er einen solchen Kerl nicht geschenkt haben.

In den nächsten zwei Jahren hören wir von den ungebetenen Gästen, welche sich breit vor den Thoren des römischen Reiches gelagert hatten, nichts weiter. Die Cimbern drangen nicht weiter nach Süden vor, und römischerseits fand man bei der schlaffen Art, wie die dortige Aristokratie die Geschäfte führte, den Mut nicht, die gefährlichen Nachbarn durch kühnen Angriffskrieg zu verdrängen. Man beschränkte sich auf die Defensive. Die Tiguriner, die Verbündeten der Cimbern, bereiteten dem Konsul L. Cassius Longinus eine 107 schwere Niederlage (107) und zwangen den Rest seines Heeres zu einer schimpflichen Kapitulation: einer der Legaten, Marcus Aurelius Scaurus, fiel in cimbrische Gefangenschaft und ward, weil er sehr zur Unzeit mit der römischen Unbesiegbarkeit prahlte, von einem der cimbrischen Könige Boiorix getötet. Sein prahlendes Wort wurde noch nachdrücklicher widerlegt durch die 105 furchtbare Schlacht, welche im Jahre 105 bei der Stadt Arausio (Orange),

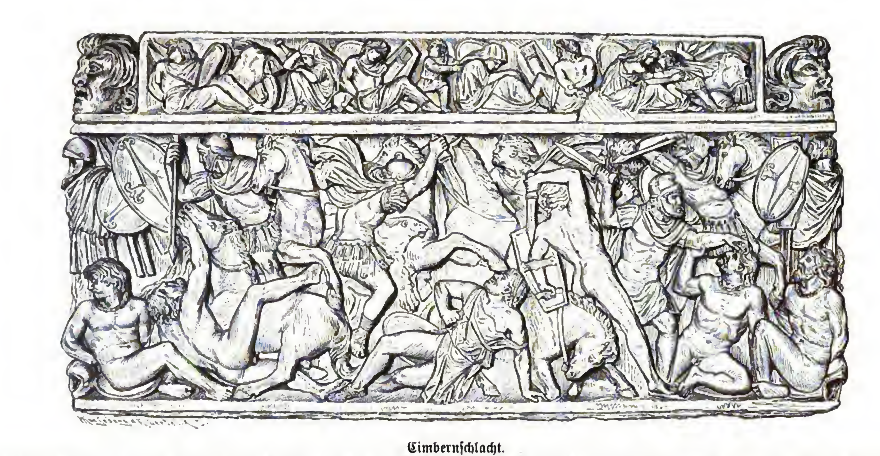
am linken Ufer der unteren Rhone, geschlagen wurde. Der eine der Konsuln jenes Jahres, Cn. Manlius, und der Prokonsul Q. Servilius Cäpio vereinigten ihre Heere. Der letztere aber, dem man allerlei üble Dinge nachsagte, fuhr fort in heftiger Feindschaft mit dem Konsul zu hadern, als schon die Cimbern in der Nähe standen. Die Schlacht, welche unter so ungünstigen Zeichen begann, endigte mit einer furchtbaren Niederlage der römischen Waffen. Nur 10 Mann, so sagen unsre Berichte, in deren Übertreibungen sich noch deutlich jener cimbrische Schrecken malt, der von da an in der römischen Welt als geflügeltes Wort umging, seien entkommen. Die ganze Wildheit des Barbarentums aber brach in ungezügelter Wut hervor in dem, was nach der Schlacht geschah: die Sieger hängten die Gefangenen an den Bäumen auf oder opferten sie ihren Göttern; das erbeutete Gold und Silber sollen sie, freilich wenig glaublich, in den nahen Fluß versenkt haben, in dem sie auch die Beutepferde ertränkten; die Wehrgehänge und Waffen, die in ihre Hände gefallen, zerrissen oder zerstörten sie, sei es im Übermut des Sieges, sei es, was möglich wäre, infolge eines Gelübdes, wie es auch sonst wohl bei germanischen Heeren vorzukommen pflegte, kraft dessen bei einer bevorstehenden großen Entscheidung die ganze Beute für den Fall des Siegs den Göttern, d. h. völliger Vernichtung geweiht wurde.

Der Einbruch in Italien aber, den man jetzt sicher erwartete, vor dem alles zitterte, erfolgte befremdenderweise auch diesmal nicht. Das furchtbare Gewölk, das schon drohend über Rom zu hängen schien, verzog sich abermals. Die Cimbern zogen nach ihrem gewaltigen Siege, in welchem man zu Rom einen zweiten Tag von Cannä sah, über die Pyrenäen; man verliert ihre Spur, nur dieses ist ersichtlich, daß sie hier ihren Zweck nicht erreichten. Im Laufe des Jahres 103, so scheint es, kamen sie dann nach Gallien zurück, 103 zogen, alles vor sich niederwerfend, am Ocean hin nordwärts, bis sie auf das tapfere Volk der Belgen stießen, das ihrem weitern Vordringen ein Ziel setzte. Um eben diese Zeit, scheint es, erhielten sie gewaltigen Zuzug: ein zweites germanisches Volk, die Teutonen, gesellte sich ihnen bei, geführt von einem König oder Herzog Teutobod. Nunmehr glaubten sie sich stark genug zu einem Zuge über die Alpen: sie ließen in einem befestigten Lager am Sambreflusse ihren Raub zurück und übergaben ihn einer Wache von 6000 Mann, aus denen später ein eigenes Volk erwuchs, und wandten sich südwärts. Bald trennten sie sich auf ihrem Marsche, was freilich eine Notwendigkeit gewesen sein wird, da das gallische Land die vereinigte Menge — eine Nachricht gibt schon vor der Vereinigung die Zahl von 30 Myriaden oder 300000 Mann — schwerlich ernähren konnte. Die Cimbern mit den helvetischen Tigurinern gingen über den Rhein in östlicher Richtung, sie gedachten von der östlichen Seite her in Italien einzubrechen; die Teutonen, Toygener und eine cimbrische Schar, die Ambronen, zogen gerade aus, südwärts auf die römische Provinz los. Sie fanden aber den Weg durch ein römisches Heer verlegt, das besser geführt und in besserer Verfassung war als die früheren.


Marius.
Marmorbüste im Vatikan.

Denn in Rom war im Jahre 105 unter dem frischen Eindruck der Schlacht von Arausio ein altrömischer Kriegsmann, der zugleich der erkorene Held und Vorkämpfer der Volkspartei gegen die Optimaten war, Cajus Marius zum Konsul für das folgende Jahr gewählt worden, und die Furcht vor dem Völkerungewitter, das von Norden her drohte, hatte bewirkt, daß man ihn gegen die bestehende Verfassung wieder und wieder, zum dritten, zum vierten Male zum Konsul wählte und ihm so die Zeit gab, der Republik wieder ein Heer zu schaffen, mit welchem er hoffen durfte, den furchtbaren Feind zu besiegen. Er war ein Mann nach dem Herzen des gemeinen Mannes, tapfer, streng, gerecht, abergläubisch, der Sohn eines Bauern aus Arpinum, der den Krieg verstand und in Arbeit, Gefahr, Entbehrung sich selbst nicht schonte. Am Einfluß der Isara in die Rhone hatte er sein Lager aufgeschlagen: vorsichtig hielt er seine Truppen zusammen und wartete den Angriff der Feinde ab, um seine Soldaten an den Anblick und das wilde Anstürmen der furchtbaren Gegner zu gewöhnen. Die Kampflustigen mußten sich bescheiden, daß die syrische Prophetin, die er mit sich führte, ihr Wort noch nicht gesprochen habe. Die Germanen erschienen, drei Tage stürmten sie wider das römische Lager an: vergeblich: voll Verachtung gegen einen Feind, der sich nicht aus seinen Schanzen herauswage, zogen sie mit ihrem ganzen Troß an Marius' Lager vorbei weiter, und die Keckſten traten wohl an die Posten heran und fragten sie höhnisch, ob sie nichts an ihre Weiber in Rom zu bestellen hätten. Dem Thalweg der Rhone folgend, kamen sie in die Gegend von Aix, Aquä Sextiä, wo 20 Jahre früher an den warmen Quellen des Orts eine römische Kolonie gegründet worden war. Der Ort gefiel den Barbaren nicht wenig, sie ließen sichs wohl sein bei den Warmwasserquellen, die hier aus dem Boden sprudelten. Zwischen den Ambronen und den römischen Vortruppen kam es alsbald zu einem hitzigen Gefecht, bei welchem die Ambronen, welche nach der Erzählung des Griechen, der wir folgen müssen, dem feurigen Wein des Landes etwas zu stark zugesprochen hatten, zurückgetrieben wurden. Denen, welche diese Ereignisse mitgemacht, blieb die folgende Nacht in Erinnerung: wie Geheul wilder Tiere klang die Klage der Ambronen um ihre Toten, mit Drohungen und Ausbrüchen der Wut vermischt, nach dem römischen Lager herüber. Der folgende Tag schon brachte die Entscheidungsschlacht. Der Tag war heiß, man schlug im mittäglichen Lande: dem wilden Anstürmen der Teutonen,


Römische Legionssoldaten mit Pilum, kurzem Schwert und Schild.
Nach den militärischen Darstellungen auf der Basis der Säule des Antoninus Pius.



Cimbernschlacht.

Römischer Sarkophag mit der Darstellung eines Kampfes gegen Germanen und Kelten (Museo Capitolino, Rom). Die Verschiedenheit der beiden barbarischen Nationalitäten ist trotz ihrer großen Ähnlichkeit lebendig charakterisiert; man vergleiche z. B. links den gebundenen Kelten mit dem vom Pferde sinkenden Germanen und rechts die beiden am Boden Befindlichen. Die Darstellung bestätigt auch die mehrfach von Schriftstellern erwähnte germanische Sitte des Kleiderabwerfens im Gefecht.

welche den Hügel hinandrängten, auf welchem das römische Lager stand, setzte Marius die gesammelte wohldisziplinierte Kraft eines römischen Heeres entgegen, und in seiner vollen Verderblichkeit entfaltete sich die furchtbare Regelmäßigkeit des römischen Legionargefechts. Aus der Entfernung von 20 Schritten sauste der furchtbare Hagel der Eisenspitzen des Pilums, der Waffe des römischen Fußvolkes, daher, schlug, Salve um Salve, ein-, zwei-, dreimal in die heranstürmende dichte Masse; ehe die feindliche Angriffssäule Zeit hatte sich zu sammeln, zu fassen, sah sie sich in gefährlichem Nahekampf mit dem kurzen Schwert angefallen; zu rechter Zeit gab die kundige römische Leitung das Signal, welches das zweite Treffen heranrief, wenn die Leute des ersten ihre Kraft erschöpft hatten: und zum zweitenmale wiederholten sich die Schrecken des Angriffs, der Schauer der Pila, dem unmittelbar der Schwertkampf folgte. Einem so geleiteten und geordneten Kampfe war die ungestüme Wildheit der Teutonen, wie furchtbar sie auch ungeübten Truppen und im ersten Anprall selbst geübten erscheinen mochte, nicht lange gewachsen; eine Umgehung, ein Hinterhalt, welchen Marius angeordnet, brachte bald Verwirrung in ihre Reihen, und als das Fliehen einmal eingerissen, war kein Halten mehr. Die Niederlage war vernichtend, da die Teutonen in dem fremden und feindlichen Lande keinen Rückzug hatten, und unglaubliche Zahlen an Getöteten und Gefangenen werden angegeben. Neu war für die Römer die Erscheinung, daß man, als man bis zur feindlichen Wagenburg vorgedrungen war, dort die Weiber zu wütendem Kampf entschlossen fand. Ein Teil derselben tötete sich selbst, die andern wurden gefangen: es wird erwähnt, daß aus ihrer Mitte die Bitte gestellt sei, daß man sie der Göttin Vesta, der Schirmerin des Hausherdes und der Familie, deren Priesterinnen ehelos blieben, als Dienerinnen übergebe. Aus der Masse der erbeuteten Waffen und Geräte schichtete man einen Scheiterhaufen, den man den Göttern weihte: eben als Marius sich anschickte ihn anzuzünden, kamen die Staatsboten an, welche ihm meldeten, daß die Komitien zu Rom ihn zum fünftenmale zum Konsul gemacht hatten.





Die Gefahr war hier auf dem westlichen Flügel beseitigt. Bedenklicher standen die Dinge auf der östlichen Seite, gegen die Cimbern.

Der patricische Kollege des Marius, Q. Lutatius Catulus, hatte am linken Ufer der Etsch mit seinem Heere Stellung genommen, und eine Brücke über diesen Fluß sollte ihm für alle Fälle den Rückzug auf das rechte Ufer sichern. Die Schwärme der Cimbern kamen über den Brenner und zogen dann das Eisack- und Etschthal hinab, ohne Zweifel allenthalben durch Beutelustige aus allerlei Volk verstärkt, welche der Ruf des Landes im Süden herbeilockte. Unter den mancherlei Anekdoten, welche die übermäßige Kraft und die prahlerische Kühnheit der Recken des Nordlandes veranschaulichen, ist auch die, daß sie beim Herabsteigen von den Alpen kurz und gut sich auf ihre umgekehrten Schilde gesetzt hätten und auf diesen wie auf Bergschlitten über Stock und Stein hinabgerutscht seien. Gewiß ist, daß Catulus die Stellung an der Etsch nicht halten konnte, daß er nach dem rechten Ufer wich, ehe die Brücke unter den Stößen der entwurzelten Bäume, welche die Barbaren durch das reißende Wasser herantreiben ließen, eingestürzt war; daß er auch diese zweite Stellung aufgab und über den Po zurückging, und daß die Offensive erst wieder aufgenommen wurde, als Marius mit seinem siegreichen Heere herangekommen war. Die ganze Art, wie diese wandernden Völker den Krieg führten, gibt eine geringe Vorstellung von dem Maße ihrer Civilisation, oder es war die Masse von der Art, daß sie jeder verständigen Lenkung überhaupt sich versagte: statt dem Heere des Catulus nachzudrängen, ihren Vorteil zu verfolgen, ließen sie sichs in dem schönen Lande zwischen den Alpen und dem Po wohlgefallen. Es wird von Unterhandlungen geredet, durch welche sie den Marius um Landanweisung für sich und ihre Brüder, die Teutonen, baten. Und das erscheint durchaus glaublich. Denn das ist ihre einfache, ursprüngliche Forderung: Land suchen sie in Noricum, Land an den Ufern der Rhone und Seine, Land in Spanien und zuletzt auf den verhängnisvollen Feldern Ober-

italiens. Land aber ward ihnen nicht gewährt, und diese Abweisung war vom römischen Standpunkt aus gewiß gerechtfertigt; sie wurde jetzt um so schroffer ausgesprochen, als man im Vertrauen auf den eben gewonnenen Sieg auch mit diesem Feinde rasch fertig zu werden hoffen durfte. Es heißt deshalb, mit Hohn sei ihnen entgegnet worden, daß den Teutonen schon für ewige Zeiten das Land angewiesen sei, und indem man ihnen dann die gefangenen teutonischen Herzöge in Ketten vorgeführt habe, hätten sie erst den Ausgang der Kämpfe im südlichen Gallien erfahren.

101 Mit dem Frühling 101 wurde der Krieg wieder aufgenommen. Als sie in die Nähe des römischen Heeres kamen, am linken Pousfer, da wo die Sesia in den Po fällt, ritt ihr König Boiorix, ein Recke, von welchem die Bücher melden, daß er über sechs zusammengekoppelte Pferde habe wegspringen können, mit seinem Gefolge an das römische Lager heran und verlangte von dem Konsul, daß er Tag und Ort der Schlacht ihnen nennen solle. Er wolle ihnen den Gefallen thun, entgegnete Marius, obwohl es sonst nicht römische Sitte sei, dabei vom Feinde sich Rat zu holen: am dritten Tage von da, in der Ebene um Vercellä, etwas aufwärts am Sessites, welche die raudischen Gefilde hieß. Der Tag war der 30. Juli: immerhin war es noch ein harter Kampf. „Wie ein uferloses Meer", sagt der Bericht des Griechen, nach dem wir uns eine Vorstellung von diesem Kampfe zu bilden versuchen müssen, „wogte ihr Fußvolk heran": die vordersten Glieder sollen sich sogar, um nicht gesprengt zu werden, mit ihren Gürteln Mann an Mann festgebunden haben; einen seltsamen und imposanten Anblick gewährten ihre Reiter, mit Tierköpfen als Helmen, Helmen mit großen Federbüschen, welche die ohnehin schon mächtigen Gestalten noch riesiger erscheinen ließen: der Erfolg aber war der gleiche wie bei Aquä Sextiä. Die Hitze und der Staub sengte den nordischen Kriegern die Kräfte, während die römischen Krieger, disziplinierte Truppen, auch mit solchen widrigen Zufällen zu rechnen gelehrt und geübt waren. Als der Sieg entschieden war und man die Cimbern bis an ihre Wagenburg zurückgedrängt hatte, wiederholte sich dieselbe grausige Scene, wie bei Aquä Sextiä. Die Weiber warfen sich den Fliehenden scheltend, mit Waffen in den Weg, schleuderten, als nichts mehr half, in der Wut der Verzweiflung die Kinder unter die Räder ihrer Wagen, töteten sich selbst: doch wurde eine Menge, 60000 wird angegeben, gefangen.

So endete der erste Waffengang der Römer mit den Germanen. Den ersteren grub sich der Schrecken jener Tage tief ins Gedächtnis und man hatte eine starke Empfindung davon, wie nahe der Stadt das Verderben gewesen: die Freude war groß, als die „glückliche Kunde" von dem erfochtenen Siege nach Rom kam.

Durch die vielen Gefangenen, welche die Sklavenmärkte füllten, machte man zum erstenmal nähere Bekanntschaft mit den nordischen Männern, von deren gewaltiger Körperkraft allerlei Anekdoten umgingen. Die blondhaarigen Kinder, die Knaben mit Greisenhaar, fielen den dunkelhaarigen Südländern auf, seltsam schauerlich berührte die Rolle, welche die Frauen bei den Kämpfen gespielt, wie der grausame Opferdienst, den ihre Priesterinnen versehen hatten, indem sie das Blut getöteter Kriegsgefangener in einen Kessel rinnen ließen. Aus dem strömenden Blut weissagten sie den Barbaren Sieg oder Unheil. Die



Gladiatoren.
Rekonstruiert nach einem antiken Mosaikbilde.

Gefangenen der überwundenen Völker verloren sich unter der Menge der aus allen Nationen nach Italien zusammengeströmten Sklavenschaft. Da und dort taucht ein Haupt aus dieser Masse hervor: jener Sklave, welchen der Magistrat von Minturnä in den Stadtkerker sandte, als der Sieger von Aquä Sextiä und Vercellä 12 Jahre später von den Soldaten der siegreichen Gegenpartei verfolgt, in jenem Städtchen der latinisch-campanischen Grenzgegend verhaftet worden war, war ein Cimber. Er sollte den Gefangenen töten, habe es aber nicht vermocht; mit dem Ausruf: „ich kann den Cajus Marius nicht töten", habe er sich davon gemacht. Daß die stattlichen, streitbaren, todverachtenden Männer ganz besonders bei dem grausamsten der römischen Volksvergnügungen, den Gladiatorenspielen, zur Verwendung gekommen sein werden, läßt sich denken. Der Sklavenkrieg, welcher unter der Führung des Thraciers Spartacus in den Jahren 73—71 Italien heimsuchte und in Schrecken setzte, ward hauptsächlich von Gladiatoren ausgefochten, die aus ihren Kasernen ausgebrochen waren, und daß unter ihnen die auf den Schlachtfeldern von 102 und 101 gefangenen Germanen durch Zahl und Tapferkeit sich besonders hervorgethan haben, wird uns ausdrücklich berichtet: sie werden auch, wenn es über den Weinkeller einer römischen Villa herging, nicht die letzten gewesen sein. 73 71



„Germania capta."
Schlußstein von einem römischen Triumphbogen, später am Postament einer Roma angebracht, jetzt auf dem Kapitol zu Rom.

2. Ariovistus und C. Julius Cäsar.

72 Um dieselbe Zeit, wo dieser Aufruhr in Italien tobte, zog ein germanischer Heerkönig vom Stamme der Sueben, Ariovistus, an der Spitze von etwa 15000 streitbaren Männern über den Rhein. Er kam als Dienstmann des keltischen Stammes der Sequaner, welche zwischen Jura und Arar (Saone) geboten, und ihrer Verbündeten, der Arverner, welche mit einem andern gallischen Volk, welches das Land zwischen den linken Ufern der Saone und der oberen Loire bewohnte, den Häduern, um die erste Stelle in dem durch allerlei Hader zerrütteten keltischen Lande kämpften. Die Söldner, welche Ariovist ihnen zuführte, entschieden diesen Streit für die Sequaner. In wiederholten Zusammenstößen erlagen die Häduer und mußten ihren siegreichen Gegnern Geiseln stellen; aber auch die Sequaner selbst hatten keine Ursache sich ihres Sieges zu freuen. Der suebische Heerfürst war ein Mann von Unternehmungsgeist, und er sah wohl, welche Vorteile und Aussichten ihm die Zerrüttung in Gallien und seine große militärische Stellung boten; er verlangte von den Sequanern als Bezahlung ein Dritteil ihrer Feldmark, und zog nun immer mehrere seiner germanischen Landsleute in das Land. Binnen weniger Jahrzehnte zählte man deren 120000; jenseits des Rheins hatte man ohne Zweifel Kunde von dem guten Leben, welches die Cimbern einige Jahre im südlichen Gallien geführt hatten; man wußte, daß der Boden dort ohne allen Vergleich fruchtbarer, das ganze Land reicher und angenehmer sei, als im rechtsrheinischen Lande. Mit Schrecken erkannten die Gallier was hier geschah: sie fürchteten, daß der cimbrische Schrecken in größerem Maße sich wiederholen, die Germanen in großen Massen über den Rhein drängen und sie auf ihrem alten Erbe knechten oder aus demselben verdrängen würden. Eine Anzahl ihrer Stämme griff zu den Waffen, um sich der Eingedrungenen zu entledigen. Allein Ariovist war nicht der Mann sich überraschen zu lassen; er hielt, während andre das Feld bestellten und sich im Sequanerlande häuslich einrichteten, einen ansehnlichen Teil seiner streitbaren Mannschaft als ein stehendes Heer in Lagern und konnte sich später rühmen, daß seine Krieger in 14 Jahren in kein bedachtes Haus gekommen seien, und deshalb auf ihre Unbesiegbarkeit pochen. Wenigstens den Galliern zeigten sie sich weit überlegen. Bei Admagetobriga erlitten sie eine völlige Niederlage gegen ihn, und nun zeigte er ihnen den Herrn. Er ließ sich von den Besiegten und seinen ehemaligen Brotherren, den Sequanern, Geiseln stellen und hielt sich an diese, die Kinder der vornehmsten Häuptlinge, wenn etwas nicht nach seinem Willen geschah, er wußte aus der damals in Rom waltenden gespannten Lage seinen Vorteil zu ziehen, und die Anerkennung seiner Stellung durch den römischen 59 Senat, welche im J. 59, zwei Jahre nach jener Schlacht, erfolgte, gab ihm wenigstens in den Augen seiner Landsleute ein erhöhtes Ansehen. Vor allem aber suchte er sich durch Herbeiziehung von Verstärkungen aus der alten Heimat zu sichern. Seine Verbindungen dort erstreckten sich bis zum fernen Osten,

ein König von Noricum hatte dem glücklichen Krieger seine Tochter vermählt, und mit seinen eignen Landsleuten, dem großen Volke der Sueben, stand er in regelmäßiger Verbindung. Und nicht lange nach dieser Zeit, im J. 58, erschien abermals eine Menge von 24000 Köpfen, von jenseits des Rheins, dem Stamme der Haruden angehörig, für welche Landbesitz ausgemacht werden mußte. Das Mittel war einfach: Ariovist verlangte von den Sequanern, nun auch das zweite Drittel ihrer Feldmark ihm zur Verfügung zu stellen.

58

Ein Drängen nach Westen und Süden, eine unruhige Bewegung entstand unter den germanischen Völkern, und dies machte sich so stark fühlbar, daß das keltische Volk der Helvetier, welches in der westlichen Schweiz bis zum Jura hin wohnte, nach Westen auszuwandern beschloß. Die Gedanken des helvetischen Häuptlings, der diesen Plan verfocht und mit einflußreichen Adeligen der Häduer und Sequaner besprach, gingen offenbar dahin, das keltische Element im gallischen Lande zu kräftigen und durch eine Verbrüderung dreier mächtiger Völker, der Helvetier, Häduer und Sequaner der drohenden germanischen Überflutung einen Damm entgegenzusetzen. Der kühne Häuptling selbst, Orgetorix, ward das Opfer seiner hochfliegenden Pläne, da er zugleich die Königsherrschaft für sich selbst erstrebte: der Auswanderungsplan aber wurde gleichwohl mit aller Kraft weiterverfolgt, und im Jahre 58 schritten sie zur Ausführung. Sie gedachten ihren Weg durch denjenigen Teil Galliens zu nehmen, welcher römische Provinz war.

Der römische Senat hatte diesen Dingen seither nicht die gebührende Aufmerksamkeit gewidmet: sogar ein Staatsmann vom Range Ciceros spricht in seinen Briefen über diese Angelegenheiten in ziemlich leichtem Tone. In dem Unterwerfungsvertrage, welchen die Häduer nach der unglücklichen Schlacht bei Admagetobriga mit den Sequanern hatten schließen müssen, mußte der besiegte Stamm ausdrücklich versprechen, nicht die Dazwischenkunft der Römer anzurufen. Vergebens begab sich ein vornehmer Häduer Divitiacus, der landflüchtig geworden war, nach Rom und bat den Senat dringend um Hilfe: er fand kein Gehör oder wenigstens keinen thatkräftigen Beistand, und wie wenig dort im Senat der Ernst der Lage jenseits der Alpen gewürdigt wurde, beweist jene Anerkennung Ariovists als eines Freundes und Bundesgenossen des römischen Volkes, dem man als solchem die üblichen Geschenke schickte.

Dies änderte sich, als im J. 60 v. Chr. die inneren Verhältnisse der römischen Republik zu jener Verbindung der drei mächtigsten und augenblicklich einflußreichsten Männer, Cn. Pompejus, M. Licinius Crassus und C. Julius Cäsar, führten, welche man das erste Triumvirat nennt, und infolge ihrer Abmachungen im J. 59 dem letztgenannten die Statthalterschaft der beiden Gallien, des diesseits und des jenseits der Alpen gelegenen, sowie der Provinz Illyricum auf fünf Jahre übertragen wurde. Dieser Mann ist mittelbar und unmittelbar für die germanische Welt von unermeßlicher Bedeutung geworden, deren Geschicke in dem Jahre, als er die Verwaltung jener wichtigen Provinzialgebiete antrat, an einem großen Wendepunkt angelangt waren. Mit

sicherem Blick erkannte Cäsar die Gefahr, und als er nach zehn Jahren die Statthalterschaft — sie ward ihm im Jahre 56 auf noch einmal fünf Jahre verlängert — niederlegte, um seine große Bestimmung für die römische Republik zu erfüllen, da hinterließ er das gesamte gallische Land bis zum Ocean und zum Rhein als ein befriedetes und den Römern unterworfenes, der römischen Civilisation überall geöffnetes und zugängliches Land. Die Germanen aber waren allenthalben über den Rhein zurückgeworfen, der von da an die Grenze zwischen dem Imperium Romanum und der Barbarenwelt bildete.



Julius Cäsar.
Marmorbüste im Nationalmuseum zu Neapel.

Die Persönlichkeit dieses großen Mannes, der für die Geschichte Deutschlands und des gesamten Nordens so bedeutungsvoll geworden, ist von der römischen Geschichte her zu bekannt, als daß wir ihn hier ausführlich zu schildern brauchten. Im Jahre 100 v. Chr. geboren, durch seine Geburt den höchsten Kreisen angehörig und in den Staatsgeschäften aufgewachsen, machte er in den Wirrnissen einer von heftigen Stürmen erregten Zeit, eines durch Parteikämpfe aufs heftigste hin- und hergeworfenen Staatswesens seinen Weg und schritt kraft des natürlichen Rechts großer geistiger Überlegenheit von Stufe zu Stufe höher, bis er jetzt, in der Vollkraft des Mannesalters, in seinem 42. Jahre die wichtigste Aufgabe auswärtiger Politik antrat, welche dem römischen Staate gestellt war.

Mit derselben Klarheit des Verstandes, derselben Energie des Willens, die er in den innern Angelegenheiten seither gezeigt, faßte er die neue Aufgabe an: wenige Monate genügten ihm, zu zeigen, daß er auch der militärischen Seite der Herrscherstellung, der er mit wachsendem Bewußtsein zustrebte, vollkommen gewachsen war.

58 Zuerst überwältigte er die Helvetier und zwang sie in ihr Land zurückzukehren: er wollte nicht, daß in das von ihnen verlassene Gebiet Germanen nachrückten und so Grenznachbarn der römischen Provinz und des unruhigen gallischen Stammes der Allobrogen würden, die man nicht lange vor dieser Zeit mit den Waffen hatte zur Ruhe bringen müssen. Dieser Kampf gegen die Helvetier, deren Züchtigung dem Römer um so erwünschter war, als Bestandteile des Volkes sich, wie erwähnt, einst den cimbrisch-teutonischen Gewalthaufen angeschlossen hatten, gehört nicht unmittelbar der deutschen Geschichte an; nachdem diese erste Arbeit gethan war, und er sich bei seinem Heere wie bei den Galliern in Achtung gesetzt hatte, beschloß er, der Herrschaft des germanischen Heerkönigs in Gallien ein Ende zu machen.

Er legt in seinen Kommentarien den gallischen Häuptlingen eine ausführliche Schilderung der Verhältnisse bei, die er ohne Zweifel zuvor schon kannte. In großer Zahl kommen sie zu ihm und wünschen ihm zu dem Siege Glück, den er auch zum Heil des gallischen Landes soeben erfochten: mit seiner Genehmigung halten sie eine Versammlung ab und kehren dann zu ihm zurück. Sie erbitten eine geheime Audienz, der alte Freund der Römer, Divitiacus der Häduer, ergreift in ihrem Namen das Wort: er schildert die Gewaltherrschaft des Barbaren, der sich mit den verwegensten Gedanken trage, von dessen Grausamkeit sie für ihre Geiseln das Äußerste fürchteten. Als er geendet, werfen sich, ihre Hilflosigkeit erkennend, die Gallier unter Thränen dem Prokonsul zu Füßen, auch einige vornehme Sequaner sind zugegen, welche den Eindruck der in gallischer Weise wohlgespielten Scene verstärken, indem sie schweigend dabei stehen und auch, als Cäsar selbst wiederholt sie befragt, keine Antwort geben, bis Divitiacus die Erklärung gibt, daß die Sequaner gänzlich in der Gewalt des Ariovist sich befinden und aus Furcht vor seiner Grausamkeit nicht einmal sich zu beklagen wagten. Aus diesem Interventionsgesuch, das in jener Versammlung der Häuptlinge beschlossen worden war, und aus dem nominellen Freundschafts- und Bundesverhältnis der Häduer zu dem römischen Volk, welches der Senat durch die Titulatur „Brüder und Blutsverwandte" anerkannt hatte entnahm der römische Statthalter sein Recht, gegen die überaus gefährliche und bedrohliche Stellung Ariovists vorzugehen. Denn er durchschaute die Lage mit kalter Sicherheit; er fand eine Gefahr für das römische Volk darin, daß sich die Germanen allmählich daran gewöhnten, über den Rhein zu kommen und massenhaft in Gallien einzubrechen; er meinte, „die wilden und barbarischen Menschen würden sich nach der Eroberung ganz Galliens nicht abhalten lassen, gleich den Cimbern und Teutonen in die römische Provinz einzufallen und von da nach Italien zu streben", zumal die Rhonestraße vor ihnen läge. Deshalb schickte er an den germanischen Kriegsfürsten eine Gesandtschaft, welche diesen zu einer persönlichen Unterredung mit Cäsar einladen sollte. Der Suebe antwortete ablehnend: er verhehlte sein Befremden nicht, was Cäsar sich mit „seinem Gallien", das er nach Kriegsrecht besitze, zu schaffen mache. Darauf stellte Cäsar bestimmte Forderungen: keine neuen Einwanderungen von Germanen in das linksrheinische Land, Rückgabe der Geiseln an die Häduer und das förmliche Versprechen, sich jedes Angriffs auf die letzteren zu enthalten. Ariovist antwortete in drohendem Tone, die Häduer möchten ihren vertragsmäßigen Pflichten nachkommen, dann brauchten sie von seiner Seite nichts zu fürchten: im andern Falle würde ihnen der Titel „Brüder des römischen Volkes" wenig helfen; mit ihm aber hätte noch niemand Krieg geführt, außer zu eigenem Verderben. Zu gleicher Zeit wie diese Antwort lief in Cäsars Hauptquartier eine Klage von den Häduern ein, daß der letzte Germanenschwarm, den Ariovist ins Land gezogen, die Haruden, plündernd in ihr Land gefallen seien, und eine noch bedenklichere Nachricht kam von dem befreundeten Keltenstamme der Trevirer an der Mosel, daß die „Hundert Gaue" der Sueben — der gesamte

Heerbann dieses Germanenvolks also — in unmittelbare Nähe des Rheins gerückt sei, bereit diesen Fluß zu überschreiten. Die Sueben hatten nämlich die eigentümliche Einrichtung, daß aus jedem ihrer Kantone jährlich 1000 Mann zum Kriegsdienst einberufen wurden; diese lagen zu Feld und wurden im nächsten Jahre von ebensovielen andern, die mittlerweile dem Ackerbau und ihrem Geschäft obgelegen hatten, abgelöst.

Diese Bewegung des suebischen Aufgebots stand in offenbarem Zusammenhang mit der letzten Antwort Ariovists: man muß gestehen, daß dieser den Krieg verstand und sich vom ersten Augenblicke an als ein nicht zu verachtender Gegner des römischen Prokonsuls zeigte. Schon auf dem Wege erfuhr Cäsar, daß sein Gegner im Marsche nach demselben Ziele, der Hauptstadt des Sequanerlandes, Vesontio, Besançon am Doubs, begriffen sei. In der Besetzung dieser wichtigen Stadt aber kam ihm Cäsar, der seinen Marsch aufs äußerste beschleunigte, zuvor: während er aber hier verweilte, griff in seinem Heere eine höchst bedenkliche Stimmung um sich, von welcher, zum Glück für die Römer, die Germanen nichts wußten. Die römischen Legionen standen mitten im Sequanerland, wo man seit Jahren vor den Germanen zu zittern gelernt hatte; in der aufgeregten gallischen Weise schilderten diese den Römern die gewaltige Körperkraft und Größe, die unwiderstehliche Tapferkeit, die Übung im Waffendienst, durch welche diese furchtbaren Feinde sich ihnen, den Galliern, jederzeit überlegen gezeigt hätten. Eine große Niedergeschlagenheit bemächtigte sich der römischen Truppen, die in sehr beschämenden Anzeichen zu Tage trat: alle Welt machte sein Testament, in der unmittelbaren Umgebung des Feldherrn, unter seinem persönlichen Gefolge, den hauptstädtischen Freunden, die den Feldzug eigentlich nur vergnügenshalber hatten mitmachen wollen, gab es auffallend viele Urlaubsgesuche, ängstliche Offiziere glaubten ihren Feldherrn warnen zu müssen, es könne geschehen, daß die Soldaten einem Marschbefehl den Gehorsam versagen würden. Zum erstenmal zeigte hier der große Mann seine Macht über die Gemüter. Er sprach zu den Offizieren mit der überlegenen Menschenkenntnis und der vollen Autorität des Feldherrn und des Kriegskundigen; er schloß mit einem jener Worte, die im Munde eines solchen Mannes von unfehlbarer Wirkung sind: wenn niemand ihm folge, werde er es mit der zehnten Legion allein wagen, sie werde seine Leibgarde, seine prätorische Kohorte sein. Der Umschlag erfolgte rasch, die Legion, aufs höchste geschmeichelt durch des Führers Wort, ließ ihm durch ihre Tribunen für sein ehrendes Urteil danken, und die übrigen wollten nun auch nicht zurückstehen: in guter Stimmung führte er seine Legionen vorwärts.

Als Cäsar näher rückte, schickte ihm Ariovist Gesandte entgegen: er sei zu der persönlichen Unterredung jetzt bereit, die er früher abgelehnt. Diese Unterredung fand statt, und der Bericht, welchen der römische Feldherr uns über dieselbe gibt, ist in hohem Grade interessant: auf der einen Seite der genialste Feldherr und Staatsmann, den Rom damals besaß und der die Zukunft seines Staates in seinem Haupte trug, auf der andern der verwegene Barbarenfürst,

der keck nach einem Preise zu greifen wagte, der einer viel späteren Zeit vorbehalten war — ein Vorläufer der Odoaker und Chlodwig: auf einer Anhöhe, welche eine weite Ebene beherrschte, fanden sich die beiden Männer zusammen, mit wenigen Begleitern und Dolmetschern: das Geleit hielt von beiden Seiten je 200 Schritte von dem Hügel entfernt zu Pferde. Ariovist zeigte großes Selbstgefühl bei der Unterredung: er sei eher nach Gallien gekommen als das römische Volk und könne das Land, das er jetzt beherrsche, mit demselben Rechte als seine Provincia betrachten, wie die Römer den von ihnen beherrschten Teil Galliens. Er zeigte einige Kenntnis der politischen Lage und betonte dies: so sehr Barbar sei er nicht, um nicht zu wissen, daß das Interesse, das Cäsar für die Häduer zeige, nur Vorwand sei, da seither weder die Häduer das römische Volk noch dieses jene in ihren Verwickelungen unterstützt habe; die politische und persönliche Bedeutung seines Gegners war ihm nicht unbekannt: er wisse, sagte er Cäsarn unumwunden, daß er vielen „Vornehmen und Fürsten" der Römer einen Dienst leisten würde, wenn es ihm gelänge, ihn zu besiegen. Nach Cäsars Bericht wurde die Unterredung, welche längere Zeit dauerte, durch eine feindselige Bewegung der germanischen Reiter gegen die römische Bedeckungsmannschaft unterbrochen: Ariovist hätte einige Tage später dem Cäsar den Wunsch ausgedrückt, sie fortzusetzen oder mit einem seiner Legaten weiter zu unterhandeln. Daß Cäsar ihm statt eines Legaten einen romanisierten Kelten und einen andern Mann von geringerem Range zusandte, faßte er offenbar — vielleicht nicht mit Unrecht — als eine Beleidigung auf und ließ die beiden Abgesandten G. Valerius Procillus und M. Mettius, ohne sie zu Worte kommen zu lassen, in Ketten werfen.

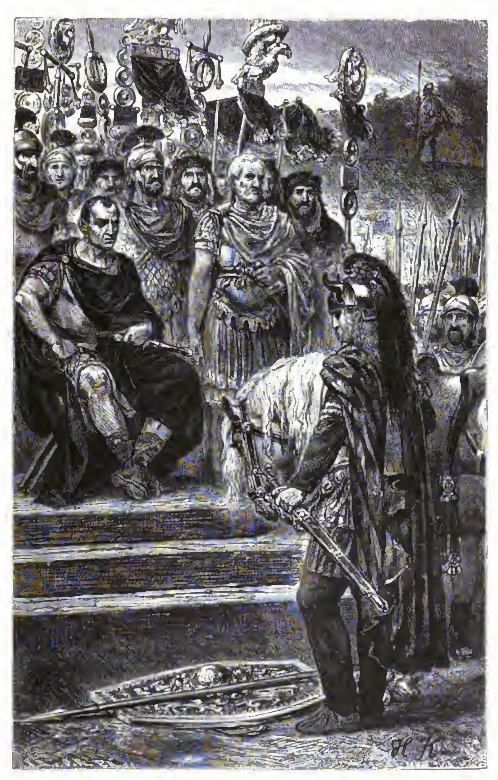


Germanische Schleuderer als Gefechtseröffner aus einem Walde hervorbrechend.

Römisches Relief von der Siegessäule des Marc Aurel zu Rom.

(An dieser Darstellung ist besonders bemerkenswert der Ausdruck wilder Kampfesfreude, mit der junge und alte Germanen gegen den Feind stürmen.)

So mußten nun die Waffen über den Besitz Galliens entscheiden. Die entscheidende Schlacht geschah im oberen Elsaß, in der Gegend von Mühlhausen, eine Meile vom Rhein entfernt, in der Ebene, welche man heute das Ochsenfeld nennt. Man sieht wohl, daß die Germanen seit den Tagen der Cimbern und Teutonen etwas gelernt hatten, und daß Ariovist ein Heer zu führen verstand. An Zahl war er dem römischen Heere weit überlegen; gleichwohl nahm er die Schlacht nicht sofort an, sondern hielt sich in seinem Lager und ließ nur seine Reiter sich mit den römischen messen; es gelang ihm in Cäsars Rücken zu kommen und den Römern die Zufuhr zu sperren. Cäsar ließ nun zwei Legionen und einen Teil der Auxiliartruppen jenseits des germanischen Lagers Stellung nehmen und ein Lager aufschlagen: mit den übrigen vier Legionen kehrte er in sein erstes Lager zurück. Am folgenden Tage führte er aus beiden Lagern die Truppen heraus und bot abermals die Schlacht. Ariovist nahm sie nicht an, gegen Mittag bezogen die Römer ihre Lager wieder: nun erst ließ Ariovist einen Teil seiner Truppen das kleinere Lager — nach der angenommenen Gegend in der Nähe des Dorfes Niederaspach am linken Ufer des Doller — stürmen; gegen Abend, nach heftigem Kampfe, mußte er ablassen. Cäsar fragte die Gefangenen, warum ihr Herzog so lange zögere: er erhielt zur Antwort, daß die Frauen im Heere die Lose befragt und gefunden hätten, daß vor Neumond kein Sieg zu erwarten sei: mit dieser Weissagung wird Ariovist, der bessere Gründe hatte, den Kampf noch aufzuschieben, den Ungestüm und die Kampflust seiner Krieger beschwichtigt haben. Am folgenden Tage führte Cäsar in voller Schlachtordnung sein Heer gegen das feindliche Lager. Nun zögerte auch Ariovist nicht länger, nach Stämmen geordnet in gleichen Zwischenräumen stellten sie sich auf, die Haruden, Markomannen, Triboccer, Vangionen, Nemeter, Sedusier, Sueben, den rechten Flügel bis zum Doller, den linken bis zum Thurflüßchen hin: im Rücken stand die lange Reihe ihrer Wagen und Karren, auf denen die Weiber saßen, die mit Worten und Gebärden die zum Kampfe Ausziehenden anfeuerten. Die Beschreibung der Schlacht bei Cäsar ist sehr kurz: der Zusammenstoß erfolgte so rasch, daß die Römer nicht überall zum Gebrauch der Pila kamen: es entspann sich sofort ein wütender Nahekampf, Leib gegen Leib: indem sie rasch Phalangen bildeten, ihre langen Lanzen fällten, deckten sich die Germanen gegen den römischen Schwertangriff. Auf ihrem linken Flügel wurden sie geworfen und begannen zu fliehen, dagegen bedrängten sie die Römer auf dem rechten, wo deren kleineres Lager stand, durch ihre überlegene Anzahl hart; dies gewahrte ein noch jugendlicher Offizier, der die Reiterei befehligte, P. Crassus, der Sohn des Triumvirs, und that was nicht seine, sondern des Oberbefehlshabers Sache war: er richtete die ganze Reserve, das 3. Treffen, das freilich nicht sehr stark gewesen sein kann, nach dem bedrohten Punkte. Diese Bewegung entschied, die Flucht der Germanen ward allgemein und unaufhaltsam. Sie wälzte sich dem 5000 römische Schritte entfernten Rheinstrome zu, nur wenigen gelang es, den schützenden Strom zwischen sich und ihre Verfolger zu bringen. Einige trauten sich die Kraft zu, über das breite Wasser zu schwimmen, andre



Römische und germanische Kriegstracht und Ausrüstung zur Zeit Cäsars und Ariovists.
Rekonstruiert nach den zahlreich erhaltenen Stücken in deutschen und römischen Museen.

fanden Kähne, auf denen sie sich hinüberretteten: unter diesen war Ariovist selbst, der einen tiefen Sturz von seiner Höhe that. Glücklich entkam er über den Rhein, aber die beiden Frauen kamen auf der Flucht um, und von zwei Töchtern wurde die eine getötet, die andere gefangen. Sein Name wird nicht mehr gehört: er verschwindet im Dunkel, nachdem er zwei Jahrzehnte lang eine bedeutungsvolle, glänzende Stellung eingenommen hatte. Unter den Flüchtenden nahm ein greuliches Blutbad seinen Gang. In seiner gewöhnlichen trockenen Kürze erzählt es Cäsar: „Die übrigen alle erreichten die Unsern mit der Reiterei und töteten sie.“ Das Heer Ariovists kann an Waffenfähigen allein nicht viel weniger als 100000 Mann betragen haben. Auf dem Wege fand man auch die beiden Abgesandten Cäsars, welche Ariovist als Spione hatte verhaften lassen. Cäsar selbst, der an der Spitze der Reiterei verfolgte, stieß auf den einen, Valerius Procillus, der an einer dreifachen Kette von seinem Wächter mitgeschleppt wurde; er wußte ein Nachtstück aus dem germanischen Lager zu erzählen: wie man dreimal über ihn die Lose geworfen hätte, ob er sogleich verbrannt oder auf eine gelegenere Zeit aufgespart werden solle, dem glücklichen Fallen der Losstäbchen allein verdanke er sein Leben.

Auf die Nachricht von der großen Katastrophe, welche ihren Volksgenossen ereilt hatte, kehrte der suebische Heerbann, der am Mittelrhein lagerte, zum Vordringen in das jenseitige Land bereit, wieder nach seiner Heimat zurück: auch sie nicht ohne schweren Verlust, da ein ihnen feindlich gesinnter Stamm, 58 die Ubier, ihren Rückzug bedrängte. Dies war im Jahre 58 v. Chr.: der Sieg entschied, daß Gallien für lange Zeit, in gewissem Sinne also für immer, römisch, nicht germanisch werden würde. In den folgenden Jahren beutete Cäsar seinen Erfolg dahin aus, daß er seine Herrschaft in Gallien sicherte. Diese Kämpfe bilden nur sehr mittelbar einen Bestandteil der deutschen Geschichte; schon der Feldzug des folgenden Jahres, gegen die Belgen, aber zeigte deutlich, daß Mittel gefunden werden müßten, die Lehre der Kämpfe bei Vesontio zu vervollständigen, da man sagte, daß auch die Belgen in ihrer Bedrängnis ger- 55 manische Hilfe herbeigerufen hätten. Im Jahre 55 fand dann Cäsar Gelegenheit, auch am Niederrhein germanischen Stämmen, welche ihr böses Schicksal auf die jetzt römische Seite des Flusses geführt hatte, die Überlegenheit römischer Waffen und römischer Arglist fühlbar zu machen.

Diese Stämme waren die Usipeter und die Tenktrer. Dieselben waren mit dem mächtigsten und gewaltthätigsten der germanischen Völker, den Sueben, in Streit geraten oder von diesen angefallen worden.

Mit dem Namen der Sueben werden die südgermanischen Stämme bezeichnet, welche ihre Wohnsitze zwischen Donau, Neckar, Rhein und Main hatten und welche zu einem großen Gemeinwesen, allerdings von lockerem Gefüge — in Friedenszeiten wenigstens ohne gemeinsame Regierung — verbunden waren. Sie bauten wenig Getreide, sondern lebten von der Milch und dem Fleisch ihrer Herden, auch von Wildbret, da sie viel mit Jagd sich beschäftigten. Ihre Kleidung waren Tierfelle, die nicht ausreichten, die großen Gestalten zu decken. Dadurch wurden sie gegen die Kälte abgehärtet, und der Römer unterläßt nicht anzumerken, daß sie ihre Bäder im offenen Flusse genommen hätten, auch hätten sie Ein-

fuhr von Wein ungern gesehen, weil sie eine erschlaffende Wirkung davon gefürchtet hätten. Denn ihr ganzes Leben war auf Krieg gestellt, die Ackerflur war gemeinsam, kein privater Grundbesitz: aus jedem ihrer 100 Gaue zogen sie, wie erwähnt, kraft einer ziemlich primitiven Kriegsverfassung, welche aber dem Bedürfnis des Gesamtvolks genügte, jährlich 1000 Bewaffnete und diese lagen zu Felde, deckten die Grenzen oder führten außerhalb derselben Krieg; die übrigen blieben zu Hause und führten die Wirtschaft, sorgten für aller Unterhalt. Im nächsten Jahre kehrten die Krieger des ersten Jahres in die Heimat zurück und wurden von einem neuen Aufgebote abgelöst. Sie hatten eine gute Reiterei, wie sich schon in dem Kriege Ariovists zeigt, obwohl die einheimische Pferderasse, deren sie sich allein bedienten, klein und unansehnlich war; auch war ihre Kriegskunst schon bis zu einer aus Reiterei und Fußvolk kombinierten Truppe vorgeschritten. Den Sattel zu gebrauchen hielten sie für schimpflich und glaubten jeder Überzahl von Reitern, die sich dieser unkriegerischen Bequemlichkeit bedienten, gewachsen zu sein.

Nach der einen Seite, der südöstlichen, hatten sie ihr Gebiet durch eine große Wildnis gedeckt, deren Ausdehnung das übertreibende Gerücht oder auch vielleicht der Fehler eines Abschreibers in Cäsars Kommentarien auf 600000 Schritt angibt; mit um so größerem Gewicht drängten sie nach der andern Seite, nach dem Rheine zu, wo sie die Ubier zu Nachbarn hatten, welche mit dem gallischen Lande einen lebhaften Handelsverkehr unterhielten und bereits vielfach gallische Lebensgewohnheiten angenommen hatten. Diese hatten sich zu einem Tribut an die gefürchteten Krieger, mit denen es — nach den Worten der Überwundenen — selbst die unsterblichen Götter im Kampfe nicht aufnehmen konnten, bequemen müssen. Nach der Katastrophe von Vesontio hatten sie an den heimziehenden Sueben, wie erwähnt worden, ihren Groll ausgelassen, sie aus ihrem Lande zu drängen, hatten die Sueben nicht gewollt oder nicht vermocht.

Die Usipeter und Tenktrer dagegen hatten ihnen ihr Land endlich nach tapfrer Gegenwehr überlassen müssen, und waren, eine heimatlose Menge wie die Cimbern und Teutonen, etwa 430000 Köpfe stark, umhergeirrt, bis sie endlich in der Gegend von Emmerich ins Land der Menapier kamen, welche hier zu beiden Seiten des Rheins ihre Dörfer und Höfe hatten. Erschreckt gaben diese ihren Besitz auf dem rechten Ufer preis, nahmen, ohne weiteren Widerstand zu wagen, alle Fahrzeuge mit sich ans andre Ufer und hüteten durch eine Postenkette den Fluß, so daß die Usipeter und Tenktrer nicht hinüber konnten. Diese gaben sich nun den Schein, als zögen sie zurück in ihre alten Sitze, und sie machten auch, der ganze Schwarm, drei Tagereisen in dieser Richtung. Die Menapier erfuhren dies und kehrten mit allzuraschem Vertrauen in ihre verlassenen rechtsrheinischen Besitztümer zurück. Plötzlich aber erschien die Reiterei der Usipeter und Tenktrer, welche den Weg in einer Nacht zurückgemessen hatte, überfiel und tötete, was am rechten Ufer war, und bemächtigte sich der Fahrzeuge. Ehe die Menapier auf dem linken Ufer von dem was drüben vorgegangen genaue Kunde hatten, war der Fluß überschritten, und die Eroberer nährten sich den Winter durch von den Vorräten der Betrogenen, denen sie sich breit in die Quartiere legten. Cäsar erkannte die Gefahr, welche in dieser neuen germanischen Ansiedelung oder Einwanderung lag.

Er kannte die Gallier zu gut, um nicht zu wissen, daß ihnen die neue Ordnung der Dinge wenig behage, und daß sie sehr bereit sein würden, bei der nächsten guten Gelegenheit die Germanen gegen die neue römische Herrschaft aufzurufen. Geheime Botschaften von verschiedenen Stämmen luden in der That die Usipeter und Tenktrer ein, tiefer ins Land hereinzukommen, und diese dehnten ihre Streifzüge demgemäß weiter aus; früher als gewöhnlich traf deshalb Cäsar bei seinem Heere ein, nachdem er den Winter in der diesseitigen Provinz verbracht hatte, und ohne Säumen begann er den neuen Krieg.

Die Art, wie er diesen Krieg geführt hat, dem er in seiner kunstreich das Urteil irre zu führen bestimmten Darstellung den Namen des „germanischen Kriegs“ gibt, hat einen häßlichen Flecken auf den Ruhm seiner Thaten während seines Prokonsulats gebracht, und es ist zwar eine, aber durchaus keine vollgültige Entschuldigung, daß diese Stämme selbst unmittelbar zuvor gegenüber den Menapiern das Recht der Stärke und der Hinterlist ebenso rücksichtslos gebraucht hatten. Nur das sehen wir, daß Cäsar die Gefahren, welche in diesem Herüberdrängen der Germanen lagen, überaus hoch anschlug: er würde sonst nicht zu einem Mittel gegriffen haben, das selbst in Rom Mißbilligung fand.

Als Cäsar noch wenige Tagemärsche von dem germanischen Heereszuge entfernt war, kamen ihm Gesandte der Völker entgegen. Sie machten die üblichen stolzen Worte nach der Weise barbarischer Krieger, und wie sie es im Verkehr mit den gallischen Völkern gewöhnt sein mochten, aber der Kern ihrer Rede war friedlich: sie seien aus ihrer Heimat flüchtig, von den Sueben, den einzigen, welchen sie im Kampfe wichen, vertrieben, sie glaubten den Römern nützliche Bundesgenossen sein zu können, wenn man sie glimpflich behandle; er solle ihnen Ackergebiet anweisen lassen oder gestatten, daß sie dasjenige behielten, in dessen Besitz sie sich gesetzt hätten. Der römische Imperator beschied sie kurz. In Gallien sei ihres Bleibens nicht, hier gebe es kein herrenloses Land; er schlug ihnen vor, ihnen Land im Gebiete der Ubier, also auf der rechten Rheinseite, anzuweisen; Gesandte derselben befänden sich bei ihm und führten Klage, daß sie beständigen Angriffen von seiten der Sueben ausgesetzt seien. Dies war freilich wenig nach dem Sinne der Auswanderer, welche eben dem Kampfe mit den gefürchteten Sueben ausweichen wollten, und was Cäsar ihnen da vorschlug, mag ihren Abgesandten fast wie Hohn geklungen haben: gleichwohl erklärten sie, die Willensmeinung ihrer Völker einholen zu wollen, in drei Tagen verhießen sie mit der Antwort zurück zu sein. Ihre Bitte, daß Cäsar seinen Marsch so lange hemmen möchte, schlug dieser ab; als er nur 12000 Schritte von ihrem Lager entfernt war, kehrten die Gesandten zurück. Ihr Volk nehme den Vorschlag an, sie verlangten nur — was eine sehr billige und mäßige Forderung war — daß ihnen die Häuptlinge der Ubier und deren Versammlung, welche der Römer ihren Senat nennt, einen Eid leisten sollten; sie baten, um die Sache ins Reine zu bringen, um einen Waffenstillstand von drei Tagen, auch möchte Cäsar seiner Reiterei, welche die Spitze hatte, Befehl senden, keine Feindselig-

keiten zu beginnen. Der Römer fälscht hier sichtbar seinen Bericht, indem er sich die Miene gibt, als glaube er, die Germanen hätten mit diesen Verhandlungen Zeit gewinnen wollen, weil ihre Reiterei größtenteils auf einem Streifzug jenseits der Maas sich befunden; dann durfte er überhaupt sich auf keine Verhandlungen einlassen; er aber, ohne einen förmlichen Waffenstillstand zu gewähren, bezeichnete den Punkt, bis zu welchem er an jenem Tage zu marschieren gedenke, beschied für den folgenden dorthin die Häuptlinge, um über ihr Begehren zu befinden, und schickte dem Präfekten seiner Reiterei den Befehl, nicht anzugreifen, und wenn sie angegriffen würde, den Kampf hinzuhalten, bis er mit dem gesamten Heere herankomme. Und nun begibt sich Wunderbares: Cäsars Reiterei zählt 5000 Mann, die der Germanen, weil der größere Teil von dem Streifzuge noch nicht zurück ist, nur 800; während seither nach Cäsars Darstellung die Germanen ihren Angriff geflissentlich verschieben, bis die Rückkunft jener Reiter erfolgt ist, werfen sich jetzt plötzlich die 800 Reiter, kaum der römischen ansichtig geworden, auf die 5000, welche, sagt der Römer, nichts fürchteten, da die germanischen Abgeordneten an jenem Tage einen Waffenstillstand — nicht etwa erlangt — sondern nur verlangt hatten. Noch wunderbarer aber: nach kurzem Kampfe ergreifen die 5000 vor den 800 die Flucht und hören nicht eher mit Fliehen auf, als bis sie des römischen Heeres ansichtig werden.

Am folgenden Tage kommen die Häuptlinge und weisen Männer der Germanen in großer Zahl, wie ausgemacht war, ins römische Lager. „Mit derselben Tücke und Falschheit", sagt der Bericht, — sie wollen sich entschuldigen, wollen einen Waffenstillstand „durch Vorspiegelungen" erlangen; es bekommt ihnen schlecht. Cäsar setzte sie — nicht etwa als Geiseln oder in irgend einer völkerrechtlich denkbaren Weise — einfach gefangen, und marschiert nun in voller Schlachtordnung gegen das führerlose, sich in voller Sicherheit glaubende Volk, das er auch im Zustande völliger Sorglosigkeit überrascht. Eine greuliche Schlächterei folgte: außer einem matten Widerstand einzelner, die sich hinter den Wagen zu decken suchten, gab es überhaupt keinen Kampf: die ganze Menge, Weiber, Kinder, Krieger stob zum Lager hinaus, hinter ihr her die Reiterei des römischen Heeres, welche erbarmungslos unter sie einhieb, bis sie an den Rhein kamen, „an den Punkt, wo Maas und Rhein sich vereinigen;" eine Anzahl warf sich in den Fluß und fand in den Wellen den Tod. „Die Unsern," setzt Cäsar hinzu, „kamen, ohne einen Mann zu verlieren, wieder ins Lager zurück." Nunmehr ließ er die gefangenen Häuptlinge frei, sie konnten gehen, wohin sie wollten, allein wohin hätten sie gehen sollen? Sie erklärten, bei ihm zurückbleiben zu wollen.

Die Nachricht von diesem zweiten Siege über ein großes germanisches Volksheer verbreitete weithin unter den Völkern jenseits des Rheins Schrecken und Furcht; die verabscheuungswürdige Art und Weise, wie Cäsar bei dem Vorgang zu Werke gegangen, machte weniger Eindruck, als die Thatsache einer fürchterlichen Niederlage. Cäsar beschloß aber, den Germanen zu zeigen, daß

selbst der breite Strom sie vor der Macht des römischen Volkes nicht schütze. Jener Teil der Reiterei der Usipeter und Tenktrer, welcher während des treulosen Überfalls noch jenseits der Maas auf einem Streifzuge abwesend gewesen und dadurch der Katastrophe entgangen war, hatte sich zu den Sigambrern gerettet. Cäsar sandte Boten an diesen Stamm und verlangte deren Auslieferung. Er erhielt die Antwort, daß der Rhein die Grenze des römischen Reiches bilde: wenn er nicht wolle, daß Germanen auf die gallische Seite sich begeben, so sei es nicht recht, wenn er auf der germanischen befehlen wolle. Indes wohnten bereits römische Bundesgenossen auf dem jenseitigen Ufer, die Ubier, welche zwischen den jetzigen Punkten Koblenz und Köln, aber auf dem rechten Rheinufer wohnten: diese bestärkten ihn in dem Gedanken, dem jenseitigen Lande die römischen Waffen wenigstens zu zeigen; bei dem tiefen Eindruck, welchen die Kämpfe am Ober- und am Niederrhein gemacht, werde dies genügen, um ihnen Ruhe zu verschaffen. Sie hatten eine große Menge von Fahrzeugen zu diesem Zwecke zu stellen angeboten. Cäsar aber hielt es für besser und auch für sicherer, ganz nur mit den Mitteln römischer Macht und Technik den Übergang zu bewerkstelligen. Er ließ eine Brücke — man glaubt in der Gegend von Neuwied — schlagen, deren Bau er ausführlich beschreibt.



Rekonstruktion eines römischen Rheinüberganges unter Cäsar.

Nachdem er dieses Werk in zehn Tagen fertig gebracht, zog er mit seinem ganzen Heere hinüber, ließ an beiden Ufern eine starke Bedeckung zurück und marschierte nach dem Lande der Sigambrer. Die Wirkung dieses Schrittes war eine gewaltige: eine Anzahl von Stämmen schickte sofort Gesandte und stellte Geiseln. Das mächtige Volk der Sueben, welche ohne Zweifel glaubten, daß ihnen dieser Zug gelte, rüstete sich zu einem Verzweiflungskampfe. Sie hielten einen Landtag „nach ihrer Weise“ und schickten nach allen Seiten ihres

Gebietes den Befehl, Weiber, Kinder und Habe in den Wäldern zu bergen, alles aber, was die Waffen tragen könne, nach einem Punkte in der Mitte der suebischen Lande zu richten, wo sie dann die Ankunft der Römer erwarten und den Entscheidungskampf bestehen wollten. Allein dies lag nicht in der Absicht des besonnenen römischen Staatsmannes, der klar und bestimmt die Ziele und die Grenzen seines Handelns sich vorzuzeichnen liebte. Er rückte ins Gebiet der Sigambrer ein, das er menschenleer fand, da der Stamm dem Kampfe auswich; er brannte ihre Dörfer und Gehöfte nieder und verwüstete das Land; dann kehrte er zurück und ließ die Brücke wieder abbrechen, nachdem er im ganzen achtzehn Tage im jenseitigen Lande zugebracht hatte. Im Jahre 53 ging er, nach Niederwerfung aufständischer Versuche bei den Trevirern, ein zweites Mal über den Rhein, etwas oberhalb des früheren Übergangspunktes; verschiedene Stämme hatten den Trevirern Hilfe geschickt, selbst die Ubier waren von Verdacht nicht frei und erschöpften sich nun in Versicherungen der Ergebenheit; sie erboten sich, ihm noch mehr Geiseln zu stellen, als schon geschehen. Einen Feind, den er hätte bekämpfen können, fand Cäsar auch diesmal nicht vor: über die Sueben, welche an jenen Hilfesendungen am meisten beteiligt gewesen waren, erfuhr er, daß sie sich mit allen ihren Streitkräften und Bundesgenossen in ein unermeßliches Waldgebiet am äußersten Ende ihres Landes gezogen hätten, wohin er ihnen nicht folgen konnte. Er ließ, nachdem er auf die linke Seite zurückgegangen, einen Teil der Brücke stehen, befestigte den Punkt und ließ eine starke Besatzung, zwölf Kohorten, daselbst zurück. 53

Noch ein Abenteuer, bei welchem Germanen mitspielten, erzählt uns ihr Besieger. Im Jahre 52 verhängte Cäsar ein furchtbares Strafgericht über die Eburonen, welche im Winter 54/3 seinen Legaten Titurius Sabinus aus dem festen Aduatuca herausgelockt, dann verräterisch überfallen und mit seiner Mannschaft, $1^1/_2$ Legionen, niedergemacht hatten; er ließ den Stamm für vogelfrei erklären und forderte durch Boten die gallischen Nachbarstämme auf, sich hier Beute zu holen. Die Kunde, daß hier ein Land auszuplündern stehe, drang auch über den Rhein; die Sigambrer, welche zunächst wohnten, ließen sich das nicht zweimal sagen; 2000 ihrer Reiter saßen sofort auf, gingen über den Rhein und machten auch, bis zur Grenze der Eburonen gelangt, ansehnliche Beute an Sklaven und Vieh. Die kecke Schar erfährt von Gefangenen, daß man von da in drei Stunden nach Aduatuca gelangen könne, wo es noch ganz andre Beute zu machen gebe: sie bergen die schon gemachte Beute an einem sicheren Orte und wagen das Abenteuer. Es fehlte wenig, so hätten sie das römische Lager, wo man an nichts dergleichen dachte, in der That genommen: kaum fanden die Römer Zeit, die Thore zu besetzen, vor denen, wie im Frieden, die Handelsleute, welche den Spuren der römischen Heere folgten, ihre Zelte aufgeschlagen hatten. Während hier ein heftiges Handgemenge sich entspinnt, kommen die fünf Kohorten, welche der befehligende Legat Q. Cicero, ein Bruder des Redners, zum Getreideholen entsendet hatte, zurück: einen Augenblick glauben die Barbaren, daß Cäsar selbst herankomme, greifen aber dann, als sie die geringe 52

Anzahl gewahren, nur um so wütender an. Einer Veteranenkohorte gelingt es, durchzubrechen und glücklich das Lager zu erreichen; von den übrigen kam ein großer Teil in dem heftigen Kampfe, der sich nun in offenem Felde entspann,



Germanische Reiter im Kampf mit römischen Legionaren.
Von der Colonna Antonina zu Rom.

um; einem andern glückte es, während dieses Kampfgetümmels ins Lager zu kommen, das nun ausreichend besetzt und verteidigt ist, so daß die Germanen die Hoffnung aufgeben müssen, es zu nehmen. Zufrieden mit der gemachten

Beute kehrten sie über den Rhein zurück. Dem Rest der Usipeter und Tenktrer, welche bei den Sigambrern Zuflucht gefunden, mag dieses Abenteuer, das viel römisches Blut gekostet, keine geringe Genugthuung gewährt haben.

Bei dem großen Aufstande, in welchem die gallischen Stämme unter Führung des Vercingetorix noch einmal gegen den Willen des Schicksals ankämpften, der sie der römischen Macht unterwarf, spielte germanische Hilfe keine Rolle. Bei dem gewaltigen Kampfe um Alesia, wohin die aufständischen Gallier sich geworfen, dem letzten Akt dieses keltischen Unabhängigkeitskrieges, treffen wir vielmehr ein germanisches Reitercorps im römischen Lager. Es scheint, daß Cäsar die besondere Tüchtigkeit der Germanen in dieser Waffe nicht entgangen ist und daß er die schwache Seite der Germanen, das Reislaufen, wohl erkannte und zu benutzen verstand: bei einem großen Ausfall, der vom Mittag bis zum Sonnenuntergang beide Teile in heftigem Kampfe in Atem hielt, entschied ihr unwiderstehlicher Angriff den Sieg und warf die Belagerten in die Stadt zurück. Diese germanischen Auxiliaren werden auch bei Pharsalus, bei Thapsus unter Cäsars Streitkräften genannt, und an Gelegenheiten, sich über Land und Volk der Germanen noch genauer zu unterrichten, als bis dahin, fehlte es ihm mithin nicht.

Er schaltet eine kurze Schilderung der Landes- und Volkszustände in seine Kommentarien ein: knappe, klare Züge, in deren Zeichnung sich jedoch kein andres Interesse zeigt, als das des Feldherrn und Staatsmannes. Er schildert uns ihre Volksart gegenüber derjenigen der Gallier; es fällt ihm auf, daß sie keinen geschlossenen Priesterstand haben, wie den der gallischen Druiden, überhaupt das Opferwesen bei ihnen nicht die große Rolle spielte, wie in Gallien. Von ihren Religionsvorstellungen hat er nur sehr oberflächliche Kunde; einen Sonnengott, einen Gott des Feuers und eine Mondsgöttin bezeichnet er als die einzigen von ihnen verehrten Gottheiten. Auch ein andres fällt ihm auf gegenüber den Zuständen in Gallien: bei den letzteren ist neben den Priestern der Adelsstand, die Ritter, allmächtig, die Masse des Volkes geknechtet; bei den Germanen, welche er kennen gelernt, ist kein Sondereigentum, sondern die „Magistrate und Fürsten" wiesen alljährlich den Geschlechtern und Familien Ackerland an; als Grund geben sie, nach Cäsar, unter anderm an, daß sie nicht wollten, daß der Besitz bei wenigen sich häufe, welche sich dann über die andern erheben könnten; die Leute legten Wert darauf, daß in dieser Hinsicht kein Unterschied zwischen dem geringen Manne und dem Mächtigen gemacht werde: auch sonst finden wir bei den Germanen dieser Zeit wohl allenthalben den natürlichen Unterschied, den persönliche Vorzüge zwischen dem Bedeutenden und Nichtbedeutenden ziehen, nirgends aber einen eigentlichen Adelsstand. Ja bei den Sueben, welche Cäsar wohl vorzugsweise im Auge hat, war in Friedenszeiten überhaupt keinerlei gemeinsames Volkshaupt; in den einzelnen Landschaften und Dörfern sprechen die angesehensten Männer „die Ersten in der Landschaft oder im Dorfe" Recht; zuweilen tritt das gesamte Volk zusammen, und hier werden dann, wenn ein Krieg, sei es Angriff, sei es Verteidigung, zu führen ist, die Führer gewählt, denen man Gewalt über Leben und Tod überträgt. Bei Gelegenheit einer solchen allgemeinen Versammlung kann aber auch ein Häuptling, der sich Ansehen genug zutraut, erklären, daß er auf eigne Hand einen Kriegszug zu unternehmen gewillt sei, und diejenigen, die Lust zu dem Abenteuer tragen, auffordern, sich bei ihm zu melden: so mag es Ariovist einst gemacht haben, als er es übernommen hatte, den Sequanern ein Heer zu schaffen. Die Staatsmacht war mithin noch sehr unentwickelt, der Willkür des Einzelnen war kaum eine Schranke gezogen. Die Lebensweise war, der Armut des Landes gemäß, einfach; wenn Ariovist von seinen Scharen — jenen ersten

15000, welche ihm über den Rhein folgten — rühmt, daß sie in vierzehn Jahren unter kein Dach gekommen seien, so werden die meisten an diese Entbehrung sich leicht gewöhnt haben; wo die Sache irgend gefährlich steht, ziehen die Weiber und die Kinder mit in den Krieg, oder man birgt sie in der Wildnis, wo das bedeckte Haus von selbst wegfällt. Der Ackerbau war noch wenig entwickelt. Die Nahrung gaben die Herden — und Vieh war deshalb der gesuchteste Teil der Kriegsbeute; neben der Viehzucht spielte eine Hauptrolle die Jagd, welche damals wohl mehr eine Notwendigkeit, als ein ritterliches Vergnügen gewesen sein wird. Aus der großen Mannigfaltigkeit jagdbarer Tiere nennt Cäsar das Renntier, das Elen und den Auerochsen; die Jagd auf letzteren brachte am meisten Ehre. Mit Stolz wies der Jäger die Hörner der von ihm erlegten Tiere vor, und hier setzte auch die erste Regung des Luxus an: man ließ den Rand des Horns mit Silber umziehen und gebrauchte dasselbe bei Festgelagen als Trinkgefäß. Wo und von wem dieser Industriezweig gepflegt wurde, sagt uns Cäsar nicht; doch sehen wir, daß der Handel bereits den Weg nach den germanischen Wäldern gefunden hatte. Im übrigen bemerkt der Römer den großen Unterschied zwischen der einfachen und dürftigen Lebensweise der Germanen gegenüber dem üppigen Leben der Gallier, welche sich bereits an den Gebrauch „überseeischer Handelsartikel" gewöhnt hatten, und er leitet es von dieser Verweichlichung der Sitten her, wenn die letzteren ihren Nachbarn, welche sie früher an Tapferkeit übertroffen hätten, längst nicht mehr im Kampfe gewachsen seien. Von den sittlichen Anschauungen der Germanen, mit welchen er zusammen getroffen, weiß uns der Römer wenig zu berichten, er hebt hervor, daß man auf keusches Leben der Jugend Wert gelegt und Gastfreundschaft heilig gehalten habe; die strengen Begriffe von Mein und Dein aber hörten jenseits der Grenze auf. Räubereien jenseits der Stammesgrenze brachten keinerlei Schimpf — eine naive Anschauung des Barbarentums, welche in harmloserer Form eigentlich noch immer fortdauert.

Dieses einfache Volksleben war jetzt an einem großen Wendepunkt angelangt. Die zehn Jahre von Cäsars Prokonsulat über die beiden Gallien führen eine neue Epoche im Leben der Germanen herauf. Eins vor allem tritt sofort entgegen: im Kampfe mit dem ganz anders gearteten, mit allen Machtmitteln einer überlegenen Civilisation ausgerüsteten römischen Volke wurden sie sich ihres eignen Volkstums bewußt; sie erkannten sich mit dem gemeinsamen Namen, den ihnen ihre keltischen Feinde geschaffen, als eines Geschlechts, als Germanen.



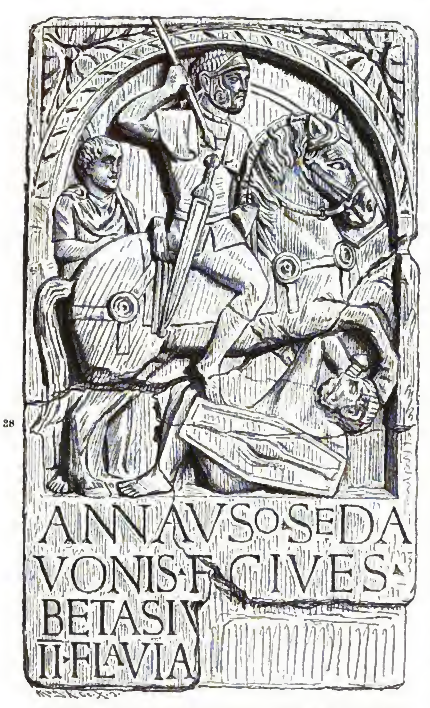
Grabschrift eines deutschen Sklaven in Rom.

Im J. 1875 in der Nähe der Porta Maggiore inmitten mehrerer Familiengräber (Kolumbarien) aufgefunden. Der Zeichner hat den Stein noch an seiner ursprünglichen Stelle gesehen, den »loculus« verschließend, der die Asche des namenlosen „Schwaben aus Deutschland" enthielt. Jetzt im Museo Kircheriano zu Rom.



3. Das römische Reich und das freie Germanien unter Augustus und Tiberius.

Für den Augenblick und noch für längere Zeit überwog offenbar bei der ganzen Welt von Völkern jenseits des Rheins und der Donau der Eindruck der römischen Macht, die sich in so vernichtenden Schlägen entladen hatte. Während des gewaltigen Kampfes, der in den folgenden Jahren das römische Reich durchtobte, blieb Gallien und Germanien vollkommen ruhig, und es verfehlte sicherlich unter den Völkerschaften des letzteren Landes seinen Eindruck nicht, daß eben der Mann, der ihnen jene furchtbare Lehre gegeben, aus diesem Kampfe als Sieger hervorging und alle Macht der römischen Republik in seiner Person vereinigte. Ungestört konnten die Römer die wichtigeren Punkte in den Landstrecken, wo ihr Reich an Germanien grenzte, befestigen und dieselben durch Militärstraßen verbinden. Ehe zwei Menschenalter vergangen waren, verband eine solche Straße alle wichtigen Punkte auf der ganzen Linie und ihre Garnisonen. Vindonissa im Helvetierland war der Knotenpunkt, wo sich die Straßen schieden: nach rechts führte die Heerstraße der Donau zu, welche sie bei Regensburg erreichte, lief dann diesem Flusse entlang bis Vindo bona oder Wien; nach links führte sie nach dem Rhein, wo dann von Augusta Rauracorum (Basel), an der Stelle, wo der Strom seine nördliche Richtung annimmt, bis Vetera oder Xanten Militärkolonien, Garnisonen und aus denselben jene Städte erwuchsen, Argentoratum, Moguntiacum, Bingium, Bonna, Colonia Agrippinensis, welche in der Folgezeit eine so große Rolle in der Geschichte unsers Volkes gespielt haben. Die Stimmung unter den germanischen Völkern scheint keine feindselige gewesen zu sein. Der Handelsverkehr belebte sich, eben in jener Zeit suchten nicht wenige germanische Fürstensöhne den römischen Dienst auf, erlangten in römischen Diensten das Bürgerrecht, ja selbst den Rang von Equites Romani, Ritterrang, und nicht wenige wurden mit Leib



Römische Darstellung eines germanischen Auxiliarreiters in römischen Diensten.

Grabstein gefunden zu Mainz, jetzt im dortigen Museum.

Der bärtige Reiter, an der Rechten das Schwert, in der Hand die geschwungene Lanze, sucht einen unter dem Pferde liegenden feindlichen Germanen zu durchbohren. Im Hintergrunde der waffentragende Sklave des Reiters. Die Inschrift:

Annauso Sedavonis F(ilius) Cives
Annauso des Sedavo Sohn, Bürger

Betasiu(s) (eques alae) II Flaviae
von Betäse (Beetz', Reiter des II flavischrn Geschwaders.

und Seele römisch. Die überlegene Macht der Römer stimmte sie nicht feindselig, sie imponierte ihnen, und wir können diese Wirkung an einzelnen Hervorragenden unter dem Volke beobachten.

Als Cäsars Adoptivsohn und Erbe Octavianus im Jahre 40 v. Chr. die Herrschaft des Westens übernommen hatte, suchte er auch der Germanenwelt gegenüber die von seinem großen Vorgänger gewonnenen Grenzen nicht auszudehnen, sondern nur zu sichern. Im Jahre 38 v. Chr., dem ersten, aus welchem wir wieder etwas über germanisch-römische Beziehungen hören, schickte er den ersten Mann seiner militärischen Umgebung, M. Vipsanius Agrippa, dorthin, welcher eine Empörung in Gallien dämpfte und bei dieser Gelegenheit, der zweite römische Feldherr, selbst über den Rhein ging. Er dehnte jedoch das römische Machtgebiet nicht aus, im Gegenteil, er fand für nötig, die Ubier, die alten Freunde Roms, auf das diesseitige linke Rheinufer zu verpflanzen. Er gab

ihnen Wohnsitze, welche sich durch die Orte Andernach und Neuß etwa begrenzen lassen; ihr Hauptort war Köln, dessen römischer Name, Colonia Agrippinensis, nicht von seinem Namen, sondern von Kaiser Claudius' Gemahlin Agrippina, die hier geboren war, herrührte (50 n. Chr.), dann aber bald den germanischen, Ubierstadt, verdrängte: in demselben Maße wie der Stamm selbst sich rasch, und zwar im üblen Sinn mehr als im guten, romanisierte und sich seines germanischen Ursprungs schämte. Die Stadt, die Kolonie, Colonia, vorzugsweise genannt, blieb von da an lange, unter wechselnden Formen, der Mittelpunkt römischen Einflusses in Germanien.

Nicht allzulange freilich blieb der Friede gesichert. Als Augustus im J. 29, jetzt — nach der Schlacht bei Actium 31 v. Chr. — Sieger über alle seine Mitbewerber um die erste Stelle im Reich, nach Rom zurückkehrte und dem Volke das Schauspiel eines großartigen Triumphes über seine vielen Besiegten gab, erblickte man auch Gefangene oder Geiseln einiger gallischen und germanischen Völkerschaften unter den Beutestücken, ohne daß wir angeben können, auf welche Ereignisse sich diese Schaustellung bezog. Im J. 27 bereiste der Imperator selbst Gallien, das er politisch und militärisch organisierte und zu einer der cäsarischen Provinzen machte, die er durch ihm persönlich verantwortliche Legaten verwalten ließ. Zwei Jahre später kam die Meldung, daß ein Trupp italischer Geschäftsleute von Germanen im jenseitigen Lande ermordet worden sei. Das Nähere ist unbekannt, doch sehen wir daraus, wie gefährlich und mithin im glücklichen Falle wie gewinnreich dieser Handel gewesen sein muß. Der kommandierende Legat, M. Vimicius, unternahm im J. 25 einen Zug über den Rhein; einige Jahre vergingen ruhig, doch mußte im J. 20 Agrippa schon vom Rhein herübergekommene germanische Schwärme aus Gallien herausschlagen, und schon im J. 16 wiederholte sich jener Vorgang in ernsterer Gestalt. Italische Kaufleute waren im Lande der Sigambrer, mit welchen sich die Reste der Usipeter und Tenktrer verschmolzen hatten, auf grausame Weise getötet worden. Es scheint das Signal gewesen zu sein zu einer größeren Unternehmung: unter einem Herzog Melo fielen diese Sigambrer in das belgische Land ein, das sie verheerten. Bei diesem Zuge stießen sie auf den Legaten M. Lollius Paullinus, der ihnen entgegengerückt war. Mit Mühe gelang es diesem, sein Lager zu erreichen; aber ein wertvolles Siegeszeichen, den Adler einer Legion, der Legion V. Macedonica, mußte er in den Händen der Germanen lassen. Der Eindruck dieses Ereignisses wird in der Germanenwelt groß gewesen sein: in Rom, wo man seit den Tagen der Cimbern und Teutonen gegen Nachrichten von dieser Seite her besonders empfindlich war, erregte es gewaltiges Aufsehen, und der Eindruck ward verstärkt durch einen Räuberzug, welchen ein Schwarm aus den Alpenstämmen, den vielleicht etruskischen Rhätiern und den keltischen Vindeliciern, in oberitalisches Gebiet machten. Die Räuber wurden leicht gezüchtigt, und auch die Niederlage des Lollius fand Augustus, der selbst nach Gallien sich begab, nicht so bedeutend, als die ersten Nachrichten sie hatten erscheinen lassen. Aber dergleichen Vorgänge durften sich nicht wieder-

29 27 25 20 16

holen, und zunächst stellte sich im Rate des Imperators der Plan der Eroberung der Alpenländer und der Züchtigung der Rhätier und der Vindelicier fest. Die Ausführung übergab Augustus seinen beiden Stiefsöhnen, Drusus und Tiberius Claudius Nero; von der Etsch her sollte der erstere, vom Rheinthal her der letztere den Angriff machen. Dies gelang, damals lieferten die Römer den Vindeliciern eine Seeschlacht auf dem schwäbischen Meere. Nachdem auch der Verzweiflungskampf in den Alpenthälern zu Ende war, wurde die Grenze des römischen Reichs bis zur oberen Donau vorge-15 schoben (15 v. Chr.). Um dieselbe Zeit ungefähr wurden die Truppen gegen die germanische Grenze auf acht Legionen vermehrt, und das ganze linke Rheinufer von Raurica bis Castra Vetera, von Augst bei Basel bis Xanten als Militärgrenze, als römisches Provinzialgebiet, organisiert. Es war notwendig, nachdem man so sich den Rücken gedeckt hatte, die Germanen durch kräftige Angriffsstöße auf ihr eigenes Gebiet an die römische Übermacht zu erinnern.

Mehr vielleicht, als eigentlich in Augustus' Absichten lag, erhielt der Krieg gegen die Germanen jetzt den Charakter eines Angriffs-, ja eines Eroberungskrieges durch den unternehmenden Ehrgeiz des Mannes, welchem Augustus diese Aufgabe übertrug, als er nach fast dreijährigem Aufenthalt in Gallien nach Rom zurückkehrte. Es war der jüngere seiner beiden Stiefsöhne, welche ihm Livia zugebracht hatte, Claudius Drusus Nero, ein Mann in der Blüte der Jahre, geboren 38 v. Chr., welcher den hochstrebenden, kühnen Geist seiner Mutter Livia besaß, aber ohne deren schlimme Eigenschaften, und der von Begierde brannte, zu zeigen, daß auch die neue monarchische Ordnung der Dinge Kriegsthaten erzeuge, der alten Zeiten würdig: ein Ehrgeiz, den ihm die neue Verwandtschaft mit dem herrschenden Hause der Julier ebenso wie der alte Glanz des Patriciergeschlechts, dem er angehörte und das mit wichtigen Ereignissen der republikanischen Zeiten verwoben war, nahe legte.

Der Angriff galt zunächst den westdeutschen Stämmen zwischen Niederrhein und Weser: es waren die Bataver, Friesen, Chauken, Angrivarier, Ampsivarier, Brukterer, die Sigambrer mit ihrer Klientel; die Chatten und die Cherusker; — die ostdeutschen Stämme, die Burgunder, Vandalen, Lygier u. a. wurden von diesen Ereignissen noch nicht unmittelbar berührt.

Jene westlichen Stämme waren, seitdem sie, wenn auch nur mittelbar und gelegentlich mit der römischen Welt in Berührung gekommen waren, etwas fortgeschritten. Sie hatten sich mit ihrem Boden vermählt, hatten keine Neigung mehr, ihre Wohnsitze aufzugeben, und waren darüber, obgleich ihr Hauptreichtum in Vieh bestand, bereits ihrer Mehrzahl nach schon zu Bauern geworden. Ein Kampf gegen sie war, wenn er auch für die Machtmittel des römischen Reichs nicht schwer erschien, zum mindestens nicht mühelos. Allerdings war ihre Bewaffnung mangelhaft, wenig Eisenwaffen, keine Panzer; als Sturmhaube diente die Kopfhaut eines erlegten Tieres, eines Hirsches, Ebers, Bären etwa; ein langer, schmaler, geflochtener und meist bemalter Schild deckte notdürftig den Körper, und die Farbe dieses Schildes scheint die Krieger der verschiedenen Stämme gekennzeichnet zu haben: ein Stamm trug schwarze, die Friesen braune, bei den Sachsen findet man später rote Schilde. Ihre Angriffswaffen bildete das lange Kriegsmesser, Sahs, die Doppelaxt aus geschärftem Stein, da und dort aus Eisen, die Framja, ein Wurfspeer, der auch im Handgemenge

seine Dienste that; oder das Schwert, das allerdings wohl noch wenig gebraucht wurde und, wo man es brauchte, den Schwertern von römischer Arbeit nicht gleichkam. Die Masse der Kämpfer zu Fuß mußte sich oft mit Speeren begnügen, deren Spitzen nur im Feuer gehärtet waren, und ihr Interesse war, baldmöglichst zum Nahekampf zu gelangen, wo sich die überlegene Körperkraft und die bis zu äußerster Wildheit entflammte Kampfeslust geltend machen konnte: der Eindruck eines germanisches Heeres hatte immer, auch für die römischen Soldaten, etwas von jener Furchtbarkeit, welche einst die Gallier den Soldaten Cäsars mit so lebhaften Farben geschildert hatten. Ihre Überwältigung aber erschwerte die Natur des Landes, die Urwälder und Sümpfe, durch welche kein gebahnter Weg führte; auch gab es nur wenige bestimmte Angriffsziele, da dem Lande die Städte fehlten. Da und dort bot ein allverehrtes Heiligtum etwa, von dessen Zerstörung man sich Eindruck versprechen konnte, ein solches Angriffsziel. Und auch dies erschwerte die Besiegung, daß aus den weiter östlich gelegenen Gebieten Zuzug herangeholt werden konnte, der sobald keine Erschöpfung befürchten ließ.

Indes befand sich Rom damals auf dem Gipfel seiner Macht und seines Glanzes. Sein Heer war ein unvergleichlich geübtes, unvergleichlich organisiertes Soldatenheer, das gleichwohl noch nicht aufgehört hatte, ein Bürgerheer zu sein, mit dessen Adlern der große Name der römischen Republik, jetzt verstärkt durch monarchische Impulse, und die alte vaterländische Begeisterung ging: und Drusus war ganz der Mann, diese moralischen Elemente in seinem Heere zu beleben. Man ist allzusehr gewöhnt, von der römischen Kaiserzeit als von einer Zeit des Verfalls zu sprechen, und bald genug allerdings sollte dieser Verfall beginnen; unter dem ersten Cäsar aber wirkte der monarchische Umschwung der Dinge als etwas Neues belebend, erfrischend auf den Volksgeist ein und erzeugte ein römisches Nationalgefühl, an welchem die in dem römischen Reiche vereinigten Völker einigermaßen teilnehmen konnten. Die Provinzen, wenigstens viele in den Provinzen, empfanden die Siege des Kaisers und des Reiches als die ihrigen, was ihnen bei den Siegen der Republik nicht gestattet oder nicht möglich gewesen war. Im J. 13 v. Chr. übernahm Drusus den Befehl. 13
Sofort wurde es in den beiden Germanien lebendig. Der Hauptwaffenplatz der oberen Provinz, Moguntiacum, ward ausgebaut; der Verkehr zwischen den kleineren Plätzen am ganzen linken Ufer war nicht bloß auf dem Landweg, sondern auch durch eine große Anzahl von Schiffen auf dem Rhein selbst lebhaft. Vor allem aber wurden große Strombauten am Niederrhein in Angriff genommen; ein Drususkanal (fossa Drusi, die jetzige Yssel) sollte einen Teil des Rheins in den Flevo (Zuydersee), der damals ein Binnensee und mit der Nordsee nur durch einen stromartigen Abfluß verbunden war, ableiten und so eine nähere Verbindung mit der nördlichen germanischen Küste herstellen. Zu beiden Seiten des Rheins geriet man in Bewegung bei diesen Rüstungen. Auch die Gallier wurden schwierig: sie fühlten wohl, daß ein weiteres Vorschieben der römischen Macht ihnen jede Hoffnung, ihre alte Selbständigkeit zurückzugewinnen, für immer benehme; indes wurde Drusus dieser Stimmung mit leichter Mühe Herr. Er gewann den keltischen Adel, der alten Maxime der römischen Politik gemäß, welche es verstand, überall das Interesse der Besitzenden, der herrschenden Klassen mit dem römischen zu verbinden, und ein

großes Denkmal der keltischen Loyalität, ein Altar, dem Augustus und der Göttin Roma errichtet, erhob sich zu Lugdunum; er trug die Namen von sechzig gallischen Völkerschaften. Auch im germanischen Lande selbst gelang schon der römischen Politik ein großer Erfolg. Die Bataver und die Friesen, ohne Zweifel infolge von innern Zerwürfnissen mit andern deutschen Stämmen, traten unter günstigen Bedingungen in die römische Bundesgenossenschaft ein: die Bataver blieben gänzlich steuerfrei, wurden aber als besonders zuverlässige und brauchbare Unterthanen so stark wie kein anderer Gau — 1000 Reiter und 9000 Fußsoldaten — bei der Aushebung herangezogen, sogar die kaiserlichen Leibwächter vorzugsweise aus ihnen genommen; die Friesen erhielten eine ähnliche Stellung, beide Völker waren dem Drusus treue und nützliche Helfer, haben auch nach der Varusschlacht in ihrem Verhältnis zu Rom nichts geändert und noch dem Germanicus willig Zuzug geleistet.

12 Im J. 12 v. Chr. begann nun eine Reihe von Feldzügen, deren Folgen für die innere Entwickelung der germanischen Zustände groß waren, wenn sie gleich nur allmählich sichtbar wurden. Während die Flotte zusammengezogen wurde, ging Drusus über den Rhein, marschierte ins Stromgebiet der Lippe, in die Wohnsitze der Sigambrer und ihrer Klientel, verwüstete das Land, trieb Vieh und Gefangene hinweg. Alsdann kehrte er zurück und schiffte das Heer im Lande der Bataver ein, fuhr durch den neuen Kanal in die Zuydersee ein, und darauf in die Nordsee, an deren Küsten hin bis zur Insel Borkum (Burchana), die erstürmt wurde, und von da die Ems aufwärts. Es kam auf der mittleren Ems zu einer Stromschlacht mit dem dort ansässigen Stamm der Brukterer, welche auch ihrerseits ihre Fahrzeuge bestiegen hatten. Sie wurden überwunden; Drusus fuhr wieder den Strom abwärts, dann an der Küste bis zur Wesermündung und unterwarf die Chauken, deren Gebiete von der unteren Ems bis zur Elbe sich erstreckten; ohne erheblichen Unfall brachte er Flotte und Heer zurück.

11 Der Feldzug des folgenden Jahres (11 v. Chr.) begann unter den günstigsten Vorzeichen. Die Sigambrer, so scheint es, gedachten mit der vereinigten Kraft der sämtlichen Germanenstämme den Römern entgegenzutreten: sie hatten mit mehreren Stämmen Kriegsbündnisse geschlossen und forderten auch die Chatten zum Beistande auf. Diese aber weigerten sich, und die Spannung zwischen beiden Stämmen wurde so stark, daß die ergrimmten Sigambrer die Chatten mit Krieg überzogen. Bei Vetera ging Drusus auf die rechte Stromseite, er drang an der Lippe aufwärts nach Osten, und gelangte, ohne irgendwelchen Widerstand zu finden, an das linke Ufer der Weser. Allein der Marsch ging nur langsam von statten in dem pfadlosen Lande, und der Rückzug konnte Gefahren bringen, welche der Vormarsch nicht gehabt hatte. So war es in der That: in Massen hatten sich mittlerweile die Germanen erhoben und an einem Passe verlegten sie dem rückmarschierenden Römerheere den Weg. Sie holten sich aber, ihrer Sache allzusicher und schlecht geführt, nur eine schwere Niederlage. Der dauernde Gewinn dieses Feldzuges für die Römer war die



Zerstörung eines germanischen Dorfes durch die Römer.

Römisches Relief von der Colonna Antonina zu Rom.

Anlegung einer starken militärischen Position im rechtsrheinischen Lande, eines Kastells Aliso, 18 Meilen vom Rheine, dessen Name man in dem westfälischen Dorfe Elsen unweit Paderborn erhalten glaubt. Eine Heerstraße verband alsbald den vorgeschobenen Posten mit der nächsten Festung Vetera; auch der Festung Mainz gegenüber wurde ein Brückenkopf, ein Kastell, angelegt, und der Name ist dem Orte geblieben; einige Höhen des Taunus wurden befestigt. Ein Stamm jener Gegenden, die Mattiaker, in der Gegend des heutigen Wiesbaden, schloß sich der römischen Bundesgenossenschaft an. Drusus' Bruder Tiberius hatte unterdessen einen Aufstand in Pannonien unterdrückt; in Gallien befestigte sich die römische Ordnung der Dinge zusehends. Der Imperator 10 Augustus besuchte in diesem Jahr (10 v. Chr.) wiederum dieses letztere Land, und mit einem großartigen Feste wurde das neue Heiligtum zu Lugdunum eingeweiht. Die Kampfspiele und musischen Wettkämpfe, welche bei dieser Gelegenheit zum erstenmale abgehalten wurden, entwickelten sich zu einem Volksfeste, das sich mehrere Jahrhunderte erhielt.

9 Im Jahre 9 führte Drusus seinen Plan, bis zur Elbe vorzudringen, aus. Der Feldzug begann mit einem Angriff auf die Chatten, von dessen näherem Verlauf wir keine Kunde haben: wir wissen nur, daß bei weiterem Vormarsch Drusus auf den Heerbann eines weit im S.O. angesessenen Stammes, der Markomannen, stieß, der zu spät kam, um den Chatten noch zu helfen. Der römische Heerführer wendete sich dann nordwärts gegen die Cherusker, überschritt die Werra und erreichte auch sein nächstes Ziel, die Elbe: an welcher Stelle, lassen unsre dürftigen Nachrichten nicht erkennen. Zu einer Überschreitung des Flusses, damit hier an der Elbe die Lehre wiederholt werde, die einst Cäsar am Rhein gegeben, scheint die Zeit nicht gereicht zu haben. Der Befehl zum Rückmarsch ward gegeben: aber nur der Leichnam des Drusus kam nach Mainz zurück.

Eine Legende, man weiß nicht ob germanischen ob römischen Ursprungs, weiß zu erzählen, daß an der Elbe dem siegreichen Feldherrn eine der wahrsagenden Frauen des Landes entgegengetreten sei und ihm verkündet habe, daß das Ziel seiner Thaten und seines Lebens vorhanden sei: genug, auf dem Rückzuge that er einen Sturz mit dem Pferde und verletzte sich lebensgefährlich. Sein Bruder Tiberius, rasch aus Italien herbeigerufen, fand ihn noch lebend; die militärischen Ehren, mit welchen er begrüßt werden sollte, ordnete Drusus selbst noch an; ganz kurz nach Tiberius' Eintreffen verschied er, 9 v. Chr. am 14. Sept., erst 30 Jahre alt. Den Heereszug, der zum Leichengefolge seines Feldherrn geworden war, führte Tiberius nach Mainz zurück, und noch nach seinem Tode ehrte man den fürstlichen Mann, der weiter als jemals ein Römer in das unheimliche Land vorgedrungen war, mit dem Ehrennamen Germanicus, welcher seiner Familie verblieb. Die Überreste des Denkmals, das hier in Mainz errichtet wurde — die Leiche selbst wurde nach Rom gebracht und dort beigesetzt — sollen in dem ältesten Teil der Befestigungen von Mainz, dem Eigelstein, erhalten sein.

Sein Bruder Tiberius erhielt den Befehl an seiner Stelle. Er dachte anders als sein Bruder über die der Barbarenwelt am rechten Rhein- und linken Donauufer gegenüber einzuschlagende Politik: er war gegen alle Eroberungszüge auf der rechten Stromseite. Er erntete die Frucht des letzten Feldzugs, als er im Jahre 8 kaum in Germanien eingedrungen war, insofern, als der kriegerische Stamm der Sigambrer seine Häuptlinge an ihn sandte, um Frieden zu suchen; sie wurden nach Gallien an den Imperator selbst geschickt, hier mit grobem Bruch des Vertrauens sofort als Geiseln festgenommen und in gallische Städte interniert. Es wird erzählt, daß diese Fürsten, um ihrem Volke die Freiheit des Entschlusses zurückzugeben und sich selbst von der Knechtschaft zu befreien, sich selbst den Tod gegeben hätten, darauf hätte Tiberius gegen die Sigambrer wiederholt, was Cäsar gegen die Usipeter und Tenktrer für erlaubt gehalten, und 40000 Germanen wären von ihm dann auf dem linksrheinischen Boden, aber an verschiedenen und auseinanderliegenden Orten angesiedelt worden. Weitere kriegerische Unternehmungen vermied Tiberius, er kehrte zu der Politik des Julius Cäsar zurück.

Er fiel jedoch kurze Zeit darauf in Ungnade und zog sich im Jahre 6 v. Chr. nach Rhodus zurück, seine Politik aber blieb für die nächste Zeit maßgebend, und eine Reihe von Jahren vergeht, ohne daß wir von bedeutenden kriegerischen Ereignissen hören. Die Grenze war nun völlig militärisch und politisch organisiert. Der Legat der oberen Provinz, dem auch die Truppen von Raurika und Vindonissa unterstellt waren, residierte zu Mainz, der der unteren, welche etwa bei Bingen begann, zu Köln, und ein friedlicher Verkehr entwickelte sich längs der ganzen Grenze.

Die Germanen zeigten sich nicht mehr unempfänglich für den Wein, das Öl und andre Produkte des jenseitigen Landes. Die prächtigen Waffen und so viele andre Gegenstände der höheren Civilisation, auch geringeren Wertes wie Töpfergeschirre, wurden nicht bloß durch heimkehrende Krieger der kaiserlichen germanischen Leibwache mitgebracht, welche das Land Italien bis zum äußersten Süden — auch den flammenden Ätna im Jahre 36 beim Feldzug gegen den Triumvir Lepidus — gesehen hatten, sondern auch von mehr oder weniger regelmäßig verkehrenden Händlern dargeboten. Sie nahmen dagegen Schinken, Gänsebrüste, Vieh, Sklaven, Hörner, Häute, Menschenhaare, und das schöne römische Metallgeld fand seinen Weg in Gegenden, wohin das Schwert noch nicht gedrungen war. Die Bevölkerung einiger Orte, wo Germanentum und römische Civilisation unmitelbar sich berührten und mischten, wie die der ubischen Kolonie Köln, entartete rasch, indem sie die Laster der Barbarei und der verfeinerten Kultur vereinigte.

Im Innern von Germanien vollzog sich während dieser Zeit an einem Punkte der erste — soviel wir sehen ist es der erste — merkwürdige Versuch einer größeren politischen oder Staatsschöpfung auf germanischem Boden.

Ein Vornehmer aus dem Stamme der Markomannen, denen wir schon im Heere Ariovists und soeben wieder auf dem Marsche nach dem Chattenlande

begegnet sind, Marobodnus, Marbuod, hatte sich nach dem Fehlschlagen des letzteren Zugs an die Spitze dieses Stammes oder Zweiges der Sueben geschwungen. Er war, einer von vielen, einst selbst zu Rom gewesen und hatte dort gesehen und gelernt, was ein Mann von offenem Blick und mit dem Ehrgeiz und den Leidenschaften der Jugend dort sehen und lernen konnte: der erste Mann des römischen Reichs selbst, der Kaiser Augustus, soll Gefallen an ihm gefunden und ihn persönlich ausgezeichnet haben, wie denn im allgemeinen diese germanischen Ritter einer günstigen Aufnahme in Rom sich zu erfreuen hatten. Er führte jetzt, wahrscheinlich gedrängt durch einen neuen Anstoß suebischer Völkerschaften, der Hermunduren und wohl auch der Langobarden, die Markomannen nach dem Lande Böhmen, Boihämum, trieb den keltischen Stamm der Boier, welcher diesem Lande seinen Namen hinterlassen hat, aus und unterwarf ihn, schuf der neuen Macht einen Mittelpunkt in dem Orte, in welchem er seinem Herrschersitz nahm, Marobuduum (Budweis?), und bildete sich, wie einst Ariovist gethan, ein tüchtiges Heer, mit welchem er dann sein Reich durch Eroberungen ausdehnte. Nicht ohne Besorgnis sah man diese geeinigte germanische Macht, welche bis hart an die Thore von Italien heranreichte; noch aber wußte beiderseitige Klugheit und Mäßigung einen unmittelbaren Zusammenstoß zu vermeiden. Man tauschte Gesandtschaften und Geschenke aus; Römer, welche sein Land besuchten, behandelte Marbuod mit Auszeichnung und sah es gern, wenn solche sich in seinen Grenzen ansiedelten; es scheint, daß er den unglücklichen Gedanken hegte, in diesen angesiedelten Römern eine Stütze zu suchen gegen den Widerwillen, welchen seine eigenen Landsleute gegen ein Königtum dieser Art empfanden, das die Königsgewalten unter den Völkerschaften seines Bereiches zu zerstören und, soweit die Kultur der Germanen dies zuließ, eine Centralisation und ein dem römischen Vorbild abgelauschtes, absolutes Regiment aufzurichten strebte. Zunächst bekämpfte man von römischer Seite diese neue Macht nur mittelbar. Der kaiserliche Legat in Vindelicien und Rhätien setzte sich mit dem Volke der Hermunduren in Verbindung, welches dem Markomannenreiche sich nicht anschließen wollte, und um nachdrücklich zu erkennen zu geben, daß die römische Macht noch keine Furcht gelernt habe, unternahm er im J. 2 v. Chr. einen Zug ins Innere von Deutschland, der ihn wahrscheinlich von Augusta Vindelicorum oder Augsburg aus bis an die Elbe führte; er fand keinen Widerstand. Im J. 1 v. Chr. erhielt L. Domitius Ahenobarbus, der mit einer Nichte des regierenden Kaisers verheiratet war, den Oberbefehl am Rhein. Er legte von Vetera aus eine neue Heerstraße nach der Ems an, bei welcher an nicht wenigen Stellen Knüppeldämme, „lange Brücken", „Domitianische Brücken" über unreguliertes Gewässer angelegt werden mußten. Im übrigen wird von ihm erzählt, daß er versucht habe, das mächtige Volk der Cherusker durch einfaches Machtwort zur Wiederaufnahme ausgetretener Volksgenossen zu zwingen, und daß ihm dies mißlungen sei. Bei diesem Volke scheint der Gegensatz einer römischen und einer nationalen Partei, der sich wohl nach und nach allenthalben bildete, am gespanntesten gewesen zu sein.

Offenbar wurde es nach und nach eine sehr wichtige Aufgabe, die römische Reichspolitik am Rhein zu vertreten: als hervorragend tüchtig wird der Statthalter geschildert, der im J. 3 n. Chr. den Befehl übernahm, C. Sentius Saturninus, welchem nachgerühmt wird, daß er die Gemüter der Germanen durch eine glückliche Vereinigung von Festigkeit und Milde zu gewinnen gewußt habe. Seit dem J. 4 n. Chr. gewann Tiberius wieder entscheidenden Einfluß auf die auswärtige Politik des Reiches. Augustus war, weil ein erbarmungsloses Geschick ihm seine nächsten Angehörigen einen nach dem andern hinwegraffte, genötigt gewesen, diesen seinen Stiefsohn zurückzurufen, ihn zu adoptieren und ihn dadurch zu seinem Nachfolger zu designieren. Er gewann an ihm eine sichere Stütze: denn Tiberius war ein überaus fähiger Feldherr und Staatsmann.

n. Chr. 3

4

Dieser fand als seine Hauptaufgabe vor, die Macht des Markomannenkönigs einzuschränken, dessen Königtum bereits bis zur Ostsee reichte, und der mittlerweile seine Herrschaft über eine Reihe weiterer Stämme, Semnonen und Langobarden, Lygier und Vandalen ausgedehnt hatte: man wußte, daß er ein Heer von 70000 Mann zu Fuß und 4000 Reiter unter den Waffen habe. Tiberius übernahm den Befehl, und nach seiner klugen und umsichtigen Weise suchte er zunächst das nördliche Germanien zu sichern. Er machte, indem er von Vetera aus seinen Marsch begann, die römische Übermacht in jenen Gegenden fühlbar, ohne daß größere Kämpfe nötig gewesen wären. Er überschritt die Weser und zwang oder bestimmte die Cherusker zum Bündnis mit Rom; seine Winterquartiere bezog er in der Quellgegend der Lippe um Aliso her, also im Herzen von Germanien. Noch einen Feldzug brauchte er, um diese nördlichen Gegenden zu sichern: im J. 5 marschierte er abermals an die Weser und erneuerte die alte Verbindung mit dem Volke der Chauken; an der unteren Elbe, in der Gegend, wo jetzt Hamburg steht, traf er mit seiner Flotte zusammen, welche zum erstenmale die Küste der cimbrischen Halbinsel bis zu ihrer nördlichen Spitze rekognosziert hatte. Der Stamm der Langobarden, das wildeste unter den Völkern Germaniens, mit welchen die Römer bis dahin Bekanntschaft gemacht hatten, und welches hier am linken Ufer der Unterelbe saß, wich dem römischen Angriff aus, indem es über den Strom hinüber ging; sie gehörten entweder bereits zur Klientel Marbuods oder sie schlossen sich jetzt derselben an.

5

Dieser Fürst selbst scheint nicht begriffen zu haben, daß diese Züge im Norden die Vorbereitung bildeten zu einem Kriege gegen ihn selbst. Die Bewegungen im folgenden Jahre konnten ihm keinen Zweifel darüber lassen, daß der kritische Augenblick für ihn gekommen war. Tiberius nahm sein Hauptquartier zu Carnuntum, oberhalb Wien; mit sechs Legionen überschritt er die Donau und wandte sich nordwestlich; von der andern Seite, vom Rhein her, den Main herauf, sollte Saturninus sechs Legionen heranführen; in Böhmen selbst, in Feindesland sollten die Heere ihre Vereinigung bewerkstelligen. Diese Bewegung wurde gut ausgeführt, noch zehn Tagemärsche standen die beiden römischen Heere auseinander, und das Verderben für Marbuod schien unver-

meidlich. Allein ein furchtbarer Aufstand, der sich, ohne Zweifel von langer Hand vorbereitet, vielleicht von dem mit römischen Mitteln arbeitenden Marbuod selbst geschürt, eben jetzt unter der Bevölkerung von Pannonien und Dalmatien erhob, und der bald diese Länder in einen großen Feuerherd der Empörung verwandelte, machte alle Berechnungen der römischen Politik und Strategie zunichte. Die ganze Bevölkerung erhob sich: man zitterte in Italien vor einer Wiederkehr der Zeiten Hannibals und traf alsbald Verteidigungsanstalten; von einer Fortsetzung des Angriffskrieges gegen Marbuod konnte keine Rede mehr sein. Im Gegenteil: man mußte es als eine Huld der Götter ansehen, wenn es gelang, mit diesem zu einem Abkommen zu gelangen, das die römischen Waffen frei machte. Das Einzelne der Unterhandlungen wie die Bestimmungsgründe, welche in diesem entscheidenden Augenblicke auf Marbuod einwirkten, kennen wir nicht; den Mut, alles an alles zu setzen, scheint er nicht gefunden oder nicht besessen zu haben; die Versuchung, mit welcher Tiberius ihn lockte, jetzt sich die Römer zu verpflichten, sein Reich als ein von ihnen förmlich anerkannter Fürst beherrschen zu können, überwog bei ihm alles andre. Er nahm den Frieden an, den ihm Tiberius bot, und es mochte seinem Selbstgefühl die höchste Genugthuung gewähren, daß er, der Barbarenfürst, der erste germanische Herrscher, dem dies gelang, denselben als Gleicher mit Gleichen, mit dem römischen Volke schloß oder zu schließen schien. So bekam Tiberius die Arme frei, und die Gefahr ward bald beseitigt; die völlige Bewältigung des Volkskriegs in diesen Provinzen aber nahm noch mehrere Jahre in Anspruch.

Die westliche und nördliche Germanenwelt blieb ruhig, dank der besonnenen Art, mit welcher Sentius Saturninus verfuhr; ihm war es zu danken, daß bei dem Volke der Cherusker, das der römischen Politik die schwierigsten Aufgaben stellte, augenblicklich die den Römern zugeneigte Partei und Stimmung überwog. Wir wissen von zwei mächtigen Familien in diesem Lande, deren Häupter Segestes und Segimer waren. Der erstere war ein eifriger Parteigänger Roms; er hatte von Augustus das römische Bürgerrecht erhalten und gestattete, daß sein Sohn Segimund in der Kolonie der Ubier ein römisches Priestertum annahm, oder er hat es sich vielleicht zur Ehre gerechnet: aber auch zwei Söhne Segimers, Flavus, d. i. Blondel, und Armin waren in römische Dienste getreten und scheinen als Führer von Auxiliartruppen den pannonischen Feldzug oder einen Teil desselben mitgemacht zu haben. Der letztere kehrte bald zu seinem Volke zurück; Flavus blieb im römischen Heere, wo er mit Auszeichnung diente.

Man scheint in Rom die Verhältnisse nach dieser Seite in sehr günstigem Lichte gesehen und keine Ahnung davon gehabt zu haben, welche Leidenschaften in dem wilden, auf seine Freiheit stolzen Volke gärten. Ein römischer Geschichtschreiber, welcher selbst im Gefolge des Tiberius Germanien besucht hat, Vellejus Paterculus, macht die Bemerkung, welche von patriotischen deutschen Geschichtschreibern gemeiniglich keiner Beachtung gewürdigt oder als mit einer

idealen Auffassung der germanischen Urgeschichte unvereinbar beiseite gelassen wird, — daß kein Mensch glauben sollte, wie verschlagen bei aller Wildheit dieses Volk sei: er nennt sie eine Nation, zur Lüge geboren. Soviel ist sicher, daß sich die Römer über die Gemütsverfassung und Stimmung des Volkes im rechtsrheinischen Germanien in dieser Zeit einer entschiedenen Täuschung hingaben, und daß es hier nicht an Häuptlingen fehlte, welche mit Arglist diese Täuschung nährten und die falsche Sicherheit der Römer zu rechter Zeit auszubeuten verstanden. Die treue Hingebung, ja leidenschaftliche Anhänglichkeit, welche einzelne der einmal ergriffenen römischen Sache bewiesen, und welche, wie mit Recht erinnert worden, bei manchen aus derselben Wurzel wie die altgermanische Mannen- oder Gefolgschaftstreue entsprang, täuschte die Römer über die weitverbreitete und tiefgehende Gärung, welche in natürlicher Folge dessen, was seit fünfzig Jahren geschah, sich der deutschen Stämme des rechtsrheinischen Landes bemächtigt hatte. Ein grober Mißgriff der kaiserlichen Regierung steigerte diese Stimmung bis zu dem Punkte, wo sie sich in einem furchtbaren Ausbruche entlud, einem Ausbruche, der die Römer allerdings überraschte, der aber nicht aus einer augenblicklichen Aufwallung des Volksgefühls hervorging, sondern längst geduldig, umsichtig, listig vorbereitet worden war.

Im Jahre 7 n. Chr. erhielt den Befehl in Germanien P. Quintilius Varus, ein sehr vornehmer Mann im damaligen Rom, der mit der regierenden Familie durch Heiratsverbindungen sehr nahe liiert war. Er hatte zuvor die Provinz Syrien als Statthalter verwaltet und von dort nicht gerade den Ruf großer Uneigennützigkeit heimgebracht: arm sei er in die reiche Provinz gekommen, sagte der hauptstädtische Witz von ihm, reich sei er aus der armen zurückgekehrt. Die Verwaltung von Syrien, einer völlig und seit langem befriedeten Provinz, mit einer schlaffen, der Fremdherrschaft seit Jahrhunderten gewöhnten und bedürftigen, passiven Bevölkerung war eine sehr schlechte Vorbereitung für die völlig andre Aufgabe, die ihn hier erwartete, und die er vom ersten Augenblick an verkannte.

Er ließ sich durch den immer mehr sich steigernden Verkehr, die äußere Ruhe des Landes und wahrscheinlich auch durch die wenig leidenschaftliche äußere Art und Haltung der Bevölkerung täuschen und kam auf den unglücklichen Gedanken, das rechtsrheinische Land ohne weiteres in der Form einer römischen Provinz zu verwalten, also römisches Gerichtsverfahren und römische Besteuerung dort einzuführen. Mit der selbstgefälligen Beschränktheit, welche einen wesentlichen Zug seines Charakters gebildet zu haben scheint, führte er diesen Gedanken durch: wo sich Widerspruch regte, griff er mit übelangewandter Energie durch, und in dem Lande, wo Todesstrafe selten, nur für bestimmte entehrende Vergehen, Landesverrat, Feigheit im Kriege u. dgl. verhängt, von der Volksgemeinde der Freien feierlich ausgesprochen, vom Priester als ein religiöser Akt vollzogen wurde, — wo Rutenschlag oder andre Körperstrafen für entehrend galten, wurden jetzt freie Männer auf Befehl des Statthalters

von dessen Liktoren gezüchtigt, auch wohl einzelne enthauptet. Bei der langsamen Art des deutschen Volkscharakters, der lange Zeit braucht, um sich bis zum Siedepunkt zu erhitzen, merkte Quintilius nichts; auch mochte er denken, daß die germanischen Zustände ganz und gar nicht zu einem raschen und vereinigten Widerstand angethan seien, und daß gegen lokale Aufstände die neuorganisierte und ansehnlich vermehrte römische Militärmacht mehr als ausreichend sei. Das Einzelne der Vorgänge in Germanien, die verschiedenen Triebfedern, die in Bewegung gesetzt wurden, die Form und Art der Verhandlungen und Beratungen ist uns ganz verborgen; wir wissen nur, daß für den längstverbreiteten, täglich sich verstärkenden Haß gegen die Römer in dem Sohn des Fürsten Segimer, dem damals etwa 26jährigen Armin eine rastlos aufreizende Kraft unter den Cheruskern erstand, die, ausgehend von den erhabenen Gesichtspunkten nationaler Ehre und nationaler Erhaltung, selbst die kleinsten Fehler des Feindes in ihren Dienst stellte. Die zähe Energie des Mannes und das lodernde Feuer der Jugend in sich vereinigend, erkannte er richtig, daß gegen eine Herrschaft, welche sein Volk so umstrickt hielt, offene Auflehnung aussichtslos sei. Er unterwarf deshalb den natürlichen Ungestüm der kältesten Überlegung und suchte in aller Stille mit einer nicht geringen Anzahl einflußreicher Männer verschiedener Stämme sich zu einem gemeinsamen Widerstand gegen die römische Übermacht, zur Abschüttelung des römischen Jochs zu verständigen. Ihm, der zugleich römischer Ritter war und römische Art und Sprache genau kannte, gelang es auch, das Vertrauen des kurzsichtigen und unfähigen römischen Statthalters zu gewinnen und zu bewahren. Mit ziemlich plumpen Mitteln scheint er und seine Mitverschworenen diesen getäuscht zu haben: sie suchten seine Entscheidung in ersonnenen Rechtshändeln nach und rühmten mit geschickter Schmeichelei die neue Art, mit welcher dergleichen Rechtssachen jetzt prompt und ohne Waffen entschieden würden.

Währenddessen hatte Armin und seine Genossen unter den Stämmen der Cherusker, Chatten, Marser, dem Rest der Sigambrer, den Brukterern und einigen kleinen Stämmen alles soweit vorbereitet, daß sie, wenn in günstiger Stunde das Zeichen gegeben wurde, auf eine hinreichende Macht zählen durften. 9 Man stand am Ende des Sommers 9 n. Chr.: da lief im Hauptquartier zu Aliso bei Varus die Meldung von einem Aufstande ein, der bei einigen entfernten Gauen — im südlichen Chattenlande wie man annimmt — ausgebrochen sei. Mit großer Beflissenheit boten ihm sofort die im Hauptquartier befindlichen germanischen Häuptlinge ihre Hilfskontingente zur Niederwerfung des Aufstandes an. Varus ließ sich täuschen und gab die Befehle, welche die Expedition erforderte. Der Tag des Ausmarsches war festgesetzt: da erschien das Haupt der römerfreundlichen Partei im Cheruskerland, Segestes, im römischen Lager. Er hatte den Legaten längst vor Armin gewarnt: er teilte ihm mit, was er von den geheimen Dingen, die sich vorbereiteten, erkundet hatte: soweit ging er in seiner Ergebenheit, den Varus aufzufordern, daß er die sämtlichen germanischen Häuptlinge in seinem Lager, ihn selbst mit,

verhaften lassen und so lange gefangen halten solle, bis er jenen Aufstand gedämpft habe — ihrer Führer beraubt würden die Völker nichts unternehmen. Varus gehörte zu den Menschen, welche, wenn sie einmal ihren Entschluß gefaßt haben, jede Warnung nur verstockter macht: man brach auf, drei Legionen, die 17., 18., 19., mit einem ungewöhnlich großen Trosse, da Varus die Sache als eine Art großen Manövers, als eine Art Übungsmarsch für die drei Legionen, welche zu den im Jahre 6 neuorganisierten gehörten, angesehen zu haben scheint. Auf dem Wege wurden dann die deutschen Häuptlinge entlassen, um ihre Kontingente heranzuführen. Diese trafen nun rasch die letzten Verabredungen; durch das ganze Land vom Harz zum Taunus gingen die Botschaften; immer tiefer marschierte das römische Heer in das unwegsame Waldrevier. Da bemerkt man eines Tags — der 9. September wird als Anfang der Katastrophe angegeben — daß die Wegweiser verschwunden sind, andre bedrohliche Symptome zeigen sich; bald hier bald dort fliegt aus dem Dickicht ein Wurfspeer oder ein Pfeil. Das Wetter wird schlecht, ein heftiger Sturm durchtobt den Wald. Bald zeigen sich dichtere Massen germanischer Krieger: es sind die Hilfskontingente, aber ihre Haltung ist drohend, feindlich, und bald beweisen einzelne Feindseligkeiten ihren üblen Willen. Man ahnte wohl, daß man hier in eine üble Schlinge gefallen war, aber Varus hatte wenig militärischen Blick, er wußte keinen schnellen Entschluß zu fassen, er zeigte sich unsicher, bis das Ungewitter ganz zum Ausbruch kam und die Germanen, bei denen ohne Zweifel Verstärkung auf Verstärkung eintraf, Massenangriffe gegen das marschierende römische Heer unternahmen. Es gelang diesem noch einen offenen und freien Platz zu erreichen, wo ein Lager aufgeschlagen ward. Es handelte sich darum, den Rückweg nach Aliso zu gewinnen: man veränderte die Marschroute, richtete den Marsch gegen Westen. Aber man kam an dem zweiten Tage — 10. September — nur sehr langsam vorwärts, man konnte sich nicht entschließen, den Troß zu opfern, und unaufhörlich, immer wütender, erneuerten die Barbaren ihre Angriffe. Die Lage, welche am Morgen des Tages eine höchst bedenkliche gewesen, verschlimmerte sich im Laufe des Tages mehr und mehr und war am Abend schon eine völlig verzweifelte. Bereits war die Haltung des Heeres so tief erschüttert, daß es nur noch unvollständig gelang, ein Lager fertig zu bringen; Regenwetter war eingetreten, welches die Arbeiten hemmte, die Unlust und die verzweifelte Stimmung noch verdüsterte, die Waffen verdarb; so brach der 11. September, der dritte Tag herein. Man glaubt, daß der Dörenpaß im lippeschen Walde westlich von Detmold die Unglücksstätte für das römische Heer gewesen sei: von Aliso war man noch etwa einen starken halben Tagemarsch entfernt, aber es war keine Aussicht mehr dahin zu gelangen. Eine eigentliche Schlacht hat an diesem Tage nicht mehr stattgefunden, in einer Reihe einzelner Gefechte kämpften die einzelnen Abteilungen um ihre Rettung; einer der Unterfeldherrn, Vala Numonius, brach mit dem größern Teil der Reiter durch und floh dem Rheine zu, und nicht ganz wenigen einzelnen mag es gleichfalls gelungen sein, sich zu

retten. Allein für den Feldherrn und das Heer als Ganzes gab es keine Rettung mehr. Die Ordnung des Kampfes wich und gab den Scenen der Verzweiflung Raum: Varus selbst, der, selbst wenn er dem Verderben entgangen wäre, auf römischem Boden nicht mehr leben konnte, stürzte sich in sein Schwert; einige seiner Umgebung fanden noch Zeit die Leiche da, wo er gefallen, zu begraben, um sie dem Hohne der Feinde zu entziehen. Der Adlerträger der 17. Legion, schwerverwundet, wußte kein andres Mittel das ihm vertraute Heiligtum vor den Feinden zu bergen, als daß er den Adler von der Stange riß und sich mit ihm in einen nahen Sumpf versinken ließ; viele der Soldaten, zum Kampfe nicht mehr fähig, folgten dem Beispiele ihres Oberfeldherrn und bohrten sich das Schwert in die Brust. Und in der That, sie zogen so noch das beste Los: denn die Rache der Barbaren, längst aufgestachelt und durch drei Tage voll Kampf- und Blutscenen berauscht, gestattete sich jede Scheußlichkeit. Die Gefangenen wurden ans Kreuz geschlagen, die den Gefallenen abgeschnittenen Köpfe an die Bäume genagelt; die vornehmsten unter den Kriegsgefangenen, Tribunen und Centurionen, soviele lebend in ihre Hände fielen, schleppten sie nach den nahen Lichtungen, an Altäre in den heiligen Hainen, und opferten sie ihren Göttern, die sich diesmal mächtiger erwiesen hatten als die römischen. Es waren 3 Legionen, 3 Reiterabteilungen, 6 Auxiliarkohorten, also im Ganzen etwa 27000 Mann, welche hier in einer Waldgegend des freien Germaniens vernichtet wurden, und der Eindruck dieser Schlacht war bei Siegern und Besiegten ungemein viel bedeutender, als der unmittelbare Gewinn oder Verlust. Wir wissen, daß Armin selbst keinen Augenblick zögerte, auf der Siegesstätte selbst in einer Rede seinen Landsleuten zu erklären was hier geschah und an den genommenen römischen Feldzeichen seinen Hohn zu üben. Der Zauber der Unüberwindlichkeit der römischen Waffen, der Überlegenheit der römischen Götter war gebrochen.

Den Ort des welthistorischen Ereignisses — denn als solches stellte es sich in seinen Folgen heraus — kennt man nicht mit völliger Sicherheit. Ein bescheidenes Denkmal aus der Zeit, nachdem die schweren Verluste im einzelnen bekannt geworden waren, besitzen wir in einem bei Xanten gefundenen Denkstein, welcher im Museum zu Bonn aufbewahrt wird. Dem Legaten der 18. Legion M. Cälius, Sohn des Titus, aus der lemonischen Tribus, von Bononia gebürtig, hat ihn, wie die Inschrift uns belehrt, sein Bruder Publius errichtet: 53½ Jahr alt ist er im varianischen Kriege gefallen, und mit ihm zugleich vermutlich die zwei Freigelassenen, deren Porträtköpfe und Namen der Denkstein gibt. Mit allen seinen Dekorationen ist der Offizier abgebildet, auf dem Haupte hat er die Bürgerkrone, um den Hals die Kette, auf der Brust zwei Armillae, Ehrenringe, an Bandschleifen hängend, und fünf auf einem Ledergehäng befestigte Medaillen oder Phaleră; die rechte Hand faßt den Stock, das Abzeichen seiner Würde. Es war ein Kenotaphium, ein leeres Grab, welches dieser Denkstein bezeichnete; die Gebeine des M. Cälius moderten mit den andern im „Teutoburger Walde."

In Rom war man mit den Vorbereitungen zu dem Triumphe beschäftigt, welcher die völlige Niederwerfung des pannonischen Aufstands feiern sollte, als die niederschmetternde Kunde von dem Ereignis in Germanien anlangte. Sie machte überall, im Palast wie unter dem Volk, einen gewaltigen und



Denkstein des in der Varusschlacht gefallenen Marcus Caelius.

Im Jahre 1633 bei Xanten gefunden, jetzt im Museum vaterl. Altertümer zu Bonn.

Die Inschrift lautet ausgeschrieben:

Marco Caelio, Titi filio, Lemonia (tribu)
Dem Marcus Cälius, Sohn des Titus, aus der Lemonischen Tribus,
Bon (onia, legat)o legionis duodevicesimae,
von Bononia gebürtig, Legat der 18. Legion,
Annorum quinquaginta trium semis (Ce)
dreiundfünfzig ein halbes Jahr alt Ge-
cidit bello Variano. Ossa (i)nferre licebit. Pub-
fallen in der Varusschlacht. Es wird vergönnt sein, die Gebeine hier beizusetzen. Pub-
lius Caelius, Titi filius Lemonia (tribu) frater fecit.
lius Cälius, des Titus Sohn, hat es als Bruder machen lassen.

nachhaltigen Eindruck; im ersten Schrecken entfernte Augustus seine germanische Leibwache, und Ausweisungsbefehle an die in der Stadt sich aufhaltenden Kelten und Germanen ergingen: auch säumte man nicht, sofort Ersatztruppen für die verlorenen auszuheben. Indes zeigte sich bald, daß keine unmittelbare Gefahr drohte. Die Völker germanischen Stammes, welche seit längerer Zeit den Römern verbündet waren, die Chauken, Friesen, Bataver wankten in ihrer Treue nicht, auch die Hermunduren blieben ruhig: entscheidend war vor allem, daß Marbuod sich nicht rührte. Daß Armin seinerseits den glänzenden Erfolg als das Signal zu einer großen allgemeinen Erhebung ansah, geht daraus hervor, daß er den Kopf des Quintilius Varus, dessen Leiche wieder ausgegraben worden war, an den mächtigsten Herrscher Germaniens im Süden, an Marbuod sandte: und daß wenigstens hier im Nordwesten Deutschlands in der That etwas wie ein großer nationaler Aufschwung war, zeigt sich unter anderm darin, daß der Sohn Segests, Segimund, sein Priestertum zu Köln im Stiche ließ und nach seiner Heimat eilte. Für diese Auffassung zeigte Marbuod keinen Sinn; er hielt Frieden und gab ein Pfand seiner loyalen Gesinnung, indem er eben jene barbarische Siegestrophäe an den Kaiser gelangen ließ, damit den Resten des unglücklichen Varus die Ehre der Bestattung zuteil werden könne. Nicht einmal dies gelang Armin, daß er mit dem Aufgebote der verbündeten Völker über den Rhein oder auch bis zum Rheine hätte vordringen können: nur die am weitesten vorgeschobene Station der römischen Herrschaft, das nahe Aliso, wohin alles sich geflüchtet hatte, was dem Schrecken jener drei Tage entronnen war, wurde angegriffen. Längere Zeit hielt sich der Platz, den der tüchtige Offizier L. Cäditius verteidigte. Endlich als der Proviant ausging, mußte man sehen, wie man durchkam. Zwei der feindlichen Linien hatte der Zug der abziehenden Belagerten, von einer dunkeln Nacht begünstigt, glücklich passiert, an der dritten Postenreihe aber machte der Lärm der Abziehenden, bei welchen viele Weiber und Kinder waren, die Germanen aufmerksam. Ein Teil ward getötet oder gefangen, der größere aber entkam und wurde von den Truppen des L. Asprenas aufgenommen, welche in der Richtung von Vetera her zum Entsatz heranmarschierten.

Den Befehl über das bedrohte linksrheinische Land übernahm Tiberius, der seine Umsicht und ruhige Energie auch diesmal bewährte. Das System der Festungen und Militärstraßen erprobte sich auch jetzt, wie bei so mancher andern schweren Krisis im Leben des römischen Staates. Binnen kurzem war die Armee wieder kriegsbereit und auf die stattliche Zahl von 8 Legionen gebracht, deren Hauptquartiere Mainz und Xanten wurden. Doch das Jahr verstrich ohne weiteres Unheil. Die Rache für die Niederlage durch den verräterischen Überfall bei Gelegenheit zu nehmen, behielt Tiberius sich vor: zunächst unternahm er im Jahre 11 in Begleitung seines Neffen, Drusus' Sohn, Drusus Germanicus, einen Zug auf dem rechten Rheinufer die Lippe aufwärts, fand alles ruhig und hütete sich seinerseits Feindseligkeiten hervorzurufen; er begann in diesem Jahre die Arbeiten zu dem großartigen System

11



Römische Büste eines Germanen, nach der Tradition Arminius.
Im Kapitolinischen Museum zu Rom.

von Grenzbefestigungen, welche dem römischen Reich innerhalb derjenigen Grenzen, welche es nach Tiberius' Ansicht nicht überschreiten durfte, die Ruhe sichern sollten. Dieser begab sich bald wieder nach Rom, indem er den jungen Germanicus im Rheinlande zurückließ; es scheint ihm nicht gelungen zu sein, diesen letztern von der Richtigkeit der Politik einer weisen, in der Form gelegentlicher Angriffe geführten Abwehr, die er selbst seit langem als die einzig verständige der Germanenwelt gegenüber ansah, zu überzeugen.

14 Im Jahre 14 rief der Tod des Augustus den Tiberius an die Spitze der römischen Dinge. Der Regierungswechsel war insofern auch für die germanischen Verhältnisse von großer Bedeutung, als in Gallien und am Rhein eine große Soldatenmeuterei ausbrach, in deren Folge sich der Krieg mit den freien Germanen erneuerte. Das Einzelne gehört in den Zusammenhang der römischen Geschichte: erst Lugdunum, dann Köln und Vetera waren der Schauplatz dieser überaus gefährlichen Vorgänge. An letzterem Orte, in Vetera, siegte die Partei der Ordnung, und sie stellte nun die Disziplin und den regelmäßigen Gang der Dinge in einem regelrechten römischen Lager durch ein furchtbares Gemetzel unter den Meuterern her. Germanicus, dem die Aufständischen selbst die Imperatorenwürde angetragen hatten, glaubte, daß man der bösen Stimmung, welche noch immer weitergärte, am leichtesten Herr werden würde, wenn man die Wut der Soldaten gegen einen auswärtigen Feind richte, und er beschloß deshalb, die Sühne für die Varusschlacht nunmehr zu versuchen. Im Hintergrunde seiner Gedanken stand offenbar die Wiederaufnahme der Pläne seines Vaters.

Er unternahm noch im Herbst des Jahres 14 plötzlich einen Feldzug gegen das Volk der Marsen, wahrscheinlich Reste der Sigambrer, welche an der Ruhr zwischen Lippe und Sieg wohnten. Bei einem Feste, das sie in in einem Heiligtum der Tanfana — für uns ein bloßer Name — feierten, wurden sie überrascht, und es ward niedergehauen, was das Schwert erreichen mochte. In aller Sorglosigkeit eines frohen Festes, schlafend, beim Gelage wurden sie überfallen, das Heiligtum selbst dem Erdboden gleich gemacht. Beim Rückmarsch sah sich das römische Heer allerdings von germanischen Kriegshaufen — Brukterer, Tubanten, Usipeter werden genannt — angefallen, die aber rasch aufgeboten und schlecht geleitet zu sein scheinen und unter großem Verluste zurückgetrieben wurden. Das freilich war auch hier klar, daß man es auf diesem Boden mit einer weit gefährlicheren Art von Barbaren zu thun hatte, als sie irgendwo sonst römischen Heeren gegenüberstanden; doch war die Autorität des Regiments und der militärische Sinn bei dem Heere hergestellt, und man traf Vorbereitungen zu einem neuen Feldzuge.

15 Der Hauptfeind waren die Cherusker, doch wurden sie im Jahre 15 noch nicht unmittelbar angegriffen. Der Legat Q. Cäcina rückte mit den Truppen von Köln und Xanten in das Lippegebiet, während sein Oberfeldherr mit den vier oberrheinischen Legionen und den nötigen Auxiliartruppen, unter denen sicher viele von deutscher Abkunft waren, von Mainz aus ins Chatten-

land vordrang. Dieser kam, von einem ungewöhnlich trockenen Sommer begünstigt, bis ins Edergebiet, zerstörte ihren Hauptort Mattium, verheerte das Land und kehrte dann unbelästigt mit einer großen Menge von Gefangenen an den Rhein zurück. Man sieht, wie wenig außer dem ersten und unmittelbaren Eindruck der Erfolg des Jahres 9 bei den Deutschen gefruchtet hatte: niemand kam den Chatten zu Hilfe, und die Kraft des führenden Stammes, der Cherusker, war durch eine Fehde zerrüttet, welche einen politischen und persönlichen Charakter zugleich trägt und ein gewisses romantisches Interesse hat. Das Haupt der römerfreundlichen Partei Segestes — seine mächtige Gestalt war eine im römischen Hauptquartier wohlbekannte Erscheinung — hatte eine Tochter, Thusnelda. Man widersteht schwer der Versuchung, den Roman sich in deutlicheren Zügen auszumalen, als die dürftigen Nachrichten gestatten: ihr Vater hatte bereits über ihre Hand verfügt, aber sie teilte so wenig wie ihr Bruder Segimund die Gesinnungen ihres Vaters: in heimlichem Einverständnis mit dem noch jugendlichen Volkshelden der Cherusker, dessen Ruhm in allen deutschen Gebieten gefeiert war, ließ sie sich von diesem entführen. Die Tochter des Segestes wurde die Gattin Armins. Da bot Segest sein Gefolge auf, es gelang ihm, sich der Person Armins zu bemächtigen. Wie lange dieser gefangen war, wissen wir nicht: nach einiger Zeit aber geschah es, daß Segest dem Gefolge Armins in die Hände fiel und so genötigt war jenen wieder freizugeben. Es scheint, daß nun zwischen den feindlichen Parteien sei's zum Scheine sei's im Ernst unterhandelt wurde: aber zwischen Segest und dem Sieger in der Varusschlacht war kein Verständnis möglich, schon deshalb nicht, weil eine Aussöhnung des letzteren mit den Römern undenkbar war. Dem Segest aber gelang es bei dieser Gelegenheit, seine Tochter Thusnelda wieder in seine Gewalt zu bringen. Armin zog mit seinem Gefolge wider ihn und hielt ihn in seiner Burg belagert, aber Boten fanden den Weg zu den Römern, und sein Sohn Segimund selbst, dem daran gelegen war, wieder seinen Frieden mit Rom zu machen, wagte sich trotz der Schuld, die er auf sich geladen, ins römische Prätorium und bat den jungen Cäsar um Hilfe für seinen bedrängten Vater. Germanicus zauderte nicht: eine ansehnliche römische Heeresmacht entsetzte den Häuptling und that dabei einen kostbaren Fang: Thusnelda selbst, die Gattin des Befreiers, fiel in römische Hände. Bald darauf gebar sie einen Sohn, dem wie ihr selbst bestimmt war, auf römischem Boden zu sterben.

Der Krieg aber flammte jetzt von neuem empor. Armin, von Stamm zu Stamm, von Volk zu Volk eilend, scheint jetzt erst, wo ihm die seinem Herzen, oder wenn wir davon nichts sagen dürfen, seiner Mannesehre geschlagene Wunde keine Ruhe ließ, die volle Energie gefunden und mit dieser auch die volle Kraft des Zornes bei seinen Volksgenossen aufgerufen zu haben. Es ist ein dankbarer Vorwurf für die historische Kunst des Tacitus, der den Leidenschaften des jungen Germanenfürsten seine gewichtigen Worte leiht, — wie er diese seine Volksgenossen an die Großthat erinnert, die unter seiner Führung — gegen ein

Heer in Waffen, nicht gegen ein wehrloses Weib — geschehen, deren Zeichen noch in ihren Heiligtümern zu sehen seien: sie sollten wählen zwischen ihm und Segest, zwischen dem freien Germanien und dem „besiegten Ufer“, zwischen dem altheimischen Brauch und den Tributen, den grausamen Strafen, die sie erfahren, den neuen Zwingburgen — er meinte die römischen Kolonien — die sie zu erwarten hätten.

Germanicus sollte schon in diesem Jahre für sein Heer die Gefahren eines Volkskriegs in diesem Lande erproben. Er schiffte sich mit den oberrheinischen Legionen ein, erreichte ohne Schwierigkeit die Emsmündung und fuhr den Fluß hinauf. An einem Punkte, der sich nicht genauer ermitteln läßt, vereinigte er sich mit seinem Legaten Cäcina, der von Vetera aus nach der mittleren Ems marschiert war, und so hatte er hier eine gewaltige Waffenmacht — die man, doch wohl zu hoch, auf 80000 Mann schätzt — beisammen. Zunächst unternahm L. Stertinius mit der Reiterei und den leichten Truppen einen Streif- und Raubzug gegen die Brukterer. Das Land zwischen Osnabrück und Münster wurde aufs grausamste verheert, die Brukterer selbst warfen das Feuer in ihre Höfe, außer reicher Beute brachte Stertinius auch den Adler der 19. Legion zurück, der in der Varusschlacht in germanische Hände gefallen war. Germanicus selbst bereitete dem Heere noch eine andre Genugthuung, eine Totenfeier für die Gefallenen auf dem Schlachtfelde selbst, in dessen Nähe man stand: man sagte, daß die Reste des verunglückten Heeres dort noch unbegraben lägen. Man kam an die unglückliche Stelle, und es fehlte nicht an solchen, welche damals dem Verderben entronnen waren und jetzt die kläglichen Einzelheiten, deren Spuren allenthalben das Auge trafen, erklären konnten. In dichter Menge beisammen liegende Gebeine, zerbrochene Waffenstücke, Pferdegerippe zeigten, wo noch einigermaßen geschlossener Widerstand geleistet worden war: die halbzerstörte Lagerlinie ward sichtbar, da und dort im nahen Holze ein Altar, an welchem die Gefangenen geopfert worden waren; Menschenhäupter, an Baumstämme genagelt. Ein gemeinsamer Grabhügel ward jetzt über den zusammengelesenen Gebeinen der drei Legionen aufgeschüttet, und sechs Jahre nach dem Unheil wurden dem verunglückten Heere die Totenehren gespendet.

Voll von diesen Eindrücken marschierte das Heer weiter. Schon war man auf cheruskischem Boden, nach einigen weiteren Märschen ließ sich Arminius finden. Er hatte sich den Boden geschickt ausgewählt: übereilt griff die römische Reiterei an, und bei der Stimmung der Leute wurde daraus ein allgemeiner Kampf, bei welchem zuletzt die Römer das Schlachtfeld behaupteten. Indes fand Germanicus doch für gut, nicht weiter zu verfolgen, sondern befahl für diesmal den Rückzug. An der Ems wurde das Heer geteilt, Germanicus bestieg mit seinem Teile die Schiffe wieder und nahm den Rückweg zur See. Cäcina schlug die alte domitische Straße, den Weg der „langen Brücken“ ein. Der erfahrene Soldat — er hatte bereits vierzig Dienstjahre hinter sich — beeilte sich über die gefährlichste Stelle, denn er fand den Dammweg in schlechtem Zustande, hinwegzukommen: allein er traf beim Weitermarsch die



Römische Triumphalstatue einer Germanin, nach der Tradition Thusnelda.
Original in Florenz.

Straße von Armin besetzt, dessen Scharen, von keinem Troß beschwert, ihn auf Waldpfaden überholt hatten. An ungünstiger Stelle sah er sich nun zum Kampfe gezwungen. Mit Mühe gelang es, ein Lager zu schlagen; man war froh, als die Nacht den Kämpfen ein Ziel setzte. Sie verfloß für die Römer in banger Stimmung, während Wald und Höhen von der lärmenden Fröhlichkeit der Feinde, welche ihrer Beute sicher zu sein glaubten, widerhallten. Die Germanen, welche die Waldhöhen besetzt hielten, kamen auf den klugen Gedanken, die Bäche und Tümpel nach dem römischen Lager und dem Wege, den das feindliche Heer zu gehen hatte, hin abzuleiten: dem alten Cäcina selbst störte ein furchtbares Traumgesicht seine kurze Ruhe. Es war ihm, als sehe er die blutige Gestalt des Varus aus dem Sumpfe sich erheben, auf ihn zuschreiten, ihm die Hand bieten. Er stieß sie zurück, und in der That gelang es ihm, dieses Äußerste von dem ihm anvertrauten Heere abzuwenden. „Siehe da Varus und seine Legionen" hatte Armin den Seinen zugerufen, als sie am Morgen den Kampf erneuerten: es war in der That sehr möglich, daß dies Verhängnis sich hier erneuerte: allein unter den Germanen war die Führung mangelhaft, und da hier kein anerkannter Oberfeldherr war, so wurde meist nur gethan, was der Stimmung des Augenblicks am besten schmeichelte. Armin verlangte sehr umsichtig, man solle dem feindlichen Heer einigen Raum geben und dann es auf seinem weiteren Marsche abermals umstellen, sein Oheim Inguiomar aber traf den Sinn der Barbaren besser, indem er einen sofortigen Sturm auf das Lager verlangte. Er brachte die Habgier auf seine Seite: man werde dann um so reichere Beute, um so weniger beschädigte, machen können. Dies rettete das römische Heer. Die wilden Anläufe wider das Lager lösten die Ordnung bei den Germanen; da brach Cäcina aus allen Thoren und Pforten mit solcher Gewalt auf die Stürmenden ein, daß sie eine schwere Niederlage erlitten. Die ganze Überlegenheit eines Soldatenheeres, wie das römische war, machte sich geltend. Inguiomar verließ schwer verwundet das Schlachtfeld, Armin selbst mußte die Schlacht verloren geben: erst mit Einbruch der Nacht kamen die Legionen von ihrer Verfolgung zurück, in fröhlicher Stimmung, obgleich an die Pflege und Erholung, deren sie bedurft hätten, wenig zu denken war: aber sie waren wenigstens gerettet und hatten jetzt einen gesicherten Rückmarsch vor sich.

An den Rhein war durch Flüchtige und Versprengte sehr bald die Nachricht gebracht worden, in wie mißlicher Lage die Heereshälfte des Cäcina sich befinde: daß man in den Wäldern ohne Aussicht kämpfe, daß ein Unheil wie im Teutoburger Walde sich nicht mehr werde abwenden lassen. Einige bethörte der Schrecken so sehr, daß sie die Brücke über den Rhein bei Vetera wollten abgebrochen wissen. Diese Schmach hinderte die mutige Gattin des Germanicus, Agrippina, welche zum großen Verdrusse des mißtrauischen Imperators zu Rom einige Tage lang gewissermaßen das Kommando in dem wichtigen Platze führte. Bald hatte sie die Genugthuung, Cäcinas Legionen schwer mitgenommen aber siegreich zurückkommen zu sehen: auf der Brücke stehend, empfing sie die

Heimkehrenden, Lob und Dank nach fürstlicher Weise spendend; sie nahm sich der Verwundeten und Hilflosen an, teilte Kleider und Linderungsmittel an die Verwundeten und Maroden aus.

Auch die Heereshälfte, welche Germanicus selbst führte, kam glücklich zurück. Germanicus hatte, da für das Fußvolk der vier Legionen die Flotte bei der zur Zeit der Herbstnachtgleiche doppelt schwierigen Fahrt sich nicht ausreichend erwies, zwei derselben wieder ausgeschifft und am Strande zurück gehen lassen. Hier aber hatten sie durch einen schweren Sturm, welcher die Wogen über den Strandweg trieb, viel zu leiden gehabt und sich nur mit Mühe und vielem Verlust an Gepäck auf die nächsten Dünenhöhen retten können. Endlich war die gesamte Armee glücklich wieder in die Garnison eingerückt. Als eine Art Genugthuung konnte man es ansehen, daß der Reitergeneral Stertinius einen Bruder Segests, Segimer und dessen Sohn nach Köln gebracht hatte. Beide hatten den Römern nicht unverbrüchlich Treue gehalten, sondern mit Armin die Waffen in dem verhängnisvollen Jahre 9 erhoben, und auf Segimers Sohn lastete überdies der Verdacht, mit der Leiche des Varus Hohn getrieben zu haben; gleichwohl wurden beide zu Gnaden angenommen. Im übrigen hatte man auf germanischer Seite Ursache, mit den Ereignissen und Ergebnissen des Jahres zufrieden zu sein. Wiederum wie so manchmal hatte ihr Land und ihr Meer für sie gestritten, und die Römer hatten im Grunde nichts erreicht und große Verluste gehabt. Auch wird ihnen nicht ganz unbekannt geblieben sein, daß Tiberius die Politik seines Neffen nicht völlig billigte; er konnte seinen Unwillen über die große Popularität des Germanicus und der Agrippina, so gut er seine Empfindungen sonst zu beherrschen, zu verdecken verstand, nicht ganz bergen. Für den Augenblick aber verschlug dies für die Behandlung der germanischen Angelegenheiten wenig; denn auch Tiberius war der Ansicht, daß erst ein augenfälliger Sieg die varianische Niederlage auslöschen müsse; dann allerdings war er entschlossen, den unternehmenden jungen Cäsar nach einem andern Schauplatz zu verpflanzen und die germanischen Völker ihrer eigenen Uneinigkeit zu überlassen, der man — soviel hatte die Erfahrung wohl gezeigt — nur durch die Kunst einer umsichtigen, wo nötig arglistigen Politik etwas nachzuhelfen brauchte.

Für diesen großen Schlag wurden nun auf römischer Seite umfassende Vorbereitungen getroffen: man hatte den Eifer zu rühmen, mit welchem die einzelnen Teile der Westhälfte des Reichs, Gallien, Hispanien, Italien, die Verluste des eben vergangenen Jahres zu decken eilten. Man wollte diesmal die gesamte Heeresmacht vereinigt auf dem Wasserweg nach dem Kriegsschauplatz schaffen, — teils weil die Völkerschaften an der Küste, die Bataver, Friesen, Chauken, mehr oder minder zu den Römern hielten, teils um die, wie man genugsam erfahren hatte, gefahr- und verlustvollen Märsche vom Rhein zur Weser und zur Elbe und wieder zurück abzukürzen. Während der Vorbereitungen aber traf die Nachricht ein, daß germanische Kriegshaufen vor Aliso gerückt seien und daß dieser wichtige Platz gefährdet sei; auch hatten

sie, was freilich zu erwarten gewesen, den Grabhügel im Teutoburger Wald wieder zerstört und die Gebeine zerstreut. Ehe also die Schiffe beisammen waren, marschierte Germanicus selbst mit sechs Legionen zum Entsatz von Aliso heran, während er seinen Legaten Silius gegen die Chatten schickte. Dieser kam ohne weitere Erfolge — nur Weib und Tochter eines Häuptlings Arpus schleppte er als Kriegsbeute mit sich — zurück, Germanicus selbst sicherte die Gegend zwischen Lippe und Rhein mit Straßen und Schanzen, den Grabhügel 16 stellte er nicht wieder her. Erst im Juni des Jahres 16 n. Chr. konnte die Einschiffung und Abfahrt des Heeres ins Werk gesetzt werden. Die Fahrt der gewaltigen Transportflotte von 1000 Segeln ging glücklich von statten, an der Ems wurde — der Punkt ist nicht festzustellen — das Heer ausgeschifft und erreichte die Weser, an deren anderm Ufer die Germanen standen. Ihr Führer Armin selbst ward bald sichtbar: er fragte über den Fluß herüber, ob der Prinz da sei, und als man bejahte, erbat er sich die Erlaubnis, mit seinem Bruder Flavus, der im Heer des Cäsar und vermutlich in dessen persönlicher Umgebung sich befand, zu sprechen. Flavus erschien, die Brüder begrüßten sich; die Posten traten etwas zurück, und nun entspann sich zwischen den beiden ein Gespräch, für dessen Mitteilung — sie wird ihrem wesentlichen Inhalt nach doch wohl auf die Erzählung des römisch gesinnten Bruders selbst zurückgehen — wir dem großen Geschichtschreiber dankbar sein müssen, weil sie uns ganz unmittelbar in den Gedankenkreis und den Zwiespalt der Gefühle, welcher die deutsche Welt spaltete, einführt.

Flavus hatte in einem Gefecht, wahrscheinlich im pannonischen Kriege, den er unter Tiberius mitgemacht, ein Auge verloren. Er erzählt dem Bruder, dem die Verwundung aufgefallen, den Hergang, und als dieser fragte, was ihm denn dafür geworden, nennt Flavus Solderhöhung und militärische Dekorationen; damit sei der Knechtsdienst zu wohlfeil bezahlt, entgegnet Armin. Das Gespräch wurde wärmer: Flavus spricht von Armins Gattin und Sohne, daß sie in römischer Gefangenschaft ehrenvoller Behandlung sich erfreuten, er fordert ihn auf Frieden zu suchen, da bei der ungeheuren Macht Roms, von welcher er wie so mancher germanische Edle ganz durchdrungen ist, bei der großen Überlegenheit des cäsarischen Heeres sein Unternehmen ganz aussichtslos sei. Armin dagegen spricht ihm von dem „heiligen Recht“ des Vaterlandes, von ihrer angestammten Freiheit, von den Göttern ihres Landes: auch ihre gemeinsame Mutter denke wie er: er solle zu seinem Volke zurückkehren, dessen Führer er sein könne, statt sein Verräter zu sein. Die beiden Germanenfürsten erhitzten sich mehr und mehr. Der Fluß trennte sie, sonst wäre es zum Kampfe gekommen: der herbeieilende römische Offizier Stertinius hatte Mühe, den zornigen Flavus zu beschwichtigen, der nach seinem Pferd und seiner Rüstung rief, während vom andern Ufer her das Haupt der freien Germanen drohende Worte herübersandte und den nahen Kampf ankündigte.

Dieser ließ in der That nicht lange auf sich warten. In Masse stand das germanische Kriegsvolk am nächsten Tage am rechten Ufer der Weser. Der Cäsar ließ an verschiedenen Punkten die Reiterei über den Fluß gehen, an der reißendsten Stelle führte Chariovald, der Fürst der batavischen Auxiliaren, seine Leute hinüber; die Feinde, in verstellter Flucht weichend, zogen ihn hinter sich her; plötzlich standen sie und umringten ihn von allen Seiten. Chariovald selbst und nicht wenige Edle fielen in dem Getümmel, die übrigen wurden



Gefangener Germane. Römisches Triumphalrelief.
Vatikanisches Museum.

durch die herankommenden Reiter des Stertinius und Aemilius befreit. Bald hatte Germanicus auch die Legionen, man glaubt in der Nähe von Rinteln, über den Fluß geführt. Man erfuhr den Ort, wo Armin zu schlagen beabsichtige, in einem dem Gott Donar (der Römer nennt ihn Herkules) geweihten Walde seien die Völker beisammen; die Vorposten hörten das Wiehern der Pferde und das verworrene Getöse einer großen Menschenmenge. Man bereitete sich von beiden Seiten auf eine große Schlacht. Die Stimmung im römischen Lager war gut: es erhöhte sie nur, als vor dem Walle bei Nacht ein germanischer Ritter erschien, der die Dreistigkeit hatte, den Soldaten im Namen des Armin Versprechungen zu machen, wer auf germanische Seite übertreten wolle: als ihr Feldherr, der beim Heere außerordentlich beliebt war und das Zutrauen der Soldaten verdiente, vor Beginn des Kampfes zu ihnen sprach, ihnen vorstellte, daß es in ihrer Tapferkeit und Kriegskunst liege, den lästigen Krieg jetzt für immer zu beendigen, fand er begeisterte Zustimmung. Auch dem germanischen Volksherzog leiht der Römer, der mit gerechtem und großem Sinn diese Kämpfe schildert, nach der Weise antiker Geschichtschreibung beredte Worte; er oder die übrigen Führer erinnerten an den großen Schlag gegen die Legionen des Varus, an die Habgier, die Grausamkeit, den Übermut dieser Feinde; ihnen selbst bleibe nichts, als mannhaft die Freiheit zu behaupten oder vor der Knechtschaft den Tod zu finden.

Man sucht den Ort des Zusammenstoßes am Fuße des Süntelberges, bei dem hessischen Dorfe Oldendorf; eine Ebene, von Berg und Wald begrenzt, welche die römische Quelle Idistaviso, oder wie man verbessern zu dürfen glaubt, Idisiaviso, Feenwiese, Elfenwiese, nennt; kriegskundige Beurteiler rühmen die Stellung, welche den Römern den Angriff erschwerte, den Germanen im Falle der Niederlage Sicherheit gegen Verfolgung in den nahen ihnen vertrauten Wäldern geboten habe. In der Ebene und am Waldrande stand die Masse des germanischen Heeres: die cheruskischen Krieger hatten die Höhe besetzt, um, wenn die Römer tief genug in den Kampf verwickelt seien, den entscheidenden Stoß zu führen. Allein es kam ganz anders. Der Ungestüm der germanischen Kriegshaufen versagte sich der Lenkung, während eine geschickte Umgehungsbewegung von römischer Seite den ganzen Plan vereitelte. Der Teil der Germanen, welche am Waldrande stand, sah sich in die Ebene, der in der Ebene nach dem Walde gedrängt. Die Bewegung des cheruskischen Aufgebots, in dessen Mitte Armin selbst den Kampf befeuerte, von der Höhe nach der Ebene wurde, anstatt eine freiwillige, angriffsweise zu sein, vielmehr eine sehr unfreiwillige, da sie bei ihrem ersten unzeitigen Vorstürmen von der Reiterei des Stertinius gefaßt wurden. Die Legionen ermutigte, eben wie sie zum Angriffe vorgingen, ein glückverheißendes Zeichen; einige Adler, aufgescheucht, flogen ihnen voran dem Walde zu; diesen, den römischen Vögeln, dem geheiligten Wahrzeichen der Legionen, rufen ihnen die Führer zu, sollten sie folgen. Die Schlacht, welche um die fünfte Stunde begonnen hatte, war in sehr kurzer Zeit entschieden: und sie abzubrechen war mehr, als man der germanischen Kriegskunst zumuten



Germanicus.
Antike Marmorstatue im lateranischen Museum zu Rom.

durfte. Armin selbst entkam; es gelang ihm durch seine Körperkraft und sein gutes Roß, durchzubrechen, oder wie man im römischen Lager nachher wissen wollte, die römischen Auxiliaren vom Stamme der Chauken erkannten den Vorkämpfer germanischer Freiheit und ließen ihm Raum zum Entkommen; auch der alte Inguiomar rettete sich. Im übrigen aber konnte dieser Tag unter die großen Siegestage der römischen Geschichte gerechnet werden, und die Verluste der Germanen war so groß, daß sie füglich als eine Sühne für die Manen des varianischen Heeres gelten konnten. Über einen Raum von zehn römischen Miglien lagen die Leichname, die weggeworfenen Waffen zerstreut; manchen, der sich im Walde geborgen, spürten die nachsetzenden Bogenschützen auf und machten sich ein Spiel daraus, nach solchen wie nach der Scheibe zu schießen. Das Heer aber schichtete aus den erbeuteten Waffen ein großes Siegesmal, fügte in dasselbe ein Verzeichnis der im Lager der Besiegten vereinigten Stämme ein und rief auf dem Schlachtfelde selbst den Tiberius als Imperator aus.

Der kriegerische Geist aber war unter den Germanen zu lebhaft entfacht worden, als daß sie sich schon besiegt gegeben hätten. Die erste Verzagtheit, welche von einer Auswanderung nach dem ostelbischen Lande gesprochen hatte, wich vielmehr einem nochmaligen Aufschwung. Alles griff zu den Waffen. So kam es nach einiger Zeit noch einmal zu einer Schlacht; nicht weit von Minden, wie man denkt. Bei diesem Kampfe fehlte Armin dem germanischen Heere, sein Oheim Inguiomar führte an der Stelle seines verwundeten Neffen. Der Sieg wurde hier den Römern etwas länger streitig gemacht; besonders um die germanische Hauptstellung, die sich an einen Grenzdamm anlehnte, welcher das Gebiet der Cherusker von dem der Angrivarier schied, wurde heftig gestritten. Die Legionen wurden beim ersten Angriff nicht fertig, sondern mußten wieder zurückgenommen werden; erst als die leichten Truppen, Bogen- und Schleuderschützen, und namentlich das Geschütz, welches mit großer Wirkung vorgeführt wurde, die Reihen der Verteidiger gelichtet und ihre Entschlossenheit erschüttert hatte, konnte die Stellung genommen werden. Germanicus selbst forderte die Seinen auf, diesmal keine Gefangenen zu machen; auf der andern Seite sah man den Inguiomar von Schar zu Schar eilen, sie zum Kampfe befeuern; aber das Glück verließ ihn, die Niederlage wurde nicht minder vollständig, nicht minder blutig als bei Idistaviso, und die Aufschrift auf dem Tropäum sprach nicht ohne Recht von einer völligen Bezwingung des Feindes. Nach gänzlicher Niederwerfung der Völkerstämme zwischen Elbe und Rhein habe das Heer des Tiberius Cäsar dieses Siegesdenkmal dem Mars, dem Jupiter und dem Augustus geweiht.

Ohne Zweifel im Einklang mit bestimmten Weisungen des Tiberius setzte das Heer seinen Marsch nicht weiter in östlicher Richtung fort. Einen kleineren Teil seines Heeres schickte Germanicus auf dem Landweg nach dem Rhein zurück, und dieser erreichte seine Garnison ohne Unfall; er selbst suchte mit dem größeren sein Schiffslager an der Ems auf. Die Soldaten gingen an Bord, man erreichte die Nordsee und wandte die Schiffe westwärts: hier aber

überfiel die Armada bei den friesischen Inseln ein furchtbarer Sturm, die Schiffe wurden nach allen Seiten über die Inseln der Nordsee, ja zum Teil bis an die britische Küste hin geschleudert, viele gingen zu Grunde, auf andern mußte man Pferde und Gepäck über Bord werfen, um sich zu retten. Freilich kamen, als der Sturm sich gelegt, die meisten Schiffe, wenn auch mehr oder weniger beschädigt, dank dem guten Willen der Friesen und Chauken wieder zusammen, und Germanicus, selbst anfangs mit dem Admiralschiff einzeln verschlagen an den öden Strand der Chauken, ließ nun die Inseln nach den Schiffbrüchigen absuchen, die gerettet allerlei Wunderdinge, von Wirbelwinden, seltsamen Vögeln, Meerwundern zu erzählen wußten: manche wären an menschenleeren Küsten durch Hunger umgekommen, wenn nicht die Flut ihnen etwa eine Pferdeleiche zugetragen hätte, mit deren Fleische sie sich einige Tage das Leben fristeten. Aber wenn auch der Menschenverlust sich späterhin nicht ganz so groß erwies, als es anfänglich geschienen hatte: er kam doch — die Berichte schwanken zwischen 10000 und 20000 Mann — wie einst in den Zeiten des ersten punischen Krieges einer Niederlage gleich, und die Nachricht von der völligen Vernichtung der römischen Flotte — in dieser Übertreibung gelangte die Kunde in das innere Germanien — drohte die besiegten Völker aufs neue aufzuregen. Indes eine Expedition, welche noch im Spätherbst jenes Jahres der Legat Silius in das Land der Chatten unternahm, und bei welcher der zweite der varianischen Legionsadler, der in einem heiligen Haine mit mäßiger Bedeckung bewacht wurde, wieder in römische Hände zurückkam, verhinderte ein Wiederaufflackern des Kriegs. Im marsischen Lande war der Adler verwahrt worden; ein marsischer Häuptling, der sich jüngst den Römern angeschlossen, Mallovend, hatte den Römern das Geheimnis verraten. So schien der Ehre der römischen Waffen und der Majestät des römischen Reiches Genüge geschehen, aber kein greifbarer Erfolg blieb trotz aller Opfer zurück, im Gegenteil ist ohne Zweifel ein guter Teil des Erreichten aufgegeben, namentlich aus Aliso die Besatzung zurückgezogen worden. Von einer Herrschaft Roms in den Westgegenden der Weser war nicht mehr die Rede. „Wie Germanicus von dem im Teutoburger Walde errichteten Siegesdenkmal schon das Jahr darauf keinen Stein mehr fand, so sind auch die Ergebnisse seiner Siege wie ein Schlag ins Wasser verschwunden, und keiner seiner Nachfolger hat auf diesem Grunde weiter gebaut." Denn seinem Wirken ward jetzt ein Ziel gesetzt. Auf Befehl des Tiberius kehrte er nach Rom zurück, wo er mit großer Begeisterung aller Stände empfangen wurde und am 26. Mai des folgenden Jahres 17 n. Chr. einen überaus glänzenden Triumph feierte. Aber er kehrte nicht mehr nach dem Rheine zurück. Tiberius' verständige Politik gestattete keine weiteren Eroberungskriege. Er glaubte die Germanen hinlänglich von der römischen Macht belehrt, und was man jetzt zu Rom sah, bewies der hauptstädtischen Menge augenfällig genug ihre Niederlage: vor dem Triumphwagen des Germanicus einher schritten die Gattin Armins Thusnelda mit ihrem Söhnchen Thumelicus, ihr Bruder Segimund und viele andre namhafte

17

Gefangene aus allen germanischen Stämmen zwischen dem Rhein und dem Harz; und wenn es wahr ist, daß Segestes selbst bei diesem Schauspiele zusah, so konnte man darin wohl eine Bestätigung der Anschauungsweise des Kaisers sehen, der glaubte, daß es genüge, diese Stämme ihren eigenen Leidenschaften, ihrem inneren Hader, ihren wütenden Feindschaften zu überlassen. So geschah es. Der römische Angriff ruhte, und wir können an diesem Ruhepunkte unsrer Erzählung einschalten, was uns der römische Geschichtschreiber von den Sitten dieser Völker berichtet, und was, da und dort aus andern Quellen ergänzt, ein freilich nicht allzudeutliches, aber doch immer ein lebendiges und wirksames Bild des Volkes gibt, in welchem Tacitus selbst und mit ihm mancher andre tiefer Denkende seines Volks die Träger einer großen Zukunft ahnte.



Rekonstruktion eines Stückes des Grenzwalles.
Nach den erhaltenen Resten und Darstellungen.

4. Sitten und Volkszustände der Germanen in den Zeiten vor der Völkerwanderung.

Der Name **Germanien** bedeutete für die Römer des ersten Jahrhunderts vor und nach Christo das Land jenseits der Flüsse Rhein und Danuvius, deren Namen beide keltischen Ursprungs sind: und an der Möglichkeit, sich über die Bevölkerungen zu unterrichten, fehlte es seit den Siegen des großen Cäsar nicht mehr. Wir sind im Laufe unsrer Darstellung germanischen Männern in genügender Zahl begegnet, welche in ihrer Heimat zu Führerrollen berufen waren und dabei Sprache und Sitte der Römer durch längeren oder kürzeren Aufenthalt in Italien und in Rom selbst kennen gelernt hatten. Diese Feinde hatten den Römern ein tieferes Interesse eingeflößt als irgendwelche früheren: kein römischer Schriftsteller gibt von irgendwelchem der zahlreichen Völker, mit denen die römische Politik in Beziehungen trat, eine Beschreibung, welche sich an Genauigkeit und eingehendem Verständnis irgendwie mit der kleinen Schrift

des Tacitus über Germanien vergleichen ließe. Er rückt das Gemeinsame in den Vordergrund: der trotzige Blick des blauen Auges, das rötlich-blonde Haar, die große Statur, ihre ganze Weise im Kampf und Frieden kennzeichnet sie dem Römer als eine Nation. In alten Liedern, sagt der römische Geschichtschreiber, hätten sie einen erdgebornen Gott Thuisto und seinen Sohn Mannus als Stammväter ihres Volkes gepriesen, und dem letzteren schrieben sie drei Söhne zu, nach deren Namen er drei Völkergruppen, Ingävonen, Herminonen, Istävonen oder Istväonen unterscheidet. Wir haben keine Mittel festzustellen, wer diejenigen sind, welche diesen gemeinsamen Stammbaum anerkannten, — wie weit sich in ihm ein altes Einheitsgefühl des Volkes ausspricht; daß sie selbst jetzt als Genossen eines Volks sich zu empfinden begonnen hatten, war das große Ereignis dieser Epoche, und eben der Kampf wider die Römer oder der Römer wider sie hatte ihnen zu diesem Bewußtsein geholfen.

Doch aber überwog bis dahin das Einzelleben der Stämme weit, und der Römer zählt eine große Menge solcher Stämme auf: zunächst die Grenzvölker der Trevirer und der Nervier, welche den Anspruch erhoben, Germanen zu sein, weil diese im Rufe größerer kriegerischer Kraft und Tapferkeit standen, als die Kelten; die unzweifelhaft germanischen Stämme, welche längst auf dem linken Rheinufer wohnten, die Vangionen, Nemeter, Tribocer am Oberrhein; die Ubier, denen es bald zu wohl ward in ihren neuen Sitzen, die jüngstverpflanzten, am Mittel- und Unterrhein; auf der Rheininsel, im Mündungsland des Rheins, in ihrer Bet-ouwe, ihrer fruchtbaren, guten Au, die Bataver. Am andern Ufer des großen Grenzstroms waren befreundete oder zum mindesten befriedete Stämme, wie die Mattiaker in der Gegend Wiesbadens, dessen heiße Quellen (aquae Mattiacae) nachweislich in Vespasians Zeit, und sicher schon lange vorher von den Römern benutzt wurden; die Mattiaker haben schon früh wie andre Unterthanendistrikte Truppen zur römischen Armee gestellt. Der große Winkel aber, den die Grenze an der oberen Donau und am oberen Rhein bildete ward im Lauf des ersten Jahrhunderts von den Römern beseitigt und die Lande zwischen beiden Flüssen zu römischem Gebiet geschlagen; meist war in diesen Vorlanden keine gutgermanische Bevölkerung, sondern sie waren als Zehntland, agri decumates, gallischen Einwanderern, „gallischem Gesindel“, wie der Römer sich kurz faßt, angewiesen. Zum Schutze dieser Vorlande nun war längst der berühmte Grenzwall, der Limes, begonnen, der zur Zeit des Tacitus in langer Friedenszeit großenteils schon vollendet war. Unter August begonnen, wurde er unter Hadrian vollendet: man kann an den Resten, welche den Späteren als Werk dämonischer Kräfte, als Teufelsmauer erschienen, das ungeheure Werk in einer Länge von etwa 540 Kilometern verfolgen. „Es war die Arbeit vieler Generationen; mehrfach ging man unter Benutzung früherer Feldbefestigungen vor; andere Anlagen waren völlig neu; keineswegs ist die Grenzlinie von vornherein einheitlich gedacht und eines Gusses. Als Mauer begann sie bei Kehlheim oberhalb Regensburg und lief so in einförmiger Flucht westwärts bis zur heutigen württembergischen Grenze bei Lorch. Hinter ihr

lagen eine Reihe deckender Kastelle, vor ihr Verschanzungen wohl teilweise älteren Charakters. Von Lorch aus änderte sich die Richtung der Grenze. Begleitet von einer Reihe von Neckarkastellen, welche eine frühere Deckung zwischen Rhein und Donau gewährt haben mögen, lief sie nördlich nach Miltenberg am Main, zumeist in schnurgerader Linie, ein Erdwall mit Graben und Türmen und schützenden Kastellen. Dann bildete der Main selbst bis Großkrotzenburg die Grenze; sieben Kastelle, durch Straßen verbunden, scheinen ihn auf dieser Strecke gedeckt zu haben. In Großkrotzenburg schloß sich eine neue Linie an, welche das Taunusgebiet und einen großen Teil der rechten Ufergegenden des Mittelrheins umfaßte und erst gegenüber der Grenze zwischen dem oberen und unteren Germanien bei Rheinbrohl zum Rheine hinabsank. Es war ein Erdwall mit Graben, vermutlich durch Pallisaden kräftig befestigt; ihm nahe lief hier und da eine Straße auf innerer, römischer Seite, von der konzentrische Wege die Wetterau hinab nach Höchst, einem Centralpunkt römischer Ziegeleien, und nach Mainz, der Hauptstadt des oberen Germaniens, führten".



Denkstein eines Ubischen Reiters, inschriftlich als solcher bezeichnet.

Museum zu St. Germain en Laye.

Die Inschrift lautet:
Albanus Excinci F(ilius) Eques
Ala Asturum Natione Ubius
Stip(endiorum) XII Annorum XXXV H(ic) S(itus) Est
Rufus Frater (E T(estamento)?).

Albanus, Excincius (?) Sohn, Reiter bei der Ala der Asturen, vom Stamm der Ubier, 12 Dienstjahre, 35 Lebensjahre, liegt hier begraben. Sein Bruder Rufus (hat es gemäß Testament besorgt?)

Jenseits dieses Grenzwalls und seiner Fortsetzung lag das freie Germanien, dessen westliche Landschaften dem Römer, wie natürlich, genauer bekannt sind, als die Germanenwelt des Ostens, wo sie sich in die sarmatische allmählich verliert. Er nennt zuerst die Chatten, deren Gebiet am hercynischen Wald — hier Rhön- und Vogelsberg — beginnt und von der Eder durchströmt ist: sie verstehen Krieg zu führen, nicht bloß Schlachten zu schlagen, wissen den Wert eines Anführers zu schätzen; ihre heranwachsenden Jünglinge lassen Haar und Bart wachsen, bis sie einen Feind getötet haben, und eine noch höhere Stufe dieses Ordens gibt es, — die Tapfersten tragen ein schmähliches Abzeichen, einen eisernen Ring, bis die Tötung eines Feindes sie löst und ihnen gestattet, sich den Ring, es wird nicht ohne Feierlichkeit geschehen sein, abnehmen zu lassen. Ihre Nachbarn sind die Usipeter und Tenkterer, die letzteren als Reiter berühmt, wie schon Cäsar erfahren; weiter abwärts am Rhein der einst berühmte Stamm der Brukterer, der zu seiner Zeit

durch den Haß der Nachbarstämme, der Chamaver und Angrivarier vertrieben und größtenteils vernichtet war; der Schriftsteller unterdrückt den Wunsch nicht, daß dieser gegenseitige Haß diesen gefährlichen Feinden Roms bleiben möge. Östlich von ihnen wohnen die Dulgitubiner und Casuarier, westlich die Friesen. Seine Beschreibung wendet sich nach Osten: an der Nordsee bis zur Elbe und tief ins Innere sitzt das große und vornehme Volk der Chauken; die Hohen oder Stolzen scheint der Name wirklich zu bedeuten, und er rühmt von ihnen, daß sie besonnen und gerecht das Ihre schützen, nicht fremden Gutes begehren. Zwischen Chauken und Chatten zwischen der mittleren Weser und der mittleren Elbe wohnen die Cherusker, ein Volk des Schwerts (Chairu), das aber zu Tacitus' Zeit von der stolzen Höhe der eben geschilderten Zeiten herabgesunken war; nach dem Ocean, der Nordsee hin die Cimbern, jetzt ein kleines Volk, aber ein großer Name. 210 Jahre rechnet er von ihrem ersten Auftreten bis zum zweiten Konsulat seines Imperators, Trajanus (98 n. Chr.), „so lange", fügt er in seiner epigrammatischen Weise hinzu, „so lange siegen wir schon in Germanien." Allen seither genannten entgegengesetzt sind die Sueben nicht ein einzelnes Volk sondern ein großer Völkerstamm, an äußeren Zeichen, wie dem nach hinten gestrichenen und dann in einen Knoten gebundenen wohlgepflegten Haupthaar kenntlich. Die Vornehmsten von ihnen sind die Semnonen, zwischen Elbe und Oder, welche zu festgesetzter Zeit Abgeordnete nach einem heiligen Walde schicken, den man nur mit einem, demütige Scheu vor der Gottheit bezeichnenden Symbol, nämlich gefesselt, betreten darf. Das Fest oder was es sein mag, was die Vertreter ihrer 100 Gaue zusammenführte, beginnt mit einem Menschenopfer. Ein andrer der suebischen Stämme sind die Langobarden, welche wohl auch den Namen von der Waffe, der langen Barda oder Streitaxt, empfangen haben: kraftvoll behaupten sie sich, von Feinden umgeben. Es folgt eine Reihe andrer, Raudigner, Arionen, Anglier u. a., welche der Dienst der Mutter Erde, Nerthus, vereinigt. Auf einer Insel im Meer ist ein heiliger Hain, und in ihm der geweihte, mit Tüchern überdeckte Wagen. Der Priester, wenn ihm geoffenbart ist, daß die Göttin ihren Wagen bestiegen hat, fährt denselben durch die Landschaften, welche sich im festlichen Schmucke des göttlichen Besuches freuen; dann fährt er den Wagen zurück, in einem See bei dem Haine wird er und auch das Idol — die Göttin, wie immer sie gestaltet gewesen — gewaschen; die Sklaven, die bei diesem geheimen Dienst Handreichung gethan, verschlingt der See. Indem die Beschreibung nach dem



Suebe von einem römischen Reiter niedergeworfen.
Grabstein des Dalmatiers Andes von der claudianischen Ala, gefunden bei Zahlbach, erhalten im Museum zu Mainz.
Der wichtigste Teil dieses Bildwerks ist unstreitig der niedergeworfene Germane, an seinem hochgeknüpften Haarschopf als Suebe kenntlich. Das gekrümmte dolchartige Messer oder Schwert findet sich auch auf andern römischen Bildwerken. Bemerkenswert ist das einzig erkennbare Kleidungsstück des Germanen; die von dem Gürtel bis zur Wade reichende enganliegende Hose.

Süden, den Donaugegenden zu, weiter schreitet, erwähnt sie die Hermunduren, gute Freunde Roms, wohlbekannte Besucher der Hauptstadt Rhätiens, Augusta Vindelicorum, bei denen man nicht nötig hatte, den Verkehr polizeilich zu überwachen, wie anderswo geschah, z. B. wenn ein Mann teuktrischen Stammes die Stadt Köln betreten wollte, wo man sich erst sorgfältig überzeugte, ob er auch keine Waffen führe: dann die Markomannen, Quaden, Marsigner, Cotiner, Osen, Buren, jenseits der Karpathen die Lygier, die Harier, u. a.: die letzteren ein besonders kräftiges Volk finsterer Krieger, die den Körper tätowierten, schwarze Schilde trugen, stets bei Nacht auszogen, wie ein „Totenheer"; weiter nordwärts die Gotonen, bei denen eine straffere Königsherrschaft besteht, als sonst auf germanischem Boden: die Rugier, Lemovier, die Suionen, deren Namen man in dem Hauptvolk Skandinaviens, den Schweden wiederfindet. Hier wiederholt Tacitus nur die unbestimmten und vagen Nachrichten des Pytheas, erwähnt die Bewohner der Ostseeküste, wo der Bernstein gewonnen wird; soweit reicht Suebenland; von den Peucinern, Venedern, Fennen zweifelt er, ob er sie den Germanen oder den Sarmaten zuzählen soll: was er von den Fennen erzählt, beschreibt das Leben von völlig Wilden, „keine Waffen, keine Rosse, keine Herdgötter, Pfeile mit Knochenspitzen, Gras zur Nahrung, Felle zur Kleidung, der Erdboden als Lagerstatt."

Im Verhältnis zu dieser halbtierischen Existenz hatten sich die wirklich und unzweifelhaft germanischen Völker ohne Ausnahme, auch die wildesten unter ihnen, längst zu einer hohen Daseinsform emporgeschwungen, und mit einer offenbaren Vorliebe, die man, doch wohl ohne Recht, als geflissentlich gegen die Überfeinerung des eigenen Volks ihre Spitzen kehrende Tendenz oder gar Satire bezeichnet hat, schildert Tacitus ein Leben, das überall gesunde Kraft, kriegerische Tüchtigkeit, Ehrlichkeit, Frische zeigt, und nur der feineren Güter der Civilisation, dessen was wir Litteratur und Kunst nennen, zugleich mit ihren Lastern entbehrte. Ohne Zweifel hat der Römer, der vielfach in tiefem innerem Zwiespalt mit seinen eigenen Zeit- und Volkszuständen sich fühlte, vieles in einem für die Germanen allzu günstigen Lichte gesehen.

Er verwirft die Meinungen der griechischen Erzähler, welche nach alter Weise auch an diesen Küsten ihren Odysseus landen lassen: ihm erscheinen sie, wie er mit Nachdruck sagt, als ein eigenes, unverfälschtes, nur sich selber ähnliches Volk. Sicher, es sind Autochthonen; dieses Land selbst, noch so wenig durch die Hand des Menschen umgestaltet, von dunkeln Waldungen starrend, durch Moräste entstellt, unter rauhem Himmelsstrich, naß, windig — wer sollte es aufsuchen? es kann nur dem gefallen, dem es Vaterland ist. Der ausgedehnte Urwald war noch von zahlreichen jagdbaren Tieren, dem Ur und dem Wisent, dem Riesenhirsch (dem „Schelch" des Nibelungenliedes), dem wilden Renntier, dem Elen, von Bären und Wölfen belebt. Die Jagd, die einzige dem freien Germanen ehrbar erscheinende Beschäftigung in Friedenszeiten, bildete daher noch eine wichtige Nahrungsquelle neben der Viehzucht, bei der mehr auf große Menge als auf Rasse gesehen wurde: man hielt Schweine, Schafe, kurzhörniges Rindvieh, kleine und unansehnliche, aber sehr ausdauernde Pferde, deren Fleisch ebenfalls gegessen wurde. Der Ackerbau war erst in den Anfängen: es gab noch kein Sondereigentum an Grund und Boden; was nicht Wald war, war Gemeinweide, von welcher einzelne Stücke vorübergehend zum Anbau von etwas Hafer und Gerste benutzt und zu diesem Zweck jedes Jahr

neu verteilt wurden. Dem entsprechend war die Lebensweise noch höchst einfach. Die Nahrung bestand aus Milch, Käse, dem Fleisch der Haustiere und dem Wildbret, nur wenig aus Pflanzenkost, Haferbrei, Rüben, Hülsenfrüchten, wildem Obst. Wohl waren wenigstens die Westgermanen überall zu festen Wohnsitzen gekommen, aber Städte und städtisches Leben fehlten dem ungeheuren Lande, und das städtische Leben wird den Männern, wenn sie es im gallischen oder italischen Lande sahen, am meisten Eindruck gemacht haben: nicht umsonst fürchtete Armin vor allem römische Kolonien im freien Germanien, weil diese die Bevölkerung zugleich knechteten und verführten. Geschlossene



Gewandnadeln (fibulae), Zierscheibe (phalera), Riemenbeschlag und Tierbildchen aus verschiedenen deutschen Gräbern.

Dörfer gab es ohne Zweifel, doch waren im nördlichen und westlichen Deutschland, am Niederrhein, in Westfalen, Hannover wie noch heute die einzelnen Höfe überwiegend: der „Bau", nach welchem der Bauer den Namen trägt, die Hütte oder das Blockhaus auf urbar gemachter Stelle wird angelegt, wo ein Waldstück, ein Wiesengrund, eine Quelle dazu einladet. Steinhäuser kannte das freie Germanien noch nicht; an einzelnen Orten grub man sich in den Boden ein und machte diese Höhle zu einem Winteraufenthalt, indem man tüchtig Dünger darauf deckte. Die ursprüngliche Kleidung, wie sie Cäsar beschreibt, Tierfelle, die nicht immer groß genug waren die stattlichen Körper zu bedecken, hatte vielfach Tuchkleidern Platz gemacht. Der Handel brachte mancherlei Zeuge und tauschte sich wohl den wertvolleren Tierpelz dagegen

ein; übrigens unterschied schon der feinere Stoff den Vornehmeren, und die Frauen, deren Kleidung in der Regel nicht viel von der männlichen abwich, fingen doch an, sich in weißen Linnenkleidern, mit rotem Besatz oder roten Streifen, ärmellosen, ausgeschnittenen, zu gefallen. Das Familienleben trug einen strengen, ehrbaren und wohl mehr, als bei den Römern jemals und namentlich damals der Fall war, gemütlich-vertraulichen Charakter: den Römern dieser korrupten Zeit fiel die ehrbar-züchtige Weise auf, in welcher das Verhältnis der Geschlechter behandelt ward, und dies war ohne Zweifel eine gute alte Überlieferung. Die Jungfräulichkeit wurde überaus hoch gehalten, der Ehebruch mit furchtbarer Strenge bestraft: bei einzelnen Stämmen verbot die Sitte der Witwe die zweite Heirat, bei allen war die Ehe streng monogamisch, Ausnahmen waren nur den Fürsten, aus Gründen hoher Konvenienz, wie etwa das Beispiel Ariovists zeigen kann, gestattet. Der Mann raubte ursprünglich die Frau, später kaufte er sie vom Vater, doch brachte auch sie dem Hause, das sie gründete, etwas zu, ein geschirrtes Pferd etwa, Waffen oder Rinder. Sie und die Kinder standen in der unbedingten Gewalt, der Munt, des Mannes, sein Wille entschied, ob das neugeborene Kind in die Familie aufgenommen oder ausgesetzt werden sollte. Die Kinder, das versteht sich, nährte die Mutter selbst, mit den Kindern der Sklaven wuchsen sie groß. Die Achtung, welche diese trotzigen Krieger im allgemeinen vor den Frauen hegten, hinderte nicht, daß sie ihnen die schwere Hausarbeit, Anfertigung von Kleidern und Hausgerät (Weberei und Töpferei), ja selbst die Beaufsichtigung der von den Leibeigenen besorgten Feldarbeit überließen, während sie selbst höchstens Waffen und Werkzeug aus Holz oder Stein — Eisen war noch selten — bereiteten, sonst aber dem Müßiggange fröhnten, mit Jagd- oder Kriegsgenossen dem Getränke zusprachen, das sie aus Gerste zu brauen und, wie der Schriftsteller aus dem Weinlande Italien mit unübersetzbarem Ausdruck sagt, „in etwas wie schlechten Wein vergähren zu lassen“ verstanden. Bei diesen Gelagen kamen allerlei Laster im Volkscharakter zur Entfaltung, unter andern die Leidenschaft des Spiels, bei dem es wohl geschah, daß sie Hab und Gut und zuletzt die eigene Freiheit verwürfelten. Eine üble Sitte war auch, daß sie überallhin, zur Versammlung wie zum Gelage, bewaffnet gingen, so daß der Streit, der dabei nicht ausbleiben konnte, nicht selten einen tödlichen Ausgang nahm. Im übrigen liebte man die Geselligkeit und teilte, was das Haus bot, gastfrei mit dem besuchenden Fremden und namentlich gern mit dem zuwandernden Sänger, der die Einförmigkeit des Lebens mit Nachrichten von jenseits des Waldes oder des Berges unterbrach und auch bei den gemeinsamen Festlichkeiten bei irgend einem Heiligtum seine Rolle spielte. Die Lieder selbst muß man sich, da von irgend einer andern als der bald verklingenden mündlichen Überlieferung keine Rede war, nach dem vorstellen, was uns etwa von Völkern ähnlicher Kulturstufe überliefert, sowie nach dem was uns von dem gesamten Gesichtskreise, innerhalb dessen dieses besondern Volkes Gedanken, Wünsche und Interessen sich bewegten, bekannt ist.

Mehr als zuvor noch war das Hauptinteresse für die große Mehrzahl dieser Völker der **Krieg**, und von Liedern, welche sie, im Begriffe in den Kampf zu gehen, zum Preise des Donar, den er Herkules nennt, zu singen pflegten, von Barditen, Schildgesängen, Schwertgesängen weiß auch Tacitus zu reden. Die unter den freien Männern überwiegende Anschauung war wohl die, daß es rühmlicher sei, begehrenswerte Dinge sich mit der Waffe zu erringen, als auf irgend eine andre Weise: doch begann der Handel bei einzelnen Stämmen eine Rolle zu spielen und der Krieg unter der Masse des Volkes nicht mehr als der regelmäßige Zustand angesehen zu werden; auch zeigten sie sich bei den erblichen Feindschaften, welche aus der Familienpflicht der Blutrache entsprangen, nicht mehr unversöhnlich, eine Buße, das sogenannte Wergeld — so und so viele Viehhäupter — war gestattet. Was von politischen Institutionen eine feste Gestalt angenommen hatte, diente doch meist dem Kriegszweck, auch der Staat trug, wie das ganze Leben, vorzugsweise den kriegerischen Charakter: auch bei den Chauken, welche Tacitus als der Gerechtigkeit beflissen rühmt, oder im Reiche des Marbuod, das, soweit wir urteilen können, einigermaßen wie ein Staatswesen sich ausnahm, mag doch dem Landfrieden nicht ganz zu trauen gewesen sein. Die Sicherheit des einzelnen Freien beruhte auf seiner Zugehörigkeit zu einem Geschlecht, einer **Sippe**, denn die Geschlechtsgenossen (Magen) schützten einander und waren für einander haftbar. Mehrere zusammenwohnende Sippen bildeten einen **Gau**, dessen gemeinsame Angelegenheiten in der Versammlung der wehrhaften Freien, dem Thing, entschieden wurden; mehrere Gaue bildeten einen Stamm oder eine Völkerschaft.

Es war ein feierlicher Akt, wenn vor versammelter Volksgemeinde der Vater oder irgend ein Verwandter dem herangewachsenen Jüngling, der dann aus den Schranken der Familie in die größere Gemeinschaft hinübertrat, den Schild oder die eigentümliche Waffe des Stammes — die Framja, den Hairus, den Sahs, die Barda, Schwert, Lanze, Streitaxt was immer — übergab und ihn dadurch zum Krieger machte. Krieg und Frieden bildete wie natürlich auch den Hauptgegenstand ihrer beratenden und beschließenden Versammlungen. Das Gemeinwesen nimmt in dieser Zeit, was bei den verwickelter werdenden Verhältnissen nicht anders zu erwarten, offenbar nach und nach einen mehr aristokratischen Charakter an. Weniger bedeutende Gegenstände machten die Fürsten, Häuptlinge unter sich ab, sie berieten auch was vor die Volksgemeinde gehörte, zuerst unter sich in engerer Versammlung. Die regelmäßigen Versammlungen wurden in der Regel auf die Neumonds- oder Vollmondsnächte — sie zählten nur nach Nächten, die Nacht war das erste, nicht der Tag — angesagt, doch war Pünktlichkeit keine hervorstechende altgermanische Tugend: es vergingen wohl zwei, drei Tage, ehe dieses bewaffnete Parlament in einigermaßen beschlußfähiger Zahl beisammen war. Da war nichts von den peinlichen Formen und Rechts- und Religionsgebräuchen, mit denen die Römer ihre Versammlungen umgaben: wenn genug Menge beisammen schien, gebot der Priester Stille, und ihm, dem Priester, lag auch die Polizei bei diesen Versammlungen ob. Wem Adel, Alter, Sachkenntnis, Beredsamkeit Ansehen verleiht, der wird gehört, und das Mißfallen äußert sich frei wie der Beifall, der durch Aufstoßen der Framja auf den Boden ausgedrückt wird. Auch andre wichtige Geschäfte wurden bei solcher Gelegenheit erledigt, wo das Volk zusammenkam: in jener erregten Zeit zumal mochte der Ausgang eines Krieges zu Klagen und Strafen mannigfache Veranlassung geben. Wehe dem, dem Verrat nachgewiesen werden konnte, er ward am nächsten Baume aufgehängt: furchtbarer noch ward die Feigheit bestraft, welche

selten sein mochte, wie die unnatürlichen Laster, welchen dieselbe Strafe gesetzt war: der Schuldigbefundene ward in einen Morast gesenkt und die Stelle mit Reisig zugedeckt. Für sehr schimpflich galt es aber schon, wenn man den Schild aus dem Kampfe nicht wieder zurückbrachte; es gab solche, welche der Schmach, die daran haftete, sich durch einen freiwilligen Tod entzogen. Übrigens vollzog die Leibesstrafen — Fesselung, Züchtigung durch Schläge, Tötung — nur der Priester: ein ernster und würdiger Brauch.

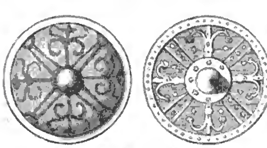


Germanische Ratsversammlung.

Von der dem Marcus Aurelius zu Rom errichteten Siegessäule (Colonna Antonina), deren Reliefband die Begebenheiten des „Deutschen Krieges" — mehrere Feldzüge gegen die Markomannen und deren Verbündete — in einer Reihe von Darstellungen erzählt. (Siehe die übrigen daher entnommenen Abb.)

Der trockene Realismus dieser mit militärischer Genauigkeit gearbeiteten Darstellungen, die man ein „Generalstabswerk in Bildern" nennen kann, macht sie doppelt wertvoll; sie geben ein genaues und zuverlässiges Bild von Tracht, Bewaffnung, Friedens- und Kriegsgebräuchen der Germanen zur Zeit der Römerkriege.

Daß in der Kunst der Kriegsführung in der Zeit seit Cäsar erhebliche Fortschritte gemacht worden, ist im einzelnen allerdings ersichtlich. Die Vornehmen hielten etwas auf gute Waffen, und man hört wohl, daß einige besonders Kundige zu dem Zweck die Schmiedekunst betrieben; eine Art Unterscheidungszeichen, eine Art Uniform haben wir schon erwähnt, die Farben der bemalten Schilde und die Lieblingswaffe der einzelnen Stämme. Die Hauptstärke lag aber noch immer im Fußvolk, das zum Teil noch sehr schlecht bewaffnet war. Germanicus schilderte sie vor der letzten

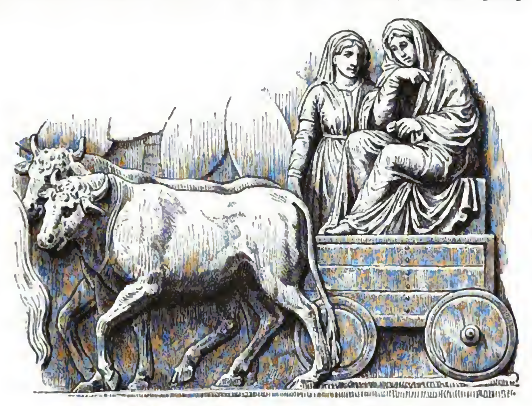


Schilde von der Aureliussäule in Rom und aus dem Museum zu Kopenhagen.

Schlacht seinen Soldaten: lange unhandliche Speere, große Schilde: die letzteren seien bei näherer Betrachtung nur angestrichene Bretter oder ein Weidengeflecht, die ersteren ungefüge, beschwerlich, und überdies sei nur die erste Reihe mit diesen Waffen von zweifelhafter Güte versehen, die übrigen hätten nur kurze, vorn zugespitzte Speere, die dann im Feuer gehärtet würden. Helm und Harnisch fehlten gemeinhin. In der That zeigten sich diese Massen, die sich doch mehr als Bauern denn als Krieger fühlen mochten, dem gefürchteten römischen Fußvolk nicht mehr gewachsen, als 100 Jahre früher die Cimbern oder Teutonen, und das Heer, welches Ariovist dem Cäsar entgegenführte, erscheint besser, militärisch brauchbarer, als diejenigen Truppen, über welche Armin verfügte: auch ließ sich mit ihnen noch immer keine künstlichere Schlachtordnung bilden als der einfache Angriffskeil. Die Aushebung und die aktive Dienstpflicht war übrigens einigermaßen geregelt, auch bildete man, wie es scheint, häufig eine Art Elitetruppe aus den Kräftigsten und Behendesten des Aufgebots, welche mit der Reiterei zu taktischen Körpern verbunden kämpften: schon Cäsar führt diese elementare Taktik der verbundenen Waffen an, die sich erhielt und weiter vervollkommnete. Die letztere Waffe, die Reiterei, wurde von einzelnen Stämmen, wie den Tenktrern, besonders gepflegt, im ganzen aber, sagt der Römer, hielt man noch mehr auf das Fußvolk. Die Gliederung des Heeres, soweit man von Heeren überhaupt sprechen kann, geschah nach Familien und, wie das römische Wort zu übersetzen sein möchte, Magenschaften, Nachbarschaften, gab also namentlich bei einem Volkskriege, wie Arnim ihn führte, sehr ungleichartige Truppenkörper und erschwerte mithin die Lenkung ungemein: daß es dabei an Streit und Eifersucht, an gelegentlichem Trotz und Unbotmäßigkeit nicht gefehlt hat, ist zweifellos. Bei den Kämpfen dieser Stämme untereinander spielten auch die Frauen eine große Rolle. Man pflegte sie an einen Ort zu bringen, wo sie Zeugen des Kampfes sein konnten — wo man ihr Geheul und das Schreien der Kinder hören konnte. Zuweilen wurden in der That schwankende Reihen durch die Einwirkung der Frauen wieder hergestellt, aber in den Kämpfen mit den Römern war dieses sehr elementare Kriegsmittel wohl nur selten und in beschränktem Umfange anwendbar.

Wie lose dieses Volks- und Heeresgefüge noch war, beweist auch das Gefolgschaftswesen, das wie es scheint ganz frei innerhalb eines Volkes oder Stammes sich entwickelte. Jeder, den alter Ruf der Familie oder hervorragende Tapferkeit, im Kampfe bewiesen, als möglichen Führer kennzeichnete, ward leicht innerhalb seines nächsten Kreises wirklich zum Führer: seinem Gefolge schlossen sich andre an, und er gliederte dasselbe und bestimmte jedem seinen Rang. Dies, die Zahl und Tapferkeit des Gesindes, war Gegenstand des Ehrgeizes für den Edlen, es verschaffte ihm Ruhm im eigenen Volke und Ruf in der Ferne, so daß fremde Stämme, die einen Krieg auszufechten hatten, solche Männer mit Gesandtschaften und Geschenken beschickten. Gerne folgte der Gefolgsherr, namentlich wenn längere Zeit Friede gewesen, einem solchen Rufe: denn nur durch den Krieg, der Beute und damit den nötigen Sold

brachte, vermochte er sein Gesinde, dessen Ansprüche nicht gering waren, zu erhalten. Die Verbindung war enge, die Ehre des Gefolgsherrn war die seiner Mannen und umgekehrt: ihn im Kampfe zu überleben, galt für den Mann als schwerer Vorwurf; es ist ein Verhältnis, das sich leicht in einem idealen Lichte darstellen läßt, das aber auch bedenkliche Seiten genug hat.



Dem Heereszug folgende germanische Frauen (Priesterin?).
Schlußgruppe eines Zuges von Markomannen, die sich dem Marcus Aurelius unterwarfen.
Relief von dessen Siegessäule zu Rom.

Dieses Kriegsuchen und Kriegführen auf eigene Hand entzog dem Volk die besten Kräfte vielleicht eben in Zeiten, wo es dieselben am wenigsten entbehren konnte, und die Macht solcher Kriegsherren muß sich überhaupt in den allgemeinen Volksangelegenheiten sehr drückend geltend gemacht haben: es hinderte die Entwicklung eines wirklichen Staatswesens, eines kräftigen Königtums, wo nicht, wie Marbuod gethan, ein mächtiger Gefolgsherr selbst seine Hausmacht benützte, um ein solches Königstum zu gründen. Daß die Römer gerade solche Gefolgsherren vorzugsweise benutzt hätten, um germanische Krieger für ihr Heer zu gewinnen, wird uns nicht geradezu gemeldet, doch wird es sicher in vielen einzelnen Fällen geschehen sein; das aber ist sicher, daß die germanischen Edeln, die in römische Dienste traten, sich für römische Rechnung anwerben ließen, ihr Verhältnis zum römischen Imperator oder zu dem Feldherrn, in dessen Heere sie standen, als ein solches Dienstverhältnis des Gefolgsmanns zu seinem Druhtin, seinem Gefolgsherrn dachten, und daß es deshalb ihren Fürstensöhnen keinen Skrupel machte. Niemand schämte

sich dieser Dienstbarkeit, und auch junge Männer von hohem Adel wie jener Flavus empfanden den Kriegsdienst, den aufzusuchen ganz gewöhnlich war, durchaus nicht als Knechtschaft. Wichtig aber wurde diese Institution auch dadurch, daß diese fahrenden Krieger hauptsächlich den Verkehr mit der außergermanischen Welt vermittelten. Der Gefolgsherr trat mit seinem Regiment, wie ein Unternehmer, der seine Arbeiter mitbringt, in die Dienste irgend eines entfernten Staates: kehrten diese Männer in ihre Heimat zurück, so brachten sie schön gearbeitete Waffen, Becher, Schalen und andre Beutestücke mit nach Hause: durch sie lernten die Volksgenossen neue Bedürfnisse kennen, und die heimische Jugend erfuhr auf diese Weise mehr aus der Fremde, als mit der ganz ungebrochenen Bewahrung der alten Sitte auf die Dauer verträglich war. „Schon haben wir sie auch Geld anzunehmen gelehrt", sagt Tacitus: sie werden das Geldnehmen so leicht gelernt haben wie das Weintrinken.

Das Sklavenwesen hatte noch keine große Ausdehnung. Es gab eine milde Form der Hörigkeit, die Klasse der Liten oder Lassen, welche ihrem Herrn nur zu bestimmten Lieferungen verpflichtet waren, aber auch die wirkliche Knechtschaft, der man von Geburt, durch Kriegsgefangenschaft, durch Zahlungsunfähigkeit — bei Spielschulden z. B. wie schon erwähnt — verfallen konnte, trug nicht den grausamen, raffinierten, und darum auch nicht den bösartigen Charakter wie in der römischen Welt. Es mochte geschehen, daß den Herrn die Leidenschaft übermannte und er den Sklaven im Zorn schlug oder tötete, aber dies waren Ausnahmen, und die raffinierten Strafmittel der Römer kannte und bedurfte man nicht. Man maß dem Sklaven zu was ihm zukam an Lebensunterhalt wie an Arbeit: und da noch keine verfeinerte Kultur die verschiedenen Bildungsstufen durch große Abstände und scharfgezogene Grenzen schied, so standen sich Herr und Sklave menschlich näher, wie etwa bei den Griechen der homerischen Zeit. — Und dies tritt uns überhaupt als Charakterzug der damaligen germanischen Gesellschaft entgegen, daß noch nirgends eine breite Kluft den Häuptling, den Vornehmen von dem geringeren Manne und selbst den Freien von dem Knechte trennt; von einer Adelskaste, wie sie Cäsar in Gallien entgegentrat, finden wir nichts.

Und ebensowenig tritt uns das andere für die gesellschaftlichen Zustände Galliens so wichtige Element, eine Priesterkaste, ein abgeschlossener mächtiger Druidenstand entgegen. Die ganze Auffassung der religiösen Dinge und so auch die Stellung der Priester war eine ganz andre, als bei den keltischen Stämmen.

Der römische Geschichtschreiber hat den geistigen Hauch, der über dem altgermanischen Leben und so auch über diesem Gebiet schwebt, mit feinem Sinn empfunden und in edlen Worten wiedergegeben. „Sie halten es der Hoheit himmlischer Wesen nicht für gemäß, die Götter in Wänden einzuschließen oder ihnen menschliche Gestalt anzudichten, sie haben heilige Haine und Gehölze und nennen mit Götternamen jenes Geheimnisvolle, das sie nur mit dem Auge der Andacht sehen." Vielleicht hat hier wie auch sonst der

römische Darsteller die Dinge zu ideal aufgefaßt; daß Tempel und Götterbilder fehlten, lag in dem Fehlen der Kunst, sie zu bauen und zu bilden, wie in der Armut des ganzen Lebens, in der Beschaffenheit des Landes, das erst durch harte Arbeit zum Dienst des Menschen gezwungen werden mußte. Eben dieser Charakter des Landes hinderte auch die Phantasie, ins Maßlose auszuschweifen: und die zerstreuten Wohnsitze, indem sie das Freiheitsbewußtsein, die männliche Selbständigkeit, die Selbstgenugsamkeit der Familie und des Hauses förderten, zwangen den Hausvater und die Frau des Hauses, auch den Dienst der Götter zu versehen, ihren Willen selbst zu erforschen, ihren Offenbarungen selbst nachzugehen, ihrem Walten zu lauschen: es machte den Priester nicht entbehrlich, aber es hinderte, daß er der ausschließliche Vermittler zwischen dem Menschen und der Gottheit wurde.

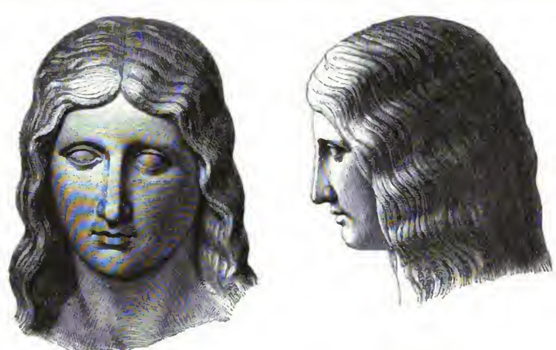
Drei Götter treten, wie bei Cäsar, so auch bei Tacitus in den Vordergrund, er nennt sie Mercurius, Herkules, Mars. In dem ersten erkennt man unschwer den Gott Wuotan, der ursprünglich, wie dies allenthalben dem Naturmenschen das nächste ist, eine Seite des Naturlebens darstellt; es ist der Gott des Wolkenhimmels und der Sonne, welche nicht allzuhäufig diesen Wolkenhimmel siegreich durchbricht; was der Boden trägt ist ihm heilig. Bald ergaben sich aber auch kriegerische Beziehungen. Er führt als Symbol die ferntreffende Lanze; die Tiere des Schlachtfeldes, der Wolf, der Rabe, der Habicht sind ihm heilig; unter den Seelen der gefallenen Helden wählt er sich seine Gefolgschaft, seine Gesellen für Walhall, und bei Nacht vernahm man wohl oben in den Lüften das Geräusch seines Heereszugs — das „wütende Heer", Wuotans Heer, das er, der wilde Jäger, führt und das im Aberglauben der Folgezeit eine so große Rolle spielte. Die spätere Volksvorstellung dachte sich den Gott mit breitem grauem Hut und Mantel, und sein Dienst war über die ganze deutsche Erde verbreitet. In der Zeit und auf dem Boden, auf welchem die deutsche Geschichte bis dahin vorzugsweise spielte, faßte man ihn von der düstergewaltigen Seite, als den furchtbaren Gott, den im Gewittersturm Daherfahrenden, dem dann und wann auch Menschenopfer, Kriegsgefangene, bluteten. Die ethische Seite tritt zurück, oder sie ist nicht hervorgetreten; in der Auffassung der nordischen, skandinavischen Germanen stellte sich derselbe Gott, Odhin, als der Weisheitsspender und Verleiher von Kunstfertigkeiten dar. Neben ihm, doch nicht als völlig gleicher, steht der Gewittergott Donar, an welchen unzählige Ortsbezeichnungen über die ganze deutsche Erde hin erinnern. Denn er stand der menschlichen Vorstellung offenbar näher, war ihr freundlicher, sympathischer. Ihn scheint Cäsar mit dem Namen Vulcanus zu bezeichnen; er war also auch Gott des Feuers, Schützer des Familienlebens, und somit des Ackerbaues; der rasche, einschlagende Blitz ist der furchtbare Hammer, den er schleudert. Aber auch er war in dieser Zeit, wo die Gedanken des Volkes von selbst diese Richtung nahmen, zu einem Kriegsgott geworden, und Tacitus bezeichnet ihn mit dem Namen des griechisch-römischen Halbgottes Herkules, dessen gewaltige Kraft dem Menschen zwar auch verderblich werden kann, aber doch vorzugsweise Wohlthaten bringt. Daneben hatte sich nun das Volk einen eigentlichen Mars, einen besonderen Kriegsgott, Ziu, geschaffen, der die blutigste Seite des Kriegshandwerks verkörpert, in dessen Dienste der einzelne Krieger steht; es ist aber mit Recht hervorgehoben worden, daß dieser Kriegsgott nicht, wie etwa bei den Scythen, den herrschenden Rang in der religiösen Phantasie des Volkes erlangte, obgleich er als die am meisten als Einzelwesen ausgeprägte Göttergestalt uns entgegentritt, auch bei verschiedenen Stämmen unter verschiedenen Namen, bei den Sachsen als Sahsnot, als Schwertgenosse, bei den Bayern als Er verehrt wurde. Auch weibliche Gottheiten kannte man; eine mütterliche Gottheit unter verschiedenen Namen und Bezeichnungen, welche die häusliche Arbeit beschützt, Frigga, Nerthus, Erde; Todesgöttinnen, Beschützerinnen der Brunnen, Seen, Bäche. Doch schweifte

auch hier die Phantasie nicht nach der Weise der griechischen und römischen Mythologie aus. Sie war nicht in der Weise gestaltenschaffend wie die griechische, wenn gleich ein ursprünglich poetischer Hauch, den nicht erst die neuere Zeit hineinzulegen braucht, über dieser Götterwelt ruht, und sie ist nicht so fruchtbar an Zahlen und Formeln, wie die römische, wenn sie gleich die Furcht und ernste Scheu vor dem Göttlichen, das ihr allenthalben nahe und gegenwärtig ist, mit dieser teilte.

Mit mehr Freiheit als den Göttern gegenüber erging sich offenbar diese Volksphantasie bei der Schaffung dämonischer Wesen. Auch hier ist der düstere Zug vorherrschend. Sie sind wie in zwei Lager gegliedert, die Riesen, welche in Waldeinöden, in Felsenhöhlen hausen, gewaltige Felsblöcke als Waffen schleudern, und in denen das Volk sich seine eigene mächtige Körperkraft in vergrößerndem Spiegel erscheinen ließ, — und die unter dem Tage hausenden, kleinen, listigen, tückischen, dem Golde nachspürenden Zwerge, Wesen geistigerer Art, die im Besitze unheimlicher Künste und Kräfte sind. In unzählbaren Scharen sind diese verbreitet, ihre Wohnsitze haben sie in den Klüften der Erde; doch ist man nirgends vor ihnen sicher, und in mannigfachen Tücken, verderblichen Vorkommnissen in Haus und Hof, an Menschen und Tieren, die man sich nicht zu erklären weiß, zeigen sie schadenfroh ihre unheimliche Macht. Doch lieh man diesen Dämonen auch freundlichere Züge, den Riesen die ehrliche Derbheit, den Zwergen vertrauliche Gemütlichkeit dem Menschen gegenüber, der sich in ihrer Macht befand. Unsre Kenntnis dieser Religionsvorstellungen für die ganze älteste Zeit ist übrigens sehr bruchstückartig. Unter den Anschauungen, von denen wir einigermaßen sichere Kunde haben, tritt ein stark ausgeprägter Unsterblichkeitsglaube hervor. Ein Jenseits, welches den Tapfern erwartet, malten sie sich mit den besten Farben, welche ihnen das diesseitige Leben lieferte, aus. Unzweifelhaft hatte dieser starke Unsterblichkeitsglaube nicht geringen Einfluß auf die Tapferkeit und Todesverachtung, welche sie im Kampfe bewiesen, und es kann damit zusammenhängen, was Tacitus von ihnen sagt, daß sie auf Leichenehren kein großes Gewicht gelegt hätten — bei weitem nicht jenes Gewicht, wie Griechen und Römer. Er zeichnet in diesem Zusammenhange noch einen andern bedeutungsvollen Charakterzug: daß sie mit den Thränen und Klagen um Verstorbene rasch, mit dem Schmerzgefühl und der Trauer sehr langsam fertig würden. Diesem Unsterblichkeitsglauben gegenüber steht in seltsamsten Kontrast die fast schauerliche Vorstellung von einem endlichen Vergehen, Unterliegen, Sterben der Götter. Denn diese werden von Dämonen unheimlicher Kraft unaufhörlich bekämpft, und einst wird es zwischen ihnen zu einem letzten furchtbaren Kampf auf Leben und Tod kommen, und die Götter werden unterliegen. Diese ganze Welt wird, so gingen die Gedanken auf der einmal betretenen düsteren Bahn weiter, in einem großen Weltbrande vom Feuer verzehrt werden; ein Gedanke, der dann mit einer Art Notwendigkeit wieder eine freundlichere Gedankenreihe von einer Weltverjüngung, einem zweiten unzerstörbaren Jenseits hervorrufen mußte.

Es wird weiterhin eine interessante Aufgabe sein, deutlich zu machen, was in dieser altgermanischen Religion, deren Geist uns in einer ihrer Ausprägungen, derjenigen, welche sie bei den skandinavischen Germanenstämmen erhalten, in etwas klareren Umrissen erscheint, dem Christentum feindlich entgegentrat, und was in ihr dieser mildern Lehre von den göttlichen Dingen freundlich auf halbem Wege entgegenkam; an dem Punkte der Entwickelung des deutschen Volks, an welchem unsere Erzählung angelangt ist, haben wir nur hervorzuheben, daß Götterfurcht und Götterdienst eine bedeutende Rolle im Leben des Einzelnen, wie im Leben der Gemeinschaft spielte, ohne doch das Gemüt zu verdüstern oder die Thatkraft zu lähmen, geschweige, daß sie wie bei der römischen Welt dem Laster und den niedrigen Gelüsten und Leidenschaften sich zu Dienste bequemt hätten.

Den Willen der Götter zu erforschen, war man eifrig bemüht: eine uralte, mit aus Asien eingewanderte Sitte war, in dem Gewieher des Rosses ein Zeichen der Zustimmung oder Abmahnung der Götter zu erkennen, und an einzelnen Orten wurden deshalb heilige Rosse von Gemeinde wegen gehalten. Man wählte solche von lichter Farbe, und sie blieben von jedem Werke unberührt; zu bestimmter Zeit, bei bestimmter Gelegenheit schirrte man sie an einen heiligen Wagen, und der Priester oder der König beobachtete sie während des Umzuges; auch Flug und Geschrei der Vögel bedeutete etwas, und vieles, was jetzt noch in dieser Richtung als Aberglaube umgeht, wird bis auf diese Zeiten zurückzuführen sein. Im Kriege hatte man ein sehr naheliegendes Orakel:



Vorderansicht. Seitenansicht.

Kopf einer Germanin.

Antike Marmorbüste in der Eremitage zu Petersburg.

man ließ einen Kriegsgefangenen des feindlichen Volkes mit einem Genossen des eigenen sich im Kampfe messen, wobei freilich der erstere in der Regel den kürzeren gezogen haben wird. Die gewöhnlichste Art aber, etwas über der Götter Willen und die Zukunft zu erfahren, war die Befragung durch Losstäbe. Man schnitt von einer Buche, einer Eiche, einem Wacholderbaum — denn fruchttragend mußte er sein — einen Zweig, zerschnitt ihn in kleine Hölzchen, in welche man Zeichen ritzte, Runen, wie immer man sich dieselben denken mag; dann wurden die Stäbchen über ein weißes Kleid oder Tuch geschüttelt, und der Priester deutete nach Regeln und Offenbarungen, die wir nicht mehr kennen. In Angelegenheiten des einzelnen Hauses warf der Hausvater das Los, er betete dazu, hob das Gesicht zum Himmel: drei Stäbchen, die er einzeln aufhob, und deren Zeichen er sich ansah, genügten zu dem Orakel.

Priesterinnen und weise Frauen spielten eine große Rolle; sie glauben, sagt der Römer, der bei seinem Volke zu seiner Zeit nichts dergleichen mehr sah, daß den Frauen etwas von Heiligkeit und ein Geist des Vorauswissens innewohne, und er führt Fälle an, wo das Wort solcher Prophetinnen, einer Albrune u. a., in wichtigen Angelegenheiten des Volkes den Ausschlag gegeben habe.

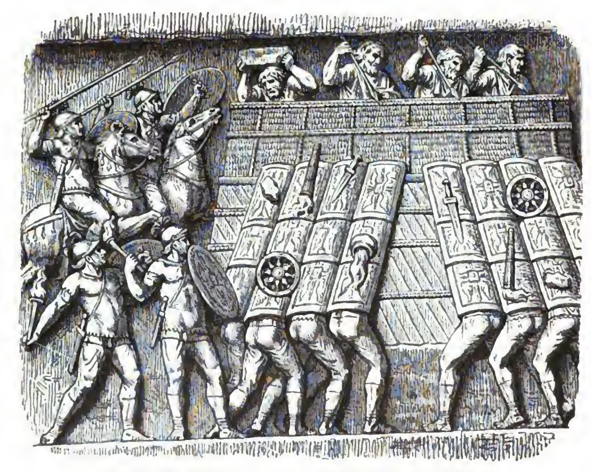
Es ist ein gesunder Zug des germanischen Charakters und seiner Volkszustände, welchen der Schriftsteller hier hervorhebt. Wo wie bei der römischen Gesellschaft, die ihn umgab, den Frauen nicht mehr Achtung und Ehrerbietung im Hause gezollt wird, wo sie den Männern nichts als Begierde und Anlaß zu frivolem Witz erregen, wo sie selbst der Gefallsucht und der Neigung zur Intrigue anheimgefallen sind: da ist die Zeit des Verfalls einer Nation eingetreten.

---

5. Spätere Zeiten bis zur Völkerwanderung.

In dieses einfache, „nur sich selbst gleiche", von Einflüssen der Fremde nur sehr wenig berührte Volksleben war nun ein ganz neues Ferment gekommen durch den kriegerischen Zusammenstoß, wie durch den friedlichen Verkehr mit dem römischen Volke. Armin hatte die Kraft einer Anzahl nordwestdeutscher Stämme zu einem Kriegsbündnis vereinigt, das seinen nächsten Zweck erfüllt hatte, und es war die Frage, ob daraus ein Dauerndes, eine neue Form des germanischen Staatslebens erwachsen würde. Es ist unendlich zu bedauern, daß wir über Armin keinerlei eingehendere Nachrichten besitzen, als was uns Tacitus bringt, der sich allerdings für diesen Gegner seines Volkes offenbar in hohem Maße interessiert, man darf beinahe sagen, erwärmt hat. Er nennt ihn den unbezweifelbaren Befreier seines Volkes und sagt, daß er noch jetzt — also etwa 100 Jahre nach seinem Tode — von den Barbaren besungen werde; er findet, daß man in Rom zu wenig Interesse für diese Vorgänge habe. Mit Sicherheit ist anzunehmen, daß dieser Mann, der in der Bekämpfung der Römer seine Lebensaufgabe sah, auch bestimmtere Ideen und Pläne hatte, wie man die Kraft der Germanenstämme zu diesem Zwecke, zur Fernhaltung der römischen Herrschaft vereinige. Der römische Geschichtschreiber trifft ganz das Richtige, indem er sagt, daß er Schlachten verloren habe, aber im Kriege nicht eigentlich besiegt worden sei: und dies war offenbar auch der Eindruck, den er selbst, und den die Mehrzahl seiner Stammesgenossen von den letzten Feldzügen und ihrem Gesamtergebnis gewonnen hatte. Wenigstens finden wir durchaus nicht, daß sein Ansehen gelitten hätte, im Gegenteil, dasselbe hebt sich so sehr, daß es dem stolzen Inguiomar, seinem Oheim, zu viel ward, und daß dieser, weil er nicht unter dem jüngeren Neffen stehen wollte, mit seinem Stamme zu Marbuod übertrat.

Denn mit diesem, dem Markomannenkönig, abzurechnen, war jetzt Armin entschlossen: es geschah noch im gleichen Jahre, in welchem der Triumph des Germanicus den Angriffskrieg der Römer auf germanischem Boden abschloß, und es bewies, wie richtig Tiberius rechnete, wenn er sich auf die Unverträglichkeit der Germanen untereinander verließ, über die er ohne Zweifel im einzelnen genauer unterrichtet war, als der Geschichtschreiber. Daß Marbuod im entscheidenden Augenblick, nach der Niederlage des Varus, sich mit den



Germanische Verschanzung, von römischen Soldaten bestürmt.
Von der Siegessäule Marc Aurels zu Rom.
(Bemerkenswert an dieser Darstellung ist die deutlich erkennbare Konstruktion der germanischen Befestigung aus Balken und Flechtwerk.)

Führern der nord- und mitteldeutschen Stämme nicht verständigte, noch verbündete, haben wir gesehen; er blieb auch in den folgenden Jahren vollkommen neutral, und diese zweideutige Haltung hinderte wesentlich den Armin, jenen großen Erfolg im Teutoburger Wald mit mehr Energie auszunützen. Jetzt, da der äußere Druck Roms wegfiel, mußten die Gegensätze der istväischen und suebischen Völkergruppe auf einander platzen, in deren nationalen Helden zugleich verschiedene Wege germanischer Entwicklung sich verkörperten: „Marbuod, der Vertreter einer absolutistisch gekennzeichneten Herrschaft, nicht der Volks-

könig, sondern der Großkönig, der Beherrscher der Völker; Armin, der Führer freier Volksstaaten, groß durch den Willen der Genossen und eigene That, nicht in eigenmächtiger Stellung, sondern aus freier Begeisterung des Volkes zu dem, was er war, geworden." Armin suchte die Entscheidung, welche dem Dualismus in Deutschland — denn seine älteste Form haben wir in der That hier vor uns — ein Ende machen sollte. Großes Getümmel erfüllte das innere Germanien, von welchem nur wie fernes Waffengetöse eine schwache Kunde zu uns dringt. Gleich zu Anfang des Zusammenstoßes entzogen sich zwei suebische Stämme, und nicht die schlechtesten, die Semnonen und die Langobarden, der Herrschaft des Marbuod und traten zu Armin über: und im mittleren Germanien, vielleicht in der Ebene zwischen Saale und Elbe, welche bestimmt war, soviel Blut zu trinken, erfolgte der Zusammenstoß, bei welchem, wie Tacitus bemerkt, sich gezeigt habe, daß diese Völker im langen Kampfe gegen die Römer etwas gelernt hätten. Die Schlacht selbst blieb zwar unentschieden, aber die Folgen derselben kamen der bessern Sache Armins zu gut: Marbuod wagte, da der Abfall unter seinen Genossen sich mehrte, keine Feldschlacht mehr und zog sich nach Böhmen zurück. Er erntete die Früchte eines unnatürlichen Absolutismus, die Eigenart der einzelnen Völkerschaften brach los und forderte Rache für lange Verknechtung. Marbuod fühlte den Boden unter seinen Füßen wanken, und im Zusammenbruch seiner Macht wußte er keinen andern Ausweg, als durch eine Gesandtschaft an Tiberius römische Hilfe zu erbitten. Tiberius, welchem dieser innere Krieg in Germanien nicht geringe Genugthuung gewährt haben wird, schlug diese Hilfe ab: auch Marbuod hätte die Römer in ihrem Kampfe gegen denselben Feind, der jetzt ihm gefährlich werde, die Cherusker, nicht unterstützt; er begnügte sich, seinen Sohn Drusus nach der bedrohten Grenze zu schicken, damit dem römischen Reiche selbst kein Schade von dorther erwachse.

Die Lage Marbuods war bald eine verzweifelte. Ein vornehmer Häuptling des Namens Catualda, den Marbuod einst vertrieben, hatte bei dem Stamme der Gotonen, welche damals an der unteren Weichsel wohnten, eine Zuflucht gefunden und achtete jetzt die Gelegenheit, Rache zu nehmen, günstig. Er brachte ein ansehnliches Gefolge zusammen, brach ins Stammgebiet der Markomannen in Böhmen ein und bemächtigte sich, schon von verräterischen Großen des Volkes selbst unterstützt, der Hauptstadt und der Königsburg der Markomannen, wo er viele Beute, welche diese Sueben in zahlreichen Kriegen zusammengebracht, aufgehäuft fand. Marbuod hatte sich geflüchtet und warf sich den Römern in die Arme: schon diesseits der Donau schrieb er dem Tiberius, indem er sich darauf berief, daß er die römische Freundschaft jeder noch so lockenden Aussicht vorgezogen habe. Tiberius bot ihm einen Wohnsitz in Italien: er setzte bei dieser Gelegenheit im Senat ausführlich die Politik, die er dem markomannischen Königtum gegenüber eingeschlagen, auseinander, und es ist außerordentlich zu bedauern, daß wir diese Rede, die Tacitus noch gelesen hat, nicht mehr besitzen: sie würde uns gewiß über manche jetzt rätsel-

hafte Seite des germanischen Lebens Aufklärung geben. Marbuod erhielt seinen Aufenthalt in Ravenna angewiesen und wurde dort ehrenvoll behandelt. Die Sueben sollten wissen, war die Meinung des klugen Imperators, daß wenn sie übermütig würden, er einen König für sie bereit habe. Hier lebte er
19 vom Jahre 19 n. Chr. an noch achtzehn Jahre; ebendort ward auch der Sohn seines Gegners Armin, Thumelicus, erzogen und starb daselbst, auf „seltsam lächerliche Weise", wie Tacitus an einer Stelle seines Werkes sagt, indem er auf eine andre verweist, die den Hergang berichten solle: diese andre Stelle ist uns leider nicht erhalten. Im Jahre 47 n. Chr. lebte er nicht mehr; über Thusneldas Ende ist uns nichts überliefert.

Auch Catualda hielt sich nicht lange und ward bald seinerseits genötigt, vor der feindlich andringenden Macht der Hermunduren auf römisches Gebiet zu flüchten: man wies ihm zu Forum Julii, in der narbonnesischen Provinz Gallien, seinen Wohnsitz an. Das, wie es scheint, ziemlich zahlreiche Gefolge beider gestürzter Herrscher wurde nicht in die Reichsgrenze aufgenommen; man siedelte sie jenseits der Donau zwischen March und Waag an und gab ihnen einen König vom Stamme der Quaden, Vannius.

Tragischer war der Ausgang des Armin. Seine überragende Stellung erweckte den Neid andrer Fürsten gegen ihn: schon im Jahre 19 erbot sich ein Häuptling der Chatten, Adgandestrius, ihn zu ermorden, wenn man ihm zu diesem Zwecke das nötige Gift schicken wolle. Ein Brief dieser Art wurde im römischen Senate verlesen, und hier geäußert, oder dem Häuptling geantwortet, daß das römische Volk seine Feinde auf andre Weise zu strafen gewohnt sei. Diese Nachricht zeigt, welche Elemente Armin gegen sich hatte: über seinen Ausgang geben römische Quellen nur wenige Worte. Die Römer haben Deutschland aufgegeben, Marbuod ist vertrieben: diese Erfolge hätten Armin bestimmt, nach Königsherrschaft zu streben. Dabei habe er die Freiheit seiner Volksgenossen — nichts andres, als was später als deutsche Libertät oder in allerlei andern Formen und Namen eine so verhängnisvolle Rolle in der Geschichte unsers Volkes spielt — gegen sich gehabt; man habe die Waffen gegen ihn erhoben, und es sei mit wechselndem Erfolge gekämpft worden; Tücke, Hinterlist seiner Nächsten habe ihn gefällt. Der Zusammenhang im Großen ist nicht unklar. Nach dem Kriege gegen die Römer, nach dem Sturze Marbuods, welcher unter seiner Führung gelang, konnte Arnim nicht wieder einfacher Privatmann, ein Häuptling wie andre, werden; auch hatten die Ereignisse des letzten Menschenalters einem hellen Geist an hervorragender Stelle, wie der Cheruskerherzog war, deutlich genug gezeigt, daß eine Zusammenfassung der Kräfte, eine Organisation, etwas wie Staat und höchste Autorität im „freien Germanien" nötig sei; für eine solche gab es keinen andern Namen und keine andere Form als das Königtum. Nach diesem zu streben, war mithin für Armin geradezu eine Notwendigkeit. Mit der Volksfreiheit, mit dem, was demokratisch in den Sitten und Staatseinrichtungen der germanischen Stämme war, brauchte er auf diesem Wege durchaus nicht

in Zusammenstoß zu geraten: im Gegenteil, Königstum und Volksfreiheit sind auf germanischem Boden und namentlich in einem Stadium der Entwickelung wie hier natürliche Verbündete: wohl aber mußte er auf demselben zusammenstoßen mit dem Unfug des Gefolgschaftswesens, das im alten Germanien dieselbe unheilvolle Rolle spielte, wie das Fehderecht im Mittelalter, das Bündnisrecht der Territorialherren im siebzehnten Jahrhundert oder die Kleinstaaterei in unsern Tagen. Dem Hasse der Gefolgsherren, des aristokratischen Elements im damaligen Deutschland ist er, wie immer es geschehen, nachdem er zwölf Jahre lang sich in der Macht gehalten hatte, zum Opfer gefallen. Das Volk selbst vergaß den Helden vom Teutoburger Walde, den Besieger der Legionen und des Markomannenkönigs nicht, ihn, der Weib und Sohn in römischer Gefangenschaft hatte lassen müssen, und dann in der Blüte seiner Kraft — 37 Jahr alt — durch Verrat der Nächsten gefallen war; es hielt ihn im Liede fest: denn es ist nicht der mindeste vernünftige Grund, geschweige Beweis dafür vorhanden, anzunehmen, daß jene Nachricht des Tacitus, „noch jetzt werde von ihm bei den Barbarenvölkern gesungen", durch eine Verwechslung des Götternamens Irmen mit dem des Cheruskerfürsten, die allerdings in der Volkssprache ähnlich geklungen haben mögen, gekommen sei. So lebte er in der Phantasie des Volkes weiter, bis andere Gestalten, die Helden in den Stürmen der Völkerwanderung, die glücklicher waren als er, ihn daraus verdrängten.

Er starb im Jahre 21 n. Chr., und auf lange Zeit gibt es nun keine 21 germanische Gesamtgeschichte mehr; wir hören nur da und dort von einzelnen Stämmen, was einen ungefähren Schluß auf die Gesamtzustände gestattet. Einige Jahre später, 28 n. Chr., hören wir von einem Aufstande der Friesen, 28 denen ein mäßiger Tribut an Rindshäuten auferlegt war, ohne daß es seither mit der Größe dieser Häute sehr genau genommen worden war. Ein römischer Centurio, der mit Erhebung dieser Kontribution beauftragt war, hatte den Einfall, die Häute der größten Auerochsen, die er auftreiben konnte, als Normalmaß festzustellen. Dieser Übermut reizte das bis dahin ruhige Volk zuletzt zum Kriege, es kam zu heftigen Kämpfen, und besonders blutig muß es in einem Haine zugegangen sein, der Baduhennawald genannt wird, wo 900 Römer das Leben gelassen haben sollen. Tiberius vertuschte die Sache, und man gewann die Friesen durch glimpfliche Mittel wieder für die römische Bundesgenossenschaft. Im Jahre 59 machte dieser Stamm wieder von sich reden, indem er ohne weiteres ein Ackergebiet, das für den Bedarf der Legionen zurückbehalten war, okkupierte; den Stamm beherrschten damals — „soweit Germanen sich beherrschen lassen," fügt der Geschichtschreiber hinzu — zwei Häuptlinge Veritus und Malorix; der römische Statthalter droht ihnen mit Gewalt, gestattet aber doch, daß sie Gesandte nach Rom schicken, um dort beim Kaiser Nero ihre Sache zu führen. Bei dieser Gelegenheit gaben sie dem Publikum des Pompejustheaters etwas zu reden; man erklärte ihnen auf ihr neugieriges Fragen die Einteilung der Sitze und Logen, auch den Platz, der

den Rittern und Senatoren vorbehalten war; dort gewahrten sie Männer in fremder, nichtrömischer Tracht und wurden belehrt, daß diese Ehre den Vertretern solcher Stämme gewährt zu werden pflege, die sich durch Tapferkeit und Treue gegen Rom auszeichneten: sie erklärten, daß darin niemand die Germanen überträfe, und kletterten ohne weiteres in die Senatorenbänke. Den Kaiser Nero amüsierte diese Naivetät, und er beschenkte die Gesandten mit dem römischen Bürgerrechte, das okkupierte Land aber mußte ihr Volk wieder räumen. Sonst wird uns viel von inneren Fehden und Kriegen der einzelnen Stämme berichtet. Insbesondere im Cheruskerlande kam die Fehde lange 47 nicht zu Ende. Im Jahre 47 kam es so weit, daß sie sich von Rom einen König erbaten; man hatte ihn dort zur Hand, es war Italicus, der Sohn jenes Flavus, der so wenig mit seinem großen Bruder Armin übereinstimmte; er war aber dem Volke genehm, da die meisten Edeln in den innern Kriegen gefallen und Italicus von deutschem Geblüt — seine Mutter war die Tochter eines chattischen Fürsten — entstammte. Mit römischem Gelde unterstützt, römischer Bürger, mit römischem Gefolge kam er in das Land. Er gefiel anfangs, da er Tugenden und Fehler des Volkes teilte. Indes hatte er eine starke Partei gegen sich, und er mußte sich mit den Waffen behaupten; er siegte in einer Schlacht, ward dann, als er von der gewonnenen Macht hochmütigen Gebrauch machte, gestürzt, erhob sich aber wieder mit Hilfe des vielgenannten tapfern Volkes der Langobarden. Das Ende dieser Wirren kennen wir nicht. Um dieselbe Zeit machten die Chauken unter einem Führer vom Stamme der Caninefaten, Gannascus, der früher unter den Auxiliaren gedient hatte, die gallischen Küsten durch Seeräubereien unsicher. Der Statthalter Corbulo bekämpfte ihn mit Glück und brachte bei dieser Gelegenheit auch die unruhigen Friesen zum Gehorsam zurück. Den Gannascus wußte er durch Meuchelmord zu beseitigen, eine weitere Verfolgung des Sieges aber gestattete Kaiser Claudius nicht: schon auf feindlichem Boden erreichte den Corbulo das kaiserliche Schreiben, das alle Truppen über den Rhein zurückrief. Corbulo gehorchte: er konnte sich der Bemerkung nicht enthalten, wie viel besser es vor Zeiten römische Feldherren gehabt hätten. Indes handelte Claudius nur im Einklange mit den Maximen der römischen Politik, wie sie Tiberius festgestellt hatte, und in der That hörten die deutschen Stämme nicht auf, sich in blutigen Kriegen 58 selbst zu zerfleischen. So hören wir im Jahre 58 von einem Kampfe auf Leben und Tod, der sich zwischen den Stämmen an der Ems, den Chauken und den Ampsivariern entspann und bei welchem die letzteren den kürzeren zogen; so um dieselbe Zeit von einem Kampfe zwischen Chatten und Hermunduren um heilige Salzquellen, und wir sehen dabei, daß bei solchen Kämpfen der besiegte Stamm von den eigenen Landsleuten weit weniger Gnade zu finden hoffen konnte, als etwa bei den Römern. So wütend erbittert waren die beiden Stämme aufeinander, daß sie beide für den Fall des Sieges das gegnerische Heer „dem Mars und dem Mercur" — den Kriegsgott Ziu und den Wuotan nennen die Römer mit diesen Namen — weihten, was nicht

mehr noch weniger bedeutete, als erbarmungslose Tötung von Mann und Roß. Die Chatten waren es diesmal, welche das Unglückslos zogen. Kaum minder glücklich war das Schicksal der Ampsivarier nach ihrer Besiegung durch die Chauken. Der unglückliche Stamm wandte seine Blicke auf das herrenlose unbebaute Land, das man soeben den Friesen abgeschlagen hatte, und ihre Sache ward von einem Häuptling Boiocalus vertreten, welcher sich auf früheres Verdienst um Rom — er war beim Aufstande der Cherusker von Armin in Ketten gelegt worden — berufen konnte. Es hat etwas Ergreifendes, wenn man liest, wie der Führer dieser Heimatlosen dem römischen Legaten sagte, daß die Götter im Himmel wohnten, die Erde aber den Sterblichen gegönnt hätten, und es berührt uns wie ein Hauch uralten indogermanisch-arischen Geistes, wenn wir lesen, daß er den Blick nach der Sonne gerichtet und den Gott gefragt habe, ob er den Greuel mit ansehen könne, daß diese Felder ohne Bestellung lägen: allein es half nichts. Die Unterhandlungen wurden abgebrochen, und die Ampsivarier wiegelten nun die benachbarten Germanenstämme auf, die Brukterer und die alten Feinde Roms, die Tenktrer. Allein die Furcht vor der römischen Macht schreckte diese, und sie trennten ihre Sache schnell wieder von der der Ampsivarier, die nun überall abgewiesen oder wieder aufgescheucht heimatlos umherirrten, bis sie endlich irgendwo in einem letzten Kampfe besiegt, teils niedergemacht, teils als Kriegsbeute verkauft wurden.

Diesen beständigen blutigen und verderblichen Fehden gegenüber, von deren Getümmel das ganze innere Germanien erzitterte, stand das römische Reich allerdings imposant da, und die Ruhe und Sicherheit, welche in den beiden Germanien unter römischer Hoheit auf der linken Rheinseite herrschte, verfehlte nicht einen Eindruck auf die Völker des rechten Ufers zu machen und ihnen die Frage nahezulegen, ob, wie sie es ausdrückten, der Friede oder die Freiheit das wünschenswertere Gut sei. Manche zogen das erstere vor; die römische Klientel erweiterte sich zusehends unter den Völkern des freien Germaniens, tief in die Gegenden am Main und Neckar erstrecken sich die Spuren ihrer Herrschaft. Man hatte das Gefühl der Notwendigkeit dieser gewaltigen Macht: würde sie gebrochen, so könne nichts folgen, als daß alle Völker eines wider das andere die Waffen kehrten.

Allein im Jahre 68 trat plötzlich in furchtbarer Weise zu Tage, an welchem 68 gefährlichen Übel dieses gewaltige Reich selbst krankte. Es ist bekannt, wie die Tyrannei des fünften der Cäsaren, Nero, einem der westlichen Statthalter, dem Proprätor der keltischen Provinz, C. Julius Vindex — es ist bemerkenswert, daß dieser Mann, der die Schmach des Reiches so lebhaft empfand, gar kein Römer von Geburt, sondern ein romanisierter Gallier war — den Gedanken eingab, von der Provinz aus dem Reiche Rettung zu bringen, und wie er demgemäß den Statthalter von Spanien, Servius Sulpicius Galba, aufforderte, an der Spitze der Legionen des Westens dem Unwesen in Rom ein Ziel zu setzen und sich selbst zum Kaiser zu machen; wie dem vornehmen und als tüchtig gerühmten Manne eine Anzahl Statthalter zufielen, und er, nach-

dem Nero auf der Flucht vor dem Ausbruch der Volkswut in Rom sich selbst getötet hatte, auch vom Senat als Kaiser anerkannt wurde; wie Galba aber es nicht verstand, die germanischen Legionen oder deren Führer rasch zu gewinnen, und nun, während der neue Kaiser auch in Rom auf Schwierigkeiten stieß, die beiden in Mainz garnisonierenden Legionen des oberen Germaniens
69 am 1. Jan. 69 sich gegen ihn erklärten, und wie diese Stimmung, von den Truppen des unteren Germaniens geteilt, dem neuernannten Statthalter von Untergermanien, A. Vitellius, Gelegenheit gab, sich selbst für die erste Stelle darzubieten, während kurze Zeit darauf zu Rom selbst ein dritter Usurpator, Salvius Otho, sich erhob.

Diese Wirren regten jenseits der Alpen die Gemüter, auch der Bevölkerungen, und namentlich Galliens auf, und man kann einen Blick in die gärende Welt thun, wenn man hört, wie die Nachricht von dem Brande auf dem römischen Kapitol, dessen Tempel bei einem wilden Kampfe der Soldaten des Vitellius und des mittlerweile im Orient zum Imperator ausgerufenen T. Flavius
70 Vespasianus in Flammen aufgingen (70 n. Chr.), alsbald unter dem gallischen Volk den Glauben erweckte, den Orakelsprüche ihrer Druiden hervorriefen oder unterstützten, daß jenes sichtbare Zeichen des Zornes der Himmlischen zeige, daß jetzt die Weltherrschaft an die transalpinischen Völker übergehe. Die Zerrüttung im Westen und Norden wurde durch eine Erhebung auf germanischem Boden vermehrt, bei welcher neben politischen auch persönliche Beweggründe eine Rolle spielten.

Es waren zwei Brüder aus vornehmem — aus königlichem, sagt der römische Geschichtschreiber — batavischem Geschlecht, Claudius Civilis und Julius Paulus. Beide hatten in römischen Diensten gestanden: der letztere war unter Anklage des Verrats, aber ohne Beweis auf römischen Befehl hingerichtet worden, und der erstere war nur mit Mühe dem gleichen Schicksal entgangen. Die Wirren des Jahres 69 gaben nun dem hochstrebenden und verschlagenen Manne Gelegenheit, die Rache, die er suchte, in der wirksamsten Weise vorzubereiten. Er setzte sich mit den Männern, welche die Erhebung des Vespasianus betrieben, insgeheim in Verbindung und stellte sich, als wirke er in ihrem Sinne. Auf Befehl des Vitellius, der in jenen Gegenden augenblicklich das Übergewicht hatte, wurde die Jugend der Bataver zum Auxiliardienst entboten, und diese Aushebung, verhaßt an sich, erbitterte die Gemüter noch mehr, da sie von den römischen Offizieren in der rohesten Weise ausgeführt wurde. In einem heiligen Haine, bei einem Gastmahl, trafen sich einige batavische Vornehme. Civilis setzte ihnen die Lage der Dinge in der römischen Welt und seinen eigenen Plan auseinander, und die Verschwörung, zu der alles einzuladen schien, war fertig. Die nächstzugänglichen germanischen Stämme, wie die Caninefaten, wurden heimlich beschickt, ebenso die batavischen Auxiliarkohorten, welche eben in Mainz lagen, und da sich nun die Caninefaten in Waffen erhoben und sogar einen gewissen Brinno als ihren König oder Herzog nach der Sitte des Volkes auf einem Schilde erhoben und

schwenkten, so nahm Civilis die Miene an, diesen Aufstand unterdrücken zu wollen, und konnte so sein trügliches Spiel noch eine Weile fortsetzen. Bald aber, als er aus Caninefaten, Friesen, Batavern eine Macht beisammen hatte, schritt er zu offenem Angriff, den ihm die geringe Zahl der im Rheinlande zurückgebliebenen Truppen erleichterte. Gleich bei dem ersten Treffen — „nicht weit vom Rhein", näher ist der Ort nicht angegeben — wurden seine Reihen durch übertretende Auxiliaren von deutschem Stamme verstärkt und dadurch der Sieg ihm zugewendet. Dieser Erfolg übte auf die ganze Barbarenwelt denselben Zauber, den jeder Sieg über römische Truppen bei diesen Völkern zu üben pflegte, und Civilis schickte klug die Offiziere der Hilfskohorten, welche etwa in seine Hände fielen, in ihre Heimatsorte und stellte den gefangenen Mannschaften frei, ob sie nach ihrer Heimat entlassen sein oder bei ihm bleiben wollten. Ganz Gallien und das freie Germanien gerieten in Gärung. Die einheimischen Truppen, welche einen sehr ansehnlichen Teil der römischen Kriegsmacht bildeten, waren nirgends mehr zuverlässig, und da auch in der römischen Welt alles voll Zwietracht und gegenseitigem Mißtrauen war, so gerieten alle Verhältnisse ins Schwanken. Castra vetera wurde zunächst für das Reich behauptet; dagegen machten einige Cohorten, Bataver und Caninefaten, welche auf dem Wege nach Rom waren, um dort die Kriegsmacht des Vitellius zu verstärken, auf eine geheime Nachricht von Civilis hin kehrt und schlugen den Weg nach ihrem Heimatlande ein. Als sie in der Nähe von Bonna lagerten, machte die dortige Besatzung einen Ausfall: allein die Germanen hatten den Krieg im Dienste Roms gelernt, sie ordneten ihre Angriffskeile und nahmen den Kampf sofort auf: die Legion ward geworfen unter schweren Verlusten, die Germanen setzten, ohne weitere Feindseligkeiten zu üben oder zu erleiden, ihren Marsch zu Civilis fort; den Mittelpunkt der niedergermanischen Provinz, das starke Köln, vermieden sie. So verstärkt schritt Civilis zur Belagerung von Castra Vetera, wo zwei Legionen unter Mummius Lupercus und Numisius Rufus standen: sie sahen auf dem einen Ufer die Feldzeichen der abtrünnigen Auxiliaren, auf dem andern gewahrte man die urtümlichen Tiergestalten, welche die Feldzeichen der einzelnen germanischen Stämme bildeten: immer dichtere Massen von Kriegern aus den freien Germanenstämmen strömten nach dem Rhein, um die belagerte römische Zwingburg zum Fall zu bringen.

Der Befehlshaber im obern Lande, Flaccus Hordeonius, marschierte, um den wichtigen Punkt zu entsetzen, nach Norden, über Bonn, Köln, wo er Verstärkungen aus gallischen Auxiliartruppen vorfand, nach Novesium (Neuß), wo eine neue Legion zu ihm stieß, nach Gelduba: aber sein Heer war in einer schlechten Verfassung. Die Verpflegung war mangelhaft, weil der Wasserstand des Rheins ungewöhnlich niedrig war und die Zufuhren lähmte; zugleich mißtrauten die Truppen ihrem Anführer, den sie zwangen, den Befehl an den Legaten Vocula abzugeben. Die Disziplin war im übelsten Zustande, und so rückte man nur sehr langsam dem bedrohten Punkte näher, während Civilis aus Germanien immer neue Streiter heranzog. Die Belagerung selbst gedieh

seinen Streithaufen, die man nicht so leicht zu einem Heere umschaffen konnte, schlecht. Wiederholte Angriffe, planlos in blindem Darauflosstürmen unternommen, wurden unter schweren Verlusten abgeschlagen; aber die Lebensmittel gingen bei den Belagerten stark auf die Neige.

Das Heer des Vocula kam nicht über Gelduba hinaus: ein abermaliger heftiger Ausbruch menterischer Stimmung zerrüttete das Lager. Es gelang Vocula, aber erst nachdem eine blutige That geschehen, Flaccus Hordeonius getötet und die ganze Position gegen Civilis verloren war, die Ordnung wieder herzustellen, und da Vitellius unterdessen umgekommen war, seine Soldaten auf Vespasianus' Namen zu vereidigen. Er führte sie gegen Süden, wo unterdessen — so zerrüttet waren die römischen Dinge — ein tumultuarisches Heer von Germanen, aus Chatten, Usipetern, Mattiakern gemischt, die Belagerung von Mainz versucht hatte, aber bereits wieder unverrichteter Dinge abgezogen war.

Unterdessen aber spann sich ein weiterer Faden gefährlicher Entwürfe an. Einige vornehme Gallier — sie trugen alle römische Namen: Classicus, ein Trevirer, Julius Sabinus, ein Lingone, Julius Tutor, welcher letztere sogar von dem Eroberer Galliens, C. Julius Cäsar, selbst abzustammen behauptete — traten mit Civilis in Verbindung. Sie glaubten, daß jetzt die Zeit der Größe für Gallien gekommen sei. Der Brand auf dem Kapitol schien ihnen dies und nichts andres zu bedeuten. In einem Hause zu Köln kamen sie zusammen, es gelang ihnen, den Vocula zu täuschen, der noch einmal zum Entsatz von Vetera auszog. Erst als er schon in der Nähe der belagerten Festung stand, merkte er, wie es in seinem Heere aussah. Die Mehrzahl seiner Soldaten selbst war von den Verschworenen heimlich bearbeitet und gewonnen worden. Noch versuchte er in einer Rede, die Soldaten zu ihrer Pflicht zurückzubringen, und schickte sich an, als er keine sichere Wirkung gewahrte, der Schmach, daß unter seiner Führung ein römisches Heer sich den Galliern zu eigen schwöre, durch einen freiwilligen Tod zuvorzukommen. Allein noch vorher wurde er durch Classicus ermordet, und das Ungeheuerliche geschah nun dennoch: die Anwesenden schwuren „dem Imperium der gallischen Lande" Treue. Die Bürgerschaft von Köln, wo mithin eine antirömische, germanisch-gallische Partei der römischen oder alt-ubischen gegenübergestanden hat, wurde auf die nämliche Eidesformel verpflichtet, ebenso die schwache Besatzung, die in Moguntiacum zurückgeblieben war.

Inzwischen waren die in Vetera Eingeschlossenen aufs äußerste gebracht. Alles irgend Eßbare war verzehrt, kein Entsatz mehr möglich; sie schickten an Civilis und baten um ihr Leben. Auch sie mußten nun den für ein römisches Ohr unerträglichen Eid schwören, erst dann gestattete ihnen Civilis den Abzug, aber ohne Gepäck. Sie gingen dem Tode entgegen: fünf Miglien von der Stadt auf offenem Feld ward der Zug von den wütenden Germanen angefallen — wie es scheint, ohne Civilis' Wissen und Geheiß — und gegen die Kapitulation wurde alles getötet. Denn in Augenblicken wie diese tobte die

Wildheit und Beutegier des Barbarentums ungezügelt, ohne Scheu vor göttlichen oder menschlichen Rechten und Geboten.

Civilis glaubte jetzt ein altes Gelübde, das er beim Beginn seiner Unternehmung dargebracht hatte, eingelöst zu haben und schor sich sein langgewachsenes rötliches Haar. Den einen der Legaten, die in Vetera befehligt hatten, Mummius Lupercus, schickte er mit andern Geschenken an eine große Prophetin, die im Lande der Brukterer wohnte, Veleda, welche jetzt ein großes Ansehen erhielt, da sie diesen Ausgang, Vernichtung der Legionen, vorausgesagt hatte. Der Legat ward übrigens auf dem Wege getötet.

Civilis und Classicus waren so die Gebieter im rheinischen Lande, und es war die Rede davon, ob sie ihrem Heere nicht die Stadt Köln, welche, rasch zu großer Blüte gelangt, für die Vorstellung der Germanen des inneren Landes den Inbegriff alles Reichtums bildete und zugleich ihnen aufs tiefste verhaßt war, zur Plünderung preisgeben sollten. Eine ängstliche Verhandlung folgte vor der Versammlung — der Bürger oder der Stadthäupter — der Colonia. Gesandte der Tenktrer waren erschienen, diesmal, wie sie trotzig hervorhoben, nicht mehr waffenlos, nicht mehr unter Aufsicht römischer Gendarmen und gegen Erlegung eines Geldstücks, wie früher: sie wünschten der Stadt Glück, daß sie endlich wieder zu dem großen Ganzen Germaniens zurückgekehrt sei, dank den Göttern und dem ersten derselben, dem Kriegsgott; allein sie verlangten als eine Bürgschaft des neuen Bundes, daß sie ihre Mauern, „die Bollwerke der Knechtschaft“, niederreißen sollte, und forderten als weitere Bürgschaft die Tötung aller Römer, deren Güter dann gemeinschaftlich sein würden. Die Agrippinenser lehnten das letztere und die Schleifung der Mauern ab, erklärten sich aber bereit, die Zölle auf den Handel aufzugeben, auch während der Tageszeit die Überwachung des Rheinübergangs abzustellen; sie schlugen den Civilis und die Seherin im Bruktererlande als Schiedsrichter über die gestellten Forderungen vor. Diese entschied nach ihrem Wunsche. Die Prophetin selbst hatten ihre Gesandten aber nicht zu Gesichte bekommen: sie wohnte auf einem hohen Turme, und einer aus ihrer Sippe brachte die Fragen vor sie und erhielt dann, von ihrem Turme herab, die Antworten, die er den Fragenden überbrachte. Der Übertritt der großen und reichen Stadt gab der Stellung des Civilis einen festen Halt, auch seinen gallischen Verbündeten gegenüber. Er hütete sich wohl, sich selbst oder irgend einen Bataver durch jenen Eid auf das „gallische Imperium“ zu verpflichten; er dachte sehr wohl an die Möglichkeit einer Auseinandersetzung, vielleicht einer blutigen Auseinandersetzung mit diesen seinen Verbündeten: und in diesem Kampfe, wenn es sich darum handle, die Kraft Germaniens und Galliens gegen einander zu messen, zweifelte er am Siege nicht.

Ein solcher Kampf freilich erwies sich nicht als nötig; der gallische Teil des Unternehmens scheiterte bald an den gewöhnlichen Fehlern, welche gallischen Unternehmungen verderblich zu werden pflegten. Das Kriegsglück und der stolze Name des gallischen Imperiums stieg den keltischen Führern zu Kopfe. Julius

Sabinus ließ sich von seinen Umgebungen als Cäsar huldigen, und Classicus genoß seines Glanzes, als wenn alles schon gethan wäre. Der erstere aber erlitt nun in einem übereilten Kampfe gegen die Sequaner eine Niederlage, und eine Friedenspartei, welche bei der Gemeinde der Remer, alter Freunde des römischen Volkes, mächtig war, bekam hierdurch Luft; sie schickten Einladungen an die Stämme zu einer großen gallischen Landesversammlung, auf welcher beraten werden sollte, ob, wie der römische Geschichtschreiber sich ausdrückt, man den Frieden oder die Freiheit vorziehen wolle. Diese Versammlung wurde im Gebiete der Remer abgehalten; große Kriegsreden wurden gehalten; ein gemeinsames Handeln aber kam nicht zu stande, und es zeigte sich — und dies war ein Hauptargument der Friedenspartei — schon ehe an Sieg irgend zu denken, hier schon überall die alte Uneinigkeit und Eifersucht der einzelnen Teile.

Mittlerweile aber war die innere Zerrüttung des römischen Reichs wieder einem festen und anerkannten Regimente gewichen. Der neue Imperator, T. Flavius Vespasianus, konnte über zuverlässige Truppen verfügen, die sich nach und nach sammelten, und er schickte einen tüchtigen Führer, Petilius Cerealis, der, als er in Mainz eintraf, schon allenthalben eine wesentlich veränderte Stimmung fand. An der Spitze der Kriegs- oder Freiheitspartei standen die Trevirer; es gelang Cerealis, bei Rigodulum ihre Mannschaft zu schlagen. Am folgenden Tag zog er in ihre Stadt ein, und wenig fehlte, so hätte er Augusta Trevirorum der Wut der Soldaten opfern und zerstören lassen müssen. Hier stießen auch die Legionen, welche ihren römischen Eid durch das Sacrilegium jenes gallischen Schwurs entweiht hatten, zu ihm; er verzieh ihnen und nahm sie für Vespasianus in Pflicht: mit den wohlgewählten Worten, daß sie diesen Tag als den ersten Tag ihres Kriegsdienstes ansehen sollten. Den besiegten Trevirern und Lingonen selbst predigte er, nicht ohne Erfolg, daß die Römer es gewesen, welche Gallien einst vor einer Überflutung durch die Germanen geschützt hätten und auch fernerhin schützen würden. Ein Schreiben, in welchem Classicus und Civilis dem römischen Feldherrn selbst die Herrschaft über Gallien anboten, würdigte dieser keiner Antwort.

Im feindlichen Lager herrschte Verschiedenheit der Meinungen. Civilis, welcher der verständigere war, wollte die entscheidende Schlacht verschieben, bis die überrheinischen Aufgebote angelangt sein würden, die Gallier nach ihrer Weise, Tutor, Classicus, drängten zur Schlacht. Und ohne Verzug schritt man zur Ausführung: so rasch geschah der Angriff, daß Cerealis, der die Nacht nicht im Lager zugebracht hatte, herbeieilend schon die Moselbrücke in den Händen der Feinde fand, da Ubier, Lingonen, Bataver, Brukterer, Tenktrer von allen Seiten herandrängten. Es gelang, die Brücke wieder zu nehmen: die Anwesenheit des Feldherrn brachte wieder Ordnung und Haltung in die Truppen: ein geschlossener Angriff der einundzwanzigsten Legion entschied den Sieg: an demselben Tage noch nahm Cerealis das feindliche Lager. Mittlerweile war auch in Köln der Umschlag eingetreten, und die Bevölkerung hatte

sich die Verzeihung durch eine Schandthat gesichert: sie warfen sich auf die in der Stadt befindlichen Germanen und mordeten sie in ihren Häusern. Eine Kriegerschar, aus Friesen und Chauken gebildet, stand in ihrem Gebiete bei Tolbiacum. Sie berückten die Männer durch ein Gelage, bei welchem der Wein nicht gespart wurde: als er seine Wirkung gethan, schlossen sie die Thüren, legten Feuer an und erstickten ihre Gäste.

Der scheußliche Frevel blieb ungestraft, Civilis mußte sich auf Xanten zurückziehen, wo er sein Heer durch neuen Zuzug aus Germanien ergänzte. Cerealis, auch er verstärkt durch drei neue Legionen, ließ nicht auf sich warten: in der sumpfigen Ebene am Rhein lagen sich die Heere gegenüber. Beide Feldherrn, nicht gewohnt zu zaudern, suchten die Schlacht. Lange Zeit schwankte sie hin und her, und einen Augenblick war sie durch einen kraftvollen Stoß der Brukterer, die bei diesem Angriff einen Teil des Rheines durchschwammen, nahe daran, den Römern verloren zu gehen. Aber diesen kam Verrat zu Hilfe; ein Überläufer führte einige Reitergeschwader auf unbewachtem Wege in den Rücken der Germanen, das Fliehen begann: aber die Nacht trat ein und hemmte die Verfolgung.

Der Krieg war mit nichten zu Ende. Civilis verstand ihn zu führen, er ging, wiederum durch den Zuzug von den Chauken verstärkt, nach der „Insel der Bataver" zurück und zeigte den Römern bald durch kecke Angriffsbewegungen, daß er sich noch nicht besiegt gebe. Einmal überfielen sie in einer dunkeln Nacht das römische Lager und die Flotille im Fluß; sie erbeuteten das prätorische Schiff, in welchem nur, durch einen schimpflichen Zufall, der Feldherr sich nicht befand; triumphierend zogen sie die Trireme die Lippe aufwärts, um sie ihrer Prophetin Veleda als Geschenk zu weihen.

Indessen war man von beiden Seiten des Krieges müde geworden. Geheime Boten an Civilis versprachen ehrenvollen Frieden und Verzeihung; selbst auf Veleda suchte der römische Feldherr Einfluß zu gewinnen.

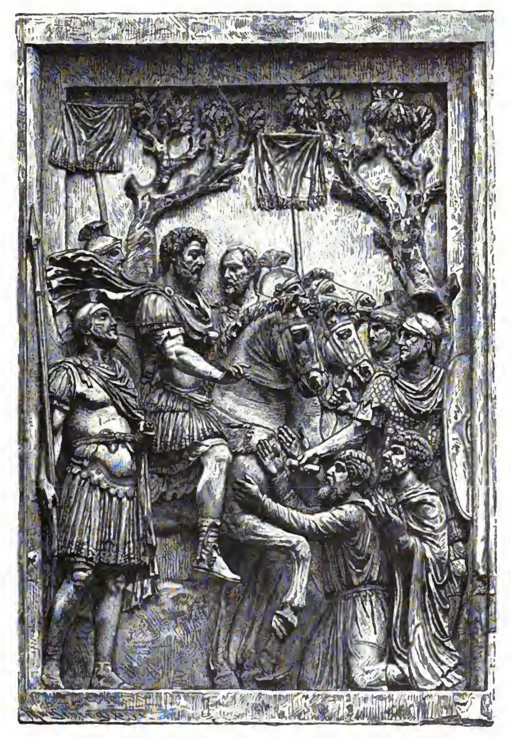
Unter den Batavern selbst neigte sich die Stimmung zum Frieden. Eine Völkerschaft könne doch das Sklavenjoch des Erdkreises nicht zerbrechen, meinten sie, und da die Römer von ihnen eigentlich nur Tapferkeit und Männer zu ihren Kriegen forderten, so sei dies, wenn die Freiheit einmal nicht zu erlangen, doch fast so gut wie die Freiheit. Die Stimmung des Volkes teilten die Vornehmen, und Civilis war scharfblickend genug, diese Wendung in den Gemütern zu verstehen und den Augenblick zu ergreifen, wo auch er seinen persönlichen Frieden mit Rom schließen konnte. Er erbat eine Unterredung mit dem römischen Feldherrn. Sie wurde gewährt und fand statt auf einer Brücke, welche über den Fluß Nabalia ging und die in der Mitte durchrissen wurde: auf den Endpunkten der Joche stehend, unterhielten sich die Feldherrn. Unglücklicherweise bricht hier die schöne Erzählung des Tacitus ab: der Friede kam zu stande, den Batavern wurden keine härteren Bedingungen auferlegt; ihnen blieb die Steuerfreiheit und ein immer noch bevorzugtes Dienstverhältnis; freilich minderten die Römer die batavischen Truppen und setzten, durch diese

Erfahrung gewitzigt, ihnen nicht mehr durchweg aus dem eigenen Adel die Offiziere. Schlimmer erging es wahrscheinlich den Brukterern, die vor allen übrigen Germanen an der batavischen Insurrektion sich beteiligt hatten; die Römer unternahmen gegen sie wohl noch einen besonderen Vorstoß und führten die Prophetin Veleda gefangen nach Rom. Von den ferneren Schicksalen des Civilis ist nichts bekannt.

Für längere Zeit herrschte nun Frieden. Wenn wir einen lächerlichen Zug des Kaisers Domitianus gegen die Chatten abrechnen, bei welchem dann eine Anzahl gekaufter germanischer Sklaven von stattlicher Gestalt die gefangenen vor dem Triumphwagen hergehenden Chattenfürsten vorstellen sollten
83 — so wenigstens berichtet Tacitus (83 n. Chr.) — oder gelegentliche Wagestücke und Abenteuer, wie die einer usipischen Kohorte, welche in Britannien vom römischen Heere sich trennte und dann längere Zeit in Land- und Seeraub sich umtrieb, bis sie in äußerster Not das Los warfen, wer zuerst geschlachtet werden solle, um das Leben der Gefährten noch zu fristen: so gibt uns Germanien länger als ein Jahrhundert nichts Erhebliches zu erzählen. Es war die Zeit, wo unter trefflichen Imperatoren: Nerva, Trajan, Hadrian, Antoninus Pius, Marcus Aurelius das römische Reich seine friedewahrende Mission aufs glänzendste erfüllte, eine reiche Kultur allenthalben sich verbreitete und so auch das den Germanen abgenommene linke Rheinufer ein ganz andres Gesicht bekam. Ja, die römischen Germanen am Unterrhein sind in dieser Zeit in dem Reiche nicht minder vollständig aufgegangen, als vordem die römischen Gallier, und auch die freien Germanen östlich vom Rhein verzichten nach ihrer Beteiligung am Bataver-Aufstande auf jeden Einfall und Angriff. Statt der Grenzkriege herrscht jetzt friedlicher Verkehr, und der sicherste Beweis für die geordneten Zustände dort ist die Verminderung des niederrheinischen Heeres von vier auf zwei Legionen, welche wahrscheinlich schon unter Hadrian, gewiß unter Marcus Aurelius stattgefunden hat.

In jenen Zeiten wuchsen die Garnisonen zu blühenden Städten heran, welche alles in sich schlossen, was das Leben behaglich und angenehm macht. Herrliche Chausseen verbanden diese Orte, deren Namen jeder kennt, und gute Vicinalwege vervollkommneten, erweiterten, verbreiteten diese Wohlthaten civilisierten Lebens. Die Bodenkultur hob sich ungemein; der Bergbau kam in Gang, welchen die Germanen gar nicht gekannt hatten, so wenig wie die Wissenschaft und Schulen, die jetzt gleichfalls im linksrheinischen Lande sich verbreiteten. Der Limes wurde in dieser Zeit vollendet, ein Grenzwall zugleich und eine Straße, wie der Rheinstrom selbst, und zu Zeiten das letztere mehr als das erstere; die Organisation der Zehntäcker ward vollendet. Vier oder fünf blühende Grenzprovinzen, Niedergermanien, Obergermanien, Rhätien, Noricum, Pannonien, deckten das Reich und luden die Barbarenwelt zu friedlichem Verkehre ein: es ist kein Zweifel, daß von dem freien Germanien eine ansehnliche Einwanderung in diese Provinzen stattgefunden hat, wie umgekehrt mancher römischer Kaufmann und Handwerker sich unter den Germanen niederließ, bei denen seine Kunst oder seine Ware starker Nachfrage sicher war und keine Konkurrenz zu fürchten hatte.

162 Eine Änderung zum Schlimmeren zeigte sich gegen das letzte Viertel des zweiten Jahrhunderts unter Kaiser Marcus Aurelius. Im Jahre 162



Marcus Aurelius, Markomannenhäuptlinge begnadigend.
Von einem Triumphbogen Marc Aurels, jetzt im Kapitol zu Rom.

hören wir von mehreren Einfällen, welche gleichzeitig von verschiedenen germanischen Stämmen in verschiedene Teile römischen Gebietes gemacht wurden: der Chatten in Obergermanien, suebischer Haufen ins rhätische, der Chauken ins belgische Land. Waren diese Angriffe schon bedenklich als ein Symptom veränderter Stimmung, so war noch bedenklicher, was sich in dem nun folgenden Markomannenkriege zeigte: nicht einzelne plündernde Haufen oder einzelne Stämme, sondern eine große Vereinigung von Stämmen — Hermunduren, Langobarden, Narisker, Vandalen, auch einige sarmatische Stämme, an deren Spitze aber die längstbekannten Völker der Markomannen und der Quaden — überflutete Pannonien. Indes ward man ihrer diesmal
166 noch Herr; sie mußten im Jahre 166 Frieden schließen. Allein der Krieg
169 erneuerte sich: die verheerende Krankheit, welche 169 und 170 Italien heim-
170 suchte, der offenbare Mangel an Menschen und an Geld, welcher auf römischer Seite sich fühlbar machte, die Schwierigkeit, die gelichteten Truppen zu ergänzen, entzündete aufs neue die Angriffslust der Barbaren, und wenn Marcus Aurelius im ganzen in dem vierzehnjährigen Kampfe sich mit Glück behauptete, so war doch die Thatsache selbst, daß ein solcher Mann so lange Zeit den Kampf fortsetzen mußte, ohne das Ende herbeiführen zu können, ein sprechender Beweis dafür, wie ernst die Lage geworden war. Ein kräftiger Nachfolger würde gleichwohl die Gefahr noch einmal haben beschwören können.
180 Allein als Marcus Aurelius im Jahre 180 starb, eröffnete sein Sohn Commodus eine Epoche des Verfalls: sein schlaffer Geist sträubte sich gegen die Anstrengungen des Krieges, und er erkaufte von den Germanen den Frieden, indem er ihnen Wohnsitze in den agri decumates zugestand und zugleich eine nicht geringe Zahl ihrer kriegerischen Männer in das Heer aufnahm.

Beides, konnte man sagen, war schon früher und zum Nutzen des Reiches geschehen. Aber was früher ein glückliches Mittel gewesen war, an einzelnen Punkten des im ganzen noch starken und gesunden Reiches befriedigende Zustände herzustellen, war jetzt eine drohende Gefahr. Eine bemerkenswerte Veränderung, der wir im einzelnen nicht zu folgen im stande sind, vollzog sich immer sichtbarer, immer durchgreifender im Innern Germaniens. Die kriegerischen Zusammenstöße mit den Römern, mehr noch der lange und mannigfaltige friedliche Verkehr hatte die Germanen und namentlich die allmählich deutlicher sich abhebende Klasse ritterlicher Krieger und hervorragender Führer von solchen die Kräfte schätzen und vergleichen gelehrt; man war sich des tiefsten Unterschiedes germanischer und romanischer Nationalität bewußt geworden, und es ist bemerkenswert, daß römischer Kultus und Götterdienst, so viel wir sehen, gar keinen Eindruck bei den Völkern jenseits der beiden Ströme machte und keinen Eingang fand. Man gewahrte überall, wo man den einzelnen Germanen mit dem einzelnen Römer verglich, bei jenem die größere Kraft und Tüchtigkeit und fand allmählich das Geheimnis heraus, daß die Vereinigung, die Organisation dieser Kräfte die Stärke und siegreiche Gewalt des römischen Reiches erkläre. Diese siegreiche Gewalt aber gab bald



Bündnisschluß zwischen zwei Germanenstämmen. (Relief an der Colonna Antonina zu Rom.)
Über den Grenzfluß hinüber, zu dessen Überschreitung die Kähne bereit liegen, begrüßen sich die Krieger. Vor dem Fürstenzelt, im Kreise der bewaffneten Vornehmen, leisten die Häuptlinge einander den Treuschwur; der eine legt den Eid „in die Hände" des andern ab, genau wie beim mittelalterlichen homagium. Für die alte Sitte, an oder auf Flüssen die Verträge zu schließen, liefert die Geschichte des frühen Mittelalters zahlreiche Beweise. Auf die hier abgebildeten Kähne paßt vollständig die Bemerkung des Tacitus, daß die Schiffe der Sueven den »liburnae« glichen.

offenbare Zeichen der Schwäche. Daß die Bevölkerung Italiens weder nach Zahl noch nach Art mehr die alte war, daß die jetzigen Legionen nur noch dem geringeren Teile nach aus wirklichen römischen Bürgern bestanden, das wußte man unter den germanischen Kriegern wohl. Daß tapferen Männern die Welt gehöre, war hier ein alter Glaubenssatz, dessen Kraft nicht schwächer, sondern stärker geworden war, und von der Geschichte verstanden diese tapferen Männer wenigstens so viel, daß mehr als ein vom Norden gekommenes Heer sich den Römern schon in alten Zeiten furchtbar gemacht habe. Dazu aber kam, daß der Boden Germaniens für die mit jugendlicher Kraft sich ver-



Aus den Kriegen Roms gegen die germanischen Völkerbünde, Mitte des III. Jahrhunderts:
Einbringung eines gotischen Karren mit einer Frau und einem Kinde.
Römisches Relief des III. Jahrhunderts vom Sarkophag eines römischen Feldherrn. Jetzt im Vatikanischen Museum.

mehrende Bevölkerung nicht mehr genügen wollte, und wenn auch die westlichen Germanen unter dem Zwang der Verteidigungsanstalten Roms am Rhein und oberer Donau gelernt hatten, des Ackers zu warten, und durch ihren Landbau genügenden Unterhalt fanden für die zunehmende Volkszahl: die Stauung wirkte rückwärts auf die Ostgermanen. „Ein neuer Herd gleichsam eruptiver Wanderungen bildete sich; aus den Gegenden zwischen Elbe und Weichsel stürmten gewaltige Volksteile unablässig nach Süd und Südosten“. Und dieser Wandertrieb teilte sich naturgemäß wiederum den Stämmen zwischen Rhein und Elbe mit, ja durch ihn wurde jener alte Hang, welcher diese Völker nach Süden und Westen zog, ein bewußter, und unter dem Einfluß dieser ver-

schiedenen Ursachen und so mancher andern, in welche die Überlieferung uns keinen Einblick gestattet, vollzog sich die große Neuerung, daß die vereinzelten Stämme der Westgermanen zum Zweck gemeinsamer Kriegführung, anknüpfend vielleicht an alte Institutionen, alte Heiligtümer, alte Feste — wie immer die auch in streng geschichtlichen Dingen bis zu einem gewissen Punkte berechtigte Phantasie sich dies ausdenken mag — zu großen Föderationen, Stammvereinen, Völkerbünden zusammentraten. Wir können nur vermuten, daß das Gefolgschaftswesen, die einzige festere Organisation innerhalb des sonst so lockeren Gefüges des germanischen Staates, eine Rolle bei der



Aus den Kriegen Roms gegen die germanischen Völkerbünde, Mitte des III. Jahrhunderts:
Vorführung gotischer Gefangener auf einer Tragbahre.
Römisches Relief des III. Jahrhunderts vom Sarkophag eines römischen Feldherrn. Jetzt im Vatikanischen Museum.

Gründung dieser Föderationen, welche einen wesentlich kriegerischen Charakter tragen, gespielt haben werde. Die ältesten dieser Föderationen sind die der Alamannen und Franken, zu denen gegen Ende des dritten Jahrhunderts der Bund der Sachsen hinzutrat.

Mit den ersteren, den Alamannen, welche Erben des alten Suebenbundes waren, hatte Kaiser Caracalla im Jahre 213 zu kämpfen, und zwanzig Jahre später glaubte derselbe von den gefährlichen Feinden den Frieden durch hohe Geldsummen erkaufen zu müssen. Seinem tapferen Nachfolger Maximinus, der 236 einen nachdrücklichen Zug bis tief in Germanien hinein unternahm, gelang es zwar, noch für eine Zeit lang die römische Grenzwehr zu sichern.

253 Als aber im Jahre 253 wieder einmal die verschiedenen Feldherrn Roms um die Kaiserwürde stritten und die Rheinlegionen nach Italien marschierten, wurde am Rhein und an der Donau die Reichsgrenze durchbrochen. Jetzt erscheinen die Franken, ein Name, der früher nicht vorkommt und entweder von der Waffe Framja herkommt oder die Freien bezeichnete — kein Volksname mithin, sondern eine künstlich geschaffene, offenbar mit Bewußtsein und Berechnung gewählte Bezeichnung für eine Föderation, welche Tubanten, Tenktrer, Sigamber, Chamaven, Brukterer, Chatten u. a. umfaßte, Völker, deren Einzelnamen allmählich vor dem berühmteren des Bundes ins Dunkel zurücktreten. Den Kern des Sachsenbundes scheinen die Cherusker und Friesen gebildet zu haben.

Immer entschiedener ging in dem mit Macht erneuerten Kampfe zwischen den Germanen und dem römischen Reiche der Angriff, die Offensive an die ersteren über. Und dies wurde noch schlimmer, da auch die ostgermanischen oder gotischen Völker in den Kampf eintraten, die West- und Ostgoten, Vandalen, Gepiden, Heruler, Rugier u. a., die ursprünglich südlich von der Ostsee bis zu den Karpaten, östlich von der Elbe bis über die Weichsel hin wohnend, seit der Mitte des 2. Jahrhunderts südostwärts nach den Gestaden 238 des schwarzen Meeres gewandert waren, im Jahre 238 zuerst die untere Donau überschritten und bald die gefährlichsten Feinde des römischen Reiches 251 wurden. Denn schon 251 brachte der Gotenkönig Kniva dem Kaiser Decius eine schwere Niederlage bei bei einem Dorfe in Mösien (Walachei). Der Kaiser selbst war unter den Toten, und zwei Jahrzehnte lang brandschatzten sie alle Küsten des schwarzen und des ägeischen Meeres. Es half nicht für lange Zeit, wenn dann etwa wieder die römischen Waffen, immer mehr in den Händen von Barbaren und nicht am wenigsten von germanischen Barbaren, 269 einen Sieg erfochten, wie den, welchen im Jahre 269 der Kaiser Claudius 274 den Goten bei Naissus (Nisch) im oberen Mösien abgewann. Im Jahre 274 mußte Kaiser Aurelianus eben diesem Feinde gegenüber die letzten städteartigen Burgen der Provinz Dacien aufgeben, nachdem das platte Land sich längst mit Barbaren gefüllt hatte, und wie er das, was noch von römischen Einwohnern in der Provinz vorhanden war, in Mösien ansiedelte, so mußte schon 281 Probus im Jahre 281 gegen eine Million fremder Seelen nach Thracien verpflanzen. Dies zeigte den Germanen immer deutlicher den endlichen Siegespreis. Die Beutezüge wurden zu einer regelmäßigen Plage der Provinzen. Vor den Goten hatte das Reich nun längere Zeit Ruhe, aber in Gallien, ja diesseits der Pyrenäen und bald auch in Italien hatte man mit fränkischen und alamannischen Scharen zu kämpfen, und die Grausamkeit, mit welcher man gegen die Gefangenen wütete, zeigte nicht die Energie der frischen Kraft, sondern nur die des furchtsamen Hasses. Einzelne Kaiser, wie Aurelius (um 272 277 272) oder Probus (277) stellten die Reichsgrenze für die Dauer ihrer Regierung her, gegen die Franken und Alamannen, die sie zurücktrieben: immer aber geschah dieses nur für kurze Zeit, und das römische Reich im ganzen war in

der Lage eines Schwerkranken, der die starken Heilmittel, die einen frischen Organismus würden haben retten können, nicht mehr vertragen konnte. So wurde vor allem die Reichsteilung oder Neuorganisation des Reiches durch Diocletian, welche dem großen Körper durch größere Selbständigkeit der Teile aufhelfen sollte, verhängnisvoll. Noch einmal erneuert um die Mitte des vierten Jahrhunderts Julianus am Rhein und jenseits des Rheines durch einen Sieg bei Argentoratum über die Alamannen 357, durch Züge gegen die Franken den alten Ruhm des Drusus und Germanicus; ja die salischen Franken in der Landschaft am linken Ufer der unteren Maas bis zur Mündung der Schelde erkannten sogar im folgenden Jahre die römische Oberhoheit an und stellten Hilfstruppen, aber der Schrecken hielt nicht lange vor, schon 369 mußte Valentinian I. wieder die Alamannen bei Chalons zurückschlagen: es waren eben nicht die Siege der römischen Waffen, sondern es war die Uneinigkeit der Germanen selbst, deren Föderationen mit ihren besonderen Interessen nicht selten feindlich zusammenstießen, welche das Verderben noch eine kurze Zeit vom römischen Reiche abhielt.

357

369

Ein überwältigendes Ereignis, ein Sturm, der mit unwiderstehlicher Gewalt von Osten heranraste, trieb — schon neigte sich das vierte Jahrhundert seinem Ende zu — zunächst die Goten über die Reichsgrenze und begann damit jene Kette von Ereignissen, welche man mit dem Namen der Völkerwanderung zusammenfaßt.





II. Die große Völkerwanderung.

1. Die Hunnen. Auflösung des Gotenreiches.

Seit uralten Zeiten lebte in dem Hochlande des Altai ein wildes Nomadenvolk, die Hunnen, die einige zur mongolischen Rasse zählen, andre als einen minder edlen Zweig des großen Türkenstammes betrachten. Die Beherrscher Chinas, des himmlischen Reiches der Mitte, suchten vergeblich den Einfällen und verheerenden Raubzügen dieser furchtbaren Feinde zu begegnen, teils durch Aufführung einer längs der Nordgrenze Chinas sich hinziehenden gewaltigen Mauer, die den Angriffen der nur mit Pfeil und Bogen oder Lanzen bewaffneten Reiterschwärme ein unüberwindliches Bollwerk entgegenstellte, teils, und dieses Mittel war das wirksamste, durch Bewilligung von Tribut und Geschenken, indem sie den Häuptern der einzelnen Horden, insbesondere dem allgemeinen Oberhaupte der Hunnen, dem mächtigen Groß-Khan, Geld und Seidenstoffe zur Ausschmückung ihrer Wohnungen und Jungfrauen zur Befriedigung ihrer Lüste lieferten. Im ersten und zweiten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung gelang es der chinesischen Herrscherfamilie, das schmähliche Joch der Hunnen abzuschütteln, deren Reich infolge innerer Zerwürfnisse sich immer mehr auflöste. Während einzelne Horden, von den Chinesen bewogen, zu einem friedlichen Leben übergingen, regte sich in den kräftigeren Stämmen die Wanderlust; sie zogen weiter mit ihren Herden und Zelten, um jenseits der Berge im Westen neue Wohnsitze zu suchen; doch bald teilte sich der gewaltige Zug. Die einen ließen sich in der fruchtbaren Ebene nieder, wo Oxus und Jaxartes (Amu oder Gihon und Sir) dem kaspischen Meere zufließen, und vertauschten hier unter dem Namen der weißen Hunnen das wilde Nomadenleben mit milderen Sitten und festeren Lebensordnungen; die anderen setzten ihre Wanderungen nach Nordwesten fort und gelangten an

die Ufer der Wolga, wo sie ihre Zelte aufschlugen und, dem alten Herkommen getreu, ihr rauhes Hirtenleben fortführten. Hier saßen sie in den Steppen der Wolga lange Zeit hindurch, bis sie im vierten Jahrhundert n. Chr., von andern Volksstämmen gedrängt und durch neue Horden aus dem östlichen und nördlichen Asien verstärkt, ihre Wanderzüge nach Westen hin wieder aufnahmen. Im Jahre 375 brachen sie auf und warfen sich, einem Schwarm 375 von Heuschrecken gleich, auf ihrem alles verheerenden und vor sich niederwerfenden Zuge zunächst auf das Volk der Alanen, die zwischen Don und Wolga saßen. Die Alanen, ein kriegerisches Hirtenvolk, von edler Gestalt, dem medisch-persischen Stamme verwandt, das in einem entblößten in den Erdboden gesteckten Schwert den Kriegsgott verehrte und die abgezogene Haut erschlagener Feinde als Waffenschmuck verwandte, mußten nach tapferem Kampfe dem überlegenen Feinde weichen; der größte Theil schloß sich den Siegern an und verstärkte die vordringende Masse der asiatischen Hirtenstämme. Eine Schar Alanen floh in die Gebirge des Kaukasus, eine andre drang bis an die Gestade der Ostsee vor, von wo sie in der Folge mit germanischen Stämmen verbunden ins römische Reich einbrachen und in Gallien und Spanien neue Wohnsitze fanden.

Das Volk der Hunnen, von fürchterlicher Wildheit und gräßlichem Aussehen, erfüllte die Nachbarvölker mit Angst und Entsetzen. Ein gleichzeitiger Schriftsteller, Ammianus Marcellinus, liefert uns von ihnen folgende Beschreibung:

Gleich nach der Geburt durchschneiden sie den Knaben Kinn und Wangen, um durch die dichten Narben den Bartwuchs zu unterdrücken, so daß nie die männliche Anmut der Jugend, nie das ehrwürdige Aussehen des Alters ihr bartloses Angesicht ziert. Von festem gedrungenen Körperbau, mit dickem Kopfe und breiten Schultern, von häßlich braungelbem Gesicht, mit kleinen, tiefliegenden, blitzenden Augen und hervorstehenden Backenknochen, gleichen sie mehr zweibeinigen Bestien oder grob zugehauenen Brückenpfeilern, als Menschen. Mit der größten Häßlichkeit verbinden sie eine solche Ausdauer, daß sie des Feuers und der feineren Nahrungsmittel ganz entbehren. Sie leben von wilden Wurzeln und dem halbrohen Fleische aller möglichen Tiere, das sie wie einen Sattel aufs Pferd legen und durch einen Ritt etwas mürbe machen. Nie kommen sie unter ein festes Dach, das sie wie ein Grab meiden. Unstet schweifen sie durch Gebirg und Wald und gewöhnen sich von Kindheit an, Kälte, Hunger und Durst zu ertragen. Ihre Kleider sind von Leinen oder aus zusammengesetzten Fellen von Waldmäusen; dasselbe Gewand tragen sie und legen es nicht eher ab, als bis es ihnen in Fetzen vom Leibe fällt. Mit Mützen und Zottelfellen decken sie den Kopf, mit Ziegenfällen die rauhhaarigen Beine, die unförmlichen Schuhe hindern sie am freien Gang. Deshalb zum Fußkampfe untüchtig, hängen sie wie angewachsen an ihren häßlichen, aber ausdauernden Pferden und verrichten auf ihnen ihre gewöhnlichen Geschäfte. Tag und Nacht sitzen sie zu Pferd, kaufen und verkaufen, essen und trinken, ja sie schlafen und träumen sogar an des Tieres Rücken gelehnt und halten hier auch ihre Versammlungen und Beratungen. Ohne Königsherrschaft wählen sie in der Hast des Augenblicks ihre Führer aus der Zahl ihrer Häuptlinge und stürzen sich in keilförmigen Massen mit gräßlichem Kriegsgeschrei auf den Feind. Mit unglaublicher Behendigkeit sprengen sie oft absichtlich auseinander und zerstreuen sich ordnungslos zum wüsten Morden, ohne einen Wall zu stürmen oder ein feindliches Lager zu plündern. Aus der Ferne schleudern sie Wurfspeere und Pfeile, deren Spitzen künstlich aus scharfen Knochen gefertigt sind, im Handgemenge gebrauchen sie das Schwert. Dabei suchen sie dem

Feind, während er auf Hiebe achtet, plötzlich Schlingen überzuwerfen, um ihn zu verstricken und wehrlos zu machen. Ohne Äcker und Felder, ohne Hof und Herd, ohne Gesetz und Recht, schweifen sie wie Flüchtlinge mit ihren Wagen umher; diese sind ihre Wohnungen, der Aufenthalt ihrer Weiber, wo sie die rohen Kleider weben, eheliche Gemeinschaft haben und die Kinder aufziehen, bis sie herangewachsen sind. Anderswo entstanden, fernhin geboren, weiterhin erzogen, weiß keiner seine Heimat anzugeben. Treulos, wankelmütig, jeder neuen Hoffnung hingegeben, folgen sie ganz dem Drang ihres Triebes. So leben sie wie das unvernünftige Vieh dahin, ohne Kenntnis von Tugend und Laster, ohne Achtung vor Glauben und Religion. Nach Gold sind sie überaus gierig, und so wankelmütig und reizbar ist ihr Charakter, daß sie wohl mehrmals an demselben Tage sich entzweien und wieder versöhnen.

Nach der Vereinigung der Alanen mit den Hunnen wälzte sich die mächtige Völkerwoge nach Westen und stieß auf die zwischen Don und Dnjepr seßhaften Ostgoten. Das Reich der Ostgoten oder Greuthunger hatte damals unter König Hermanrich, aus dem heldenmütigen Geschlechte der Amaler (d. h. der Makellosen) den Höhepunkt seiner Macht und Ausdehnung erreicht. Viele benachbarte Völker, teils germanischen, teils sarmatischen Stammes, darunter Alanen, Roxolanen, Heruler, Weneder, Aestyer, vom schwarzen Meere an bis an die Ostsee, erkannten seine Oberhoheit an. Sogar die Westgoten oder Therwinger, denen übrigens eine größere Unabhängigkeit zugestanden war, unterwarfen sich dem greisen Hermanrich, und ihre drei Stammesfürsten aus dem Geschlechte der Balten (Tapferen), Athanarich, Fridigern und Alaviv, begnügten sich mit dem Range von „Richtern". So herrschte Hermanrich, der mehr als hundertjährige vielgepriesene Heldengreis, über einen mächtigen Völkerbund „mit der Macht eines Eroberers und bisweilen mit der Grausamkeit eines Tyrannen", und noch lange nach seinem Tode besangen die Goten sein Andenken und den Ruhm seiner Thaten in frühzeitig verschollenen Liedern.

Hermanrich beschloß die gotische Streitmacht gegen die furchtbaren Feinde zu führen. Er hatte kurz vorher das Weib eines feldflüchtigen Roxolanenfürsten von Pferden zerreißen lassen, und deren Brüder stellten ihm nach dem Leben. Noch lag er an den Wunden krank, die ihm ihre Dolche zugefügt, als die Hunnen den Angriff begannen. Verzweifelnd am glücklichen Erfolge des Kampfes stürzte sich der 110jährige Hermanrich, um seinen alten Kriegsruhm und das Werk seiner langen Heldenlaufbahn nicht zu überleben, in sein eignes Schwert, und wenn auch der Greuthungerfürst Withimer noch tapferen Widerstand leistete, so erlag er doch in einer Hauptschlacht der Übermacht des Feindes und deckte selbst mit den Edelsten des Heeres die blutige Walstatt. Die Ostgoten mußten sich der Herrschaft der Hunnen unterwerfen.

Der Westgotenfürst Athanarich suchte sich anfangs hinter dem Dniestr gegen den heranrückenden Völkerschwarm zu verteidigen. Als aber eine Reiterschar in einer mondhellen Nacht über den Fluß setzte und den Westgoten in den Rücken fiel, zog sich Athanarich in die verschanzten Waldungen zwischen Pruth und Donau zurück. Er wurde jedoch zum Weichen genötigt und von seinem Volke mit fortgerissen, das nur jenseits der Donau Sicherheit zu finden glaubte. Aber aus Haß gegen das Christentum und aus Mißtrauen gegen

die Römer wandte er sich mit dem heidnisch gebliebenen Teile der Westgoten nach den Karpathenlanden, während die andern, zum arianischen Christentum*) bereits übergetreten oder diesem doch zugeneigt, unter ihren Führern Fridigern und Alaviv durch eine Gesandtschaft, an deren Spitze Bischof Ulfilas stand, — dieser war schon 348 (oder 355) gelegentlich einer Christenverfolgung mit den Christengoten auf das rechte Ufer der Donau gezogen und hatte mit Hilfe des Kaisers Constantius seine Gemeinde in den bergenden Hängen des Balkan angesiedelt — den Schutz des römischen Reiches anflehten. Kaiser Valens befand sich gerade in Antiochien, teils um dem arianischen Glauben allgemeine Anerkennung zu verschaffen, teils um die Bewegungen der Neuperser zu beobachten, als die Abgeordneten der Westgoten vor ihm erschienen, mit ausgestreckten Armen um Hilfe flehend gegen das Schwert der Hunnen und gegen die Leiden des Hungers. Valens, in dem Wahne, durch Aufnahme der Westgoten seinen Thron gegen seine beiden Vettern im Westen besser befestigen und das Reich mit geringeren Kosten an seiner gefahrvollsten Grenze schützen zu können, gestattete ihnen den Übergang über die Donau und die Ansiedelung in Thracien unter der Bedingung, daß die Goten zuvor ihre Waffen abgeben und die Kinder der vornehmen Familien teils zur Erziehung, teils als Geiseln den Römern überliefern sollten. Aber die Goten wußten durch Bestechung der römischen Befehlshaber und Beamten die wichtigste Bedingung, die Ablieferung der Waffen, zu umgehen, und in kurzem sah man 200000 streitbare Westgoten mit ihren Frauen, Kindern, Sklaven und ihrer gesamten Habe in endlosen Zügen durch die Ebenen Niedermösiens (der Bulgarei) heranrücken. Obgleich ihnen Valens die nötigen Lebensmittel gegen mäßige Bezahlung zugestanden hatte, hielten doch die römischen Statthalter in Thracien, Maximus und Lupicinus, diesen Vertrag nicht, sondern suchten sich dadurch zu bereichern, daß sie ihnen die elendeste Nahrung, sogar Hundefleisch, nur gegen teuere Bezahlung, sogar gegen Hergabe ihrer schönen Frauen und Jungfrauen und ihrer schlanken blondgelockten Söhne verabreichen ließen. Als die Westgoten, die sich inmitten des Reichtums und des Überflusses einer blühenden Provinz allen Drangsalen des Hungers preisgegeben sahen, ihrem tiefen Ingrimm durch Drohungen Luft machten, ließen die Statthalter sie in einzelnen Haufen unter Begleitung römischer Soldaten über das ganze Land verteilen, um sie desto leichter im Zaum halten zu können. Es bedurfte nur eines Anlasses, um die allgemeine Wut und Erbitterung der Goten zum offenen Ausbruch zu bringen, und diesen führte Lupicinus selbst herbei. Um sich durch List der gotischen

---

*) Die Arianer haben ihren Namen von Arius, einem Kirchenlehrer zu Alexandrien, welcher in Bezug auf die Natur Jesu Christi behauptete, Christus sei vom Vater erschaffen und habe deswegen nur Wesens**ähnlichkeit** mit ihm, während die katholische Kirche eine völlige Wesens**gleichheit** des Sohnes mit dem Vater annimmt. Auf der Kirchenversammlung zu Nicäa wurde die Lehre des Arius als ketzerisch verdammt (325). Die meisten germanischen Völkerstämme waren, insofern sie das Christentum angenommen, dem arianischen Glauben zugethan, während die Römer, deren Länder sie in Besitz nahmen, katholisch waren.

Fürsten Fridigern und Alaviv zu bemächtigen, in der Hoffnung, alsdann das seiner Führer beraubte Volk desto leichter unterdrücken zu können, lud Lupicinus die beiden Fürsten zu einem Gastmahl nach Marcianopel ein. Während diese glänzend bewirtet wurden, geriet das hungernde Volk, das man mit Gewalt von dem Besuche der Stadt und dem Einkaufe von Lebensmitteln abhielt, mit den Römern in blutigen Streit, in dem viele der letzteren erschlagen wurden. Darüber erzürnt, befahl Lupicinus, das Gefolge der Fürsten niederzustoßen. Durch den Lärm aufgeregt und die Gefahr erkennend, sprangen die Fürsten vom Mahle auf, sprengten durch die Menge der erstaunten Römer und ließen, an die Spitze ihrer Goten sich stellend, die Kriegsfahne entfalten und die Schlachthörner erschallen. Der Statthalter rückte mit seinem in Eile aufgebrachten Kriegsvolk den empörten Goten entgegen, aber geschlagen floh er vom Schlachtfeld. Das war der Anfang unsäglicher Drangsale für die Bewohner der Provinzen. Verstärkt durch einen über die unbewachte Donau gekommenen Schwarm von Ostgoten und durch eine beträchtliche Abteilung ihrer Landsleute in römischen Diensten, von Wut entflammt durch die Schilderung der Leiden, welche die aus der Sklaverei befreiten Gotenkinder in glühenden Farben ausmalten, ergossen sich nun die Scharen der Goten unter Raub, Mord, Brand und allen Greueln des Krieges über ganz Thracien und schlugen nach einem vergeblichen Sturm auf Adrianopel in der furchtbaren Schlacht an den Weiden unweit des alten Tomi, des ehemaligen Verbannungsortes des Dichters Ovid, 377 im Jahre 377 ein von Valens gesandtes mächtiges Römerheer. Erst der sinkende Tag machte dem blutigen Morden ein Ende; viele Tapfere deckten auf beiden Seiten die Walstatt, aber der Kampf hatte noch keine Entscheidung gebracht.

Darauf faßte der römische Feldherr Richiomer, von barbarischem, vielleicht germanischem Ursprung, den Entschluß, die Westgoten in dem Landstrich zwischen Hämus und Donau einzuschließen und durch Hunger aufzureiben. Und schon hatten sie nur die Wahl zwischen Hunger und Ergebung, als Fridigern mit den am nördlichen Donauufer umherschweifenden Ostgoten und Alanen Verbindungen anknüpfte und diese Schwärme über die Donau herüber an sich zog. Verstärkt brachen nun die ausgehungerten Goten wie wilde Tiere aus ihren Zwingern durch die Hämuspässe und überfluteten das Land mit Raub und Verheerung bis zum Meere hin. Die Römer hatten bei Adrianopel ein wohlverschanztes Lager bezogen, und Valens, von dem Volke im Cirkus zu Konstantinopel durch lauten Ruf bedrängt, er möge die Barbaren, die er ins Land gelassen, über den Grenzstrom zurücktreiben, entschloß sich, selbst an die Spitze des römischen Heeres zu treten. Anstatt aber den aus dem Westen herbeieilenden Kaiser Gratian, der eben die in Gallien eingefallenen Alamannen geschlagen und zum Frieden genötigt hatte, abzuwarten, ließ sich Valens, um den gehofften Sieg mit seinem jugendlichen Neffen nicht teilen zu müssen, noch vor seiner Ankunft in die Entscheidungsschlacht bei Adrianopel ein (am 378 9. August 378). Fridigern, gleich gewandt im Krieg wie in den Geschäften des Friedens, hatte durch verstellte Unterhandlungen den Kaiser in seinen An=

stalten zur Schlacht lässig machen wollen, doch ohne Erfolg. Valens ließ sich nicht täuschen, sondern rückte am Morgen der Schlacht aus dem Lager gegen den Feind. Durch einen Fehler war sein rechter Flügel mit der Reiterei zu rasch ins Angesicht des Feindes gerückt, so daß der noch zu entfernt stehende linke Flügel sich übereilen mußte, um in die Linie einzurücken. Aus List knüpfte Fridigern wieder Unterhandlungen an, während welcher die Römer den größten Teil des Tages in der ärgsten Sonnenhitze ohne Erquickung stehen mußten. So waren sie schon völlig ermattet, als die westgotische und alanische Reiterei plötzlich die Schlacht durch einen Angriff auf die römische Reiterei begann. Diese ergriff sogleich die Flucht, und nun war das Fußvolk den Pfeilen und Lanzenstößen des Feindes preisgegeben. In einen engen Raum zusammengedrängt, wurde es fast wehrlos niedergehauen. Der Kaiser, so wird erzählt, wagte sich, um noch zu helfen, zu nahe an einen fechtenden Haufen und geriet



Gefangene Alanen.

Elfenbeinschnitzerei von einem, Scenen gefangener Völkerschaften aus der ersten Zeit der Völkerwanderung darstellenden römischen Konsulardiptychon (Schreibtafeldeckel) vom Ende des 4. oder Anfang des 5. Jahrh., jetzt als Einband eines Meßbuchs im Domschatz zu Halberstadt.

— es war schon dunkel — mitten in das Getümmel. Einige der Seinigen wollten ihn heraushauen und retten: da traf ihn, wie man glaubt, ein Pfeil, und tötlich verwundet wurde er von seinem Gefolge in eine nahe Feldhütte getragen und diese bewacht. Allein der Feind umringte die Hütte und verbrannte sie samt dem Kaiser und seinem Gefolge. Zwei Dritteile des römischen Heeres lagen tot auf dem Walplatze. Es war ein Unglückstag für die Römer, wie einst die Schlacht bei Cannä, aber noch weit nachhaltiger in seinen verderblichen Folgen. Fridigern hatte durch einen großen Sieg die seinem Volke zugefügte Schmach gerächt. Nun streifte die leichte Reiterei der Goten bis an den Bosporus, und erst an den festen Mauern von Konstantinopel und Adrianopel brach sich ihre Wut, so daß Fridigern erklären mußte, er lebe mit den steinernen Mauern in Frieden. Blieb nun auch die brennende Begierde der Goten nach den Schätzen und Genüssen dieser reichen Städte ungestillt, so durchzogen

sie nun wieder das offene Land unter allen Greueln der Verwüstung bis an den Fuß der julischen Alpen.

Als zwanzig Jahre später der Kirchenvater Hieronymus aus Pannonien durch diese Gegenden reiste, fand er eine so allgemeine Zerstörung, daß er, wohl nicht ohne Übertreibung behauptete, die ketzerischen Goten hätten nichts übrig gelassen als Himmel und Erde, die Städte seien zerstört, das Menschengeschlecht ausgerottet worden, auf dem öden Boden seien Wälder und Dorngestrüpp emporgewachsen. Aus Rache über diese gräßliche Verheerung ließ der Statthalter von Asien die gotischen Jünglinge, die einst als Geiseln in die Städte des Ostens geführt waren, an einem bestimmten Tage auf den Marktplätzen der Hauptorte durch Pfeile und Wurfgeschosse meuchlings ermorden.

2. Theodosius der Große. 379—395.

Gratian, in richtiger Erkenntnis, daß seine eigne Kraft nicht ausreiche, das erschütterte Ostreich vom drohenden Untergang zu retten und zu neuer Wohlfahrt zu erheben, ernannte einen von ihm verbannten Feldherrn, den tapferen und waffenkundigen Spanier Theodosius zum Augustus des Morgenlandes. Der gleichnamige Vater des Theodosius hatte sich unter der Regierung Valentinians I. große Verdienste um das römische Reich erworben; aber nach dem Tode dieses Kaisers war es seinen Feinden gelungen, ihn bei Gratian zu verdächtigen, der den Verläumdungen Gehör schenkend den hochverdienten Mann zu Karthago hinrichten ließ. Jetzt berief Gratian den Sohn, der seit des Vaters Tode in völliger Zurückgezogenheit, mit ländlichen Arbeiten beschäftigt und ohne jeden Gedanken an Herrschaft auf seinem Gute in Spanien lebte, zum Mitregenten, und Theodosius rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen, ohne das seinem Vater widerfahrene Unrecht zu rächen. Er besaß außer kriegerischer Begabung einen an edlen Studien gebildeten und erstarkten Geist, und die männliche Schönheit des dreiunddreißigjährigen Herrschers wie die hohe Majestät seiner Gestalt erinnerten das Volk an den ehemaligen Kaiser Trajan, dessen Bildnisse es kannte, und dem er auch durch Eigenschaften des Herzens und Verstandes ähnlich war. Die Wahl des Theodosius war für das Ostreich eine rettende That; mit weiser Vorsicht und Kraft beobachtete er von seinem Hauptquartier Thessalonich aus die Bewegungen der Goten und erwarb sich das unbestrittene Verdienst, durch Beendigung des Gotenkrieges dem sinkenden Ostreiche wieder



Gefangener Gote
auf der Siegessäule Theodosius des Großen (391 n. Chr.), zugleich älteste Darstellung des Gebrauchs des Händefaltens bei den Goten.

Selbstvertrauen und neue Lebenskraft eingeflößt zu haben. Fünf Monate lang hatten die Goten bereits das verwaiste Reich verheert, als Theodosius erschien und nicht durch offene Schlachten, sondern durch verstellte Märsche, plötzliche und hinterhaltige Angriffe, durch unangreifbare Stellungen, besonders aber durch Sonderverträge mit einzelnen Führern, wodurch die vorhandene Zwietracht unter den Goten geschürt und der Same zu neuer ausgestreut wurde, die Kraft der Barbaren lähmte und ihr Selbstvertrauen schwächte. Das letztere Mittel erwies aber erst da seine volle Wirksamkeit, als der Tod Fridigerns, dem Goten und Alanen unbedingten Gehorsam leisteten, diese des leitenden Hauptes beraubte und der alte Stammeshaß von neuem Spaltungen und Feindseligkeiten erzeugte, welche das Gotenheer allmählich in zuchtlose Banden auflösten. Jetzt wurde es dem Kaiser leichter, Goten durch Goten zu besiegen und einzelne Führer zum Eintritt ins römische Heer zu gewinnen. Ja, auch der oben erwähnte Therwinger Athanarich kam mit seinen Stämmen über die Donau und ließ sich zu Friedensunterhandlungen mit dem Kaiser herbei, und wenn auch der alte Gotenheld während der Unterhandlungen zu Konstantinopel an einer Krankheit starb, so brachte es doch Theodosius durch die feierliche Bestattung seiner Leiche wie durch großmütiges und freigebiges Benehmen gegen Athanarichs Gefolge dahin, daß das ganze Heer in den Kriegsdienst des römischen Reiches trat (382). Einem Heerdienstvertrage zufolge erhielten sämtliche Westgoten als Verbündete (foederati) ruhige Sitze in Dacien (Moldau und Walachei), Mösien (Bosnien, Siebenbürgen, Bulgarei) und Thracien mit dem Zugeständnis, keine Abgaben zu zahlen und unter ihren eignen Häuptern nach eignen Gesetzen zu leben, dagegen mit der Verpflichtung, nach Abschaffung der Königswürde die Oberhoheit des römischen Kaisers anzuerkennen und gegen Jahrgelder ein Heer von 40000 Mann für den römischen Kriegsdienst zu stellen. Von nun an gehörten, wie im Westen fränkische, so im Osten gotische Fürsten zu den Großen des römischen Reiches, und vorzugsweise durch gotische, in römischer Kriegskunst vollends herangebildete Krieger gewann Theodosius das Übergewicht in den folgenden Kämpfen, die ihn zum Alleinherrscher des gesamten römischen Reiches beriefen. Wenn sich aber vielleicht der Kaiser der Hoffnung hingab, die Goten würden durch Annahme römischer Bildung mit den Römern zu einem Volke verschmelzen, so sollte sich diese Hoffnung als trügerisch erweisen, denn die Rassenverschiedenheit ließ es zu keiner Verschmelzung kommen, und später waren es gerade Goten, welche die Grundfesten des morschen Römerreiches mächtig erschütterten.

382

Während dieser Vorgänge im Osten hatte Gratian, der in den ersten Jahren seiner Herrschaft sich die Achtung und Liebe seiner Unterthanen und die Bewunderung des Heeres erworben, durch Vernachlässigung der Regierungsgeschäfte, durch unwürdige Vorliebe zum Bogenschießen und zur Jagd wilder Tiere die allgemeine Unzufriedenheit des Volkes und Heeres hervorgerufen, die endlich in offene Empörung überging. In Britannien wurde sein Befehlshaber Maximus zum Imperator ausgerufen. Er setzte nach Gallien hinüber und

wurde von den dortigen Truppen mit Jubel empfangen. Gratian wollte bei seinem Bruder Valentinian in Oberitalien Zuflucht suchen, ward aber in Lyon von den ihn verfolgenden Reitern des Maximus ermordet (383). Theodosius, noch zu sehr mit der Wiederherstellung der Ordnung im Osten beschäftigt, fühlte sich nicht stark genug, wider einen Gegenkaiser aufzutreten, der über die gesamten Truppen in Gallien verfügte. Es kam ein Teilungsvertrag zu stande, wonach Maximus die Länder jenseit der Alpen beherrschen, aber den jungen, noch unter der Vormundschaft seiner Mutter Justina lebenden Valentinian II. im ungestörten Besitz von Italien, Afrika und dem westlichen Illyrien belassen sollte. Doch Maximus hielt den Vertrag nicht. Das feindselige Verhältnis zwischen der eifrigen Arianerin Justina und dem strengkatholischen Bischof Ambrosius in Mailand erweckte in ihm die Hoffnung, auch die Länder Valentinians mit seinem Reiche zu verbinden, um so mehr, da er als Vorkämpfer für die rechtgläubige Kirche auftrat. Er brach durch die Alpenpässe in Oberitalien ein, und Valentinian sah sich genötigt, mit seiner Mutter und seiner Schwester Galla zu Theodosius zu flüchten (387). Dieser, empört über die Treulosigkeit des Maximus und durch die Reize der schönen Galla gewonnen, griff zu den Waffen und besiegte den Usurpator bei Pettau an der Drave, der dann zu Aquileja, wohin er geflüchtet, von den wütenden Soldaten niedergehauen ward (August 388). Valentinian ward in den Besitz des ganzen Westreichs eingesetzt. Theodosius schloß mit dessen Schwester Galla seine zweite Ehe.

Der junge Valentinian ward nach dem Tode seiner Mutter Justina den Lehren des Bischofs Ambrosius und andrer rechtgläubiger Männer immer zugänglicher und gewann durch Tugend und Frömmigkeit die Liebe des römischen Volkes, das sich von seiner Regierung die Wiederkehr glücklicher Zeiten versprach. Aber der Franke Arbogast, wegen seiner Verdienste zum Oberfeldherrn der gallischen Truppen erhoben, strebte nach dem Purpur. Geschickt wußte er sich durch Freigebigkeit die Gunst des gallischen Heeres zu gewinnen, und unter dem Scheine der Treue den Kaiser der ihm ergebenen Räte zu berauben, bis er ihn allmählich in seine Gewalt brachte. Zu spät empfand Valentinian das Unwürdige seiner Lage. Als er den Anmaßer seiner Würde und Ämter entsetzen wollte, gab dieser die verächtliche Antwort: „Meine Macht hängt weder von dem Lächeln noch von dem Dräuen eines Monarchen ab.“ Der Kaiser griff nach einem Schwerte, ward aber von den Umstehenden abgehalten, es zu gebrauchen. Wenige Tage darauf fand man ihn tot in seinem Gemache (15. Mai 392). Der kluge Franke erkannte jedoch, daß die Herrschaft eines Barbaren bei den Römern keinen Anklang finden würde; er nahm daher das Diadem nicht selbst, sondern verlieh es dem Kanzler Eugenius, um in dessen Namen die Regierung zu führen. Zwei Jahre hatte seine Herrschaft gedauert, als Theodosius, den Thränen und Bitten seiner Gemahlin nachgebend, mit einem trefflich gerüsteten Heere auszog, den Tod des Schwagers zu rächen. Er zog durch Pannonien und die Pässe der julischen Alpen. Bei Aquileja kam es zur Entscheidungsschlacht. Theodosius erfocht einen vollständigen Sieg durch die Tapferkeit der

von Alarich geführten Goten im Bunde mit einem furchtbaren Sturmwetter, das dem Feinde ganze Staubwolken ins Angesicht trieb und seine Thätigkeit lähmte. Eugenius wurde, vor des Kaisers Füßen Gnade flehend, von den Soldaten niedergestoßen; Arbogast tötete sich selbst auf der Flucht (394). 294 Frohlockend empfing der rechtgläubige Bischof von Mailand den siegreichen Kaiser, für den, wie der fromme Glaube meinte, die Mächte des Himmels selbst in den Kampf gezogen. Theodosius war nun Alleinherrscher und das ganze römische Reich noch einmal, aber nur auf kurze Zeit, unter einem Scepter wieder vereinigt.

In seinem Privatleben bewahrte Theodosius die Tugenden der Treue, der Einfachheit und Mäßigung, die ihn von jeher ausgezeichnet hatten; in seinem öffentlichen Leben zeigte er Weisheit, Gerechtigkeit und Milde, nur daß ihn sein Jähzorn bisweilen zur Härte und Grausamkeit trieb. Im Jahre 390 hatten die Thessalonicher in einem Aufruhr den Befehlshaber der kaiserlichen Truppen und einige Beamte ermordet und ihre Leichen durch die Straßen geschleift. Theodosius rächte diesen Frevel dadurch, daß er unter dem Volke, das unter dem Vorwand öffentlicher Spiele in den Cirkus gelockt war, durch seine Soldaten ein Blutbad anrichten ließ, bei dem nach der geringsten Angabe 7000 Menschen umkamen. Als er nun einige Zeit darauf zu Mailand in die Kirche gehen wollte, versagte ihm der Bischof Ambrosius den Eintritt und ermahnte ihn, seine große Sünde nicht dadurch noch mit einer neuen zu vermehren, daß er die vom Blute seiner ungerecht ermordeten Mitmenschen triefenden Hände zu Gott erhebe. Der Kaiser, tiefergriffen von dieser Mahnung, unterwarf sich der Kirchenbuße, die darin bestand, daß er, der Zeichen seiner Hoheit entkleidet, in der Mitte der Kirche unter Seufzen und Thränen demütig um Verzeihung seiner Sünde bat. Erst dann erhielt er die Lossprechung gegen die feierliche Zusage, daß künftige Todesurteile erst nach dreißigtägigem Aufschub vollzogen werden sollten. So unterwarf sich der Beherrscher des mächtigen Römerreiches der unsichtbaren Macht der Kirche, die in damaliger Zeit gar manchmal der Hort der Volksfreiheit und des Rechtes war.

Wie schon Gratian zu strengen Maßregeln gegen den altheidnischen Kultus aufgetreten war, wie er die Tieropfer und die Eingeweideschau verboten, die Rechte der Vestalinnen beschränkt und den Altar der Victoria in der Kurie zu Rom, bei welchem die Senatoren unter feierlichem Opfer von Wein und Weihrauch zu schwören pflegten, entfernt hatte, so hielt auch Theodosius, welcher die Taufe auf das Bekenntnis der Dreieinigkeit empfangen hatte, die Vertilgung des Heidentums und der arianischen Ketzerei für seine erste Regentenpflicht. Um den heidnischen Kultus völlig auszurotten, sollten Tempelbesuch, Erforschung der Zukunft durch Opferschau und jede Art von Götzendienst als Verbrechen gegen Kaiser und Reich bestraft werden. Nunmehr erlosch das heilige Feuer auf dem Altare der Vesta, und die letzte greise Priesterin der jungfräulichen Göttin zog sich in stille Verborgenheit zurück; die Orakel verstummten, und Tempel und Altäre standen verlassen da. Man begnügte sich nicht, die alten Tempel zu schließen, sie wurden im heiligen Eifer zerstört und in ihnen die schönsten Denkmäler und Meisterwerke der alten Baukunst, insofern sie nicht durch Einweihung zu christlichen Kirchen der Zerstörungswut entgingen. Die Zahl der Verehrer der alten Götter nahm immer mehr ab; die Reste zogen sich auf die Dörfer zurück, wo sie sich unter

dem Namen pagani (von pagus), eigentlich Dörfler, was gleichbedeutend mit Heiden wurde, noch ein Jahrhundert lang hielten.

Nur vier Monate sollte Theodosius die Frucht seiner Anstrengungen, die 395 Alleinherrschaft über das gesamte Reich, genießen. Schon im Januar 395 erlag er zu Mailand einer Krankheit, betrauert von dem Bischof Ambrosius, der ihm eine glänzende Leichenrede hielt. Zuvor hatte er das Reich unter seine beiden Söhne, den achtzehnjährigen Arcadius und den elfjährigen Honorius geteilt, jener erhielt den Osten mit der Residenz Konstantinopel, dieser den Westen; die Statthalterschaft Illyrien war zwischen beiden geteilt. Dem Arcadius hatte der Vater den habsüchtigen und ränkevollen Gallier **Rufinus**, dem Honorius den kräftigen und waffenkundigen Vandalen **Stilico** als Reichsverweser zur Seite gestellt. Lag auch eine dauernde Trennung des Reiches in ein morgenländisches und abendländisches nicht in der Absicht des Theodosius, so entwickelte sie sich doch mit innerer Notwendigkeit von selbst, um so mehr, als der byzantinische Hof durch Ausprägung des orientalischen Wesens und Erhebung der griechischen Sprache zur amtlichen sich dem Westen immer mehr entfremdete.

---

3. Die Zeiten des Stilico und Alarich.

Bald führte die Eifersucht, welche sich zwischen den beiden ehrgeizigen Reichsverwesern erhob, zu öfteren Feindseligkeiten. Stilico betrachtete sich als Hauptvormund, strebte nach der Verwaltung des Ganzen und reizte dadurch die Tücke des Rufinus, der, aus Neid auf den Nebenbuhler, um ihn zu schwächen, die Westgoten zum Aufruhr angestachelt und ihnen die Pässe nach Griechenland geöffnet hatte. Die Westgoten hatten eben ihren jungen König **Alarich** aus dem Geschlechte der Balten auf den Schild erhoben und zum König ausgerufen, und dieser, unzufrieden über die Zurückhaltung des Soldes, brach mit Heeresmacht in Griechenland ein. Unter schrecklichen Verwüstungen durchzogen die Goten Thessalien, Macedonien, Thracien und Illyrien, und als Stilico von Westen herbeieilte, sie zu bekämpfen, verbat sich Rufinus im Namen seines Kaisers die Hilfe. Stilico kehrte nach Italien zurück, überließ aber seine Rache dem Befehlshaber der einst von Theodosius nach Italien geführten und jetzt von ihm wieder an den Osten abgegebenen gotischen Truppen, dem Gainas, auf dessen Anstiften im Einverständnis mit dem am Hofe mächtigen Emporkömmling Eutropius der schuldige Rufinus fiel. Er ward vor den Thoren Konstantinopels niedergehauen. Aber der einflußreiche Eutropius trat an seine Stelle, und an ihm bekam Stilico einen noch gefährlicheren Gegner.

Unterdessen war Alarich mit seinen Westgoten durch die Thermopylen gedrungen, hatte Mittelgriechenland und den Peloponnes mit Feuer und Schwert verwüstet und viele Städte geplündert. Da landete Stilico im Pelo-

ponnes und drängte ihn in die Gebirge Arkadiens zurück, und beinahe hätte er den Alarich eingeschlossen und vernichtet, als dieser auf einem unbewachten Auswege entschlüpfte und glücklich nach Epirus gelangte (396). Hierauf schloß Eutropius im Namen seines Kaisers Frieden und ernannte den Alarich zum Oberfeldherrn des östlichen Illyriens, in der hinterlistigen Absicht, ihm von dieser wohlgelegenen Warte aus die Richtung nach Italien zu geben und ihn als Werkzeug gegen Stilico zu gebrauchen. Auch der bald darauf erfolgte Sturz des Eutropius konnte die Gefahr von Italien nicht mehr abwenden. 396



Stilico und Gemahlin.
Medaillon von Stilicos Sarkophag in S. Ambrogio zu Mailand.

Schon im Jahre 400 machte Alarich, mit allem Kriegsbedarf aus den Zeughäusern Illyriens versehen, den ersten Versuch, über die julischen Alpen in Italien einzubrechen, aber dieser Versuch mißglückte. Bald traf er Vorbereitungen zu einem zweiten Einfall nach Italien, und Stilico war, um dieses Land zu schützen, genötigt, den Rhein und Britannien von Legionen zu entblößen und nach Italien zu ziehen, wo der Mangel an tüchtigen Kriegern immer fühlbarer ward. Während der kränkliche Honorius, dessen Lieblingsbeschäftigung darin bestand, Geflügel zu füttern, sich zuerst in Asta, dann in die Stadt Ravenna einschloß, welche durch Gräben und Sümpfe vor feind- 400

lichem Angriff geschützt schien, kämpften Alarich und Stilico am Ostertage des 403 Jahres 403 (29. März) die blutige Schlacht bei Pollentia. Die Tapferkeit des römischen Fußvolks und das Feldherrntalent Stilicos trugen endlich den Sieg davon über den wilden Kriegsmut der Goten. Alarich verließ am Abend mit seinen Kriegern das Schlachtfeld, und die reiche in Griechenland zusammengeraubte Beute fiel in die Hände der römischen Veteranen. Die Gemahlin des Gotenkönigs mußte die Gnade des Siegers anflehen, und zahlreiche Gefangene, aus den Fesseln der Barbaren erlöst, verkündeten in den Städten Italiens den Ruhm ihres Befreiers. Doch war die Schlacht nicht völlig entscheidend, und Alarich, auch in Widerwärtigkeiten Umsicht und Kraft bewahrend, brach durch die Pässe des Apennin in Etrurien ein. Aber Stilico wußte unter den Goten selbst Zwietracht und Verrat zu erzeugen, und die gotischen Stammeshäupter verrieten ihm die Pläne ihres Heerkönigs. So gelang es dem Stilico, den Alarich in einer zweiten Schlacht unter den Mauern von Verona zu schlagen (Herbst 403) und Italien von diesem furchtbaren Feinde zu befreien, der sich wieder nach Illyrien zurückzog, um auf günstigere Gelegenheit zu lauern.

Kaum hatte Italien die Erholung einige Jahre genossen, als es von einem neuen, noch furchtbareren Feind heimgesucht wurde. Ein mächtiger Völkerschwarm heidnischer Germanen, der aus Alanen, Goten, Vandalen, Burgundern, Sueven und andern Stämmen bestand, eine Masse von 200,000 streitbaren Männern, mit Weibern und Kindern, war von der mittleren Donau aus über die römische Grenze durch die Alpenpässe in Oberitalien eingebrochen. Radagais (Radegast) war ihr Herzog oder Heerkönig. Unter Sengen und Brennen, Verheerungen von Städten und Dörfern bewegte sich der Zug heran, und Italien zitterte, wie in den Tagen der Cimbern und Teutonen. Zum zweitenmal ward Stilico der Retter Italiens und sein Verdienst glänzt um so strahlender, als er nicht, wie einst Marius, der Besieger der Cimbern, sich auf römische Kraft verlassen konnte, sondern sich sein Heer erst schaffen mußte, indem er Sklaven unter dem Versprechen der Freiheit ins Heer einreihte, Hunnen und Germanen anwarb, um Barbaren durch Barbaren zu bekämpfen. Stilico verschloß ihnen die Gebirgspässe, versorgte sein Heer von der See aus und wartete die Wirkungen des Hungers ab, denen die Barbaren jedenfalls erliegen mußten. Tausende rafften Hunger und 406 Krankheit hinweg, den Rest schlug Stilico unter den Mauern von Florenz (406). Radagais selbst und 12,000 auserlesene Krieger wurden gefangen, ersterer hingerichtet, während letztere in römischen Sold traten. Die Trümmer des geschlagenen Völkerschwarmes, durch neue Scharen verstärkt, stürmten über die Alpenpässe und überfluteten nun wie ein reißender Strom das schutzlose Gallien, das jetzt alle Gräuel der Verwüstung ertragen mußte. Feuer und Schwert, Hunger und Pest wüteten unter den verzweiflungsvollen Bewohnern, von denen nur wenige Sicherheit in der Einsamkeit und Trost in der Religion fanden. Seitdem war Gallien, seit vierhundert Jahren der kostbarste Besitz Roms, dem Reiche verloren.

Aber die Not des Westreiches sollte noch höher steigen. In Britannien wurde ein gemeiner Soldat, bloß weil er den Namen Constantin führte, zum Imperator ausgerufen. Er ging nach Gallien hinüber und kämpfte glücklich gegen die Barbaren und gegen ein Heer des Honorius. Ja, er schickte sich bereits zur Unterwerfung Spaniens an, als dessen Beherrscher ihn Honorius anerkennen mußte: da ergriff Stilico Maßregeln, wenigstens Italien vor ihm zu schützen. Er bewog den Alarich durch das Versprechen von 4000 Pfund Goldes aus dem oströmischen in den weströmischen Dienst zu treten, und schon brach Alarich auf, als Stilico das Opfer der Verleumdung wurde. Die Macht des gewaltigen Oberfeldherrn hatte schon längst den Senat zu Rom und den Hof zu Ravenna mit Furcht und Entrüstung erfüllt. Ein heuchlerischer Höfling, Olympius, der seine Laster unter der Maske der christlichen



Gefangene Goten, vielleicht von den Scharen des Radagais.

Von dem Halberstädter Konsulardiptychon, 4.—5. Jahrhundert.

Bemerkenswert auf dieser Darstellung ist das in süddeutschen Gräbern so oft gefundene kurze Schwert mit langem Griff, die „Skramasar“, auf dessen Scheide das berühmte „Gotenornament“ zu erkennen ist, das auch den Fries von Theodorichs Grabmal in Ravenna ziert.

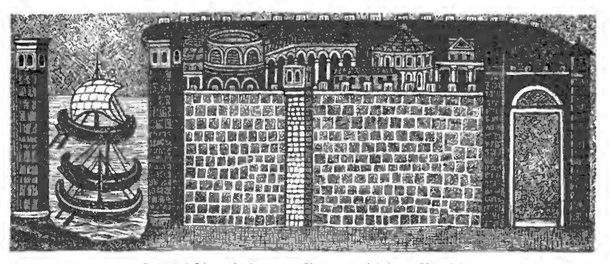
Die am meisten vorspringenden Gesichter auf diesen Elfenbeinschnitzereien sind durch den Gebrauch abgeschliffen.

Frömmigkeit verbarg, wußte den gefürchteten Vandalen bei dem Honorius zu verdächtigen, als suche er, im Bunde mit dem Gotenkönig, seinem Sohne Eucherius die Krone zu verschaffen. In Pavia kam der ruchlose Plan zum Ausbruche. In einem Aufstand wurden Stilicos Getreuen ermordet; er selbst floh nach Ravenna, wo er in einer Kirche Schutz suchte, aber, unter falscher Zusicherung des Lebens herausgelockt, an der heiligen Schwelle niedergehauen ward (23. Aug. 408). Damit war der niederträchtige Olympius noch nicht zufrieden. Er ließ nicht nur die übrigen Freunde und Anhänger Stilicos, sondern in unseliger Verblendung die Weiber von 30,000 in römischen Diensten stehenden Goten ermorden. Die Rache folgte diesen Freveln auf dem Fuße nach. 408

Voll Wut stießen die 30,000 Krieger zu Alarich, dem noch immer der versprochene Tribut verweigert ward. Plötzlich brach er von Noricum auf, überstieg die julischen Alpen und rückte von Oberitalien durch Umbrien, ohne

sich mit der nutzlosen Belagerung des von Sümpfen eingeschlossenen Ravenna, des Herrschersitzes des elenden Honorius, aufzuhalten, gegen Rom vor. Angst und Zittern ergriff die entarteten Römlinge, als in den Wintermonaten des 408 Jahres 408 die Goten ihre Zelte vor den Mauern der ewigen Stadt aufschlugen.

Die Zahl der Bewohner Roms mochte wohl noch immer 1,200,000 betragen, aber die Bevölkerung bestand teils aus hungerndem Proletariat, teils war sie durch Üppigkeit und Lustschwelgerei entnervt. Nur eine Zeitlang ertrug die Stadt die Leiden der Belagerung, dann verstand man sich zu Unterhandlungen. Als die römische Gesandtschaft vor Alarich in prahlerischer Rede von dem unzählbaren Volke Roms und seiner waffenfähigen Mannschaft sprach, antwortete der Gotenkönig hohnlachend: „Je dichter das Gras, desto leichter das Mähen!" Und als sie seine Forderungen zu hoch fand und fragte, was er ihnen denn übrig lassen wollte, erwiderte er: „Euer Leben!" Endlich kam man überein, daß sich die Stadt mit 5000 Pfund Goldes, 30,000 Pfund Silbers und einer Menge andrer wertvoller Gegenstände loskaufen sollte. Um soviel Gold aufzutreiben, mußten die Römer die goldene Bildsäule der Virtus einschmelzen, und es war, als ob damit der letzte Rest alter Tapferkeit und Mannhaftigkeit mit verschwunden wäre.



Der befestigte Hafen von Ravenna (civitas Classis).
Mosaikbild in S. Apollinare nuovo (Theodorichs arianische Kathedrale) zu Ravenna.

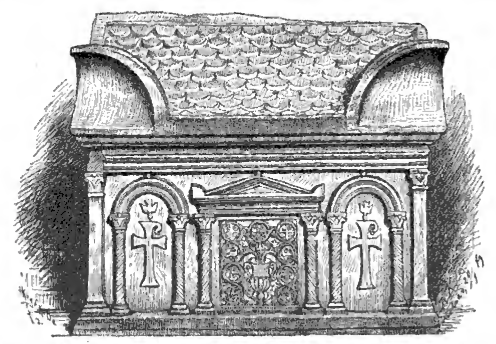
Ein Teil der Zahlung wurde sogleich geleistet, und Alarich zog nach Etrurien (Toscana). Da aber der Kaiser den Vertrag nicht bestätigte, so rückte Alarich verstärkt durch 40,000 Sklaven germanischer Abkunft, die sich aus Rom zu ihm geflüchtet hatten und vor Verlangen brannten, sich an ihren bisherigen Drängern zu rächen, sowie durch Scharen von Goten und Hunnen, die ihm sein Schwager Athaulf (Adolf) aus Pannonien zugeführt, von neuem gegen Rom vor. Er verlangte vom Hofe in Ravenna die Ernennung zum Oberfeldherrn und die Abtretung von Noricum, im Grunde die Herrschaft des Westens. Da seine Unterhandlungen zu keinem Ergebnis führten, nahm er die Hafenstadt Ostia weg, wo die Getreideschiffe zu landen pflegten, und nötigte Rom durch die Aussicht neuer Hungersnot zur Übergabe. Nun ließ Alarich durch den knechtischen Senat den Stadtpräfekten Attalus zum Augustus erheben, sich aber von diesem zum Oberfeldherrn und seinen Schwager Athaulf zum Gardebefehlshaber ernennen. Schon war der kleinmütige Honorius in seiner Not und Ratlosigkeit so weit gekommen, daß er mit dem Gedanken einer Thronentsagung umging, als Alarich, empört, daß ihm Attalus nicht gestatten wollte, Italien durch Eroberung der Provinz Afrika auszuhungern, diesen in der Ebene von Ariminum öffentlich des Diadems und Purpurs beraubte, mit dem er ihn kurz vorher

geschmückt hatte. Er sandte die Abzeichen der Herrschaft an Honorius als Zeichen des Friedens und der Freundschaft, aber durch den Einfluß des Feldherrn Sarus, eines Gotenhäuptlings, der Alarich und sein Geschlecht haßte, abermals zurückgewiesen, rückte der Gotenkönig, von Wut und Rache entbrannt, zum drittenmal vor Rom und eroberte es in einem nächtlichen Sturm am 24. August 410. Mehrere Tage lang durchtobten die Goten und ihre barbarischen Kriegsgenossen die unglückliche Stadt und raubten die seit Jahrhunderten aus allen Ländern in der Weltstadt zusammengehäuften Schätze und Kostbarkeiten; die Einwohner wurden durch Geißelhiebe und andre Mißhandlungen gezwungen, die verborgenen Reichtümer zu entdecken, brennende Häuser leuchteten zur nächtlichen Plünderung, und Senatoren- und Ritterfamilien irrten als flüchtige Bettler umher, auf Inseln, an den Küsten Afrikas, ja sogar an den heiligen Stätten Palästinas Zuflucht suchend. Dagegen wurden Kirchen und Geistliche geschont, auch fehlte es nicht an glänzenden Beispielen edler Tugend und Züchtigkeit unter den Römern, sowie christlicher Milde und Frömmigkeit unter den Goten. So ließ sich ein gotischer Soldat die aus der Peterskirche bereits geraubten heiligen Gefäße, über die Bedeutung derselben belehrt, ruhig wieder abnehmen, und in feierlichem Zuge wurden sie in die Kirche zurückgetragen. 410

Wenige Tage darauf zog Alarich nach Unteritalien; die Goten schwelgten in den reichen Genüssen des gesegneten Landes und nährten sich an dem Überflusse von Getreide und Fleisch, von Öl und Wein. In der richtigen Erkenntnis, daß die Herrschaft Italiens nur durch den Besitz Siciliens und Afrikas, der alten Kornkammern Roms, behauptet werden könne, war Alarich bereits im Begriff, nach Sicilien überzusetzen, als der Tod den erst 34 Jahre alten Gotenhelden in der Blüte der Jahre, in der Fülle der Kraft dahinriß. In Consentia (Cosenza) endete eine Krankheit sein Leben (Herbst 410). Seine Leiche ward von den Goten in großartiger Weise, der Landessitte gemäß, bestattet. Sie mauerten in dem trockenen Strombette des abgeleiteten Busentus (Busento) ein Grab aus und senkten ihren toten König, in der Rüstung, auf dem Streitroß, mit vielen Kostbarkeiten hinab, worauf der Fluß wieder in seinen alten Lauf geleitet ward. Die bei der Arbeit verwandten Gefangenen wurden getötet, auf daß niemand erfahre, wo der große Gotenkönig begraben liege, und römische Habsucht oder Rache nicht seine Ruhestätte störe. 410

Die Goten erhoben jetzt den jugendlich blühenden, tapferen Athaulf auf den Schild und riefen ihn zu ihrem König aus. Dieser vermählte sich mit Placidia, der schönen Schwester des Honorius, die bei der zweiten Einnahme Roms in gotische Gefangenschaft geraten war, und feierte in Narbonne das glänzende Beilager (414), nachdem er seine sieggewohnten Goten schon 412 nach Gallien geführt hatte. Hier überwand er die Feinde Roms, geriet aber bald mit den Römern in Streit und drang infolge von Nahrungsmangel über die Pyrenäen, gründete auf beiden Seiten derselben ein mächtiges Westgotenreich und erzwang die Anerkennung der römischen Kaiser. Athaulf erlag schon im Jahre 415 dem Dolche des Meuchelmörders, und Sigerich, des Sarus Bruder, bemächtigte sich der Herrschaft. Er wütete gegen das Geschlecht der Balten, ließ Athaulfs sechs Kinder aus früherer Ehe unbarmherzig ermorden und die verwitwete Placidia zwölf Meilen zu Fuß vor seinen Pferden herlaufen. Über diese Frevel erzürnt, erschlugen die Goten den Sigerich schon am siebenten Tage und erwählten den Wallia zum König. Dieser sandte 414 415

die schöne Placidia an Honorius zurück und erneuerte das Band mit Rom. Wallia führte siegreiche Kriege in Spanien. Er unterwarf die Alanen in Lusitanien und die Vandalen in Andalusien, deren Reste mit den Sueven sich nur in den Gebirgen Galiziens halten konnten. Tolosa (Toulouse) ward Hauptstadt des Westgotenreiches, das den Namen Gotia oder Septimanien erhielt. Nach 419 seinem Tode (419) folgte ihm Theodorich, unter dem sich das Reich noch weiter ausdehnte, die Westgoten aber, deren lange Wanderungeu nun zu Ende waren, an ein durch Ackerbau, Kunst und Gewerbe getragenes Leben gewöhnt, einem hohen Grade von Ausbildung entgegen gingen. Nur im Süden Spaniens behaupteten sich die Vandalen gegen Goten und Römer unter ihrem König Geiserich.



Athaulfs Sarkophag in der von ihm gegründeten Kirche S. Lorenzo zu Mailand.

4. Die Vandalen in Afrika. Die Angelsachsen in Britannien. Das Hunnenreich unter Attila.

Honorius behandelte den zum Mitregenten oder Augustus erhobenen Constantius, dem des Kaisers Schwester Placidia mit Widerstreben ihre Hand gereicht hatte, in so unwürdiger Weise, daß dieser sieben Monate nach seiner Erhebung aus Gram starb, und Placidia, zum zweitenmal verwitwet, vor den Verfolgungen des Honorius Zuflucht in Konstantinopel suchte. Einige Monate darauf erlag Honorius der Wassersucht und hinterließ das Reich im 423 Zustande immer steigender Auflösung (423). Draußen in den Provinzen hatten die Burgunder, welche von ihren ursprünglichen Sitzen zwischen Oder und Weichsel auf der rechten Seite der Warthe und Netze nach dem Main gezogen waren, 413 den Rhein überschritten und ließen sich unter ihrem Könige

Gundikar am linken Rheinufer zwischen Lauter und Nahe nieder, wo sie Worms zu ihrer Hauptstadt nahmen (das Burgunderreich der Nibelungensage). Die Nachbarn der Burgunder waren die Alamannen auf beiden Seiten des Oberrheins, südlich bis zu den Vogesen hin, nördlich bis Koblenz, östlich bis zum Lech. Im Norden Galliens hatten von der Maas und Schelde südlich über Cambray bis zur Somme hin die Franken neue Sitze gegründet. Das alte Armorica (die nachmalige Bretagne) hatte sich schon seit dem Einbruch des Radagais für unabhängig erklärt.

In Italien selbst hatte der Tod des Honorius neue Verwirrungen hervorgerufen. Sein Geheimschreiber Johannes benutzte die Entfernung der Placidia und maßte sich den Purpur an, doch schon im zweiten Jahre seiner Herrschaft ward der Usurpator durch oströmische Waffen gestürzt und im Cirkus zu Aquileja enthauptet. Valentinian III., der sechsjährige Sohn der Placidia und des Constantius, bestieg im Jahre 425 den weströmischen Thron, und Placidia ergriff bei seiner Minderjährigkeit die Zügel der Regierung, die sie fünfundzwanzig Jahre lang bis an ihren Tod fortführte, da Valentinian, durch ausschweifende Erziehung entnervt, auch nach erlangter Großjährigkeit keine Fähigkeit zur Selbstregierung entwickelte. 425

Damals besaß Rom zwei große Feldherren und Staatsmänner, Aëtius, von germanisch-römischer Abkunft, und den Römer Bonifacius, welchen Placidia zum Statthalter der reichen Provinz Afrika ernannt hatte. Zum Unglück für das Reich herrschte zwischen beiden Männern Mißtrauen und Eifersucht und führte neue Verwickelungen herbei. Aëtius, von Placidia zum Oberfeldherrn und ersten Minister erhoben, gewandt und listig und durch seine Anwesenheit am Hofe einflußreich, mißgönnte dem Bonifacius, einem Manne von geradem Charakter und strenger Gerechtigkeitsliebe, seine hohe und gewinnbringende Stellung. Um ihn aus der Gunst der Placidia zu verdrängen, verdächtigte er ihn bei der Kaiserin, als gehe er damit um, sich durch Hilfe der Vandalen unabhängig zu machen, und bestimmte sie, den Statthalter abzurufen und zur Rechenschaft zu ziehen. Auf der andern Seite wußte er unter dem Scheine der Freundschaft durch Vorspiegelung der ihm in Ravenna drohenden Lebensgefahr den Bonifacius zum Ungehorsam gegen den Befehl der Kaiserin zu verleiten. Aëtius erreichte seine unheilvolle Absicht. Bonifacius, durch die drohende Aussicht erschreckt, erklärte nun wirklich seinen Abfall und rechtfertigte dadurch in den Augen der Placidia die Warnungen des Aëtius, der nun im Vertrauen des Hofes noch immer höher stieg.

Um sich halten zu können, rief Bonifacius die Vandalen herbei, die damals die Gebirge Galiziens durchbrochen und sich im Süden der pyrenäischen Halbinsel niedergelassen hatten. Ihr König war Geiserich (Genserich), ein Mann, „der die Tapferkeit und Kriegskunst eines Feldherrn mit der Klugheit und Schlauheit eines Staatslenkers, die wilde Raubgier eines Barbaren mit dem Jähzorn eines Spaniers verband." Im Jahre 429 überschritt er mit seinen Vandalen die Meerenge, welche Spanien von Afrika scheidet. War auch sein Heer nicht über 50000 Reiter stark, so fanden die Vandalen doch schnell Verbündete an den gegen das römische Joch erbitterten Mauretaniern, die ihre Reiter unter Geiserichs Fahnen stellten, und an der christlichen Sekte der Donatisten, welche sich unter dem Beistande der arianischen Vandalen für die 429



Aëtius.

Reliefbildnis von dem gleichzeitigen elfenbeinernen Diptychon im Domschatz zu Monza.
(Vorderseite.)



Galla Placidia und ihr junger Sohn Valentinian III.
Reliefbildnis von dem gleichzeitigen elfenbeinernen Diptychon im Domschatz zu Monza.
(Rückseite.)

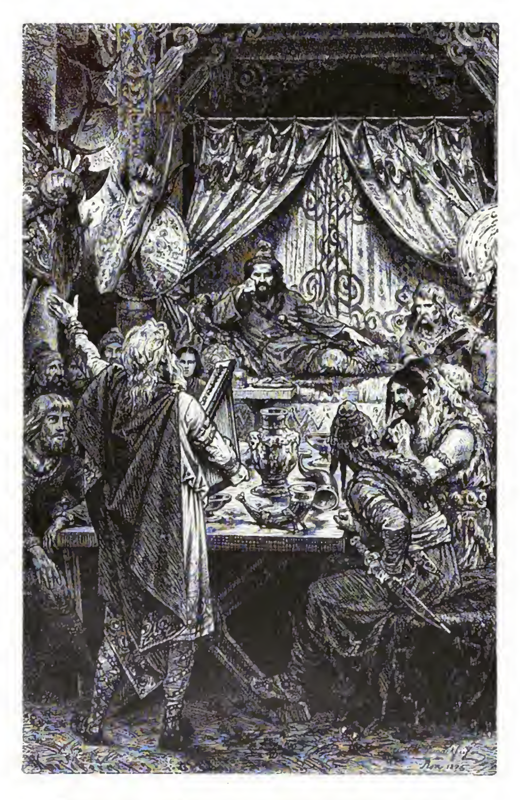
von der rechtgläubigen (orthodoxen) Kirche erlittenen Verfolgungen und Bedrückungen zu rächen suchten. Wie Raubtiere fielen die Vandalen über das Land und seine Bewohner her, verheerten Äcker und Pflanzungen, zerstörten Städte und Dörfer und verwandelten die blühende Provinz, die vielgepriesene Kornkammer Italiens, ausgezeichnet durch Handel, Gewerbe und Bildung, in eine Einöde und Wildnis. Besonders folterten sie die Geistlichen, um ihnen die Kirchengefäße abzupressen, sie mißhandelten die Frauen, zerschmetterten die Kinder an Steinen und verübten alle Greuel. Zu spät bereute Bonifacius seine Übereilung und bot alles auf, sich mit Placidia auszusöhnen, worin ihn auch der Bischof Augustinus von Hippo unterstützte; vergebens suchte er die wilden Gäste wieder aus dem Lande zu jagen: er ward geschlagen und sah sich genötigt, als alle Hoffnung auf Sieg und Rettung verloren war, das 432 Land zu verlassen und nach Italien zu flüchten (432). Placidia hatte inzwischen die Ränke des Aëtius durchschaut, sie verzieh den Verlust der herrlichen Provinz und schenkte dem Bonifacius ihre Gnade. Aëtius, der Anstifter des Unheils, hatte sich inzwischen große Verdienste um das Reich erworben: er hatte die ins narbonensische Gallien eingedrungenen Goten mit großem Verluste bei Arles zurückgewiesen, er hatte die Franken am Niederrhein gedemütigt (430), die Juthungen an der rhätischen Grenze glücklich bekämpft und die Burgunder, welche sich nach Westen auszudehnen versuchten, 437 durch ein in seinen Diensten stehendes hunnisches Söldnerheer vernichtet (der historische Kern der Nibelungensage). Als er aber vernahm, daß Placidia dem Bonifacius wieder ihre volle Gnade zugewandt habe, zog er gegen Bonifacius nach Italien, um mit diesem den Kampf um die Weltstellung auszufechten. Bonifacius siegte in offener Feldschlacht, starb aber an den Folgen einer tödlichen Verwundung, und Aëtius, der zunächst zu den Hunnen floh, weil er die Folgen seines doppelten Spiels fürchtete, erzwang sich bald von der bedrängten Kaiserin den Oberbefehl über das Heer und die Würde eines römischen Patricius und Konsuls: eine gewaltige Natur, in der sich staatsmännische Feinheit und List mit kriegerischem Trotze vereinigten, um ihn zu einem treuen Abbilde des römischen Reiches jener Zeit zu stempeln.

Während Aëtius, nunmehr die gesamte Macht des Reichs in seinen Händen vereinigend, in Gallien im Kampfe mit Germanen zu dessen Heile wirkte, vermochte er doch nicht, den Verlust des wichtigen Britanniens zu verhindern. Seitdem Stilico, um Italien zu decken, die römischen Legionen aus diesem Lande gezogen hatte, waren die unter der Herrschaft Roms verweichlichten und unkriegerisch gewordenen Briten von allem Schutze entblößt und den beständigen Einfällen der räuberischen Picten und Scoten im heutigen Schottland ausgesetzt. Damals wohnten an der deutschen Nordseeküste (im heutigen Schleswig-Holstein) die Sachsen und Angeln, die schon oft mit ihren Raubgeschwadern die britischen Küsten heimgesucht hatten. Jetzt rief sie, um sich gegen Picten und Scoten besser helfen zu können, ein britischer Häuptling, Vertigern, zu 449 Hilfe. Sie kamen im Jahr 449 (?) unter Hengist und Horsa (Hengst und Horst)

auf drei langen Schiffen mit 1600 Sachsen, Angeln und Jüten und landeten in Britannien, schlugen zwar die Feinde der Briten zurück, setzten sich aber, durch stets neue Züge angelsächsischer Abenteurer verstärkt, im Lande fest. Hier gründeten sie im Laufe von 130 Jahren sieben angelsächsische Reiche (die sogenannte Heptarchie): Kent, Sussex, Essex, Wessex (vorwaltend sächsisch) und Ostangeln, Mercia und Northumberland (vorwaltend anglisch), deren Vereinigung durch König Egbert im Jahre 827 den Grund zum heutigen England legte.

Aber ein noch gewaltigerer Stoß drohte dem römischen Reiche, der es bis in seine Grundfesten erschütterte. Nachdem die Hunnen den ersten bewegenden Anlaß zur großen Völkerwanderung gegeben hatten, ließen sie sich im Süden des heutigen Rußland nieder und breiteten sich bis zur Wolga und der Donau hin aus. In zahlreiche unter sich keineswegs einige Stämme geteilt, bedrohten sie durch ihre Raubzüge besonders das oströmische Kaisertum, das sich nur durch einen Tribut Ruhe von ihnen erkaufen konnte. Am gefährlichsten und furchtbarsten wurden diese Einfälle, als die unter vielen Häuptlingen stehenden Horden durch Attila in Verbindung mit seinem Bruder Bleda durch List und Gewalt zu einem Reiche verbunden wurden, das sich über das heutige Ungarn und westlich bis zum Rhein hin ausdehnte.

Attila, in der Sage Etzel genannt, der Sohn Mundzucks, von königlicher Abkunft, zeigte in seinem Äußern die ganze Häßlichkeit des hunnisch-mongolischen Stammes. Seine Gestalt war kurz und gedrungen, und auf den breiten Schultern ruhte ein dicker Kopf mit dünnem Barte und einer Stulpnase. Der Blick seiner kleinen tiefliegenden Augen erfüllte alle, die sich ihm nahten, mit Zittern und Zagen. Dabei besaß er große Leibeskraft und bekundete in Gang und Haltung den Stolz und die Würde des Herrschers. Schrecklich im Kriege gegen Feinde, war er gnädig gegen Hilfeflehende und gütig gegen Schützlinge. Den unterworfenen Völkern ließ er Sprache, Sitten und Gesetze und verpflichtete sie nur zur Heeresfolge und zu einem jährlichen Tribut. Im Kriege führte er selbst den Oberbefehl. Im Frieden saß er selbst gerne zu Gericht und sprach allen Recht ohne Unterschied der Person. In seiner Umgebung liebte er Pracht, während er für sich in Nahrung, Kleidung und Pferdeschmuck die größte Einfachheit zeigte. Seine Gäste aßen von goldenen und silbernen Geschirren, er selbst duldete nur hölzerne Gefäße auf seiner Tafel. Er aß nur Fleisch und enthielt sich, wie ein echter Hunne, des Brotes als einer zu weichlichen Nahrung. Bei Gastmählern liebte er um sich herum Gesang und Scherz, während er selbst stets einen strengen Ernst beobachtete. Sein Wohnsitz befand sich im heutigen Oberungarn zwischen der Theiß und Donau, in der weinreichen Gegend der Stadt Tokai, wo das Lager der Hunnen allmählich zu einem großen Dorfe herangewachsen war. Die Häuser, auch das des Königs, waren nur von Holz; aber doch war sein mit Pfahlwerk umgebener Palast mit allen Bequemlichkeiten, mit Hallen und Bädern versehen; überhaupt trug sein Hoflager den Charakter einer eigentümlichen Mischung von asiatischer Roheit und griechisch-römischer Pracht, die dem Luxus der Höfe von Konstantinopel und Ravenna nichts nachgab. Seine äußere Erscheinung erregte Furcht und Staunen und prägte sich den Zeitgenossen mit solcher Schrecklichkeit ein, daß er als Gottesgeißel (Godegisel), wie er sich auch selbst nannte, dem Andenken der Nachwelt überliefert wurde, um so mehr, als er vorgab, im Besitz des heiligen Schwertes des Kriegsgottes zu sein, das ein Hirt unter hohem Gras entdeckt hatte, und die Sage ging, daß, wenn er dieses geheimnisvolle Schwert in die Erde stieß, hundert Völker gebebt und Rom und Konstantinopel in ihren Grundfesten gezittert hätten. Ein Haufe von Königen und Fürsten umgab den Gewaltigen; sie erschienen wie seine Diener, zitterten bei seinen Winken und eilten, seine Befehle zu vollziehen. Unzählbar



Rekonstruktion eines hunnischen Gastmahls gedacht unter Attila.
Trachten, Geräte, Waffen und Architektur auf Grund der Quellen.

waren seine Heeresmassen, aber er siegte nicht blos durch die Schärfe seines Schwertes: er wußte auch mit Klugheit und berechnender List, mit starkem, unternehmendem Geist in die Verhältnisse seiner Zeit einzugreifen.

Nachdem die Hunnen und ihre Bundesvölker in zahllosen Reiterschwärmen das armenische Gebirgsland, die Gegenden am Euphrat und Tigris und das reiche Syrien heimgesucht hatten, richtete Attila, der gewaltige Wolgafürst, seine verheerenden Stöße gegen die verweichlichten Oströmer, um mit dem Raube ihrer verwüsteten Städte seinen hölzernen Herrschersitz zu schmücken. Schon bei seinem ersten Auftreten zwang er den Hof von Konstantinopel, das Jahrgeld auf das Doppelte zu erhöhen. Diese Forderung wiederholte er in der Folge mehrmals. Ward sie verweigert, so erfolgte ein verheerender Einfall ins griechische Reich. Den zerstörendsten unternahm er im Jahre 447; 447 die Provinzen Thracien, Illyrien und Nordgriechenland wurden schrecklich verwüstet, siebzig Städte geplündert und selbst Konstantinopel bedroht. Der griechische Hof mußte die schmählichsten Friedensbedingungen eingehen und dem Attila nicht nur ein Stück Land im Süden der Donau abtreten, sondern auch den jährlichen Tribut von 700 Pfund Gold auf 2100 Pfund erhöhen.

Nach dem Tode des oströmischen Kaisers Theodosius vermählte sich dessen Schwester Pulcheria unter dem Vorbehalt ehelicher Getrenntheit mit dem schon bejahrten, aber kräftigen Marcianus (450), der in einem zwanzigjährigen ehren- 450 vollen Kriegsdienst seine militärische Tüchtigkeit bewährt hatte. Als Attilas Gesandte mit Ungestüm auf die Entrichtung des Jahrgeldes drangen, erteilte er ihnen die würdevolle Antwort, Geschenke habe er für seine Freunde, für übermütige Feinde aber Waffen und Truppen, und die Herstellung der Festungen und die Rüstungen des Heeres bezeugten den Ernst seiner Worte. Unter solchen Umständen ließ sich Attila durch den Vandalenkönig Geiserich in Afrika, der eine Verbindung des Westgotenkönigs Theodorich mit Rom fürchtete und diese beiden Mächte deshalb durch einen Krieg mit den Hunnen beschäftigen wollte, um selbst freie Hand zu seinen Unternehmungen zu haben, zu einem Zuge gegen Westen auf Gallien hin bestimmen. Auch wird erzählt, daß Honoria, die Schwester Kaiser Valentinians III., dem Attila heimlich unter Zusendung eines Ringes ihre Hand und die Hälfte des römischen Reiches als Mitgift angetragen habe. Wie dem auch sei: Attila, der seit der Ermordung seines Bruders Bleda (Blödelin) im Jahr 444 als Alleinherrscher dastand, begann seinen Zug gegen Westen. Außer den Hunnen gehorchten ihm viele deutsche Völker: Ostgoten, Gepiden, Heruler, Turcelinger, Rugier, Skiren, selbst die Thüringer in der Mitte Deutschlands: es waren die noch heidnisch gebliebenen germanischen Völker. Im Jahr 451 brach er an der Spitze einer halben 451 Million Streiter auf: alles vor sich niederwerfend, durchzog er das heutige Österreich und Bayern (Noricum und Vindelicien) nach den Alamannen hin, zwang die Streitmacht dieser Völker zum Anschluß und ging bei der Mündung des Neckar über den Rhein nach Gallien. Zertrümmerte Städte und alle Greuel der Verwüstung bezeichneten seine Heeresfahrt: wohin der Huf seines

Rosses trat, da ward das Land zur Einöde. So ging sein Zug über Trier und Metz der Loire zu, schon ward Orleans belagert, und die Stunde war nicht mehr fern, wo die Stadt trotz ihres heldenmütigen Widerstandes dem Hunger und den Stürmen der Feinde erliegen mußte, — als Aëtius mit seinem buntgemischten Heere heranzog, und Attila auf die Kunde von seiner Annäherung die Belagerung aufhob.

Dem Aëtius, dem letzten Beschützer des zerfallenden Reiches, war es gelungen, einen Bund der Römer, Westgoten, Alanen (an der Rhone angesiedelt), Franken, Sachsen und Burgunder, deren Reste er 443 in der Sabaudia (Savoyen) angesiedelt hatte, zu stande zu bringen. Der Hunnenkönig war in die Ebene der Marne zurückgegangen und erwartete in den weiten catalaunischen Gefilden (bei Chalons sur Marne) die verbündeten Feinde. Hier 451 kam es 451 zu der gewaltigen Völkerschlacht, dergleichen die Geschichte nur wenige kennt, in welcher die christliche römisch-germanische Welt der heidnisch-hunnischen gegenüberstand, in der es sich entscheiden mußte, ob christlich-germanische Bildung oder hunnische Barbarei unsern Erdteil beherrschen sollte.

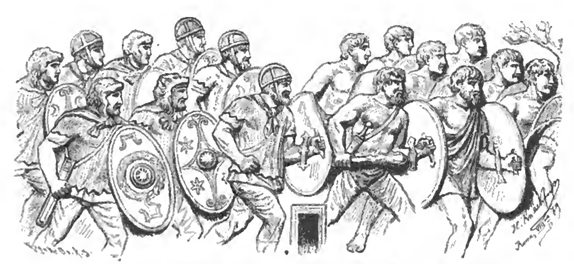
In dieser Hunnenschlacht führte auf seiten der Verbündeten den rechten Flügel Theodorich, König der Westgoten, den linken der römische Feldherr Aëtius, in der Mitte stand Sangipan mit seinen Alanen. Auf seiten der Hunnen befehligte der Gepidenkönig den einen, drei Ostgotenfürsten den andern Flügel, Attila in der Mitte. Alle seine Völker und Führer harrten stumm und ängstlich auf seine Befehle. Nachdem er sie ermahnt und bedeutet hatte, daß sie sich aus den Römern nichts machen, dagegen besonders auf die Westgoten und Alanen stürzen sollten, in denen die Kraft des Heeres bestehe, schloß er mit den Worten: „Müßt ihr sterben, so werdet ihr sterben, auch wenn ihr flieht; richtet eure Augen auf mich! Ich schreite voran, wer mir nicht folgt, ist des Todes.“ Und nun begann die furchtbare Schlacht. Beide Teile suchten einen die Gegend beherrschenden Hügel zu gewinnen, und dort war das Würgen am schrecklichsten. Schon hatte Attila das feindliche Mitteltreffen der zweideutigen Alanen durchbrochen und sich mit aller Macht auf die Westgoten gestürzt, schon war hier Theodorich, den Mut der Seinen anfeuernd, von einer Lanze zu Tode getroffen, im Getümmel gefallen: da stellte sich der junge Königssohn Thorismund an die Spitze seiner Westgoten und drang, den Tod des Vaters rächend, mit seinen wutentbrannten Scharen gegen das entblößte Mitteltreffen der Hunnen vor. Die Hunnen wichen, der Sieg der Verbündeten war entschieden. Attila mußte sich bei einbrechender Nacht in seine Wagenburg zurückziehen und traf Vorsichtsmaßregeln gegen einen nächtlichen Angriff, ja er ließ sogar aus Sätteln und hölzernen Schilden einen Scheiterhaufen auftürmen, um im Fall des Unterliegens bei einem etwaigen neuen Sturm in den Flammen den Tod zu suchen. Ein Sturz des kühnen Thorismund vom Pferde rettete die Hunnen vor gänzlicher Niederlage. Die Westgoten erhoben den tapfern Königssohn auf dem Schlachtfelde auf den Schild und riefen ihn zum König aus; dann bestatteten sie den gefallenen Theodorich unter Klagegesang und Siegesliedern. Gern wäre Thorismund noch in derselben Nacht zum Sturm auf Attilas Lager geschritten, allein Aëtius war dagegen und riet dem jungen König in die Heimat zu ziehen, weil ihm sonst seine Brüder die Krone streitig machen könnten; in Wahrheit aber besorgte er, daß nach völliger Vernichtung der Hunnen die Macht der Westgoten den Römern gefährlich werden könnte. So endete die heiße Schlacht bei Chalons sur Marne. Ein Bach, der über das Gefilde rann, war von Blut hoch angeschwollen, aber trotzdem löschten die kampfesmüden oder todwunden Streiter ihren Durst daraus. Furchtbar klang die Totenklage die ganze Nacht hindurch aus dem Hunnenlager zu den Siegern herüber: 162000 Leichen, nach anderer

Angabe sogar 300000, bedeckten das weite Feld, und die Sage, daß die Geister der Erschlagenen noch drei Tage nachher in den Lüften miteinander gerungen haben, zeugt von der Wut und Erbitterung der Streitenden.

Attila zog mit seinen Hunnen und den verbündeten Heeren über den Rhein nach Pannonien (Ungarn) zurück. Doch war er noch stark genug, im folgenden Jahre (452) einen Einfall in Italien zu machen. Er erstürmte die 452 feste Grenzstadt Aquileja, deren Lage und Mauern bei der Tapferkeit der gotischen Besatzung lange Widerstand geleistet, und zerstörte sie bis auf den Grund, verwüstete verschiedene Städte und erfüllte ganz Oberitalien mit Raub, Mord und Brand. Siegreich zog er in Mailand und Pavia ein, deren Einwohner sich mit ihren Schätzen das nackte Leben erkauften, während die Einwohner der Landschaft Venetien, vor den Hunnen flüchtig, auf den kleinen Inseln der Lagunen des adriatischen Meeres den Grund zu der berühmten Republik Venedig legten. Schon war Attila im Begriff auf Rom loszugehen, als ihm der römische Bischof Leo I., der Große, an der Spitze einer Gesandtschaft entgegenging und ihn im Namen Gottes und des Kaisers beschwor, der Stadt und des Landes zu schonen, indem er ihn an den alten Glauben erinnerte, daß jeder Eroberer, der sich an der ewigen Roma vergreife, bald das Ziel seiner Thaten finde; er konnte dabei auf Alarich hinweisen, der kurze Zeit nach der Erstürmung Roms in der Blüte seiner Jahre vom Tode hinweggerafft war. Die Vorstellungen des Bischofs, jedenfalls noch andre Beweggründe, wie die Schwächung seines Heeres durch Hunger und Pest, die Rüstungen des oströmischen Kaisers Marcianus, bewogen den Attila zum Abzug. Er verließ Italien und zog in die Heimat; der fromme Glaube schrieb die Erlösung von diesem „Verwüster Italiens" der himmlischen Erscheinung des Apostels Petrus zu, der dem Bischof mit drohendem Schwerte zur Seite gestanden.

Diese Heerfahrt war Attilas letzte. Im folgenden Jahre (453) ver- 453 mählte er sich mit der schönen Burgunderin Ildico und starb in der Brautnacht, entweder an einem Blutsturz, oder Ildico, den Untergang ihres Stammes rächend, hatte ihm den Mordstahl ins Herz gestoßen. Bei seiner Leichenfeier ritten die Hunnen mit abgeschnittenen Haaren und zerfetzten Gesichtern um den in einem Prachtzelt ausgestellten Leichnam ihres großen Königs in weiten Kreisen herum und priesen in ihrem Leichengesang das Andenken des Helden, „so ruhmreich im Leben, unbezwinglich im Tode, ein Vater seines Volkes, die Geißel seiner Feinde, der Schrecken des Erdballs". Dann ward er in einen goldenen Sarg gelegt, den ein silberner und zuletzt ein eiserner umschloß, und mit seinen Lieblingsgeräten und andern Kostbarkeiten begraben. Die, welche das Grab gemacht, wurden getötet, damit die Ruhestätte des Hunnenkönigs nicht verraten werde, und die Hunnen feierten um das frische Grab ein schwelgerisches Leichenmahl. Aber auch die Germanen machten den gewaltigen Krieger gleichsam zu dem ihrigen und ließen ihn neben ihren besten Männern im deutschen Heldenliede fortleben.

Nach Attilas Tode zerfiel sein Reich; seine Söhne, denen des Vaters Herrschergeist fehlte, vermochten nicht es zusammenzuhalten. Die unterworfenen Völker machten sich wieder selbständig und drängten sogar die Hunnen nach 454 einer großen Schlacht, die wahrscheinlich 454 in Pannonien geschlagen wurde, nach Südrußland zurück, worauf die Gepiden Dacien, die Ostgoten Pannonien in Besitz nahmen.



Die germanische Leibwache der späteren Cäsaren. Von der Trajanssäule.

5. Der Untergang des weströmischen Reiches.

War auch das weströmische Reich von der drohenden Hunnengefahr befreit, so ging es doch mit innerer Notwendigkeit seinem Untergange unaufhaltsam entgegen. Der nichtswürdige Valentinian III., der Sohn der Placidia, ganz abhängig von dem boshaften Eunuchen Heraclius, stieß mit eigener Hand den Aëtius, des sinkenden Reiches letzte Säule, nieder, aus Furcht vor der Macht- 454 stellung des Mannes und aus Verdruß über dessen anmaßende Forderungen (454). Als er aber die schöne und sittsame Gemahlin des Petronius Maximus, eines reichen und angesehenen Senators, in ihrer Ehre verletzte, gewann der beleidigte Gatte zwei Anhänger des ermordeten Aëtius, die seine häusliche Schmach im 455 Blute des Valentinian rächten (455). Der letzte Kaiser aus dem Stamm des großen Theodosius, Petronius Maximus, bestieg den Thron, um ein ehrenvolles und glückliches Privatleben mit einer angst- und sorgenvollen Herrschaft zu vertauschen, die ihm bald ein blutiges Ende bringen sollte. Maximus strebte nach der Hand der kaiserlichen Witwe Eudoxia. Diese aber, im stolzen Bewußtsein ihrer hohen Geburt und voll Abscheu gegen den Urheber der Ermordung ihres Gemahls, rief, wie es heißt, die Vandalen zur Rache herbei. Geiserich hatte während der Wirren im römischen Reich seine Herrschaft über die Nordküste Afrikas ausgedehnt, Sicilien, Sardinien und andre Inseln des Mittelmeeres durch seine Raubzüge heimgesucht und Italien durch Zurück-

haltung der Getreidezufuhren in Hungersnot versetzt. Mit Freuden folgte er jetzt der erhaltenen Einladung und landete mit einer Flotte an der Mündung der Tiber. Während der flüchtige Maximus im Getümmel erschlagen ward, rückte der Vandalenkönig vor Roms Thore. Seit dem Gotensturm hatte sich diese Weltstadt während eines fünfundvierzigjährigen Friedens wieder zu neuem Wohlstande erhoben, um nun vierzehn Tage lang (15.—29. Juni 455) der Wut und Zerstörungslust der Vandalen ausgesetzt zu sein, deren Greuel die Bezeichnung „Vandalismus" für alle Zeiten verewigt hat. Die reichen Kostbarkeiten der alten Tempel, der Kirchen und Paläste, unter ihnen die Tempelgefäße aus Jerusalem, wanderten auf die vandalischen Schiffe, und, nicht zufrieden mit den zusammengerafften Schätzen, schleppte Geiserich viele tausend edle Römer jedes Geschlechtes und Alters, unter ihnen die Kaiserin Eudoxia mit ihren beiden Töchtern, als Gefangene nach Afrika. Es war, als sollte das tiefgesunkene Rom die Nemesis des zerstörten Karthagos noch nach sechshundert Jahren empfinden, wie sie einst Scipio auf den Trümmern der zertretenen Weltstadt geweissagt hatte. Die unglücklichen Gefangenen aber fanden Linderung ihrer Leiden im Troste des karthagischen Bischofs Deogratias, der die Kirchengefäße veräußerte, um Kinder und Frauen loszukaufen, ihnen Kirchen zu Herbergen einräumte und sie mit seiner Gemeinde Tag und Nacht verpflegte. In Rom aber vergaß man den Vandalenschrecken bald und gab sich in voller Lust den Freuden des Circus hin, ja man suchte in der Rückkehr zum Heidenglauben Abwehr gegen den äußeren Feind.

455

Die Kaiser, die seitdem rasch wechselten, waren Schattenbilder in der Hand germanischer Söldnerführer, da das ganze Heer nur noch aus den Trümmern germanischer Völkerschaften bestand, die im weströmischen Reiche Sold suchten. Einer dieser Feldherrn war **Ricimer**, ein Sueve von Geburt, ebenso tapfer und schlau, als treulos und grausam, der es verschmähte, den Thron selbst zu besteigen, und es vorzog, ihn an solche zu vergeben, in denen er willenlose Werkzeuge seiner Pläne zu finden hoffte. Täuschte er sich in seiner Wahl, so wußte er sich seines Namenskaisers bald wieder zu entledigen, und eine andre Kaiserpuppe empfing den verhängnisvollen Purpur. So war der Kaiserthron eine Reihe von Jahren hindurch, von 456—472, ein Spielball in den Händen dieses blutbefleckten Sueven, bis eine pestartige Krankheit seinem Leben ein Ende machte.

456
472

Vier Jahre nach Ricimers Tode trug der fünfzehnjährige **Romulus Augustus** — spottweise Augustulus genannt — den kaiserlichen Purpur. Unter ihm verlangte das deutsche Söldnerheer zur Belohnung für geleistete Dienste den dritten Teil der Ländereien Italiens. Da sie verweigert wurden, rückte **Odoaker**, Anführer der Heruler, Rugier, Skiren und andrer deutschen Miettruppen, über die Alpen nach Italien, drang bis vor die Mauern Pavias und setzte den Kaiser Romulus ab (476). Aus Mitleid mit seiner Jugend schenkte er ihm das Leben und verwies ihn auf ein Landgut in Campanien, das ehemals der berühmte Lucullus besessen hatte. Hier lebte der letzte

476

abendländische Kaiser von einem Jahrgehalt in der Ruhe des Privatlebens. Sein Name erinnerte an den Gründer des einst so ruhmvollen Reiches, wie an dessen ersten Kaiser, und mußte jeden edlen Römer mit um so tieferem Schmerze über den schmählichen Untergang erfüllen. In Italien aber herrschte jetzt Odoaker als deutscher Heerkönig und ward vom oströmischen Reiche, dessen Beherrscher sich allein den Titel und die Würde eines Augustus vorbehielt, im Range eines Patricius und in der Verwaltung der Diöcese Italien bestätigt, in einer Stellung, die nur der Idee nach eine abhängige, in Wirklichkeit eine unabhängige und selbständige war. So endete das weströmische Reich unter der Wucht des germanischen Schwertes, nachdem es bereits seine Provinzen Afrika, Spanien, Gallien, Britannien an die Deutschen verloren hatte. Die Auflösung dieses Reiches war nach dem göttlichen Weltplan nur allmählich vor sich gegangen, um die Keime der griechisch-römischen Bildung zu retten, welche notwendig waren, die germanischen Völker unter sich enger zu verbinden und die Grundlagen einer neuen Geistesentwickelung in christlich-germanischen Staaten zu legen. Aber auch nach dem Untergange des weströmischen Reichs lebt die Idee von ihm, mit der christlich-deutschen verbunden, fort im Gedächtnis der Nachwelt und zieht sich durch die Geschichte des ganzen Mittelalters hindurch.

---

6. Italien unter Odoaker. 476—493. Theodorich der Große. 493—526.

Dreizehn Jahre lang herrschte Odoaker als römischer Patricius und deutscher Heerkönig mit Ruhm und Gerechtigkeit über Italien, das sich unter seiner Regierung von den vorausgegangenen Stürmen allmählich erholte und wieder zu einer gewissen Blüte gedieh. Er ließ die bestehenden Zustände und Einrichtungen, achtete die Gesetze, ehrte den Senat und überließ die gesamte Verwaltung und Rechtspflege den Römern. Obgleich Arianer, übte er doch Duldung gegen die katholischen Römer und bewies der Geistlichkeit Achtung und Ehrfurcht, und wenn er auch die deutschen Söldner, die ihn auf den Thron erhoben, durch Anweisung von Landbesitz befriedigen mußte, so wurde die Härte dieser Maßregel in der Ausführung durch Klugheit und Menschlichkeit gemildert. Auch nach außen waltete Odoaker mit Weisheit und Kraft. Er schützte Sicilien durch Jahrgelder an Geiserich gegen die Raubzüge der Vandalen, überließ dem Westgotenkönig Eurich die Länder im südlichen Gallien und sicherte Italiens Grenze im Osten und Norden gegen die Einfälle der Barbaren. Aber auch Odoaker sollte sich des ruhigen Besitzes von Italien nicht bis an sein Ende erfreuen, auch ihn traf das Los, einem mächtigeren weichen zu müssen: er fand seinen Überwinder an Theodorich, König der Ostgoten.

Sie wohnten damals im heutigen Westungarn (Pannonien), seit 474 in den Ebenen der untern Donau, in Mösien, als Nachbarn und Verbündete des oströmischen Reichs und wurden von drei Brüdern, Valamir, Theodomir und Vidimir aus dem edlen Ge-

schlechte der Amaler beherrscht. Das beutelustige Volk beunruhigte durch öftere Einfälle das byzantinische Reich und nötigte den Kaiser zu einem jährlichen Tribut, worüber zwischen den Ostgoten und dem griechischen Hofe bestimmte Verträge abgeschlossen wurden. Zur Bestätigung eines solchen Vertrags sandte einst Theodomir seinen siebenjährigen Sohn Theodorich als Geisel nach Konstantinopel. Im kaiserlichen Palaste fand der geweckte Knabe Gelegenheit, griechische Kultur und Staatseinrichtungen kennen zu lernen und so seine geistige Ausbildung zu fördern und einen Schatz von Lebenserfahrungen zu sammeln, wie einst der macedonische Philipp zu Theben im Hause des Pelopidas. Nach zehn Jahren kehrte Theodorich als achtzehnjähriger Jüngling, unverdorben an Leib und Seele, zu seinem Vater zurück. Bald zeichnete er sich durch Tapferkeit und Unternehmungsgeist vor allen seinen Volksgenossen aus, so daß er nach dem Tode seines Vaters, da Valamir in einer Schlacht gefallen und Vidimir zu den Westgoten in Gallien gezogen war, einstimmig als König der Ostgoten anerkannt ward (475). 475

Damals war Zeno Kaiser des griechischen Reiches, das durch Palastintriguen und innere Wirren heimgesucht ward. Um zu verhindern, daß sich Theodorich mit der Gegenpartei verbinde und ihn von Norden her bedränge, erschöpfte sich Zeno gegen ihn in Beweisen von Wohlwollen und Vertrauen. So verlieh er ihm den Rang eines Patricius und Konsuls, erhob ihn zum kaiserlichen Befehlshaber an der Niederdonau und beehrte ihn mit dem Titel eines kaiserlichen Freundes, ja er errichtete ihm sogar in Konstantinopel eine Reiterstatue. Wenn nun auch Theodorich, nicht unempfänglich für solche Beweise der kaiserlichen Gnade, seinem Gönner Zeno im Kampfe gegen seine Feinde beistand, so konnte doch das günstige Verhältnis zwischen beiden nicht von Dauer sein, da die gotischen Wehrmänner, an ein Leben voll Raub und Krieg gewöhnt und dem mühevollen Ackerbau abhold, sich der Ordnung und dem Gesetze nur mit Widerstreben fügten. So wurde Theodorich allmählich für den griechischen Hof ein Gegenstand des Argwohns, der Furcht und des Hasses. Schon drohte die feindliche Spannung in offenen Krieg überzugehen, als als sich eine Veranlassung zur Ausgleichung darbot. Theodorich stellte dem Kaiser Zeno den Antrag, mit seinem ganzen Volke nach Italien ziehen und den Odoaker aus diesem schönen Lande vertreiben zu wollen. Da sich die oströmischen Kaiser noch immer als die rechtmäßigen Erben des ganzen ehemaligen Römerreiches betrachteten und wenigstens einen Schein der Oberhoheit zu retten suchten, so kam Zeno mit Freuden dem Antrage des Theodorich entgegen. Auf diese Weise wurde die kaiserliche Oberhoheit dem Anmaßer Odoaker gegenüber aufs neue bestätigt und Ostrom von einem drohenden Nachbar befreit. Durch eine Urkunde erteilte Zeno dem Theodorich den Besitz von Italien.

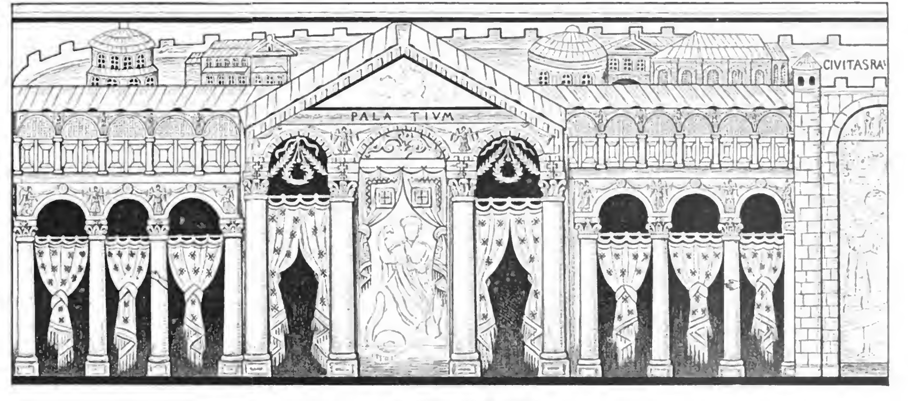
Nun brach das Volk der Ostgoten auf (488). Männer, Weiber, Kinder 488 zogen mit ihren Herden und aller Habe nach der Donau, unter großen Mühseligkeiten und Entbehrungen und nicht ohne blutigen Kampf mit den kriegerischen Bewohnern. Nach hartem und schwerem Ringen mit den Gepiden zwischen der Donau und der Sau stiegen sie im Frühling des Jahres 489 die julischen 489 Alpen hinab. Am Flusse Isonzo in der Nähe des zerstörten Aquileja stieß Theodorich auf das Lager Odoakers und errang den Sieg. Odoaker warf sich mit seinem geschlagenen Heere in die feste Stadt Verona (Bern) an der Etsch und zog von allen Seiten Verstärkungen an sich. Bald nahete Theodorich: eine zweite Schlacht entschied zu seinen Gunsten mit so glänzendem Erfolge, daß der Gotenheld davon in der Sage den Namen „Dietrich von Bern" führt. Odoaker mußte hinter den Mauern Ravennas Sicherheit suchen, während Mailand und Pavia in die Hände der Ostgoten fielen. Doch jetzt geriet Theodorich durch den vorrückenden Feind in schwere Bedrängnis, um so mehr, da auch die Burgunder unter ihrem König Gundobad Ligurien und die Lande

des oberen Po überschwemmten und Gefangene und Beute mit sich fortschleppten. Erst eine dritte Schlacht an der Adda, in der Odoaker abermals 490 geschlagen ward, entschied das Ende des Kriegs (490). Während sich ganz Italien den Ostgoten unterwerfen mußte, belagerte der siegreiche König seinen überwundenen Gegner in Ravenna. Aber drei Jahre lang verteidigte sich der tapfere Odoaker hinter den Sümpfen und Mauern dieser Stadt, bis ihn zuletzt das Murren der Einwohner zwang, mit Theodorich einen Vergleich abzuschließen. Er übergab die Stadt auf die Bedingung, daß er Leben und 493 Freiheit behalten solle (493). Aber schon einige Tage nach der Übergabe ward er, sei es, weil er auf Empörung sann, sei es, weil Theodorich den mächtigen Nebenbuhler fürchtete, von diesem mit eigener Hand niedergestoßen, und seine Getreuen teilten sein Schicksal. Die Ostgoten riefen nun Theodorich als König von Italien aus, und Anastasius, Zenos Nachfolger auf dem griechischen Kaiserthrone, konnte nicht umhin, ihn als solchen anzuerkennen, und übersandte ihm die Reichskleinodien und Abzeichen der Herrschaft. Doch blieb das Verhältnis Theodorichs zum griechischen Kaiser ein schwankendes. Am Hofe zu Konstantinopel hegte man freilich die Ansicht, daß das Recht Ostroms über Italien nicht verjähre, sondern fortwährend in Kraft bestehe und daß man das Land den Barbaren nur zur Nutznießung überlassen habe; aber Theodorich trat in allen seinen Regierungshandlungen, in der Verwaltung und Gesetzgebung wie in seinen Beziehungen zu andern Fürsten und Völkern als freier, selbständiger und unabhängiger Herrscher auf, wenn er auch den Römern gegenüber äußerlich und zum Schein auf die oberherrliche Anerkennung seiner Regierung von seiten des Hofes von Konstantinopel Wert legte, sich in seinen Zuschriften an den Kaiser der ehrerbietigsten Ausdrücke, wie Vater und Oberhaupt, bediente und auf den von ihm geprägten Münzen des Kaisers Bildnis duldete.

Die Goten, gegen 200000 streitbare Männer, nahmen den dritten Teil aller Ländereien Italiens in Besitz. Theodorich hatte seinen Wohnsitz meist in Ravenna und regierte von hier aus seine weitläufigen Staaten. Ihm gehorchten nicht nur Italien mit den dazu gehörigen Inseln, sondern auch ein Teil des südlichen Galliens, die Länder zwischen den Alpen bis gegen die Donau hinauf und ein großer Teil von Pannonien und Dalmatien. Nach allen Seiten hin sicherte er sein Reich gegen die benachbarten Völker, besonders gegen die Vandalen und Burgunder. Jene bestimmte er, Sicilien dem Ostgotenreiche zurückzugeben, und der Ertrag sicilianischer Getreidefelder floß nun wieder in die Vorratskammern Roms; die Burgunder bewog er zur Rückgabe der Gefangenen, um die verödeten Fluren wieder anzubauen. Den vor Chlodwigs Schwerte flüchtigen Alemannen (s. unten) wies er Wohnsitze in Rhätien, dem heutigen Graubünden, an. Überhaupt war das Streben des weisen und besonnenen Königs dahin gerichtet, die deutschen Völkerstämme durch Einigung ihrer Fürsten zu einem großen Völker- und Friedensbund zu ziehen. Die Könige der Franken, Burgunder, Westgoten, Vandalen und Thüringen verschwägerten sich mit ihm; die Alemannen schlossen sich ihm an; sein Ansehen

und seine Macht zeichnete selbst den Franken in ihren Eroberungen gegen die Westgoten Grenzen vor, indem er darauf bestand, daß nach dem Falle des Westgotenreichs in Gallien für Amalarich, den Sohn seiner Tochter und des gebliebenen Königs Alarich, wenigstens ein Teil auf der Nordseite der Pyrenäen mit dem spanischen Westgotenreiche verbunden ward. Des südöstlichen Landes bis an die Rhone (Provence) bemächtigte sich Theodorich selbst und fügte es zum Königreich Italien. Sogar entfernte Nationen erwiesen ihm durch Geschenke ihre Achtung. „Ja, es gab kein Volk im Abendlande", sagt der Geschichtschreiber Jornandes, „welches dem Theodorich, so lange er lebte, nicht durch Freundschaft oder Unterthänigkeit gehuldigt hätte." Sein väterliches Verhältnis zu jenen germanischen Fürsten erhellt aus folgender Stelle in einem seiner Briefe an sie: „Ihr alle habt Beweise meines Wohlwollens; Ihr seid junge Helden, mir gebührt, Euch zu raten. Eure Unordnungen betrüben mich; es ist mir nicht gleichgültig, daß Ihr Euch von den Leidenschaften beherrschen laßt, denn Neid und Leidenschaft der Könige sind das Verderben der Völker; dagegen sind ihre Freundschaft und Einigkeit gleichsam die Adern, durch welche die Wünsche der Völker zu einander hinüberfließen." So waltete Theodorich der Große als ein Völkerhirt und Friedenshort unter seinen germanischen Stammverwandten.

Glänzend war die innere Regierung Theodorichs. „Er sorgte", sagt der Geschichtschreiber Procopius, „für Gerechtigkeitspflege, erhielt die Gesetze in festem Ansehen und entwickelte das höchste Maß von Einsicht und männlicher Thatkraft. Er selbst beging beinahe keine ungerechte Handlung gegen seine Unterthanen und gestattete eine solche von keinem andern, ausgenommen, daß die Goten denjenigen Teil der Landgüter unter sich teilten, welchen Odoaker seinen Anführern verliehen hatte." Mit den letzten Worten ist die Verleihung des dritten Teils alles urbaren Landes an die Goten gemeint, in welcher der Grieche Procopius ein Unrecht finden mochte. Doch auch diese Landverteilung geschah nicht gewaltthätig und regellos, sondern nach bestimmten Grundsätzen unter der Leitung römischer Geschäftsmänner, besonders des hochverdienten Präfekten Liberius. Der König schreibt selbst: „Mit Freuden bemerken wir, daß unser Bevollmächtigter (Liberius) bei der Bestimmung der Tertier (d. h. der Dritteile) beides, die Besitzungen und die Herzen der Goten und Römer, vereinigt hat; denn weit gefehlt, daß die Nachbarschaft, wie gewöhnlich geschieht, Streit veranlasse, hat der gemeinschaftliche Besitz der Güter die Eintracht befördert. Die Freundschaft der beiden Völker ist durch den Verlust gewachsen und durch den abgetretenen Ackerteil ein Verteidiger gewonnen worden, der den Bestand des Grundstücks ungeschmälert erhält." Bei seiner großen Hochachtung für das altrömische Staatswesen ließ Theodorich die alte Reichsorganisation, Gerichtsordnung und Gesetzgebung bestehen. Die Hof- und Reichsämter, die Würde der Rektoren oder Provinzialvorsteher, der Senat und die Beamtenstellen blieben in Geltung und wurden in der Regel mit Römern besetzt. Streitigkeiten zwischen Goten und Römern schlichtete der gotische Graf mit Zuziehung eines römischen Rechtsgelehrten; im ganzen galt gotisches Recht für die Goten, römisches für die Römer. Wie die Rechtspflege, so scheint auch die römische Steuerordnung beibehalten worden zu sein. Das Einkommen des Königs bestand in den Krongütern oder Domänen und in den Hoheitsrechten oder Regalien, zu denen Bergwerke, vergrabene Schätze, herrenlose Erbschaften und die eingezogenen Güter der Staatsverbrecher gehörten. Die eigentliche Quelle des Staatseinkommens war die Grundsteuer, welche sowohl von den alten, wie von den neuen Gutsbesitzern erhoben ward. Daneben bestanden die Gewerbesteuer, das Monopolium für das Recht des Alleinverkaufs, eine Accise und Eingangszölle. Während aber Theodorich



Theodorichs Palast in der Stadt Ravenna.

Mosaikbild in S. Apollinare nuovo (ehemalige arianische Kathedrale) zu Ravenna.

Unsre Vorstellung von dem prachtvollen Königsbau des großen Ostgoten in seiner Hauptstadt Ravenna aus der Zeit um 500 müssen wir aus diesem Mosaikbilde schöpfen, da von dem Palaste selbst nur spärliche Trümmer und keine andern Abbildungen erhalten sind. Doch läßt das Mosaik trotz seiner einfachen und unperspektivischen Darstellung die Größe und Pracht dieses noch mit allen Mitteln spätrömischer Antike geschaffenen stadtartigen Palastes erkennen.

in der Rechtspflege und Verwaltung ganz die aus der römischen Kaiserzeit vorhandenen Normen und Institutionen befolgte und die Beamtenstellen fast ausschließlich den an Bildung und Geschäftserfahrung seinen Goten weit überlegenen Römern übertrug, so blieb er dagegen im Kriegswesen, im Felde, wie in seiner Hauptstadt, ganz und gar germanischer Heerkönig und Kriegsfürst, mochte er selbst seine Heere anführen oder seine Feldherren in den Krieg schicken. Mit Ausschließung der Römer wies der König nur seinen Goten den Wehrstand und unablässige kriegerische Übungen als ihren Beruf an; nur Goten durften Waffen tragen, die bürgerliche Thätigkeit sollte den Eingeborenen überlassen bleiben. Ja der König soll sogar die Goten abgehalten haben, ihre Kinder in die römischen Schulen zu schicken, weil diejenigen nie ohne Furcht das Schwert erblicken würden, die schon jung vor der Rute gezittert hätten. Er selbst konnte, wie die Sage geht, nicht einmal seinen Namen schreiben, sondern zeichnete die vier Anfangsbuchstaben desselben durch ein Blech, in welches sie eingeschnitten waren. Doch besaß er regen Sinn für Bildung und Gelehrsamkeit; er zog nicht nur kenntnisreiche Männer zu den höchsten Staatsämtern heran, sondern sorgte auch für die öffentlichen Lehranstalten in Rom, Ravenna u. a. O. durch Anstellung tüchtiger Lehrer für Rechtswissenschaft, Heilkunde, Sprachen u. s. w. Unter den wissenschaftlichen Männern an seinem Hofe ragt der hochverdiente Cassiodorus hervor, ein edler Römer von großer Gelehrsamkeit und Einsicht und in den öffentlichen Geschäften wohl erfahren. Er genoß die Zuneigung und das Vertrauen Theodorichs in hohem Grade und wurde von ihm zu den höchsten Staatswürden, zum Range eines Geheimschreibers und ersten Ministers erhoben. Aus seiner Feder sind die meisten Verordnungen des gotischen Königs geflossen, und die reiche Sammlung amtlicher Schreiben, die wir von Cassiodor besitzen, liefert ein glänzendes Zeugnis für die Geschäftskunde des ausgezeichneten Mannes, der in seinen Schriften die Vorzüge des Gotenvolkes und seines Königsgeschlechtes pries und seine Landsleute mit der Fremdherrschaft zu versöhnen bemüht war.



Namenszug Theodorichs
an einem Säulenkapitäl der sog. Herkulesbasilika zu Ravenna.

Unter der segensreichen Regierung Theodorichs (493—526) stieg Italien wieder zu neuem Glück und blühendem Wohlstand empor. Seine Hauptstadt Ravenna erhob er zu einem glänzenden Sitze und schmückte sie durch einen Königspalast, den er durch römische Künstler auf das großartigste erbauen und mit Werkstücken des Altertums zieren ließ. Seine imposanten Kathedralen, die der Zerstörung dadurch entgingen, daß sie beim Sturze des Ostgotenreichs sofort dem katholischen Kultus geweiht wurden, sind noch heute erhalten, wenn auch ihre Mosaiken und Malereien dem Geschmack späterer Zeiten haben weichen müssen. Der Ackerbau hob sich und gewann durch Austrocknung morastiger Gegenden, besonders der pontinischen Sümpfe, neuen Boden; Gleichheit der Maße, Gewichte und Münzen, sichere Straßen, Küsten- und Flußschiffahrt, Hafen- und Kanalbau förderten den inneren Verkehr, und Begünstigung der Fremden öffnete dem Handel, namentlich nach Spanien und Griechenland, seine Wege. Die Grenzen waren durch Festungen geschützt, und die öffentlichen Bauten, Wasserleitungen, Amphitheater, Bäder, Denkmäler standen unter sorgfältiger Aufsicht. Sogar die Volksbelustigungen, die Tierkämpfe in der Arena, die Wettrennen im Cirkus, die römischen Darstellungen im Theater wurden beibehalten, nur die blutigen Gladiatorenspiele fielen weg. Im siebenten Jahre seiner Regierung (500) machte der König eine Reise nach Rom und hielt daselbst einen Triumph im römischen Purpur. Senat und Volk, Papst und Geistlichkeit kamen ihm in feierlichem Zuge entgegen, so wie die Kaiser empfangen zu werden

493
526

500

9*



Inneres der von Theodorich um 500 erbauten arianischen Kathedrale zu Ravenna.

Dem römischen Kultus übergeben um 560, jetzt S. Apollinare nuovo.

Die modernisierten Teile hier im ursprünglichen Charakter wiederhergestellt.

pflegten. Er verweilte ein halbes Jahr, um die Meisterwerke der noch immer prächtigen Stadt zu bewundern, setzte große Summen aus zur Herstellung des Verfallenen und Zerstörten und verlieh Gaben und Getreidespenden an die träge und genußsüchtige Volksmasse. So sehr übrigens Theodorich das altrömische Wesen in Sprache, Wissenschaft und Kunst pflegte, so kann doch nicht geleugnet werden, daß, da immer nur der abgestorbene Geist früherer Jahrhunderte bewundert und nachgeahmt wurde, seine ganze Thätigkeit keine neuen Blüten hervorrief und ein immer zunehmender Verfall sich auf allen Gebieten geltend machte.

Wenn Theodorich gehofft hatte, durch rücksichtsvolle Behandlung der Römer und durch zarte und liebevolle Pflege ihrer Bildung und Einrichtungen die beiden Volkselemente allmählich zu einem nationalen Ganzen und zu einer wirklichen Einheit verschmelzen zu können, so sah er sich in dieser Hoffnung bitter getäuscht. Die Vereinigung der Römer und Goten blieb nur eine äußerliche und gemachte, die Goten bildeten stets eine Art Kriegerkaste, die nie mit der romanischen Bevölkerung zu einer Einheit, zu einem Staatsganzen verschmolz. Beide Volkselemente blieben geschieden durch Sprache, Sitte, Gewohnheit, am meisten durch die Religion, und nur selten wurden Ehen zwischen ihnen geschlossen. An diesem scharfen, das Leben nach allen Seiten hin scheidenden Zwiespalt mußte das Ostgotenreich früh zu Grunde gehen.

Ein unüberwindliches Hemmnis für die Verschmelzung der beiden Völker lag in der Verschiedenheit des christlichen Glaubensbekenntnisses. So sehr auch Theodorich seine Duldsamkeit gegen die Katholiken in zahllosen Beweisen an den Tag legte, so wenig er sich in die innern Angelegenheiten ihrer Kirche einmischte, so sehr er die Geistlichkeit ehrte und ihre Heiligtümer mit Geschenken und Gaben schmückte: so gelang es ihm als Arianer nie, den Haß und Argwohn in den Herzen der katholischen Romanen zu löschen: in ihren Augen war und blieb er ein arianischer Ketzer. Diese feindselige Spannung kam zu einem verhängnisvollen Ausbruch, als in Konstantinopel der griechische Kaiser Justinus I. die härtesten Verfolgungen gegen den arianischen Glauben ergehen ließ. Theodorich besorgte eine Empörung seiner römischen Unterthanen, die über jene Verfolgungen lauten Beifall äußerten, und suchte durch eine feierliche Gesandtschaft, an deren Spitze der Papst Johannes stand, den Kaiser zu einem milderen Verfahren zu bewegen. Der Bischof wurde in Konstantinopel mit der größten Verehrung empfangen, aber die Bitte hatte keinen Erfolg, und dieser Umstand versetzte den Gotenkönig in eine bittere und argwöhnische Stimmung. Da ward ihm hinterbracht, daß ein hoher Beamter mit dem griechischen Kaiser einen verräterischen Briefwechsel zur Vertreibung der arianischen Goten aus Italien unterhalte, und daß zwei allgemein verehrte Senatoren, **Boethius** und **Symmachus**, die von Theodorich zu den höchsten Ehrenstellen erhoben waren, an der Verschwörung teil hätten oder sie doch billigten. Ergrimmt über die italienische Falschheit und Tücke, ließ Theodorich beide ins Gefängnis werfen. Boethius, ausgezeichnet durch gelehrte Bildung und litterarische Thätigkeit, schrieb im Kerker seine „Tröstung der Philosophie“, ein Buch, das nicht allein dem Verfasser, sondern vielen andern in ihren

Leiden Beruhigung und Erholung gewährte. Während er ohne Verhör im Kerker zu Pavia schmachtete, sprach der knechtische Senat das Todesurteil über ihn aus, das von den Henkern durch Erdrosselung und Keulenschläge



Theodorichs Grabmal zu Ravenna in seiner heutigen Gestalt.

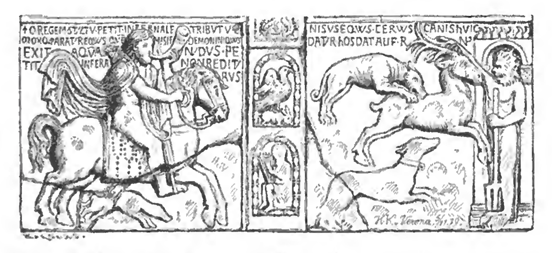
vollzogen ward. Als der Schwiegervater des Boethius, der greise Symmachus, über den Tod des Eidams zu laut gemurrt hatte, erfuhr er dasselbe Schicksal 525 (525). Diese grausame Härte zog dem großen Ostgotenkönig den unversöhnlichen Haß der Römer zu. Bald erwachte sein Gewissen, und das Gefühl

der Reue und Schuld trübte die letzten Zeiten seiner so ruhmvollen und glänzenden Regierung. Einst glaubte er, wie die Sage berichtet, bei der Tafel in dem aufgesperrten Maule eines aufgetragenen Fisches die Leiche eines unschuldig Gemordeten zu sehen, der nach Rache dürstete. Er verfiel in eine hitzige Krankheit und starb am 26. August 526. Er ward zu Ravenna in einem von ihm selbst errichteten Grabmal beigesetzt. Aber so groß war der Haß der rechtgläubigen Römer gegen den „fluchwürdigen Ketzer", daß bald nach seinem Tode seine Asche aus dem Denkmal hinausgeworfen und in alle Winde zerstreut wurde; in der Sage aber lebte das Andenken an „Dietrich von Bern", an den großen gotischen Heerkönig und Friedensfürsten, fort von Geschlecht zu Geschlecht.

526

Mit seinem Tode ging auch die Blüte seines Reiches unter. Das gallische Land jenseits der Rhone vereinigte sein Enkel Amalarich mit dem Westgotenlande und Spanien; Athalarich, der Sohn der Amalasuntha, bekam das Reich Theodorichs unter der Vormundschaft seiner Mutter. Diese aber nahm, als der von ihr durch römische Erziehung verweichlichte Enkel des großen Ostgotenkönigs in seinem vierzehnten Jahre (534) gestorben war, ihren Vetter Theodat zum Mitregenten an. Kaum stand dieser an der Spitze der Regierung, so ließ er viele Anhänger Amalasunthas töten und bald darauf die Königin selbst im Bade ermorden. Dieser Mord gab dem römischen Kaiser Justinian Veranlassung zu einem Vernichtungskrieg gegen die Ostgoten in Italien.

534



Dietrich von Bern (Theodorich), der große Ketzer, als wilder Jäger zur Hölle reitend.
Skulptur v. J. 1139 am Portal von S. Zeno in Verona.

Die Verse sind zu lesen:

O regem stultum! petit infernale tributum,
O des thörichten Königs; er heischt Tribut von der Hölle,
Moxque paratur equus quem misit demon iniquus;
Bald ist ein Roß bereit, das ein feindlicher Dämon ihm sendet,
Exit aqua nudus, petit infera non rediturus;
Nackt entsteigt er dem Bad und reitet auf ewig zur Hölle;
Nisus equus, cervus, canis huic datur: hos dat avernus.
Renner, Hirsch und Hund erhält er: so spendet die Hölle.

(Vergl. J. Grimm, Deutsche Heldensage 38—40.)



7. Untergang des Vandalen- und Ostgotenreichs. — Die Langobarden in Italien.

Werfen wir einen kurzen Blick auf die Umgestaltung des alten Römerreichs durch die Niederlassungen germanischer Völker, so saßen in Italien selbst die Ostgoten, und zwar von der Rhone und Saone bis zur Südspitze Siciliens; in Nordafrika, in Sardinien und Korsika, wie auf dem Mittelmeer, herrschten die Vandalen; in Spanien die Westgoten, neben denen im Nordwesten der Halbinsel, in Galizien, die Sueven (Sueben) ihren Wohnsitz hatten. In Gallien breiteten sich die Franken immer mehr aus, von deren Geschichte unten die Rede sein wird. An der Rhone und in der heutigen Schweiz saßen die Burgunder, von denen der um Worms wohnende Stamm bereits untergegangen war und nur noch im Heldenliede fortlebte. Auf beiden Ufern des Oberrheins, über das heutige Baden und Württemberg hin, breiteten sich die Alemannen aus; im Norden saßen die Sachsen, vom Harz bis zur Unstrut die Thüringer. Von Osten her waren Slaven bis zur Elbe vorgedrungen. Zwischen Donau und Alpen saßen die Baiern (Bojoarier), weiter abwärts auf dem rechten Ufer die Heruler, auf dem linken, nach den Karpathen hin, die Gepiden. Die Langobarden waren bereits im Vordringen gegen die Donau begriffen. Somit war also die ganze Westhälfte Europas im Besitze der Germanen, die an die Stelle der weltbeherrschenden Römer getreten waren. Doch waren nicht alle Herrschaften der Germanen einer längeren Dauer fähig. Einen frühen Untergang fanden die Reiche der Vandalen und Ostgoten.

Die Herrschaft der Vandalen hatte unter ihrem Gründer Geiserich auch den Höhepunkt ihrer Macht erreicht. Unter der heißen Sonne Afrikas, im Genuß unerschöpflicher Reichtümer, waren die ursprünglich so kräftigen Leiber der Vandalen, besonders durch den Gebrauch der warmen Bäder, in Üppigkeit und Weichlichkeit versunken. Dazu kam der unversöhnliche Gegensatz zwischen den arianischen Siegern und den katholischen Unterworfenen, und eine unsichere und schwankende Thronfolge. Alle diese Umstände vereinigten sich, das Reich

einem frühen Verfall und Untergang entgegenzuführen. Der König der Vandalen, Hilderich (523—530), war von seinem Vetter **Gelimer** vom Throne gestoßen und ins Gefängnis geworfen worden. Der griechische Kaiser Justinian (527—565) ermahnte den Gelimer, den rechtmäßigen König wieder einzusetzen.



Justinian mit Gefolge.
Nach dem gleichzeitigen Mosaikbilde in Ravenna.

Seine Ermahnungen blieben fruchtlos. Da schloß Justinian, nicht ohne große Opfer, Friede mit den Persern, gegen die er vom Anfang seiner Regierung an Krieg geführt, und wandte seinen Blick auf das durch innere Zwietracht zerrissene Vandalenreich, wo die unterdrückten glaubensverwandten Römer seine Hilfe mit Sehnsucht erwarteten. Die Leitung des Kriegs wurde **Belisar** übertragen.

Dieser war unstreitig der ausgezeichnetste Mann seiner Zeit, dem die Regierung Justinians einen großen Teil ihres Glanzes verdankt. Von niedriger Geburt, hatte er anfangs unter den Haustruppen des Kaisers gedient, dann im Kriege gegen die Perser im Osten des Reichs rühmlich gefochten. Von Stufe zu Stufe stieg er in der Gunst des Kaisers, um so mehr, da seine Gemahlin Antonina eine Freundin der Kaiserin Theodora war. Sein Feldherrntalent war so bedeutend, daß er den ausgezeichnetsten Feldherrn des alten Rom würdig zur Seite steht. Er war ein energischer und entschlossener Führer, der mit festem und klarem Sinn die Heerscharen lenkte; seine schöne stattliche Gestalt und seine persönliche Tapferkeit erfüllten die Krieger mit Begeisterung und Zuversicht; die Künste der Überredung wie die Schrecken der Waffen handhabte er mit gleicher Meisterschaft und milderte die Leiden des Krieges mit edler Menschlichkeit. Dabei schmückten ihn zwei christliche Tugenden: unerschütterliche Treue gegen seinen Herrn, in einer schlechten Zeit und bei schlechter Behandlung, und demutsvolle Ergebung in unvermeidliche Prüfungen.

Mit 10000 Mann zu Fuß und 5000 Reitern segelte Belisar ab; die Flotte landete glücklich an der afrikanischen Küste (533). Auf seinem Zuge nach Karthago gewann er die Landeseinwohner überall durch die Erklärung, daß er nicht als ihr Feind, sondern als ihr Befreier komme. Daher öffneten die Afrikaner dem griechischen Heere freudig ihre Thore und feierten die Rückkehr

533

unter die Herrschaft des römischen Kaisers, des Beschützers ihrer Kirche, als ein glückliches Ereignis. Gelimer, der zur Unterwerfung aufgefordert wurde, ließ den gefangenen Hilderich töten und rückte zum Kampfe aus. Es kam zur Schlacht „am zehnten Meilenstein" (von Karthago); Gelimer wurde geschlagen und floh in die numidische Wüste. Karthago öffnete dem Sieger Hafen und Thore; ohne Plünderung und in voller Ordnung zog Belisar im Triumph unter dem Jubel der Bevölkerung in die Hauptstadt ein, wo er seinen Hauptleuten in Gelimers Palast ein fröhliches Gastmahl gab. Dieser sammelte neue Streitkräfte, und es kam zu einer zweiten Schlacht bei Tricameron, einige Meilen südwestlich von Karthago, auch hier, wie in der ersten Schlacht, waren die Vandalen an Zahl ihren Feinden weit überlegen, aber auch hier trug das Feldherrntalent Belisars und die Tapferkeit seine Garde den Sieg davon, und schon nach drei Monaten konnte er seinem kaiserlichen Gebieter die Eroberung des Vandalenreichs berichten. Nach und nach unterwarfen sich auch die entfernteren Teile des Landes, zu welchem auch Sardinien, Korsika und die Balearen gehörten. Gelimer, der sich in seinem Bergschlosse des Atlas behauptet hatte, wurde endlich durch Hunger gezwungen sich zu ergeben.

Belisar ließ ihm durch seinen Befehlshaber Pharas gute Bedingungen antragen. „Ich bin nicht unempfindlich", schrieb Gelimer an Pharas, „gegen so billige Vorschläge; ich kann mich aber nicht überwinden, der Sklave eines so ungerechten Feindes zu werden, der meinen Haß verdient. Ich habe ihn nie beleidigt; er aber sendet da einen Mann gegen mich, der mich vom Throne in den Abgrund des Verderbens gestürzt hat. Justinian ist ja ein Fürst und ein Mensch, fürchtet er denn nicht einen ähnlichen Glückwechsel? Ich kann nicht mehr schreiben, der Schmerz überwältigt mich. Sende mir, teurer Freund, eine Harfe, einen Schwamm und ein Brot." Die Harfe sollte seinen Gram verscheuchen, der Schwamm seine von Thränen wunden Augen kühlen und das Brot, das er lange nicht genossen, seinen Hunger stillen. Er mußte es einst sehen, wie einer seiner Prinzen mit einem Mohren (Mauren) um ein noch heißes, schlecht gebackenes und mit Asche bedecktes Brot stritt. — Er erhielt, worum er bat, und mit bitterem Lachen überlieferte er sich bald darauf dem Belisar.

Nachdem Belisar dies Reich in eine Statthalterschaft verwandelt und griechische Verwaltung eingeführt hatte, kehrte er im Herbst 534 als dritter Überwinder Karthagos mit den vandalischen Schätzen und Gefangenen nach Konstantinopel zurück. Der Kaiser bewilligte ihm einen Triumph, eine Ehre, die sich seit Tiberius die Kaiser nur allein vorbehalten hatten. In feierlichem Zuge, jedoch zu Fuß, begab sich Belisar von seinem Hause nach der Rennbahn, von den vornehmsten gefangenen Vandalen und den reichsten zur Schau getragenen Beutestücken umgeben. Dort warf er sich dem Kaiser zu Füßen. Dasselbe that Gelimer, der im königlichen Purpur hinter ihm herging. Er erhielt von Justinian ansehnliche Güter in Galatien, wohin er sich mit den Seinen zurückzog. Das Volk der Vandalen aber verlor sich auf immer unter den Einwohnern Afrikas.

534

Die leichte Eroberung des Vandalenreichs reizte Justinian, auch das Ostgotenreich in Italien anzugreifen, wozu ihm die Ermordung der Amalasuntha

einen günstigen Vorwand darbot. Aber hier sollte Justinian auf weit größere Schwierigkeiten stoßen, denn ruhmreich und großartig war der Untergang und Todeskampf der Ostgoten.

Als Justinian Kriegsanstalten traf, verlor der verbrecherische Theodat Mut und Fassung. Schon hatte er sich zu den demütigsten Bedingungen, endlich sogar zur Abdankung erniedrigt, als ein Sieg der Goten über Griechen in Dalmatien seinen erstorbenen Mut wieder in dem Maße steigerte, daß er die eben getroffene Verabredung brach und sogar allem Völkerrechte zuwider griechische Gesandte ins Gefängnis werfen ließ. Da landete Belisar nach der Eroberung Siciliens (535) im Jahre 536 mit 7000 Mann in Italien. Die kleineren Städte ergaben sich ohne Schwertstreich, da die Ostgoten als Ketzer bei den Römern verhaßt waren; Neapel aber ward erstürmt und schonungslos geplündert. Die Goten entsetzten hierauf den schändlichen und feigen Theodat seiner Würde und erhoben den **Vitiges** auf den Königsschild, einen Mann nicht aus erlauchtem Geschlechte, aber von erprobter Tapferkeit. Belisar war bis Rom vorgedrungen, das Vitiges mit einer Besatzung von 4000 Mann versehen hatte. Doch der griechische Feldherr nahm es im Einverständnis mit den Katholischen ein, welche nun die kurze Freude genossen, das Fest der Geburt Christi ohne die entweihende Gegenwart der ketzerischen Arianer feiern zu können. Bald stand ein gotisches Heer, das sich auf 150000 Mann belaufen haben soll, vor den Mauern der Stadt und begann die Belagerung. Sie dauerte ein ganzes Jahr (537—538); aber die gewaltigen Kraftanstrengungen der gotischen Sturm- und Belagerungswerkzeuge waren der wunderbaren Einsicht des byzantinischen Feldherrn nicht gewachsen. Belisar hatte nur 6000 Mann, dennoch beunruhigte er die Belagerer durch unaufhörliche Ausfälle, und in siebenundsechzig Gefechten entschied der Sieg fast immer für die Römer. Da es an Lebensmitteln fehlte, ließ er einen Teil der Bewohner nach Sicilien und Calabrien bringen. Aus Mangel an Leuten mußte er manche Wachen mit Hunden besetzen. Als der Feind durch Zerstörung der Wasserleitungen die Mühlen in der Stadt unbrauchbar gemacht hatte, erfand Belisar die sogenannten Schiffsmühlen, die er auf der Tiber anlegte. Endlich erschien Hilfe unter dem Feldherrn Narses, der mit 7000 Mann herankam. Nun mußten die Goten die Belagerung aufgeben.

536

537

Aber die Uneinigkeit zwischen den beiden Feldherrn lähmte den Erfolg ihrer kriegerischen Thätigkeit. Das Verderbliche dieses doppelten Heerbefehls sollte am meisten die Stadt Mailand empfinden, die von den Burgundern, welche den Goten zu Hilfe gekommen waren, eingenommen und verwüstet ward (539). Die Barbaren hieben die ganze männliche Bevölkerung nieder und schleppten die weibliche in die Sklaverei. Die Stadt sollen sie bis auf den Grund geschleift haben. Auf die Kunde von diesem Jammer rief Justinian den Narses zurück und überließ dem Belisar wieder den alleinigen Oberbefehl. Aber Mailands Unglück zog ein zweites nach sich. Gereizt durch die ungeheure Beute, welche die Burgunder aus dieser Stadt in ihre Heimat geschleppt, brachen nun auch die Franken in Italien ein, gingen, da sowohl Goten als Byzantiner sie zu Bundesgenossen wünschten, unbehindert über den Po, zerstörten Genua und andre Städte und zogen mit der Beute von fast ganz Oberitalien wieder heim.

539

Nach dem Abzug der Franken traf Belisar Anstalten zur Belagerung von Ravenna. Justinian, durch einen neuen Krieg mit den Persern im Osten bedroht, war schon im Begriff, mit Vitiges einen Frieden einzugehen und ihm das Land jenseit des Po, samt dem Königstitel, gegen Verzichtleistung auf das übrige Italien zu gewähren, als Belisar, bereit, allein die Gefahr wie das Verdienst edlen Ungehorsams zu tragen, den Teilungsvertrag verwarf und den Gesandten seinen Entschluß erklärte, Vitiges in Ketten zu Justinians Füßen zu legen. Die Goten, schon längst überzeugt, daß sie sich in den Fähigkeiten ihres Königs getäuscht hätten, und voll Bewunderung für die hohen Eigenschaften und Kriegstugenden Belisars, boten ihm die Herrschaft Italiens an, wenn er ihr König werden und als würdiger Nachfolger Theodorichs über sie herrschen wollte. Belisar ließ sich durch den Glanz einer unsicheren Krone, die bei der Macht Justinians ihm verhängnisvoll werden konnte, nicht blenden, ging aber scheinbar auf den Antrag ein und ward ohne Schwertstreich in die 539 ausgehungerte Stadt Ravenna eingelassen (Dez. 539). Über diesen Einzug berichtet ein griechischer Geschichtschreiber: „Als ich das römische Heer in die Stadt einziehen sah, dachte ich lebhaft bei mir, daß nicht Kraft, nicht Menschenmenge über die Begebenheiten entscheide, sondern ein höherer Lenker die Geschicke herbeiführe. Denn die Goten waren an Zahl und Körperkraft ihren Überwindern weit überlegen; auch spieen ihnen ihre eigenen Weiber ins Gesicht, um ihnen dadurch anzuzeigen, welchen unkräftigen Siegern sie sich ergeben hatten."

Nachdem Belisar die Stadt im Namen des byzantinischen Kaisers in Besitz genommen, sorgte er für Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung. Auf diese Kunde ergaben sich die meisten Festungen in Oberitalien, und Belisar war auf dem besten Wege, durch seine Menschlichkeit und Gerechtigkeit aus der italienischen Halbinsel, mit ihrer romanischen und germanischen Bevölkerung, eine ruhige Provinz des byzantinischen Reichs zu machen, als ihn Justinian, auf welchen die Verdächtigungen neidischer Höflinge nicht ohne Wirkung geblieben, mitten in seinem Siegeslauf nach Konstantinopel abrief, damit er, wie es hieß, aus der Hand des Kaisers seinen Lohn empfange und die Verteidigung der Ostgrenze gegen die Perser übernehme. Ebenso gehorsam als tapfer, schiffte er sich mit dem gefangenen Vitiges und den vornehmsten Goten nach Konstantinopel ein. Hier legte er den Schatz des großen Theodorich zu den Füßen seines kaiserlichen Gebieters nieder. Justinian gönnte ihm diesmal keinen Triumph, dafür erntete er im reichsten Maße die Bewunderung des Volks, das ihn, so oft er erschien, in freiwilligem Geleite umgab. Vitiges ging zum katholischen Glauben über und erhielt reiche Güter in Asien.

Nach Belisars Entfernung erhoben sich die Goten, durch die Willkür und den Druck der griechischen Statthalter erbittert, von neuem und wählten den 541/552 klugen und tapferen Totilas zu ihrem König (541—552). Es schien, als sollte die Herrschaft der Ostgoten noch einmal gerettet werden; Totilas schlug die griechischen Feldherrn und gewann durch Tapferkeit wie durch Milde den ganzen 544 Süden Italiens (544).

Jetzt richtete Justinian seine Blicke wieder auf den zurückgesetzten Belisar und übertrug ihm die Leitung des Gotenkrieges. Aber Belisar war jetzt ein Feldherr ohne Heer; aus Eifersucht ließ es der Kaiser an den nötigen Hilfsmitteln, an Geld und tüchtigen Truppen fehlen, und selbst ein nachdrückliches Schreiben Belisars an seinen Herrn blieb ohne Erfolg. Die in Italien vorgefundenen Truppen, durch Niederlagen entmutigt, liefen, wie er selbst berichtet, beim ersten Zusammenstoß mit dem Feinde davon. So fiel fast ganz Italien in Totilas' Hände, und dieser konnte zur Belagerung Roms schreiten (545 bis 546). Die entsetzlichste Hungersnot wütete bald in der Stadt; Kleie, Nesseln und gefallene Tiere dienten als Nahrung, und ein Vater stürzte sich vor den Augen seiner fünf hungernden Kinder in den Strom. Belisars Erscheinung erfüllte die geängsteten Bewohner nur vorübergehend mit einem Strahl der Hoffnung: er mußte wieder zurückweichen, und bald drang Totilas in die Stadt, die er mit Schonung und Milde behandelte (Dez. 546). Als aber der griechische Feldherr Johannes mit seinen barbarischen Söldnern Eroberungen in Lucanien machte, sah sich Totilas genötigt, dahin aufzubrechen. Um zu verhindern, daß sich der Feind inzwischen in Rom festsetze, gab er Befehl, die Mauern zu zerstören, und schon trafen die Goten Anstalten, den Befehl auszuführen, als ein Schreiben Belisars anlangte, worin er den König beschwor, „sich nicht durch Zerstörung der altehrwürdigen Denkmäler und Kunstwerke der Baukunst an der Menschheit zu versündigen." Totilas schenkte diesen Vorstellungen Gehör und schonte edelmütig die Werke der schönen Stadt. Nach Totilas' Abzug nach Lucanien zog Belisar in Rom ein und betrieb mit solchem Eifer die Herstellung der Mauern und Thore, daß der eiligst zurückgekehrte Totilas ihm den Besitz der Stadt lassen mußte. Belisars Name strahlte wieder im Glanze seines alten Ruhms, aber an Geld, Schiffen und Truppen steten Mangel leidend, vermochte er keine großen Thaten auszuführen. Da alle Hoffnung auf Unterstützung fehlschlug, so konnte seine Gemahlin Antonina nur die Erlaubnis zur Rückkehr für ihn erwirken (549).

545 | 546 | 549

Kaum hatte Belisar zum zweitenmal den Schauplatz seines Ruhms verlassen, so fiel Rom wieder in die Gewalt der Goten. Totilas führte den Senat wieder zurück, spendete Lebensmittel in reicher Fülle und gab dem Volke sogar circensische Spiele. Während seine Friedensvorschläge von Justinian beharrlich zurückgewiesen wurden, unterwarf er Tarent und Rhegium, Sardinien und Korsika, und schon bedrohte seine Flotte die Küsten Griechenlands, als der griechische Feldherr Narses, von seinem Kaiser mit einem Heere von Langobarden, Herulern und Gepiden ausgestattet, auf dem Kriegsschauplatze erschien (552). Ein Verschnittener (Eunuch), von kleinem Wuchse und schwachem Körper, hatte Narses seine Jugend im Dienste des Haushalts unter weiblichen Beschäftigungen zugebracht, dabei aber einen klaren und kräftigen Geist bewahrt. Er brach in Oberitalien ein, rückte über den Po nach Ravenna und von da über den Apennin auf Rom los. Es kam zwischen ihm und den Goten unter Totilas zur Entscheidungsschlacht bei Taginä, wo einst die Römer über die

552

Samniten gesiegt hatten und noch viele Leichenhügel die „Gräber der Gallier" 552 (busta Gallorum) bezeichneten (Juli 552). Die gotische Reiterei ward durch einen Pfeilregen in Unordnung gebracht, stürzte sich auf ihr eigenes Fußvolk und riß es mit sich ins Verderben: 6000 Goten bedeckten die Walstatt, Totilas selbst, von einem Speere rücklings durchbohrt, starb bald darauf in den Armen seiner Getreuen. Während Rom, zum fünftenmal in diesem Kriege, dem Sieger seine Thore öffnete, wählten die Goten, auch jetzt noch entschlossen, der byzantinischen Herrschaft sich nie zu unterwerfen, den tapferen Tejas zu ihrem König. Zwei Monate lang hielt sich dieser unweit Nocera auf einem Vorberge des Vesuv, aber Hunger und Mangel ließen ihm zuletzt nur die Wahl zwischen Ergebung und Kampf auf Leben und Tod, und er wählte die Schlacht. Mit Schild und Lanze trat Tejas an die Spitze der Seinen und focht wie ein Held in den Kämpfen der Iliade, von allen gesehen in der Vorderreihe, die feindlichen Geschosse mit dem Schild auffangend und viele Feinde erlegend. Endlich fiel er, von einem Speere durchbohrt, als er eben den Schild wechselte, in welchem zwölf Wurfspieße hingen. Seinen abgehauenen Kopf trugen die Feinde als Siegeszeichen umher. Aber die Goten, dadurch noch mehr erbittert, wehrten sich löwenmutig den ganzen Tag, blieben auch die Nacht in den Waffen und erneuerten am folgenden Morgen den verzweifelten Angriff. Endlich, am dritten Tage von der langen Blutarbeit ermattet, ließen sie dem Narses sagen, sie sähen, daß der Himmel ihnen Italien nicht beschieden habe, doch seien sie eher bereit zu sterben, als sich gefangen zu geben; wenn ihnen aber verstattet würde, mit ihrer ganzen Habe frei abzuziehen, wollten sie sich Wohnsitze außerhalb Italiens suchen. Narses bewilligte ihnen freien Abzug. Mit ihnen ging das Volk der Ostgoten nach langem Kampfe (535—554) unter. Die sich noch in einigen festen Plätzen hielten, mußten sich ergeben. Die letzten freien Goten forderten die Franken zu einem Schutzbündnis auf, und nun zogen 70000 Mann fränkischer und alemannischer Horden im Frühling 553 über die Alpen und durch- 553 zogen Italien verheerend bis in seine südlichsten Spitzen. Der edle und bild-



Gotischer Krieger.

Ravennatisches Marmorfigürchen aus der Zeit Theodorichs oder seiner Nachfolger. Aufbewahrt in der Grabkapelle des Exarchen Isaak zu Ravenna.

same Stamm der Ostgoten mischte sich mit andern Völkern und schwand bis auf die letzte Spur. Italien aber ward eine Provinz des griechischen Reichs unter dem Namen Exarchat. Städte und Dörfer lagen in Asche, alles Geld war weggeführt, Ackerbau, Handel und Gewerbe lagen darnieder, und Millionen von Menschen waren durch Schwert, Hunger und Pest weggerafft.

Narses verwaltete als kaiserlicher Statthalter (Exarch) von Ravenna aus das eroberte Italien, befleckte aber sein Andenken durch maßlose Habgier. Der Kaiser Justinus, der Nachfolger Justinians, rief ihn ab, und die Kaiserin Sophia soll der Sage nach dem Narses einen Spinnrocken und einen Weiberanzug geschickt haben, mit der Weisung, der Eunuche solle das Kriegsamt Männern überlassen und heimkehren, um mit ihren Mägden in der Weiberstube Wolle zu spinnen. Darauf habe Narses geantwortet, er wolle ihr einen Faden spinnen, dessen Ende ihre Finger nicht finden würden. Nun habe er Boten an Alboin, König der Langobarden, geschickt und diesen eingeladen, Italien in Besitz zu nehmen. Um der Einladung größeren Nachdruck zu geben, hätten die Gesandten köstliche Früchte und andre Erzeugnisse des Südens auf die königliche Tafel gesetzt.

Die Langobarden, ein norddeutscher, den Sachsen verwandter Stamm, wohnten zuerst am linken Elbufer im heutigen Hannover und in der Altmark, von wo sie, wie oben bemerkt, nach der Donau vorgedrungen waren. Damals wohnten sie in Pannonien und waren Nachbarn der Gepiden, die in Dacien (dem heutigen Siebenbürgen, in der Moldau und Walachei) saßen. Mit den Gepiden lebten die Langobarden in beständigen blutigen Kämpfen, und die Feindschaft zwischen beiden Völkern stieg bis zum Todhaß. Die Königsgeschichte, die Wanderungen und Kämpfe der Langobarden liegen in reicher Fülle der Sagen, die aus alten Heldenliedern sich erhalten haben, vor uns in den Erzählungen ihres Chronisten, des Paulus Diaconus, der dieselben um die Zeit Karls des Großen aufgezeichnet hat. Unter diesen Sagen leuchtet am meisten hervor die vom jugendlichen Königssohn Alboin, dem ritterlichen Vorkämpfer in jedem Streit.

Einst hatte Alboin, als er noch unter dem Banner seines Vaters Audoin focht, den Sohn des Gepidenkönigs Turisend im Zweikampf erlegt und über die dadurch entmutigten Feinde einen vollständigen Sieg errungen. Als nun die Langobarden ihren König baten, daß er die Tapferkeit seines Sohnes durch die Ehre, an einer Tafel mit dem Vater speisen zu dürfen, belohnen sollte, erwiderte Audoin: „Das kann ich nicht, denn es ist bei unserm Volke Sitte, daß des Königs Sohn nicht eher seines Vaters Tischgenosse werden darf, als bis er von einem auswärtigen König wehrhaft gemacht worden ist.“ Sogleich begab sich Alboin mit vierzig Waffengefährten an Turisends Hof und bat um die Ehrenwaffnung. Der König nahm ihn freundlich auf, veranstaltete ihm zu Ehren ein Festmahl und ließ seinen Gast zu seiner Rechten sitzen. Plötzlich aber überwältigte ihn der Schmerz über den Tod seines Sohnes so sehr, daß er ausrief: „Wie glücklich war ich, als noch mein Sohn auf dem Platze saß, den jetzt sein Mörder einnimmt!“ Diese Worte reizten den Bruder des Erschlagenen zur Bitterkeit gegen Alboin; zornige Worte wurden gewechselt, Langobarden und Gepiden erhoben sich, Schwerter blitzten — als der edle König vermittelnd dazwischen trat, an die Heiligkeit des Gastrechts erinnerte und so noch zur rechten Zeit

ein blutiges Ende des Streites abwandte. Nach der Tafel wurde Alboin von dem Könige mit der Rüstung des erschlagenen Sohnes geschmückt und kehrte mit seinen Gefährten ungekränkt in die Heimat zurück. Freudig erwies nun Audoin seinem Sohne die erbetene Ehre, und von allen Langobarden wurde des Gepidenkönigs Edelmut und Alboins Kühnheit gepriesen.

561 Zum König erhoben (561), griff Alboin, im Bunde mit den Avaren, Turisends Nachfolger, den Gepidenkönig Kunimund an. Die beiden Könige begegneten einander in einer Feldschlacht; Alboin erschlug den Kunimund und vernichtete dessen Reich derart, daß die Reste der Gepiden unter das Joch der Avaren kamen. Die Tochter des erschlagenen Königs, die schöne Rosamunde, zwang er seine Gemahlin zu werden, und aus dem Schädel ihres Vaters ließ er sich eine Trinkschale bereiten, um daraus bei Festmahlen sich und die Seinen zu neuen Heldenthaten zu begeistern.

566 Weit und breit berühmt und mächtig durch diesen Sieg (566), wandte Alboin seine Blicke nach dem schönen Italien, nach dessen Besitz die Langobarden schon längst lüstern waren, und folgte der Einladung des Narses. Im 568 Jahre 568 brachen sie mit Weibern und Kindern und aller Habe über die Alpen nach Italien auf, dessen fruchtbare Gefilde Alboin von einer Anhöhe aus mit Verwunderung vor sich ausgebreitet sah. Die Städte Oberitaliens eroberte er ohne Mühe, nur Pavia widerstand drei Jahre. Ergrimmt über den unerwarteten Aufenthalt, schwur er den Einwohnern den Tod zu und wollte weder Geschlecht noch Alter verschonen. Als nun endlich die Stadt dem Hunger erlag und Alboin einzog, bäumte sich unter dem Thore sein Streitroß und wollte nicht von der Stelle. Darin erkannte einer von seinem Gefolge ein göttliches Zeichen und riet dem König, sein grausames Gelübde zu brechen: er würde dann einen leichteren Eingang finden, denn die Einwohner der Stadt seien Christen. Der König versprach es, und ruhig trug ihn sein Roß vor den Palast des Königs Theodorich, wo er der bebenden Menge verkündete, „daß sie leben und gehorchen solle." Pavia ward die Hauptstadt des Langobardenreiches, von dem noch jetzt Oberitalien den Namen Lombardei führt. Die Langobarden unterwarfen die ganze Halbinsel. Nur Sicilien und einige Küstenstriche, Ravenna, Neapel, Genua, blieben den Griechen und bildeten das Exarchat. Rom blieb dem Namen nach von Ostrom abhängig, in der That stand es fast selbständig unter der geistlichen Leitung des Papstes; in einem ähnlichen Verhältnis stand Venedig unter seinem Dogen (von dux, Herzog). Alles übrige Land fiel den Langobarden zu und ward in Herzogtümer geteilt, die Alboin seinen Tapfersten zu Lehen gab. Erst mit diesem Zuge der Langobarden ist die große Völkerwanderung, welche sich fast über zwei Jahrhunderte erstreckte, abgeschlossen.

Den Alboin riß ein gewaltsamer Tod früh aus seiner Heldenlaufbahn. Einst hatte er bei einem Siegesmahle zu Verona in trunkenem Übermute seine Gemahlin Rosamunde aufgefordert, aus dem Schädel ihres Vaters zu trinken, mit den höhnischen Worten: „Trink einmal mit deinem Vater!" Dafür gelobte sie im Herzen Blutrache. Sie gewann zwei Langobarden, des Königs Schildträger Helmichis und den riesenstarken Peredeo (Peredeus.)

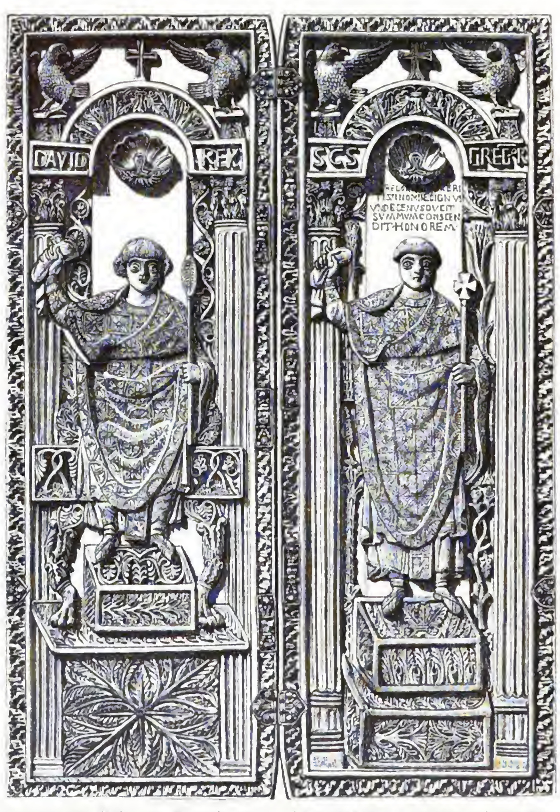
Als nun Alboin einst nach dem Mahle der Ruhe pflegte, entfernte Rosamunde alle Waffen und band des Helden Schwert an das Bettgestell fest. Helmichis, der als Alboins Milchbruder die That nicht selbst ausführen wollte, ließ den Peredeo in das Gemach ein. Der König erwacht, greift zum Schwert, und als er es nicht losreißen kann, wehrt er sich wütend mit dem Fußschemel, bis er Peredeos Streichen erliegt (573). Unter lautem Wehklagen seiner Freunde wurde er unter der Treppe des Palastes begraben, aber noch lange nachher sangen die Nachkommen der deutschen Stämme, die unter dem Heerkönig Alboin nach Italien kamen, von den Schicksalen und Thaten des starken Langobarden. 573

Aber die Königin und Helmichis, ihr neuer Gemahl, genossen die Früchte ihrer Frevelthat nicht. Sie mußten vor der Erbitterung des Volks nach Ravenna flüchten, wohin sie Alboins Schatz mitnahmen. Dort trug der Statthalter Longinus Rosamunden seine Hand an, wenn erst Helmichis aus dem Wege geräumt wäre. Um wieder zu einer Herrschaft zu gelangen, reichte das ruchlose Weib ihrem Gemahl, als er einst aus dem Bade stieg, den Giftbecher. Helmichis trank und fühlte, daß er den Becher des Todes getrunken; da zwang er Rosamunden, indem er das Schwert gegen ihre Brust zückte, den Rest zu trinken. „Und also starben durch Gericht des allmächtigen Gottes die ruchlosen Mörder in einer Stunde.“ Peredeo ward gefangen nach Konstantinopel geschickt und, damit seine Stärke kein Unheil anrichte, geblendet.

Nach Alboins Tode wurde Kleph zum König der Langobarden gewählt, aber nach einer harten Regierung von achtzehn Monaten ermordet (574). Nun lebten die Langobarden zehn Jahre lang ohne Könige, blos unter 35 Herzögen, die willkürlich herrschten und von denen jeder seines Raubes genoß. Da aber unter solchen Umständen die Franken, von dem byzantinischen Hofe durch Geld und Versprechungen bewogen, die Alpenpässe besetzten und in Verbindung mit dem Exarchen von Ravenna die Langobarden in der Poebene bekriegten, so schritten diese zur Wahl eines Königs und erhoben Klephs Sohn, den ritterlichen **Autharis**, auf den Königsschild (584—590). Autharis rechtfertigte die Wahl; die Franken wurden über die Alpen zurückgeschlagen, die Griechen auf die alten Grenzen beschränkt, „und die Marken des Königreiches an den rhätischen Alpen und an einer Säule am Gestade von Rhegium durch den tapferen Autharis mit der Lanze festgestellt.“ Dem Staatswesen verlieh er eine feste monarchische Form, in der Ordnung und Freiheit herrschten. 574 584

Seine Werbung um die bayerische Herzogstochter Theodelinde hat die Sage im Geiste mittelalterlicher Romantik poetisch ausgeschmückt. Ungeduldig über die langsamen Fortschritte der Unterhandlungen, ging er selbst verkleidet im Gefolge seiner eigenen Gesandtschaft nach dem herzoglichen Hoflager. Auf seinen Wunsch reichte ihm Theodelinde selbst den Willkommsbecher; beim Zurückgeben desselben drückte er mit dem Finger die Hand der Braut und strich ihr mit der Hand die Wange, ohne sich jedoch zu erkennen zu geben. Auf der Rückkehr gaben ihm die Bayern das Ehrengeleite bis an die Grenze seines Landes. Da schwang er seine Streitaxt und warf sie mit so unvergleichlicher Kraft und Gewandtheit nach einem fernen Baume, daß alle sahen und erkannten, so werfe nur Autharis, König der Langobarden.

Doch schon ein Jahr nach seiner Vermählung mit der bayerischen Herzogstochter starb der blondgelockte Autharis (590), und das Reich lief Gefahr, wieder in die alte Unordnung zu fallen. Aber Theodolinde, die schöne und christlichfromme Königswitwe, besaß die Gunst der Langobarden in dem Grade, daß sie denjenigen als König anerkennen zu wollen erklärten, den sie wieder zu ihrem 590



Langobardische Kleinkunst: Elfenbeindiptychon (geschnitztes Schreibtäfelchen) mit der Darstellung des Königs David und des h. Papstes Gregor.

Im Domschatz zu Monza. (Um 604.)

Erklärungstafel.

Edikt König Rotharis.

(Regierte von 636—663, der siebzehnte der von ihm selbst aufgezählten Reihe longobardischer Könige)

LXX
Si quis alii policem pedes
Wenn jemand einem andern die große Zehe vom Fuße
excusserit comp(onat) sol(i)d(os) sedice(m)
abhaut zahlt er sechzehn Solidi

LXXI
Si secundum digito pe-
Wenn er die zweite Zehe vom Fu-
dem excusserit comp(onat) sol(idos) sex
ße abhaut zahlt er sechs Solidi

LXXII
Si tertium digitum ex-
Wenn er die dritte Zehe ab-
cusserit comp(onat) sol(i)dos tres . . .
haut zahlt er drei Solidi . . .

LXXIII
Si quartum digitum excus-
Wenn er die vierte Zehe ab-
serit comp(onat) sol(i)d(os) tres . . .
haut zahlt er drei Soldi . . .

LXXIIII
Si quintum digitum excus-
Wenn er die fünfte Zehe ab-
serit comp(onat) sol(i)d(os) duo . . .
haut zahlt er zwei Solidi . . .

LXXV
IN omnis istas pla-
Auf alle diese Schädi-
cas a(ut) feritas su-
gungen oder Verletzungen, o-
perius scriptas quae
ben beschriebene, welche
inter hominis liberos e-
unter freien Leuten vor-
venerint, ideo majure(m) con-
gekommen sind, haben wir deshalb eine größere
positione(m) posuemus qua(m)
Buße gesetzt, als
antiquae nostri ut faida quae
unsre Vorfahren, damit man von der Faida (Fehde), das
est inimicitia post accepta ssta (suprascripta)
heißt Feindschaft, nach Empfang obenbezeichneter
compositione pos(t)ponatur et
Buße absehe und
amplius non requiratur nec dolus . . . . . .
ferner nicht zu ihr greife, noch Arglist . . . . . .



LXX Siquisaliipolicempedes
excusseritconp sol. sedice
LXXI Sisecundumdigitumpe
demexcusseritconpsol. sex
LXXII Sitertiumdigitumex
cusseritconp sold. tres
LXXIII Siquartumdigitumexcus
seritconp sold. tres
LXXIIII Siquintumdigitumexcus
seritconp sold. duo
LXXV Omnisistaspla
cas feritassu
periusscriptasquae
interhominisliberose
venerintideomaiurecon
positionemposuemusquam
antiquaenostriutfaidaquae
estinimicitiapostacceptassta
conpositionepostponaturet
ampliusnonrequiraturnecdolus

Zur Kultur der Völkerwanderung: Longobardisches Recht.

Edikt des Longobardenkönigs Rothari vom Jahre 643.

Aelteste aller Handschriften der Longobardischen Gesetze, geschrieben zwischen 671 und 736, erhalten in der Stiftsbibliothek zu St. Gallen. Genaue Nachbildung.

Gemahl wählen würde. Da gab sie ihre Hand dem Agilulf, Herzog von Turin, einem Verwandten ihres verstorbenen Gatten.

Um diese Zeit saß auf dem bischöflichen Stuhle zu Rom Gregor I., der Große (590—604). Mit ihm unterhielt Theodelinde, die als bayerische Prinzessin katholischen Glaubens war, während die Langobarden dem arianischen anhingen, einen innigen geistlichen Verkehr. Gregor wußte in Theodelinden einen so frommen Eifer zu entzünden, daß sie nicht eher ruhte, als bis ihr Gemahl Agilulf und mit ihm viele Langobarden den katholischen Glauben annahmen. So verschwand allmählich das arianische Bekenntnis im Reiche der Langobarden, und unter König Grimoald (663—671) trat die Gesamtheit des Volkes zum katholischen Glauben über. Die Langobarden, einst wild und grausam, aber von bildsamer Art, wurden jetzt fleißige Ackerbauer, die das verwüstete Land wieder emporbrachten. Später verlor die auf Wahl beruhende Königsmacht der Langobarden in demselben Maße an Ansehen, als die der Herzöge wuchs; besonders geschah dies an den Grenzen in Benevent, Friaul und Trident. Auch litt das Land durch die Einfälle der wilden Avaren, eines nichtgermanischen Volkes, die von Osten her ins heutige Ungarn nachgerückt waren und in wilden Reiterschwärmen, nach Art der Hunnen, weithin auf Raub und Plünderung auszogen. So bestand das Reich der Langobarden unter einer Reihe von Königen, welche das Exarchat und das Gebiet von Ravenna oft bedrängten, bis zum Jahre 774, wo ihm Karl der Große ein Ende machte.

604 663 774



Agilulf, Theodelindens zweiter Gemahl. — Adaluald, Theodelindens Sohn. — Gundebergs Theodelindens Tochter. — Theodelinde.

Die Langobardenkönigin Theodelinde dem h. Johannes Weihgeschenke darbringend.

Relief von dem 595 von ihr gestifteten Dome zu Monza, jetzt über der Hauptthür des im XIV. Jahrh. erneuerten Domes befindlich. Die Mehrzahl der abgebildeten Weihgeschenke befindet sich noch im Domschatz zu Monza.



III. Der fränkische Stamm.

1. Die Gründung des Frankenreichs durch Chlodwig.

Von dem großen Völkerbunde der Franken haben weder die oberfränkischen Chatten, die, vom Mittelrhein, vom Mosel- und Nahethale westwärts strebend, vielfach durch die alemannische Nachbarschaft gehemmt waren, es zu einer Staatsbildung gebracht, noch die Mittelfranken, die Ripuarier um Köln und die Chamaver um Kleve, eine Bedeutung für die Ausbildung eines Frankenreiches gewonnen. Die Niederfranken, die Salier, „traf die weltgeschichtliche Aufgabe, die Zustände einer Jahrhunderte langen Zersetzung abzuschließen und die germanische Zukunft zu retten." Wir haben gesehen, wie sie im Jahre 358 zwar von Kaiser Julian besiegt, aber im Besitz von Toxandrien, der Landschaft an dem linken Ufer der unteren Maas bis zur Mündung der Schelde, unter römischer Oberhoheit belassen waren. In den ersten Jahrzehnten des 5. Jahrhunders schieben sie sich in langsamem Vormarsch, als feste Volksmasse nach Süden, noch nicht in sich geeint, unter vielen Gaukönigen, die als Zeichen ihrer Würde ihr blondes Haar in Ringellocken über die Schultern wallen ließen, während die übrigen Franken das ihrige abschnitten. Als erster fränkischer König der der Sage nach durch Pharamund geeinigten Salier tritt im Licht der Geschichte uns Chlojo (oder Chlodio) entgegen, der etwa 431 Duesborg bei Brüssel eroberte, Cambray nahm und im Kampfe mit Aëtius das fränkische Gebiet bis zur Somme ausdehnte. Nichtsdestoweniger wußte er sich doch gut mit Rom zu stellen, seine Scharen kämpften zur Seite des römischen Heeres auf den katalaunischen Gefilden gegen die Hunnen (451). Wahrscheinlich teilte Chlojo nach fränkischem Erbrecht bei seinem Tode das

Reich unter seine Söhne, von deren einem, Merowech, nach der Überlieferung das merowingische Königsgeschlecht seinen Namen haben soll. Jedenfalls gab es später mehrere Könige, die alle als Blutsverwandte galten und von denen der schlaue Childerich (457—481), der in Doornik Hof hielt, nicht nur der mächtigste war, sondern als der eigentliche Nachfolger und Fortsetzer der Politik Chlojos anzusehen ist. Denn auch er unterhielt gute Beziehungen zu den Römern und zog als ihr Bundesgenosse gegen Sachsen und Westgoten zu Felde. Als freilich dann das Römerreich in Stücke ging, war es mit solchen Hülfeleistungen, die von vornherein wohl im eigenen, weitsichtig erfaßten Interesse unternommen waren, vorbei: für den jungen Chlodowech (Chlodwig), der fünfzehnjährig seinem Vater in der Regierung folgte (481—511) und Rom nicht mehr zu fürchten hatte, eröffneten sich ganz neue, glänzende Aussichten. 481

Chlodwig, dem thatendurstigen Häuptling, war das väterliche Reich viel zu eng; er beschloß es durch Eroberungen auszudehnen, wußte zu diesem Zwecke kriegerische Kraft mit List und Verstellung zu verbinden und war in der Wahl seiner Mittel keineswegs bedenklich. Der wirre Zustand Galliens, wo sich Westgoten, Burgunder, Alemannen und Franken im Streite herumtummelten, verlockte zu Eroberungen. Nach dem Untergange des weströmischen Reiches (476) stand das Land zwischen Loire, Somme, Aisne und dem Meere unter dem bisherigen römischen Statthalter Syagrius, des Aegidius Sohn, der sich unabhängig gemacht und, gleich seinem Vater, durch Tugend, Bildung und Leutseligkeit allgemeine Achtung erworben hatte. Nach seinem Gebiete streckte Chlodwig zuerst die Hand aus. Er forderte den Syagrius auf, Ort und Zeit zum Kampf zu bestimmen, und dieser nahm die Forderung an. Chlodwig verband sich mit zwei andern fränkischen Fürsten, und der Ungestüm der Franken trug in der Schlacht bei Soissons (486) über die gedungenen Heerhaufen des Syagrius den Sieg davon. Der Geschlagene floh zum König der Westgoten, der jedoch auf die Drohung Chlodwigs den Flüchtling seinem Todfeinde auslieferte. Der Franke ließ den edlen Römer durch Henkershand sterben. 486

An der Rhone und Saone, in Helvetien und Savoyen, lag, wie bereits bemerkt, das Reich der Burgunder, das zur Zeit Chlodwigs unter vier Brüder geteilt war. In dieser Familie herrschte tödliche Feindschaft und blutige Zwietracht. Gundobald, der mächtigste der vier Brüder, erstach seinen Mitkönig Chilperich mit eigener Hand, ließ dessen Gemahlin mit einem Felsstücke am Hals ins Wasser senken und hielt die jüngste Tochter der ermordeten Eltern, Chlotilde, in strengem Gewahrsam. Schlau begehrte Chlodwig die kühne Chlotilde zur Ehe (493). Gern hätte Gundobald sie ihm verweigert, aber aus Furcht vor dem Frankenkönig willigte er ein und gab sie samt ihres Vaters Schätzen heraus. Voll Freuden über die Erlösung aus der Haft des Oheims folgte Chlotilde ihren Brautwerbern. Auf ihr lastete nach altgermanischer Sitte die Pflicht der Blutrache, und schon auf ihrer Reise zu Chlodwig bat sie ihre fränkischen Begleiter, sie gleich jetzt durch Abbrennen der burgundischen Höfe an ihrem Oheim, dem Mörder ihres Vaters, ihrer Mutter und 493

ihrer Brüder, zu rächen. Es geschah, und mit herzlicher Freude, ja mit Dank gegen Gott blickte sie in die weitleuchtende Landschaft. Vielleicht wäre es schon damals zum Krieg zwischen Franken und Burgundern gekommen, wozu Chlotilde ihren Gemahl ebenso unablässig anreizte, als sie ihn mahnte, zum Christentum überzutreten, wenn der Frankenkönig nicht nähere Veranlassung zum Kriege gegen die Alemannen gefunden hätte.

Die Alemannen, an beiden Seiten des Oberrheins, dehnten sich südlich bis 496 in die Schweiz, östlich bis zum Lech, nördlich bis zur Lahn aus. Im Jahr 496 überzogen sie einen König der ripuarischen Franken, Siegbert, der in Köln saß, mit Krieg, und Chlodwig zog seinem Vetter zu Hilfe. Nach der gewöhnlichen Annahme beim alten Tolbiacum, der heutigen Stadt Zülpich, zwischen Aachen und Bonn, kam es zur Schlacht. Schon waren viele Franken unter den wuchtigen Streichen der Feinde gefallen, schon neigte sich der Sieg auf die Seite der Alemannen, da rief Chlodwig, der bis dahin keinen Gefallen gefunden an der Lehre vom gekreuzigten Heiland, zum Gotte seiner Gemahlin, die dem katholischen Glauben zugethan war: „Hilf mir, Jesus Christus, den sie Gottes Sohn nennen, denn meine Götter verlassen mich; wenn du mir in dieser Schlacht beistehst, so will ich an dich glauben!“ Der Kampf entbrannte von neuem; der Herzog der Alemannen fiel, sein Volk floh, und Chlodwig nahm als Sieger die schönen alemannischen Gaue nördlich von der Lauter, sowie am untern Main und Neckar in Besitz, die er mit Franken bevölkerte (Franconia).

Bisher hatte Chlotilde vergebens versucht, ihren Gemahl zum Christentum zu bekehren. Jetzt nach diesem gewonnenen Sieg erinnerte sie und der Bischof Remigius von Rheims den König an die Erfüllung seines Gelübdes. Klüglich erforschte dieser erst die Gesinnung seiner Franken, die in einer Versammlung erklärten, daß sie ihre sterblichen Götter verlassen und dem unsterblichen Gotte folgen wollten, der den Franken so wunderbar den 496 Sieg verliehen habe. So fand denn am Weihnachtsfeste des Jahres 496 die Taufe statt mit aller Pracht und Feierlichkeit des katholischen Gottesdienstes. Chlodwig und 3000 seiner Edlen, alle mit weißen Kleidern angethan, zogen durch die festlich geschmückten Straßen von Rheims in die hellerleuchtete und von Weihrauch duftende Kirche des heiligen Martin. Beim Eintritt in die Kirche fragte er den ihn führenden Bischof ganz treuherzig: „Mein Vater, ist dies das Reich, welches Ihr versprochen habt?“ — „Nein“, antwortete Remigius, „es ist nur der Weg, der in dasselbe führt“. Als darauf das Taufbecken mit Wasser gefüllt, der Balsam ausgegossen wurde und die duftenden Wachskerzen flammten, vermeinten die Franken die Luft des Paradieses zu atmen, und der Bischof sprach zum König: „Beuge in Demut Dein Haupt, stolzer Sigambrer! Verbrenne, was Du angebetet, und bete an, was Du verbrannt hast!“ Darauf legte der König das Bekenntnis an den dreieinigen Gott ab, ward getauft, mit dem heiligen Öle gesalbt und dem Zeichen des Kreuzes gesegnet. Auch die 3000 Franken empfingen das heilige Bad, sowie Chlodwigs Schwester Audofleda. Bei Chlodwigs Taufe, so berichtet die christliche Sage, fehlte das Salböl, weil der Priester, der es herbeitragen sollte, nicht durch die Volksmenge durchdringen konnte. Da kam auf das Gebet des Bischofs Remigius eine weiße Taube vom Himmel herabgeflogen und brachte in dem Schnabel ein Fläschlein geweihten Öls. Chlodwig war nun Christ, „aber in seinem wildem Herzen schuf das Christentum keine Regungen der Milde: er blieb seiner Natur treu, die ein Gemisch von roher Kraft, listiger Verstellung und barbarischer Härte war.“ Doch war er auf der andern Seite nicht ohne allen natürlich guten, ja kindlichen Sinn. Als er einst die Leidensgeschichte Jesu erzählen

hörte, machte sie einen so lebhaften Eindruck auf ihn, daß er ausrief: „Wäre ich nur mit meinen Franken dagewesen, ich hätte es ihnen vergelten wollen!“ Während alle andern germanischen Könige dem arianischen Glauben huldigten, war Chlodwig der einzige rechtgläubige König in der Christenheit, weshalb ihm der römische Bischof den Beinamen des Allerchristlichsten Königs erteilte, den alle seine Nachfolger auf dem fränkischen Throne führten. Übrigens hat die Einheit des katholischen Glaubens zwischen den Franken und Romanen wesentlich zur Verschmelzung beider Volkselemente beigetragen. „Chlodwig und seine Kriegsgenossen hielten es für ihre heiligste Pflicht, dem Gottessohne die volle Ehre zu geben und den Glauben an den dreieinigen Gott zum Panier der gallo-fränkischen Nation zu erheben.“

Nachdem Chlodwig die Bewohner von Armorica (Bretagne) und die kleineren Völkerschaften zwischen Loire und Seine zu einer Waffengenossenschaft und zur Religions- und Volksgemeinschaft verbunden hatte, suchte er Gelegenheit, seine Herrschaft über die Burgunder und Westgoten auszudehnen.

Zum Kriege gegen die Burgunder wurde Chlodwig nicht nur von seiner Gemahlin Chlotilde angetrieben, die immer noch die alten Rachegedanken hegte, sondern auch durch Godegisel, den jüngsten Bruder Gundobalds, der nach der Ermordung seiner Brüder durch den letzteren in Genf in steter Furcht vor ihm lebte. Er trat heimlich mit Chlodwig in Verbindung und reizte ihn durch das Versprechen der Zinspflicht zum Kriege gegen den verbrecherischen Bruder. Bei Dijon kam es zur Schlacht zwischen Franken und Burgundern (501). 501 Godegisel ging zu den Franken über, und sein Verrat entschied die Schlacht zu Chlodwigs Gunsten. Gundobald zog sich hinter die festen Mauern von Avignon zurück. Wenn aber auch die Franken das Land verheerten, Weinstöcke und Ölbäume zerstörten, so waren sie doch im Belagerungskriege so unerfahren, daß sich Chlodwig zu einem Vertrage verstand, wonach sich Gundobald zur Zahlung eines jährlichen Tributs verpflichtete. Godegisel fand sein Ende in einem Rachekriege, den Gundobald gegen ihn unternahm, und der mit dem blutigen Tode aller seiner Anhänger endete. Gundobald suchte durch ein gutes Gesetzbuch und eine duldsame Regierung das Andenken an seine früheren Freventhaten in Vergessenheit zu bringen. Von den Franken unangefochten, herrschte er bis an seinen Tod (516). 516

Die zunehmende Macht der Franken erfüllte den Westgotenkönig Alarich mit gerechter Besorgnis. So sehr er auch bemüht war, durch Milde und Duldung seine katholischen Unterthanen, die Romanen, zu gewinnen, so blieb doch der Arianismus der Westgoten ein unübersteigliches Hindernis, eine wahre Versöhnung zwischen Germanen und Romanen herbeizuführen: und die letzteren blickten mit geheimer Sehnsucht nach Chlodwig hin, dem rechtgläubigen Sohne der Kirche, um durch seine Macht die ketzerischen Goten aus Gallien vertrieben zu sehen. Nur das hohe Ansehen Theodorichs in Italien, des großen Friedensfürsten, hatte bis dahin den Krieg noch hinausgeschoben. Endlich boten die Klagen der Katholiken im Westgotenreiche dem Frankenkönig willkommenen Anlaß zum Krieg. Auf einer Versammlung zu Paris sagte er zu seinen Großen: „Es ärgert mich gewaltig, daß diese Ketzer einen Teil von Gallien besitzen sollen! Laßt uns ausziehen, das Land mit Gottes Hilfe zu gewinnen!“

507 So brach er denn im Jahre 507 auf. Zu Paris gelobte er den zwölf Aposteln, da, wohin er gerade seine Streitaxt schleuderte, nach glücklicher Rückkehr eine Kirche zu bauen. Dem heiligen Martin von Tours gelobte er, als er durch diese Stadt kam, sein Streitroß. Die Geistlichkeit faßte den Krieg als einen Kreuzzug zur Ehre Gottes auf, und überall sah man Zeichen und Wunder. So zeigte eine weiße Hirschkuh von außerordentlicher Schönheit und Größe dem König eine Furt über die angeschwollene Vienna, und glücklich erreichte das fromme Heer das andere Ufer. Bei Veuglé unweit Poitiers trafen die Heere aufeinander. Die Westgoten erlagen den waffengeübten Franken, ihr König Alarich selbst wurde von Chlodwig beim Aufeinanderrennen durchbohrt. Während die Westgoten bei ihrer inneren Zwietracht dem Feinde keinen dauernden Widerstand zu leisten vermochten, erhob sich der große Ostgotenkönig Theodorich, um seinem Enkel Amalrich, dem Sohne des gefallenen Königs, wenigstens einen Teil von Gallien zu erhalten. Er sandte seinen tapferen Feldherrn Ibbas über die Alpen, die Franken erlitten vor Arles eine Niederlage, und die Folge war, daß Septimanien (Languedoc), der Küstenstrich von der Rhone bis zu den Pyrenäenpässen, den Westgoten verblieb, während Aquitanien, die Landschaft von der Loire bis über die Garonne hinaus, den Franken zufiel.

Als Chlodwig von seinem Siege über Tours zurückkehrte, wollte er vor dem Kloster des heiligen Martin sein teures Streitroß mit hundert Goldstücken lösen, allein man sagte ihm, das Pferd sei gar nicht wieder wegzubringen. Da legte er noch hundert Goldstücke zu, und nun ging es, worauf Chlodwig äußerte, der heilige Martin sei gut in der Not, aber teuer im Handel. Dort kamen Gesandte des griechischen Kaisers Anastasius zu ihm und brachten ihm Titel und Ehrenschmuck eines römischen Patricius. Wenn auch der fränkische Heerkönig durch diese Auszeichnung an materieller Macht nichts gewann, so war sie doch von hoher Bedeutung, indem sie ihm in den Augen seiner romanischen Bevölkerung ein legitimes Gepräge und der Eroberung einen gültigen Rechtstitel verlieh und die untergegangene römische Macht in dem fränkischen Häuptling wieder neu aufzuleben schien. Das fränkische Königstum trat in die Rechte der römischen Imperatoren ein und beförderte die rasche Verschmelzung der verschiedenen Volkselemente in ungemeiner Weise, um so mehr, da in politischer wie in religiöser Hinsicht die früheren Ordnungen, Gewohnheiten und Formen bestehen blieben.

Chlodwig selbst suchte der idealen Weihe Glanz und Wert zu geben. In der Kirche, am Grabe des heiligen Martin, feierlich umgeben von Priestern und Kriegern, bekleidete sich der König der Franken mit der purpurnen Toga und der Chlamys (Mantel) und setzte sich die Krone aufs Haupt. So geschmückt trat er aus der Kirche unter das staunende Volk, bestieg ein Prunkroß und warf Goldmünzen unter die jauchzende Menge, die ihn mit dem alten Ehrentitel eines „Augustus" begrüßte. Denn erst jetzt betrachteten ihn seine gallisch-römischen Unterthanen als ihren rechtmäßigen, vom Kaiser belehnten Herrn, und auch seinen Franken erschien er im Lichte höherer Würde.

Chlodwig erkannte mit richtigem Blick, daß, wenn die von ihm begründete fränkische Monarchie Bestand haben sollte, die noch unter heimischen Ober-

häuptern bestehenden fränkischen Einzelherrschaften beseitigt werden müßten. Auf die Auflösung dieser kleinen Reiche war Chlodwigs Thätigkeit fortan gerichtet, aber die Tücke, Bosheit und Grausamkeit, mit welcher er sein Ziel erreichte, umgibt das Bild seines Charakters mit einem düster blutigen Scheine. Mit empörender Hinterlist räumte er seine vier Verwandten aus dem Wege.

Siegbert in Köln war alt und lahm und hatte einen herrschsüchtigen Sohn. Diesem ließ Chlodwig sagen: „Dein Vater ist alt und lahm; wäre er tot, so würde sein Reich dir zufallen, und auf meine Freundschaft würdest du rechnen können.“ Da ließ der gottlose Sohn seinen Vater, als dieser gerade nach einer Jagd im Buchenwalde Mittagsruhe hielt, durch Meuchelmörder töten und schickte dann Botschaft an Chlodwig mit den Worten: „Mein Vater ist tot; sein Reich und seine Schätze sind in meinen Händen. Schicke einige von Deinen Leuten zu mir, und ich will Dir von den Schätzen geben, so viel Du wünschest.“ Als aber der unmenschliche Sohn den Gesandten Chlodwigs die Schätze zeigen wollte und sich beim Öffnen des Kastens bückte, erschlug ihn einer der Franken hinterrücks mit der Streitaxt. Sogleich eilte Chlodwig herbei und redete das versammelte Volk folgendermaßen an: „Höret, was sich begeben hat! Meines Vetters Sohn hat seinen Vater durch Meuchelmörder umbringen lassen und jetzt selbst — durch wen, weiß ich nicht — den verdienten Lohn gefunden. Ich bin an diesem Vorfall völlig unschuldig; denn es ist sündhaft, das Blut seiner Verwandten zu vergießen. Da sich nun aber die Sache nicht mehr ändern läßt, so schlage ich Euch vor, Euch zu mir zu wenden und Euch in meinen Schutz zu begeben.“ Jauchzend hob das ganze Volk Chlodwig auf den Schild und rief ihn zum König aus.

Ein andrer Frankenfürst, Chararich in Belgien, mußte dafür büßen, daß er dem Chlodwig bei seinem Zuge gegen Syagrius nicht geholfen hatte. Er ward nebst seinem Sohne mit List ergriffen, geschoren und zum Geistlichen geweiht. Als aber der Sohn tröstend zum Vater sprach: „Das Laub ist abgestreift, aber das Holz noch grün, und es kann zum Verderben jenes wieder Blätter treiben,“ ließ Chlodwig sie beide hinrichten und vereinigte ihr Land mit dem Frankenreiche.

Jetzt kam die Reihe an Ragnachar in Cambray, der sich durch seine Schwelgerei den Haß seiner Unterthanen zugezogen hatte. Chlodwig gewann einige seines Gefolges durch eherne Waffenringe und Wehrgehänge, die er für goldene ausgab, und nun verließen sie treulos ihren rechtmäßigen Herrn, den Chlodwig in einer Schlacht besiegte, und führten ihn mit seinem Bruder Richar gebunden vor den Sieger. „Ha!“ rief ihm dieser mit geheucheltem Zorn entgegen, „wie hast du unser Geschlecht so tief erniedrigen können, dich binden zu lassen? besser der Tod!“ und mit geschwungener Streitaxt spaltete er ihm den Kopf. Dann wandte er sich gegen Richar mit den Worten: „Du aber, Elender, hättest du deinem Bruder Hilfe geleistet, so wäre er nicht gebunden worden,“ und hieb auch diesen zu Boden. Denen aber, die er mit unechten Geschenken betrogen hatte, erwiderte er auf ihre Beschwerde: „Für falsche Thaten gebührt euch falsches Gold! Freuet euch, ihr Schurken, daß ich euch für euren Verrat nicht unter Martern hinrichten lasse, wie ihr es verdient habt.“

So räumte Chlodwig in ähnlicher Weise alle Frankenfürsten, seine Verwandten, aus dem Wege. Ja, um zu erforschen, ob noch jemand übrig sei, den er etwa umzubringen vergessen hätte, stellte er sich in Gegenwart seiner Großen betrübt, daß er doch gar keinen Verwandten mehr habe. „Wehe mir,“ sagte er, „daß ich dastehe, ein Fremdling unter Fremden, und keinen teuren Verwandten mehr habe, der mir im Unglück Beistand leisten könnte!“

So hatte er sich denn durch eine Kette blutiger Greuel den Weg zur Alleinherrschaft über alle Franken gebahnt. Dennoch konnte der Bischof Gregor von Tours sagen: „So fällete Gott täglich seine Feinde unter seiner Hand, darum,

daß er mit rechtem Herzen vor ihm wandelte und that, was seinen Augen wohlgefiel," ein Ausspruch, welcher beweist, welchen unendlichen Wert der Bischof darauf legte, daß Chlodwig mit seinen Franken zum katholischen Christentum übergegangen war. Doch war es Chlodwig nicht beschieden, die Früchte seiner Frevelthaten lange zu genießen. Er starb schon im fünfund-
511 vierzigsten Jahre seines Lebens (511) zu Paris und hinterließ das Reich seinen vier Söhnen. Seine Gemahlin Chlotilde zog sich nach seinem Tode von der Welt zurück und verlebte ihre übrigen Tage in stiller Wohlthätigkeit.

2. Chlodwigs Nachkommen. Die Hausmeier im Frankenreich.

Nach Chlodwigs Tode wurde das Frankenreich unter seine vier Söhne geteilt. Theodorich, der älteste und tüchtigste, den Chlodwig außer der Ehe erzeugt hatte, nahm seinen Sitz zu Metz und erhielt das Ostland, in der Folge Austrasien genannt; von den drei Söhnen Chlotildens residierte Chlodomir zu Orleans, Childebert zu Paris und Chlotar zu Soissons; sie beherrschten das westliche Frankenreich, das mit der Zeit den Namen Neustrien erhielt. Doch blieb ungeachtet der Teilung die Einheit des ganzen fränkischen Reiches im lebendigen Bewußtsein. Die Söhne, auf welche des Vaters Eroberungsgeist wie sein Frevelmut und seine Herzenshärtigkeit übergegangen waren, setzten die Politik desselben fort, erweiterten das Reich im Osten und Süden und machten es zu dem gewaltigsten im Abendlande.

Im Reiche **Thüringen** in Mitteldeutschland hatte sich König Hermanfried die Alleinherrschaft erworben, indem er von seinen Brüdern den einen ermordete, den andern in Verbindung mit Theodorich von Metz zu einem Kriege veranlaßte, der ihm Land und Leben kostete. Die Rache folgte bald. Da Hermanfried dem Frankenkönig die versprochene Teilung der Eroberungen verweigerte, brach dieser mit seinem Bruder Chlotar in Thüringen ein. Hermanfried erlitt an der Unstrut eine so bedeutende Niederlage, daß die Leichen der Thüringer den Franken einen Weg über den Fluß bildeten. Hermanfried begann Unterhandlungen mit seinem früheren Waffengenossen und ließ sich nach Zülpich locken, wo er, im Gespräch mit Theodorich auf den Mauern auf- und abgehend, plötzlich meuchlings hinabgestürzt ward und seinen Tod in der Tiefe fand. Nun vereinigte Theodorich das thüringische Reich mit dem
531 fränkischen (531), nur den nördlichen Teil an der Saale und Elbe, südlich bis zur Unstrut, verlieh er den Sachsen zum Lohn für ihre Hilfe. Auch die Reste der Alemannen wurden dem Frankenreiche vollends einverleibt, und das aus Herulern, Skiren, Rugiern und Turcelingern entstandene Mischvolk der Bojoarier (Baiern) an der mittleren Donau unter dem alten Geschlechte der Agilolfinger trat zu den Franken in ein Verhältnis der Abhängigkeit oder Bundesgenossenschaft.

Schon früher waren die neustrischen Herrscher über die Burgunder hergefallen. Hier hatte nach Gundobalds Tode sein Sohn Sigismund durch den Übertritt zur katholischen Kirche die Anerkennung des oströmischen Hofes gewonnen. Er hatte eine Tochter Theodorichs des Großen zur Gemahlin und von ihr einen Sohn, Siegerich, nahm aber nach dem Tode seiner Gattin eine unebenbürtige Gemahlin, deren Verdächtigungen er den eigenen Sohn zum Opfer brachte. Während er selbst in dem von ihm gestifteten Kloster St. Mauritius (in Wallis) seine Missethat zu büßen suchte, überfielen die drei Söhne Chlotildens, von dieser angestachelt, unter dem Vorwande der Blutrache das Land, besiegten den Sigismund (523) und schleppten ihn nach Orleans, wo er auf Chlodomirs Befehl samt seiner Gemahlin und seinen zwei Kindern in einen tiefen Brunnen gestürzt wurde. Der Krieg dauerte noch lange fort, bis der letzte Widerstand gebrochen war und das Burgunderland dem Frankenreiche einverleibt ward (532). Doch behielten die unterworfenen Völker, Thüringer wie Burgunder, ihre Gesetze und Freiheiten, leisteten aber den Franken den Heerbann.

523

532

So hatte sich das Frankenreich so weit ausgedehnt, daß, nachdem der Ostgotenkönig Vitiges für fränkische Hilfeleistung 536 auch die Provence und einen Teil Rhätiens abgetreten hatte, Chlotar I., der jüngste unter Chlodwigs Söhnen, der alle seine Brüder und deren Erben überlebte, seit 558 über ein Reich gebot, das sich von dem atlantischen Meere und den Pyrenäen bis an die Unstrut erstreckte und das mächtigste im Abendlande war. Doch nur drei Jahre lang war die fränkische Monarchie wieder vereinigt; nach dem Tode Chlotars (561) zerfiel sie wieder in vier Reiche, indem Paris an Charibert, Orleans und Burgund an Guntram, Soissons an Chilperich und Austrasien an Siegbert fiel. Von da an hörten die Eroberungen nach außen auf, aber an ihre Stelle traten blutige Bürgerkriege, Bruder und Verwandtenmord, Meineid und Greuel jeder Art. Das merovingische Königsgeschlecht, — denn Chlodwigs Frevelmut war auf seine Söhne und Enkel vererbt, — entwickelte eine Verworfenheit und Ruchlosigkeit, daß man es nicht mit Unrecht jenem Geschlechte des Tantalus und der Atriden verglichen hat, von welchem die griechische Sage ein so grauenvolles Bild entwirft. Den höchsten Grad der Ruchlosigkeit erreichten die Frevelthaten zweier Königinnen, der Fredegunde und Brunhilde, deren Greuel alle früheren an Bosheit und Verworfenheit übertrafen.

558

561

Siegbert von Austrasien hatte die schöne Brunhilde, die Tochter des Westgotenkönigs Athanagild, zum Weibe. Chilperich freite um deren Schwester Galswinthe und führte sie samt ihren Schätzen heim. Aber Chilperich, ein Mann von gelehrter Bildung, ein eifriger Theologe und Verfertiger lateinischer Verse, dabei aber ein grausamer und launiger Despot, hatte bereits eine Buhlerin, Namens Fredegunde, und bald überwog die Neigung zum früheren Kebsweibe die zu seiner rechtmäßigen Gemahlin. Galswinthe beschloß in ihre Heimat zurückzukehren: da fand man sie eines Morgens tot im Bette, und da Chilperich bald Fredegunde zur Gemahlin und Königin erhob, so gab man ihr den Tod Galswinthes schuld, deren Schwester Brunhilde von jetzt an einen tödlichen Haß auf sie warf. Nachdem Siegbert von einem Kriege gegen die seine Ostgrenze bedrohenden Avaren zurückgekehrt war, wandte er sich gegen Chilperich, der nach Chariberts Tode (567)

567

Neustrien (Paris) in Besitz genommen hatte. Siegbert rückte siegreich vor und wurde von den neustrischen Großen auf den Königsschild erhoben (575), als während der Krönungsfeierlichkeiten Fredegundens ausgesandte Mörder seinem Leben ein Ziel setzten. Diese verfolgte nun die verwitwete Brunhilde mit unversöhnlichem Hasse und räumte viele, die sich ihrer annahmen, aus dem Wege, auch ihren Stiefsohn Merowich, der ihren eigenen Kindern im Wege stand. Auch Chilperich ward, als er sich einst unweit Paris auf der Jagd ergötzte, von unbekannter Hand ermordet, wahrscheinlich auf Anstiften Fredegundens, der seine Vorwürfe über ihren Lebenswandel lästig waren. Von da an führte das herrschsüchtige Weib als Vormünderin ihres viermonatlichen Sohnes Chlotar (II.) die unbeschränkte Regierung in Neustrien. Beide Königswitwen, von grimmigem Haß und wütender Leidenschaft entflammt, benutzten nun alle Mittel ihrer Herrschergewalt, einander zu verderben. Zweimal sandte Fredegunde je zwei Mörder, noch dazu Geistliche, mit Gift und Dolch gegen Brunhilde und deren Sohn Childebert aus; beide Male aber wurde ihr Anschlag vereitelt. Ebenso machte sie einen zweimaligen, jedoch auch vergeblichen Versuch, den König Guntram in Burgund ums Leben zu bringen. Auch in ihrem eigenen Reiche und Hause wütete sie wie eine Furie, ließ alle, die ihr im Wege standen, martern, blenden und hinrichten, ja sie wollte sogar ihre eigene Stieftochter Riguntthis, mit der sie in stetem Hader lebte, dadurch töten, daß sie ihr den Deckel einer Truhe, aus der sie ihr etwas herauszunehmen befahl, auf den Kopf fallen ließ, und nur das zu Hilfe eilende Gesinde vereitelte das Gelingen der bösen That.

Unterdessen führte Brunhilde in Austrasien die Regierung für ihren Sohn mit Kraft und Einsicht, und als Guntram von Orleans, den die Kirche unter die Heiligen versetzte, weil er bei einer Pest in Marseille Gebete und Fasten anordnete, mit dem Tode abging (593), gelang es ihr, dessen Reich Burgund an Austrasien zu bringen. Drei Jahre darauf starb ihr Sohn Childebert und hinterließ zwei Söhne, wodurch eine Teilung nötig wurde, indem Theodebert II, der ältere Sohn, Austrasien, wo Brunhilde als dessen Großmutter die Regierung für ihn übernahm, der jüngere Sohn Theodorich (Dietrich II.) Orleans und Burgund erhielt (596). Die Unmündigkeit der beiden Könige erregte in Fredegunde die Hoffnung, ihrem Sohne Chlotar einen Teil der Länder zu verschaffen und zugleich Rache an Brunhilde zu nehmen. Ihr Heer siegte, doch war der Sieg ihre letzte That. Sie starb schon im folgenden Jahre (597), ohne für ihre Frevelthaten gebüßt zu haben.*)

Indessen hatte sich Brunhilde den Haß der austrasischen Großen zugezogen, so daß sie sich genötigt sah, eine Zuflucht bei ihrem jüngeren Enkel Dietrich in Burgund zu suchen, den sie zugleich zum Kriege gegen seinen Bruder Theodebert antrieb, um ihre Rache an den Austrasiern zu sättigen. In zwei großen Schlachten (bei Toul und Zülpich) geschlagen, flüchtete sich Theodebert über den Rhein, ward aber durch Verrat gefangen genommen und nach Chalons geführt, wo ihn Brunhilde zuerst zum Geistlichen weihen ließ und dann tötete. Sein junger Sohn Meroväus wurde auf seines Oheims Befehl mit dem Kopfe an einen Felsen geschmettert (612). Schon dachte Brunhilde darauf, auch Fredegundens Geschlecht auszurotten, als mitten unter den Kriegsrüstungen gegen Neustrien ihr Enkel Dietrich an der Ruhr starb. Nun stand sie da, eine achtzigjährige Frau, aber fest entschlossen, den unmündigen Söhnen Dietrichs, ihren Urenkeln, das väterliche Reich zu bewahren und von neuem die Zügel der vormundschaftlichen Regierung in die Hand zu nehmen. „Aber die austrasischen Großen, an ihrer Spitze Pippin von Landen und Arnulf, nachmals Bischof von Metz, vereitelten ihr Vorhaben. Erzürnt über das verbrecherische Weib, das so oft ihrer Herrschsucht Schranken gesetzt, riefen sie Chlotar von Neustrien in ihr Land und erkannten ihn als König an. Brunhilde sammelte ein Heer, um mit Waffengewalt ihre Rechte zu behaupten. Allein der burgundische Hausmeier

*) Der Geschichtschreiber Luden bemüht sich, Fredegunden in einem milderen Lichte zu zeigen und viele ihrer Missethaten der Lästerung ihrer Feinde zuzuschreiben, welcher die Geschichtschreiber jener Zeit zu leicht Glauben geschenkt hätten.

Warnachar, dem die alte Königin aus Mißtrauen nach dem Leben getrachtet, brachte die Treue das Heeres zum Wanken. Als die Heere einander naheten, zogen die burgundischen und deutschen Truppen auf ein gegebenes Zeichen plötzlich ab und kehrten in ihre Heimat zurück. So wurde Fredegundens Sohn Chlotar II. ohne Schwertstreich Alleinherrscher des gesamten Frankenreichs (613)." Brunhilde wollte fliehen, wurde aber gefangen und sah sich nun der ganzen Rache des Fredegundensohnes preisgegeben. Zwei ihrer Urenkel tötete Chlotar mit eigener Hand, den dritten, den er aus der Taufe gehoben, ließ er im Gefängnis sterben; der vierte entkam auf der Flucht und verscholl. Nachdem in einer Versammlung der Franken über Brunhilde das Todesurteil gesprochen war, ließ Chlotar die greise Königin drei Tage lang foltern, dann auf einem Kamele zur Schau im Lager herumführen und sie zuletzt, mit einem Arm und einem Bein an den Schweif eines wilden Rosses gebunden, zu Tode schleifen und den Leichnam verbrennen. Das war das Ende Brunhildens, einer Frau von hohem Herrschergeist, deren Trachten aber stets auf das Böse gerichtet war.*) 613

In diesem wilden Kampfe menschlicher Leidenschaften, den uns das merovingische Königsgeschlecht vor Augen stellt, hatte sich die Ausscheidung eines westfränkischen Reiches (Neustrien) und eines ostfränkischen (Austrasien) vollendet; von jenem bildeten die salischen, von diesem die ripuarischen Stämme das vorherrschende Element. So lange sich die Salier frei erhielten vom gallo-römischen Wesen, erschienen sie im Übergewicht; als sie aber in Sprache, Sitte und Gesetzgebung das römische Wesen in sich aufnahmen, erlagen sie allmählich dessen sittlich entnervender Macht und erschienen schwächer als die Austrasier, die sich freilich auch nicht ganz frei von der eingerissenen Verderbnis erhielten, dafür aber sich fortwährend durch germanischen Zufluß erneuerten. So bildete sich in Neustrien das romanische Element immer mehr aus, während in Austrasien das germanische vorwaltete.

Als mit dem Jahre 613 die lange Kette ununterbrochener Greuel endigte, da war mit dem Blutdurste des fluchwürdigen Geschlechtes zugleich auch dessen sittliche und geistige Kraft erloschen. Der Zauberglanz von Chlodwigs Thaten und seinem Eintritt in die römisch-katholische Kirche, der seine nächsten Nachkommen noch mit dem Scheine einer Glorie umleuchtet hatte, war verblichen, es begann eine allmähliche Auflösung des altfränkischen Wesens, und die entarteten Merovinger, deren letzte Glieder in der Geschichte als „faule Könige" (rois fainéans) bezeichnet werden, ziehen sich in steigender Erbärmlichkeit noch anderthalb Jahrhunderte hindurch bis zu gänzlicher Unbedeutsamkeit fort. Es war natürlich, daß bei solcher Schwäche des Königtums im 7. Jahrhundert allmählich eine mächtig emporstrebende Aristokratie die Gewalt im Staate an sich riß. Da der König bei dem erweiterten Staatswesen zur Ausübung seiner Gewalt Beamte gebrauchte, die er meistens aus seinem Gefolge nahm, so hatte sich allmählich ein Dienstadel gebildet. Früh wurden die Söhne an- 613

*) Manche Geschichtschreiber vermuten, daß man ihre Unthaten — sie hatte zehn Könige und Königssprossen ihrem Hasse geopfert — übertrieben habe, um Chlotars unmenschliches Verfahren zu rechtfertigen. Dagegen nimmt Luden an, die Darstellung ihrer Mißhandlung sei übertrieben worden, wie man denn überhaupt die Merovinger, Chlodwig mit eingeschlossen, in einem zu grellen Lichte dargestellt habe.

gesehener Familien an den Hof gebracht, um sich für die Geschäfte des Friedens und des Krieges auszubilden. Hier entschieden sie sich für den Dienst am Hofe oder im Lande. Am Hofe waren die wichtigsten Beamten: Der Senischalk (d. h. der Altknecht), dem die Aufsicht über das Gesinde- und das Hauswesen zustand, der Marschalk (d. h. Stallmeister), der Schenk, der Kämmerer, zum persönlichen Dienst beim Herrscher und zum Verwalter der Schatzkammer bestellt. Neben sie trat der Pfalzgraf als juristischer Beirat bei der vom Könige in der Pfalz (palatium) ausgeübten Gerichtsbarkeit, und der Kanzler, (anfangs referendarius, später cancellarius genannt), der die königlichen Urkunden auszufertigen hatte. Im Lande waren zur Handhabung der Reichsregierungen Grafen thätig, je einer in jedem Gau, mit militärischen, richterlichen und Verwaltungsbefugnissen; mehrere Gaue standen auch wohl unter einem Herzoge. Nehmen wir noch hinzu die von den Grafen unabhängigen domestici, d. h. die Verwalter der königlichen Güter, und die Bischöfe, die, vom Könige ernannt oder wenigstens bestätigt, mehr und mehr zu königlichen Beamten geworden waren, so haben wir den Ring eines Dienstadels vor uns, der, für seine Dienste durch königliche Schenkungen von Land und Einkünften ausgestattet zu einer grundherrlichen Aristokratie sich entwickelte und bei dem Sinken des Ansehens der Könige bald „in der Treue gegen Herrscher und Staat ein Gut sah, um das zu feilschen war.“ Und während an den Grenzen des Reiches, in Aquitanien und bei den germanischen Stämmen, den Sachsen, Thüringern, Alemannen und Bayern, die Herzöge gar sich selbständig machten, wurde es auf der andren Seite von der höchsten Bedeutung, daß in den eigentlich fränkischen Landen, den immer schärfer sich scheidenden Neustrien, Austrasien und Burgund ein Amt nach und nach über alle andern sich erhob, das der sogenannten Hausmeier (majores domus). Diese hatten ursprünglich nur die Aufsicht über den Palast, den Haushalt und die Krongüter des Königs sowie, wenn sie tapfer und kriegserfahren waren, den Befehl über dessen Dienstgefolge (die Lehnsmannschaft); allmählich aber brachten sie die ganze Regierungsgewalt und die Führung der Heere an sich und wurden aus Dienern und Räten des Königs die Häupter der Aristokratie. Schon Chlotar II. mußte dem obengenannten burgundischen Majordomus Warnachar eidlich geloben, ihn nie zu entsetzen, d. h. ihm die Mitregentschaft in Burgund gestatten. „Als nun dieses Amt, das anfangs die Könige nach freiem Ermessen an Franken oder Römer verliehen, zuletzt von den Großen einem der Mächtigsten aus ihrer Mitte durch Wahl übertragen und somit der Ernennung des Königs entzogen ward, da sank die monarchische Macht immer tiefer, so daß endlich der Besuch der alljährlich zur Heerschau und zu gemeinsamen Beschließungen berufenen Volksversammlungen (Märzfelder) auf einem mit vier Rindern bespannten Wagen und die Bestätigung der daselbst gefaßten Beschlüsse das einzige Regierungsgeschäft der schwachen Merovinger blieb.“ Damit hatte der Majordomus aufgehört, Diener und Beamter des Königs zu sein, an der Spitze der Aristokratie führten die Hausmeier den Kampf gegen das Königtum, nahmen

alle königlichen Machtbefugnisse an sich und erschienen als die eigentlichen Herren des Reiches. So traten, als die Austrasier im Jahre 622 den entarteten Chlotar II. zwangen, ihnen seinen jungen Sohn Dagobert I. als Unterkönig zu setzen, als Hausmeier und Berater Dagoberts Arnulf, anfangs königlicher Finanzbeamter, dann Bischof von Metz, und Pippin von Landen, die Ahnherren des karlingischen Geschlechtes, an die Führung der Geschäfte, in rühmlicher Weise den Frieden im Innern sichernd und die Ehre des Reiches nach außen erneuend. Freilich trat noch einmal ein Rückschlag ein, als nach Chlotars Tod (628) Dagobert auch die Nachfolge in Neustrien erhielt und damit zum Alleinherrscher fast des gesamten Reiches wurde, dessen Königssitz er von Metz nach Paris verlegte. Dieser wies Pippin vom Hofe — Arnulf hatte sich schon im Jahre 627 in ein Kloster zurückgezogen — und führte ein Regiment, das an Schlechtigkeit dasjenige seines Vaters weit überbot. In Neustrien freilich ertrug man dasselbe, hier herrschte Dagobert unangefochten bis zu seinem Tode (638), worauf ihm sein Sohn Chlodwig II. (638—656) folgte. In Austrasien dagegen mußte Dagobert, ebenso wie vordem sein Vater, schon im Jahre 632 dem Drängen der Großen nachgeben und seinen unmündigen, kaum dreijährigen Sohn Siegbert III. zu Metz als austrasischen Unterkönig einsetzen, dessen Vormund und Hausmeier Ansigisil, ein Sohn Arnulfs und Schwiegersohn Pippins, wurde. Ja, im Jahre 638 finden wir Pippin selbst wieder, wohl als Hausmeier, in Austrasien, und als er im folgenden Jahre starb, folgte ihm sein Sohn Grimoald im Majordomat. Dieser regierte selbständig das Reich und führte Kriege, während Siegbert, zufrieden mit dem Königstitel, unbeachtet vom Ertrage seiner Güter lebte. Doch mißlang Grimoalds Versuch, nach Siegberts Tode (656) seinen Sohn auf den Thron zu erheben, und der Urheber mußte mit dem Leben büßen. Unter den folgenden Königen, die entweder unmündig oder rohen Ausschweifungen ergeben waren, nimmt Ebroin, der allgewaltige Majordomus in Neustrien und Burgund, die bedeutendste Stelle ein, indem er Könige erhob und stürzte und das Land in Bürgerkriege verwickelte, bis er von einem angesehenen Franken erschlagen wurde. Da riefen die mit ihrer Regierung unzufriedenen Neustrier den klugen und tapferen austrasischen Majordomus Pippin von Heristal — so hieß sein Lieblingssitz an der Maas — zu ihrer Hilfe herbei. Er war der Enkel Pippins von Landen, der Sohn seiner Tochter Begga und Arnulfs Sohnes Ansegisil, und hatte sich durch Kraft und Gerechtigkeit hohe Achtung und großes Vertrauen unter den fränkischen Großen erworben. Jetzt zog er, von den Austrasiern unterstützt, aus und besiegte den neustrischen Majordomus im Jahre 687 in der Schlacht bei Testri, unweit St. Quentin an der Somme. Sein Sieg war ein Segen für das zerrüttete Reich. Er bemächtigte sich der Person des Königs und herrschte als alleiniger Majordomus in allen drei Reichen unter dem Titel Herzog und Fürst der Franken (dux et princeps Francorum), wenn er auch dem schwachen Merovinger noch den leeren Königstitel gönnte. Mit Kraft und Festigkeit führte

622
628
638
656

er im Innern und nach außen die Zügel der Regierung, und wenn auch seine Siege über Alemannen und Baiern, Thüringer und Sachsen noch nicht zu deren völliger Wiedereinbeziehung in die Grenzen des fränkischen Reiches führten, so wies er doch wenigstens wieder den richtigen Weg zu einer stärkeren Heranziehung der germanischen Grundlagen des Reiches, besonders dadurch, daß er die Friesen, die, hinter den südwärts wandernden Saliern herziehend, deren alte Heimat die wiesenreichen Inseln des Rheindeltas und das Land darüber hinaus bis zur Gegend von Brügge besetzt hatten, Westfriesland entriß und ihre Unterjochung anbahnte. So stand das mächtige Geschlecht der Pippine bereits auf der Höhe einer Macht, der nur der königliche Name noch fehlte.

Pippin hatte vor seinem Ende seinem Sohne Grimoald die Nachfolge im Gesamtreiche zugedacht; da dieser aber auf der Reise zum Vater in der Kirche zu Lüttich von einigen neidischen Großen erschlagen ward, so gab Pippins Tod 714 (714) das Reich neuen Stürmen preis. Seine Witwe Plectrudis, eine bayerische Prinzessin, ein stolzes und entschlossenes Weib, suchte Grimoalds Sohn Theudoald, ihrem Enkel, die Nachfolge zu sichern und ließ deshalb Pippins herrlichen Sohn *Karl*, den ihm eine andere Gemahlin geboren, gefangen setzen. Aber die Neustrier, die keine Weiberherrschaft wollten, rissen sich los, Alemannen und Bayern, Friesen und Sachsen fielen ab, die Verwirrung stieg 716 immer höher. Da entkam Karl seiner Haft (716), fand in Austrasien offene 717 Aufnahme und Anerkennung, schlug die Neustrier (717) und vereinigte nach einem zweijährigen wechselvollen Kampfe das ganze Frankenreich wieder als alleiniger Reichsverweser. Karls Entschiedenheit und Waffenglück stellte Ruhe und Ordnung im ganzen Reiche her, und diese war nur zu nötig, wenn das fränkische Reich die neue furchtbare Gefahr bestehen sollte, die nicht allein ihm, sondern der ganzen christlichen Welt in Europa von den *Arabern* in Spanien drohte.

In dem *Westgotenreiche* in Spanien und Gallien hatte König Eurich, der zuerst die unter seinem Volke gültigen Gewohnheitsrechte aufzeichnen ließ, durch die Verfolgung der Katholiken den Grund zur Auflösung des Reiches gelegt. Wir haben bereits oben gesehen, wie Chlodwig Alarich II., dem Sohne Eurichs, das südliche Gallien abnahm und nur das Einschreiten des Ostgotenkönigs Theodorich seinen weiteren Fortschritten ein Ziel setzte und den Westgoten Septimanien erhielt. Als nach Theodorichs Tode diese Provinz von den Franken wiedererobert ward, kam die Residenz der Westgoten nach Spanien, zuletzt nach Toledo. Durch die Aufstände der Großen, durch religiöse und politische Parteiung, durch Familienhader und Königsmord wuchsen Verwirrung und Zerrüttung 569–586 im Reiche. Dennoch gelang es dem König Leowigild (569—586) durch Unterdrückung der Ruhestörer, durch Einführung einer Grundsteuer und Verbesserung der Gesetze ein geordnetes Staatswesen zu gründen und dem Thron Glanz und Ansehen zu verschaffen. 586–601 Sein Sohn Reccared (586—601) gewann dem *katholischen Glaubensbekenntnis* den Sieg über den längst schon geschwächten Arianismus und erleichterte dadurch die Verschmelzung zwischen der germanischen und romanischen Bevölkerung; ebendahin zielte die Einführung eines für beide Nationen gemeinschaftlichen Gesetzes und die Gestattung rechtsgültiger Ehen zwischen Goten und Romanen. Während in der Folge die Könige nicht mehr nach Eroberungen, sondern nach Befestigung ihrer Macht im Innern strebten, führte der Kampf zwischen dem Adel und der mächtigen Geistlichkeit um Einfluß auf die Regierung, be-

sonders aber die unsichere Thronfolge innere Zwistigkeiten und Bürgerkriege herbei, zu deren Beilegung schließlich die Araber aus Afrika herbeigerufen wurden.

Nachdem in der Halbinsel Arabien Muhammed als Prophet aufgetreten war mit einer neuen Lehre, die ihren Anhängern die Ausbreitung durch das Schwert gebot und denen, die im Glaubenskriege fallen würden, die Freuden eines üppig ausgemalten Paradieses verhieß, so stürmten seine Nachfolger, die Khalifen, mit den Scharen der Moslemin (Gläubigen) zu Eroberungen fort, welche Persien, Syrien, Ägypten, Kleinasien und Nordafrika der neuen Religion, dem Islam, unterthänig machten. So entstand im Osten eine neue, muhammedanisch-arabische Welt, wie im Westen eine christlich-germanische entstanden war. Als nun im Westgotenreiche König Roderich den Thron bestiegen hatte, verband sich der christliche Graf Julianus mit den ausgeschlossenen Söhnen des vorigen Königs Witiza und rief die Araber zum Sturze Roderichs, in dem er einen Usurpator sah, ins Land. Auf diese Einladung sandte Musa seinen Unterfeldherrn Tarik nach Spanien, der durch Julians verräterische Übergabe der Festung Ceuta, des Schlüssels von Spanien, Herr der Meerenge wurde. Von nun an wurde das frühere Vorgebirge Calpe der Berg Tariks (Dschebel al Tarik, woraus Gibraltar entstand) genannt. In den Tagen vom 19.—26. Juni 711 kam es zu der furchtbaren siebentägigen Schlacht bei Xeres de la Frontera, welche den Untergang des Westgotenreiches entschied. Im folgenden Jahre wurde die Eroberung der Halbinsel vollendet, und nur in den nördlichen Gebirgslanden hielten sich die Reste christlicher Herrschaft, um einst von da die Wiederherstellung neuer Reiche zu beginnen. 711

Bald wurden die Araber für Gallien gefährliche Nachbarn. Schon im Jahre 720 überschritten sie die Pyrenäen und eroberten die Mittelmeergestade des südlichen Frankreichs, die gotische Provinz Septimanien mit der Hauptstadt Narbonne. Aber wenn auch von hier aus arabische Reiterscharen schon die Rhone hinauf bis Autun schweiften, Neustrien bedrohten und Karl zwangen, an die Verteidigung des eigenen Reiches zu denken: der Hauptstoß der arabischen Macht traf doch zunächst Aquitanien, das längst vom Frankenreiche losgerissene Glied. Hier hatte Herzog Eudo ein neues aquitanisch-baskisches Reich begründet, dessen Selbständigkeit Pippin sowohl als Karl thatsächlich hatten anerkennen müssen. Im Jahre 721 freilich wurde der arabische Statthalter Spaniens El Samaah von Herzog Eudo, den Karl nicht unterstützte, bei Toulouse geschlagen und fiel in der Schlacht. Elf Jahre darauf aber, im Jahre 732, drangen die Araber unter Abderrahmans Führung abermals in Aquitanien ein, schlugen den Herzog Eudo und verheerten die fränkischen Lande bis in die Gegend von Tours hin mit Feuer und Schwert. Jetzt fühlten Karl und die Völker des fränkischen Reiches, was auf dem Spiele stand. Es handelte sich darum, ob christlich-germanische Bildung und Gesittung oder der Islam, ob Kreuz oder Halbmond über Europa herrschen sollte. Groß war die Not, und die Scharen der Araber unzählig. Zwischen Tours und Poitiers kam es zur Schlacht; sie dauerte einen ganzen Tag lang: aber einem Hammer gleich zermalmte Karl mit dem Heerbanne seiner hochstämmigen Austrasier, dem sich die Thüringer, Alemannen und Bayern, ja auch Langobarden angeschlossen hatten, die andringenden Muselmänner, deren stürmischer Andrang sich an der Tapferkeit Karls und seiner Franken, wie an einem unüberwindlichen Bollwerke, brach. Abderrahman selbst fiel; um ihn lagen, wie es heißt, 720 721 732

375000 Araber erschlagen auf der Walstatt. Die andern flohen über die Pyrenäen. Sechs Jahre später wiederholten sie ihren Einfall, erlagen aber bei Narbonne abermals der Gewalt des Hammers und wichen dann für immer hinter die Pyrenäen zurück.

Europa war gerettet, und Karl wurde als Held der Christenheit mit dem Beinamen Martell, d. h. der Hammer, geehrt. Als Vorkämpfer des christ- 734 lichen Glaubens hat er dann nach furchtbaren Kämpfen im Jahre 734 das heidnische Fürstentum des friesischen Nordens vernichtet, als kirchlichen Mittelpunkt für die Friesen das Bistum Utrecht begründet, und unter dem weitreichenden Schutz seiner geradezu königlichen Stellung begann Bonifacius in Deutschland seine folgenreiche Thätigkeit. So mächtig waltete Karl im Frankenreiche, daß er nach dem Tode des jungen merovingischen Königs Theodorich IV. 737/741 (737) den Thron unbesetzt lassen konnte. Vor seinem Ende (741) teilte er in der Versammlung seiner Dienstmannen das Reich unter seine beiden Söhne erster Ehe, **Karlmann** und **Pippin**, von denen jener Austrasien, dieser Neustrien und Burgund erhielt. Da aber Grippo (Grifo), ein Sohn Karls aus zweiter Ehe, auch auf einen Teil Anspruch machte, so hielten es die Brüder für besser, nochmals einen Schattenkönig, Childerich III., auf den Thron zu erheben. Beide Brüder hatten erst einige Jahre mit widerspenstigen Herzögen der Grenzlande zu kämpfen, besonders eine Empörung in Alemannien und Bayern zu unter- 746 drücken: in Alemannien wurde im Jahre 746 der herzoglichen Gewalt ein Ende gemacht und die fränkische Grafschaftsverfassung eingeführt, in Bayern ließ Pippin das Herzogtum noch bestehen und setzte den noch unmündigen 747 Thassilo unter fränkischer Oberhoheit zum Herzog ein. Im Jahre 747 zog sich Karlmann, des weltlichen Treibens müde, in das Benediktinerkloster Montecassino zurück und überließ seinem Bruder die alleinige Reichsverwaltung.

Pippin hat den Beinamen „der Kleine“ erhalten. Aber trotz seines kleinen Wuchses besaß er eine ungemeine Körperstärke. Einst schlug er bei einer Tierhetze einem Löwen, der einem Büffel auf dem Nacken saß, mit einem einzigen Hiebe den Kopf ab, so daß das Schwert noch tief in den Nacken des Büffels fuhr. Nachdem er seine Macht gegen aufrührerische Große gesichert hatte, dachte er daran, die königliche Würde, welche er der That nach behauptete, auch dem Namen und dem Rechte nach sich anzueignen. Dazu bedurfte er der höheren Weihe der Kirche. Er sandte daher zum Papst Zacharias in Rom und ließ ihn fragen, „wer des königlichen Namens und Thrones würdiger sei, der, welcher sorglos daheim sitze, oder der, welcher die ganze Last und Sorge des Reiches auf sich habe?“ Der Papst bedurfte der weltlichen Macht Pippins gegen die drohenden Langobarden ebenso sehr, als Pippin das geistliche Ansehen des Papstes nötig hatte. Zacharias antwortete also, es sei besser, daß derjenige König heiße, auf welchem die Last der Regierung ruhe. Durch diesen Ausspruch des ersten Bischofs der Christenheit wurden auch die fränkischen geistlichen und weltlichen Großen günstig für Pippin gestimmt. Da berief Pippin eine Reichsversammlung nach Soissons, auf welcher der schwache Merovinger

Childerich III. des Thrones entsetzt und ins Kloster gewiesen, Pippin aber einstimmig zum **König der Franken** gewählt und dreimal auf dem Schilde in der Versammlung herumgetragen ward (751). Bei der darauf folgenden 751 Krönung vollzog eine Anzahl fränkischer Bischöfe (nicht Bonifacius) die bis dahin bei den Franken nicht übliche Salbung, und um die Erinnerung an die Merovinger in den Hintergrund zu drängen, wurden die Reichsversammlungen vom 1. März auf den 1. Mai verlegt, somit die sogenannten Märzfelder in Maifelder verwandelt.

---

3. Allgemeines über die Völkerwanderung. Der fränkische Lehnsstaat.

Die germanischen Völker dürfen keineswegs als völlig roh, als Barbaren im gewöhnlichen Sinne des Wortes betrachtet werden. Wir haben gesehen, daß die Helden der Völkerwanderung, ein Alarich, Geiserich, Theodorich, nicht ohne leitenden Plan handelten, vielmehr einen tiefgehenden politischen Blick entwickelten. Waren jene Völker auch noch ohne höhere wissenschaftliche Bildung, so hatte sich doch ihre klangvolle Sprache im Heldenliede bereits zur Poesie gestaltet. Wie im hellenischen Altertum zogen Sänger und Dichter — und beide Begriffe hingen zusammen — von einem Hoflager zum andern, und die Lieder von den Burgunden, vom großen Dietrich von Bern, von Etzel, fanden an allen germanischen Königshöfen ihren Widerhall. So bildete die Sprache ein mächtiges Band zwischen den einzelnen Völkern und wahrte das Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit. Boten und Gesandtschaften gingen herüber und hinüber, Ehen und Bündnisse wurden geschlossen. Aus diesem regen Wechselverkehr entstand das **Heldenlied**, in dem sich die Erinnerung an die großen Thaten der Helden der Völkerwanderung niederschlug, aber die Sage selbst setzt sich mit der Kühnheit der Poesie über Zeit und Raum hinweg: sie läßt die Burgunder nach dem Hunnenlande ziehen, verbindet den großen Dietrich von Bern und seinen treuen Hildebrand mit dem mächtigen Etzel zu gleichzeitigen Personen und stellt in Siegfried, der ursprünglich ein nordischer Frühlingsgott ist, einen jugendlichen Helden dar, der, treu und kindlich, arglos und doch gewaltig vor allen, das Urbild des deutschen Wesens repräsentiert.

Die große Völkerwanderung, die gewaltigste Umwälzung aller Völker- und Staatenverhältnisse, in der nicht blos einzelne Herden und Kriegsscharen, sondern ganze längst an ihre Heimat gekettete Völker mit Weib und Kind und all ihrer Habe die alten Sitze verließen und in weiter Ferne neue suchten, versetzte die Lage der einzelnen, der Gemeinden und ganzer Völker in ein unstetes Schwanken und Wogen, infolgedessen sich alle Besitzverhältnisse auflösten, die moralischen Bande der Gesellschaft sich lockerten und die Grenzen der Staaten und Länder ihre Bedeutung verloren. Das ganze politische System der Vorzeit wurde durch diese Völkerwanderung aufgelöst, und eine **neue**

Ordnung der Dinge mußte sich herausbilden, wie sie den völlig verschobenen und verrückten Verhältnissen der Völker entsprach.

Als die gewaltige Bewegung allmählich zum Stillstand gelangt war, zeigte es sich, daß das germanische Element im Osten und Norden viel von seinem früheren Besitze verloren hatte, indem die Länder an der Weichsel und Oder und die Küsten an der Ostsee an vordringende slavische Stämme übergegangen waren, und das deutsche Land nur bis zur Elbe reichte. Dagegen war nach Westen und Süden ungleich mehr gewonnen, denn die schönen und reichen Provinzen des Westreichs waren in die Hände der siegreichen Deutschen gefallen; bis zum Ocean und zum Mittelmeer hatten die Germanen alles Land unterworfen und über die Meere noch hinaus in Britannien und Afrika Herrschaften gegründet. Auch in sich selbst hatten die deutschen Stämme bedeutende Umgestaltungen und Spaltungen erlitten, aber ungeachtet dieser Wandlungen hatte sich im allgemeinen die alte Gemeindeverfassung rein und ungetrübt erhalten und mit ihr deutsches Wesen und deutsche Sprache sich dauernd befestigt. Durch diese ihre alte Verfassung blieb den Germanen jener Freiheitssinn und jene Kraft bewahrt, die ihnen den Sieg über das römische Reich verliehen; aber auch ihnen hatte der lange Kampf gezeigt, daß ohne eine starke, leitende Gewalt dauernde Erfolge nicht zu erzielen seien. Unter Heerkönigen hatten sie gefochten und das weite Reich in Besitz genommen, und nur unter Königen konnten sie sich im Besitz erhalten. Das Königtum war unter ihnen eine Notwendigkeit geworden. Sobald die deutschen Stämme die Herrschaft über andre Völker gewonnen hatten, mußten sie an ihre Spitze eine machtvolle Persönlichkeit stellen, in deren Hand sich die Herrschaft in einer einheitlichen Spitze gipfelte. Das Königtum wurde erblich und unabhängig vom Volke, das wegen der Größe der Reiche selten oder gar nicht mehr zu den alten Stammesversammlungen zusammentrat. Die Befugnisse der letzteren, die oberste Gerichtsbarkeit und die Entscheidung über Krieg und Frieden, fielen an den König, an die Stelle des Gemeinfriedens trat der Königsfrieden, und der König konnte Gehorsam gegen seine Befehle durch Strafen erzwingen, denn ihm stand der Bann im Gericht wie im Heer zu, den er durch von ihm bestellte Beamte ausübte. Wenn auch noch immer die freien Gemeindegenossen über ihre eignen Angelegenheiten beraten, so geschieht dies doch unter dem Vorsitz der königlichen Beamten, und bei Versammlungen des ganzen Volkes, sei es zur Heerschau, sei es zur Beratung über das allgemeine Wohl, erscheint immer der König an seiner Spitze, der schon als geheiligte Person betrachtet wird. So ist das Königtum aus dem Innern der deutschen Verhältnisse erwachsen, nicht von außen gekommen, aber das Beispiel der römischen Kaiser hat auf die Entwickelung der königlichen Macht einen erheblichen Einfluß ausgeübt. In der Umgebung des Königs bildet sich bald ein mächtiger Adel aus, der aus den Beamten besteht, welche die Heere führen und die bürgerliche Verwaltung leiten, ja alle, die im Gefolge des Königs stehen und ihm zu persönlichem Dienst verpflichtet sind, empfangen einen Abglanz von seinem Glanze und genießen die Vorzüge seiner

höheren Stellung mit. Höhere Ehren, reichere Schenkungen an Geld, an Land und Leuten werden ihnen zu teil. Aus dem Gefolge wurden die Beamten gewählt, welche die Heere führten, den Gerichtsbann übten und den Dienst am Hofe leisteten. Es bildete sich, wie schon oben bei den fränkischen Verhältnissen gezeigt, ein Hofstaat, und der Marschall, Kämmerer, Truchseß und Mundschenk stiegen bald zu hohen Kronbeamten auf, neben dem Reichskanzler und Pfalzgrafen, denen wieder eine große Zahl niederer Dienstleute zur Seite stand. Aber dieser neue Dienstadel war noch kein erblicher, beruhte vielmehr nur auf der freien persönlichen Huld des Königs, und eben dadurch unterschied er sich von jenem uralten germanischen Erbadel, aus dem einst die Könige selbst hervorgegangen waren, und der jetzt neben dem neuen Dienstadel mehr und mehr verschwinden mußte. Nachdem sich auf solche Weise neue Gewalten entwickelt hatten, bedingten und beschränkten sich Königsherrschaft und Volksfreiheit in mannigfacher Weise, und während das Königtum die Kräfte des Volks zu bestimmten Zwecken vereinigte, schützte der alte Freiheitssinn des Volks und die daraus hervorgegangenen staatlichen Ordnungen vor der Despotie der Herrscher.

Sobald die Germanen in den eroberten römischen Provinzen als Herrscher festsaßen, fingen sie an, die Verhältnisse in denselben friedlich zu ordnen. Sie verfuhren hierbei auf verschiedene Weise. Die einen ließen sich, wie die Ostgoten, ein Drittel, die andern, wie die Westgoten und Burgunder, zwei Drittel, von Grund und Boden abtreten und überließen das übrige den alten Bewohnern zu eigner Bebauung. Nur die Vandalen nahmen das Ganze für sich. Da die in Gallien längst seßhaften Franken nicht erst eine Begründung, sondern nur eine Vermehrung ihres Grundbesitzes beanspruchten, so fanden sie an den kaiserlichen Domänen und an dem herrenlosen Landeigentum der in den vielen Kriegen umgekommenen oder ausgewanderten Romanen hinlängliche Befriedigung, worin neben der Gemeinsamkeit des katholischen Glaubens ein Grund mit lag, daß sich so rasch ein organischer fränkischer Staat auf der eroberten Grundlage erhob. — So wenig wie die Franken an dem Privatgrundbesitz, haben sich die Germanen überhaupt an den Personen vergriffen. Der freie Romane behielt seine Freiheit und hatte, namentlich im fränkischen Reiche, oft eine ehrenvolle bürgerliche Stellung, indem er als Träger der alten Bildung hohe Ämter in Staat und Kirche bekleidete. Seine geringere Stellung gegen die Deutschen beruhte nur auf drei Punkten: auf der gezwungenen Landabtretung, auf der größeren Gewalt des Königs über ihn, weil für die Romanen das absolutere römische, nicht das freiere germanische Recht galt, und auf dem geringeren, meist halben Wergeld, welches der zu zahlen hatte, der einen Romanen erschlug oder verletzte. Die zahlreichen römischen Sklaven, welche nur den Herrn wechselten, hatten bei ihren neuen Gebietern in der Regel ein besseres Los, da schon die Germanen der Urzeit ihre Sklaven besser behandelten als die Römer. Überhaupt waren die Germanen nach den ersten, meist wilden und grausamen Einbrüchen milde Herren, und hatten die Romanen

(Welschen, Walchen) von ihrem Landeigentum einen Teil aufopfern müssen, so war auch dagegen der furchtbare Steuerdruck weggefallen, der in den letzten Zeiten des Römerreichs auf den schon verarmten Unterthanen gelastet hatte. Obwohl nun auch die Germanen im allgemeinen den Welschen als Befreier erschienen und ihnen neue frische Lebensthätigkeit einhauchten, so konnten sich doch die beiden Elemente der Bevölkerung nicht miteinander befreunden. Die Germanen waren zwar, als sie die römischen Provinzen eroberten, fast sämtlich zum Christentum übergegangen, und nur die Franken und Angelsachsen bildeten eine Ausnahme, aber das Christentum war ihnen in der Form des arianischen Bekenntnisses überliefert, das in der Folge dem athanasianischen oder katholischen weichen mußte. Dem letzteren hingen die Romanen an, und deshalb entzündete sich bei ihnen heftiger Glaubenshaß gegen ihre germanischen Sieger, in denen sie doch nur ihre Bedrücker und jetzt noch obendrein Ketzer sahen, obgleich diese im ganzen duldsam gegen andre religiöse Ansichten waren.

Während unter der Herrschaft der Angelsachsen in Britannien die altrömische wie die keltische Bevölkerung geschwunden, und deutsche Sprache, deutsche Sitte, deutsches Recht, ja sogar deutsches Heidentum eingewandert war, hatte sich in Gallien eine Verschmelzung der römisch-gallischen Bevölkerung mit der germanischen, den Westgoten, Burgundern und kleineren Volkselementen vollzogen, die einerseits in der Macht der römischen Bildungs- und Lebensformen, anderseits in der empfänglichen Natur der germanischen Einwanderer ihren Grund hat. Die letzteren wandten fortwährend ihr Interesse dem Kriege und den Waffen zu, während die Künste des Friedens, Verwaltung, Rechtspflege, Wissenschaft in den Händen der Romanen blieben, und die römische Sprache in Staat und Kirche, wie im Verkehrsleben die herrschende war. Römisches Recht und Gerichtswesen blieben in Geltung, und das alte Volksrecht und die überlieferten Gesetze der Westgoten, Burgunder und Franken, als „Gesetze der Barbaren“ (leges barbarorum) schriftlich aufgezeichnet, zeugten einerseits von römischer Einwirkung, und waren anderseits nur Auszüge aus uralten Normen, besonders über Bußen für Verletzung des Eigentums und der Person.

Durch die Unterwerfung Galliens waren die fränkischen Könige, wie bereits bemerkt, in den Besitz großer erledigter Güter gekommen. Es mußte im Interesse des Kriegsherrn liegen, diejenigen aus seinem Dienstgefolge, die sich durch Verdienste besonders ausgezeichnet hatten, sich näher zu verbinden. Wie nun schon jeder aus den Dienstmannen ein Los erhielt, Allodium, als erbliches Grundeigentum zur beliebigen weiteren Verteilung, so waren die Könige noch besonders im stande, denjenigen ihrer Mannen, die sie enger an den Thron zu knüpfen suchten, zu diesen Allodien noch besondere Grundstücke zu lebenslänglicher Nutznießung zu überlassen. Ein solcher Teil hieß Lehn (beneficium oder feudum), die Inhaber waren Lehnsmannen, Dienstmannen, Vasallen, Getreue (leudes, antrustiones, vassi, fideles). Dies Lehn galt als Besoldung für geleistete Dienste im Heer und in der Hofhaltung und konnte nach dem Tode

des Besitzers, oder wenn dieser seinen Verpflichtungen nicht nachkam, besonders im Falle der Treulosigkeit (Felonie), wieder zurückgezogen werden. Die Lehnsträger verpflichteten sich für die empfangene „Wohlthat" zu besonderer Treue und dauerndem Kriegsdienst und bildeten den Kern der Getreuen. Auf gleiche Weise belehnten reiche Freie wieder andre weniger Begüterte mit ihrem Eigentum, ja sogar mit Teilen ihrer Lehne (Afterlehne) und gewannen sich dadurch ebenfalls Lehnsleute oder Vasallen. So entstand der niedere Adel neben dem höheren. Aus diesen Verhältnissen bildete sich das Lehnswesen (Feudalsystem), die Grundlage des mittelalterlichen Staates, und aus den Lehnsträgern ein neuer Grundadel, der auch im Frankenreiche den alten Geburtsadel wie die alte Gauverfassung zurückdrängte. Das Lehnswesen zog sich wie eine Kette vom König, dem obersten Lehnsherrn, bis zum untersten Vasallen, der keinen Lehnsmann mehr hatte, hinab. Der einflußreichste im neuen Dienstadel war, wie wir gesehen haben, der major domus, der als Stellvertreter des Königs das Heer anführte oder den Gerichtsbann ausübte. Die Erblichkeit der Lehne ward in der Folge teils von den Königen zugegeben, teils von den Lehnsleuten usurpiert, ebenso das Recht, den Majordomus zu wählen. Auch die Kirche hat ihre Lehne und Lehnsleute.

Außer den Lehnsleuten, deren persönliche Freiheit durch das Lehnsverhältnis keine Veränderung erlitt, gab es noch Freie im Frankenreich. Sie hatten das Recht, Grundeigentum zu besitzen, am Gericht und an der Volksversammlung teilzunehmen, sie waren zur Heeresfolge verpflichtet und leisteten dem König alljährlich ein freiwilliges Geschenk. Sie waren zu Genossenschaften vereinigt, welche Gaue hießen und wiederum in Hundertschaften (Centene), sowie diese in Gemeinden zerfielen. Die Zahl der Gemeinfreien war im Abnehmen. Viele zogen es vor, ihr Allod der Kirche oder hohen Adligen zu vergeben und es als Lehne, und zwar dann vergrößert, zurückzuempfangen (feudum oblatum). Wer sich im Zustand der Unfreiheit befand, sei es durch Geburt oder Königsgefangenschaft oder erlittene Strafe, durfte weder Eigentum besitzen, noch am Gericht oder der Verwaltung teilnehmen. Die Unfreiheit hatte zwei Stufen: der Leibeigene oder dienstbare Knecht war ohne Schutz seiner Persönlichkeit, das völlige Eigentum seines Herrn, der ihn verkaufen oder töten konnte; die Hörigen bestellten entweder als unfreie Zinsbauern das fremde Feld gegen Abgaben und Dienste und waren an die Hufe gebunden, oder besorgten als Liten die Geschäfte des Hauses von den niedrigen Arbeiten bis zu den feineren des gebildeten Lebens (Ministeriales) und waren durch ein Wergeld vor dem Mißbrauch der herrschaftlichen Gewalt geschützt. Die Freilassung der Unfreien gewährte diesen eine Erleichterung und Verbesserung ihrer Verhältnisse, aber nur die symbolische Freilassung vor dem Könige verlieh die Rechte des Volksfreien.

An der Spitze des Reichs stand der König, dessen Würde in seinem Geschlechte zwar erblich war, aber eine Anerkennung seitens des Volkes bedurfte. Während er vordem nur Heerkönig war, wurde er nach der Besitznahme der

römischen Provinzen aus einem Volkskönig ein Beherrscher des Reichs. Seinen römischen Unterthanen erschien er als Nachfolger der altrömischen Imperatoren mit dem Ehrenrang eines „Augustus", den Franken als ihr Kriegsherr, den Lehnsträgern als ihr Oberlehnsherr. Der König hatte kein Wergeld, und Untreue oder Verletzung seiner geheiligten Person konnte nur mit dem Leben gebüßt werden. Die fränkischen Könige trugen als Auszeichnung langes Haar, in der Folge kamen Kopfbinde, Spieß und andere Abzeichen der Herrschaft hinzu. Die Könige lebten in ihren Palästen oder Pfalzen, die sie in allen Teilen des Reichs besaßen, wohin sie außer zur Jagd und zu Festlichkeiten ihre Getreuen auch zu Versammlungen beriefen. Auch Kirchenversammlungen (Concilia) bedurften ihrer Genehmigung. Die Einkünfte des Königs bestanden in dem Ertrage seiner eignen Güter, in den Steuern der Romanen und freiwilligen Geschenken der Franken, in den Tributen der zinspflichtigen Völker, in Zöllen, Hafen-, Weg- und Marktgeldern, sowie in Strafbußen und Gütereinziehungen. Der Königsschatz bestand in Gold und Kostbarkeiten und erbte von Geschlecht zu Geschlecht.

Die Verwaltung des Frankenreichs war den Grafen übertragen, die den einzelnen Gauen vorstanden, aber nicht mehr, wie in der Vorzeit, von der Gemeinde, sondern vom König ernannt wurden. Sie hatten für Recht und Gerechtigkeit, für Ruhe und Ordnung zu sorgen, die Schwachen und Hilfsbedürftigen zu schützen, die Abgaben zu erheben und den Heerbann auszuüben. Da die Teilnahme der Freien an den Versammlungen, wo nach alter Weise an den Malstätten Recht gesprochen wurde, ebenso wie die Rechtskunde, sich minderte, so wurden Schöffen (Rachinburgen) gewählt, um das Urteil zu fällen. Als Beweismittel galten bei Civilsachen Zeugen und Urkunden, welche meist der Kläger mitbringen mußte, bei peinlichen Sachen Eid, Eideshelfer und Gottesurteile (Ordale). Diese, durch welche sich der Beklagte, besonders der Unfreie, reinigen mußte, bestanden teils in der Feuerprobe, wobei der Angeklagte die bloße Hand ins Feuer halten, durch einen brennenden Holzstoß gehen, ein glühendes Eisen mit bloßen Händen halten oder mit bloßen Füßen betreten mußte, teils in der Wasserprobe, die bald mit siedendem Wasser, indem er — was Kesselfang hieß — etwas aus einem Kessel herausholen mußte, bald mit kaltem Wasser vorgenommen ward, wobei der Untersinkende als unschuldig galt und herausgezogen wurde. Letztere Probe ward namentlich bei der Anklage wegen Hexerei in Anwendung gebracht. Die Kreuzprobe bestand in unbeweglichem Stehen mit in Kreuzform ausgestreckten Händen. Bei den Freien war das häufigste Gottesurteil der Zweikampf. Die Gesetzbücher (leges), besonders das salische Gesetz (lex salica) bei den Franken enthalten fast nur Strafbestimmungen, durch welche die Blutschuld für begangenen Mord gesühnt oder Entgelt für Körperverletzung geleistet werden konnte. Am höchsten im Preise standen die Franken im Gefolge des Königs, „die Antrustionen", da ein an einem solchen verübter Mord nur mit einem „Wergeld" von 600 Goldgulden (solidi) an die Verwandten gebüßt werden konnte, falls diese nicht

Erklärungstafel.

veihnai namo thein. quimai thiudi-
geheiligt werde Name dein. es komme König-
nassus theins. vairthai vilja
reich dein. es werde Wille
theins. sve in himina jah ana
dein wie im Himmel auch auf
airthai. Hlaif unsarana thana sin-
Erden. Brot unſer dieſes täg-
teinan gif uns himma daga. Jah
liches gib uns dieſen Tag. Und
aflet uns, thatei skulans sijai-
erlaß uns daß Schuldige wir ſei-
ma. svasve jah veis afletam thaim
en. ſowie auch wir erlaſſen dieſen
skulam unsaraim. Jah ni brig-
Schuldigen unſeren. Auch nicht brin-
gais uns in fraistubnjai. ak lau-
ge uns in Verſuchung. ſondern lö-
sei uns af thamma ubilin. unte
ſe uns von dieſem Übel. denn
theina ist thiudangardi jah mahts
dein iſt Herrſchaft und Macht
jah vulthus in aivins. amen.
und Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.
md Unte jabai afletith mannam
Denn wenn ihr erlaßt Menſchen
missadedins ize. afletith jah
Miſſethaten ihre erläßt auch
izvis atta izvar sa ufar himinam.
euch Vater euer eben der himmliſche.
v. 15. Ith jabai ni afletith mannam mis-
Aber wenn nicht ihr erlaßt Menſchen Miſ-
sadedins ize ni thau atta iz-
ſethaten ihre, auch nicht etwa Vater eu-
var afletith missadedins izva-
er erläßt Miſſethaten eu-
m. e. ros: Aththan bithe fastaith ni vair-
er: Aber wenn ihr faſtet auch nicht wer-
thaith svasve thai liutans gaurai
det wie die Heuchler betrübte



Verkleinerte Nachbildung einer Seite des Codex Argenteus zu Upsala.

Bruchstück von Bischof Ulfilas gotischer Bibelübersetzung (aus der Bergpredigt mit dem grössten Teil des Vaterunsers) geschrieben im vierten Jahrhundert nach Christus.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

Fehde oder Blutrache vorzogen; dennoch stand ein Bischof noch höher, und die Buße betrug 900 Solidi; ein Römer im königlichen Gefolge hatte ein Wergeld von 300, ein gemeinfreier Franke von 200 Solidi, ein freier Romane von 45, ein unfreier von 30 Solidi. Auch für Verletzungen an der Person, an Hab und Gut, für Ehrenkränkungen und andre Verbrechen ward eine Buße (compositio weregeldum) bezahlt, und zwar unterschieden sich immer Franke und Romane, Freier und Unfreier. Todesstrafe und körperliche Züchtigung trafen in der Regel nur die Unfreien. Unter den Gaugrafen standen die Hundertgrafen und Dinggrafen. Über mehrere Grafen, deren Amt in der Regel lebenslänglich war, war ein Herzog gesetzt, dem Heerverfassung und Kriegsführung oblag. Er war der höchste Anführer nach dem König, bis mit der Zeit der Majordomus auch beim Heere den ersten Rang einnahm.

---

4. Das Christentum bei den Germanen. Klöster im Abendlande. Bonifacius, Apostel der Deutschen.

Während die germanischen Völkerstämme das morsche Römerreich in den Staub traten, beugten sie sich im Laufe langdauernder Kämpfe vor der geistigen Macht des Christentums und gewannen dadurch die hohe Bestimmung, in den Ländern des zerrissenen Römerreichs neue Staaten zu gründen, in denen sich germanisches Wesen mit christlicher Bildung verschmelzen sollte. Die Germanen lernten das Christentum, schon ehe es durch Konstantin zur römischen Staatsreligion erhoben war, auf friedlichem Wege kennen durch die zahlreichen römischen Kriegsgefangenen und durch die Menge von Landsleuten, die nach längerem Dienste in den römischen Legionen in die Heimat zurückkehrten. Im dritten Jahrhundert entstanden in den belgischen und rheinischen Provinzen christliche Gemeinden, und in den Donaugegenden trat eine Masse Goten zum Christentum über. Schon auf dem Concilium zu Nicäa (325) erscheint der gotische Bischof Theophilos, dessen Nachfolger der berühmte Ulfilas war (318 bis 388), von dem sich selbst Fridigern in der Lehre des Heils unterweisen und taufen ließ, während Athanarich die Bekenner Christi blutig verfolgte. Entsprossen aus einer christlichen Familie Kleinasiens, die einst auf einem Raubzuge von den Westgoten gefangen und fortgeführt war, verbreitete Ulfilas unter den Westgoten das Christentum in der arianischen Glaubensform, der er bis zu seinem Tode treu blieb. Er war es, der die Bibel ins Gotische übersetzte und damit das älteste deutsche Sprachdenkmal schuf, das uns erhalten ist*).

*) Das Vaterunser lautet in gotischer Übersetzung:
Atta unsar thu in himinam. veihnai namo thein. quimai thiudinassus theins. vairthai vilja theins, sve in himina jah ana airthai. hlaif unsarana thana sinteinan gif uns himma daga. jah aflet uns thatei skulans sijaima, svasve jah veis afletam thaim skulam unsaraim. jah ni briggais uns in fraistubjnai. ak lausei uns af thama ubilin. unte theina ist thiudangardi ja mahts ja vulthus in aivins. amen.

Aber mit der Zeit, wo die geistige Macht der christlichen Heilslehre von den verderbten Völkern der römischen Welt auf die naturkräftigen germanischen Stämme überging, war auch die Zeit der Entscheidung gekommen, wo diese, aus ihrer nationalen Beschränktheit und Abgeschlossenheit heraustretend, auf den Schauplatz der großen Weltgeschichte berufen wurden, um ihre hohe Bestimmung, Träger einer neuen christlichen Weltordnung zu werden, zu erfüllen.

Die Westgoten brachten den arianischen Glauben nach Gallien und Spanien, wo sie ihn später mit dem katholischen vertauschten. Die Ostgoten trugen ihn nach Italien. Die Vandalen, die ihn von den Goten empfangen haben sollen, verhängten in Afrika die heftigsten Verfolgungen über die Anhänger der katholischen Kirche. Die Burgunder, anfangs arianisch, wie ihre westgotischen Nachbarn, traten im sechsten Jahrhundert zur rechtgläubigen Kirche über, und von ihnen empfingen die Franken durch Vermählung der Chlotilde mit Chlodwig das katholische Bekenntnis. Auch die Langobarden vertauschten den arianischen Glauben mit dem katholischen. Die Alemannen am Oberrhein und die Angelsachsen in Britannien blieben bis ins sechste und siebente Jahrhundert ihrem alten Heidentum getreu. Der Friesenfürst Radbod hatte bereits den Fuß in das Taufwasser gesetzt, als ihm die Frage einfiel, ob denn seine Vorfahren in dem Himmel wären. Auf die Antwort, daß sie in der Hölle schmachteten, da sie ja Heiden gewesen, zog er den Fuß heraus, indem er lieber mit seinen tapferen Ahnen verdammt, als mit den Christen selig werden wollte.

Mit der weiteren Ausbreitung des Christentums unter den germanischen Völkern hängt die Verpflanzung des Klosterwesens aus dem Orient in das europäische Abendland innig zusammen, dessen wir daher hier in Kürze zu gedenken haben.

Schon in den ersten christlichen Jahrhunderten entwickelte sich in vielen die Neigung, von den Stürmen und geräuschvollen Händeln der Welt getrennt, ihr Leben in stiller Einsamkeit Gott zu weihen. Solche Menschen hießen Einsiedler (Eremiten, Anachoreten). Durch Ertötung der sinnlichen Natur, durch Fasten, Beten und Kasteiungen suchten sie eine höhere Stufe der Vollkommenheit zu erreichen. Aus diesem Streben entstand das Mönchs- und Klosterleben. Am meisten Nahrung fand dasselbe in Ägypten, einem Lande, dessen Klima und Naturbeschaffenheit von jeher bei seinen Bewohnern einen düstern, dem Leben abgestorbenen Sinn hervorgebracht hat. Als der eigentliche Stifter des Mönchslebens ist der Ägypter Antonius zu betrachten. Er verteilte sein ganzes Vermögen unter die Armen, zog sich dann von der Welt zurück und begab sich im Jahre 285 in eine Wüste. Hier strebte er die körperlichen Bedürfnisse so viel als möglich zu beschränken; er gelangte bald in den Ruf eines Heiligen, und sein Leben wurde in der Folge mit Märchen und Wundergeschichten ausgeschmückt. Sein Beispiel und seine Ermahnungen veranlaßten viele zu gleicher Lebensweise, so daß in dieser Gegend viele Hütten entstanden, in denen sich die Menschen einem einsamen Leben hingaben. Sie wurden mit einem griechischen Ausdrucke Mönche, d. h. Alleinlebende, genannt. Außer Andachtsübungen, Beten und Fasten machte Antonius den Mönchen Handarbeiten zur Pflicht. Er starb in einem Alter von fast hundertundfünf Jahren (356). Sein Schüler Pachomius förderte diese Richtung weiter, indem er die Mönche zum Zusammenleben in gemeinschaftlichen Gebäuden aufforderte, die von der Einschließung lateinisch claustra hießen, woraus Kloster entstand. Der Vorsteher eines Klosters hieß „Vater" (abbas, daher Abt). Bei seinem Tode (348) hinterließ Pachomius schon einige Tausend Mönche, von denen neue Ver-

bindungen zu demselben Zwecke gegründet wurden. Die Begeisterung für diese Lebensart riß auch Frauen zu ähnlichen Verbindungen hin. Auch die Nonnenklöster gingen von Ägypten aus, nach der Überlieferung ebenfalls von Pachomius, der für seine Schwester und die um dieselbe versammelten Frauen das erste Nonnenkloster gründete. Man gründete die Klöster nun nicht mehr bloß in Einöden, sondern auch in Städten, und ihre Zahl nahm immer mehr zu.

Aus dem Oriente verbreitete sich das Mönchswesen nach dem Abendlande, gewann aber hier eine ganz neue Gestaltung, die es zu einer höchst eigentümlichen Erscheinung des Mittelalters machte. Während sich die Mönche in Ägypten einem unfruchtbaren, beschaulichen Leben hingaben, nahmen sie im Abendlande eine mehr auf das Leben einwirkende, praktische Richtung. Diese gab ihnen **Benedikt von Nursia** (von 480—543), der 529 das Kloster Monte Cassino gründete und noch zwölf andern Klöstern eine schriftliche Regel aufstellte, welche nicht allein für die Mönche seiner Klöster, sondern auch für viele andre als Richtschnur galt. Jeder Aufzunehmende mußte sich zu dieser Regel (regula St. Benedicti) und zu unbedingtem Gehorsam gegen die Oberen durch ein unverbrüchliches Gelübde verpflichten, das ihn für immer von der Welt schied. Benedikt machte den Mönchen, die sich nach ihm Benediktiner nannten, und zu denen fast alle Klöster des Abendlandes gehörten, außer Fasten und Beten noch Handarbeit und Jugendunterricht zur Pflicht, und gerade dadurch wurden die Benediktiner in der Zeit der Blüte der Klöster zu Wohlthätern des Abendlandes. Sie sorgten für die geistigen und physischen Bedürfnisse des Volkes, sie machten Wälder urbar und lehrten Feld- und Gartenbau, sie waren die Tröster, Berater und Helfer der Schwachen und Unterdrückten. Aus ihren stillen Klausen gingen die aller Aufopferung fähigen Glaubensboten hervor, welche unter steten Gefahren und Beschwerden den Heiden das Evangelium brachten und durch Fleiß und Ordnung ein segensreiches Beispiel gaben. Die Klöster gewährten in jenen von rohem Kriegsgetümmel heimgesuchten Zeiten den Bedrängten eine sichere Zufluchtsstätte, und was von den Schriftstellern der Griechen und Römer gerettet ist, das verdanken wir dem sorgsamen Fleiße der Mönche, welche in damaliger Zeit die einzigen Träger der Gelehrsamkeit und Bildung waren.

Während diejenigen germanischen Stämme, die sich im römischen Reiche Wohnsitze gesucht hatten, längst zum Christentum übergegangen waren, war dasselbe bis zum Ende des sechsten Jahrhunderts noch nicht ins Innere Deutschlands gedrungen, wo Alemannen, Bayern, Thüringer, Sachsen und Friesen ihre Sitze hatten. Von der unter dem steten Waffengeräusche und den vielfachen Wirren des Reiches entarteten fränkischen Geistlichkeit konnte keine Bekehrung der deutschen Völker ausgehen, welche noch in der Finsternis des Heidentums lebten. Zwei wenig beachtete Inseln, **Irland und England**, waren es, von denen zuerst **Sendboten** ausgingen, um das Wort vom Kreuze auch in den Wäldern Germaniens zu verkünden. Die ersten Heidenbekehrer waren aus Irland, das damals wegen seines christlichen Eifers eine Insel der Heiligen genannt ward. Die Iren hatten das Christentum bereits im fünften Jahrhundert empfangen, aber nicht in der Form, wie es später in der katholischen Kirche zum Ausdruck kam. Getrieben von inniger Liebe zu dem, der sie selbst aus heidnischer Finsternis zu göttlichem Lichte berufen, zogen diese Glaubensboten in die verschiedenen Gegenden zu den deutschen Stämmen, um auch ihnen die Segnungen des Christentums zu bringen, um unter Entbehrungen, Mühseligkeiten und Gefahren Klöster und Kirchen, die Stätten christlicher Bildung, zu gründen. Der thätigste dieser Bekehrer war **Columban**,

„der im siebenten Jahrhundert mit zwölf seiner Gefährten Irland verließ, um in Austrasien und Burgund durch die Predigt von Christo und durch die Heiligkeit des Wandels dem sittlich-religiösen Verderben zu steuern, das unter der merovingischen Lasterherrschaft alle Stände ergriffen hatte.“ Er gründete mehrere Klöster, unter denen das von Luxeuil in der Freigrafschaft Burgund durch Strenge der Zucht zu großem Ansehen gelangte. Auf Anstiften der bösen Brunhilde vertrieben, begab er sich mit seinen Gefährten Gallus und Magnoald an die Ufer des Bodensees. Hier, wo nachher Bregenz entstand, predigte er das Evangelium, während seine Genossen die Götzenbilder und Opferaltäre zerstörten. Nach einem dreijährigen Aufenthalt von einem heidnischen Volksherzog verjagt, nahm Columban seinen Weg über die Alpen, aber der heilige Gallus, der krank zurückgeblieben, gründete in tiefer Wildnis am Flüßchen Steinach das Kloster St. Gallen, das in der Folge als Abtei durch Bildung und Gelehrsamkeit glänzte. Columban starb bei den Langobarden in dem von ihm gegründeten Kloster Bobbio unweit Pavia. Von St. Gallen verbreitete sich das Evangelium nach Konstanz. Neben Columban und Gallus entwickelte Pirmin eine große Thätigkeit, und das von ihm auf einer Insel im Bodensee gegründete Kloster Reichenau wetteiferte mit St. Gallen in der Pflege der Wissenschaften. Der h. Fridolin gründete am Oberrhein das Kloster Säckingen. Der h. Kilian ließ sich in Würzburg nieder und verkündete den Bewohnern das Wort vom Kreuze, wobei er den Märtyrertod fand (689). Der h. Emmeran wirkte in gleicher Weise in Regensburg für die Bayern. Auch er starb als Märtyrer, und über seinen Gebeinen erhob sich das Kloster St. Emmeran.

Während diese irischen Missionare nur hier und da den Samen des Evangeliums ausstreuten, kam erst durch die Thätigkeit der Angelsachsen ein eigentlicher Zusammenhang in das Werk der Heidenbekehrung in Deutschland.

Die Angelsachsen hatten, wie oben bemerkt, ihr Heidentum mit nach Britannien genommen. Das Verdienst, sie für das Christentum gewonnen zu haben, gebührt dem Papste Gregor I. (590—604). Einst sah er, noch ehe er Papst geworden, auf dem Markte zu Rom Jünglinge, durch Schönheit und edle Haltung ausgezeichnet, die als Sklaven verkauft werden sollten. Als er auf seine Frage erfuhr, daß sie Angeln seien, rief er aus: „Wohl, sie sollen der Engel (angeli) Genossen im Himmelreiche sein, denn ein englisches Ansehen tragen sie.“ Er erfuhr den Namen ihres Landes, Deira. „De ira eruti, der Verdammnis entrissen und zur Barmherzigkeit Christi berufen,“ entgegnete Gregor. Und als sie ihren König Aella nannten, sprach er: „Allelujah, das Lob Gottes, der die Welt erschaffen, soll in jenen Reichen gesungen werden.“ Als Papst sandte er (596) den römischen Abt Augustin mit vierzig andern Geistlichen nach Britannien. Augustin wurde Erzbischof von Canterbury, und mit dem Jahre 681, wo Sussex zum Christentum übertrat, war die Bekehrung der Angelsachsen vollendet.

Bald fühlten sie sich von einem unwiderstehlichen Drange begeistert, ihren deutschen Stammesbrüdern das Evangelium zu verkünden, und Männer von edler Abkunft, ja von königlichem Geschlechte, weihten sich diesem frommen Berufe. Sie wandten sich zuerst zu den benachbarten Friesen, deren Wohnsitze sich vom Zuydersee fast den ganzen Nordseestrand entlang bis ins nörd-

liche Schleswig hinzogen. Den Franken mußte daran liegen, daß die kühnen, seekundigen, aber unruhigen Nachbarn zum Christentum bekehrt wurden. Deshalb unterstützten Karl Martell und Pippin der Kleine die Thätigkeit der angelsächsischen Missionare. Aber die Friesen setzten der Annahme des Evangeliums, in dem sie nur Knechtschaft und Unterdrückung sahen, den zähesten Widerstand entgegen. Erst als der standhafte Wilibrord mit elf Genossen seinen Aufenthalt unter den Friesen nahm und zum Bischof von Utrecht erhoben ward, war es möglich, dem Christentum wenigstens in den südlichen Landschaften Eingang in die Herzen des Volks zu verschaffen, besonders als der oben erwähnte Herzog Radbod, der hartnäckigste Anhänger des angestammten Heidentums, im Jahre 719 gestorben war. Im Norden aber dauerte der Götzendienst auch nach Wilibrords Tode (739) noch fort.

Vor allen angelsächsischen Missionaren aber ragt Winfrid (Wynfreth = Glücksfried), mit seinem geistlichen Namen Bonifacius, hervor, ein Mann, der, auf kirchlichem Gebiet in einer fast königlichen Stellung, in Verbindung mit Karlmann und Pippin den Boden vorbereitete, auf dem Karl der Große sein christlich-germanisches Reich aufrichten sollte. Geboren im Jahr 680 zu Kirton in Devonshire, aus edlem Geschlechte entsprossen, entwickelte er schon früh eine tiefe Neigung zum klösterlichen Leben und zur Bekehrung der Heiden. Im Jahre 716 begab er sich an die Küste von Friesland, als gerade durch Herzog Radbod eine heftige Christenverfolgung erregt war. Aber ein zwischen Radbod und Karl Martell ausgebrochener Krieg vereitelte allen Erfolg, und er arbeitete zwei Jahre lang fast völlig fruchtlos. Er kehrte in sein Kloster zurück, um sich weiter für seinen Beruf vorzubereiten, und gewann immer mehr die Überzeugung, daß nur in einem innigen Anschließen an den Papst, in dem alle Angelsachsen bereits das Haupt der Kirche verehrten, die Möglichkeit einer segensreichen Wirksamkeit zu suchen sei. Er reiste daher im Jahr 718 mit einem Empfehlungsschreiben des englischen Bischofs nach Rom, wo ihn Gregor II. zu seinem Berufe bevollmächtigte und von ihm den Huldigungseid empfing. Eine Zeitlang arbeitete darauf Bonifacius als Gehilfe Wilibrords in Friesland am Werke der Heidenbekehrung und wandte sich dann nach Ostfranken, wo er besonders von Würzburg am Main aus die einst von Kilian und anderen Missionaren ausgestreute Saat weiter förderte.

716

718

Im Jahr 723 unternahm er die zweite Reise nach Rom. Gregor II., der in ihm ein treffliches Rüstzeng zur Ausbreitung des Christentums erkannte, ließ ihn am Grabe des h. Petrus schwören, der römischen Kirche auf immer treu zu bleiben und alle, die er bekehren würde, unter den Gehorsam Roms zu stellen. Dann ernannte er ihn zum päpstlichen Missionar mit dem Titel eines Reichsbischofs und gab ihm Empfehlungsschreiben an Karl Martell mit, und der Schutz dieses mächtigen Hausmeiers förderte ihn ungemein in seinem Bekehrungswerk. Er ging nach Thüringen und Hessen und gründete in letzterem Lande unweit der Ohm auf einem Basaltberge das Kloster Amanaburg (Amöneburg). Auch genoß er hier die Freude, mehrere Tausende von

723

Heiden zu taufen. Bei dem Dorfe Geismar in der Nähe von Fritzlar, unweit der Sachsengrenze, stand eine heilige, dem Donar (Wodan) geheiligte Eiche. Erwartungsvoll stand das Volk da, in dem Wahn, daß der Frevler, der sie fälle, sofort durch den Zorn des rächenden Gottes seinen Untergang finden würde. Aber Bonifacius ergriff selbst die Axt und that die ersten Schläge, und als die Rache des Gottes ausblieb, und die Eiche gefällt am Boden lag, 724 da ließ das Volk seinen Aberglauben fahren und nahm willig die Taufe an, ganz Hessen und Thüringen wurde bekehrt und die Gründung des Klosters 732 Ordruf bei Gotha, der Kirche von Erfurt fällt in diese Zeit. Im Jahr 732 sandte Papst Gregor III., Gregors II. Nachfolger, an Bonifacius das Pallium, das Zeichen der erzbischöflichen Würde, jedoch noch ohne bestimmten Sitz, mit der Vollmacht, Bischöfe einzusetzen und kirchliche Anordnungen zu treffen. 738 Nach einer dritten Reise nach Rom (738) begab sich Bonifacius nach Bayern, wo es ihm mit Hilfe des Herzogs Odilo gelang, die Geistlichkeit, die sich früher geweigert hatte, dem römischen Sendboten sich zu unterwerfen, zum Gehorsam unter Rom zu bringen und den Grund zu einer kirchlichen Verfassung zu legen. Er ordnete hier die vier Kirchsprengel Salzburg, Passau, Freising und Regensburg. Einen noch erweiterten Wirkungskreis erhielt Bonifacius nach Karl 741 Martells Tode (741) unter dessen Söhnen Karlmann und Pippin, die nicht nur dem Staate, sondern auch der Kirche ihre Thätigkeit und Sorge widmeten. 742 Unter ihrem Beistande verpflichtete er auf einem Konzil (742) die fränkische Geistlichkeit zur unbedingten Unterwürfigkeit gegen den päpstlichen Stuhl und zu strenger Beobachtung der römisch-kirchlichen Satzungen. So brachte er die **römische Kirchenordnung** nach Deutschland. Auch im östlichen Franken, in Hessen und Thüringen wurden Bistümer errichtet: in Franken Würzburg, Buraburg mit dem Kloster Fritzlar für Hessen, Erfurt für Thüringen und an der Grenze Bayerns Eichstädt. Die Geistlichkeit, die um einen Dom sich anschloß, bildete das Domkapitel, aus dessen Mitte entweder durch gemeinschaftliche Wahl, oder durch Ernennung des Landesherrn der Bischof gewählt wurde. Mehrere Bistümer zusammen bildeten in der Folge den erzbischöflichen Sprengel. An allen diesen Bischofssitzen erhob sich zuerst eine Kirche, anfänglich aus Holz, später prächtig erweitert und ausgebaut, daneben die bischöfliche Pfalz, um welche sich Handwerker, aber auch adlige Vasallen ansiedelten, so daß um einen Bischofssitz bald eine Stadt entstand. Klöster und Abteien, die in den bischöflichen Diöcesen begründet wurden, dienten zur weiteren Verbreitung und Befestigung des christlichen Glaubens unter den Germanen. So ward Bonifacius für Deutschland nicht bloß der Verkündiger des Evangeliums, sondern auch der Gründer bürgerlicher Ordnung, Gesittung und Bildung. Oft mußte er freilich noch sehen, wie die Getauften noch an heidnischen Gebräuchen festhielten, und wie die bekehrten Franken den heidnischen Sachsen, welche den Göttern Menschen opferten, ihre Sklaven zu diesem Zwecke verkauften. Doch vor seinem heiligen Eifer fiel ein heidnischer Gebrauch nach dem andern, und zugleich ward ihm die freudige Befriedigung

zu teil, auch andre, Männer, Frauen und Jungfrauen, zum frommen Werke der Bekehrung anzufeuern.

Die berühmteste Schöpfung des Bonifacius ist das Kloster Fulda am gleichnamigen Flusse.

Einer seiner Schüler, Sturm, der den Meister auf mehreren Bekehrungsreisen begleitet hatte, erhielt den Auftrag, mit noch zwei Gefährten im Walde Buchonia (Bocchonia) zwischen Main und Werra eine zu einer klösterlichen Stiftung geeignete Stelle auszusuchen. Anfangs wählte Sturm die Gegend des heutigen Hersfeld, und einige Hütten, die er baute, waren die Grundlage der nachmaligen Abtei und Stadt. Aber Bonifacius wünschte einen mehr von den Sachsen entfernten Ort und ließ sich eine in waldiger Einsamkeit des Grabfeldes gelegene Stätte vom Frankenherzog Karlmann als Eigentum abtreten. Im Jahr 744 nahm Sturm mit seinen Genossen unter Gebet und Psalmengesang von dem Orte Besitz. Zwei Monate später traf Bonifacius selbst ein, und rasch schritt das bereits begonnene Werk fort. So entstand das Kloster Fulda, bestimmt, ein Musterkloster für Deutschland zu werden, das, früh durch Reichtum und Gelehrsamkeit ausgezeichnet, eine Leuchte mittelalterlicher Bildung ward. Bonifacius wandte dem Kloster seine besondere Liebe zu und weilte gern in der Waldeinsamkeit, heiligen Studien hingegeben. Auch hatte er sich dieses Kloster zu seiner letzten Ruhestätte ausersehen. „In weiter Einöde", schreibt er, „mitten unter Stämmen, die meiner Predigt anvertraut sind, liegt ein Ort, wo ich ein Kloster errichtet und mit Mönchen bevölkert habe, die nach der Regel des heil. Vaters Benedikt leben in strenger Enthaltsamkeit, ohne berauschendes Getränke, ohne Sklaven, mit der Arbeit der eignen Hand den Unterhalt erwerbend. Hier will ich einst, wenn auch nur für wenige Tage, meinen müden Körper pflegen und nach dem Tode ruhen. Denn die vier Stämme, denen ich durch die Gnade Gottes das Evangelium verkündigt habe, wohnen in der Umgegend. Ihnen will ich, so lange ich lebe und Geisteskraft behalte, nützlich sein, getreu der römischen Kirche und unter dem Volke, zu dem ich gesandt ward, bis zum Tode beharrend." 744

Unter dem Schutze Karlmanns und Pippins wandte Bonifacius nun auch dem westfränkischen Reiche seine kirchenverbessernde Thätigkeit zu, um unter der völlig verwilderten Geistlichkeit in Neustrien Reinheit des Glaubens und des Wandels und Unterordnung der Bistümer und kirchlichen Institute unter den römischen Stuhl herbeizuführen.

Was die Synode von 742 für Austrasien, das war die Reichsversammlung von Soissons (744) für Neustrien. Das Verhältnis der Kirche zum Staate, die Stellung der Geistlichen zur weltlichen Obrigkeit wurden hier geordnet, und Vorschriften gegen unsittlichen und unkirchlichen Wandel, wie gegen Irrlehren erlassen. In letzterer Hinsicht hatte Bonifacius mit den schwärmerischen Irrlehren eines Bischofs Aldebert, der einen großen Anhang im Volke und selbst am Hofe eine stützende Partei hatte, und mit dem Pelagianer Klemens zu kämpfen, der in Ostfranken seinen kirchlichen Einheitsbestrebungen entgegenarbeitete. Auf der Synode zu Lestines (im Hennegau) wurde das Verdammungsurteil über beide ausgesprochen (745). Auch vom Papste verdammt und in den Bann gethan, wurden sie von Karlmann ins Gefängnis geworfen, blieben aber auch im Kerker ungebeugt. 744 745

Bonifacius hatte längst die bischöfliche Würde, aber ohne bestimmten Sprengel. Da trat ein wichtiges Ereignis ein, das seinen germanischen Kirchengründungen für eine weite Zukunft Dauer und inneren Zusammenhang sicherte. Nach der Absetzung des rohen Bischofs Gevilieb von Mainz, der als Laie dieses Bistum überkommen und in heidnischer Weise noch Blutrache geübt hatte, übertrugen Karlmann und Pippin dem Bonifacius dieses wichtige Bistum mit dem Auftrage, die Diöcesen von Tongern, Köln, Worms, Speier und

Utrecht und alle Völker Deutschlands, welchen er das Wort Gottes verkündige, zu regieren und zu überwachen. So wurde der angelsächsische Mönch zum 745 Erzbischof von Mainz erhoben (745), nahm jedoch nie seinen dauernden Wohnsitz daselbst, sondern setzte als seinen Stellvertreter und Mitbischof seinen Schüler Lullus ein. Von nun an erscheint Mainz, wegen seiner reichen Kirchen und Stiftungen „das goldene" genannt, als Primat Germaniens.

Die Frage, ob Bonifacius bei der Übertragung der Königswürde an Pippin und den Krönungsfeierlichkeiten thätigen Anteil genommen, wird verschieden beantwortet. Während die ältere Ansicht eine solche Teilnahme behauptet und Bonifacius zum „Anstifter, Vermittler und Unterhändler" bei dem fränkischen Dynastenwechsel und als Förderer dieses Staatsstreiches hinstellt, sucht, wie bereits oben angedeutet, die neuere Forschung zu beweisen, daß Bonifacius am Sturze der Merovinger weder beteiligt war, noch auch bei Pippins Königswahl die Salbung verrichtete, vielmehr dem ganzen Akte, wenn auch nicht geradezu entgegen, doch wenigstens fremd war. Erst später habe man das am Merovingerhause begangene Unrecht durch den Strahlenglanz des heiligen Märtyrers in ein milderes Licht setzen wollen: die Behauptung, Bonifacius habe die Salbung vorgenommen, sei eine spätere Annahme, ja es habe nicht einmal eine eigentliche Salbung, sondern nur eine geistliche Weihe stattgefunden, und jene sei erst nachmals vom Papst Stephan vollzogen worden.

Trotz zunehmender Kränklichkeit wirkte Bonifacius fortwährend für die Verbesserung der fränkischen Kirche, obwohl sein Verhältnis zu Pippins Hofe in der letzten Zeit seines Lebens kein einflußreiches war. Da erwachte noch einmal in ihm die Sehnsucht nach der Thätigkeit seiner Jugend, dem Werke der Heidenbekehrung. In einem Alter von vierundsiebzig Jahren reiste er in sein Bistum Utrecht, das ihm nach Wilibrords Tode ebenfalls übertragen war, aber schon voll Todesahnung bereitete er zuvor das Leichentuch, in das er gehüllt sein wollte. Er hatte jenseit des Zuydersees am Flusse Borne bei Dokkum sein Zelt aufgeschlagen und eines Tages eine Anzahl schon Getaufter zur Firmung bestellt, als eine bewaffnete Rotte heidnischer Friesen herbeistürzte, die in ihm den Verächter ihrer Götter und Landessitte sahen. Als seine Begleiter, zweiundfünfzig an der Zahl, zu den Waffen greifen wollten, wehrte es ihnen Bonifacius und bot sich den Streichen der Friesen dar, unter deren Händen er mit seinem ganzen Gefolge fiel, das Evangelienbuch hoch 755 über dem Haupte haltend (5. Juni 755). Sein Leichnam ward nach Fulda gebracht, wo er im Leben so gerne geweilt.

Bonifacius, der große Apostel der Deutschen, von dem H. Leo sagt, daß er uns und unsern Enkeln mehr gebracht, als uns irgend einer unsrer großen Kaiser und Könige nachher zu bringen vermocht, hat seinen am Grabe des heil. Petrus zu Rom abgelegten Eid, die Reinheit und Lauterkeit der katholischen Lehre zu wahren und besonders im Verbande und in der Einheit der römischen Kirche zu verharren, mit unverbrüchlicher Treue gehalten. In allen Fällen, selbst über geringfügige Dinge, befolgte er Roms Rat und Weisung. „Seinem kirchlichen Eifer war Größtes wie Kleinstes gleich wichtig zur Beruhigung seines eignen Gewissens und zur Wohlfahrt der ihm anvertrauten Seelen." Wenn man ihm den Vorwurf macht, daß er durch diese Abhängig-

keit die Herrschaft Roms befördert und die nationale Entwickelung der deutschen Kirche gehindert habe, so vergißt man, daß er unter den damaligen Umständen nicht anders handeln konnte, wenn nicht das Christentum in Deutschland immer wieder der Barbarei einer noch rohen Nationalität und dem von neuem wieder aufkeimenden Heidentum unterliegen sollte. Nur durch seine Handlungsweise ward eine Einheit der deutschen Nation möglich. Die von ihm gestiftete Hierarchie „war nur die Hülle, unter der sich der deutsche Geist entwickeln sollte, um sie einst mit einer freieren Form zu vertauschen.“ In seiner Ansicht von der Kirche wußte sich Bonifacius mit dem von Leo und Gregor I. ausgebildeten System in vollem Einklang. Sie war ihm eine Heils- und Erziehungsanstalt, in welcher zufolge der Gliederung des hierarchischen Organismus die höhere Stufe stets die niedere beaufsichtigt, die niedere Rat und Weisung holt bei der höheren bis hinauf zum Stellvertreter Petri, denn diesen, nicht den Stellvertreter Christi, erkannte Bonifacius im römischen Bischof. In diesem Sinne hat er Gehorsam geleistet und verlangt, und doch war sein Gehorsam kein knechtischer, indem er mehrmals mit offener Freimütigkeit päpstliche Handlungen und Mißbräuche in Rom tadelte und rügte. Es gereicht zu seinem Ruhm, daß er die Strenge, die er gegen andre übte, auch gegen sich selbst anwandte und in den Tugenden der Entsagung und Selbstbeherrschung als leuchtendes Vorbild für die gesamte Christenheit dastand.



„Signum + Inlustri viro pippino majore domus.“

Unterschrift Pippins als Majordomus.

Von einem Diplom ums Jahr 751 im Nationalarchiv zu Paris. Eigenhändig ist nur das Kreuz, das übrige von der Hand des Schreibers.

IV. Die Karolinger.

1. Pippin der Kleine (der Kurze), 751—768.

Verzierter Buchstabe aus einem Psalter Ludwigs des Deutschen, geschrieben um 860, jetzt in der k. Bibliothek zu Berlin.

Fast unvermittelt hatte unter den Merovingern das germanische und römische Element nebeneinander bestanden, ohne daß das Christentum eine sittlich-religiöse Hebung und Bildung erzielt hätte. So besteht die Bedeutung der Karolinger seit Karl Martell in der Verschmelzung der beiden Volkselemente zu einem nationalen Ganzen, in dem sich romanische Kultur mit germanischer Kraft und Natur paarte und die christliche Kirche mit ihren Institutionen die Fortbildung der dem Frankenreiche angehörigen Völker übernahm. Diese Ziele kamen erst unter Karl dem Großen zu ihrer vollen Verwirklichung, aber auch schon Karl Martell und seine Söhne legten die Grundlagen zum einem christlichen Staatsbau. Dies tritt freilich unter Karl Martell, der unter schweren Kämpfen mit dem Islam und dem Heidentum erst die Existenz des Frankenreiches zu sichern hatte, weniger hervor, als unter seinen Söhnen Karlmann und Pippin, welche von Jugend an eine Richtung auf die Kirche und deren Bildungsinstitute an den Tag legten, die sogar in Karlmann mächtig genug war, ihn das weltliche Regiment mit dem Klosterleben vertauschen zu lassen. Pippin dagegen war bestrebt, die Interessen der Kirche mit denen des Staates zu vereinigen und der Religion wie der Politik in gleicher Weise zu dienen. Das hohe Ziel seines Vaters, die Völker des Abendlandes zu einer christlichen Einheit zu verbinden, hat er mit Erfolg in umfassenderer Weise fortgeführt. Sendboten verkündeten den Heiden das Evangelium, der Kultus ward nach dem Vorbilde

Roms feierlich gestaltet, aus Italien wurden Künstler und Gelehrte berufen, um Bildung und Kunstliebe zu fördern und unter der Leitung der christlichen Kirche die Völker geistig und sittlich zu heben und zu veredeln. Kirche und Staat standen damals im Frankenreiche im vollkommensten Einklang. Die Kirche bedurfte des Schutzes der weltlichen Obrigkeit, und der Staat hatte an dem festen Ausbau der Kirche ein Vorbild, so daß beide Gewalten in ihrem eignen Interesse einander in die Hände arbeiteten. Wird Pippin als Säule der Kirche bezeichnet, so war die Geistlichkeit eine Säule seiner Regierung. Auf diesem gegenseitigen Verhältnis zwischen der Kirche und dem Staate beruhte auch die Sanktion, die Papst Zacharias seiner Erhebung zum König verlieh (751). 751

Pippin hatte bald Gelegenheit, dem Stuhl Petri seinen Dank abzutragen. Der Langobardenkönig Aistulf (749—756) trachtete nach der Eroberung von ganz Italien, nahm Ravenna mit dem Exarchat und bedrohte Rom, in der richtigen Überzeugung, daß ohne Roms Unterwerfung keine feste Begründung seines Reiches möglich sei. Aber gerade der Versuch, sich zum Herrn von Rom zu machen, beschleunigte für die Folgezeit den frühen Fall des Langobardenreiches. Da die Gesandten des Papstes Stephan II. — Zacharias war kurz vorher gestorben — bei Aistulf kein günstiges Gehör fanden, so mußte sich der Papst den Franken in die Arme werfen. Er reiste selbst nach Paris, um seinem Gesuche mehr Nachdruck zu geben, da seine Bitten und Geschenke bei Aistulf in Pavia keinen Erfolg hatten. Als er nach Pontyon kam (Jan. 754), einem Krongute, wo sich der neue Frankenkönig aufhielt, ging ihm dieser 754 selbst entgegen, fiel vor ihm nieder und hielt ihm den Steigbügel, als er zu Pferde steigen wollte, wobei jedoch bemerkt werden muß, daß die fränkischen Annalen von dieser Demütigung nichts berichten. Pippin versprach dem Papste die nachgesuchte Hilfe, und im Frühjahr 754 rückte ein großes Heer südwärts den Alpen entgegen, nachdem Stephan den König und dessen Söhne in St. Denys noch einmal mit eignen Händen gesalbt hatte.

Von Pippin besiegt und in Pavia belagert, versprach Aistulf das Exarchat herauszugeben und den päpstlichen Stuhl nicht weiter zu bedrohen. Kaum aber sah sich der Langobarde von den Franken befreit, so brach er den Vertrag, ja er fiel sogar, um die erlittene Schmach zu rächen, in das päpstliche Gebiet ein und bedrohte Rom von drei Seiten mit Belagerung. Pippin zog zum zweitenmale über die Alpen, nötigte Aistulf, die Belagerung Roms aufzugeben, und zwang ihn zur Übernahme eines jährlichen Tributs und zur Abtretung des Exarchats (756). Dies erhielt der Papst, dem es Pippin durch eine schrift- 756 liche Schenkung bestätigte. Die Forderung des byzantinischen Kaisers, die den Langobarden entrissenen Gebiete ihm als sein Eigentum zurückzugeben, wies Pippin zurück. Pippin schenkte das Land der Kirche, auf diese Weise war der päpstliche Herrscher zugleich weltlicher Fürst geworden und der Grund zum Kirchenstaate gelegt. Die Stadt Rom war jedoch in der Schenkung nicht mit einbegriffen; Pippin nahm den Titel eines Patricius von Rom an,

und die weltliche Macht des Papstes war hier nicht anerkannt. Die Pippinsche Schenkung umfaßte nicht nur die langobardischen Abtretungen: das Exarchat von Ravenna oder die nachmalige Romagna und die sogenannte Pentapolis (d. h. die fünf Küstenstädte Ancona, Sinigaglia, Fano, Pesaro und Rimini mit Einschluß des zwischenliegenden Landstrichs am adriatischen Meere), sondern auch noch Städte (Bologna, Ferrara u. a.), die erst der folgende Langobardenkönig Desiderius dem Papste für dessen Hilfe in einem Thronstreit abtrat.

Auch in den folgenden Jahren seiner Regierung konnte Pippin die Waffen nicht ruhen lassen. Nach einem neunjährigen Kampfe besiegte er den aufrührerischen Herzog Waifar von Aquitanien (768). Auf diesen Kriegszügen wurden auch den Arabern die noch von ihnen besetzten Städte, insbesondere Narbonne, ihr letztes Besitztum im südlichen Gallien, entrissen (759). Ebenso drang Pippin in das Land der Sachsen, welche die Grenzen beunruhigten, und zwang sie zur Entrichtung eines schon früher ihnen auferlegten Tributs. Nach einer so thatenreichen und ruhmvollen Regierung starb Pippin am 24. September 768, im vierundfünfzigsten Lebensjahre, und hinterließ das Reich seinen beiden Söhnen Karlmann und Karl, für letzteren den nördlichen, für jenen den südlichen Teil.

768

759

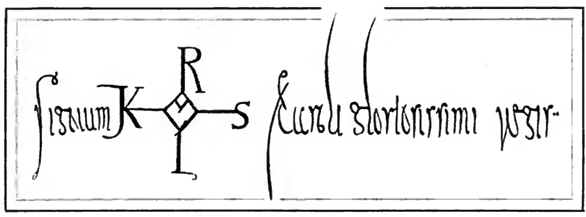
768

Wenige Jahre vor seinem Tode hatte Pippin mit der neuen arabischen Dynastie der Abbasiden eine Verbindung angeknüpft, wohl in der Absicht, den Handel seiner südlichen Seestädte mit dem Oriente zu fördern. Auch mit dem byzantinischen Hofe scheint sein Verhältnis ein günstiges geblieben zu sein, wenigstens schickte ihm Constantinus Kopronymus eine Orgel, die erste im Frankenreiche.

»Signum + gloriosissimo domno pippino rege.«

Unterschrift Pippins als König.

Von einem Diplom vom Jahre 755 im Nationalarchiv zu Paris.



»Signum ✠ Caroli gloriosissimi regis.«

Karls Unterschrift von einer Urkunde, gegeben zu Kostheim bei Mainz am 31. August 790.

Die Unterschrift Karls, bezw. die Vollziehung der Urkunde besteht lediglich in der eigenhändig gemalten Raute mit dem Winkel zwischen den Buchstaben des königlichen Monogramms K+S (oben R, unten L), welch letzteres nebst den Worten links und rechts vom Schreiber vorgeschrieben wurde.

2. Karl der Große, 768—814.



Karolingischer Kapitalbuchstabe aus Ludwigs des Deutschen Psalter in der königl. Bibliothek zu Berlin. Gemalt um 860.

Da jeder der beiden Brüder, Karlmann sowohl als Karl, einen Teil der beiden Hauptländer Austrasien und Neustrien besitzen sollte — Karl den nördlichen mit den Städten Rouen, Noyon, Lüttich, Aachen, Mainz, dazu Thüringen und Bayern, Karlmann den südlichen Teil mit den Städten Paris, Soissons, Metz, Verdun, dann Septimanien, Burgund, Elsaß und Alemannien, indem Aquitanien gemeinschaftlicher Besitz blieb — so konnte bei der Unbestimmtheit der Grenzen und der verschiedenen Richtung der Länder Streit und innere Zwietracht nicht ausbleiben. Den Hauptanlaß gaben die Verhältnisse in Italien.

Der Langobardenkönig Desiderius (757—774) hatte sich zur Aufgabe gesetzt, seinem Reiche die frühere Machtstellung wiederzugeben. Die Übergabe der Städte an den Papst wurde nur unvollständig vollzogen, und dessen Beschwerden bei Pippin hatten keinen Erfolg, da dieser, mit dem aquitanischen Kriege beschäftigt, weitere Unternehmungen in Italien schente. Desiderius, im Bewußtsein seiner Macht, weigerte die Erfüllung der geschlossenen Verträge, als im Frankenreiche der Tod Pippins dessen beide Söhne auf den Thron erhob. Desiderius sowohl als Papst Stephan III. wandten sich an die fränkischen Königsbrüder. Bei dieser Gelegenheit trat zum erstenmal die Verschiedenheit der politischen Richtung zwischen den königlichen Brüdern hervor, indem Karlmann mehr der päpstlichen, Karl damals noch mehr der langobar=

dischen Sache zugethan war. Ja, Karl schloß auf Anraten seiner Mutter Bertha sogar ein Ehebündnis mit des Desiderius Tochter Desiderata, so sehr auch der Papst von einer Verbindung des glorreichen fränkischen Königsgeschlechts mit dem „verworfenen Geschlechte" der Langobarden abriet, „von denen ohne Zweifel die Aussätzigen herrührten". So stand Desiderius damals auf dem Höhepunkt seiner Macht, und nur infolge der Verwendung des fränkischen Königshauses mäßigte er für den Augenblick dem Papste gegenüber seine Ansprüche.

Die Uneinigkeit der fränkischen Königsbrüder benutzte der alte Herzog Hunold von Aquitanien, Waifars Vater, und trat, die Stille des Klosters, in das er sich bereits zurückgezogen, verlassend, wieder an die Spitze seines Volksstammes, um den Tod seines Sohnes zu rächen. Der Aufstand brach zuerst in dem Anteil Karls aus, und Karlmann versagte seinem Bruder die anfangs versprochene Hilfe. Karl zog allein gegen die Empörer ins Feld und dämpfte mit rascher und tapferer Hand den Aufstand. Fast wäre es zwischen den Brüdern zu einem Kriege gekommen, und kaum hatte ihre königliche Mutter Bertha eine Versöhnung zu stande gebracht, als bald darauf Karlmann am 4. Dezember 771 in der Nähe von Lyon auf einem seiner Krongüter starb. 771

Die Freundschaft Karls mit Desiderius war nicht von Dauer. Seine Ehe mit der langobardischen Prinzessin hatte nicht über ein Jahr bestanden, so verstieß Karl, sei es infolge der päpstlichen Ermahnungen aus Furcht vor Befleckung, sei es aus andern Beweggründen, seine Gemahlin und schickte sie ihrem Vater zurück. Die Spannung zwischen Karl und Desiderius stieg noch, da auch die Witwe des verstorbenen Karlmann mit ihren Söhnen am Hofe von Pavia freundliche Aufnahme fand. Während sich Karl mit Hildegard, einer Schwäbin aus altadligem Geschlechte, vermählte, der er bis an ihren Tod (783) mit treuer Liebe zugethan war, suchte Desiderius die ihm zugefügte Schmach zu rächen. In der Hoffnung, Spaltung im Frankenreiche zu erzeugen, forderte er den Papst Hadrian, den Nachfolger Stephans III. (seit 772), auf, die beiden Söhne Karlmanns zu Königen zu salben und dadurch ihr Anrecht auf das väterliche Erbe anzuerkennen. Hadrian wies diese Aufforderung zurück und ging immer mehr darauf aus, dem verhaßten Langobardenreich, dessen König von neuem Feindseligkeit gegen das Erbe des heil. Petrus erhob, mit Karls Beistand ein Ende zu machen. Die Spannung zwischen den Langobarden und dem päpstlichen Stuhl erreichte den höchsten Grad. 772

Nach Karlmanns Tode wurde Karl auf einer Reichsversammlung von geistlichen und weltlichen Großen als **Alleinherrscher** im gesamten Frankenreiche anerkannt. In ihm erreichte das mächtig aufstrebende Geschlecht Pippins den Höhepunkt seines Glanzes. Zu einer Zeit, wo die rohe, übersprudelnde Jugendkraft der germanischen Völker einer strengen und weisen Zucht bedurfte, um durch die Macht der christlichen Kirche und geordneter Rechtszustände zu einer höheren geistigen Entwickelung hingeleitet zu werden, wo die Reste der antiken Bildung einer sorgsamen Sammlung und Pflege harrten, um die verschiedenen Volksstämme und Nationalitäten auf dem Boden christlicher und echt menschheitlicher Kultur zu vereinigen und ihren höchsten Zielen entgegen-

zuführen, zu einer solchen Zeit trat Karl, den die Geschichte vorzugsweise den Großen nennt, so recht sichtbar nach dem Plane der göttlichen Vorsehung an die Spitze des Frankenreiches, „um, als der Moses des Mittelalters, die Menschheit durch die Wüste der Barbarei glücklich hindurchzuführen und ihr einen neuen Codex von politischen, kirchlichen und bürgerlichen Konstitutionen zu geben". Ausgerüstet mit einem seltenen Verein geistiger und leiblicher Vorzüge, ausgestattet insbesondere mit rastloser Energie und fester Willenskraft, mit Umsicht und Besonnenheit, mit Frömmigkeit und Milde, hat Karl der Große als Held und Gesetzgeber, als Bildner seines Reiches und Schirmherr der Kirche seinem ganzen Zeitalter die Bahnen geöffnet, welche die politische Entwickelung des deutschen Volkes einschlug, auf denen die Kirche und ihre Institute gediehen, auf denen sich überhaupt die Geschicke von Westeuropa bewegten. War auch seine Persönlichkeit nicht frei von einzelnen Spuren altgermanischer Barbarei, so traten sie doch vor der Tugend, der Hoheit und dem Glanze der ganzen Königsgestalt in den Schatten.

Über **Karls Jugendjahren** schwebt ein undurchdringliches Dunkel. Der gewöhnlichen Annahme nach wurde er zu Aachen am 2. April 742 geboren. Die Sage läßt ihn in einer Mühle Bayerns als Kind einer geheimen Liebe das Licht der Welt erblicken und als des Müllers Sohn in der Umgebung wilder Genossen heranwachsen, unter Kämpfen und Jagdübungen, ohne alle Aufsicht und Erziehung. Jedenfalls wurde er von seinem Vater früh im Waffenhandwerk geübt, von seiner Mutter zu häuslichen Tugenden angehalten, genoß aber in seiner Jugend keinen höheren Unterricht. Er war zehn Jahre alt, als sein Vater in der Volksversammlung zum König der Franken erhoben ward, und zwölf Jahre alt wurde er selbst mit seinem Bruder Karlmann vom Papst Stephan II. zum künftigen Nachfolger seines Vaters gekrönt. So tritt Karl aus einer sagenhaften Jugend im Alter von sechsundzwanzig Jahren sofort als Held der Geschichte hervor, und im neunundzwanzigsten Jahre bestieg er als Alleinherrscher den fränkischen Königsthron, auf welchem er dreiundvierzig Jahre, seinen Zeitgenossen ein Licht der Weisheit, der Stärke und Tugend, dem christlichen Abendlande gebot.

Nachdem Karl durch den siegreichen Ausgang des aquitanischen Krieges und durch mehrere Feldzüge gegen die Bretonen in der Bretagne die Reste alter Volksselbständigkeit im Süden und Westen gebrochen hatte, ging sein Streben dahin, auch die Ostgrenze seines Reiches gegen die Einfälle der benachbarten **Sachsen** zu schützen, und damit begann ein Kampf, der sich mehr als dreißig Jahre und mit geringen Unterbrechungen fast über die ganze Regierung des großen Karl hinzog.

Die Sachsen nahmen den Norden Deutschlands ein und wohnten von den Grenzen des Frankenreiches an in der Nähe des Rheins bis zur Elbe und Nordsee hin. Sie zerfielen in vier Hauptstämme, die **Westfalen**, **Ostfalen** und **Engern** im Süden der Elbe und die **Nordalbinger** im Norden dieses Flusses (im heutigen Schleswig-Holstein). „Fast noch auf dem Boden der germanischen Urzeit bewegte sich damals die sächsische Verfassung: Die Stämme zerfallen in einzelne Gaustaaten, die nur lose zu Staatenbünden verknüpft sind. So befand sich Karl in ähnlicher Lage, wie die Feldherren des Imperiums zur Zeit des Augustus: Von Gau zu Gau mußte der Widerstand gebrochen, von Gau zu Gau Friede verbürgt werden, und Mißerfolge auch nur gegen einen Gaustaat pflegten die schon unterworfenen Gegenden zu neuem Aufstand zu entflammen. Günstiger für den Eroberer war die sociale Lage des Volkes. Aus der urgermanischen Gliederung in Edle, Freie,

Liten und Unfreie war der Adel unter den Sachsen zu fast ausschließlicher Bedeutung ausgewachsen, ihm gehörte fast aller Grund und Boden und damit die Verfügung über die wirtschaftliche Macht des Stammes. Karl benutzte diese Lage, um die Unterwerfung des Landes dadurch zu sichern, daß er insbesondere die Edlen sich verpflichtete. Sie mußten die Erfüllung der Friedensbedingungen durch Pfandsetzung ihres Grundbesitzes verbürgen." Ist nun schon deren hartnäckiges Widerstreben gegen ein Aufgehen ins Frankenreich durchaus erklärlich, so nicht minder das der großen Masse des Volkes, denn wenn auch die Macht des Adels sehr gestiegen war, so waren doch die Sachsen durch ihre freie Verfassung ohne erbliches Königtum, durch ihre altheidnische Religion ohne Priesterschaft, vor Steuern und Abgaben, vor Zehnten und Fronen bewahrt, die im Frankenreiche den gemeinen Mann drückten. Sie hingen daher fest an ihrem alten Götzendienste, an den väterlichen Einrichtungen und Sitten, sie hegten einen feindseligen Sinn gegen das Christentum und erschlugen die zu ihnen gesandten Glaubensboten, da sie das Christentum mit dem Verluste ihrer alten Freiheit bedrohte. Mit ihrer Feindschaft gegen den christlichen Glauben verband sich ein alter Stammeshaß gegen die Franken, und fortwährend machten sie Einfälle ins fränkische Gebiet.

Karl hielt es zur Sicherung seines Reiches für nötig, diese unruhigen Nachbarn zu unterwerfen und seine Grenzen bis an die Elbe auszudehnen. Ein dauernder Friede war aber nur dann zu hoffen, wenn es gelang, die Sachsen zum Christentum zu bekehren. So hielt sich denn Karl in seinem Gewissen für verpflichtet, den Sachsen die Wohlthat des Evangeliums auch mit Gewalt der Waffen aufzudringen. Ein Nationalkrieg entbrannte, der auf beiden Seiten mit gleicher Leidenschaftlichkeit und Erbitterung geführt wurde; die Sachsen stritten für ihre uralte Freiheit, für den Glauben und die Sitten der Väter, die Franken für ihre Weltherrschaft, für Christus, die christliche Kirche und die auf ihr beruhende Bildung, und wenn wir mit Bewunderung auf ein Volk sehen, das im Vertrauen auf die eigne Kraft Gut und Blut für seine heiligsten Güter, für Verfassung und Religion einsetzt, so war doch der endliche Sieg der Franken und des Christentums eine heilsame Notwendigkeit, auf der allein der Aufschwung zu höherer Kultur und die Möglichkeit, zu würdigeren Lebensformen fortzuschreiten, beruhte — Errungenschaften, zu denen das mit so spröder Zähigkeit an seinen alten Ordnungen festhangende Sachsenvolk aus eigner Kraft und auf eignen Bahnen niemals gelangt wäre. Und in der That waren in späteren Zeiten die Sachsen gerade das deutsche Volk, dessen innerstes Leben am meisten vom Christentum durchdrungen ward.

772 Im Jahre 772 brach Karl vom Maifelde zu Worms auf, überschritt mit seinen Franken bei Mainz den Rhein und rückte dann über den Main in jene von Wäldern und Sümpfen durchzogene Gegend, wo einst unter Armins Führung die Cherusker mit den Römern in blutigen Kämpfen gerungen hatten. Ohne großen Widerstand drangen die Franken ins eigentliche Sachsenland vor, eroberten die Feste Eresburg (jetzt Stadtberge) an der Diemel und zerstörten in deren Nähe das heilige Götzenbild der Sachsen, die sogenannte Irmensäule (Irminsul), in der die einen ein Denkmal Armins oder ein religiöses Symbol, die andern ein Bild der heiligen Weltesche erkennen, welche nach altheidnischem Glauben das Weltall trug und die durch alle Zeiten hindurch dauernde Lebenskraft der Natur vorstellte. Durch die Zerstörung der

Irminsul drückte Karl gleich im Anfang dem Kriege einen religiösen Charakter auf. Er drang bis an die Weser vor; die Sachsen unterwarfen sich, leisteten den Eid der Treue und versprachen, das Bekehrungswerk der christlichen Glaubensboten nicht zu stören. Karl ahnte nicht, daß der Krieg sich noch zweiunddreißig Jahre hinziehen würde, als die Verhältnisse Italiens ihn nach einem andern Kriegsschauplatz führten.

Desiderius, König der Langobarden, hatte das römische Gebiet angegriffen und bedrohte Rom mit einer Belagerung, um vom Papst die Salbung der Söhne Karlmanns zu erzwingen. In seiner Bedrängnis rief Hadrian den König der Franken zu Hilfe. Karl bemühte sich vergeblich, den Streit auf friedliche Weise zu enden; Desiderius wies alle Vermittelungsvorschläge zurück, in der Hoffnung, Karl werde durch den Sachsenkrieg von weiteren Unternehmungen abgehalten werden. So rückten denn die Franken im Jahre 774 über die Alpen, die eine Abteilung unter Karls Oheim Bernhard über den Jovisberg, seitdem der große St. Bernhard genannt, die andre, unter Karls persönlicher Führung, über den Mont Cenis. 774

Den Weg über den letzteren soll ihm der Sage nach, die diesen Krieg überhaupt mit ihren poetischen Zügen ausgestattet hat, ein lombardischer Spielmann gezeigt und dafür vom König so weit Land bekommen haben, als man rings im Umkreis das Blasen seines Hornes hörte. Desiderius, heißt es, sah von einem Turme herab die große Macht der Franken heranziehen und darunter König Karl, ganz mit Eisen überpanzert auf einem Streitroß, das selbst eisern von Mut und Farbe schien. Bei diesem Anblick habe er ausgerufen: „Lasset uns hinabsteigen und uns in die Erde bergen vor dem Zornantlitze dieses gewaltigen Feindes!“

Seine trübe Ahnung ging in Erfüllung. Er zog nach Pavia und traf Anstalten zur Verteidigung. Die Sage berichtet von dem dreitägigen Heldenkampfe einer kleinen Langobardenschar an dem Orte, der seitdem „das Totenfeld“ (Mortaria) heißt. Verrat und Planlosigkeit lähmten die rühmliche Tapferkeit der Langobarden. Pavia ward belagert, Verona von den Franken genommen; Adelchis, der Sohn des Desiderius, suchte in Konstantinopel byzantinische Hilfe. Inzwischen zog Karl gen Rom, um hier das Osterfest zu feiern. Es war sein erster Besuch in der ewigen Weltstadt, und der Papst bereitete ihm einen feierlichen Empfang; die römische Jugend stand unter Waffen, die Kinder trugen Palmen und Ölzweige. „Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn!“ tönten ihm die Lobgesänge entgegen. Karl stieg vom Pferde und ging zu Fuß nach der Peterskirche, jede Stufe beim Aufsteigen mit den Lippen berührend. An den folgenden Tagen durchzog er die heilige Stadt und freute sich an den Herrlichkeiten, an denen sie allen Greueln der Verwüstung zum Trotz immer noch reich genug war, um die Bewunderung des fränkischen Herrschers zu erregen. Bei dieser Gelegenheit bestätigte Karl dem Papste die Schenkung seines Vaters.*)

*) Übrigens betrachtete Karl den Papst in weltlichen Dingen nur als seinen Statthalter; er ließ in Rom Geld schlagen, in seinem Namen Gerechtigkeit üben und prüfte und bestätigte die Wahl der Päpste. Da in der Folge dem römischen Stuhl dieser Sachverhalt mißfiel, so

Nach einer siebenmonatlichen Belagerung mußte sich Pavia ergeben und Karl entthronte den Desiderius, der entweder in Lüttich oder im Kloster Corbie sein Leben beschloß. Mit ihm verschwindet seine ganze Familie aus der Geschichte. Der Frankenkönig setzte sich selbst die eiserne Krone der Langobarden



Die Langobardenkrone (eiserne Krone) zu Monza.

auf (so genannt wegen des eisernen Reifes, der angeblich aus einem Nagel des Kreuzes Christi geschmiedet war, sonst aber von Gold) und nannte sich von nun an König der Franken und Langobarden; vom Papste ward er zum Schirmherrn der römischen Kirche erhoben.

Die langobardische Verfassung ward anfangs beibehalten, aber eine Verschwörung langobardischer Herzöge, um den Adelchis*) auf den Thron zu

---

erfand man die Fabel von einer Schenkung Constantins, der dem Papste „die Stadt Rom und alle Provinzen, Orte und Staaten Italiens und der westlichen Gegenden" als Geschenk überwiesen habe, und stellte die Schenkung Pippins und Karls nur als geringe Rückerstattung altrechtlicher Besitzungen dar.

*) Von Adelchis berichtet die Sage: Er war ein starker Jüngling, der in der Schlacht mit eiserner Stange seine Feinde niederschlug und der einst unerkannt zu Pavia in dem ehemaligen Palaste seines Vaters sich mit Karl zu Tisch setzte, Hirsch-, Rinder- und Bärenknochen wie Hanfstengel brach und das Mark daraus trank, wie es der Löwe thut bei seinem Mahle; zu spät erfuhr Karl, wer der Gast gewesen. Da sprach einer seiner Ritter: „Wenn du mir, o Herr, deinen Armring gäbest, so getraute ich mir, ihn lebend oder tot zu bringen," und so lief er dem Adelchis nach. Dieser war im Schiff den Ticino hinabgefahren. Jener ereilte ihn, hielt die Spangen hoch und winkte ihn zum Ufer: Karl sende ihm ein Gastgeschenk nach. Arglos ruderte Adelchis heran, da fiel es ihm auf, daß jener ihm die Geschenke auf der Spitze

setzen, veranlaßte Karl, nachdem er auf einem zweiten Zuge (776) den Aufruhr gedämpft, zur Auflösung der alten Verfassung und zur Einführung der fränkischen Gauverfassung. Süditalien blieb größtenteils im Besitz der Byzantiner.

Während Karls Abwesenheit waren die Sachsen in Hessen eingefallen, hatten alles mit Feuer und Schwert verwüstet und die Eresburg wieder erobert. Unter Anführung ihres Herzogs Wittekind (Widukind), der, von erlauchtem Geschlecht und reich an Grundbesitz, einen bedeutenden Einfluß ausübte — noch heute erzählt die Sage in Westfalen von seiner Schlauheit und Kühnheit — drangen sie nach dem Niederrhein vor. Daher stand Karl schon 775 wieder gegen die Sachsen im Felde, zog an der Ruhr aufwärts, 775 wo er die sächsische Bergfestung Sigiburg (am Einfluß der Lenne in die Ruhr) einnahm und nach der Wiedereroberung der Eresburg über die Weser in das Land der Ostfalen bis zur Ocker vordrang.

Während des Aufstandes in Italien hatten die Sachsen die Eresburg nochmals genommen und deren Befestigungen zerstört, aber noch in demselben Jahre (776) lagerte Karl abermals im Sachsenlande. Mit großer Heeresmacht 776 drang er durch die Gaue der Sachsen bis an die Weser, stellte die Eresburg nochmals her und gründete eine neue Feste an der Quelle der Lippe. Die Sachsen stellten wieder Geiseln und ließen sich taufen. Karl hielt sich nun für so sicher, daß er (777) einen Reichstag in Paderborn (im Lande der 777 Engern) hielt, um die Sachsen an die fränkischen Einrichtungen, besonders an den Heerbann zu gewöhnen. Die Sachsen stellten sich in großer Anzahl zur Unterwerfung ein, aber Wittekind, der tapfere Herzog der Westfalen, hatte sich nicht eingefunden; er war zu seinem Schwager, dem Dänenkönig, geflohen, und sein Ausbleiben deutete auf keinen dauernden Frieden.

Während sich Karl zu Paderborn aufhielt, erschien eine seltene Gesandtschaft. Abgeordnete des arabischen Statthalters von Saragossa, der vom Kalifen von Cordova vertrieben war, kamen zum mächtigen Frankenkönig und baten ihn um Hilfe gegen Abderrahman. Das Glänzende der Unternehmung reizte den christlichen Helden; er sagte Hilfe zu. Im Jahre 778 ging er über 778 die Pyrenäen, erstürmte Saragossa und eroberte das Land bis den Ebro. Dann setzte er den vertriebenen Statthalter wieder ein und ließ ihn den Eid der Treue schwören. Auf dem Rückzug aber erlitt Karl einen schweren Verlust. In den engen Wegen durch die waldbewachsenen Höhen der Pyrenäen ward seine Nachhut von den baskischen Gebirgsvölkern, deren Hauptstadt die Franken zerstört hatten, in den Thälern von Roncesvalles überfallen und

---

des Speeres reiche. Alsbald warf er den Panzer über und den Schild vor: „Wenn du mir auf der Schneide des Speeres Geschenke bietest, so will ich sie auch auf der Schneide des Speeres empfangen.“ So nahm er sie und tauschte dann, zu stolz, um sich von Karl etwas schenken zu lassen, seinen Armring dagegen. Diesen, und nicht den Adelchis, brachte der Ritter heim; als ihn aber der König anlegen wollte, fiel er ihm weit über den Arm bis über die Schulter herab. Da sprach Karl: „Es ist nicht zu verwundern, daß dieser Mann so gewaltige Kräfte hat.“ (D. Müller nach Grimms Sagen und dem Chronikon Novaliciense.)

niedergemacht. Unter den gefallenen Führern befand sich auch der tapfere, sagenberühmte Held **Roland** (Rutland).*) Auch ging die neue Eroberung nach Karls Abzug alsbald wieder verloren und wurde erst durch Karls Sohn Ludwig (den Frommen), den König von Aquitanien, zurückgewonnen (801—811), dann als spanische Mark eingerichtet und durch Grafen verwaltet. Seitdem wurden hier Franken und Sarazenen Grenznachbarn, und im wechselseitigen Verkehr bildete sich jene poetische Weltanschauung aus, in welcher das spätere Rittertum wurzelte.

Indes waren auf die Kunde von jenen Unfällen, die Karls anfängliche Erfolge so rasch wieder in Frage stellten, **die Sachsen**, allen Eidschwüren zum Trotz, aufs neue ins fränkische Gebiet eingefallen. Wittekind war zurückgekehrt und hatte in der Überzeugung, daß Mangel an Einheit die Ursache des bisherigen Mißgeschicks sei, eine große Waffeneinigung zu stande gebracht. Unter Plündern und Morden drangen sie vor, und rauchende Burgen und Schlösser, Kirchen und Klöster bezeichneten ihren verheerenden Zug; das rechte Rheinufer von Deutz bis Koblenz wurde verwüstet. Flüchtige Priester, die sich vor der Wut der heidnischen Sachsen über den Rhein retteten, brachten die Kunde 778 von dem neuen Aufstande nach dem linken Ufer des Stromes (778). Von dem rasch nachgesandten Heerbann der Ostfranken und Alemannen zurückgeschlagen, wandten sich die Sachsen nach der Südgrenze ihres Landes, verwüsteten Thüringen und Hessen mit Feuer und Schwert und zwangen die Mönche von Fulda, ihren stillen Sitz zu verlassen, um mit den Gebeinen des heiligen Bonifacius Schutz und Sicherheit zu suchen. Erbittert über den Abfall 779 des hartnäckigen Volkes führte Karl im nächsten Frühjahr (779) den fränkischen Heerbann über den Rhein, besiegte die Sachsen bei Bocholt an der Aa und 780 drang abermals bis zur Weser und im folgenden Jahr 780 bis zur Elbe vor, nahm wiederum Geiseln, ließ Festungen bauen und brachte viele zur Taufe. 781 Er rechnete nun so sicher auf die Unterwürfigkeit der Sachsen, daß er (781) eine Reise nach Rom machte, wo der Papst seinen Sohn Pippin zum König der Langobarden, seinen Sohn Ludwig zum König von Aquitanien salbte.

In diese Zeit, wahrscheinlich ins Jahr 782, fällt der Erlaß eines strengen Gesetzes (capitulatio de partibus Saxoniae), das bestimmt war, Christentum und christliche Einrichtungen zugleich mit der fränkischen Herrschaft in Sachsen zu befestigen. Es „betonte vor allem die Herstellung der kirchlichen Gewalt und den Schutz des Klerus, gab eine Reihe von kirchlichen Disziplinarvorschriften für die Laien, sorgte in strengen Bestimmungen für die Aufrechterhaltung der Landesruhe, es versuchte schon einige fränkische Rechtsnormen einzuführen und setzte die bisherige Politik des Eroberers fort, indem es die Edeln des weiteren begünstigte, nur sie den freien Franken gleichstellte. Freilich waren die Straf-

---

*) Die Sage hat ihn zu einem der zwölf Paladine Karls und zu einem Helden von riesiger Größe gemacht; sie läßt ihn durch den Verrat des schlimmen Ganelon den Tod finden. Sein Schwert Duranda durchhieb einen Marmorstein, ohne schartig zu werden. Als er bei dem Überfall in Roncesvalles zum Tode verwundet war, blies er so gewaltig in sein Horn Olivant, daß es acht Meilen weit bei dem Hauptheere von Karl gehört wurde, aber von der Anstrengung die Halsadern des Helden zersprangen.

bestimmungen des Gesetzes drakonisch, sein erster Teil kennt fast nur Todesstrafen*), das ewig wiederholte morte moriatur, capite punietur am Schlusse der Abschnitte macht einen furchtbaren Eindruck. Aber das Recht des Stammes selbst galt noch später als überaus streng, und fast jede Todesstrafe konnte durch Beichte vor dem Priester oder Zuflucht zu einem christlichen Altare vermieden werden"**).

Doch der Stolz des Stammes bäumte sich auf gegen die neue Ordnung. Zehnten — schon durch das Capitulare vom Jahre 779 gefordert — und Fronen erinnerten die früher freien Männer fortwährend an den Verlust ihrer Selbständigkeit. Zwischen der Elbe und Saale wohnte das slavische Volk der Sorben. Karl mußte dem wilden Treiben dieses Stammes, das aller Ordnung und Gesetzlichkeit widerstrebte, Einhalt thun, wenn anders seine Einrichtungen im Sachsenland Dauer haben und nicht die Sorben mit den Sachsen vereinigt die Unterwerfung der letzteren erschweren sollten. Er ließ daher eine fränkische Heeresabteilung gegen die Sorben vorrücken. Diesen Zeitpunkt benutzte Wittekind zu einer neuen Schilderhebung. Da ward das gegen die Sorben geschickte Heer zurückberufen und noch eine andre Abteilung gegen die Aufständischen geschickt. Beide Abteilungen sollten sich nach Karls Befehl vereinigen; aber die Vereinigung unterblieb, und das gegen die Sorben bestimmte Heer erlitt bei einem Angriff auf das Lager Wittekinds, der zwischen der Weser und der Bergkette Süntel feste Stellung genommen, eine vollständige Niederlage (782). Die beiden Feldherren der Franken fanden ihren Tod, vier Grafen, gegen zwanzig edle Herren und fast das ganze Heer. Die Sachsen zerstörten nach ihrem Siege von neuem die Kirchen und erschlugen oder vertrieben die Geistlichen. Jetzt aber hatte Karls Geduld ein Ende; er behandelte die Sachsen als eidbrüchige Empörer und saß bei Verden an der Aller über sie zu Gericht. Wittekind war wieder entflohen, aber 4500 seiner Anhänger wurden von den sächsischen Edlen selbst ausgeliefert. Während Karls Handlungsweise bis dahin nur das Ziel hatte, die Anerkennung des Christentums und seiner Herrschaft durchzusetzen, so ließ er sich jetzt, empört durch den fortdauernden Widerstand und den Abfall von der gelobten Treue, zu einer entsetzlichen Rachethat fortreißen. Er ließ die 4500 Sachsen durch ein Kriegsgericht zum Tode verurteilen und an demselben Tage enthaupten.

782

Aber der blutige Tag bei Verden hatte die Sachsen zum furchtbarsten Grimm gereizt; wutschnaubend erhoben sich jetzt alle ihre Stämme, und auch die bis dahin im Kriege lau Gewesenen blieben nicht zurück. Wittekind war wieder an ihrer Spitze und entflammte alle mit begeisterten Worten zur Rache, um für die alte Freiheit und die alten Götter die letzten Anstrengungen zu machen. Aber der Sieg war auch jetzt dem fränkischen Schwert und der Macht des Kreuzes beschieden: in zwei Schlachten am Osning beim heutigen Detmold

*) Z. B. für die Umgehung der Taufe und den Rückfall zum Heidentum, für Nichtachtung des Fastengebots, für Entweihung und Beschädigung von Kirchen, Tötung von Priestern und Diakonen, für Hexenglauben und -verfolgung, für Leichenverbrennung u. a. m.

**) Lamprecht, Deutsche Geschichte II, S. 24.

783 (783) und an der Haase im Osnabrückischen, wohl den einzigen des ganzen Krieges, in denen die Aufgebote der drei linkselbischen Völker beieinander waren, siegte Karl, drang bis zur Elbe vor und ließ die widerspenstigen Edeln nach den Provinzen des Frankenreiches wegführen. Doch noch einmal erweiterte sich die Empörung im Jahre 784. Jetzt nahmen auch die Friesen an ihr Teil, und heimliche Sendboten des alten Glaubens schürten von Dänemark aus das Feuer des Widerstandes. Karl unternahm noch zwei Feldzüge und blieb selbst im Winter von 784 auf 785 im Lande, bis endlich im Jahre 785 die Befriedung erfolgte. Nun erkannten auch Wittekind und sein Kampfgenosse Abbio, Herzog der Sachsen, daß der alte Glaube mit der alten Freiheit nicht länger zu halten sei. Sie machten sich auf nach Attigny in der Champagne zu König 785 Karl, der sie mit Achtung empfing, und ließen sich taufen (785). Und wie sie standhaft in der Verteidigung ihrer alten Götter gewesen, so hielten sie auch von jetzt an unverbrüchlich Treue und Glauben. Tausende von Edlen und Gemeinfreien folgten ihrem Beispiele und empfingen das heilige Bad.

Nach Wittekinds Bekehrung ruhte der Sachsenkrieg fast sieben Jahre lang. Bei den Sachsen wurden die alten Ordnungen durch die Institute der christlichen Kirche und des fränkischen Staates immer mehr verdrängt. Die alten Volksgerichte schwanden, und die Gerichtstage unter Grafen traten an ihre Stelle; der heidnische Gottesdienst in den uralten heiligen Hainen wurde immer mehr ausgerottet. Aber wenn auch die Generation des Widerstandes der Jahre 773—785 sich mit der Thatsache der Unterwerfung und Christianisierung abgefunden zu haben schien: mit tiefem Ingrimm ertrugen die Jüngeren den Druck der fränkischen Herrschaft, und die Abgabe des Zehnten vom Bodenertrag wie vom Erwerb an die Kirche, die gezwungene Teilnahme an Kriegen außerhalb ihrer Heimat erfüllte ihre Herzen mit stets wachsender Erbitterung. Mit Unwillen folgten friesische und sächsische Scharen dem fränkischen Banner nach den Gebirgsgegenden der Pyrenäen, nach Istrien und Pannonien oder gegen die slavischen Stämme jenseits der Elbe, wo Karl Freundschaft mit den Obotriten (im heutigen Mecklenburg) schloß und diese gegen die Wilzen unterstützte, um hier die Herrschaft der Franken auch im Rücken der Sachsen zu 789 begründen (789). Ganz besonders verhaßt war diesen die gezwungene Teilnahme am Kriege gegen die Avaren (s. unten). Immer tiefer schlug der Ingrimm Wurzeln in den Gemütern des unterdrückten Volkes, noch einmal erwachte der unbeugsame Freiheitssinn mit der alten Macht und Stärke, als ein fränkischer Graf eine Aushebung für den avarischen und slavischen Krieg in den Landen zwischen der Weser und Elbe veranstaltete. Im ganzen nörd-792 lichen Sachsen flammte die Fackel der Empörung wieder auf (792), Bischöfe und Priester wurden vertrieben, Kirchen und Heiligtümer wurden zerstört, die alten Volkseinrichtungen mit dem alten Götzendienst traten wieder ins Leben. Diese neue Erhebung erfüllte den fränkischen Herrscher mit Zorn und Unwillen, bestärkte ihn aber in dem festen Entschlusse, die Sachsen von neuem mit aller Strenge seinem Machtgebote und der Ordnung der christlichen Kirche

zu unterwerfen. Seine Lage war damals eine äußerst schwierige. Der Krieg gegen die Avaren dauerte noch fort, in Bayern waren die Gemüter des Volkes in Gärung, und in Regensburg war der König eben dem Mordstahl verräterischer Verschwörer entgangen: dennoch blieb er unerschütterlich und begegnete den verwickelten Verhältnissen mit Klarheit und Entschlossenheit. Zwei mächtige Heerhaufen gingen über den Rhein und bezogen zwischen Paderborn und der Eresburg ein Lager, als die Sachsen, durch solche Macht erschreckt, Geiseln stellten und sich zur früheren Unterwerfung bereit erklärten. Aber noch jahrelang durchstreiften fränkische Heerhaufen das sächsische Land, Karl reizte auch die Obotriten zum Kampf gegen die Sachsen und legte Festungen und Schanzen in ihren Gauen an, ja er griff endlich zu dem Gewaltmittel, ganze Scharen wehrhafter Mannschaft und viele Tausende sächsischer Familien aus ihren alten Wohnsitzen herauszureißen und im Frankenreich anzusiedeln, während er das erledigte Land seinen Getreuen, geistlichen und weltlichen Herren, zuwies und die Niederlassung fränkischer Anbauer in den entvölkerten Landesteilen beförderte. Durch solche Strenge und Energie gelang es endlich dem Frankenkönig, den Widerstand des Volkes zu brechen und die einzelnen Stämme und Gemeinden desselben durch Verträge zur Niederlegung der Waffen und zur Anerkennung der fränkisch-christlichen Ordnungen zu veranlassen (804). 804

Die ältere Überlieferung, daß Karl zu Selz (jetzt Königshofen) an der fränkischen Saale mit den Abgeordneten der Sachsen einen Frieden abgeschlossen habe, wird durch neuere Forschung angezweifelt, aber es steht fest, daß um diese Zeit die Sachsen samt den Friesen zu dem Frankenreiche in das gleiche Verhältnis wie die übrigen deutschen Völker traten und mit den Franken zu einem Staatsganzen zu verschmelzen begannen. Die Sachsen unterwarfen sich der fränkischen Gerichtsordnung, dem Heerbann, der christlichen Kirche und der Zahlung des Zehnten, blieben aber im Besitz ihrer persönlichen Freiheit und des volkstümlichen Rechtes, und wenigstens die Edeln waren den Franken vollkommen gleichgestellt. Der Unterschied der Stände in Edelinge, Frilinge, Liten und Lassen bestand fort, nur begünstigte Karl den Adel, um ihn an sein Interesse zu knüpfen; ihm übergab er sogar bei der Organisation des Landes die Grafenämter der einzelnen Gaue. Später ließ er die alten Rechtsgewohnheiten der Sachsen und Friesen aufzeichnen (lex Saxonum und lex Frisonum).

Nach der Unterwerfung der Sachsen wurden die kirchlichen Einrichtungen des Landes vollendet. Schon im Jahr 788 war das Bistum Bremen gestiftet, jetzt wurden noch sieben andre Bistümer errichtet und zwar außer Bremen noch Paderborn und Minden für die Engern, Münster und Osnabrück für das nördliche Westfalen (das südliche wurde zu Köln geschlagen), Verden und Hildesheim für die Ostfalen, Halberstadt für das thüringische Sachsen. Auch aus diesen Bischofssitzen sind im Laufe der Zeit blühende Städte erwachsen. Fromme Geistliche, wie die Zöglinge des Klosters zu Fulda, erweckten und nährten allmählich in dem starren Volke den christlichen Sinn und gewannen es auch innerlich für den Christenglauben, nachdem es durch das Schwert unterworfen worden war. Und wenn auch das Christentum den Sachsen mit Gewalt aufgedrungen war, so schlug es doch bald tiefere Wurzeln und be-

währte seine bildende und erziehende Kraft. Gerade die Sachsen waren es, welche den Geboten und Anforderungen desselben gewissermaßen ein deutsches Gepräge gaben, wovon die Bearbeitung der evangelischen Geschichte durch einen sächsischen Mönch, der sogenannte Heliand, einen schlagenden Beweis gibt. Die Sachsen gewannen bald das Evangelium lieb und gaben sich ihm so willig hin, daß sich wenige Menschenalter später kaum eine Verschiedenheit zwischen ihnen und den viel früher bekehrten Völkern wahrnehmen ließ. Die Sachsen blieben nach wie vor ein echt deutsches Volk, erst mit ihrer Unterwerfung war die Vereinigung aller deutschen Stämme zu einem Staatsverbande vollendet und das deutsche Element erhielt durch sie eine solche Verstärkung, daß es sich in der Folge immer mehr zur selbständigen Nationalität gestaltete, die sich ohne Gefahr von der romanischen trennen konnte. Durch die Vereinigung aller deutschen Völker wurde einerseits dem Slaventume im Osten ein starker Damm entgegengestellt, anderseits die Idee Karls, eine christlich-germanische Staatseinheit zu gründen, vollkommen verwirklicht.

Damals war Bayern das einzige Land, dem noch nach alter Art ein 748 Volksherzog vorstand, seit dem Jahre 748, Thassilo, aus dem Geschlecht der Agilolfinger, der nicht nur trotz des beschworenen Lehnsverhältnisses sich schon zu Pippins Zeiten (763) thatsächlich vom Frankenreich losgerissen, sondern durch kluge Politik sein Herzogtum zu neuer Blüte und Macht emporgehoben hatte.

Vermählt mit Liutberga, der Tochter des Langobardenkönigs Desiderius, hatte er das von den Langobarden früher eingenommene Etschthal wiedergewonnen, durch klug berechnete Schenkungen die Mehrzahl der Großen des Landes sich zur Treue verpflichtet, vor allem aber seine Macht gewaltig nach Osten ausgedehnt, wo eben das im 7. Jahrhundert blühende Avarenreich seinem Verfall entgegenging. Durch kriegerische Unternehmungen, denen christliche Mission zur Seite ging, hatte er schon im Jahre 772 die Karantaren von Bayern abhängig gemacht und im Jahre 777 durch Anlegung der Abtei Kremsmünster die Unterwerfung der zwischen Donau und Ems wohnenden Slaven angebahnt. „Es waren die Anfänge einer Machtentfaltung, die Karl den Großen allein schon zur Einverleibung Bayerns in das Frankenreich vermocht haben würden, selbst wenn Thassilo nicht vermöge seiner Verschwägerung mit dem langobardischen Königshause sich als dauernder Feind der fränkischen Politik in Italien erwiesen hätte" und damals schon des Einverständnisses mit dem Plane, den vertriebenen Desiderius wieder in sein Reich einzusetzen, bezichtigt wäre.

Karl benutzte deshalb die gerade bei den Sachsen eingetretene Ruhe und drang mit drei Heeren in Bayern ein. Thassilo, von allen Seiten bedrängt, erneuerte auf einer Reichsversammlung zu Worms seine Huldigung als Vasall, 787 nahm sein Herzogtum als Lehen aus Karls Hand und stellte Geiseln (787). Aber die erlittene Demütigung ließ in Thassilos Herzen eine unheilbare Wunde zurück, und seine stolze und rachsüchtige Gemahlin Liutberga hatte neben dem Gram über die Absetzung und Klosterhaft ihres Vaters nun ebenfalls noch die neue Schmach zu beklagen. In Italien schmiedeten Adelchis und der Herzog von Benevent Pläne gegen die Franken und fanden am byzantinischen Hofe Aufmunterung und Unterstützung. In diese Pläne ward auch Thassilo ver-

flochten; er verband sich mit den Avaren. Da gingen aus dem Volke der Bayern selbst dem Könige Anzeigen zu über die Gesinnung des Herzogs und seine Bestrebungen, durch Hilfe der Bayern und Griechen sein Herzogtum Bayern vom fränkischen Reichsverbande abzulösen. Thassilo wurde auf eine Reichsversammlung nach Ingelheim geladen und aus seinem eignen Volke traten Ankläger hervor, die ihn des Treubruchs, insbesondere „der Herisliz"*), beschuldigten, weil er vordem in Aquitanien das Heer ohne Urlaub verlassen hatte. Er ward wegen Hochverrats zum Tode verurteilt, doch Karl vollzog das Urteil nicht, sondern verwies ihn mit seiner Familie in das Kloster zu St. Goar (788). Bayern verlor nun den letzten Schein von Unabhängigkeit; die Herzogswürde ward abgeschafft und das Land in eine Provinz des fränkischen Reiches verwandelt. Als im Jahre 794 eine Reichsversammlung zu Frankfurt gehalten wurde, trat plötzlich Thassilo, der herzogliche Mönch, in ihre Mitte. Indem er seine früheren Fehltritte gegen Pippin und Karl anerkannte, das vielleicht auch ihm widerfahrene Unrecht vergab, legte er seine und seiner Kinder Rechte auf Bayern in Karls Hände. Erst durch diesen Akt freiwilliger Entsagung erhielt Karls Besitznahme Bayerns einen rechtlichen Charakter.

Die schlimmsten Feinde an den Grenzen des Frankenreichs waren die Avaren, ein wilder tatarischer Volksstamm, der nach dem Untergange des Hunnenreichs vom kaspischen Meere in die Gegenden der Donau und Theiß gewandert war und sich im heutigen Ungarn niedergelassen hatte. In ihrem wilden Raub- und Reiterleben glichen sie ganz den Hunnen, deren Name ihnen auch von den gleichzeitigen Geschichtschreibern oft beigelegt wird. Ihr Land war durch kreisförmige Erdumwallungen, die sie Ringe nannten, geschützt, innerhalb deren das Volk so angesiedelt war, daß ein Trompetenschall bald durch alle Ringe weiter gegeben und verbreitet werden konnte, um alle Waffenfähigen zur Verteidigung aufzubieten. In diesen Ringen waren auch die unermeßlichen Schätze aufgehäuft, welche Hunnen und Avaren aus ganz Europa zusammengeraubt hatten. Da sie die fränkischen Ostgrenzen unaufhörlich beunruhigten, beschloß Karl einen Vertilgungskrieg gegen sie. Während er selbst an der Spitze einer großen Streitmacht längs der Donau hinzog, sollte sein Sohn Pippin die slavischen Völkerschaften in Steiermark, Kärnthen, Krain und Istrien, die unter der Oberhoheit der Avaren standen, von Süden her angreifen. An dem Einfluß der Raab in die Donau schlug Karl sein Lager auf (791). Da ihn aber eine Erhebung der Sachsen zur Umkehr rief, so überließ er die Fortsetzung des Krieges seinem Sohne. Dieser erstürmte (796) ihr befestigtes Land zwischen Theiß und Donau und machte im Jahre 799 dem Reiche dieses räuberischen Volkes ein Ende, das über zwei Jahrhunderte ein Geißel des Abend- und Morgenlandes gewesen war. Das entvölkerte Land wies Karl deutschen, besonders bayrischen Kolonisten

791

796

*) So genannt in der thiudisca lingua, der Volkssprache, denn das gotische thiuda (= althochdeutsch diot) bedeutet „Volk"; es kommt hier also zum ersten Male das Wort „deutsch" vor.

zum Anbau an, verlieh ungeheure Strecken von Wüste und Wald den bayrischen Bistümern Freising, Regensburg, Passau und zumal Salzburg, das im Jahre 789 zum Erzbistum erhoben wurde, und errichtete die sogenannte Markgrafschaft Osterland, in der die ersten Keime des österreichischen Staates liegen.*)

Karls letzte Feldzüge waren gegen die Slaven und Dänen gerichtet. Das Land östlich von der Elbe, wo früher deutsche Völkerschaften gewohnt hatten, war nach deren Abzug in der großen Völkerwanderung von den Slaven (Wenden) besetzt worden, die in viele Stämme zerfielen. In Mecklenburg saßen, wie bereits angedeutet, die Obotriten, Karls Verbündete gegen die Sachsen, im Brandenburgischen die Wilzen, östlich von der Saale die Sorben, in Böhmen, wie noch heute, die Czechen. Alle diese Völker gerieten in eine gewisse Abhängigkeit von der fränkischen Herrschaft. Sie behielten ihre einheimischen Fürsten und wurden nur zu einem jährlichen Tribut und zur Heeresfolge in Grenzkriegen verpflichtet. Karl gründete gegen diese Slaven seine Grenzmarken und legte Burgen an, wie Halle, Magdeburg, Hamburg. In der sächsischen Mark liegen die ersten Spuren des brandenburgisch-preußischen Staates, auf welche wir später zurückkommen werden.

Die Dänen, die Verbündeten der Sachsen, machten wiederholte Einfälle zur See und zu Lande in Karls Reich und sicherten sich gegen die Angriffe der Franken durch das Danewirk, einen Erdwall, der von einem Meer zum andern reichte. Als der hochbejahrte Kaiser selbst gegen sie ins Feld zog und ihr König Gottfried von einem seiner Dienstleute erschlagen ward, kam ein Frieden zu stande, der das nordalbingische Sachsen bis zur Eider dem fränkischen Reiche unterwarf (810).

So erstreckte sich denn das Reich Karls des Großen vom Ebro im Westen bis zur Raab im Osten, von der Eider im Norden bis nach Benevent (in Italien) im Süden. Außer den Angelsachsen und den noch heidnischen Normannen (Dänen) umfaßte es sämtliche germanische Völkerstämme, welche er alle zu einer christlich-germanischen Staateneinheit, zu fester Ordnung und Gestaltung verband. So erscheint in dem Karolinger- oder Frankenreiche zum erstenmal in der deutschen Geschichte der Begriff eines Reiches in seiner vollen Verwirklichung. Mit dieser Idee hing die Kaiserkrönung Karls eng zusammen.

„Als Karls Gesandte mit Geschenken aus der avarischen Beute auf dem Wege nach Rom waren, begegneten ihnen Abgeordnete des Papstes, um dem König Hadrians Tod und die Wahl Leos III. zu melden, ihm das Banner der heiligen Stadt und die Schlüssel zum Grabe des Apostelfürsten zu über-

*) Durch die Ausdehnung seines Reiches in die Gegend der mittleren Donau wurde Karl unmittelbarer Nachbar des byzantinischen Reiches und geriet mit demselben in wiederholte Kämpfe, infolge deren er Istrien, Liburnien und das nördliche Dalmatien (mit Ausnahme der Inseln) gewann, nur im Seekriege fühlte er sich den Byzantinern nicht gewachsen und verzichtete auf Venedig, aber unter der Bedingung, daß auch der byzantinische Kaiser der bisherigen Oberherrlichkeit über dasselbe entsage und die kaiserliche Würde Karls (s. unten) anerkenne. So erhielt Venedig seine Unabhängigkeit.

bringen, mit der Bitte, einen Bevollmächtigten zu schicken, um vom römischen Volke den Eid der Treue und Unterthänigkeit zu empfangen." Karl beweinte aufrichtig den Tod Hadrians, mit dem er durch Freundschaft und Gleichheit des Strebens innig verbunden gewesen, und ehrte sein Andenken durch ein Denkmal über seiner Gruft in St. Peter zu Rom, das gleichsam ein Symbol der Einheit von Kirche und Staat war.

Der König nahm die Symbole der ihm als Patricius von Rom zustehenden Rechte über Stadt und Gebiet von Rom in Empfang und ordnete den Abt Angilbert als Sendboten ab, der vom Papste „die unumwundene Anerkennung seiner obersten Jurisdiktion in Rom, im Dukat und Exarchat", und von den Römern den Eid der Treue empfing; Leo bekannte ferner, „daß Rom Karl als dem weltlichen Oberherrn zu gehorchen habe."

Wie einst zur Zeit Pippins der Papst Zacharias des weltlichen Armes der Franken bedurfte, so hatte auch jetzt Leo III. alle Ursache, sich mit Karl in ein gutes Einvernehmen zu setzen. Verwandte Hadrians sahen mit Ingrimm das Regiment der Kirche und des Staates in den Händen Leos als eines Emporkömmlings aus fremder Familie. Sie beschuldigten Leo des Ehebruchs und des Meineids und bildeten eine Verschwörung, mit der Absicht, den Papst zu stürzen oder zu ermorden, um sich dann der weltlichen Regierung in Rom zu bemächtigen. Bei Gelegenheit einer feierlichen Prozession wurde Leo von einer bewaffneten Rotte zu Boden gerissen, mit Stößen und Schlägen mißhandelt und blutend und halbtot in ein Kloster gebracht. Mit Hilfe eines getreuen Kämmerlings entkam Leo nach Spoleto und eilte von da als Schutzflehender nach Paderborn, wo Karl gerade sein Hoflager hielt (799). „Beim Erscheinen des Papstes, bei dem Segen, den er sprach, sank das Heer zu dreienmalen in die Knie, und der größte Mann des Abendlandes schloß den gemißhandelten, in Thränen vergehenden Flüchtling gerührt in seine Heldenarme. Die tapferen Kriegerscharen und Paladine, welche die Sarazenen Spaniens, die Avaren vom Ister, die Sachsen Deutschlands in mancher Schlacht geschlagen hatten, begrüßten mit lufterschütterndem Zuruf die beiden Häupter der Christenheit. Das grüne Feld von Paderbrunnin schallte von dem dumpfen Hall der erzbeschlagenen Schilde und der kriegerischen Tuben, und die rauhen Heldensöhne Germaniens schworen mit erhobenen Schwertern, den vertriebenen Papst in jene ferne Roma wieder zurückzuführen, welche sie schon längst in ihre Obhut genommen hatten. In den Waffenlärm mischten sich die Hymnen und das Gloria in excelsis der Priester. Karl geleitete den Papst in den Dom, dann folgten auf die feierliche Messe die heitersten Bankette."

799

Im Herbst des Jahres 799 kehrte Leo nach Rom zurück, in seinem Gefolge königliche Boten, die ihn in sein Amt wiedereinsetzten und ein Gerichtsverfahren gegen seine Feinde einleiteten. Bald folgte ihm Karl selbst mit einem Heere über die Alpen. Der gelehrte Abt Alkuin, der die hohe Bedeutung dieser Reise vorauswußte, sandte ihm eine prächtige Bibel, wie er offen sagte, „zur Verherrlichung der kaiserlichen Macht." In Rom wurde Karl von Papst,

Klerus, Miliz und Volk mit allen Ehren empfangen. Bald nach seiner Ankunft berief er eine Versammlung von Römern und Franken, von Geistlichen, Edlen und Bürgern in die Peterskirche, in der er erklärte, daß er als Schutzherr und Patricius von Rom die gestörte Ordnung der Kirche wiederherstellen, die an ihrem Oberhaupte begangenen Frevel bestrafen und zwischen Römern und Papst Gericht halten werde. Die Gegner des Papstes konnten ihre Anklagen nicht beweisen, der Papst leistete einen Reinigungseid, und die Angeklagten wurden zum Tode verurteilt. Das Todesurteil ward jedoch nicht vollzogen, vielmehr in Verbannung verwandelt. Damit war die Ruhe wiederhergestellt.

Am Weihnachtstage, damals zugleich dem Anfange des neuen Jahres und Jahrhunderts, wohnte Karl dem Gottesdienste in der Kirche des heiligen Petrus bei. Die Messe war zu Ende, und Karl kniete im Festgewande eines römischen Patricius am Altar zum Gebete nieder. Da trat plötzlich der Papst vor und setzte dem König eine goldene Kaiserkrone auf, wobei das versammelte Volk in den Jubelruf ausbrach: „Carolo Augusto, dem von Gott gekrönten, großen und friedenbringenden Kaiser der Römer, Leben und Sieg!" Dreimal erscholl dieser Zuruf; dann berührte Leo mit der einen Hand den Mund, mit der andern die 800 Hand des Gekrönten, salbte ihn zum Kaiser und verbeugte sich gegen ihn (800).

Karl soll zwar geäußert haben, wenn er das gewußt hätte, so wäre er an diesem Tage trotz des hohen Festes nicht in die Kirche gegangen. Es unterliegt jedoch keinem Zweifel mehr, daß die Verleihung der Kaiserwürde zwischen ihm und dem Papst längst verabredet und vorbereitet war; höchstens kann Karl durch den Tag und die Form der Ausführung überrascht worden sein. Karls Ernennung zum römischen Kaiser sollte nach der Angabe eines Chronisten „als keine willkürliche That weder des Königs noch des Papstes betrachtet werden, sondern als gemeinsamer und legaler Willensakt des gesamten christlichen Volkes erscheinen, das im Parlament von Rom repräsentiert wurde." Die Handelnden waren der Papst, die hohe Geistlichkeit, der Senat der Franken, alle Großen der Römer und das übrige römische Volk. So stellt sich denn der ganze Akt als das Ergebnis längst gepflogener Beratungen dar, das sich mit innerer Notwendigkeit entwickelte und durch welches thatsächliche Machtverhältnisse in Staat und Kirche ihre Vollendung und ihren eigentlichen Abschluß gewannen. Als römischer Kaiser gewann übrigens Karl nichts an äußerer Machtfülle, und dennoch wurde durch diese Krönung seine Stellung in den Augen der Welt unendlich erhöht. In dem Andenken der Menschen hatte sich eine dunkle Kunde erhalten von der Macht und dem Glanze der altrömischen Imperatoren, welche einst den Erdkreis beherrscht hatten, und durch das Studium der Alten war eine Bewunderung erwacht, die mit poetischer Begeisterung auf jene geschwundene Herrlichkeit und Größe des alten Weltreiches hinschaute. Je dunkler aber die Kunde von diesem untergegangenen Reiche unter der Masse fortlebte, um so geheimnisvoller erschien ihr die Bedeutung der neuen, auf Karl übertragenen Würde. Daneben hatte die Kaiserwürde auch ihre religiöse Seite: Karl erscheint als Schutz- und Schirmherr der christlichen Kirche und des rechten Glaubens, und daraus entsprang die durch das Mittelalter sich hindurchziehende mystische Idee von einem christlichen Gottesreiche auf Erden, in dem Geistliches und Weltliches sich zur vollkommensten Einheit durchdringen sollte, unter dem Kaiser als dem von Gott eingesetzten Oberhirten der Christenheit. Er war der irdische Urquell aller Macht, und alle sonstige Gewalt ging von ihm aus und verbreitete sich stufenweise abwärts über Könige, Herzöge, Grafen bis zum untersten Lehnsmann hinab. So ward die Kaiserkrönung als eine Wiederherstellung des abendländisch-römischen Weltreiches aufgefaßt und diese Idee auf das christlich-germanische Frankenreich übertragen.

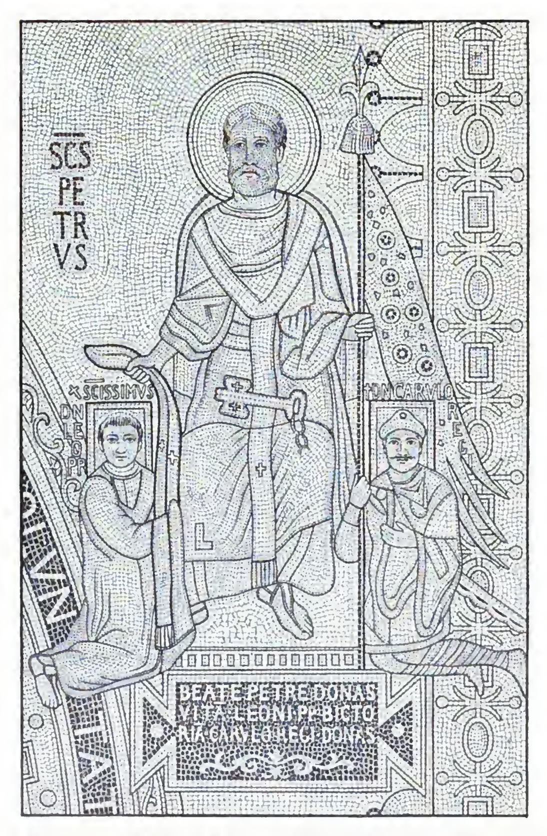
Wenn die Päpste aus diesem Ereignis das Recht ableiteten, den jedesmaligen Kaiser durch Krönung zu bestätigen, so hatte anderseits auch der Kaiser den Rechtsanspruch, daß ohne seine Genehmigung und Bestätigung kein Papst eingesetzt werden durfte. Fortan erscheinen Kaiser und Papst als die beiden höchsten Häupter der Christenheit, mit der Aufgabe, die christlichen Völker, abgesehen von ihrer nationalen Entwickelung, durch die Bande des Glaubens und Rechts zu einem universellen Ganzen zu vereinigen, eine Idee, die, so herrlich sie an sich auch war, dennoch so hoch und unerreichbar dastand, da sie weder von Karl noch in der Folge jemals verwirklicht werden konnte.

Freilich hat Karl nicht daran gedacht, die Abhängigkeit des Kaisertums von geistlicher Hand anerkennen zu wollen: „eben indem er ihr geistlichen Charakter zusprach, benutzte er die neue Würde zur Errichtung einer fränkischen Theokratie, zur vollen Übertragung der päpstlichen Autorität in den Kreis der kaiserlichen Befugnisse." Vom Standpunkte königlicher und kaiserlicher Theokratie aus konnte er sich nun erst recht die Kirche zu Dienst zwingen und sich auch gegen die Sondergelüste des Laienadels wenden. Als er, umstrahlt von der hohen ideellen Glorie der Kaiserwürde, aus Italien zurückkehrte, ließ er alle, Geistliche und Weltliche, die ihm früher als König geschworen, nun einen neuen und viel bedeutungsvolleren Eid schwören, in dem alles, was das Volk dem Herrscher schuldig war, nunmehr als unmittelbar göttliches Gebot und göttliche Ordnung erschien. Karl selbst fühlte sich seitdem von dem Bewußtsein höherer Herrscherpflichten durchdrungen, wofür seine Verordnungen, die er an seine Beamten und die Diener der Kirche erließ, um ihnen die Wahrung des Rechts und die Sorge für christlich-kirchliche Ordnung einzuschärfen, ein unwiderlegliches Zeugnis abgeben. Geistliche und weltliche Sendboten gingen hierhin und dorthin, um allerorten seinen Satzungen Gehorsam zu verschaffen und das ganze Leben der Völker in seinem Reiche nach den Geboten der Kirche zu ordnen und zu lenken. Im Gefühl höherer Weihe erschwerte Karl den Zutritt zu seiner Person, erschien bei feierlichen Gelegenheiten im Kaiserschmuck mit Krone und Scepter und gebot, daß, wer sich ihm nahte, sich zur Erde werfen und seine Füße mit den Lippen berühren solle.

So war mit der Kaiserkrönung ein Wendepunkt eingetreten in Karls Stellung zu Staat und Kirche, in seinem Verhältnis zu seinen Unterthanen: die hohe Idee, ein christliches Gottesreich zu verwirklichen, suchte Karl mit Weisheit und Kraft auf allen Gebieten des Lebens zu erfüllen.

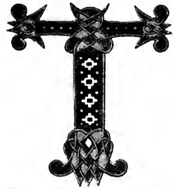


Kaisermünzen: Silbermünze Karls d. Gr. („Carolus." „Bona.")
Geprägt zu Bonn. Königl. Münzkabinett zu Berlin.



St. Petrus überreicht Karl dem Großen die Fahne von Rom und Leo III. die Stola, als Zeichen der weltlichen und geistlichen Herrschaft.

Mosaikbild vom Triklinium Leos III. im Lateran zu Rom. Gleichzeitiges Denkmal karolingischer Kunst und älteste Porträtdarstellung Karls d. Gr. IX. Jahrh.



Karolingischer Kapitalbuchstabe aus Ludwigs des Deutschen Psalter in der königl. Bibliothek zu Berlin. Gemalt um 860.

hronend in der erhabensten Majestät, die der Erdkreis seit Augustus gesehen hatte, zeigte Karl seiner Mitwelt das Bild des größten Kriegs- und Friedensfürsten.

Mächtig und folgenschwer waren seine Kriegsthaten, aber noch heller leuchtet sein Ruhm als Gesetzgeber und Ordner seines Reiches. So sehr er als Kaiser die Idee eines christlichen Gottesstaates auf Erden zu verwirklichen suchte, in dem alle Glieder zu staatlicher und kirchlicher Gemeinschaft verbunden sein sollten, so lag ihm doch der Gedanke fern, alle Nationen und Stämme des Reichs auch unter einer gemeinsamen weltlichen Gesetzgebung zu vereinigen, vielmehr blieben alle einzelnen Volkselemente im ungestörten Besitz ihres eigentümlichen Lebens und ihrer nationalen Entwickelung, und Karl trug sogar Sorge dafür, daß ihre Gesetze und Rechtsgewohnheiten aufgezeichnet und dadurch vom Untergang gerettet wurden. Die Veränderungen, welche nötig waren, die fremden Elemente in den fränkischen Reichsorganismus einzufügen, ließen deren inneres eigenartiges Wesen unangetastet; sie dienten nur dazu, die einzelnen Stämme der Wohlfahrt des Gesamtstaates unterzuordnen. Bei den Völkerschaften an den äußersten Grenzen, den Bretonen, Aquitaniern und Basken im Westen, den Avaren im Osten, den Obotriten im Norden, begnügte sich Karl mit einem Tribut und der Einsetzung und Bestätigung ihrer Volkshäupter, und die Stämme der Alemannen, Bayern, Sachsen, Friesen, Langobarden, Römer, Griechen wahrten mit allzu großer Zähigkeit ihre angestammten Rechte und Gewohnheiten, ihre überlieferten Bildungs- und Lebensformen, als daß Karl hätte daran denken können, alle diese verschiedenartigen Nationalitäten in den Rahmen einer einförmigen Universalmonarchie mit gleichem Rechts- und Verwaltungswesen zu zwingen. Er ließ den Grundsatz gelten, daß jeder nach seinem eignen Rechte leben und gerichtet werden sollte, und gestattete bei den einzelnen Nationen berechtigten Autoritäten einen Anteil an den öffentlichen Angelegenheiten.

Wenn aber auch Karl das nationale Rechtsleben der einzelnen Volkselemente nicht störte, ihm vielmehr seine naturgemäße Entwicklung gönnte, so suchte er doch in dem äußeren Staatsorganismus eine gewisse Gleichförmigkeit zu begründen. Er schaffte daher die Würde der alten Stammes- oder Volksherzöge überall ab (nur die Herzöge von Benevent und Spoleto behaupteten eine Ausnahmestellung) und teilte ihre Gebiete in größere oder kleinere Bezirke ab, welche Gaue hießen und von Grafen verwaltet wurden, die unmittelbar unter dem König standen. Unter diesen Grafen nahmen die Markgrafen eine höhere und wichtigere Stelle ein, da sie an den Grenzgebieten (Marken) die Aufgabe hatten, den Schutz der Grenzen zu sichern, die für denselben bestimmte Mannschaft zu befehligen und im Notfall ein weiteres Aufgebot zu veranstalten. Solche Marken waren an der Ostgrenze zu Friaul, die windische Mark (gegen Kärnthen), Steiermark, die avarische Mark oder später bayrische Ostmark, der Nordgau (zwischen Donau und Fichtelgebirge), die thüringischen und sächsischen Marken, im Westen neben der bretonischen die hispanische Mark. Die Gaue zerfielen wieder in kleinere Bezirke, die den alten

Hundertschaften entsprachen und unter der Verwaltung von Centgrafen standen. Den Grafen entsprachen auf kirchlichem Gebiete die Bischöfe, welche Karl gleich den weltlichen Gaugrafen in seiner kaiserlichen Machtvollkommenheit einsetzte, wie er denn über Kirchenämter und Kirchengesetze selbständig waltete, so daß er als „hohepriesterlicher Kaiser" Staat und Kirche nach seinem Willen lenkte. Zur Beaufsichtigung der Grafen und Bischöfe diente das Institut der königlichen Sendboten (Königsboten: missi regii, missi dominici), deren zwei, ein geistlicher und ein weltlicher, ohne ein bestimmtes Amt zu bekleiden, alle Vierteljahre auf des Königs Befehl bald in diese, bald in jene Provinz reisten, um das Verhalten der geistlichen und weltlichen Beamten zu prüfen, die königlichen Interessen und die Angelegenheiten der Kirche und der Klöster zu wahren, den Heerbann zu ordnen, für Handhabung des Rechts zu sorgen und bei begründeten Klagen Abhilfe zu schaffen.

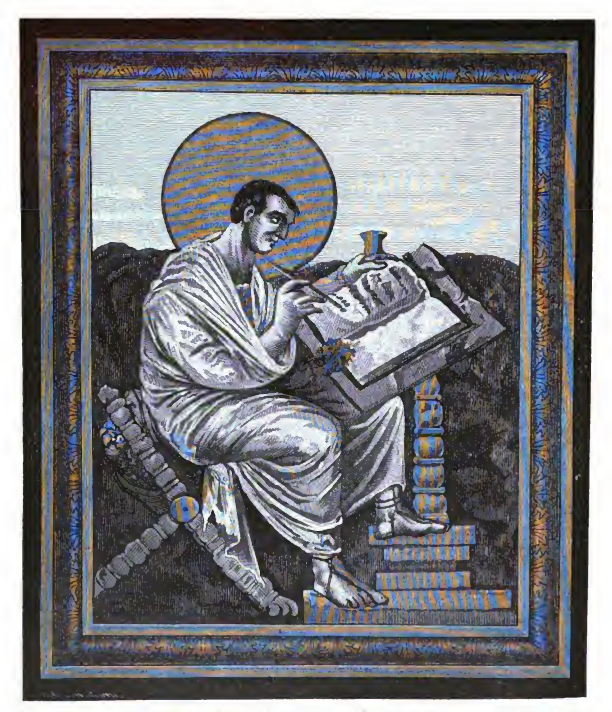
Eine besondere Sorge widmete Karl dem Heerbann oder dem Kriegswesen. Den Kern der fränkischen Heere bildeten des Königs Lehnsträger oder Vasallen, da mit der Verleihung von Beneficien (Lehen), von Ämtern und Würden die Heerespflicht durchweg verbunden war. Sie standen zum König im Verhältnis persönlicher Treue, und dieser wählte aus ihnen die Leibwächter, welche seine Person und den Palast hüteten, sowie die Grenzmannen, welche die Marken des Reiches schützten und die Besatzungen der Städte und Burgen bildeten. Neben diesen königlichen Vasallen waren aber auch alle Freien zum Kriegsdienst verpflichtet. Da die Zahl der freien Männer bei den vielen Kriegen fortwährend abnahm, indem die Geringen und Armen es vorzogen, in den Schutz eines Mächtigeren zu treten und ihr Eigentum von diesem als Lehen zu nehmen, so gab Karl Verordnungen, um die Lasten des Heerbannes zu erleichtern. Sie bestanden teils darin, daß in der Regel nicht der gesamte, sondern nur der Heerbann der dem Kriegsschauplatze zunächstliegenden Provinzen aufgeboten wurde, teils darin, daß von Ärmeren je drei oder fünf einen kampffertigen Mann ausrüsteten und daß bei einem Krieg in entfernten Gegenden nur der sechste Teil des Heerbannes aufgeboten wurde. Doch waren auch diese Maßregeln nicht im stande, die Abnahme der Zahl der Gemeinfreien zu hindern, da die Grafen oft ihre Gewalt mißbrauchten und den geringen Gemeinfreien drückten, bis er in das Schutzverhältnis eines Mächtigen trat, wo er dann als dessen Mann auf Kosten des Dienstherrn ins Feld zog und dem Drucke des Grafen entzogen war. Die Heerpflichtigen dienten je nach Stand und Vermögen bald als Reiter mit Lanze, Schild oder Halbschwert, bald als Schwergerüstete in Helm und Panzer, bald als leichtes Fußvolk mit Lanze und Schwert, oder mit Pfeil und Bogen, und zogen unter Führung ihrer Grafen ins Feld; sie mußten sich ihre Waffen selbst stellen und sich auf drei Monate mit Mundvorrat versehen, ohne alle Entschädigung. Da die fränkischen Heere bald an den Pyrenäen gegen die Sarazenen, bald an der Donau gegen die Avaren, bald im Norden gegen Slaven und Normannen kämpften und die Märsche durch die unwegsamen, mit Wäldern und Morästen überzogenen, von reißenden Strömen durchschnittenen Gegenden mit unsäglichen Schwierigkeiten verknüpft waren, so ergibt sich aus allem, daß der Kriegsdienst für Karls Unterthanen zur unerträglichen Last wurde. Gegen Säumige und Ausreißer galten strenge Strafen. Auf Desertion oder Herisliz stand der Tod. Bei schwerer Strafe war es verboten, Gewaltthätigkeiten gegen die Bewohner des Landes zu verüben, durch welches der Heereszug ging. Durch diese Heerbannordnung gelang es Karl zwar, allezeit über ein großes schlagfertiges Heer zu verfügen, aber die alte Freiheit und Selbständigkeit des deutschen Gemeindelebens schwand immer mehr dahin, und die Kraft des Reiches beruhte auf den hohen und niederen Vasallen, d. h. auf dem Adel.

Neben dem Heerbann wandte Karl dem Gerichtswesen seine Thätigkeit zu. Die altgermanische Ordnung des Gerichtswesens, nach welcher die Freien der Hundertschaften sich zur gerichtlichen Tagfahrt einfanden, war bei der häufigen Abwesenheit der Grafen und der waffenfähigen Einwohner auf entfernten und langdauernden Kriegszügen zur Un-

möglichkeit geworden. Karl traf daher die Anordnung, daß nicht mehr alle Freien eines Gaues, sondern nur Einzelne als „Schöffen" (scabini) zur Auffindung des Urteils bei dem Gerichte zugegen sein sollten; „das große echte Ding" sollte fortan nur dreimal im Jahre gehalten werden, zu dem alle freien Männer der Grafschaft erscheinen mußten, wo über bedeutendere Rechtssachen und Angelegenheiten von hoher Wichtigkeit verhandelt wurde. Zu Schöffen wurden die besten und gottesfürchtigsten Männer gewählt; das „Urteilen", „Rechtwissen" nach den geschriebenen Gesetzen war ihr Hauptgeschäft, und sie vertreten von jetzt an als Urteiler die Gemeinde. Die Stelle der oft abwesenden Grafen vertraten als Gerichtsvorsteher in wichtigen Dingen die Sendboten, in geringeren Sachen die Centgrafen. Karls Sorge ging darauf aus, nicht nur das Gerichtswesen zu vereinfachen, sondern auch Bestechlichkeit, Parteilichkeit, falsche Zeugenaussage u. dgl. durch Verbote und Überwachung zu beseitigen und namentlich der altdeutschen Blutrache entgegenzutreten. Bei der Roheit und Leidenschaftlichkeit der Zeit waren außer einfacher Hinrichtung durch Schwert und Strang auch Blendung, Verstümmelung der Glieder und, um Geständnisse zu erzwingen, auch Tortur in Übung. Nichtsdestoweniger zeigt sich das Streben, der blutigen Selbsthilfe entgegenzuarbeiten und eine menschlichere Gesetzgebung vorzubereiten. Das Asylrecht der Kirche schützte den Schuldigen wenigstens vor der Privatrache seiner Verfolger. Die Gottesgerichte (Ordalien), die Aussagen der Zeugen und der Eidschwur galten als Beweismittel. Eine höhere Rechtssicherheit suchte Karl besonders dadurch zu begründen, daß er über fremde, flüchtige und herumziehende Leute, wie über verbotene Verbindungen und Einigungen eine polizeiliche Überwachung einführte. Den Ansprüchen der Geistlichen, auch im Gerichtswesen eine gesonderte Stellung einzunehmen, war Karl nicht abhold und gab zu, daß Geistliche immer mehr der weltlichen Gerichtsbarkeit entzogen wurden. Streitigkeiten der Geistlichen untereinander entschied der Bischof, zwischen Geistlichen und Weltlichen der Bischof und Graf gemeinschaftlich. Über Anklagen gegen einen Bischof richtete der König selbst mit Zuziehung geistlicher Standesgenossen. Das Verfahren in den geistlichen und gemischten Gerichten war ähnlich wie in den weltlichen Gerichten; den Schöffen entsprachen hier Beisitzer, und der „Vogt" oder „Schirmvogt", der die geistlichen Gerichtssachen leitete, wurde von den Königsboten ernannt. Durch Verleihung der sogenannten Immunität bildete sich allmählich eine selbständige Gerichtsbarkeit der Kirche aus, die sich, mit Ausnahme von Kriminalverbrechen, der weltlichen immer mehr entzog. Das höchste von allen Gerichten war das Königsgericht bei der Pfalz unter der Leitung des Pfalzgrafen oder des Königs selbst. Nach alter Sitte saß der König selbst zu bestimmten Zeiten feierlich zu Gericht, und die am Hofe anwesenden oder ihn begleitenden Großen bildeten die Schöffen; in der Folge schob sich hier die neue Würde der Pfalzgrafen ein, die den König zu vertreten hatten.

Um den Zusammenhang und die Einheit in der Leitung der staatlichen und kirchlichen Angelegenheiten zu wahren, wurden jährlich zwei Reichsversammlungen gehalten, eine große auf dem sogenannten Maifelde und eine kleinere im Herbst, an welcher nur die Räte und Vornehmsten des Reiches teilnahmen. Gegenstände der Verhandlungen bildeten Kriegführung und Friedensschlüsse, Verhandlungen mit den Gesandten fremder Völker, Schutz des Handels und der Kaufleute, kirchliche Angelegenheiten, sowie alles, was in den Bereich der Gesetzgebung fiel, und die Sendboten hatten hierbei ihre Berichte abzustatten. Von Bedeutung waren auch die Gaben und Geschenke, die bei dieser Gelegenheit dem König dargebracht wurden. Die auf der Reichsversammlung vom König mit Zuziehung weltlicher und geistlicher Großen gefaßten Beschlüsse wurden schriftlich aufgezeichnet und zu Gesetzen erhoben. Sie hießen von ihrer Einteilung in Kapitel Kapitularien.

Die Religion war Karl dem Großen wahre Herzenssache; seine Ehrfurcht vor der christlichen Kirche erstreckte sich auch auf deren Diener. Damals waren die Geistlichen allein die Träger der Wissenschaft, und wie Karl die hohe Bedeutung derselben für die Bildung seiner Völker erkannte, so verlangte er auch von ihnen einen sittenreinen, geist-



Apostelfigur (S. Matthäus) aus dem Evangeliarium Karls des Großen, welches unter den Reichskleinodien in der Schatzkammer zu Wien aufbewahrt wird.

Der Tradition nach dasselbe, welches in der Gruft zu Aachen auf den Knieen des toten Kaisers lag.

lichen Wandel und unterwarf sie einer strengen Beaufsichtigung. Die Jagd, das Tragen von Waffen, der Besuch von Schauspielen, Wirtshäusern und Gastmählern war ihnen verboten. Die Bischöfe hatten Anteil an den Staatsgeschäften und Sitz und Stimme auf den Reichstagen. Den Zehnten ließ er mit solcher Strenge an die Kirche entrichten, daß er nicht einmal seine eigenen Güter davon ausschloß. Besondere Sorgfalt widmete er der Verbesserung des Kirchengesanges. Zu diesem Zwecke legte er zu Metz und Soissons

Singschulen an und ließ nicht nur Orgeln aus Italien kommen, sondern brachte auch zwei Gesanglehrer von dort mit. Aber die rauhen Kehlen der Franken gewöhnten sich nur schwer an den kirchlichen Gesang, so daß die Italiener ihn mit dem Geheul wilder Tiere oder dem Rumpeln eines Lastwagens über einen Knütteldamm verglichen und Alkuin über die entsetzliche Tölpelhaftigkeit klagte, mit der er bei den Franken zu kämpfen hatte. Nicht minder sorgte Karl für besseres Verständnis der heiligen Schrift, indem er einzelne Teile derselben in die Muttersprache übersetzen ließ. Auch ließ er einzelne Teile der Schrift für eigenen Gebrauch und zu Geschenken auf das kunstvollste von Schönschreibern abschreiben und ausmalen, wovon sich einige kostbare Exemplare bis auf den heutigen Tag erhalten haben, welche einen hohen Begriff von der Ausbildung dieser Kunst zu Karls Zeit erwecken. (Siehe die Tafel.) Um den öffentlichen Gottesdienst zu heben, trug er dem gelehrten Langobarden Paul Warnfried auf, eine Sammlung von Predigten und Betrachtungen aus den Kirchenvätern zu veranstalten, welche den Namen Postille*) erhalten hat.

Um die geistige Bildung seiner Völker zu fördern, legte Karl Schulen an, die mit den Kirchen und Klöstern verbunden waren und in denen Lesen, Schreiben und die christliche Lehre die Hauptgegenstände des Unterrichtes ausmachten. Zu Lehrern bestellte er geschickte Männer aus Italien und Griechenland und gründete auch an seinem Hofe eine Schule, in welche alle seine Diener, hohe und niedere, ihre Söhne schicken mußten (Schola palatina, Hofschule). Der „Mönch von St. Gallen“ erzählt, Karl habe einst bei einer Prüfung in seiner Hofschule gefunden, daß die Söhne armer Eltern am besten, die der vornehmen und reichen am schlechtesten bestanden, weshalb er jene gelobt, diese aber mit seinem Mißfallen und mit Ausschließung von Ämtern bedroht habe, wenn sie sich im Fleiße nicht besserten. Um für die Bildung seines Volkes zu sorgen, widmete er der Vervollkommnung der Muttersprache alle Sorgfalt. Er befahl den höheren Geistlichen, dafür zu sorgen, daß das Volk das Vaterunser und das christliche Glaubensbekenntnis in der Muttersprache auswendig lerne und daß nur in dieser gepredigt würde; er ließ ferner die altdeutschen Volks- und Heldenlieder sammeln, welche jedoch später wieder verloren gingen. Er machte selbst den Entwurf zu einer deutschen Sprachlehre und führte für die Benennung der Monate deutsche Namen ein**), welche nachher von den lateinischen wieder verdrängt wurden.

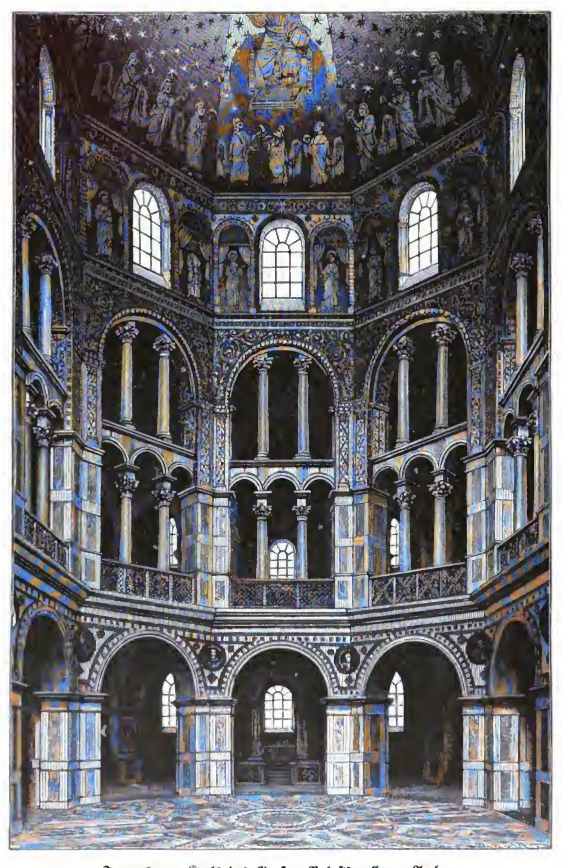
Auch für Handel und Verkehr, für Brücken- und Wegebau, für Anlegung prächtiger Gebäude, für Ackerbau und Landwirtschaft war der Kaiser ungemein thätig. Um Handel und Verkehr zu erleichtern, hatte er den Plan, durch einen Kanal die Altmühl und die Rednitz und dadurch die Donau mit dem Rhein, somit die Nordsee mit dem schwarzen Meere zu verbinden. Allein die Unkunde der Arbeiter, die Unvollkommenheit der Werkzeuge und andauernde Regengüsse vereitelten das großartige Unternehmen***). Unter den Bauten, die er aufführen ließ, zeichneten sich, außer den Wohn- und Wirtschaftsgebäuden seiner Güter, besonders seine von italienischen Baumeistern aufgeführten Paläste (Pfalzen) zu Aachen, Ingelheim und Nymwegen aus; ferner jener der heiligen Jungfrau geweihte Dom zu Aachen, der als Muster bewundernswerter Schönheit gerühmt wird. „Karl benutzte nach damaliger italienischer Weise die Fragmente antiker Bauten zu seinen neuen Werken. Quadersteine wurden aus den Mauern von Verdun, Säulen aus Trier, Marmorstücke, Mosaiken und wiederum Säulen aus Rom und Ravenna herbeigeschafft. Sogar

---

*) Die Betrachtung schloß sich an die Worte des Textes an und begann deshalb mit post illa (nämlich verba textus), nach jenen Worten des Textes. Daher der Name Postille.

**) Sie hießen Wintermonat, Hornung, Lenzmonat, Ostermonat, Wonnemonat, Brachmonat, Heumonat, Erntemonat, Holzmonat, Weinmonat, Herbstmonat, Heiligmonat. Auch mit Astronomie beschäftigte sich Karl unter Alkuins Leitung.

***) Erst über 1000 Jahre nachher hat Ludwig I., König von Bayern, den kühnen Gedanken vollendet.



Inneres von Karls des Großen Palastkapelle zu Aachen.
(Ergänzung der Ausschmückung nach dem Wiederherstellungsentwurf von Hugo Schneider.)

eine Reiterstatue Theodorichs wurde in dem Palaste zu Aachen aufgestellt.“ Die Pfalz zu Ingelheim verdankte diesem Kunsttriebe ihren Hauptglanz. Zu Karls Bauwerken gehörte auch die Herstellung des alten Leuchtturms zu Boulogne, die 500 Schritte lange hölzerne Rheinbrücke bei Mainz, an welcher zehn Jahre hindurch gearbeitet wurde, die aber leider schon ein Jahr vor Karls Tode abbrannte. Endlich verdient auch die Badeanstalt Erwähnung, die er so einrichten ließ, daß in dem warmen Wasserbehälter über hundert Personen, darunter seine Söhne, Freunde, andre Große, ja sogar Leibwächter, umherschwimmen konnten.

Um Ackerbau und Landwirtschaft zu fördern, ließ er Dörfer anlegen, Wälder ausroden, Sümpfe austrocknen und Einöden in fruchtbare Gefilde verwandeln. Er selbst ging in der Pflege der Landwirtschaft mit dem besten Beispiele voran, indem er auf seinen Krongütern Musterwirtschaften anlegte. Auf seinen Gütern herrschte im kleinen dieselbe Ordnung, welche man im großen in allen Zweigen der Reichsverwaltung bewunderte. Der Acker- und Gartenbau wurde dort nach seinen eigenen Anordnungen wahrhaft musterhaft betrieben; denn er selbst war ein sehr kundiger Landwirt, und wir besitzen eine von ihm mit ausgezeichneter Sachkenntnis verfaßte Anweisung, in welcher er in siebzig Kapiteln die genauesten Vorschriften erteilt über die Zucht der Haustiere und Bienen, die Bereitung des Weines und Bieres, des Honigs und Wachses, sowie über den Ackerbau, den Obstbau, die Gärtnerei und die Fischerei. Er zog auf seinen Gütern 74 Arten von Kräutern und Gesträuchen, welche er in jener Anweisung namentlich aufführt; man fand dort neben den gewöhnlichen Obstarten auch die feineren, als Pfirsiche, Feigen, Mandeln und Kastanien. Ausgezeichnet war der Viehstand, insbesondere die Rinder- und Pferdezucht; es wimmelte dort von Schafen, Ziegen, Schweinen, Gänsen, Hühnern und Tauben; auch hielt man als Ziervögel Pfauen, Enten und Turteltauben. Die Aufsichtsbeamten mußten zu Weihnachten ein genaues Verzeichnis von dem ganzen Bestande an Vieh, Getreide, Wein, Honig, Eiern, Wolle, 2c. einreichen, am Palmsonntag den Geldbetrag abliefern und Rechnung ablegen. Wenn Karl seine Güter bereiste, was sehr oft geschah, so war er ganz Landwirt und vergaß den König und Staatsmann: er nahm alles selbst in Augenschein, ordnete Verbesserungen an, prüfte die Bauanschläge und sah die Rechnungen nach, in welche alles bis aufs Kleinste, selbst jedes verkaufte Ei, eingetragen sein mußte.

Karl hatte die Absicht, sein Reich unter seine drei Söhne zu teilen. Auf einer Versammlung von geistlichen und weltlichen Großen zu Diedenhofen in Lothringen ward bestimmt, daß sein ältester Sohn, der kräftige und dem Vater ähnliche Karl, das Ost- und Westfrankenreich, Pippin Italien, Ludwig, der jüngste Sohn, Aquitanien erhalten sollte. Aber der Tod raffte die beiden älteren Söhne noch vor dem Vater hinweg. So blieb denn nur Ludwig, der untüchtigste der Brüder, als schwacher Träger der väterlichen Hoffnungen übrig. Als daher der von Alter, Krankheit und Schicksalsschlägen gebeugte Greis sein Ende nahen fühlte — auch die warmen Quellen von Aachen wollten nicht mehr helfen — machte er in Gegenwart geistlicher und weltlicher Großen sein Testament. In diesem waren besonders die Armen reichlich bedacht, zu ihrem Besten sollte sogar die so mühsam gesammelte Bibliothek verkauft werden. Von den drei prachtvollen silbernen Tischen, welche er besaß, vermachte er den ersten, auf welchem Konstantinopel abgebildet war, der Peterskirche zu Rom; den zweiten, der eine Abbildung Roms enthielt, der erzbischöflichen Kirche zu Ravenna; den dritten aber, ein Wunderwerk an Kunst und

Schönheit, auf welchem die ganze Erde und der Himmel mit allen seinen Sternen in erhabener Arbeit dargestellt war, erhielt Ludwig. Den Geistlichen in den Metropolitanstädten seines Reichs vermachte Karl zwei Drittel seines Privatvermögens an Geld, Hausrat und Kostbarkeiten. Nachdem Karl sein Testament gemacht, setzte er trotz der Beschwerden des Alters seine Regierungs-
813 thätigkeit noch fort. Im Sommer 813 hielt er eine Jagd in den Ardennen, empfand aber dabei eine große Schwäche in den Füßen, die er als Vorboten des nahen Todes betrachtete. Er berief daher noch im Herbste desselben Jahres seinen Sohn Ludwig mit allen Vasallen aus Aquitanien nach Aachen, wo sich auf seinen Befehl die angesehensten Großen des Reichs, geistliche und weltliche, versammelt hatten, um ihn über seine Herrscherpflichten und Regierungsgeschäfte zu belehren. Zu diesem Zwecke wurden in demselben Jahre noch fünf Provinzialsynoden in verschiedenen Städten und dann eine allgemeine Reichsversammlung zu Aachen gehalten, indem auf den ersten wichtige kirchliche, auf der letzteren politische Fragen zur Verhandlung kamen. Sodann eröffnete Karl selbst in einer feierlichen Sitzung den Versammelten den Entschluß, seinen Sohn Ludwig zum Mitregenten und Nachfolger im Frankenreiche zu erheben, eine Eröffnung, die mit dem Ausdruck der Freude aufgenommen ward. „An dem
813 für die feierliche Krönung bestimmten Sonntag (September 813) schritt der hohe Greis im kaiserlichen Schmuck, auf den jugendlichen Sohn gestützt, in die Marienkirche, unter deren hohem Kuppelgebäude die feierliche Handlung vor sich ging." Hier kniete er mit seinem Sohne vor dem Hauptaltar, auf welchem eine goldene Krone lag, in stillem, inbrünstigem Gebete. Hierauf erhob sich Karl, legte in einer rührenden Rede seinem Sohne die heiligen Pflichten eines Regenten ans Herz und ermahnte ihn insbesondere, Gott zu fürchten, seine Schwestern und übrigen Verwandten zu lieben, die Armen zu unterstützen und seinem Volke stets mit dem Beispiel eines tugendhaften Wandels vorzuleuchten. „Willst du, mein Sohn," fragte er dann, „alle diese Pflichten treu und gewissenhaft erfüllen?" „Ja, mit Gottes Hilfe!" antwortete Ludwig. Darauf hieß der alte Kaiser ihn die goldene Kaiserkrone mit eignen Händen vom Altar nehmen und sie, gleichsam zum Zeichen, daß er das Reich von Gottes und keines Menschen Gnade zu Lehn habe, sich selbst aufs Haupt setzen, worauf das versammelte Volk ausrief: „Heil und Leben dem Kaiser Ludwig!" Die Salbung und zweite Krönung, die drei Jahre später Papst Stephan zu Rheims vornahm, hat der Würde nur höheren Glanz, keine Mehrung des Rechts oder der Macht verliehen. Bald nach der Krönung kehrte Ludwig nach Aquitanien zurück. Der Vater sah ihn nicht wieder.

Nicht lange nachher warf ein heftiges, mit Seitenstechen verbundenes Fieber den 72jährigen Kaiser aufs Krankenlager; sein gewöhnliches Heilmittel, das Fasten, war bei seiner erschöpften Natur ohne Wirkung. Eifrig beschäftigte er sich nun mit dem Heil seiner Seele; am fünften Tag seiner Krankheit empfing er das heilige Abendmahl, und am siebenten war seine Kraft völlig geschwunden.

Mit sterbender Hand machte er auf Stirn und Brust das Zeichen des Kreuzes, faltete seine Hände über der Brust, schloß die Augen, sang mit leiser Stimme: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist!" — und war aus dem irdischen Leben geschieden. Noch an demselben Tage wurde der Leichnam gesalbt und geschmückt und unter lautem Wehklagen des Volkes in einer Gruft der Marienkirche beigesetzt. Hier saß er auf einem goldenen Throne, in vollem Kaiserschmucke, auf dem Haupte die Krone und ein Stück des heiligen Kreuzes, in der Hand einen Kelch, an der Seite das Schwert, um die Hüften die goldene Pilgertasche, zu den Füßen Scepter und Schild, auf den Knien ein goldenes Evangelienbuch. Die Gruft wurde mit vielen Schätzen, mit Weihrauch, Balsam und köstlichen Spezereien gefüllt, dann versiegelt und verschlossen. Über derselben errichtete man einen goldenen Bogen mit der Inschrift: „Unter diesem Steine ruhet der Körper Karls, des großen und rechtgläubigen Kaisers, der das Reich der Franken ruhmvoll erweitert und 47 Jahre glücklich regiert hat. Er starb, ein 70jähriger Greis, im Jahre der Geburt unsers Herrn 814 am 28. Januar." — Jetzt bezeichnet die Grabstätte eine einfache Marmorplatte mit der kurzen Inschrift: Carolus Magnus. Es fehlte nicht an Zeichen und Wundern am Himmel und auf Erden, welche als Vorboten des großen Ereignisses von den Chronisten gläubig aufgenommen wurden: der Brand der Mainzer Brücke, das Einstürzen des Säulenganges, welcher den Palast in Aachen mit der Marienkirche verband, das Einschlagen des Blitzes, der einen goldenen Apfel vom Dache der Kirche herabwarf, Sonnen- und Mondfinsternisse und andre Schrecken wurden darauf bezogen. Ein alter Chronist schildert den Eindruck, den die Kunde von seinem Tode hervorbrachte, mit den Worten: „Niemand kann sagen, wie groß das Klagen und Trauern um ihn war auf der ganzen Erde, auch bei den Heiden wurde er betrauert als der Vater des Erdkreises."

814

Mit den höchsten Herrschergaben und staatsmännischer Einsicht verband Karl eine liebenswürdige, Vertrauen und Zuneigung einflößende Persönlichkeit, die aber auch Ehrfurcht und das Gefühl der Unterwürfigkeit zu erwecken wußte. In seiner Seele waltete eine seltene Harmonie der Kräfte, von denen keine die andre beherrschte. Der Held und Feldherr war mit dem großen Staatsmann, der glaubensvolle Streiter Christi mit dem wohlwollenden Menschen innig verbunden. Seine äußere Erscheinung verkündete den geborenen Herrscher. Seine Leibesgröße betrug sieben seiner Füße oder sechs Fuß drei Zoll rhein., nach dem Maß einer Eisenlanze, die sich noch erhalten hat und genau seine Länge anzeigen soll. Er hatte eine gewölbte Stirn, große lebhafte Augen, eine etwas große gebogene Nase, schönes Haupthaar, freundliche, heitere Gesichtszüge: die ganze Gestalt, sitzend und stehend, war voll hoher Würde. Obgleich der Nacken ein wenig gebückt und der Bauch etwas vorragend war, so deckte doch das schöne Verhältnis der übrigen Glieder diese Fehler. Der Gang war fest, die gerade Haltung des Körpers männlich, die Stimme hell, wiewohl der Kraft des Körpers nicht ganz angemessen. Gleichzeitige Bildnisse haben sich von Karl nicht erhalten, mit Ausnahme einer Darstellung seiner Person auf dem berühmten Triklinium Leos III. in Rom. Nur mit hoher Wahrscheinlichkeit kann eine kleine Reiterstatuette aus Bronze, welche sich jetzt in Paris befindet, als eine gleichzeitige Porträtstatue angesehen werden. Die Köpfe auf Karls Münzen und Siegeln sind keine Porträts. So hat denn die Kunst durch die Jahr-

hunderte je nach ihren jeweiligen Anschauungen die Gestalt des großen Kaisers frei geschaffen, am schönsten für deutsche Augen wohl Albrecht Dürer in seinem majestätischen Bildnisse. Seine glückliche Gesundheit ward nur in den letzten vier Jahren durch häufige Fieber angegriffen, gegen die er nach eignen Einfällen mancherlei, doch nichts auf den Rat der Ärzte, die ihm Gebratenes, seine Lieblingsspeise, verboten, versuchte. Karls Vergnügungen bestanden in Reiten, Jagen und Schwimmen, worin er es allen andern zuvorthat. Vorzüglich wegen der Nähe der Bäder baute er den Palast zu Aachen und lud jedermann zum Baden ein. Er bediente sich stets der fränkischen Kleidung; auf dem Leibe trug er ein leinenes Hemd, von seinen Töchtern gesponnen und gewebt, darüber ein Wams, das von einer seidenen Leibbinde zusammengehalten ward, an den Beinen Strümpfe und Schuhe, um die Lenden Binden, im Winter auch noch um Schultern und Brust einen Überwurf von Otterfell. Sein Oberkleid war ein kurzer venetischer Mantel. Immer sah man ihn mit dem Schwert umgürtet, dessen Griff und Gehenk von Gold und Silber, bei feierlichen Gelegenheiten auch wohl, wie die Schuhe und das alsdann hervorgesuchte Diadem, mit Edelsteinen besetzt war. Ausländische Kleidung war ihm verhaßt, und nur zweimal hat er zu Rom, auf Bitten der Päpste Hadrian und Leo, die lange römische Tracht angelegt. Speise und Trank genoß er mäßig, und Trunkenheit war ihm ein Abscheu. Gastereien fanden selten statt und nur an festlichen Tagen; dann aber liebte er, recht viele Menschen um sich zu sehen. An seiner gewöhnlichen Tafel wurden vier Gerichte gegeben, außer dem Braten, welchen die Jäger an den Spießen hereinbringen mußten. Während der Mahlzeit wurde irgend ein Geschichtsbuch von den Thaten alter Könige vorgelesen, auch liebte er die Schriften des heiligen Augustin, besonders die vom Gottesstaate. Nach Tisch ruhte er zwei bis drei Stunden, dagegen unterbrach er seinen Nachtschlaf vier- bis fünfmal, nicht blos durch Erwachen, sondern selbst durch Aufstehen. Beim Ankleiden unterhielt er sich mit seinen Freunden oder ließ auch wohl Geschäftsleute oder Kläger vor und entschied ihre Händel auf der Stelle.



Kleine Bronzestatuette, mit höchster Wahrscheinlichkeit Porträtstatue Karls d. Gr.

Früher im Domschatz zu Metz, später angekauft von der Stadt Paris, im Juni 1871 wiedergefunden unter den Brandtrümmern des Hotel de Ville, jetzt im Museum Carnavalet zu Paris.

Einhards Leben Karls des Großen.

Einhard (spätere Form Eginhard), Zögling, Freund und Minister Karls des Großen, Mitglied seiner Akademie, schrieb das Leben seines großen Kaisers und Wohlthäters unmittelbar nach dessen Tode. Er giebt in klassischem, weit über die Bildungshöhe seiner Zeit hinausragendem Latein ein treu und scharf gezeichnetes Bild des großartigen Herrschers, gezeichnet mit wohlthuender Wärme, Liebe und Dankbarkeit. Nach Karls Tode diente er in hervorragenden Stellungen auch dem Nachfolger Ludwig dem Frommen, wurde Abt, ohne sich von seiner Gemahlin Imma, die nicht Karls Tochter war, wie die Sage behauptet, zu trennen, zog sich in hohem Alter nach Seligenstadt zurück und starb dort 844. Geboren war er von vornehmen Eltern um 770, ob im Maingau ist zweifelhaft.

Aus der Handschrift, welche in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien aufbewahrt wird, geben wir in getreuer Nachbildung den Anfang des Testaments Karls, das Einhard seinem ganzen Wortlaute nach, mit den Namen der Testamentszeugen mitteilt.

Erklärungstafel zu Karls d. Gr. Testament.

Er ließ hierauf seinen Willen in einer kurzen Urkunde aufsetzen, deren Inhalt und Wortlaut
— — — — — — — — — — — — — — —

talis est:
folgender ist:

In nomine domini omnipotentis patris et filii et spiritus sancti.
Im Namen Gottes des allmächtigen Vaters und Sohnes und heiligen Geistes.

Descriptio atque divisio quae facta est a gloriosissimo atque piissimo domno
Verzeichnis und Verteilung die gemacht ist vom ruhmvollen und frommen Herrn

Karolo imperatore augusto anno ab incarnatione domini nostri Jesu Christi
Karl, dem erhabenen Kaiser vom Jahre der Menschwerdung unsres Herrn Jesu Christi,

DCCCXI anno vero regni ejus in Francia XLIII et in Italia XXXVII
im 811ten vom Jahre aber seiner Regierung in Franken im 43ten und in Italien im 37ten

imperii autem XI indictione IIII quam pia et prudenti conside-
seines Kaisertums aber im 11ten in der 4ten Indiktion die er mit frommer und kluger Über-

ratione facere decrevit et domino annuente perfecit de thesauris
legung zu machen beschlossen und mit Gottes Willen ausgeführt von seinen Schätzen

suis atque peccunia quae in illa die in camera ejus inventa est. In
und dem Gelde was sich an jenem Tage in seiner Schatzkammer vorfand. Wo-

qua illud p(rae)cipue precavere voluit ut non solum elemosinarum lar-
bei er das vorzüglich hat vorsehen wollen daß nicht allein der Almosen Spen-

gitio quae sollempniter apud christianos de possessionibus eorum
dung wie sie herkömmlich bei Christen von ihrem Besitz

agitur pro se quoque de sua pecunia ordine atque racione perficeretur
gemacht wird auch für ihn von seinem Gelde in aller Form und Ordnung ausgeführt werde

sed etiam ut heredes sui omni ambiguitate remota quid ad
sondern auch daß seine Erben mit Beseitigung jeden Zweifels was ih-

se pertinere deberet liquido cognoscere et sine lite atque
nen zukomme klar wissen sollten und ohne Streit und

talis est.
IN NOMINE DNI DI OMNIPOTENTIS PATRIS ET FILII ET SPS SCI.
descriptio atq. divisio. quę facta est a gloriosissimo atq. piissimo domno
Karolo imperatore augusto. anno ab incarnatione dm nri ihu xpi.
dccc.xi. anno vero regni eius in francia xl.iii. et in italia xxxvii
imperii autem xi. indictione iiii. quam pia et prudenti conside
ratione facere decrevit. et dno annuente perfecit de thesauris
suis atq. pecunia. quę in illa die in camera eius inventa est. In
qua illud pcipue precavere voluit. ut non solu elemosinarum lar-
gitio. quę sollempniter apud xpianos de possessionibus eorum
agitur. p se quoq. de sua pecunia ordine atq. ratione pficeret
sed etiam ut heredes sui omni ambiguitate remota quid ad
se pertinere deberet liquido cognoscere. et sine lite atq.

Karls des Grossen Testament

aus der „Vita Caroli Magni“ von Einhard, geschrieben in den nächsten Jahren nach Karls Tode.
Handschrift der Kaiserlichen Bibliothek zu Wien. Faksimile des Anfangs.

Er sprach viel und gern und wußte sich über alles höchst klar und fließend auszudrücken.

Die **Religion** ehrte Karl tief im Herzen; die Kirche besuchte er früh und nachmittags, oft auch des Abends, unverdrossen und litt durchaus nichts Unanständiges und Störendes darin. Seine Wohlthätigkeit erstreckte sich nicht blos auf seine Unterthanen, sondern seine Almosen gingen über das Meer nach Syrien, Ägypten und Afrika, nach Jerusalem, Alexandrien und Karthago hin, wo er von notleidenden Christen hörte, und vorzüglich deshalb unterhielt er die Gemeinschaft mit jenen entfernten Königen, damit diese Wohlthat den armen Gläubigen in ihren Staaten desto sicherer zukäme. Seine Geschenke an den päpstlichen Stuhl sind nicht zu zählen, und es gehörte zu seinen liebsten Beschäftigungen, sein verehrtes Rom, das er viermal besucht hat, zu schmücken und emporzuheben. Von seinem Testamente ist bereits die Rede gewesen. Der Ruhm seines Namens war unter seinen Zeitgenossen so ausgebreitet, daß selbst die Araber aus Asien, Afrika und Spanien Gesandtschaften an ihn schickten, um ihm ihre Ehrfurcht zu beweisen. Der berühmte **Kalif Harun al Raschid**, aus dem Geschlechte der Abasiden, ließ ihm zu seiner Kaiserkrönung Glück wünschen und sandte zugleich einen Elefanten, der nicht geringes Staunen erregte; außerdem machte er ihm Geschenke mit den kostbarsten indischen Gewürzen und morgenländischen Kunstarbeiten, worunter eine Uhr merkwürdig ist als ein Beweis der großen mechanischen Fertigkeit der Araber. Es war eine Wasseruhr von Metall, die einen Zeiger hatte und den Wechsel der Stunden noch außerdem durch kleine Kügelchen, welche klingend auf eine Metallplatte fielen, ja selbst durch Reiter, welche sich an von selbst aufspringenden Thüren zeigten, kund that. Karls Gegengaben bestanden in Pferden, trefflichen Jagdhunden, feiner Leinwand und andern Weberarbeiten. Zu seinem Gesandten nach Bagdad gebrauchte er einen Juden, Namens Isaak.



Seitenansicht des Kopfes der Statuette. Natürliche Größe.

Wie Karl für die geistige Bildung seiner Völker sorgte, so versäumte er auch nicht, **seinen eigenen Geist auszubilden**, um so mehr, als er in seiner Jugend nur einen dürftigen Unterricht genossen hatte. Er las sehr fleißig, und da er als Knabe nicht schreiben gelernt hatte, so setzte er sich als Mann noch hin, um die Buchstaben nachmachen zu lernen; aber die des Schwertes gewohnte Hand gelangte darin nie zu großer Fertigkeit. So tragen auch die aus seiner Regierung erhaltenen Urkunden als Unterschrift nur einen rautenförmigen Vollziehungsstrich von seiner Hand innerhalb des königlichen Namenszuges, welch letzteren der Schreiber vormalen mußte, eine Gewohnheit, die bis tief ins spätere Mittelalter gedauert hat. Latein sprach er mit großer Geläufigkeit, im Griechischen konnte er wenigstens ein Buch verstehen. Besonders verehrte er die beiden berühmten Kirchenväter Hieronymus und Augustinus, deren beredten Ausdruck er nicht genug bewundern konnte. „Ha," rief er voll edlen Eifers aus, „wenn ich doch zwölf solcher Männer in meinem Reiche hätte!" worauf Alkuin erwiderte: „Der Schöpfer des Himmels und der Erden hat nur diese zwei gehabt, und Du verlangst ihrer zwölf!"

Dieser **Alkuin**, ein britischer Mönch, ein strebsamer kenntnisreicher und thätiger Mann, leitete als Freund und Ratgeber des Kaisers und als Haupt des von ihm gestifteten gelehrten Vereins das ganze Bildungs- und Erziehungswesen, durch welches Karl die antike Bildung mit christlich-germanischem Wesen zu verschmelzen bemüht war. Alkuin wirkte nicht bloß selbst als Lehrer, er unterrichtete nicht nur den Kaiser in verschiedenen Wissenschaften und zog den ganzen kaiserlichen Hof in den Bereich wissenschaftlicher Bestrebungen, er verfaßte auch Handbücher über die verschiedenen Gegenstände des damaligen

Unterrichts. Zugleich suchte Alkuin auch in Briefen und wissenschaftlichen Werken seinen kaiserlichen Herrn durch Rat und Belehrung zu fördern und die Grundsätze christlicher Regentenweisheit in ihm zu erwecken und zu nähren. Durch seine geistentwickelnde Lehrweise ist Alkuin der Mann geworden, an dessen Namen sich die Wiederherstellung der alten Bildung und Wissenschaft für das ganze nachfolgende Zeitalter knüpft.

Ein andrer Gelehrter an Karls Hof war Einhard (Eginhard), aus dem Odenwalde gebürtig, den Karl als munteren wißbegierigen Knaben kennen lernte und seinen Söhnen als einen Sporn zur Nacheiferung zum Gesellschafter gab. Unter Alkuins Leitung, mit dem er fortwährend durch die innigste Freundschaft verbunden blieb, wurde Einhard mit der römischen Litteratur vertraut, und seine Schriften geben Zeugnis, wie sehr er in die Sprache und deren Geist eingedrungen ist. Wir besitzen von ihm in lateinischer Sprache das „Leben Karls“, ein Werk, das in Reinheit des Stils und kunstvoller Behandlung des Stoffes für die folgenden Jahrhunderte ein unübertroffenes Vorbild geblieben ist. Wegen seiner tieferen Kunde der Architektur, die er dem Studium des Vitruv und der alten Kunstdenkmäler verdankte, benutzte Karl bei seinen Bauten besonders seinen Rat und Beistand. Auch zu sonstigen wichtigen Geschäften benutzte Karl den klugen und umsichtigen Einhard. Nach einer wenig verbürgten Sage ward dieser gelehrte Mann sogar Gemahl von Karls Tochter Emma. Doch entbehrt die ganze Erzählung der geschichtlichen Glaubwürdigkeit, denn Einhards Gattin Emma war nicht Karls Tochter. Wohl aber mag der Umstand, daß dessen zweite Tochter Bertha in heimlicher Ehe mit dem schönen und geistvollen Dichter Angilbert, der Kaplan an seinem Hofe war, gelebt hat, Veranlassung zu der Sage gegeben haben. Karl hat übrigens keine seiner Töchter, deren Schönheit von Einhard gerühmt wird, vermählt und wies die Bewerbungen fränkischer Großen mit dem Bemerken zurück, er liebe seine Töchter zu sehr, als daß er ihren Umgang missen könnte, was zu übeln Nachreden Veranlassung gab. Allerdings war Karls Familienleben nicht tadellos, denn so sehr auch die Kirche das Institut der Ehe zu heiligen suchte, so trug doch Karl, sonst ein getreuer und folgsamer Sohn der Kirche, kein Bedenken, nach der Sitte der früheren Frankenkönige neben seiner rechtmäßigen Gemahlin mit Nebenfrauen zu leben. „Eine stattliche Reihe vornehmer Frauen sehen wir im Lauf einer siebzigjährigen Lebensdauer an seiner Seite, die fränkische Himiltrud, eine Jugendliebe, die bald über der schwächlichen langobardischen Fürstentochter Desiderata vergessen ward, nach dieser die schwäbische Herzogstochter Hildegard, wohl die anmutigste Gestalt unter den Frauen Karls; sie starb, von ihrem Gemahl schmerzlich betrauert, im Jahre 783. Doch vermählte sich Karl bald wieder mit der stolzen Fastrada, aus ostfränkischem Grafengeschlecht, (deren Grabstein († 794) heute noch am Dom zu Mainz zu sehen ist), heiratete darauf die Schwäbin Liutgard, und als auch diese vorzeitig, kurz vor der Kaiserkrönung Karls, ins Grab gesunken, fand der sechzigjährige Herrscher noch Geschmack an einem politischen Heiratsprojekt zwischen ihm und der oströmischen Kaiserin Irene, und nach dessen jähem Abbruch noch Mut und Kraft, sich von drei deutschen Frauen mit einer Tochter und drei Söhnen beschenken zu lassen.“ In der zahlreichen Familie, die sich unter diesen Wechseln um den Kaiser scharte, „ging es national klar und einfach her; die Söhne lernten schon von frühauf reiten, zogen zur Jagd und führten die Waffen zu Spiel und Übung; die Töchter saßen am Spinnrocken und wirkten wollenes Gewand nach alter Sitte. Neu war nur der gleichmäßige Unterricht des weiblichen wie des männlichen Teiles der Familie in den freien Künsten der antiken Überlieferung“, für deren Belebung Karl, wie gesagt, nicht müde wurde, stets neue Kräfte in seinen Dienst zu ziehen.

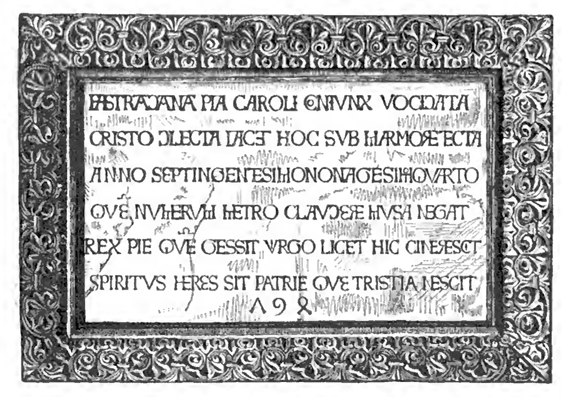
Auch den Paul Warnefried, gewöhnlich Paulus Diaconus genannt, brachte Karl aus Italien mit an seinen Hof. Er geriet als Notar des König Desiderius beim Untergange des Langobardenreichs, dessen Geschichte er beschrieben, wegen Teilnahme an einem Aufstandsversuche in fränkische Gefangenschaft und sollte seine Vaterlandsliebe mit dem Verluste beider Hände büßen, wenn ihn nicht Karl mit den Worten gerettet hätte: „Wo würden wir denn wieder eine Hand bekommen, die uns so schöne Geschichten beschriebe?“



Karl der Große nach Albrecht Dürers Phantasiebildnis.

Gemalt 1510, das Original in der städtischen Sammlung zu Nürnberg.

Das Ornat ist getreu nach den Originalen gemalt, welche bei den Krönungen der späteren Kaiser gebraucht wurden, jetzt in der K. K. Schatzkammer zu Wien.



Grabstein der Fastrada, dritten Gemahlin Karls des Großen.

Im Dome zu Mainz. Die Schrift ist gleichzeitig, der verzierte Rand später.

Fastradana pia Caroli conjunx vocidata
Fastradana Kaiser Karolus fromme Gemahlin,
Christo dilecta jacet hoc sub marmore tecta
Innig von Christo geliebt liegt unter dem marmornen Stein hier.
Anno septingentesimo nonagesimo quarto
Im Jahre siebenhundertneunzig und vier,
quem numerum metro claudere musa negat
welche Zahl in Verse zu schließen die Muse sich sträubet.
rex pie quem gessit virgo licet hic cinerescit.
Heiliger Herrscher, der Jungfrau Sohn, hier ruhet die Asche.
spiritus heres sit patrie que tristia nescit.
Möge die Seele das Reich ererben, das Traurigkeit nicht kennt.
794.

Karl ehrte ihn seinen Verdiensten gemäß, ließ sich von ihm in der griechischen Sprache unterrichten und trug ihm die Abfassung verschiedener Lehrbücher auf. Er ist, wie schon erzählt, der Verfasser der bekannten Postille.

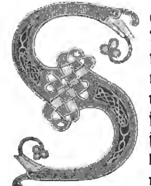
Aus den genannten und andern ausgezeichneten Männern, welche am Hofe lebten, bildete Karl eine gelehrte Gesellschaft (Akademie), in der er ganz den Kaiser verleugnete. Jedes Mitglied derselben gab sich einen auf seine besondere Thätigkeit oder Richtung anspielenden Beinamen. So nannte sich Karl König David, weil er dessen Psalmen sehr liebte und sie fleißig auswendig lernen und singen ließ. Alkuin bekam den Namen Flaccus, weil Horaz sein Lieblingsdichter war; Einhard gab sich von der Muse der Geschichte den Namen Calliopus und hieß wegen seiner Baukunde auch Beseleel (von dem Meister der Stiftshütte); Angilbert legte sich den Namen Homer bei, der Westgote Theodulf hieß Pindar, der Erzbischof Rikulf wegen seiner Liebe zum Hirtengedicht Damötas, der Abt Abälard hatte den Namen Augustin. Die gemeinsame Bibliothek beaufsichtigte Gerward. Den gelehrten Arbeiten dieser Männer bewies Karl seine regste Teilnahme.

So erscheint Karl nach allen Seiten hin als hohes, erhabenes Kaiserbild. Die Geschichte hat ihm mit Recht den Namen des Großen verliehen, der bald nach seinem Tode allgemein ward. Er führte Kriege nicht aus Vergrößerungssucht und Eroberungslust, sondern zur Erreichung hoher Ideen und edler Ziele; er hat die bis dahin lockeren Teile der mitteleuropäischen Germanenwelt zu einer Einheit verbunden, in der er alle lebenskräftigen Elemente in geistiger und sittlicher Hinsicht, in Staat und Kirche, in Gesetzgebung und Verwaltung, hegte und förderte und bei aller Machtfülle und einheitlichen Herrschergewalt alles eigenartige Leben in den Gesamtorganismus so einfügte, daß es, ohne den Gang des großen Ganzen zu hemmen, diesem dienstbar und förderlich wurde. Seine Stellung zum Papst benutzte er zur Reinigung und Hebung der Kirche, ohne diese zu knechten oder sich selbst zu ihrem Werkzeug herabzuwürdigen. Durch die Begünstigung der alten Litteratur und Wissenschaft hat er die geistige Bildung und Entwickelung gehoben und der Finsternis und Roheit des Zeitalters gesteuert. So steht er als Bildner und Schöpfer seines Zeitalters da, als der Begründer mittelalterlicher Bildungsformen. Darum strahlt sein Ruhm durch alle Jahrhunderte hindurch, die Kirche hat ihn unter die Zahl der Heiligen versetzt, und die Sage weiß sein Bild nicht hehr und erhaben genug zu schildern: „Seine Augen,“ heißt es im Rolandsliede, „leuchteten wie der Morgenstern, der Glanz seines Angesichts blendete wie die Sonne im Mittag; den Feinden war er schrecklich, den Armen traulich, im Kriege sieghaft, dem Verbrecher gnädig, Gott ergeben, ein rechter Richter, der die Rechte alle kannte und sie allem Volke lehrte, wie er sie von den Engeln gelernt hatte; und mit dem Schwerte endlich war er Gottes Knecht.“ Karl der Große wurde in der Folge der Mittelpunkt jener von Geistlichen gedichteten Heldenlieder, in denen von ihm, von Roland und der Roncesvallesschlacht und von seinen zwölf Paladinen gesungen ward, die ihn, wie Christum die zwölf Apostel, umstehen.



Kaisermünzen: Münze Karls d. Gr. „Karolus Imperator Augustus.“
Silber vergoldet. Geprägt in der Stadt Trier. Königl. Münzkabinett zu Berlin.
Bisher noch nicht publiziert.

3. Ludwig der Fromme, 814—840. — Der Vertrag von Verdun, 843.



Karolingischer Kapitalbuchstabe aus Ludwigs des Deutschen Psalter in der königl. Bibliothek zu Berlin. Gemalt um 860.

Schon in der Wiege von seinem Vater zum König von Aquitanien bestimmt (778) folgte Karl dem Großen im Reich sein Sohn Ludwig, mit dem Beinamen des Frommen. Eine tüchtige Unterweisung in den Waffen, in den Wissenschaften und in den Regierungsgeschäften sollte den jungen König zu seinem hohen Berufe befähigen. Und in der That, im Bogenschießen und Lanzenwerfen that er es allen zuvor, dabei besaß er viele Kenntnisse in geistlichen und weltlichen Dingen, redete neben der romanischen und deutschen Sprache fertig Latein und verstand das Griechische. Auch sein sittlicher Wandel war im ganzen tadellos, namentlich seit seiner Verheiratung mit Irmengard. Neben diesen Tugenden, die das Privatleben schmückten, fehlte es ihm aber an allen wahrhaften Herrschergaben, um ein so weitläufiges Reich, wie das fränkische, mit fester Hand zu beherrschen. Ohne Selbstvertrauen und Menschenkenntnis gab er sich dem Einflusse andrer hin und öffnete sein Ohr schlimmen Ratgebern; ohne Fähigkeit, die königlichen Krongüter und Einkünfte zusammenzuhalten, war er außer stande, den Bedrückungen des Volkes durch die Adligen zu steuern, während seine übertriebene Hingebung an die Kirche, seine verschwenderische Freigebigkeit gegen die Geistlichkeit den Klerus zu einer selbstherrlichen Stellung herausforderte und darin bestärkte. Psalmsingen und Bibellesen war ihm lieber, als die Beschäftigung mit den Reichsangelegenheiten, und die Gründung oder Ausstattung eines Klosters machte ihm unendlich mehr Vergnügen, als die Führung der Heere zur Schirmung der Reichsgrenzen. Wie er selbst fühlte, daß er nicht zum König geschaffen sei, so würde er schon frühe nach dem Beispiel von seines Vaters Oheim Karlmann der Welt entsagt und den Thron mit der Klosterzelle vertauscht haben, wenn nicht seine Gemahlin durch ihre Einsprache ihn davon abgehalten hätte. Das Regierungssystem seines Vaters, der mit starker Hand die geistlichen und weltlichen Großen in Schranken gehalten, erlitt durch die maßlose Freigebigkeit, mit der er seine Getreuen durch Verleihung von Gerichtsbarkeiten, Zollfreiheiten und andern Benefizien belohnte, durch die Schwäche und Gutmütigkeit, mit der er Befreiung von der Heerbannpflicht, sowie Erblichkeit der Lehngüter gewährte, bedenkliche Störungen, welche in den Reichsorganismus auflösend eingriffen. Besonders begann die Geistlichkeit, die Karl der Große bei aller Ehrfurcht vor der Kirche niedergehalten hatte, durch ihre Einmischung in die Politik zu immer größerer Macht und höherem Ansehen zu gelangen. Die Immunitäten und Reichtümer der Kirche und kirchlichen Stiftungen nahmen immer mehr zu. Unter Ludwig wurden 70 Klöster vom Heerbann, 54 von den Jahresgeschenken an den Fiskus befreit, 600 größere und kleinere Güter der Kirche geschenkt.

Ludwig begann seine Regierung damit, seine Schwestern, deren leichtfertiger Wandel ihm mißfiel, ins Kloster zu stecken und die alten Ratgeber seines Vaters, sowie andre mißliebige Personen zu beseitigen. Graf Wala, der hervorragendste Mann am Hofe Kaiser Karls, erfahren im Krieg wie in den Geschäften des Friedens, ging freiwillig ins Kloster Corbie (in der Picardie), zur großen Freude Ludwigs und seiner Ratgeber, die nun ihre Gegner vernichtet zu haben meinten. Indessen waren die Anfänge seiner Regierung nicht ohne löbliche Handlungen. Er hielt slavische Stämme, wie Sarazenen und Griechen im Zaum, er sorgte für Ordnung und Ruhe im Innern, wie für unparteiische Rechtspflege, und stellte bei den Sachsen die freie Vererbung des Eigentums, die sein Vater wegen des hartnäckigen Widerstandes dieses Volkes aufgehoben, wieder her, eine Wohlthat, die ihm die Sachsen mit treuer Anhänglichkeit lohnten.

Leo III. hatte die eigenhändige Krönung Ludwigs nicht ohne Verdruß empfunden. Sein Nachfolger, Stephan IV., suchte das, was dem päpstlichen Stuhl damit vergeben schien, wieder auszugleichen. Er zeigte dem Frankenkönig sogleich seine Erhebung an und ließ die Römer den Eid der Treue schwören; zugleich bat er um eine persönliche Unterredung, die Ludwig gern gewährte. Als der Papst sich der Stadt Rheims näherte, kam ihm der König, begleitet von der hohen Geistlichkeit und seinem ganzen Hofstaat, entgegen, warf sich dreimal vor ihm zur Erde nieder und führte ihn in die Abtei St. Remy, die er ihm zur Wohnung anwies. Am folgenden Sonntag setzte der Papst in der Kirche während des Gottesdienstes dem König eine kostbare, zu diesem Zwecke von Rom mitgebrachte Krone aufs Haupt. Ebenso krönte er die Königin. Durch diesen Krönungsakt gab die römische Politik zu erkennen, daß jene erste selbstverrichtete Krönung der Gültigkeit entbehrt habe, daß Rom die Quelle der Kaiserwürde und daß die päpstliche Salbung für jeden, wenn auch bereits durch Beschluß des Reichstags ernannten und gekrönten Kaiser unerläßlich sei. Ludwig legte zwar damals der Krönung keine besondere Wichtigkeit bei, der römische Stuhl hatte aber dadurch ein Prinzip gewahrt, aus dem sich durch die Gunst der Umstände wichtige Folgen herleiten ließen.

817 Als am Gründonnerstag des Jahres 817 der hölzerne Säulengang, der aus der Kirche in die kaiserliche Pfalz führte, einstürzte und Ludwigs Leben in Gefahr geraten war, tauchten in seiner Gemahlin Irmengard Besorgnisse auf, daß bei einem ähnlichen Unfalle des Kaisers die Gegenpartei die Lage der Dinge zur Erhebung Bernhards von Italien benutzen könnte. Um einer solchen Gefahr vorzubeugen, drängte man den schwachen Ludwig auf der Reichsversammlung zu Aachen 817 zu einer Teilung des Reiches unter seine Söhne, zu welcher sich der König, wiewohl erst 40 Jahre alt, bei seiner Abneigung gegen Regierungsgeschäfte leicht bequemte. Doch sollte diese Teilung die Einheit des Reiches und der Kirche in keiner Weise gefährden. Dieser Teilung zufolge sollte Lothar, als der älteste, den Kaisertitel und die Mitregentschaft, Pippin Aquitanien, Ludwig, der jüngste, Bayern erhalten, zu welchem Lande damals Ober- und

Niederöstreich, Böhmen, Salzburg, Tirol, Kärnten und Steiermark gehörten. Alle übrigen Länder sollte Lothar bekommen und als Kaiser das Recht der Bestimmung über Krieg und Frieden, wie über völkerrechtliche Beziehungen, und die Oberlehnsherrlichkeit über seine Brüder haben, die ihm Kriegsfolge leisten, seine Reichstage besuchen und bei Verheiratungen seinen Willen einholen mußten. Diese Teilung wurde von den Großen mit feierlichen Eiden bestätigt und von dem Kaiser als heiliges und unverbrüchliches Reichsgesetz bekannt gemacht. Diese Reichsordnung war das Werk einer klerikalen Partei, der vor allem die Hebung und Mehrung der Macht der Geistlichkeit am Herzen lag, und welcher die Macht der Kirche mehr galt, als das Ansehen des Kaisers und das Wohl des Vaterlandes und Volkes. Diese Teilung wurde für Ludwig und sein Haus die Quelle unsäglicher Leiden.

Durch diese eigenmächtige, alles Herkommen verletzende Anordnung, welche die jüngeren Brüder dem Willen des ältesten unterwarf, hielt sich Bernhard von Italien, der zu jenen Reichstagsverhandlungen nicht einmal hinzugezogen worden, in seiner Stellung beeinträchtigt und bedroht.

Bernhards Vater Pippin, Karls zweiter, 810 verstorbener Sohn, war der an Jahren ältere Bruder Kaiser Ludwigs gewesen; Bernhard hatte bereits gegen das Geburtsrecht seinem Oheim den ersten Rang in der Herrschaft überlassen müssen und sollte nun auch noch dessen Sohn, dem an Jahren jüngeren Lothar, weichen. Außerdem hatte er seit dem Tode seines Großvaters, Karls des Großen, so viele Kränkungen und Zurücksetzungen von seiten Ludwigs und seines Anhangs erfahren, daß die Absicht, ihn vom Throne zu verstoßen, unzweifelhaft war. Er legte daher gegen die Beschlüsse des Teilungsaktes Verwahrung ein und besetzte die Alpenpässe. Ludwig bot den Heerbann auf zu einem Feldzug über die Alpen und stellte die Freunde des Königs, die er in seine Gewalt bekommen konnte, besonders den obengenannten Wala, unter strenge Aufsicht. Dem König entsank der Mut um so mehr, als er seine Streitkräfte täglich abnehmen sah. Da kamen Boten von der Kaiserin Irmengard, mit der Versicherung, alle Zerwürfnisse sollten beigelegt werden, wenn er sich unterwerfe und um Verzeihung bitte. Bei der vorgerückten Jahreszeit nämlich war ein rasches Vorgehen von seiten des Kaisers unmöglich, und wenn sich Bernhard den Winter über hielt, so fürchtete man einen entschiedeneren Widerstand. Deshalb verstand man sich zur List. Bernhard ging zu seinem Verderben in die Falle. Zu Chalons bat er fußfällig um Verzeihung, ward aber dennoch festgehalten und von einem aus königlichen Vasallen gebildeten Gerichte wegen Hochverrats zum Tode verurteilt. Ludwig trug Scheu, das Todesurteil an seinem Neffen vollziehen zu lassen, aber die Gegenpartei, die Bernhards kräftigen Sinn fürchtete und ihn nun einmal unschädlich machen wollte, bewog den schwachen Kaiser, das Urteil in Blendung zu verwandeln. Das schreckliche Urteil wurde an Bernhard vollzogen, und zwar mit solcher Grausamkeit, daß dieser drei Tage darauf an den Folgen verschied (818). Die minder schuldigen Teilnehmer wurden zu Mönchen geschoren und ins Kloster verwiesen, darunter auch Drogo, Hugo und Theodorich, Karls des Großen natürliche Söhne.

818

Bald erwachten Gewissensbisse über solche Frevelthaten in der Seele des schwachen Ludwig, zumal nach dem damals erfolgenden Tode seiner Gemahlin Irmengard; er suchte durch Fasten und Almosen, durch Kirchenbußen seine Blutschuld zu sühnen, ja er wollte sogar dem Throne entsagen und sich in eine Klosterzelle zurückziehen. Allein seine Freunde und Ratgeber, die unter

seiner schwachen Regierung ihrer eignen Herrschsucht leichter frönen konnten, brachten ihn von diesem Entschlusse ab. Er suchte nun seine innere Ruhe dadurch wieder zu gewinnen, daß er vor der Reichsversammlung zu Attigny seine Härte gegen Bernhard und seine Halbbrüder offen bekannte und sich von den versammelten Bischöfen eine Kirchenbuße auferlegen ließ. Von jetzt an war Hebung der Kirche Ludwigs Hauptsorge, und die Geistlichkeit wußte die Zerrissenheit seines Gemüts zur Mehrung ihrer Macht auszubeuten, ja sie übernahm bald ganz die Leitung der inneren Politik, bemächtigte sich sogar der Gesetzgebung des Reiches. Denn „schon die Aachener Kapitularien vom Jahre 819 zeigen neben wesentlichen Fortschritten auf dem Gebiete des weltlichen Straf- und Prozeßrechtes vor allem die ersten großen Maßregeln zur Befreiung der Reichskirche vom Staat: der Bestand des Kirchengutes wird gesetzlich gewährleistet, die freie kanonische Wahl der Bischöfe geboten, der Priesterstand ganz der Verfügungsgewalt des Episkopats unterstellt. Auch formell verselbständigte sich der Klerus bereits im Gegensatz zum Staat; schon wagte der Kaiser nicht mehr den Bischöfen zu befehlen; sie versprachen nur noch auf seine bescheidene Anregung die loyale Erfüllung staatlicher Pflichten."

Gerade diese klerikale Hofpartei, die im Falle einer Abdankung Ludwigs ihren Einfluß zu verlieren fürchtete, war es auch, die auf eine rasche Wiedervermählung des Kaisers hinarbeitete und einen Ehebund zustande brachte, der freilich nicht nur für die Geschicke des Reichs verhängnisvoll, sondern auch dem überragenden Einfluß der Geistlichkeit selbst gefährlich werden sollte. Schon vier Monate nach Irmengards Tode führte Ludwig Judith (Jutta), die schöne und kluge, aber ehrgeizige und ränkesüchtige Tochter des bayrischen Grafen Welf zum Altare (818), die fortan den Kaiser in dem Grade beherrschte, daß man sagte, sie habe ihm ein Zaubermittel beigebracht. Zunächst trat nun eine Periode der Ruhe und Versöhnung ein, und bei der Vermählungsfeier des Kaisersohnes Lothar, der zu Bernhards Nachfolger in Italien bestimmt ward, erhielten die Ratgeber Bernhards, unter ihnen Wala und Adalhard, Freiheit und Ehre zurück. Wenn auch die Schwäche des Kaisers dem Parteiwesen am Hofe, das in Staat und Kirche störend eingriff und die Grundlagen seiner Herrschaft unterwühlte, fortwährend Vorschub leistete, so blieb doch wenigstens äußerlich die Ruhe des Frankenreichs eine Reihe von Jahren hindurch unerschüttert, und die Staatsmaschine bewegte sich, wenn auch ohne Geist und Kraft, in den Geleisen und Formen, die ihr Karls des Großen langjährige Regierung bestimmt und vorgeschrieben hatte. Besonders wirkte auch jetzt Ludwig für kirchliche Zwecke, wie durch die Mission nach dem skandinavischen Norden hin, die namentlich vom Kloster Korvey an der Weser aus betrieben ward, und zu deren Stützpunkt Hamburg gegründet und als Erzbistum mit dem schon längst bestehenden Bremen verbunden wurde. Der heilige Ansgarius, durch unermüdliche Thätigkeit unter den nördlichen Heiden ausgezeichnet, die aber damals noch geringe Früchte trug, war der erste Erzbischof auf diesem vereinigten, so wichtigen norddeutschen Stuhl.

Die leidlicheren Zustände am Hofe und im Reiche hatten ihren Grund darin, daß gute Ratgeber auf den unselbständigen Kaiser einwirkten, insbesondere die Brüder Adalhard und Wala, von denen der letztere seinem im Jahre 826 verstorbenen Bruder als Abt von Corbie nachfolgte. Seinem Einfluß ist es zuzuschreiben, daß die kaiserliche Oberhoheit über Rom keine Schmälerung erlitt und durch besondere Konstitutionen alles geordnet und festgestellt ward, was die Hauptbeziehungen Roms, des Papstes und des Kaisers zu einander betraf. Aber das Ansehen dieser guten Ratgeber schwand immer mehr, als Judith 823 ihrem Gemahl einen Sohn geboren (13. Juni 823), der zwar den glorreichen Namen Karl erhielt, dessen Geburt aber für das kaiserliche Haus und das Volk eine Quelle der bittersten Leiden werden sollte. Fortan ging das Streben Judiths, die durch ihre geistige Überlegenheit ihren Gemahl ganz an sich zu fesseln wußte, nur darauf aus, ihrem Sohne Karl gleichfalls ein Königreich zu verschaffen. Durch verschwenderische Verleihungen von Krongütern an große Vasallen suchte sie dem künftigen jungen König eine ihm ergebene Partei zu schaffen und auf Vernichtung des früheren feierlich beschworenen Reichsteilungsaktes hinzuwirken. Unter so verderblichem Treiben war eine kräftige Abwehr der äußeren Feinde unmöglich, und auch im Innern nahmen Recht- und Gesetzlosigkeiten wieder überhand. Vergebens erscholl die warnende Stimme des treuen und erfahrenen Wala, der unter allen Umständen seinem Vaterlande, der Kirche und dem Kaiser unwandelbar ergeben blieb. Judith wußte es von ihrem Gemahl zu erlangen, daß der bisherige Statthalter von Septimanien und Graf von Barcelona, Bernhard, ein Nachkomme von Karl Martells Bruder Hildebrand, ein Mann ebenso kühn und thatkräftig als ehrgeizig und gewaltthätig, zum Reichskämmerer erhoben und mit unumschränkter Vollmacht an die Spitze der Verwaltung gestellt wurde. Die nächste Folge war, daß Judiths Sohn Karl, nachmals der Kahle genannt, zum König von Alemannien, Rhätien und einem Teile von Burgund erhoben ward, wodurch in das Verhältnis des Vaters zu seinen drei älteren Söhnen, die sich durch die neue Ordnung gefährdet sahen, ein heilloser Zwiespalt gebracht wurde. Während Judith und Bernhard sich mit stolzen Plänen trugen und durch Verleihungen von Krongütern, Abteien und Bistümern die Zahl ihrer Parteigenossen mehrten, waren auch ihre Gegner nicht müßig, den Boden ihrer Macht zu unterwühlen, indem es ihnen entweder, wie Wala und seinen Freunden, um die Reichseinheit, oder, wie den vom Hofe verstoßenen Räten, um Rache an ihren Widersachern zu thun war: Bernhards und der Königin Sturz ward beschlossen, und das Volk durch Ausstreuung von Gerüchten über ein unerlaubtes Verhältnis der Kaiserin mit Bernhard gegen die Weiberherrschaft feindselig gestimmt. Letzterer beredete, um die Aufmerksamkeit von den Verhältnissen des Hofes und Reiches abzulenken, den König zu einem Feldzug gegen die unruhigen Bretonen, und Pippin sollte ihm den Heerbann von Aquitanien zuführen. Dieser aber, der die Bevormundung durch die Ratgeber seines Vaters mit Unwillen ertrug und in dem Feldzug einen Versuch, einen Schlag gegen ihn selbst zu führen, argwöhnte,

pflanzte plötzlich die Fahne der **Empörung** auf und marschierte auf Paris los. Hier gewann er des Kaisers Heer, der in die größte Bestürzung geriet. Bernhard mußte nach Septimanien entfliehen, die Königin in ein Kloster zu Poitiers eintreten (830). Als Lothar aus Italien erschien, wurde an der Partei des 830 verwiesenen Bernhard Rache genommen, und der alte Ludwig von Lothar eine Zeitlang wie ein Gefangener gehalten. Gern hätte man den alten Kaiser zu einer freiwilligen Thronentsagung und zum Eintritt ins Klosterleben bestimmt, das ihm im glänzendsten Lichte dargestellt wurde, aber Ludwig, sonst zur klösterlichen Einsamkeit sehr geneigt, zeigte diesmal einen unerwarteten Widerstand und wußte die Interessen seiner jüngeren Söhne, Pippins und Ludwigs, die nach größerer Unabhängigkeit in ihren Königreichen strebten, von denen Lothars, der die Reichseinheit und den Teilungsvertrag von 817 festzuhalten suchte, mit Klugheit und Gewandtheit zu trennen. Während Lothar und seine Anhänger im sicheren Bewußtsein ihres Obsiegens auf einen Reichstag drangen, auf welchem Ludwigs Absetzung unter dem Scheine einer freiwilligen Entsagung durchgeführt werden und Lothar an dessen Stelle treten sollte, gelang es dem Kaiser mit Hilfe seines Sohnes Ludwig, die Abhaltung dieses Reichstages in Nymwegen durchzusetzen, wo er auf die Hingebung des sächsischen und ostfränkischen Adels sicher rechnen konnte. Der alte Kaiser erlangte auf dieser Versammlung entschieden das Übergewicht; Lothar, den seine Anhänger zum Kriege gegen den Vater drängten, scheute den unnatürlichen Kampf, um so mehr, als dem Kaiser Bayern und andre germanische Stämme vom jüngern Ludwig zur Verfügung gestellt waren, und gab, schwach und charakterlos, seine Anhänger, auf die nun alle Schuld des Aufruhrs geladen ward, der Rache ihrer Gegner preis.*) So kam eine Sühne zu stande, der zufolge Bernhard entfernt bleiben, Judith, deren Einkleidung der Papst für ungültig erklärte, nach einem Reinigungseide, in dem sie ihre Unschuld beschwor, in ihre frühere Stellung am Hofe zurückkehren sollte (831). Auch scheint um diese Zeit ein **neuer Teilungsvertrag** entworfen zu sein, wonach von der Reichseinheit und der Oberherrlichkeit Lothars über seine Brüder abgestanden, und dieser auf Italien beschränkt wurde, während Pippin Aquitanien, bis zur Seine erweitert, Ludwig Bayern behielt, zu dem noch Thüringen, Sachsen, Friesland kamen. Karl, des Vaters Liebling, bekam sein Herzogtum Alemannien, durch Lande im südlichen Gallien zu einem Königreich erhoben.

Aber der schrankenlose Übermut der Kaiserin, die ungerechte Bevorzugung Karls, dem sie immer mehr Land zu verschaffen suchte, das ränkesüchtige Treiben, Lothar noch weiter zu demütigen und gewissermaßen moralisch zu vernichten, endlich die Rückkehr des Grafen Bernhard an den Hof erfüllten die Söhne mit neuem Groll und fachten das kaum gedämpfte Feuer zu neuen Flammen an.

Pippin gab seine Unzufriedenheit dadurch kund, daß er der Einladung nach dem Reichstag zu Diedenhofen nicht entsprach, und sollte deshalb auf einem weitern Reichs-

*) Wala ward auf ein steiles Felsenschloß am Genfersee verbannt.

tag zu Orleans als Empörer seines Königreichs Aquitanien entsetzt werden. Auch Ludwig wurde dazu eingeladen. Dieser aber, im Falle des Bruders den eignen voraussehend, fiel mit dem bayrischen Heerbann in Alemannien ein und rückte dann dem Mittelrhein zu. Allein seine Hoffnung, die Sachsen und Ostfranken an sich zu ziehen, schlug fehl; sie blieben dem Kaiser treu, und Ludwig mußte sich vor der überlegenen Kriegsmacht seines Vaters zurückziehen. In Augsburg erklärte er diesem fußfällig seine Reue und erlangte Versöhnung. Nun konnte Judith ihre Rache an Pippin befriedigen, den sie am meisten haßte, weil er die Gerüchte von ihren Zauberkünsten und ihrer ehelichen Untreue am meisten unter das Volk gebracht hatte. Auf dem Reichstage zu Orleans wurde er wirklich seiner Herrschaft für verlustig erklärt, und Graf Bernhard, der sich ihm angeschlossen, weil er bei Hofe seinen alten Einfluß nicht wieder gewonnen hatte, seiner Lehen beraubt. Aber Pippin entkam seiner Haft und trat in Aquitanien an der Spitze seiner Getreuen auf, entschlossen, sein Land mit Waffengewalt zu behaupten.

Der Hof hatte zahlreiche Gegner, die jetzt ihr Haupt erhoben, nicht bloß unter den weltlichen Großen, sondern auch unter den geistlichen; ja auch Papst Gregor IV. hatte sich der Sache Lothars angeschlossen. Seine Absicht war, für den auf kirchlicher Grundlage geschlossenen Vertrag von 817 zu wirken, durch dessen Verletzung er die Kirche für gefährdet hielt, deren Entwickelung zur unumschränkten Macht das Ziel des päpstlichen Stuhles war. Zugleich fand er hierbei Gelegenheit, als Schiedsrichter in der kaiserlichen Familie und als Friedensstifter bei den Völkern aufzutreten. Auch Wala trat auf Seite des Papstes, und, durch feindliche Heerhaufen in das Lager Lothars entkommen, nahm er wieder die erste Stelle im Rate ein, bei dem er auch den Papst zurückhielt. Die Bischöfe des Reiches erklärten diesem zwar, daß, wenn er in seiner feindseligen Stellung gegen den Kaiser beharre und sich zum Richter über Kaiser und Reich aufwerfen wolle, sie sich von ihm lossagen würden, aber Wala befestigte den Papst in der Anschauung, daß der Papst den Frieden der Kirche zu schirmen und über alle Bischöfe zu richten habe, selbst aber von niemand gerichtet werden könne. Er wies daher die Mahnung der fränkischen Bischöfe stolz zurück und beschuldigte sie des Meineids, wenn sie eine Abänderung des frühern Teilungsvertrages beabsichtigten.

Nach vergeblichen Unterhandlungen vereinigte sich Lothar mit seinen Brüdern im Juni 833 bei Kolmar im Elsaß auf dem sogenannten **Rotfelde**. Auch der Papst war erschienen, die Sache der Söhne gegen ihren Vater zu unterstützen. Er begab sich in das kaiserliche Lager, ward aber kalt und ohne die üblichen Ehrenbezeigungen empfangen. Als er aber erklärte, daß er des Friedens und der Eintracht wegen gekommen sei und daß im Weigerungsfalle der Friede Christi sich von Kaiser und Reich wenden würde, ließ sich Ludwig zu seinem Verderben in Unterhandlungen mit dem Papste ein. Die gewandten Vorstellungen desselben, unterstützt durch Walas Bemühungen, machten auf die Umgebung und das Heer des Kaisers, das zugleich von den Söhnen bearbeitet wurde, einen solchen Eindruck, daß die meisten von Ludwigs Anhängern in *einer* Nacht zu seinen Söhnen übergingen. Dieser sah daher an jenem Morgen, welcher die Entscheidung der Waffen bringen sollte, nur ein kleines Häuflein um sich. „Gehet auch ihr zu meinen Söhnen,“ sprach er, „ich will nicht, daß um meinetwillen einer das Leben verliere.“ (29. Juni 833). Darauf ließ er sich von seinen Söhnen die eidliche Zusage geben, daß seine Gemahlin und sein jüngster Sohn an Leib und Leben nicht geschädigt werden sollten, und ritt dann mit Judith und Karl und wenigen Dienern ins Lager seiner Söhne hinüber, denen er sich auf Gnade und Ungnade ergab. Sie empfingen

833

833

den greisen Vater mit äußerlichen Ehrenbezeigungen, behandelten aber die Ankommenden als Gefangene. Judith wurde nach Tortona in Italien verwiesen, der junge Karl bald darauf in das Kloster Prüm (in der rauhen Eifel), der Vater in das Kloster St. Medardus zu Soissons gebracht. Die Söhne hatten über den Vater einen leichten und unblutigen Sieg errungen, aber im Volke lebte noch genug gesundes und sittliches Gefühl, um diesen Tag der Untreue und des Verrates für alle Zeiten zu brandmarken. Das Rotfeld, wo der Vater sich vor den Söhnen beugte, hieß fortan das Lügenfeld.

Die frühere Reichseinheit, welche das Ziel des unnatürlichen Kampfes der Söhne wider den Vater gewesen, wurde keineswegs erreicht. Lothar führte zwar den Kaisertitel fort und erhielt zu seinen italienischen Besitzungen noch Austrasien mit Aachen, aber von einer Oberherrlichkeit über die Brüder war jetzt keine Rede mehr. Das Reich ward in der Weise geteilt, daß Pippin zu Aquitanien noch Westfranken (Neustrien) bekam, Ludwig mit seinem Königreich Bayern noch Schwaben und Elsaß, Ostfranken mit Worms und Speier, sowie Thüringen und Sachsen verband. So traten hier zum erstenmale die deutschen Hauptstämme ohne fremdartigen Zusatz zu einer nationalen Einheit unter einem Scepter zusammen. Gregor IV. aber hatte von seiner Reise keine Ehre geerntet, denn weit entfernt, den Frieden gestiftet zu haben, hatte er den Verrat geheiligt.

Da alle Versuche, den alten Kaiser zu einer freiwilligen Thronentsagung zu bewegen, scheiterten, so faßte man auf der Reichsversammlung zu Compiègne den Plan, den gebeugten Kaiser von der Notwendigkeit einer Kirchenbuße zu überzeugen, da nach einer päpstlichen Verordnung, die übrigens nicht ins fränkische Reichsrecht aufgenommen war, derjenige, welcher schwerer Verbrechen wegen Kirchenbuße gethan, das Recht, Waffen zu tragen, verlor, vielmehr zeitlebens im Büßerstande verbleiben oder Mönch werden mußte. Der alte Ludwig ging in seiner frommen Schwäche auf dieses Ansinnen ein, und Lothar erschien in Begleitung vieler Großen, um Zeuge von des Vaters Demütigung zu sein. In der Medarduskirche, die mit Zuschauern angefüllt war, lag vor dem Altare ein härenes Bußgewand; auf diesem mußte er niederknien, und so las er in dieser Stellung unter vielen Thränen eine Schrift vor, welche ein langes Verzeichnis seiner schweren Sünden enthielt, unter denen die Aufhebung der Teilungsakte, Meineide, Kirchenraub, Gotteslästerung besonders hervorgehoben waren. Dann stand er auf, legte sein Wehrgehenk ab und legte es auf den Altar, worauf ihm ein Erzbischof das Büßergewand anlegte und ihm dabei einschärfte, daß er ferner keine Waffen tragen dürfe, sondern sich dem Dienste Gottes weihen müsse. Nach dieser Demütigung ward er in die Klosterzelle zurückgeführt (Oktober 833). Aber auch jetzt ließ sich der Kaiser nicht zum Eintritt in den Mönchsstand bewegen, und Lothar nahm ihn mit nach Aachen, wo er ihn in strenger Haft hielt.

833

Dieses rücksichtslose Verfahren erregte allgemeine Empörung, besonders bei den deutschen Stämmen, bei denen die Gefühle der Treue für den rechtmäßigen

und angestammten Herrscher tiefere Wurzeln geschlagen hatten, und die von der Unterordnung der weltlichen Gewalt unter die geistliche nichts wissen wollten. Auch in den jüngern Brüdern, namentlich in Ludwig, regten sich Scham und Reue über die unwürdige Behandlung ihres Vaters. Als daher der jüngere Ludwig nach einem vergeblichen Versuch, Lothar zur Milderung zu stimmen, von Bayern aus die deutschen Stämme unter die Waffen rief, um in Verbindung mit Pippin seinen Vater mit Gewalt zu befreien, da zog Lothar, auf seinem Sinn beharrend, mit seinem Vater nach Paris, wo seine Anhänger sich 834 sammeln sollten, und brachte ihn in St. Denys in sichere Verwahrung (834). Bald aber erschienen Bischöfe, zum Teil solche, die bei seiner Demütigung mitgewirkt, baten ihn reuevoll um Verzeihung, gaben ihn unter Lossprechung von der auferlegten Buße Waffen und Königsornat zurück und setzten ihn in seine kaiserliche Würde wieder ein. Ludwig hielt hierauf mit seinen beiden Söhnen ein Versöhnungsfest und fand in Aachen seinen Sohn Karl und seine Gemahlin wieder, die aus ihrer Haft in Tortona befreit worden war. Lothar beharrte auf seinem Trotz und wies die väterliche Verzeihung zurück. Anfangs im Kriege gegen die Heere seines Vaters siegreich, unterlag er den vereinten Kräften Ludwigs und Pippins und mußte sich der Gnade des Siegers unterwerfen. Der alte Kaiser empfing auf einem Throne sitzend, zur Seite seine beiden getreuen Söhne, den rebellischen Lothar, der fußfällig um Verzeihung flehte, aber auf Italien beschränkt ward.

Um diese Zeit herrschte im Frankenreiche Elend und Verwirrung. Der Bürgerkrieg hatte weit und breit alles mit Verheerung und Verwüstung erfüllt, und die angrenzenden Völker benutzten die Zerrissenheit des Reiches zu räuberischen Einfällen und zur Vernichtung der noch schwachen Keime christlicher Bildung. Die Normannen begannen die nordischen Küstenländer des Reiches heimzusuchen, die Araber verbreiteten sich über die Inseln des Mittelmeeres und die unbewachten Gestade Italiens, und an der Elbe und Donau erhob sich das Slaventum, das Joch des Christentums und der Fremdherrschaft abzuwerfen. Im Innern waren die Bande der Treue und des Lehnsverhältnisses gelockert, die Heiligkeit des Eidschwures gesunken und die Grenzen der weltlichen und geistlichen Gewalt ins Schwanken geraten. Unsicherheit des Eigentums riß immer mehr ein, und Räuberbanden durchzogen das Land. Kaiser Ludwig war durch so viele bittre Erfahrungen nicht weiser geworden, und Judith konnte es nicht ertragen, ihren Sohn Karl ohne Erbe zu sehen. Um für diesen wieder ein 837 Reich zu schaffen, berief Ludwig im Jahre 837 einen Reichstag nach Aachen. Das Land zwischen Seine und Loire wurde an Karl verliehen; Ludwig dem jüngeren, dem doch der Vater seine Wiedererhebung am meisten zu danken hatte, ward im folgenden Jahr die Verwaltung von Sachsen, Thüringen, Ostfranken und Alemannien entzogen, aus keinem andern Grunde, als weil er im Tridentiner Thale mit Lothar eine geheime Unterredung gehabt hatte. Sein Versuch, mit den Waffen in der Hand sein Herrscherrecht durchzusetzen, schlug abermals fehl, da die deutschen Stämme dem alten Kaiser treu blieben. Der

gedemütigte Sohn mußte die Gnade des Vaters anflehen und ward auf Bayern beschränkt (839). Judith kannte in ihrem Streben, ihren Liebling Karl mit Länderbesitz zu versehen, keine Grenzen. Im Dezember 838 war Pippin plötzlich verstorben. Auf ihr Anstiften verlieh der Kaiser mit Ausschließung der Söhne des Verstorbenen sein ganzes Gebiet samt einem Teile von Burgund seinem Jüngstgebornen, während er Lothar, der ihn einst so tief gedemütigt, durch Überlassung der sämtlichen Lande östlich von der Maas wieder an sich fesselte. Durch diese Bestimmungen, die zu Worms im Jahr 840 getroffen wurden, war es der arglistigen Politik Judiths gelungen, die Interessen Lothars und Ludwigs in einen unversöhnlichen Gegensatz zu verwickeln. 839 840

Darüber erhob sich der letztere, der sich mit Recht beschwerte, daß er, der es bisher mit seinem Vater am treuesten gemeint, am schlechtesten belohnt werden sollte. Unterstützt von Sachsen und Thüringern, erhob er die Waffen, wich aber vor seinem gegen ihn anrückenden Vater zurück, aus Scheu vor dem wirklichen Ausbruch des Kampfes wider den eignen Vater. Indessen steigerte sich die Krankheit des schon länger leidenden Kaisers. Als er sein Ende herannahen fühlte, ließ er sich auf eine Rheininsel bei Ingelheim bringen und dort Zelte aufschlagen. Bei seinem Sterben ermahnte ihn sein Halbbruder Drogo, den er einst ins Kloster geschickt hatte, nicht mit Groll gegen seinen Sohn im Herzen von hinnen zu scheiden. Nach einiger Weigerung sagte der Sterbende: „Wohlan, da Ludwig nicht zu mir kommen kann, will ich das Meinige thun und rufe Gott und euch zu Zeugen an, daß ich ihm alles, was er gegen mich gesündigt, vergebe; an euch aber wird es sein, ihn zu erinnern, daß er die grauen Haare seines Vaters mit Herzeleid in die Grube gebracht und Gottes Gebote und Drohungen verachtet hat." Er starb am 20. Juni 840. 840

Ludwig hat den Beinamen des Frommen erhalten. Mit ängstlicher Pünktlichkeit gab er sich äußerlichen Religionshandlungen und mönchischen Verrichtungen hin; das Wesen echter, fruchtbringender Frömmigkeit aber war ihm fremd. Seine unseligen Teilungsverträge, eine Folge seiner übermäßigen Nachgiebigkeit gegen seine zweite Gemahlin, riefen eine Reihe von Bürgerkriegen hervor, welche die Macht des Reiches schwächten, die Bande der Lehnstreue auflösten, den Rechtszustand zerrütteten, die Zahl der Freien minderten und die von Karl dem Großen gegründeten Bildungsanstalten zerstörten und vernichteten.



Kaisermünzen: Münze Ludwigs des Frommen.
(„Hludovvicus Imperator Augustus." „Dorestatus".)
Geprägt zu Duurestadt a. Rh., bei Nymwegen und Utrecht. K. Münzkabinett zu Berlin.

Der Wormser Teilungsvertrag trug blutige Früchte. Weit entfernt, daß Lothar mit seinem Anteil zufrieden war, führte seine Anmaßung, sich nicht nur in der Kaisergewalt zu behaupten, sondern auch seine Brüder in ihren Anteilen zu beeinträchtigen, einen dreijährigen Bruderkrieg herbei. Er fand Anhang, besonders unter der fränkischen Geistlichkeit, die nur in seinem Kaisertum die Aufrechterhaltung des christlichen Frankenreiches, der Schöpfung des großen Karl, ermöglicht sah. Durch seine Ansprüche wurden Ludwig und Karl zu einem Schutz- und Trutzbündnis genötigt. Lothar, der übrigens mehr auf kluge Unterhandlungen und auf Zeitgewinnen als auf die Entscheidung der Schlachten vertraute, erlitt von Karl an der Seine einen Nachteil und ward von Ludwig im schwäbischen „Ries, an der Markscheide der Bayern, Alemannen und Ostfranken," 841 geschlagen (841). Beide jüngere Brüder drängten darauf vereinigt Lothar bis über die Loire zurück. Dagegen verband sich dieser mit der Pippinschen Partei in Aquitanien und ließ es auf das Gottesgericht einer Schlacht ankommen, die am 25. Juni 841 bei Fontenailles, damals Fontanetum, in der Nähe von Auxerre an der Yonne in Burgund geliefert ward. Um Mittag hatte der Sieg gegen Lothar entschieden: das Morden war furchtbar, auf beiden Seiten waren Ströme Blutes geflossen.

Aber die Sieger versäumten es, den so teuer erkauften Sieg zu benutzen, indem sie auf den Rat ihrer Bischöfe drei Tage mit Fasten und Beten zubrachten. Noch nicht gedemütigt, gewann Lothar die Sachsen durch das Versprechen der Wiederherstellung ihrer alten Einrichtungen, und wäre das Christentum nicht schon zu tief in das ganze Volksleben eingedrungen gewesen, so hätte der alte Götterglaube damals von neuem sein Haupt erhoben. Da vereinigten sich aber- 842 mals Ludwig und Karl im Januar 842 zu Straßburg und gelobten sich gegenseitige Treue. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich die Trennung des deutschen und romanischen Sprachelements. Das Gefolge beider Brüder verstand sich bereits nicht mehr. Ludwig leistete daher dem Adel des Westfrankenlandes seinen Eid in französischer, Karl dem des Ostfrankenlandes in deutscher Sprache. Diese Eidschwüre (siehe die Tafel) bilden das älteste Denkmal der Sprachenscheidung im Frankenreiche.

Da Lothar auch jetzt seine Forderungen immer mehr steigerte, so zogen sich die Verhandlungen bis ins nächste Jahr hin. Indessen stiegen bei den steten Bürgerkriegen die Notstände im Innern und die Gefahren von außen in grauenerregender Weise, Verwilderung der Sitten, Nichtachtung des Eigentums, des Rechtes und der Religion, Raub und Mord, Treubruch und Meineid waren an der Tagesordnung. Normannen und Sarazenen verwüsteten die Küsten, das Elend des Reiches machte den Frieden zum unabweisbaren Bedürfnis; Adel, Klerus und Volk drängten zum Frieden hin. Da kam denn endlich im August 843 843 der berühmte Vertrag von Verdun zu stande, wo sich Lothar mit seinen Brüdern aussöhnte und das große Frankenreich geteilt wurde.

Lothar erhielt mit der Kaiserwürde Italien und den ganzen Länderstrich, welcher im Osten durch den Rhein, im Westen durch die Rhone, Saone, Maas und Schelde begrenzt

Zu den Straßburger Eidschwüren.

Dieses wichtige Sprach- und Geschichtsdenkmal ist erhalten durch eine einzige, jetzt in Paris befindliche Handschrift der „Vier Bücher Geschichte“ von Nithard, der das Original der Eide jedenfalls zur Hand gehabt hat, als er sie durch sorgfältige Niederschrift der Nachwelt aufbewahrte. Nithard, Sohn des gelehrten und hochgebildeten Angilbert, Freundes und Genossen des großen Karl, und der Bertha, der Tochter dieses Kaisers, also ein Enkel Karls des Großen, trat nach dem Tode seines Oheims Ludwigs des Frommen in den Bruderkriegen Lothars, Ludwigs des Deutschen und Karls des Kahlen auf die Seite des letzteren und war ein steter Begleiter dieses seines Vetters auf dessen Zügen, also auch jedenfalls Ohren- und Augenzeuge des Schwurs. Er erhielt von seinem Vetter den Auftrag zur Abfassung seines Werkes „vier Bücher Geschichten“, das er im Jahre 841 begann und nur bis 843 fortführte. Es behandelt die unglückliche Regierung Ludwigs des Frommen und den großen Bruderkrieg seiner Söhne.

Die Eide wurden nach Nithard geschworen am 14. Februar 842 zu Straßburg zwischen Ludwig und Karl gegen den abwesenden Lothar und erhielten ein Jahr darauf in dem Teilungsvertrage von Verdun ihren bedeutungsvollen Abschluß. Ludwig der Deutsche schwur romanisch, Karl als der Romane deutsch.

Erklärungstafel mit wörtlicher Übersetzung.

(Abkürzungen aufgelöst.)

Cumque Karoluſ
Und als Karl
haec eadem verba romana lingua peroraſſet,
diese selben Worte in romanischer Zunge geredet hatte,
Lodhuuicuſ, quoniam maior natu erat, prior
Ludwig, weil er älter von Geburt war, zuerst
haec deinde ſe ſervaturum teſtatus eſt:
(daß) diese darauf er halten würde, schwur:

Pro deo amur et pro chriſtian poblo et noſtro commun
Aus Liebe zu Gott und fürs christliche Volk und unser gemeinsames
ſaluament, d'iſt di in auant, in quant deuſ
Heil von diesem Tage an fernerhin, soweit Gott
ſavir et podir me dunat, ſi ſaluarai eo
Wissen und Vermögen mir giebt, so will ich halten (schützen)
ciſt meon fradre Karlo, et in adiudha
diesen meinen Bruder Karl, sowohl zur Hilfe (aide)
et in cadhuna coſa, ſi cum om per dreit ſon
als auch in jedweder (chacun) Sache, sowie ein Mann mit Recht seinen
ſradra ſaluar diſt, In o quid il mi altre-
Bruder halten soll, in allem was er mir eben-
si fazet; Et ab Ludher nul plaid nunquam
so thun würde; und mit Lothar keinen Vertrag niemals
prindrai, qui meon uol ciſt meon fradre
machen werde, der meines Willens diesem meinem Bruder
Karle in damno ſit.
Karl zum Schaden sein würde.

Quod cum Lodhuuicuſ
Dieses als Ludwig
expleſſet, Karoluſ teudiſca lingua ſic haec
vollendet hatte, Karl in deutscher Sprache so diese
eadem uerba teſtatuſ eſt:
selben Worte schwur:

In godeſ minna ind in theſ christianeſ folcheſ
Aus Liebe zu Gott und zu des christlichen Volkes
ind unſer bedhero ge(h)altniſſi, fon theſe-
und unser beider Erhaltung, von die-
mo dage ſrammordeſ ſo ſram ſo mir got
sem Tage fortan, so weit als mir Gott
geuuizci indi madh (l. mahd) ſurgibit, so haldih teſ- (l. thes-)
Wissen und Macht gibt, so halte ich die-
an minan bruodher, ſoſo man mit rehtu
sen meinen Bruder sowie man mit Recht
sinan bruher (l. bruodher) ſcal, in thiu thaz er mig ſo ſo- (l. sa-)
seinen Bruder soll, in dem daß er mir eben-
ma duo; indi mit Lu(d)heren in nohheiniu t-
so thue; und mit Lothar in kein D-
hing ne geganga, the minan uuillon imo
ing nicht gehe ich, das meines Willens ihm
ce ſcadhen wer(d)hen.
zu Schaden werde.

Cumq; karolus
haec eadē uerba romana linguaperorasset.
Lodhuuuic̄ qm̄ maior natu erat prior
haec deinde se seruaturū testatus ē.
Pro dō amur & xpian poblo & nrō commun
saluament. dist di inauant. inquantds
sauir & podir me dunat. si saluarai eo
cist meon fradre karlo. & in ad iudha
& in cad huna cosa. sicū om p dreit son
fradra saluar dift. Ino quid il mi altre
si fazet. Et ab ludher nul plaid nūquā
prindrai qui meon uol cist meon fradre
Karle in damno sit. Quod cū lodhuuuic̄
explesset. karolus teudisca lingua sic hec
eadē uerba testatus est.
Ingodes minna indinthes xpanes folches
indunser bedhero gealtnissi. fonthese
moda ge frammordesso framso mirgot
geuuizci indimadh furgibit sohaldihtes
an minan bruodher soso manmit rehtu
sinan bruher scal inthi utha zermigsoso
maduo. indimit ludheren inno hein iut
hing nege ganga. theminan uuillon imo
ces cadhen uuerhen.

Die Strassburger Eidschwüre

Ludwigs des Deutschen und Karls des Kahlen vom Jahre 842.

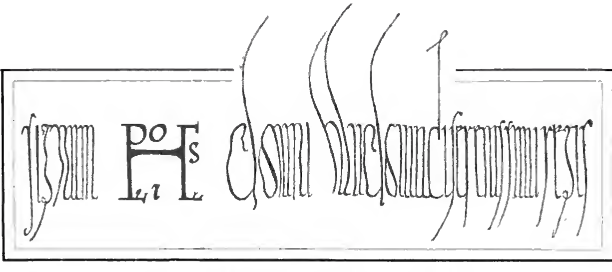
In der Niederschrift Nidhards, Enkels Karl des Grossen, aus seinen vier Büchern fränkischer Geschichten.

Ältestes Denkmal der Scheidung germanischer und romanischer Nation und Sprache.

Genaue Nachbildung der einzig erhaltenen (Pariser) Handschrift.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

wird und in der Folge den Namen Lotharingen (Lotharii regnum, Lotharingen, Lothringen) erhielt. Das westlich von diesem Ländergebiet liegende Frankenreich, nachher Frankreich genannt, mit der spanischen Mark, erhielt Karl, der Kahle zubenamt. Das Land auf dem rechten Rheinufer, für welches der Name Deutschland immer mehr herrschend wurde, bekam Ludwig der Deutsche, dazu noch auf dem linken Rheinufer des Weinwuchses wegen die Städte Speier, Worms und Mainz. Während in dem Reiche Karls des Kahlen fast nur romanische Bevölkerung lebte, im Reiche Lothars die Stämme gemischt waren, umfaßte das Land Ludwigs nur deutschredende Völker. Wenn daher auch bei dem Vertrage von Verdun die nationale Begrenzung keineswegs scharf festgehalten wurde, so liegt in demselben doch der Ursprung für das französische und deutsche Volk, bis die naturgemäße Scheidung beider Stämme in der völligen Aussonderung Deutschlands vom alten Frankenreiche vollzogen wird. In Frankreich, Italien und Spanien bildeten sich aus der Verderbnis der lateinischen Sprache mit deutschen Elementen die romanischen Sprachen aus, in den deutschen Landen die volkstümliche (thiudis, diutis) Sprache (vgl. S. 193, Anm.), die deutsche, wie man sie im Gegensatze zur lateinischen, der Gelehrten- und Kirchensprache, zu nennen pflegte. Von jetzt an haben wir es vorzugsweise mit der Geschichte des deutschen Volkes zu thun.

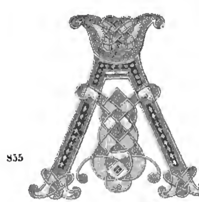


„Signum + domni hludovvici serenissimi regis."

Signum Ludwigs des Deutschen von einer Urkunde vom Jahre 87? datiert von Frankfurt a/M. („Actum Franconofurt in palatio regio.")

4. **Die Karolinger in Deutschland** — (Ludwig der Deutsche, 843—876; Karl der Dicke, 882—887; Arnulf von Kärnten, 887—899; Ludwig das Kind, 899—911). — **Konrad I., der Franke**, 911—918.

Ludwig der Deutsche, 843—876.



Aus dem Psalter Ludwigs des Deutschen (gemalt um 860), von ihm einer deutschen Kirche geschenkt, jetzt in der k. Bibliothek zu Berlin.

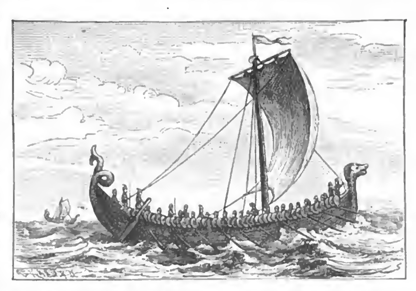
us der allmählichen Scheidung des romanischen und deutschen Elementes in den Frankenreichen entwickelte sich nach und nach eine vollständige Trennung. Nachdem Lothar I. den Vertrag von Verdun fortwährend umzugestalten bemüht gewesen war und deshalb in den Reichen seiner Brüder Zwietracht und Aufstände erregt hatte, beschloß er im Jahre 855 im Gefühle des herannahenden Todes, sein schuldvolles Dasein im Kloster zu beenden. Er starb als Mönch im Kloster Prüm. Sein Reich wurde unter seine drei Söhne geteilt: der ältere Sohn, Ludwig II., erhielt Italien mit der Kaiserwürde, der mittlere, Lothar II., den nördlichen Teil von der Nordsee bis zum Einfluß der Saone in die Rhone unter dem fortan üblichen Namen Lothringen, der jüngere, Karl, den südlichen Teil, d. h. Provence, Dauphiné, Lyon und das westliche Helvetien. Da jedoch Karl schon 863 starb, und auch Lothar II. ihm im Jahr 869 nachfolgte, so zwang Ludwig der Deutsche seinen Bruder Karl den Kahlen, der Anspruch auf ganz Lothringen erhob, mit den Waffen zum Vertrag von Meerssen an der Maas (870). Diesem zufolge fiel alles deutsche Land am linken Rheinufer zwischen den Ardennen und Vogesen, der Maas und Ourthe, mit den Hauptstädten Utrecht,

Aachen, Köln, Trier, Metz, Straßburg an Ludwig den Deutschen, die romanischen Lande aber mit den Hauptstädten Lyon, Besançon, Vienne, Toul, Verdun, Cambray an Karl den Kahlen. Mit dieser Teilung war die Trennung nach Nationalitäten in ein deutsches oder ostfränkisches und ein romanisches oder westfränkisches Reich (Frankreich) ziemlich vollendet, und die Sprachscheide bildete im ganzen auch die politische Landesgrenze, wenn auch noch für ein Jahrzehnt Hennegau und ein Drittel von Friesland dem westfränkischen Reiche verblieb.

Ludwig der Deutsche war jedenfalls der fähigste und tüchtigste unter den Söhnen Ludwigs des Frommen. Ein Chronist schildert ihn als Mann von hohem Wuchs, edler Gesichtsbildung, blitzenden Augen, heiterem Gemüt, wissenschaftlichem Sinne und großer Milde. Die Bayern, die er seit 825 regierte, waren mit seiner Herrschaft stets zufrieden. Aber unter den beiden benachbarten Karolingern herrschte immer Eifersucht und feindliche Spannung, die zu kriegerischen Verwickelungen führten. Als die westfränkischen Großen, über Karls Arglist, Tyrannei und Unfähigkeit empört, das Land an sich zu reißen suchten, machte Ludwig, um es in karolingischem Besitz zu erhalten, einen Einfall in Westfranken, ward aber nachher von den französischen Vasallen verlassen und mußte sich eilig nach Deutschland zurückziehen.

Während der ganzen Dauer seiner Regierung hatte Ludwig mit den Slaven und Normannen zu kämpfen. Slaven und Bulgaren machten fast jedes Jahr verheerende Einfälle in die sächsischen, thüringischen und bayrischen Lande. Sie wurden von Ludwig und seinen drei Söhnen bekämpft, welche ihnen, wenn auch nicht immer siegreich, empfindliche Niederlagen beibrachten. Die Küstenländer hatten daneben von den Raubzügen der wilden Normannen zu leiden.

Schon mehrere Jahrhunderte hatten diese noch heidnischen Bewohner Skandinaviens — Dänemark und Norwegen waren ihre Heimat — die mit ihrem heimischen Namen „Wikinger“ hießen, als Seeräuber die benachbarten Küsten geplündert, um sich im Sommer den Unterhalt zu holen, den ihnen der wenig fruchtbare Boden der skandinavischen Lande bei ihrer Übervölkerung nicht bot. Bald dehnten sie ihre Fahrten weiter aus: im Jahre 793 erschienen sie zum ersten Male in England, 795 in Irland, 799 an den gallischen Küsten. Schon Karl der Große hatte einst, als er ihre schnellen Schiffe vor seinen Augen hatte kreuzen sehen, unter Thränen prophezeit, daß sie seinen Nachfolgern ein schweres Übel sein wür-



Das Wikingerschiff von Sandefiord, nach seinem Wiederaufbau.

den, und deshalb in den letzten Jahren seiner Regierung viel Sorgfalt auf Gründung einer Seewehr und Beschützung der Küsten verwandt. Seine Nachfolger hatten alles wieder in Verfall geraten lassen, ja, Lothar, Ludwigs des Frommen Sohn, hatte diese furchtbaren Feinde sogar wider seine Brüder ins Land gerufen. Wild wie ihr Meer und ihre nordischen Küsten fuhren diese Seeräuber, „den Wegen der Schwäne“ gen Süden folgend, besonders Fürstensöhne, die in ihrer Heimat keine Hoffnung auf Thronfolge hatten, mit ihrem beutelustigen Gefolge, auf ihren leichten, schnellen Schiffen, den „Meeresrappen“, über die Wellen daher, um sich als „Seekönige“ Ruhm und Beute und womöglich ein eignes Reich zu erobern. Kühn drangen diese Seehelden in großen Scharen durch die Mündungen der Küstenflüsse tief in die Länder hinein; Städte und Dörfer wurden erobert und niedergebrannt, reiche Beute weggeführt und die Menschen in die Sklaverei geschleppt. Von Friesland, das sie seit 834 drei Jahre nach einander verheerten, bis Aquitanien hin waren ihnen die Küstenlande preisgegeben. So drangen sie auf der Seine bis Paris, auf der Loire bis Orleans, auf der Garonne bis Toulouse, auf dem Rhein bis Köln und Bonn, auf dem Tajo bis Lissabon, auf dem Guadalquivir bis Sevilla, auf der Elbe bis Hamburg. Letztere Stadt, die im Jahre 831 zum Sitz eines Erzbistums von Ludwig dem Frommen bestimmt und Ansgar, dem Apostel des Nordens, übergeben worden war, plünderten und zerstörten sie im Jahr 845; eine andre Schar drang in demselben Jahre in Frankreich ein, setzte sich in Paris fest und konnte nur durch schweres Lösegeld zum Abzug gebracht werden. Auch Aachen hatten sie verheert und in der von Karl dem Großen gegründeten Kirche ihre Pferde eingestallt. Da sie ihre leichten Fahrzeuge auf Schultern und Wagen fortschleppten, so hinderte sie auch das Land nicht mehr, und sie suchten die Binnenländer von einem Strom zum andern heim. In der Folge, als die Periode ihres wandernden Raublebens vorbei war, wurden sie Christen und gründeten Reiche. So wurde der kühne, besonders gefürchtete Hasting Christ und als Graf von Chartres Karls des Kahlen Vasall (860), und im Jahre 911 gab Karl der Einfältige, König von Frankreich, ihrem Herzog Rollo oder Rolf, der mit seinen Scharen zum Christentum übertrat und in der Taufe den Namen Robert empfing, das Land an der unteren Seine als erbliches Fürstentum, nachher Normandie genannt, nebst der Lehnsherrschaft über die Bretagne. Seitdem gewährten die christlichen Normannen des Westfrankenreichs diesem Schutz gegen jeden weiteren Angriff heidnischer Seekönige, bald nahmen sie Sprache, Sitte und Kultur von den Romanen an und übertrafen an christlichem Eifer und ritterlichen Tugenden alle Völker. In der Folge (1066) setzten sie nach England hinüber und machten durch die Schlacht bei Hastings dem Reiche der Angelsachsen ein Ende. Andere Scharen der Normannen gründeten seit 1016 in Sicilien und Süditalien christliche Staaten, deren Geschichte tief in die deutsche Kaisergeschichte einzugreifen bestimmt war.

Mit diesen Normannen, damals noch dem furchtbarsten Feinde der deutschen Küsten, hatte Ludwig der Deutsche fortwährend zu kämpfen, wobei er jedoch nicht immer glücklich war. Sie machten fünf Einfälle in Deutschland, und die Furcht vor ihnen war so groß, daß man in den Kirchen betete: „Befreie uns, Herr, von der Wut der Normannen!“ (a furore Normannorum, libera nos, domine!) Im Innern herrschte Ludwig (843—876) mit Kraft und Geschick, so daß allmählich die gesonderten Stämme, Sachsen, Bayern, Alemannen, Franken an die deutsche Einheit sich zu gewöhnen begannen. Die stete Unsicherheit der Grenzländer veranlaßte Ludwig zur Wiederherstellung der von Karl dem Großen abgeschafften Herzogswürde. Nur dadurch, daß er den Hütern der bedrohten Marken die volle Gewalt beließ, konnte der König sie zu aller Kraftanstrengung in Abwehrung der grimmigen Feinde bestimmen, die oft

den Bestand des Reiches gefährdeten, wobei er nicht ahnen konnte, welche Gefahr für die königliche Gewalt aus dem Wiederaufkommen der Herzöge erwachsen sollte. Aber der Fluch des Verwandtenzwistes zerrüttete hier, wie jenseits des Rheins und der Alpen, das Haus Karls des Großen, und der unnatürliche Krieg der Söhne gegen den Vater wucherte auch in Deutschland fort. Zum Glück gelang es dem König, die Söhne zum Gehorsam und zu dauernder Aussöhnung zurückzuführen.



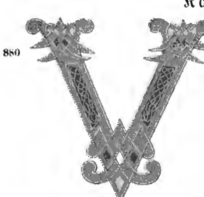
Karl der Kahle.
Rückseite des 5. Blattes des goldgeschriebenen Evangelienbuches in der kgl. Bibliothek zu München.

Als mit Kaiser Ludwig II. der Stamm Lothars im Jahr 875 ausstarb, hätte die Kaiserwürde eigentlich auf Ludwig den Deutschen übergehen müssen. Auch sandte er zwei seiner Söhne nach Italien und machte selbst mit dem andern Sohn einen Einfall in Frankreich; aber Karl der Kahle war auch mit Heeresmacht nach Italien gezogen, wußte durch ränkevolle Unterhandlungen seinen Gegner zu entfernen und trat dann treuloser Weise den Weg nach Rom an. Hier setzte ihm Papst Johann VIII. die Kaiserkrone auf (Dezember 875). 875
Schon war Ludwig im Begriff, den Räuber der Kaiserwürde zu züchtigen, als ihn der Tod überraschte (876). 876

Unter seiner Regierung ist besonders das schöne Verhältnis hervorzuheben, das zwischen Klerus und dem Laienstande herrschte und das als sein Werk zu betrachten ist. Die gleichzeitigen Chronisten rühmen seinen wissenschaftlichen Sinn, seine Hingebung an die Kirche und ihre Anstalten. Den berühmten Rabanus Maurus, eine Leuchte seiner Zeit, der ihm als Abt von Fulda vielfach entgegengearbeitet, bestätigte er in versöhnlicher Weise zum Erzbischof von Mainz. Im Gegensatz zu dem eiteln, nach Glanz und Schimmer haschenden Karl dem Kahlen prägt sich in Ludwig bereits der echte deutsche Charakter aus. Er liebte, sagt ein Bericht, des Eisens Härte mehr als Goldes Glanz, lag den Kriegsrüstungen mehr ob als den Festlichkeiten und trug stets die altfränkische Tracht seiner Väter. Er war ein Fürst von unermüdlicher Thätigkeit, Leutseligkeit und frommem Wandel. Das Volk nahte sich mit Vertrauen dem königlichen Richterstuhle. Bei aller Ergebenheit gegen die Kirche hielt er die Geistlichkeit in Abhängigkeit und griff oft bestimmend in die Besetzung der Bistümer und Abteien ein.

Schon im Jahre 865 hatte Ludwig so unter seine drei Söhne geteilt, daß Karlmann Bayern, Ludwig Ostfranken und Sachsen, Karl Alemannien erhielt. Ludwig der Jüngere hatte sich zwar im Jahre 866 und 871 gegen seinen Vater empört, war aber zur Unterwerfung gezwungen worden. Jetzt beim Tode Ludwig des Deutschen, im Jahre 876, hielt Karl der Kahle die Gelegenheit für günstig, durch einen verräterischen Einfall ganz Lothringen dem Westreiche einzuverleiben. Aber bei Andernach (876) brachte der jüngere Ludwig dem welschen Nachbar eine so schwere Niederlage bei, daß dieser eilends in 877 seine Heimat entfloh. Ja, als Karl der Kahle schon im Jahre 877 starb und bereits zwei Jahre später sein Sohn Ludwig der Stammler ihm im Tode nachfolgte, rief sogar bei der allgemeinen Verwirrung im Westfrankenreich eine Partei der Großen den jüngeren Ludwig als König ins Land. Und wenn es diesem auch nicht gelang, die Kaiserkrone eines neuen Gesamtreiches zu er- 880 ringen, so erwarb er doch im Jahre 880, gleichsam als Entschädigung dafür, auch den im Meerssener Vertrage noch westfränkisch gebliebenen Teil Lothringens; Friesen und Franken waren damit endgültig dem Ostfrankenreich zugewiesen.

Karl III., der Dicke, 882—887.



Aus dem Psalter Ludwigs des Deutschen in der königl. Bibliothek zu Berlin. Gemalt um 860.

880 Von nun an trat in die Familie der Karolinger eine schnelle Sterblichkeit ein. Schon 880 starb Karlmann und hinterließ, da sein unebenbürtiger Sohn, Herzog Arnulf von Kärnten, ihm nicht folgen konnte, seine Lande an Ludwig III., den Ostfranken. Doch verlor Ludwig seinen einzigen Sohn auf eine sehr beklagenswerte Weise; der Prinz stürzte aus einem Fenster der Pfalz zu Regensburg und gab infolge des Sturzes seinen Geist auf. Immer mehr schwand die Hoffnung einer legitimen Fortpflanzung unter den deutschen Karolingern, denn Ludwig war kränklich, und Karl III. — Karl der Kahle wird in der Kaiserreihe als Karl II. gezählt — ohne rechtmäßige Nachkommen. Diesen Karl hatte das Schicksal dazu bestimmt, noch einmal fast das gesamte Reich Karls des

Großen zu vereinigen. Im Jahre 881 hatte ihm der Papst, dem er gegen 881 die Araber geholfen, die Kaiserwürde mit Italien verliehen; 882 starb Ludwig 882 der Ostfranke, und Italien mit ganz Deutschland erschien nun unter ihm, dem einzigen deutsch-karolingischen Erben, verbunden. Das Glück sollte ihn noch weiterhin bedenken. In Frankreich war dem elenden und tyrannischen Karl dem Kahlen, unter dem sich die Macht der Großen gehoben, die königliche vermindert hatte, sein Sohn Ludwig der Stammler im Tode bald nachgefolgt (879). Auch dessen Söhne, Ludwig III. und Karlmann, starben rasch hinweg gleich den deutschen Vettern, und nur ein Kind, Karl der Einfältige, war noch übrig. Da wählten die französischen Großen den letzten mündigen Karolinger, Karl III., den Dicken, Ludwigs des Deutschen Sohn, auch zu ihrem König.

So war also in der That das ganze Karolingerreich fast mit den Grenzen, wie sie ihm Karl der Große gegeben, noch einmal unter einem Scepter vereinigt. Aber wie hatten sich die Zustände verändert! Bei den steten Wirren und Zerwürfnissen im Karolingerreiche, bei dem immer tieferen Sinken der weltlichen Macht unter den schwachen Herrschern erhob sich das Ansehen der römischen Päpste in gleichem Maße. Von einem kollegialen Verhältnis zwischen Staat und Kirche, zu dem bereits der Anfang gemacht worden, war keine Rede mehr; die Päpste verlangten neben der höchsten geistlichen Gewalt schon eine Art weltlicher Oberherrlichkeit und beanspruchten insbesondere das Recht der Verleihung der Kaiserkrone. Je weniger die schwachen Nachkommen des großen Karl im stande waren, dessen Idee von einem Gottesreiche auf Erden zu verwirklichen, um so eifriger ergriff die Kirche den Gedanken, den Nachfolger Petri an die Spitze einer neuen abendländischen Theokratie zu stellen, um so mehr, als die Stellung des Papstes bereits tief in die weltlichen Verhältnisse eingriff. Er hatte in Italien eine weltliche Macht gewonnen, und die ihm untergebenen Bischöfe zählten zu den Großen der Reiche. Diese Idee wurde unterstützt durch ein um die Mitte des neunten Jahrhunderts auftauchendes kirchliches Gesetzbuch, das, 850 weil man es fälschlich dem Bischof Isidorus von Sevilla († 636) zuschrieb, unter dem Namen der pseudo-isidorischen Dekretalen bekannt ist. Es enthält eine Sammlung von Konzilienbeschlüssen und Schreiben früherer Päpste, deren Zweck ist, dem römischen Bischof, dem Papste, die unbeschränkte Gewalt über alle andern Bischöfe zu verleihen, über die ihm allein die richterliche Befugnis zustehe; keine allgemeine Kirchenversammlung, hieß es, könne ohne ihn berufen werden, und ihre Beschlüsse bedürften seiner Bestätigung; er allein nur könne Bistümer errichten und Bischöfe in einen andern Sprengel versetzen, Rechte, die bis dahin die Könige ausgeübt hatten. Die Unabhängigkeit der Kirche vom Staat, die Erhabenheit und Unverletzlichkeit der priesterlichen Gewalt waren nachdrücklich hervorgehoben, um die Macht eines unabhängigen und unverletzlichen Papsttums darzuthun. Ging die in den Dekretalen ausgesprochene Idee auch nicht von Rom aus, so wurde sie doch dort begierig aufgefaßt. Schon Gregor IV. war nur über die Alpen gekommen, um die Demütigung Ludwigs des Frommen zu fördern; Leo IV. waltete wie

ein selbständiger Fürst und stellte sich selbst an die Spitze eines Heeres gegen die Araber. Nikolaus I. wagte es bereits, sich offen auf die pseudo-isidorischen Dekretalen zu berufen und jeden Einspruch gegen dieses Werk des Betruges zum Schweigen zu bringen. Das sittenlose Leben Lothars II., der um seiner Buhlerin Waldrada willen seine Gemahlin Theutberga unter falschen Beschuldigungen verstoßen und durch eine Synode fränkischer Bischöfe die Ehescheidung erlangt hatte, bot ihm dazu den günstigsten Anlaß. Er sprach in einer Synode des Jahres 863 über den Beschluß der fränkischen Synode das Verdammungsurteil aus, entsetzte die Erzbischöfe von Köln und Trier und bedrohte die widerstrebenden Bischöfe mit dem Bann. Indessen entwickelte Nikolaus I. die Macht des Papsttums zum Schutz der Tugend und guten Sitte. Sein zweiter Nachfolger Johann VIII. endlich benutzte die Gelegenheit der Verfügung über die Kaiserwürde, um dem Papste die Macht dienstbar zu machen, die bisher über das Papsttum geherrscht hatte.

Die Sammlung dieser Dekretalen enthält 59 Papstbriefe aus der Zeit vom ersten Jahrhundert bis auf Constantin, die sämtlich untergeschoben sind, und unter den aus der Folgezeit auch sicher noch 35 gefälschte, auch die angebliche Constantinsche Schenkung. Die Unechtheit erkennt man an den starken Anachronismen, indem viele Vorkommnisse einer späteren Zeit in eine frühere versetzt werden, an den Citaten aus späteren Schriften, an der Gleichförmigkeit des Stils und der Verderbtheit der Sprache, die ganz in fränkischem Latein gehalten ist, endlich aus der Vergleichung mit den früheren Dekretalen des Dionysius Exiguus, dem unmöglich so viele Dekretalen entgangen sein konnten. Nur die Unwissenheit und Unkritik jener Zeit, in der die Sammlung entstanden, konnte sich eine so grobe Täuschung gefallen lassen. Sie galt durch das ganze Mittelalter als echt, und erst nach der Reformation ist ihre Unechtheit erwiesen worden.

Während die Königsmacht in Italien bald nichts mehr bedeutete und auch in Frankreich die Schwäche der Regenten dies Reich in Zerrüttung gestürzt hatte, gelang es einem Grafen Boso von Vienne, Gemahl einer Enkelin Lothars I., welchem Johann VIII. gern die Kaiserkrone verliehen hätte, durch Begünstigung seitens dieses Papstes und in Verbindung mit der Geistlichkeit ein besonderes **Königreich** an der Rhone zu gründen (897), das sich **Burgund oder** (nach der Hauptstadt Arles) **Arelat**, auch das cisjuranische Burgund (Burgundia cisjurana), nannte. Dieses arelatensische Reich umfaßte außer Vienne (Dauphiné) namentlich die Bistümer Lyon, Arles, Aix, Avignon, Toulon, Marseille, Besançon, Grenoble und Lausanne.

Das Frankenreich war von allen Seiten von Feinden bedroht und angefochten. Im Süden machten von Nordafrika aus die **Sarazenen** seit 827 Angriffe, eroberten Sizilien und verheerten von da die Küsten Italiens; Tarent und Bari fielen in die Hände der Ungläubigen und wurden der Ausgangspunkt furchtbarer Beutezüge. Die langobardischen Fürsten Unteritaliens wurden gezwungen, sich der arabischen Macht zu beugen, und bald war sogar der Papst selbst bedroht. Im Jahr 846 lief eine Flotte der Araber in die Tiber ein, schwärmte bis vor Roms Thore und plünderte St. Peter und St. Paul. Auf dem Meere war den Arabern nicht mehr zu wehren, da die fränkischen Reiche ohne Flotte waren. Der byzantinische Hof benutzte die Schwäche des fränkischen Reichs

zu neuen Eroberungen; im Jahr 874 erkannten die langobardischen Fürsten wieder die Hoheit des griechischen Kaisers an, und in ganz Apulien befestigte sich von neuem seine Herrschaft. Im Osten des Reichs hatte sich fast die ganze Slavenwelt gegen die fränkische Herrschaft erhoben. Rastiz, ein Fürst der Mähren, gründete eine selbständige Herrschaft mit festen staatlichen und kirchlichen Ordnungen. Sein Nachfolger war Swatopluk (Zwentibold), als Herzog von Mähren scheinbar ein Dienstmann der Franken, in Wahrheit aber ihr bitterster Feind. Zugleich durchzogen Sorben und Böhmen verheerend die thüringischen Lande, und Wilzen und Obotriten überschritten die Elbe. Im Norden waren außerdem die Dänen und Normannen, wie bereits erwähnt, furchtbare Feinde.

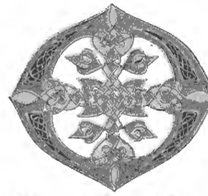
Von der Einheit des Reichs hoffte das Volk wenigstens eine Abwehr der äußeren Feinde. Aber Karls des Großen Umsicht und Tapferkeit wäre nötig gewesen, so viele Gefahren auf einmal zu beschwören, und dieser Karl, in dessen Händen jetzt die kaiserliche Gewalt lag, besaß wenig Mut und noch weniger Verstand, dazu war er stets körperlich leidend. Als die Normannen bereits bis Köln, ja bis Trier und Koblenz hinauf Land und Städte greulich verwüsteten, zog Karl der Dicke mit dem deutschen Heerbann gegen sie und schloß sie in ihrem befestigten Lager bei Aschloh oder Haslau (Haslov) an der Maas unweit Lüttich ein (882). Zwölf Tage lang suchte er ihr Lager zu bestürmen, 882 aber die Feinde leisteten tapfere Gegenwehr. Dennoch wäre ihr Lager wohl erobert worden, hätte es der Kaiser nicht vorgezogen, ihren Abzug und ihre scheinbare Unterwerfung durch einen schmachvollen Friedensvertrag zu erkaufen. Volk und Große nahmen Ärgernis an diesem feilen Verrate der nationalen Ehre. Der Normannenherzog Gottfried ließ sich zwar taufen und erhielt einen großen Teil Westfrieslands um 2000 Pfund Goldes, aber von Friesland aus setzten die Feinde fortan ihre verheerenden Züge fort. Im Jahr 886 drangen sie, nachdem Gottfried hinterlistig ermordet war, unter dessen 886 Sohn Siegfried rachedürstend in Frankreich ein, eroberten Rouen und belagerten mit 700 Schiffen Paris. Graf Odo von Paris verteidigte heldenmütig alle bedrohten Orte mit der größten Entschlossenheit und fügte den Belagerern großen Schaden zu. Als aber im Februar 886 das angeschwollene Wasser der Seine eine der Brücken fortriß, legten die Normannen Feuer an das Thor eines Turmes und drangen ein; voll Verzweiflung mußten die Bewohner sehen, wie die Ihrigen entweder durch Schwert und Flammen oder in den Wellen des Flusses umkamen. Alle Hoffnung beruhte auf dem Grafen Odo. Kühn schlich er sich durch die Feinde und benachrichtigte den Kaiser von der Gefahr der Stadt und der Notwendigkeit schneller Hilfe. Karl raffte ein Heer zusammen und rückte vor Paris, so daß die Feinde eine Seite der Stadt aufgeben mußten. Statt aber die Waffenehre zu retten, schloß der feige Kaiser hernach wieder einen schimpflichen Vertrag, der dem Feinde schweres Lösegeld (7000 Pfd. Silber) und bis zu dessen Abtragung Burgundien bewilligte, das Land jenseits der Seine, das ihm die Huldigung verweigerte. Somit war dieses Gebiet, wo nun die Feinde Winteraufenthalt nahmen, den Greuelthaten dieser rohen Barbaren preisgegeben.

Diese Niederträchtigkeit empörte endlich die Geduld der deutschen Großen. Da Arnulf von Kärnten, der obenerwähnte unebenbürtige Sohn Karlmanns, Königs der Bayern, sich durch die Unterwerfung des Mährenfürsten Swatopluk hohes Ansehen erworben hatte, so sahen sie, ebenso wie der deutsche Klerus, von dem Makel seiner Geburt ab, zumal da Karl der Dicke damit umging, seinen unehelichen Sohn Bernhard zu seinem Nachfolger zu machen, entsetzten den unfähigen Karl auf einem Reichstag zu Tribur 887 der Regierung und 887

wählten Arnulf zum deutschen König. Auch die französischen Großen sprachen über Karl die Absetzung aus und wählten den tapferen Verteidiger von Paris, Odo, Herzog von Francien, einen Enkel Ludwigs des Frommen, zum König. Karl starb 888 in Verachtung und Dürftigkeit.

Damit war das fränkische Reich endgiltig nach Nationalitäten geteilt. Aber 888 außer dem von Boso gestifteten Reiche Arelat bildete sich jetzt (888) noch ein nördliches Königreich Hochburgund, indem Graf Rudolf, Enkel Ludwigs des Frommen, sich eine selbständige Herrschaft (Burgundia transjurana, zwischen dem Jura und den penninischen Alpen) gründete, die bald durch die Franche-Comté erweitert wurde. Sie umfaßte außer dieser Savoyen, Wallis, das heutige Waadtland und die ganze übrige Schweiz bis an die Reuß. In Italien stritten zwei langobardische Herzöge, Guido von Spoleto und Berengar, Markgraf von Friaul, der von einer Tochter Ludwigs des Frommen abstammte, um die Herrschaft, bis endlich (898) Berengar als König des ganzen ehemals karolingischen Italiens anerkannt und vom Papste auch mit der Kaiserkrone gekrönt ward.

Arnulf von Kärnten, 887—899.



Aus Ludwigs des Deutschen Psalter.

Ohne Zweifel bedeutet die Regierung Arnulfs das letzte Aufleuchten karolingischer Herrlichkeit. Er hatte einen schweren Stand. In Deutschland benutzten die Großen in Erinnerung an des Königs uneheliche Geburt die Gelegenheit, ihre Treue sich durch reiche königliche Verleihungen belohnen zu lassen, an den Ostgrenzen tobten die slavischen Völker, vor allem der alte Reichsfeind Swatopluk, in den Niederlanden suchten die Normannen die Gegenden weit und breit durch ihre Raubfahrten heim. Aber Arnulf war ein würdiger Enkel Ludwigs des Deutschen. „Als er an der mährischen Grenze, wo er kampfgerüstet dem wilden Slavenfürsten gegenüberstand, die Trauerkunde vernahm, daß seine wider die Normannen geschickten Kriegsscharen von dem schlauen und verwegenen Feinde bei Mastricht umgangen und fast gänzlich aufgerieben waren, überließ er die Hut der Ostmark einer bayrischen Heeresabteilung und eilte mit dem ostfränkischem Aufgebot nach dem Niederrhein. Der Feind hatte bei Löwen an der Dyle ein festes, durch Verhaue, Schanzwerke und Sümpfe geschütztes Lager bezogen, wohin das fränkische Reiterheer nicht dringen konnte. Da stieg der König vom Rosse und feuerte mit begeisterten Worten seine Ritter an, ein Gleiches zu thun, und obwohl die Deutschen in dieser Kriegs- 891 weise wenig Erfahrung hatten, so erfochten sie dennoch einen herrlichen Sieg (891). Das Lager wurde nach kurzem aber scharfem Kampfe erstürmt, das feindliche Heer teils niedergemacht, teils in die Dyle gesprengt, und Arnulf konnte sechzehn eroberte Feldzeichen als Trophäen in seine Hauptstadt Regensburg senden."

Nachdem König Arnulf durch diesen Sieg das innere Deutschland vor den Normannen gesichert, traf er großartige Anstalten zum **Krieg gegen Swatopluk**, der in seinem Trotze beharrend jedes Abhängigkeitsverhältnis entschieden zurückwies. Er erneuerte sein Bündnis mit den Bulgaren, um durch deren Einfälle die Mähren zu beschäftigen. Aber noch bedeutender war die Hilfe, die er von einem Volke erhielt, dessen Name etwa dreißig Jahre früher zum erstenmal im Frankenreiche gehört worden war, von den Ugren (Ungarn) oder **Magyaren**, einem finnischen Nomadenstamme vom Ural, der sich damals zwischen der Donau und den Karpathen neue Wohnsitze suchte und die mährischen Grenzen überschritt, mögen nun diese wilden Horden von Arnulf gerufen oder von selbst in das Land eingedrungen sein, das von ihnen den Namen erhielt.

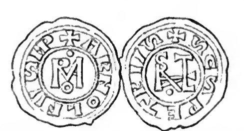
Ein wildes Reiter-, Jäger- und Nomadenvolk, das die Künste des Friedens verachtete und den Ackerbau den Sklaven überließ, sprengten die Magyaren auf ihren schnellen Rossen wie im Sturmeswehen heran, den tödlichen Pfeil vom sicheren Bogen schnellend, denn der hörnerne Bogen, in dessen Gebrauch sie sich von Jugend auf übten, blieb auch da noch ihre Hauptwaffe, als sie schon Schwert und Wurfspeer von ihren Feinden angenommen hatten. Nicht in großen geschlossenen Heerhaufen, sondern in kleinen, nebeneinander stehenden Abteilungen rückten sie an, eine Wolke von Pfeilen entsendend, dann wandten sie sich plötzlich um und wußten durch ihre Beweglichkeit und Gewandtheit dem Streite unerwartete Wendungen zu geben und den schon gehofften Sieg der Feinde in eine Niederlage zu wenden. In Sitten, Gewohnheiten und Kampfesweise erinnerten sie an die Hunnen, mit denen sie von damaligen Schriftstellern verwechselt werden. „Im Sommer wohnten die Ungarn," heißt es, „in Zelten von Leder, im Winter in elenden Hütten von Rohr und Holz; ihre Gewänder waren Tierhäute, sie schoren ihre Haare und benarbten ihr Gesicht, waren langsam in der Rede, schnell in ihren Thaten, treulos in ihren Verträgen und teilten den gemeinsamen Vorwurf der Barbaren: zu große Unwissenheit, um den Wert der Wahrhaftigkeit einzusehen, zu viel Stolz, um den Bruch der feierlichsten Verpflichtungen zu leugnen oder zu beschönigen." Dieses wilde Volk sollte von nun an auf lange Zeit die Geißel der deutschen Lande und Völker im Osten werden.

Unterstützt von diesen Magyaren ging Arnulf mit dem bayrischen, fränkischen und alemannischen Aufgebot über die mährische Grenze (Juli 892). 892 Dennoch mißlang der Feldzug. Swatopluk zog sich in seine Verschanzungen und Festungen zurück und stand, als die Feinde das verwüstete Land wieder verließen, in alter Furchtbarkeit da, bis zwei Jahre nachher (894) der Tod 894 Swatopluks Deutschland von diesem Gegner befreite und das Mährenreich einem raschen Verfall entgegenführte. Die Zwietracht seiner beiden Söhne brach die Kraft des Volkes und gab den Deutschen das Übergewicht an der Niederdonau; auch die Czechen in Böhmen gelobten Arnulf Treue und begaben sich in seinen Schutz.

Nun konnte Arnulf seine erste **Heerfahrt nach Italien** antreten (894). Hier 894 hatte Papst Stephan V. einige Monate vor seinem Tode den Herzog Guido II. von Spoleto mit der Kaiserkrone geschmückt. Dieser nannte sich „Augustus, der große friedenstiftende Imperator" und erhob sogar seinen Sohn Lambert zu gleichem Range. Berengar, Markgraf von Friaul, machte ihm die italienische Krone streitig, ward aber in mehreren Feldzügen besiegt. Da die spoletinische Partei den Kirchenstaat bedrängte, so forderten der neue Papst Formosus und

der Markgraf den deutschen König Arnulf auf, zu ihrem Beistand mit Heeresmacht über die Alpen zu kommen. Er erschien, und Berengar trug ihm den Schild voran. Erschreckt unterwarfen sich Mailand und Pavia. Nun gedachte Arnulf nach Rom zu ziehen und aus den Händen des Papstes die Kaiserkrone zu empfangen, als die Weigerung der deutschen Kriegsmannen, die nicht über die gesetzliche Zeit in der Ferne dienen wollten, ihn zur Rückkehr nötigte. Nach dem bald darauf erfolgten Tode Guidos übernahm seine Witwe Angiltrud gemeinschaftlich mit ihrem Sohne Lambert die Regierung. Sie besetzten Rom und drängten den Papst, den jungen ritterlichen Lambert in der Kaiserwürde zu bestätigen. Formosus beobachtete eine hinhaltende Stellung, rief aber insgeheim Arnulf herbei. Da brach abermals der deutsche König auf, um die Kaiserkrone zu erlangen und Oberitalien, wo Berengar abgefallen war, an das 895 Reich zu bringen (895). Nach manchen Mühseligkeiten rückte er vor Rom, wo Papst Formosus in der Engelsburg bedrängt ward. Da seine Aufforderung zur Übergabe mit Hohn zurückgewiesen ward, gab er Befehl zum Sturm, und noch an demselben Tage nahmen die Deutschen die Stadt. Nun erhielt Arnulf, 896 der erste rein deutsche Herrscher, aus der Hand des Papstes die Kaiserkrone (896). Darauf verließ er Rom, um die Gegenpartei weiter zu verfolgen, als ihn vor den Mauern Spoletos eine lähmende Krankheit, die Chronisten meinen infolge eines von Angiltrud gemischten Giftes, ergriff, die ihn nötigte, nach Deutschland zurückzukehren und Italien den alten Parteiwirren zu überlassen. Lambert und Berengar einigten sich gegen die deutschen und vertrieben dieselben aus Italien, 898 welches geteilt blieb, bis nach Lamberts Tode (898) Berengar das ganze ehemals karolingische Italien (Oberitalien und einen großen Teil Mittelitaliens) erhielt.

Arnulf, nach Deutschland zurückgekehrt, hatte die Absicht, seinem unechten Sohne Zwentibold, dem er bereits (895) mit Zustimmung der Großen das Herzogtum Lothringen als Königreich übergeben, die Nachfolge im Reiche zuzuwenden, erlag aber bald den Folgen seiner schmerzhaften Krankheit (Dezem- 899 ber 899) zu Regensburg, wo er im Kloster St. Emmeran begraben ward.



Monogramm Roma. Monogramm Stephanus.

Kaisermünzen: Münze Arnulfs von Kärnten und Papst Stephans VI.

„Arnolfus Imp." — „Scts Petrus."

Einzige Münze Arnulfs im k. Münzkabinett zu Berlin In Rom geprägt.



Siegel Arnulfs von Kärnten.



Siegel Ludwigs des Kindes.

Ludwig das Kind, 899—911.



Karolingischer Kapitalbuchstabe aus Ludwigs des Deutschen Psalter in der königl. Bibliothek zu Berlin. Gemalt um 860.

Ein Kind sollte der letzte Herrscher aus Karls Stamme sein. Die Reichsstände wählten Arnulfs siebenjährigen Sohn Ludwig zu seinem Nachfolger, teils aus Besorgnis, das Reich möge (899) sich in seine einzelnen Stammesteile auflösen und eine Beute der wildesten Anarchie werden, teils in der Hoffnung, „durch Erhebung des karolingischen Kindes doch wenigstens den Schatten einer monarchischen Herrschaft zu retten.“ An dieser Königswahl hatte der Klerus, besonders der **Erzbischof Hatto von Mainz**, das als ehemaliger Sitz des heil. Bonifacius in besonderem Ansehen stand, bedeutenden Anteil, denn ihm mußte besonders an der Erhaltung einer gewissen Reichseinheit und gemeingültiger Gesetzgebung viel gelegen sein. Die Reichsverwaltung wurde dem Erzbischof Hatto in Verbindung mit dem Sachsenherzog Otto überlassen. Und in der That war ein zusammenhaltendes Band dringend notwendig, wenn nicht Deutschland nach seinen alten Stämmen zerfallen sollte. Sachsen, Franken, Thüringer, Alemannen (Schwaben), Bayern und Lothringer standen, wie verschiedene Völker, fremd und schroff nebeneinander, da noch nicht einmal der Gesamtname Deutsche die getrennten Stämme einigend umfaßte. An die Spitze der einzelnen Stämme hatten sich alte, durch Besitz und Adel hervorragende Geschlechter gestellt, und die alte Herzogswürde erneuert, die einst Karl der Große so eifersüchtig unterdrückt hatte. Sie waren Führer des Stammes und meist auch im Besitz der in dessen Gebiete gelegenen ehemaligen Königsdomänen. Da das Reich von allen Seiten von räuberischen und mächtigen Nachbarn bedroht war, und auch im Innern die Bande des Gehorsams und der Gesetze in dem Grade gelockert waren, daß wieder Fehderecht und Blutrache ihr Haupt erhoben, so sahen sich die Könige genötigt, diese **neuen Herzöge** anzuerkennen; ja es erschien nicht nur als eine Notwendigkeit, wenn bei den drohenden Gefahren einzelne

Geschlechtshäupter den alten Herzogstitel, dessen Andenken noch immer nicht erloschen war, erneuerten, sondern sogar als eine Wohlthat für die bedrängten Unterthanen. Zunächst entwickelte und befestigte sich die herzogliche Gewalt, nicht durch ausdrückliche Verleihung, sondern durch die Not vor den auswärtigen Feinden, in Sachsen und Bayern, als den Grenzprovinzen gegen die Barbaren, welche im Kampfe mit den Normannen, Slaven und Ungarn bei der Unfähigkeit der Könige sich auf Selbsthilfe angewiesen sahen und dazu eines tüchtigen Anführers bedurften, der dann auch nach Auflösung des Heeres ihr Herzog blieb und bald fast alle Regierungsrechte ausübte, welche bisher die Könige besessen hatten. So begann in Sachsen das Geschlecht der Ludolfinger, seßhaft „in der Gegend von Quedlinburg, an der Grenze der damals weit über die Elbe hinaus vorgeschobenen Slaven, nicht weit entfernt auch von dem Schauplatz dänischer Einfälle im linkselbischen Unterland", schon unter Ludolf († 864) die Führung des Stammes zu übernehmen. Von Ludolfs Söhnen fiel Bruno, der sagenhafte Begründer Braunschweigs, im Jahre 880 im Kampf gegen die Normannen als Führer des sächsischen Heeres. Sein jüngerer Bruder Otto erscheint seitdem als Herzog der Sachsen, der seine herzogliche Gewalt nach der furchtbaren Niederlage der Thüringer durch die Ungarn im Jahre 908 auch über Thüringen ausdehnte und bei seinem Tode (912) die vollmächtige Herrscherstellung im Lande seinem Sohne Heinrich, dem späteren König, übergeben konnte. In Bayern trat, nachdem im Jahre 907 gegen die Ungarn der Markgraf Luitpold mit dem größten Teil des bayrischen Heeres gefallen war, Luitpolds Sohn, Arnulf der Böse, an die Spitze des Stammes, drängte die Ungarn wieder zurück und ward im Jahre 912 von den Großen als Herzog anerkannt. Ebenso benutzte in Alemannien der angesehene und kriegerische Graf Burkhard von Rätien den Einfall der Ungarn, um sich an die Spitze der Landesverteidigung zu stellen und der obersten Gewalt im Lande zu bemächtigen. In Franken gelangte das salische Grafengeschlecht der Konradiner durch die Begünstigung Hattos zu solcher Macht, daß es die herzogliche Würde annehmen konnte. In Lothringen, wo Arnulfs Sohn Zwentibold mit weltlichen und geistlichen Grafen in offener Fehde gelegen — er soll sogar dem Erzbischof Ratbot von Trier den Hirtenstab an den Kopf geschlagen haben — erhob sich nach dessen Tode sein Ratgeber Graf Rechinar zum Herzog. So ging die königliche Gewalt allmählich auf die Herzöge über, und das Reich löste sich in fünf Herzogtümer auf.

Unter der Regierung des schwachen Königs Ludwig konnte der Zustand des Reichs nicht wohl trauriger sein. Das königliche Ansehen war gänzlich gesunken, die Großen schalteten eigenmächtig in ihren Ländern, blutige Fehden der mächtigen Geschlechter zerrütteten alle Ruhe und Ordnung. Unter diesen hat die babenbergische (bambergische) Fehde, die ganz Franken heimsuchte und zerriß, eine tragische Berühmtheit erlangt.

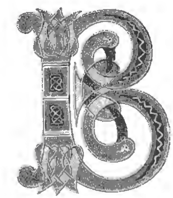
An der Spitze des einen Geschlechts stand Graf Adalbert von Babenberg, Sohn eines unter Karl dem Dicken bei Paris gefallenen Herzogs, dessen Bruder Poppo Herzog von

Thüringen war. Das Haupt des andern Geschlechts (der Konradiner) war Konrad von Franken, der, als Kaiser Arnulf den Poppo entsetzte, dessen Herzogtum Thüringen bekam, aber bald freiwillig zurücktrat, weil er sich gegen die in Thüringen mächtigen Babenberger nicht halten konnte. Beide Geschlechter, die Konradiner und Babenberger, waren über ihre wachsende Macht auf einander ergrimmt, doch kam ihr Streit erst nach Arnulfs Tode zum blutigen Austrag. Im Spätherbst 902 brachen die babenbergischen Brüder 902 mit starker Mannschaft gegen die Konradiner auf, wurden aber von diesen in die Flucht getrieben; einer der Babenberger fiel, der andre wurde gefangen und enthauptet; aber auch die Konradiner verloren ein Mitglied ihrer Familie. Aber der dritte Babenberger, Adalbert, fiel schnell mit neuen Streitkräften in das Gebiet des Bischofs von Würzburg, eines Bruders Konrads, ein und nötigte ihn zur Flucht (903). Nun scheint der Streit 903 einige Jahre geruht zu haben. Im Jahr 906 griff Adalbert den Frankenherzog Konrad 906 bei seiner Stammburg Fritzlar an und errang im heftigen Kampfe den Sieg, Konrad blieb im Gefecht. Mit Beute beladen kehrte der Sieger in seine Burg zurück, sollte sich aber seines Triumphes nicht lange erfreuen. Er wurde vom König Ludwig vor ein Reichsgericht nach Tribur geladen und, da er nicht erschien, in die Reichsacht erklärt. Von Ludwig und Hatto in seiner Burg Theres bei Bamberg belagert, entsank ihm, von seinen Freunden verlassen, der Mut, und er ließ sich auf Unterhandlungen ein. Hatto kam persönlich zu ihm auf die Burg und beredete ihn, sich zu einer persönlichen Unterredung in das königliche Lager zu begeben, er (Hatto) werde ihn unbeschädigt wieder in die Burg zurückbringen. Als sie aus der Burg geritten waren, bemerkte Hatto, es sei noch weit vom Lager und darum gut, erst ein Frühstück in der Burg einzunehmen. Zu diesem Zweck kehrten beide zurück und begaben sich dann ins königliche Lager. Hier wurde Adalbert sogleich verhaftet, und als er sich auf des Erzbischofs Wort berief, behauptete dieser sein Wort gehalten und ihn unversehrt in die Burg — zum Frühstück nämlich — zurückgeführt zu haben. Adalbert ward enthauptet und sein Besitztum eingezogen. Beruht auch die Erzählung von Hattos Hinterlist auf der Angabe eines späteren Chronisten, so gab doch das Volk in Spottliedern dem Erzbischof den Untergang des babenbergischen Geschlechts schuld, und Hattos Andenken lebte gebrandmarkt im Volksmunde fort. Indessen hatte er bei der Schwäche des Königs eine schwere Aufgabe zu erfüllen, und es ist ihm, wenn auch mit blutiger Strenge, gelungen, die äußere Einheit des Reichs zu erhalten.

Während im Innern des Reichs durch die Fehden der Großen die ärgste Verwirrung und Zerrüttung herrschte, benutzten die wilden Ungarn diese traurigen Zustände zu fast jährlich wiederholten Einfällen über die bayrische Ostgrenze und eroberten zugleich (904—906) das mährische Reich. Der vereinzelte Versuch der Bayern, sie durch einen Angriffskrieg von den deutschen Marken zurückzutreiben, mißlang vollständig: fast das ganze Heer samt Herzog Luitpold, dem Stammvater des wittelsbachischen Hauses, wurde vernichtet (907) und so den 907 Ungarn ihr Bestehen als selbständige Nation in den von ihnen eingenommenen Wohnsitzen gesichert. Bald dehnten sie ihre Raubzüge nach Sachsen, Thüringen, wo sie den Herzog Burkhard erschlugen, und besonders nach Schwaben aus, allenthalben unter entsetzlichen Greueln. Erst jetzt (910) erging ein allgemeines 910 Aufgebot gegen sie, aber noch ehe die Rüstungen vollendet waren, griffen die Ungarn das schwäbisch-fränkische Heer des Königs in der Nähe von Augsburg an und brachten ihm eine vollständige Niederlage bei. Die Führung des Oberbefehls in diesem erfolglosen Kampfe war Ludwigs erste und letzte That. Er starb unvermählt, kaum achtzehn Jahre alt, und wurde zu Regensburg beigesetzt. 911 Mit ihm erlosch das Geschlecht der deutschen Karolinger. Die elf Jahre, wäh-

rend welcher Ludwig den Königsnamen führte, gehören zu den unheilvollsten der deutschen Geschichte. Er hinterließ das Reich, im Innern der allgemeinen Auflösung, von außen den wilden Einbrüchen der Ungarn preisgegeben, im trostlosesten Zustande, und der Jammer war so groß, daß man den Spruch Salomos auf Deutschland anwandte: „Wehe dem Lande, des König ein Kind ist!“

Konrad I., 911—918.



Karolingischer Kapitalbuchstabe aus Ludwigs des Deutschen Psalter in der königl. Bibliothek zu Berlin. Gemalt um 860.

Bei dem lockeren Zusammenhange, in welchem die fünf Völkerstämme der Franken, Sachsen, Lothringer, Schwaben und Bayern zu einander standen, lag die Gefahr nahe, daß das Reich in seine einzelnen Herzogtümer zerfallen würde. Es war die Geistlichkeit, die fast allein gegenüber den partikularistischen Bestrebungen der Herzöge noch den Gedanken an die Reichseinheit hochhielt und auf die Wahl eines neuen Königs drang. Auf Hattos Rat trug man zu Forchheim an der Regnitz Otto dem Erlauchten, dem mächtigen Herzog von Sachsen und Thüringen, einem durch Edelsinn, reiche Erfahrung und frühere Siege über die Normannen ausgezeichneten Manne, die Königswürde an, der sie jedoch seines hohen Alters wegen ablehnte, und den fränkischen Grafen Konrad vorschlug. Dieser, aus dem edlen Geschlechte der Konradiner, ein Sohn jenes in der Babenberger Fehde gefallenen Konrad, in weiblicher Linie den Karolingern nahe verwandt, wurde erkoren und folgte als Konrad I. (911—918).

Er war als ein tapferer, edelmütiger und verständiger Mann allgemein geliebt und geachtet. Seine vorzügliche Sorge wandte er darauf, das gesunkene königliche Ansehen wieder zu heben, aber er bedachte nicht, daß er die mächtigen Herzöge bei ihrem Streben nach Unabhängigkeit nicht zwingen könne, wenn sie sich ihm nicht freiwillig fügten. Auch überwog bei ihm noch Hattos Einfluß, so daß er trotz seiner geringen Macht mit Strenge und Gewalt zum Ziele gelangen zu können glaubte. In diesem Irrtum lag der Grund, daß fast alle seine Unternehmungen scheiterten und er seine Aufgabe nur ungenügend löste. Vergebens suchte er Lothringen, dessen Herzog Rechinar sich Karl dem Einfältigen, König von Frankreich, untergeben hatte, zum Reiche zurückzuführen: er behauptete nur Elsaß und Utrecht.

In Schwaben hatte sich jener Burkhard von Rätien doch nicht behaupten können, sondern war, von den Grafen des Landes verlassen, angefeindet vom Klerus, ermordet; das Land wurde von Kammerboten (den missis fiscalicis Karls des Großen) verwaltet, ein Amt, welches damals die Brüder Berthold und Erchanger inne hatten. Da diese sich weigerten, einen Teil ihrer Kammer-

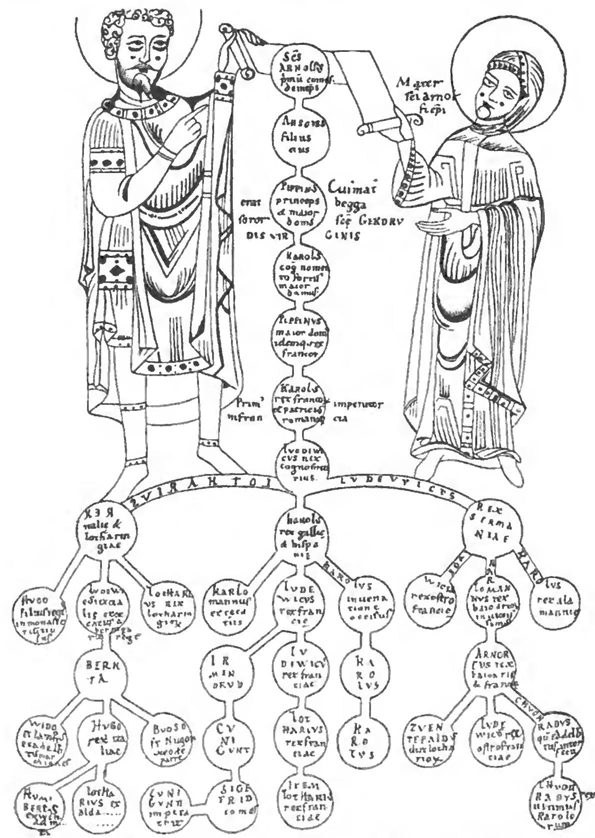
güter an den Erzbischof von Mainz und den Bischof von Konstanz abzugeben und den letzteren auf empörende Weise mißhandelt hatten, so ließ sie Konrad enthaupten, obgleich sie beide seine Schwäger und die ersten waren, welche (bei Passau 913) die Ungarn besiegt hatten. Ihr Bundesgenosse, der mächtige Graf Burkhard, maßte sich dann doch die Herzogswürde an. Mit den Empörern hatte es auch Herzog Arnulf der Böse von Bayern gehalten, der, als er jetzt zur Rechenschaft gezogen werden sollte, zu den Ungarn entfloh und diese zu neuen Einfällen reizte, auf denen sie verheerend durch Schwaben, Elsaß und Lothringen zogen.

Auch mit Heinrich, dem Sohne Ottos des Erlauchten, geriet Konrad in Kampf, da er dessen Herrschaft in Thüringen beschränken wollte (912)*).

Er war jedoch im Kriege gegen Heinrich nicht glücklich, denn der junge Sachsenherzog, von seinem Volke geliebt, leistete den tapfersten Widerstand und brachte Eberhard, dem Bruder des Königs, bei der Eresburg eine so schwere Niederlage bei, daß sächsische Dichter in ihren Siegesliedern fragten, welcher Höllenschlund groß genug sei, die erschlagenen Franken alle zu fassen. Einst belagerte, der Sage nach, der König den Herzog in seiner Burg Grona, und die Not des letzteren stieg so hoch, daß er bereits mit Konrads Gesandten über seine Unterwerfung unterhandelte. Da erschien plötzlich der sächsische Graf Ditmar und fragte den Herzog in Gegenwart der Gesandten, wo sich die dreißig Legionen Hilfsvölker lagern sollten, die er ihm eben zuführe. Als die Abgeordneten dies hörten, kehrten sie zu Konrad zurück, der nun die Belagerung aufhob. Erst nachher erfuhr er, daß der sächsische Graf nur fünf Mann bei sich gehabt und ihn durch eine List getäuscht habe. Konrad mußte endlich seinen Gegner im Besitze aller seiner Länder belassen.

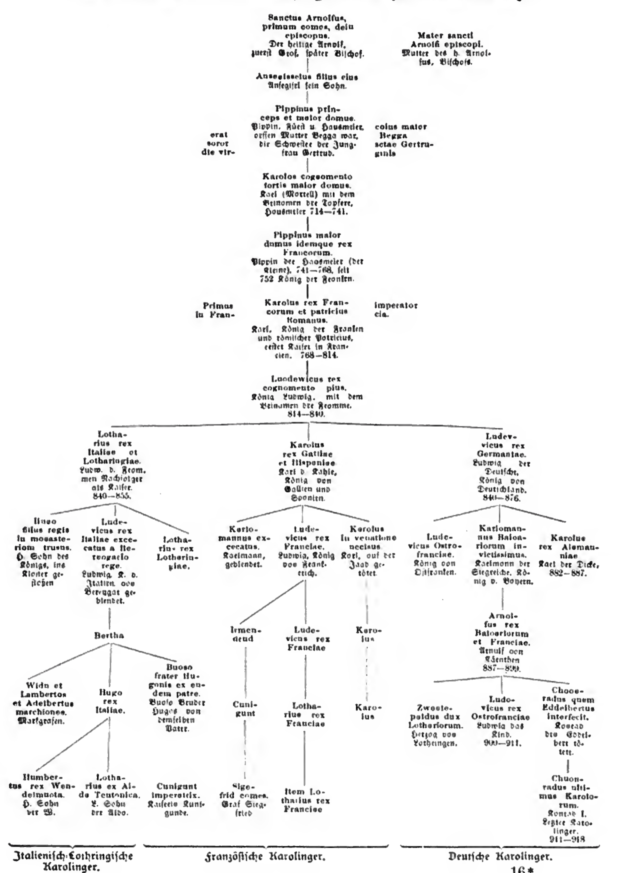
Während Konrad seine Kraft in dem vergeblichen Versuch, die neuen Stammesherzöge zu beseitigen, erfolglos abnutzte, erneuerten die Ungarn ungeachtet ihrer bei Passau, wie oben bemerkt, erlittenen Niederlage ihre verheerenden Einfälle bis über den Rhein hinaus. Der König zog gegen sie, kehrte aber, an einer Wunde leidend, heim. Konrad war selbst mit den geringen Erfolgen seiner Anstrengungen unzufrieden, und Gram und Mißmut nagten an seiner Seele. Mit Anspannung aller seiner Kräfte hatte er eine hohe Idee, die Vereinigung der deutschen Stämme zu einem Einheitsstaate, verfolgt und war unterlegen, weil er nicht erkannte, daß sich die Zeitverhältnisse geändert hatten und neue Mächte aufgetaucht waren, die er nicht mit Gewalt niederdrücken konnte. So

*) Auch hier bot der Sage nach Hatto seinem Herrn die Hand zu schlimmen Dingen, um sich dessen Gunst zu erwerben. Hatto bestellte bei einem Goldschmiede eine kunstreiche Kette, mit der Heinrich bei einem Gelage, zu dem er ihn einladen wollte, erdrosselt werden sollte. Schon war die Einladung unter dem Versprechen schöner Geschenke ergangen, als Hatto noch einmal zum Goldschmied geht. Während er die Arbeit betrachtet, seufzt er, und betroffen fragt ihn der Meister, was sein Herz bedrücke. „Ach, mit dem Blute des wackersten Mannes, mit Heinrichs Blut, wird die Kette befleckt werden," antwortete Hattos böses Gewissen. Der Meister lieferte seine Arbeit ab, entdeckte aber alles dem Heinrich. Dieser ließ Hattos Boten, der die Einladung gebracht, rufen und entließ ihn mit den Worten: „Geh und sage Hatto, Heinrichs Hals sei nicht härter, als der Adalberts. Ich will daheim bleiben und mich besinnen, wie ich ihm diene." Bald darauf überfiel er des Bischofs Güter in Sachsen und Thüringen. Hatto selbst soll kurz nachher vom Blitze erschlagen sein.



Stammbaum der Karolinger aus Mönch Ekkehards von Aurach (bei Würzburg) Chronik.
Wende des XII. Jahrhunderts. Originalhandschrift in Jena vom J. 1099 und 1104. Ekkehard führte seine Chronik bis 1125. Hauptquelle für die Zeit Kaiser Heinrichs V., dem er wahrscheinlich nahe stand.

Erklärung des nebenstehenden Stammbaums.

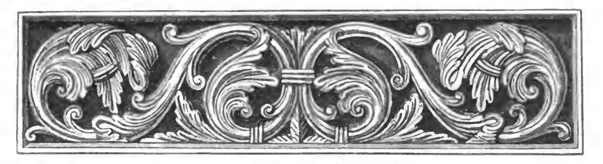


sank unter der Last der Krone seine sonst edle Natur bisweilen zur Grausamkeit und Tücke, während er vordem frei und im Bewußtsein seiner Kraft dagestanden hatte. Im Gefühl des nahen Todes raffte er sich zur ruhmvollsten That seines Lebens auf, indem er, überzeugt, daß Deutschland nur durch ein Oberhaupt von bedeutenderer Hausmacht in seiner Einheit erhalten werden könne, seinen bisherigen Gegner, den Sachsenherzog Heinrich, zur Nachfolge empfahl. Er ließ seinen Bruder Eberhard zu sich kommen und sprach zu ihm in Gegenwart vieler Großen des Reiches also: „Lieber Bruder, ich fühle, daß ich bald sterben werde. Darum laß dir deine eigne Wohlfahrt und das Beste aller Franken empfohlen sein. Wir sind mächtig an Land und Leuten, können Heere ins Feld stellen, haben Städte, Waffenvorräte und alles, was zum königlichen Glanze gehört; aber es fehlt uns das Glück und die rechte Sinnesart der Väter. Gerade dies besitzt in vollem Maße Heinrich; auf ihm, auf dem Volke der Sachsen beruht das Wohl des deutschen Vaterlandes. Höre also meinen Rat! Nimm diese Kleinodien: die heilige Lanze, die goldenen Armbänder, den Purpurmantel, das Schwert und die Krone der alten Könige, bringe sie dem Herzoge und mache ihn dir zum Freunde. Sage ihm, daß ich ihn zu meinem Nachfolger empfohlen habe, ihn, der am tüchtigsten und würdigsten ist, über alle deutschen Völker zu herrschen." Alle Anwesenden waren gerührt über die uneigennützige Anerkennung, welche der sterbende Konrad den Verdiensten seines Gegners zollte, und versprachen, seinen Willen zu erfüllen. Als nun der edle König das Zeitliche gesegnet hatte (918), begab sich sein Bruder Eberhard mit den Reichskleinodien an den Harz, um sie dem Herzog Heinrich, der sich dort auf seinen Gütern aufhielt, zugleich mit seiner Huldigung zu überbringen. Also ging das Königtum vom Stamme der Franken auf den Stamm der Sachsen über.

918



Siegel Konrads I.



Mönchische Kunst der Karolingerzeit: Ornament von der vorderen Elfenbeintafel des Einbandes zu Sintrams Evangelium longum in der Stiftsbibliothek zu St. Gallen, welche von Ekkehard als aus dem Schatze Erzbischof Hattos von Mainz († 913) herrührend und als dieselbe bezeichnet wird, deren sich Karl d. Gr. zum Schreiben bedient habe. Wahrscheinlicher jedoch gleich der hinteren Tafel ein Werk des St. Galler Mönchs Tutilo, urkundlich zwischen 895 und 912.

5. Die Klöster und das geistige Leben in der Karolingerzeit.



Karolingischer Kapitalbuchstabe aus Ludwigs des Deutschen Psalter in der königl. Bibliothek zu Berlin. Gemalt um 860.

Bereits in den Merovingerzeiten sind wir klösterlichen Stiftungen im Frankenreiche begegnet, die sich weiterhin zu blühenden Abteien, zu Stätten der Wissenschaft, der Staatskunst und feineren Sitte ausgebildet hatten. Zu Tours hatte Gregor seine Frankengeschichte geschrieben, und unter Karl Martell und Pippin blühten diese segensreichen Zufluchtsorte für alles, was jene rauhe Zeit an zarteren und innerlichen Regungen kannte, herrlich weiter. Soissons, Tours, Orleans, Metz, Reims waren bereits damals Stätten, an denen die spärlichen Reste des Altertums, die geringe Kunde der Wissenschaften, die Kunst des Schreibens und die Gewohnheit des Aufzeichnens der geschehenen Dinge bewahrt und gehegt wurden. Wir haben gesehen, wie diese sanfte Flamme auch nach Germanien, nach Ostfranken und Alemannien hinüberstrahlte, wie zuerst die irischen Mönche und nach ihnen die angelsächsischen Missionare, Bonifacius und seine Nachfolger, das Evangelisationswerk über den Rhein trugen, und daß bereits St. Gallen, Reichenau, Fulda und andre Stätten in deutschen Gauen Licht und Wärme zu verbreiten anfingen. Wir haben des großen Karl Verdienste um die alten und die zahlreichen neuen Stiftungen gesehen; wie sich an jedes Kloster eine Schule schloß, wie die Mönche von der Regel des heil. Benedikt die jungen Söhne des ungeschlachten Adels in der Kunst des Lesens und Schreibens unterwiesen, die begabteren unter ihnen auf die grünen Auen des Altertums führten, wie sie die Franken singen ließen und in den mauerumschlossenen Klostergärten deutsche Bauernknaben die Kunst des Obstbaumschnitts und die Zucht auserlesener Früchte lehrten.

Das kirchen- und klosterfreundliche Geschlecht der Karolinger ließ nicht ab mit Gründung neuer Stiftungen und mit Schenkungen an alte. Jedes große Dynastengeschlecht hatte seine Familienstiftung, jeder Einzelherrscher sein Lieblingskloster. Eine echte Karolingerstiftung ist das Kloster Korvey im alten Sachsenlande an der Weser, gegründet 822 von Ludwig dem Frommen. Von den letzten Karolingern ließ sich Karl der Dicke in Reichenau begraben, dem er zu Lebzeiten viel Gutes gethan hatte; Arnulf und Ludwig das Kind bevorzugten St. Emmeran zu Regensburg, wo sie auch beigesetzt wurden. Wie Korvey eine karolingische, so war das benachbarte Gandersheim eine ludolfingische Familienstiftung, wo die Schwestern und Töchter des herzoglichen, später kaiserlichen sächsischen Hauses ihre ansehnliche Versorgung fanden. Stiftungen der bayrischen Agilolfinger waren die bald zu großer Blüte gelangenden Klöster im Chiemsee, zu Tegernsee, Benediktbeuren, Wessobrunn. Weltliche und geistliche Große gründeten Klöster, in welche sie sich am Abend ihres Lebens zurückzogen; so, wie wir gesehen haben, Einhard, der Zögling des großen Karl, Seligenstadt am Main, wo Kaiser Ludwig der Fromme 836 den Jugendfreund besuchte.



Elfenbeintafel von der Einbanddecke eines Meßbuchs aus karolingischer Zeit.
In der Bibliothek zu Frankfurt.

Überblicken wir am Ende des karolingischen Zeitraumes das geistige Leben des ostfränkischen Landes, so finden wir die Kultur, die Pflege der Wissenschaft und des Unterrichts wesentlich in die Klöster und Bischofssitze zurückgedrängt. Zwar bestand noch die Hofschule Karls, erreichte sogar hin und wieder einen vereinzelten Aufschwung, aber diese erstreckte ihre Wirkung doch nur auf die höchste Aristokratie, und darüber hinaus ließ die unruhige Zeit keine öffentlichen Schulen aufkommen. Die Schulen aber, die Karl in den friedvollen Mauern von Fulda, Reichenau, zu Osnabrück, Paderborn u. a. O. angelegt hatte, überdauerten wie die andern Klosterschulen die Barbarei der späteren Karolingerzeit. In

den Klöstern unterrichteten, sangen, pflanzten, schrieben, malten und bildschnitzten die Benediktiner ruhig weiter, klug sich zwischen der gefährlichen Gunst des einen Großen und dem gefährlicheren Zorn des andern hindurchwindend, die Ehre ihres Patrons mehrend, gute Werke verrichtend und die stillen Güter der Zelle und der Bibliothek hegend. Allerdings riß auch bei ihnen zuzeiten Verwilderung ein, aber alles in allem sind sie es doch allein, denen wir die Kunde von deutscher Geschichte jener Tage, die ununterbrochene Fortentwickelung innerer Kultur, die spärlichen Blüten deutscher Dichtung, Kunst und Wissenschaft aus dem 8. bis 10. Jahrhundert verdanken.

Viel war es nicht, was die Mönche und Geistlichen von den Wissenschaften wußten. Man beschäftigte sich mit dem Studium der Alten und mit theologischen und philosophischen Problemen. Das Latein, welches man in den bessern Klöstern sprach, war mehr oder weniger barbarisch, und dürftig genug war die Summe des Wissens, die umschlossen wurde von den noch gültigen spätrömischen Lehrbegriffen: Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Arithmetik, Musik, Geometrie und Astronomie. Trotz aller Verwüstung der Völkerwanderung und der Barbarei der auf sie folgenden Zeit bestand ein leiser Zusammenhang mit dem klassischen Altertum fort, den Karl zu lebhafterem Bewußtsein erweckte. In Italien waren die Traditionen nie gestorben. Auch Deutschland nahm teil daran. War doch Rom immer noch ein Markt für antike Handschriften, nach denen die reicheren Klöster trachteten; ließ Karl doch von den römischen und ostgotischen Bau- und Skulpturresten aus Italien große Ladungen herüberholen zum Bau seiner Kirchen und Pfalzen. Man kannte und las die lateinischen Schriftsteller. Mönchische Schriften jener Zeit sind voll von Wendungen bestimmter klassischer Autoren. Einhard bedient sich z. B. zur Schilderung Karls genau der Ausdrucksweise Suetons Wenn in der Klosterbibliothek zu Korvey, wo einst Widukind gesessen hatte, im Jahre 1517 die Handschrift der verloren gegangenen und dem Mittelalter unbekannt gebliebenen fünf ersten Bücher der Annalen des Tacitus aufgefunden werden konnte, die dort vielleicht von den Tagen der Klostergründung her geruht hatte und jetzt leider ihren Weg in die unersättliche vatikanische Bibliothek fand, — so kann das als ein schönes weltgeschichtliches Zeugnis für das Verdienst der stillen Mönche jenes Karolingerklosters gelten. Und wenn ein halbes Jahrhundert später (um 950) Roswitha zu Gandersheim im stande war, lateinische Heiligenlegenden, epische Verherrlichungen des ersten Otto und, wenn auch etwas steifleinene, Dramen zu verfassen, so ist das noch weniger ein schlechtes Zeichen für die Klosterbildung jener Zeit. Auch das Griechische trieb und las man, wenn diese Kunde auch nicht so verbreitet war wie die des Lateinischen. Wenigstens erregte es großes Erstaunen, als Abt Bovo II. von Korvey dem König Konrad I. bei seinem Besuch im Kloster 913 ein griechisches Schreiben verdeutschen konnte.

Von ganz besonderer Wichtigkeit für uns ist die von Welt- und Klostergeistlichen geübte Thätigkeit der Geschichtschreibung. Wenn auch besonders in der besseren Zeit Karls nicht alle Geschichtschreiber aus den Klöstern hervorgegangen sind, so verdanken wir doch die Erhaltung und Weiterführung der Annalen und damit fast alles, was wir von älterer deutscher Geschichte wissen, ihnen. Das karolingische Haus hatte schon früh Wert darauf gelegt, seine Haus- und Landesgeschichte aufzeichnen zu lassen. Seit Karl Martell schrieben die Fortsetzer von Fredegars Chronik, deren Anfang den Thaten der Merovinger gewidmet ist, die Geschichte der ersten Karolinger; die Annalen von St. Amand, eine weitere wichtige Quelle, beginnen 687 unter Pippin. Diese und andre vereinzelte Aufzeichnungen erlöschen unter Karl. Dagegen sorgt er anderweit für die Aufzeichnung seiner Haus- und Familiengeschichte. Unter ihm beginnen die Reichsannalen, die je nach ihren Fundorten in verschiedenen Klöstern nach diesen benannt werden, ohne darum immer in ihnen entstanden zu sein. Es ist vielmehr gewiß, daß



Figürliche Darstellung (Auszug des Heeres) aus dem „goldnen Psalter“ zu St. Gallen.

unter Karl eine offizielle Reichshistoriographie entstand, ausgeübt von hervorragenden Geistlichen am Mittelpunkt der Ereignisse, also an der königlichen Pfalz. In erster Linie stehen die größeren und kleineren Annalen des uralten vorkarolingischen Klosters Lorsch in der Rheinebene bei Worms (Annales Laurissenses majores et minores), welche die ganze Regierung Karls behandeln und von denen man den Teil von 796 bis 829 Einhard zugeschrieben hat, dessen Autorschaft jedoch bestritten wird. Unter Ludwig dem Frommen wurden die Reichsannalen fortgesetzt, zuletzt vom Erzbischof Hinkmar von Reims. Unter Ludwig dem Deutschen beginnen die eigentlichen deutschen Reichsannalen, und zwar ist es jetzt ein Kloster, das alte Fulda, worin sie geschrieben worden. Anschließend an die Lorscher Annalen behandelt der erste Verfasser Enhard die Zeit bis 838, der zweite Fortsetzer Rudolf, der als Beichtvater Ludwigs bezeichnet wird, die von 839 bis 863, ein ungenannter Fortsetzer die bis 882. Unter Karl dem Dicken, der seine Vertrauten mehr in den großen Abteien Frankreichs hatte, setzen die Mönche von Fulda die Annalen ohne offiziellen Charakter auf eigne Hand fort. Sie tadeln scharf den un-

fähigen Karl, der seinerseits einen eignen ungenannten Annalisten hatte, welcher die schlechte Regierung seines Herrn mit höfischer Schonung behandelt, dann aber offen zu Arnulf als rechtmäßigem Könige übergeht. Unter Ludwig dem Kinde, im Jahr 901, erlöschen die Annalen.

Neben diesen Reichsannalen her geht eine Reihe von Klosterannalen, welche in erster Linie die Geschichte der Brüderschaft und der engeren Heimat berücksichtigen, aber auch eine wertvolle Fundgrube für die Reichsgeschichte sind. So die Annalen von Korvey (Annales corbejenses), die Hersfelder, Hildesheimer, Quedlinburger, Weißenburger Annalen, die von Prüm, Xanten und die von St. Gallen, letztere von verschiedenen Verfassern, darunter Ekkehard IV. (Casus S. Galli), bis 1330 fortgeführt.

Außer diesen Annalen sind uns mehrere wertvolle historische Einzelschriften erhalten, alle von Geistlichen, meistens in Klöstern geschrieben. Obenan steht Einhards Leben Karls, einzig in seiner Zeit an Eleganz des Stils, Klarheit der Anordnung und Zuverlässigkeit der Angaben. Geschrieben war es um 820, lange ehe sich sein Verfasser in den Ruhehafen Seligenstadts zurückgezogen hatte. Aus Klostermauern hervorgegangen ist dagegen das um 883 von den anonymen Mönche von St. Gallen geschriebene Leben Karls, seines Sohnes und Enkels, welches ungleich dem höfisch-vornehmen Werke Einhards den Volkskönig Karl bereits umwoben vom goldigen Nebel der Sage schildert.

Im Gegensatze zu der lateinischen Geschichtschreibung hat die deutsche Dichtkunst in den Klöstern einige wenige aber kostbare Blüten getrieben, um so kostbarer, als sie die einzige schwache Brücke bilden zur Kunde deutscher Sprache und Dichtung vor der Karolingerzeit. Um die Wende des 8. und 9. Jahrhunderts dichtete im Kloster Wessobrunn ein Mönch das Wessobrunner Gebet und schrieb es in die Textlücke einer lateinischen Handschrift. Es ist eine biblische Dichtung über die Schöpfung mit heidnischen Anklängen, 21 kurze aber unschätzbare Zeilen in altdeutscher Allitteration. Ebenfalls noch in der altnationalen Form der allitterierenden ungereimten Verse ist das in altsächsischer Sprache geschriebene großartige Epos von Christi Leben nach den vier Evangelien, der Heliand. Niemand kennt den Verfasser: er soll auf Ludwigs des Frommen Veranlassung das Werk gedichtet haben. „Aus einer sächsischen Klosterschule — vielleicht aus der unter Ludwig dem Frommen erstehenden von Korvey an der Weser — ist sicherlich der Westfale hervorgegangen, der seinem Volke die Urkunde des reinen deutschen Christentums, den Heliand gab“, sagt ein Litterarhistoriker unsrer Tage. Aus Kloster Weißenburg im Elsaß vom Jahre 868 ist das andre Werk: Mönch Otfrieds „Krist“, eine Evangelienharmonie, bereits in der neuen Form gereimter deutscher Strophen, Kaiser Ludwig dem Deutschen gewidmet. Mit Vorliebe wandten sich natürlich die der heimischen „Bauernsprache“ abholden gelehrten Mönche der lateinischen Dichtung zu, zumeist der religiösen. Wenig Erhebliches ist davon übrig geblieben, und was daran rühmenswert wäre, fällt in eine spätere Zeit. So das von einem aus der Dynastie der Ekkeharde um 970 in lateinische Hexameter umgedichtete und so erhaltene Stück altnationaler Heldensage, das Waltharilied. Wiederum ist es das ruhmwürdige St. Gallen, dem wir die Erhaltung verdanken.

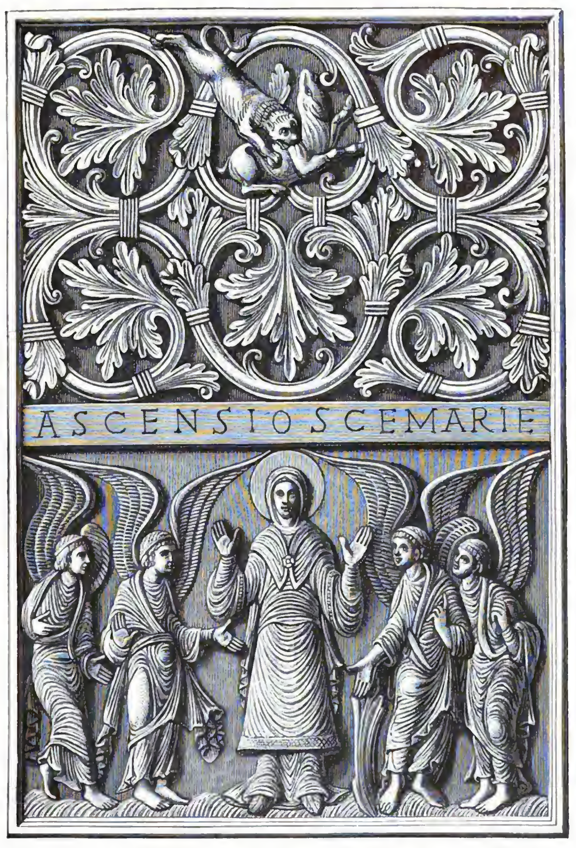
Auch die Musik fand in den Klöstern ihre Pflege, vorwiegend natürlich zu kirchlichem Zweck. Seit den Zeiten, da Karl die Kehlen seiner Franken durch italienische Sänger schulen ließ, bestanden in den Hauptabteien des Frankenreichs Sängerschulen. Auf dem Boden des eigentlichen Deutschlands war die älteste, wohl schon von Bonifacius eingerichtete, die von Fulda, später war die berühmteste die der Abtei St. Gallen. Hier war es, wo Notker der Stammler (Balbulus † 912), der Dichter und Sänger, seine herrlichen „Sequenzen“ und Responsorien, sein tiefsinniges „media in vita in morte sumus“ dichtete und in Musik setzte, was uns noch in der Reformation als Luthers „mitten in dem Leben sind wir vom Tod umfangen“ widertönt. St. Gallen besitzt heute noch Handschriften von Notkers Hand.

Zu ganz besonderer Blüte gelangte in den Klöstern der Karolingerzeit die Kunst des Bücherschreibens und Ausmalens. Bereits vor Karl hatten sich die alten Abteien Neustriens, z. B. das Kloster des hl. Martin von Tours, durch fleißiges Bücherabschreiben hervorgethan; durch die irischen und angelsächsischen Mönche war diese Thätigkeit allgemein verbreitet worden, besonders in den blühenden Stiftern, welche nach der Regel des heil. Benedikt lebten. In Luxeuil, Corbie, Fulda, St. Gallen herrschte bereits reger gelehrter Schreibfleiß, da den Benediktinern eine Bibliothek zur Erfüllung ihrer Ordensregel unentbehrlich war. Durch Karl kam ein neuer Aufschwung in diese Thätigkeit: wiederum aus Tours, aus Alkuins Schule, gingen viele geschickte und gelehrte Schreiber hervor, welche ihre Kunstfertigkeit in andre Klöster trugen. Erstaunlich ist der Aufschwung der Kalligraphie unter Karl und seinen Nachfolgern: während die vorkarolingischen Manuskripte noch ganz in den kunstlosen, oft rohen Schriftzügen, Fisch- und Vogelornamenten der Schottenmönche befangen sind*), zeigen die karolingischen oft eine Schönheit, die nicht wieder übertroffen worden ist. Man verstand kunstvoll das Pergament zu bereiten, zu glätten und zu färben; man schrieb mit Gold und Silber auf Purpurpergament, man kehrte zu der schönen Kapitalschrift des Altertums zurück, die man in diesen Manuskripten karolingische nennt, man verzierte die Handschriften schließlich mit großen kunstvoll verschlungenen und ausgemalten, mit Gold ausgelegten Buchstaben und Malereien, die oft einen Anklang an die Antike verraten. Glänzende Denkmäler dieser Zeit sind das Evangeliarium Karls des Großen in der Schatzkammer zu Wien, der Psalter Ludwigs des Deutschen in der Bibliothek zu Berlin, aus denen beiden Proben beigegeben sind; die verschiedenen Alkuinsbibeln zu Bamberg, im Britischen Museum und zu Zürich; die kostbaren Handschriften zu Paris: Bibeln und Psalterien Karls des Kahlen, das Evangeliarium des Godescalc (Gottschalk) auf Karls des Großen Befehl gemalt: der Codex aureus aus St. Emmeran in Regensburg, jetzt in der Bibliothek zu München; die berühmten Handschriften zu St. Gallen. Jedes wohlangesehene Kloster hatte sein scriptorium (Schreibstube), worin fleißige Schreiber, scriptores, antiquarii, librarii, emsig schrieben, und die geschickteren unter ihnen als Rubrikatoren, Miniatoren und Illuminatoren auserlesene Handschriften mit kunstreichen Umrahmungen und farbigen Anfangsbuchstaben verzierten, von denen einige zu bewunderungswürdigen Kunstwerken gediehen, so z. B. in Sintrams Evangelium longum das berühmte C des Bischofs Salomo, von dem Ekkehard in der St. Galler Chronik sagt, daß er „lineandi et capitulares litteras rite creandi“ ganz besonders im stande gewesen sei. So entstanden in St. Gallen die heute noch dort erhaltenen glänzenden Handschriften: das Evangelium longum, das Psalterium aureum, das Psalterium Folchards.

Hand in Hand mit dieser Kunst ging die des Bildschnitzens. Erforderte doch schon der Gottesdienst und die Aufbewahrung der Reliquien verzierte Geräte und Behälter. Üblich war es, kostbare Handschriften zwischen Elfenbein- oder Metalldeckel zu binden. Man verwendete dazu gern aus dem Altertum stammende zweiflüglige elfenbeinerne Schreibtafeln (Diptychen) oder schnitzte sie selbst. Ein kostbares Stück dieser Art ist der Einband des Evangelium longum zu St. Gallen, wahrscheinlich vom dortigen Mönch Tutilo geschnitzt (siehe d. Abb.). Einbanddeckel aus Gold oder Silber legte man mit Edelsteinen aus und verzierte sie künstlich mit geschmelzter Arbeit. Ein solches Prachtstück ist z. B. der Einband des Codex aureus aus St. Emmeran, jetzt in München.

So sehen wir, daß am Ende des karolingischen Zeitraums sich Wissenschaft, Litteratur, Kunst, kurz alles, was das innere Leben schmücken konnte, in die

*) Ein Beispiel dafür sind z. B. die verzierten Buchstaben des langobardischen Edikts König Rotharis in der beigegebenen Nachbildung unsers Werks. (Siehe Schluß der Völkerwanderung.)



Die beiden oberen Drittel der von Tutilo geschnitzten Elfenbeintafel an der Rückseite der Einbanddecke „des langen Evangelienbuchs“ in der Klosterbibliothek zu St. Gallen.

Klöster zurückgezogen hatte und hier eine freundliche Heimstätte fand. Hier schafften die stillen Mönche, und hier ruhten wohlaufgehoben durch den Sturm und Brand der Zeiten ihrer Hände Werke. Als die Zeit der Klöster erfüllt war und die Säkularisationen zur Zeit der Reformation und zu Anfang unsers



Verziertes C aus dem „langen Evangelienbuch" der Stiftsbibliothek zu St. Gallen.
Gezeichnet von Bischof Salomo von Konstanz 890—920.

Jahrhunderts ihrem Dasein meistens ein Ende bereiteten, da ergossen sich längst vergessene, ungeahnte Schätze über unsre Archive und Bibliotheken, und was wir heute in den öffentlichen Sälen dieser Institute zu Berlin, München, Wolfenbüttel, Dresden u. a. O. finden an Kaiserurkunden, Diplomen, Handschriften, Miniaturen u. s. w., das stammt alles aus den stillen Klostermauern von Korvey, Weißenburg, St. Emmeran, Tegernsee, Benediktbeuren, und wie die vielen ehrwürdigen Namen weiter heißen.



Königssiegel Heinrichs I.

V. Kaiser aus dem sächsischen Hause.

1. Heinrich I., der Gründer des deutschen Reichs, 919—936.



Gemalter Buchstabe aus dem Missale Kaiser Heinrichs II., in seinem Auftrage gemalt und von ihm dem Dom zu Bamberg geschenkt, jetzt in der k. Bibliothek zu München.

Es ist eine durchaus unbeglaubigte Sage, daß Eberhard den Herzog Heinrich, als er ihm die Reichskleinodien überbringen wollte, bei Quedlinburg am Harz auf dem Finkenherde getroffen habe. Weder Widukind noch Thietmar von Merseburg, die beiden Hauptquellen über diese Zeit, erwähnen die Thatsache. Beide melden dagegen übereinstimmend, daß Heinrich durch das Zusammenhalten der Franken und Sachsen, auf denen allein die Reichseinheit beruhte, nicht zu Forchheim, wie bei der vorigen Wahl, sondern zu Fritzlar („Fridisleri" bei Widukind) an der Eder in Hessen, an der Grenze beider Länder, wo einst Bonifacius eine christliche Kirche geweiht, zum König der Deutschen geforen ward. Hier war es, wo Eberhard, mit edler Selbstverleugnung den eignen Ansprüchen entsagend, Heinrich vor allem Volk als König der Franken und Sachsen ausrief; alle wählten mit Eberhard, und die Franken und Sachsen jubelten laut bei dieser Wahl (14. April 919). Wie einst Otto der Erlauchte zu gunsten der Franken, so entsagte hier Eberhard zu gunsten der Sachsen. Als aber nach der Wahl der Erzbischof Heriger von Mainz Heinrich aufforderte, sich von ihm nach alter Sitte salben und krönen zu lassen, da wies Heinrich das Anerbieten eben so bescheiden als entschieden zurück, indem er sagte: „Mir genügt es, daß ich zum

919

König erwählt worden bin und diesen Namen führe, das hat kein Sachse vor mir erreicht. Gottes Gnade und eurer Liebe danke ich es. Aber nun sei es genug. Salbung und Krönung sei einem Besseren vorbehalten: ich bin so großer Ehren nicht würdig." Diese Rede gefiel allem Volk, und alle riefen, ihm Treue gelobend, mit weithin schallender Stimme: „Heil und Segen dem König Heinrich!" Nur die Geistlichkeit vermerkte es mißfällig, daß Heinrich die priesterliche Weihe, die doch alle Frankenkönige empfangen, verschmähe. Aber Heinrich nannte sich doch einen König von Gottes Gnaden und war es in den Augen seines Volkes. Der neue König mochte wohl die Salbung zurückgewiesen haben, um anzudeuten, daß er nicht, wie seine Vorgänger, sich von den Bischöfen wollte leiten lassen, daß er vielmehr andre Bahnen der Politik einzuschlagen gedenke.

Heinrich stammte aus dem altsächsischen Geschlechte der Ludolfinger, dessen Ursprung auf Wittekinds Zeiten zurückgeführt wird. Er war der Sohn jenes Otto, welcher die deutsche Krone, für die er sich selbst zu alt fühlte, dem fränkischen Konrad zugewandt und mit solcher Kraft und solchem Ruhm in Sachsen und Thüringen regierte, daß er mit dem Beinamen des Erlauchten geehrt wird. Als Heinrich, wie bemerkt, im Jahre 912 seinem Vater in der herzoglichen Stellung folgte, war er, durch eine erste Heirat an den sächsisch-thüringischen Grenzen, durch eine zweite Vermählung mit der Grafentochter Mathilde, die ihre Abkunft ebenfalls von Wittekind ableitete, auch in Engern (Herford) reich begütert, weitaus der mächtigste Stammesfürst des Reiches und der Hüter der östlichen Grenze desselben vom Nordmeer bis zum Main, da ganz Norddeutschland mit Ausnahme der Friesen ihm gehorchte und in Mitteldeutschland wenigstens durch ganz Thüringen sein Einfluß reichte. Heinrich war herrlich an Leib und Seele, und ein Chronist berichtet von ihm: „Schon in früher Jugend schmückte er sein Leben mit jeglicher Tugend und nahm zu von Tag zu Tag an Weisheit und an Ruhm aller guten Werke." Ein andrer sagt: „Obgleich in der ersten Jugendblüte freier gestellt in den Verhältnissen des Lebens, bildete er sich dennoch weislich in allem, wodurch der Geist gehoben werden kann; in Hingebung und Liebe alle umfassend, mit denen er verkehrte. Niemand feind, über keinen sich erhebend, die Betrübten tröstend und den Leidvollen helfend, erwarb er sich Lob ohne Neid und gewann Freunde, die sich ihm als Gleiche anschlossen. Und mochte die gezollte Achtung auch seiner Stellung gebühren, die Anmut und Herablassung seines Wesens bewirkte, daß er allen noch insbesondere teuer war und um so sorgsamer verehrt ward." Schon vor seiner Erhebung hatte er mit Ruhm und Glück gegen die Slaven gefochten. Seine ganze äußere Erscheinung verkündete den König und Herrscher. Er war ein Bild männlicher Schönheit; Mut und Entschlossenheit waren in ihm mit Milde der Sitten und Großmut gepaart. Der kirchlich fromme Sinn seiner Zeit beseelte ihn in hohem Grade, wie er denn in früheren Jahren zur Büßung seiner Sünden eine Pilgerfahrt nach Rom unternommen hatte, und zwar mehr zu Fuß als zu Pferde. Unermüdliche Thätigkeit und unaufhaltsame Schnelligkeit bezeichnen selbst seine kleinsten Handlungen. Jagte er, so ließ er nicht eher ab, als bis er mit eigner Hand dreißig, ja vierzig Eber, Hirsche, Bären und andres Wild erlegt hatte. War er in den Waffen, so legte er die Lanze nicht eher nieder, als bis kein Feind mehr zu besiegen war, und kein Krieg endigte ohne Eroberung feindlichen Gebiets. Sein edler Sinn wollte immer nur das Gute, und von Ungerechtigkeit und Härte findet sich in seiner ganzen Regierung keine Spur. Heinrich war es, der mit klarer Einsicht, rüstiger Kraft und ausdauernder Thätigkeit das deutsche Reich vom Verfalle rettete, gegen drohende Feinde siegreich verteidigte und, indem er die getrennten Stämme zu einer Einheit verband, dessen künftige Größe vorbereitete.

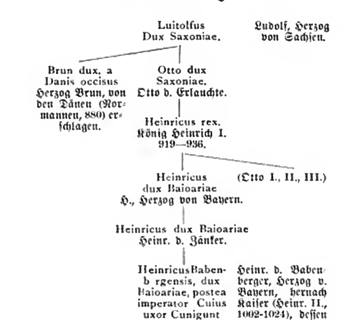
Mit der Übertragung des Königtums an die Sachsen war jede Verbindung mit der fränkischen Monarchie der Karolinger gelöst, denn nicht aus Erb- oder Vorrecht leitete Heinrich seine Würde her, er war vielmehr einzig und allein ein Wahlkönig, den sich die Franken und Sachsen gesetzt hatten, und dem sich die übrigen Stämme unterordneten: mit Heinrichs Wahl beginnt der Anfang eines eigentlichen deutschen Reichs.

Heinrich hatte zunächst die Aufgabe, die deutschen Stämme zu einer Einheit zu verbinden. Er erkannte mit scharfem und durchdringendem Geiste, daß er dieses Ziel nicht durch Unterwerfung derselben unter einem Scepter erreichen könnte, — auf diesem Wege war Konrad gescheitert —, sondern nur durch völlige



Stammbaum der Ludolfinger aus Mönch Ekkehards von Aurach Chronik.
Jenaer Handschrift aus den Jahren 1099 und 1104.

Erklärung:



Luitolfus Dux Saxoniae. — Ludolf, Herzog von Sachsen.

Brun dux, a Danis occisus — Herzog Brun, von den Dänen (Normannen, 880) erschlagen.

Otto dux Saxoniae. — Otto d. Erlauchte.

Heinricus rex. — König Heinrich I. 919—936.

Heinricus dux Baioariae — H., Herzog von Bayern. (Otto I., II., III.)

Heinricus dux Baioariae — Heinr. d. Zänker.

Heinricus Babenbergensis, dux Baioariae, postea imperator Cuius uxor Cunigunt — Heinr. d. Babenberger, Herzog v. Bayern, hernach Kaiser (Heinr. II., 1002-1024), dessen Gem. Kunigunde.

Belassung der Selbständigkeit der einzelnen Stammesfürsten im Innern ihrer Gebiete. Das Ergebnis seiner politischen Anschauung faßt ein Geschichtschreiber in folgenden Sätzen zusammen: „Jeder Stamm stehe in seinen eignen Angelegenheiten für sich und ordne sich selbst nach altem Recht und Herkommen; ihn leite und führe in Zeiten des Kriegs und Friedens ein Herzog, dem die Grafen und Herren im Lande zu Kriegsfolge und Gehorsam verpflichtet sind, er schlichte auf seinen Landtagen die Streitigkeiten und Fehden im Lande, bei ihm finde der Arme und Bedrängte Schutz und Beistand, er schirme die Kirchen, erhalte den Landfrieden und schütze die Grenzen gegen den einbrechenden Feind; wie aber die Herzöge über die einzelnen Stämme im Reiche gebieten, so stehe hoch über allem Volk und allen Landen des Reichs der König, der höchste Richter und Heerführer des ganzen Volks, die letzte Zuflucht der Bedrängten und Gewaltleidenden, der oberste Schirmherr der Kirche. Wie die strahlenden Juwelen der Reif der Krone einigt und zum herrlichsten Sinnbild irdischer Macht gestaltet, so sollte die königliche Gewalt die deutschen Länder zusammenfassen und ihnen geeint erst ihre volle Kraft und Bedeutung geben."

Anfangs ging des Königs Macht nicht über Franken und Sachsen hinaus. Dem fränkischen Eberhard gestand Heinrich für seine uneigennützige Hingabe die volle Herzogsgewalt in Franken zu, und, so lange er lebte, wurde das freundschaftliche Verhältnis zwischen beiden nicht gestört. Behufs Einigung der Stämme wandte sich Heinrich zuerst gegen Schwaben, wo Burkhard nach

919 einem glänzenden Siege über Rudolf II. von Burgund bei Winterthur (919) im Bewußtsein seiner vollen Herzogsmacht waltete. Da er jedoch namentlich die Geistlichkeit in seinem Lande durch mancherlei Gewaltthätigkeit gereizt hatte, so mochte er dem König gegenüber nicht abermals das Glück der Waffen versuchen und übergab sich dem König samt seinem Volke, seinen Städten und Burgen. Dafür übertrug ihm dieser die volle Herzogsgewalt in Schwaben und im Elsaß, und Burkhard konnte sich „Von Gottes Gnaden Herzog der Alemannen" nennen. Heinrich behielt sich nur die Besetzung der Bistümer im Lande vor, versprach freilich auch dabei des Herzogs Wünsche zu hören. So sehr aber hatte er sich durch sein kluges Verhalten das Vertrauen der schwäbischen Großen gewonnen, daß er, als Burkhard im Jahre 925 ohne männliche Erben starb, demselben den ihm treu ergebenen Hermann, den Neffen Eberhards von Franken, zum Nachfolger setzen konnte.

921 Im Jahre 921 rüstete sich Heinrich gegen Arnulf, Herzog von Bayern, dem die Geistlichkeit wegen seiner willkürlichen Eingriffe in ihr Eigentum den Beinamen „des Bösen" gegeben, der nach voller Selbständigkeit, wie die alten Agilolfinger, strebte und sich gern selbst die Königswürde beigelegt hätte. Die Stimmung des bayrischen Volks, das eine sächsische Oberherrschaft nur mit Unwillen und Grimm ertrug, erleichterte ihm seine Stellung. „Was wollte der Sachse," so heißt es noch im folgenden Jahrhundert, „in unserm Lande, wo seine Väter keinen Fußbreit Landes besessen haben?" Als Heinrich gegen Regensburg zog, stand ihm Arnulf kampfgerüstet gegenüber, aber der König

wollte keinen Krieg und schlug Arnulf eine Zusammenkunft vor. Da erschien dieser zum Zweikampf gerüstet, aber Heinrich trat ihm mit versöhnlicher Rede entgegen. Und so mächtig muß der Eindruck seiner Persönlichkeit auf den sonst so starren Bayernherzog gewesen sein, daß dieser es vorzog, sich lieber der Königsmacht Heinrichs zu unterwerfen, als vergeblichen Widerstand zu wagen. Arnulf erkannte Heinrich als seinen Oberherrn an, erhielt aber von diesem eine völlig selbständige Stellung, ja sogar das Recht der Besetzung der Bistümer. Frei schaltete er im eignen Lande, ließ Münzen prägen mit seinem Namen und nannte sich, wie Burkhard, „von Gottes Gnaden."

Nun blieb noch Lothringen zur Einheit der ehemals ostfränkischen Lande übrig. Hier war Rechinars Sohn Giselbert seinem Vater in der herzoglichen Gewalt gefolgt. Oft hatten sich die Lothringer vom Westreich zum Ostreich hin- und hergewandt, in der Absicht, niemand zu gehorchen. Sie waren durch ehrgeiziges, treuloses und wankelmütiges Wesen berüchtigt, und Giselbert ein treues Abbild ihrer ganzen Art, der, obwohl erst als Flüchtling von Heinrich gastlich aufgenommen, sich doch jetzt dem französischen König Karl dem Einfältigen zugewandt hatte. Durch diese Verbindung wußte er sich vorerst noch der Oberherrlichkeit Heinrichs zu entziehen, und dieser erkannte, daß ohne großes Blutvergießen Lothringen für sein Reich noch nicht gewonnen werden könne. Er bot daher dem westfränkischen König Karl die Hand zum Frieden. Während ihre Heere auf beiden Seiten des Rheines lagerten, kamen die Könige auf einem in der Mitte des Stromes ankernden Schiffe zusammen (921). Hier schlossen sie einen Freundschaftsbund, und Karl erkannte Heinrich als König der Ostfranken an. Durch dieses wichtige Ereignis gab also auch der letzte Karolinger seine Erbansprüche auf die Lande östlich des Rheins auf. Einige Jahre nachher, als Karl in die Gewalt der französischen Großen geraten war und sein Land von wilder Zwietracht und Parteiwut zerrissen ward, gelang es Heinrich, durch einen Feldzug Giselberts Kraft zu brechen (925). Er überließ ihm die herzogliche Gewalt in Lothringen und vermählte ihm, um ihn dauernd an sein Haus zu fesseln, seine Tochter Gerberga. So war auch Lothringen dem Ostreiche wieder gewonnen, und Eberhard, der viel zur glücklichen Beendigung dieser Angelegenheit beigetragen hatte, wurde Pfalzgraf in dem neu erworbenen Lande, wo sich diese Würde erhalten hatte und jetzt in den Händen der mit Heinrich eng verbündeten konradinischen Familie die Sicherheit des neuen Besitzes gewährleistete. Seitdem blieb Lothringen an 700 Jahre bei Deutschland.

921

925

So hatte denn König Heinrich schon im sechsten Jahre seiner Regierung das große Werk der Einigung der deutschen Stämme vollendet, nicht durch Gewalt und Blutvergießen, sondern durch klare Erkenntnis der Verhältnisse, durch Ruhe und friedfertiges Auftreten. Es war ein Glück für das neue Reich, daß damals die Ungarn ihre Raubzüge nach Italien und Südfrankreich richteten und Deutschland in Ruhe ließen. Aber schon im Jahre 924, als Heinrich noch nicht mit den lothringischen Angelegenheiten zu Ende war, brachen sie mit neuer Wut tief ins Sachsenland ein. Plötzlich aus den Wäldern hervorbrechend,

924

überfielen sie in kleinen Haufen die wehrlosen Gehöfte, aufsteigende Rauchwolken und Feuersäulen bezeichneten ihren verheerenden Weg; das Landvolk floh bei ihrem Annahen entsetzt in die Berge und Thalschluchten. Heinrich wagte es nicht, mit seinen geringen Streitkräften, zumal da seine Sachsen nur an den Kampf zu Fuß gewöhnt waren, den überlegenen ungarischen Reiterschwärmen im Kampf entgegenzutreten, und schloß sich, ohnehin schwer erkrankt, mit seinen Getreuen in der Pfalz Werla hinter den Sümpfen der Ocker ein. Aber das Glück fügte es, daß ein sächsischer Heerhaufe einen Fürsten der Ungarn gefangen nahm und gefesselt vor den König führte. Die Ungarn boten für ihren Häuptling ein hohes Lösegeld an Gold und Silber, aber Heinrich verschmähte es und verlangte Frieden. Sie ließen sich endlich zu einem neunjährigen Waffenstillstand bewegen, bei welchem freilich Heinrich sich zu einem schmählichen Tribut verstehen mußte. So ungern der König dies that, so sah er doch ein, daß es erst noch langer Vorbereitungen und Anstrengungen bedürfe, ehe er im stande sei, das deutsche Land vollständig von jenen barbarischen Horden zu befreien. Auch galt der Waffenstillstand nur für Sachsen und Thüringen, der Süden Deutschlands war davon ausgeschlossen, und bald erstreckten sich über diese die Raubfahrten der wilden Feinde und ergossen sich über den Rhein bis in den Elsaß.

Die Ruhe des Waffenstillstandes benutzte Heinrich auf das trefflichste zur Sicherung des Reichs und Verbesserung des Kriegswesens. Sachsen hatte damals noch wenig feste Plätze, und seine Bewohner, auf ihren vereinzelten Gehöften inmitten ihrer Ländereien hausend, hegten einen gründlichen Widerwillen gegen das Leben hinter engen Mauern, mit denen damals nur die Königspfalzen, die Burgen des Adels und die umfriedeten Bischofssitze umgeben waren. Daher kam es, daß die Schwärme der Ungarn bei ihren Einfällen das schutzlose Land weit und breit überschwemmten und Menschen und Beute davonschleppten. Heinrich sorgte dafür, daß die vorhandenen festen Plätze durch stärkere Mauern in besseren Stand gesetzt und ihre Zahl durch neue vermehrt wurde. Tag und Nacht wurde in den Grenzlanden gebaut, und schnell stiegen neue mit Wall und Graben versehene Festen empor, die man Burgen nannte. Von der in den Marken angesiedelten und von jeher zum Kampf verpflichteten Bevölkerung wurde jeder neunte Mann als Dienstmann in diese Burgen gelegt, während die acht übrigen mit dem Landbaue beschäftigt waren und den dritten Teil alles Ertrages der Felder in die Burgen abliefern mußten. Hier sollten die Bewohner des platten Landes in den Zeiten der Not eine Zufluchtsstätte finden. Um seinen Sachsen den angeborenen Widerwillen gegen eingehegte Orte abzugewöhnen, befahl der König, daß alle Gerichtstage, Versammlungen und Festlichkeiten innerhalb solcher Mauern abgehalten werden sollten. Aus solchen „Städten“ entstanden Quedlinburg, Merseburg und Meißen; auch Nordhausen, Duderstadt und Magdeburg werden auf Heinrich zurückgeführt. Auf diese Weise wurde König Heinrich der Gründer eines Bürgerstandes und trägt mit Recht den Namen des „Städtebauers“.

Demnächst widmete der König seine Sorgfalt der Ausbildung und Verbesserung des Heerwesens. Damit seine Scharen, die meist aus schwerem, mit Streithämmern bewaffnetem Fußvolk bestanden, den Kampf mit den leicht bewaffneten, berittenen Feinden besser bestehen könnten, lehrte er sie den Pfeilregen mit den Schilden aufzufangen und den ersten, furchtbarsten Stoß der Barbaren auszuhalten. Besonders aber war Heinrich von der Notwendigkeit einer tüchtigen Reiterei überzeugt. Eine solche schuf er in größerer Zahl als bisher und übte sie in geschlossenen Reihen anzugreifen und den fliehenden Feind zu verfolgen. Seitdem erlangte auch in Sachsen der schwer gerüstete Reiterdienst das Übergewicht; der Dienst zu Fuß, einst der Kern des alten Heerbanns, kam in Verfall. Um jenen zu heben, soll Heinrich zuerst Turniere eingerichtet haben; besonderen Ruhm erwarb sich durch die neue Kampfesweise die gefürchtete „Merseburger Legion.“

Drei Jahre lang hatte Heinrich seine Krieger auf diese Weise herangebildet, als er ihnen Gelegenheit gab, ihre Tüchtigkeit in einem Kriege gegen die Slaven zu bewähren, die in der Regel gleichzeitig mit den Ungarn in Deutschland eingefallen waren. Zuerst (928) drang er in das Land der Heveller, deren Hauptort Brennabor (das heutige Brandenburg) mit Seen und Sümpfen umgeben war. Die zugefrorene Havel — es war Winter — erleichterte dem König den Zugang; er eroberte Brennabor, legte Besatzung hinein und machte das Volk zinsbar. Hierauf wandte er sich gegen die Daleminzier, mit denen er schon früher Streit gehabt. Nach Eroberung ihrer Stadt wurde die erwachsene Bevölkerung erschlagen, Knaben und Mädchen in die Sklaverei geführt und die sämtliche Habe dem Heere als Beute überlassen. Krieg gegen die Slaven galt als ein heiliger Krieg; die Sachsen, unter dem Banner des heil. Michael, fühlten sich als Streiter Gottes berufen zum Vertilgungskampf gegen seine Feinde. Im Lande der Daleminzier legte Heinrich auf einem mit Holz bewachsenen Berge die Bergstadt Meißen an und gab das Land einem Markgrafen zur Bewachung. Zu gleicher Zeit bekämpften die sächsischen Grafen die nördlichen Wenden, die Redarier, Wilzen, Obotriten, mit glücklichem Erfolg und unterwarfen alles Land zwischen Elbe und Oder. Heinrich drang nun in Verbindung mit dem Bayernherzog Arnulf nach Böhmen und brachte den Böhmenherzog Wenzeslaw zur Unterwerfung und Zinspflichtigkeit. Aber der starre Sinn der Wenden war noch nicht gebrochen. Wütend erhoben sich zuerst die Redarier im Gebiete des heutigen Strelitz, überfielen Walsleben (in der Altmark nahe der Elbe) und machten alle Einwohner nieder. Dieses Blutbad rief alle wendischen Stämme noch einmal zum allgemeinen Widerstand auf, um das verhaßte Sachsenjoch abzuschütteln. Die beiden sächsischen Grafen Bernhard und Thietmar waren gerade mit der Belagerung von Lenzen (Lunkini) am rechten Elbufer beschäftigt, als die Kunde kam, daß ein großes Slavenheer im Anzug sei. Die Sachsen blieben unter Waffen in der dunkeln stürmischen Nacht; der Regen goß in Strömen herab. Am Morgen beschloß Bernhard selbst einen Angriff zu wagen. Zuvor nahmen alle das heil. Abendmahl, wie

928

es Brauch war vor der Schlacht, und gelobten einander Hilfe und Beistand in der Not. Nun stürzten sie mit lautem Geschrei gegen den Feind; auf und ab wütete das Schwert, vereinzelte Haufen der Feinde wurden niedergemacht, aber die dichten Massen konnten nicht durchbrochen werden. Da stürmte Thietmars schwer gerüstete Reiterei den Feinden in die Seite, der Sieg der Sachsen war entschieden. Die Reihen des Fußvolkes lösten sich, und fast das ganze Heer der Slaven erlag dem Schwerte der Sachsen; am andern Tage wurden auch die Gefangenen getötet. Nun ergab sich auch die Stadt Lenzen, 929 deren Einwohnern das Leben zugesichert ward (Sept. 929). Aber auch auf sächsischer Seite war der Verlust bedeutend, und mancher Edle wurde vermißt. Herrlichen Ruhm erwarben sich Bernhard und Thietmar, und aus König Heinrichs Munde ertönte ihnen das schönste Lob ihrer Thaten.

Die herrliche Siegeskunde erscholl zu fröhlicher Zeit. Heinrich hatte gerade für seinen ältesten Sohn Otto um eine Schwester des angelsächsischen Königs Adalstan geworben, und so geschmeichelt fühlte sich dieser durch Heinrichs Werbung, daß er seine beiden Schwestern zugleich nach Köln sandte, damit er und Otto zwischen beiden wählen könnten. Editha, durch Herzensgüte nicht minder als durch Schönheit ausgezeichnet, erhielt den Preis und ward des Königssohnes Gemahlin. Die Vermählung ward alsbald mit großer Pracht gefeiert.

Heinrich galt bereits mit Recht als der mächtigste Herrscher des Abend- 932 landes. Im Jahre 932 zog er noch einmal gegen die Wenden; er unterwarf die Lusitzer auf beiden Seiten der Spree und machte sie zinspflichtig. Mit eiserner Schwere und blutiger Strenge lastete die Herrschaft der Sachsen auf den slavischen Stämmen, und nur langsam fand das Christentum Eingang, um in Verbindung mit deutscher Bildung den Grund zu neuen Gestaltungen zu legen.



Tracht und Ausrüstung deutscher Reiter unter Heinrich I.
Nach den auf den Denkmälern und in den Museen erhaltenen Überresten.

Erklärungstafel

zu Widukind von Corvey über Heinrich I.

Widukind (Wittekind) Mönch des Klosters Corvey an der Weser, beendete seine Sachsengeschichte gegen das Jahr 967. Dieselbe ist die unschätzbare Hauptquelle für die Geschichte Heinrichs I. und Ottos des Großen. Seine Darstellung der früheren Zeit ist sagenhaft und unzuverlässig, aber seine sächsischen Stammeskönige Heinrich und Otto schildert er aus eigner Anschauung mit der liebevollen Sorgfalt des Landsmannes und verherrlicht in ihnen zugleich den Sieg seiner Sachsen über die andern deutschen Stämme.

Die Handschrift befindet sich in der K. Bibliothek zu Dresden. Wir geben aus ihr zu Heinrich I. die berühmte Stelle über seine Vorbereitungen zum Kriege gegen die Ungarn „rex autem cum jam militem haberet equestri proelio probatum“ und später zu Otto dem Großen die preisende Schilderung von dessen Persönlichkeit.

Übersetzung des Textes.

Itaque
Die

recentis victori(ae) leticiam augebant nuptie(ae) re-
Freude des frischen Sieges erhöhte dann das königliche Hoch-

gales, que(ae) eo tempore magnifica largitate cele-
zeitsfest, das um diese Zeit mit herrlicher Pracht gefei-

brantur. Nam rex dedit filio suo ottoni conjugem
ert wurde. Denn der König gab seinem Sohne Otto zur Gemahlin

filiam ethmundi regis anglorum, sororem adalsta-
die Tochter Ethmunds, des Königs der Angeln, eine Schwester Adal-

ni, que(ae) genuit ei filium nomine ludolfum, virum
stans, diese gebar ihm einen Sohn Namens Liudolf, einen gewal-

magnum meritoque omnibus populis carum, filiam quoque
tigen Mann, der mit Recht allen Völkern teuer war, auch eine Tochter

nomine ludgardam, que(ae) nupserat conrado fran-
Namens Liudgarde, welche vermählt war mit Konrad

corum duci. Rex autem cum iam militem haberet
dem Frankenherzog. Als aber der König nun eine im Reitergefecht

equestri proelio probatum contra antiquos hostes, videlicet
bewährte Ritterschaft hatte, da fühlte er sich stark genug, gegen seine

ungarios praesumpsit inire certamen, et convocato
alten Feinde, die Ungarn nämlich, den Kampf zu eröffnen, und er rief

omni populo tali oratione est eos affatus: Olim ex omni
alles Volk zusammen und sprach folgendermaßen zu ihnen: Von welchen Gefahren

parte confusum a quantis periculis imperium vestrum
euer Reich, das früher in allen Teilen in Verwirrung war,

modo sit liberum, vos ipsi melius nostis, qui civilibus
jetzt befreit ist, das wißt ihr selbst nur zu gut, die ihr durch

discordiis et externis bellis totiens attriti labora-
Bürgerfehden und auswärtige Kriege so oft bedrängt

batis; at nunc propitia nobis summa divinitate
daniederlagt; aber jetzt seht ihr es durch die Huld der höchsten Gottheit,

nostro labore, vestra virtute pacatum collectumque cer-
durch unsre Anstrengung, eure Tapferkeit beruhigt und geeinigt,

nitis, barbaros superatos et servituti subiectos.
die Barbaren besiegt und der Knechtschaft unterworfen.

Quod superest, necesse habemus, ut contra communes hostes
Im übrigen ist notwendig, daß wir gegen unsre gemeinsamen Feinde,

avares pariter consurgamus. Vos huc usque, filios
die Avaren, gemeinsam zusammenstehen. Euch habe ich bisher, eure

filiasque vestras expoliavi et erarium eorum replevi,
Söhne und Töchter beraubt und die Schatzkammer jener gefüllt,

nunc templa templorumque ministros ut expoliem
jetzt bin ich gezwungen die Kirchen und Diener der Kirchen

cogor, absque nudis corporibus nulla nobis alia re —
zu plündern, da uns außer dem nackten Leben nichts weiter —

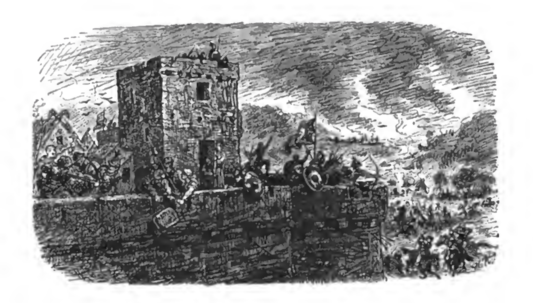
Itaque
crescentis victoriae laetitiam augebant nuptiae re-
gales, quae eo tempore magnifica largitate cele-
brantur. Nam rex dedit filio suo Oddoni coniugem
filiam Edmundi regis Anglorum, sororem Adalsta-
ni, quae genuit ei filium nomine Liudolfum, virum
magnum meritoque omnibus populis carum, filiamque
nomine Liudgardam, quae nupserat Conrado Fran-
corum duci. Rex autem cum iam militem haberet
equestri proelio probatum, contra antiquos hostes videlicet
Ungarios praesumpsit inire certamen. Et convocato
omni populo tali oratione eos affatur: Olim ex omni
parte confusum a quantis periculis imperium vestrum
modo sit liberum, vos ipsi melius nostis qui civilibus
discordiis et externis bellis totiens attriti labora-
batis. At nunc propicia nobis summa divinitate,
nostro labore, vestra virtute pacatum collectumque cer-
nitis, barbaros superatos et servituti subiectos.
Quod superest necesse habemus, ut contra communes hostes
Avares pariter consurgamus. Vos huc usque filios
filiasque vestras expoliavi, et erarium eorum replevi.
Nunc templa templorumque ministros ut expoliem
cogor. Absque nudis corporibus nulla nobis alia re-

Aus Widukinds von Corvey Sächsischen Geschichten, vollendet um 967.

Faksimile der Handschrift in der K. Bibliothek zu Dresden

Die berühmte Stelle von Heinrichs Kriegsvorbereitungen gegen die Ungarn.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.



Durch solche Thaten hatte König Heinrich seinen Deutschen Vertrauen und Zuversicht eingeflößt, und das Reich erhob sich mit erneuter Kraft. Nun waren auch die neun Jahre des Waffenstillstandes mit den Ungarn zu Ende, und es galt jetzt zu beweisen, daß Heinrich die Schmach des Tributs nicht umsonst getragen, nicht umsonst seine neuen Einrichtungen geschaffen habe.

Vorher aber berief er die Deutschen zu einer Versammlung und sprach folgende Worte zu ihnen, die in Widukinds Fassung lauten: „Von welchen Gefahren euer Reich, welches früher in allen seinen Teilen in Verwirrung war, jetzt befreit ist, das wißt ihr selbst nur zu gut, die ihr durch innere Fehden und auswärtige Kämpfe so oft bedrängt daniederlagt. Doch nun seht ihr es durch die Huld des Höchsten, durch Anstrengung von unsrer, durch Tapferkeit von eurer Seite beruhigt und geeinigt, die Barbaren besiegt und unterthänig. Eins bleibt uns noch zu thun übrig; notwendig ist es jetzt, daß wir gegen unsre gemeinsamen Feinde, die Avaren, wie ein Mann uns erheben. Bis hieher habe ich euch, eure Söhne und Töchter beraubt, um ihre Schatzkammer zu füllen, nunmehr werde ich gezwungen, die Kirchen und Kirchendiener zu plündern, da uns weiter kein Geld, sondern nur das nackte Leben noch übrig bleibt. Geht daher mit euch zu Rate und erwägt, was wir in dieser Angelegenheit thun müssen. Soll ich den Schatz, welcher dem himmlischen Dienste geweiht, wegnehmen und das Lösegeld für uns den Feinden Gottes geben? Oder soll ich nicht lieber der Verehrung Gottes des irdischen Reichtums Ehre zuwenden, damit wir uns vielmehr von dem erlösen lassen, der wahrhaft sowohl unser Schöpfer als Erlöser ist?" Da erhob alles Volk seine Stimme zum Himmel und rief: „Der wahre, lebendige Gott, der treu und gerecht ist in allen seinen Wegen und heilig in allen seinen Werken, er mache uns frei von unsern Banden!" Und alle schwuren dem König Treue und Beistand gegen die Ungarn.

Bald darauf erschienen die Gesandten der Ungarn, den üblichen Tribut zu holen; diesmal aber wurden sie abgewiesen. Da brachen zahllose Schwärme in das Land der Daleminzier ein und verlangten von ihnen Geld und Hilfe. Diese aber, wohl wissend, daß Heinrich zum Kampfe gerüstet sei, warfen ihnen einen fetten Hund vor. Daraus bildete sich nachher die Sage, nach welcher der König selbst die Gesandten in so höhnender Weise abgewiesen. Nun überschwemmten die

933 Ungarn unter schrecklichen Verheerungen das Thüringerland (933). Bald aber trennte sich die ungeheuere Masse, und ein Teil ging südlich, um von dieser Seite ins Sachsenland einzufallen, wurde aber von den tapferen Sachsen und Thüringern in einer blutigen Schlacht vernichtet. Der andre, größere Teil ihres Heeres, der im Osten geblieben war, zog auf eine Burg los, von der man gehört hatte, daß viel Gold und Silber darin verborgen sei. Die Ungarn wollten die Burg im Sturm nehmen, aber die Nacht machte dem Kampfe ein Ende. Jetzt aber erhielten sie Kunde von der Niederlage der Ihrigen; gewaltige Furcht überfiel sie, und sie zündeten Feuerzeichen an, die zerstreuten Scharen zu sammeln. Heinrich lagerte bei einem Orte, Riade genannt, vielleicht das Dorf Rietheburg an der Unstrut in der goldenen Aue, während andre den Ort in der Nähe von Merseburg (Feld Keuschberg) suchen, und erfuhr hier die Kunde von dem Anzuge des Feindes. Des Königs Heer war durch Hilfsvölker aus Bayern, Alemannien und andre verstärkt. Als der Morgen anbrach, ermahnte er die Seinen, all ihre Hoffnung auf Gottes Gnade zu setzen und, eingedenk des Vaterlandes und der Väter, wider den gemeinsamen Feind aller Völker zu ziehen; wenn sie mit Gottes Hilfe tapfer drauf losschlügen, würden die Feinde bald weichen. Durch diese Worte fühlten sich alle gehoben und begeistert und sahen mit Lust, wie ihr König, die heilige Lanze in der Hand, das flatternde Banner des Erzengels Michael immer vor ihm, sich bald vorn, bald in der Mitte, bald hinter der Schlachtreihe auf seinem Rosse herumtummelte und die größte Thätigkeit entwickelte. Aus Besorgnis, die Feinde würden beim Anblick der schwer gerüsteten Reiterei sofort die Flucht ergreifen, sandte er einen Teil der thüringischen Landwehr mit nur wenigen gewappneten Reitern voraus, damit sie den Feind zu einem Angriff reizen und dann durch ihre Flucht bis auf das Hauptheer heranlocken sollten. Das geschah. Allein kaum waren die Ungarn der dichtgeschlossenen Reihen des deutschen Reiterheeres ansichtig, als sie, ohne es zu einer ordentlichen Schlacht kommen zu lassen, schon die Flucht ergriffen, so daß nur wenige von ihnen getötet oder gefangen genommen werden konnten. In dem erbeuteten Lager der Ungarn fanden die Sieger außer den zusammengeraubten Schätzen eine große Anzahl gefangener Deutscher, die zur Sklaverei bestimmt waren und nun alle so unerwartet befreit wurden. Der Tag dieses herrlichen Sieges war der 15. März 933. Unendlich war der Jubel im ganzen Sachsenlande, und Heer und Volk begrüßte Heinrich als Vater des Vaterlands, als Weltbeherrscher und Kaiser. Heinrich aber gab Gott die Ehre für diesen Sieg; den Tribut, den man bisher den Ungarn hatte geben müssen, bestimmte er zur Wiederherstellung zerstörter Kirchen und zur Unterstützung der Armen. Wie ein Chronist berichtet, ließ er ein Gemälde der Schlacht im Speisesaal der Merseburger Pfalz aufstellen zum Andenken an diesen Sieg, der das Land von einem so grimmigen Feinde erlöst hatte.

Heinrich erwarb sich auch den Ruhm, das Reich nach Norden gegen die Dänen geschirmt zu haben. Bald nach seinem Siege über die Ungarn drang er 934 gegen die Dänen (934) vor, welche die von Karl dem Großen errichtete Mark

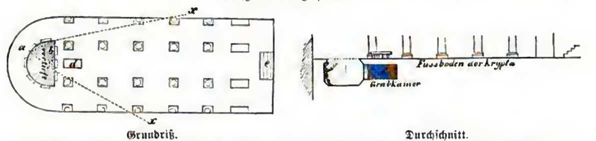
zwischen Eider und Schlei in Besitz genommen und die deutsche Bevölkerung über die Elbe gedrängt hatten. Heinrich stellte durch einen Feldzug bis nach Jütland die alten Grenzen des Reichs her, und die Mark Schleswig blieb dem deutschen Reich erhalten, bis Konrad II. sie an Kanut abtrat, als bereits deutsches Wesen im Lande feste Wurzel geschlagen hatte. Nach der Unterwerfung durch Heinrich konnte nun wieder der fromme Erzbischof von Bremen und Hamburg, Unni, ein würdiger Nachfolger des heil. Ansgar, zu den Dänen und Schweden gehen, um ihnen die Lehre des Heils zu verkünden, während in Dänemark König Gorm der Alte in unversöhnlichem Hasse gegen das Christentum blieb.

Es wird berichtet, der König habe noch kurz vor seinem Tode die Absicht gehabt, nach Rom zu gehen. Ob Heinrich der einst die Salbung und Königskrone aus der Hand des Bischofs verschmähte, zu Rom aus Papstes Hand die Kaiserkrone empfangen wollte, oder ob er, wie so manche Große und Könige aus sächsischem Stamm, aus frommem Herzensdrang zum Grabe des Apostels Petrus, zu den heiligen Stätten Roms wallfahrten wollte, bleibt eine unbeantwortete Frage. Indessen hinderte ihn Krankheit an der Ausführung dieser Reise. Als er sich im Herbste 935, um der Jagdlust zu pflegen, auf seiner Burg Bodfeld (935) im Harze aufhielt, traf ihn ein Schlaganfall, der, wenn auch nicht tödlich, ihn doch erinnerte, sein Haus zu bestellen. Nachdem er durch Verleihung reicher Güter für das Wittum seiner Gemahlin gesorgt, berief er eine Versammlung der Großen des Reichs nach Erfurt und empfahl ihnen seinen Sohn Otto, Mathildens Erstgeborenen, zum Nachfolger, der damals in der vollen Kraft und Blüte der Jahre stand, und in dem der Vater einen hochaufstrebenden Geist erkannt hatte. Alle erklärten sich für Otto; der Vater bestimmte ihn zum Haupt der Familie und teilte seine Erbgüter und seinen Schatz unter ihn und seine anderen Söhne, Thankmar und Heinrich, von denen jener aus einer kirchlich nicht anerkannten Ehe stammte, Heinrich aber geboren war, als der Vater bereits die Krone trug. Nach dem Schluß der Versammlung ging der sechzigjährige Heinrich nach Memleben an der Unstrut in der güldenen Aue. Hier traf den König ein neuer Schlaganfall, und er fühlte sein Ende nahen.

Da rief er seine Gattin Mathilde zu sich, sprach erst lange heimlich mit ihr, dann aber laut: „Mein treues, geliebtes Weib, ich danke dem Herrn Christus, daß ich vor dir aus dieser Welt scheide. Keiner gewann je ein so frommes, in jeder Tugend erprobtes Weib, wie ich. Du hast mich oft im Zorn besänftigt, mir zu allen Zeiten nützlichen Rat gegeben, mich oft von der Härte zur Gerechtigkeit zurückgeführt und mich fleißig ermahnt, mich derer anzunehmen, die Gewalt erlitten: habe Dank für dieses alles! Ich empfehle Gott und der Fürbitte seiner Auserwählten dich und unsre Kinder, wie auch meine Seele, die nun diesen Leib verlassen muß.“ Auch Mathilde dankte ihrem Gemahl für alle empfangene Liebe und Treue und eilte in die Burgkapelle, um zu beten. Auf den Knien liegend, vernahm sie laute Klagen: Heinrich war in Gegenwart seiner Söhne und einiger Großen verschieden.

Sein Sterbetag war der 2. Juli des Jahres 936. Er wurde zu Quedlinburg (936) in der Krypta der Kirche des heil. Petrus, der heutigen Schloßkirche, unter großer Trauer des Volkes beigesetzt, neben ihm später seine geliebte

Grabstätte Heinrichs I. und Mathildens in der Krypta der Quedlinburger Schloßkirche.
Aufgedeckt im Jahre 1867.



Grundriß.

Durchschnitt.

Grundriß und Durchschnitt der Grabstätte Heinrichs und Mathildens zu Quedlinburg.
a Standpunkt des Beschauers; a x Sehlinien; b Grabnische der Kaiserin; c Grabnische des Kaisers; d Steinplatte über dem Grabe des Kaisers; e Treppe zur Oberkirche.

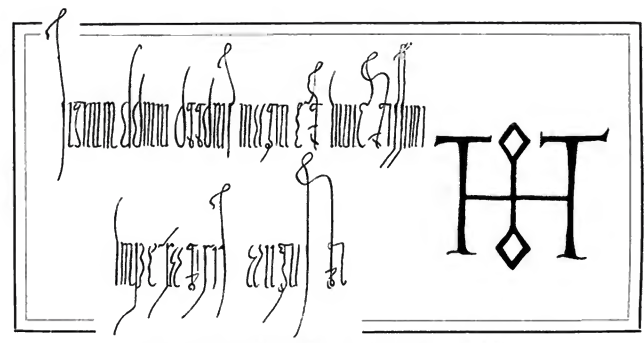
Gemahlin Mathilde. Die Grabstättte ist heute noch erhalten. Als man sie im Jahre 1867 aufdeckte, fand man den Sarg Heinrichs zerfallen und übertrug die Gebeine in den Mathildens.

Ohne zu jenen glänzenden Erscheinungen zu gehören, welche die Welt in neue Bahnen einführen und ihr auf Jahrhunderte hinaus ihre Richtung vorzeichnen, hat Heinrich mit ruhigem, maßvollem und praktischem Sinn, durch Kraft und Ausdauer seine große Aufgabe erfüllt, indem er, den wirklichen Verhältnissen sich fügend, alle zu weit gehenden idealen Ziele vermeidend, nur das Erreichbare im Auge hatte. Weise gab er die Wiederherstellung eines karolingischen Weltreiches auf und wurde der Begründer eines deutschen Reiches; er unterließ es, die verschiedenen Stämme gewaltsam unter seine Machtherrschaft zu beugen, und zog es vor, sie zu einem freien Staatenbunde zu einigen. Er sicherte durch Marken — Meißen gegen die Dalemincier, Nordsachsen gegen die Heveller, Schleswig gegen die Dänen — die deutschen Grenzen; er stellte die deutsche Wehrkraft wieder her und warf die Ungarn, den alten Reichsfeind, zu Boden; er öffnete endlich den deutschen Ansiedlern das Land jenseits der Elbe, das, ursprünglich deutsch, von den Slaven in Besitz genommen war. „Er war", sagt sein Geschichtschreiber, „der größte König Europas zu seiner Zeit, an geistigen und körperlichen Gaben keinem nachstehend; doch hinterließ er einen Sohn, größer noch als er, und diesem Sohn hinterließ er ein großes, weites Reich, das er nicht von seinen Vätern ererbt, sondern selbst gegründet und allein Gottes Gnade zu verdanken hatte."



„Heinricus Rex." „Argentina Civitas."

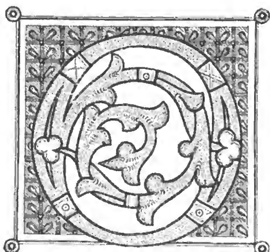
Kaisermünzen: Münze Heinrichs I. und Bischof Richwins von Straßburg.



„Signum domni ottonis magni et invictissimi ☐ imperatoris augusti."
Actum civitate rauenna foris murum p.ope civitatem. v. J. 970.

Signum Ottos des Großen von einer Urkunde gegeben zu Ravenna vor der Mauer, nahe bei der Stadt im Jahre 970.

2. Otto I., der Große, 936—973.



Gemalter Buchstabe aus Kaiser Heinrichs II. dem Dom zu Bamberg geschenktem Missale. Jetzt in der königl. Bibliothek zu München.

bgleich der heimgegangene König die Fürsten für die Nachfolge seines Sohnes Otto gewonnen hatte, so schien doch der Wahlakt hierdurch nicht umgangen, um so weniger, als sich bereits auch andre Ansprüche geltend zu machen schienen. Thankmar freilich, Heinrichs ältester Sohn von der Hatheburg, einer Ehe entsprossen, welche, wie bemerkt, die Kirche nicht anerkannte, war von vornherein ohne Aussicht auf den Thron; dagegen glaubte Heinrich, Mathildens zweiter Sohn, bei dessen Geburt der Vater bereits die Königskrone trug, daß edleres Blut in seinen Adern flösse und daß er gerechtere Ansprüche auf den Thron habe, als Otto, der nur zum Herzog von Sachsen geboren schien. Alle Jünglinge im Sachsenlande übertraf der junge Heinrich an Schönheit, mit bewunderungswürdiger Gewandtheit führte er die Waffen und verband Kraft und Feuer mit Vorsicht und Besonnenheit. Der Zug strengen Ernstes auf seiner Stirn erinnerte an seinen Vater, der nie die gebietende Haltung außer acht ließ.

Leicht gewann sich Heinrich die Herzen der Sachsen, die ebenso wie Mathilde, welche ihre Liebe besonders diesem Sohne zugewandt, des Vaters Ebenbild in ihm sahen, während Otto mehr gefürchtet als geliebt war.

Otto, damals in einem Alter von vierundzwanzig Jahren, war von hoher Gestalt und kräftigem Körperbau; auf seinem Antlitz thronte königliche Majestät; der Blick seiner großen Augen hatte oft etwas Abschreckendes, und seine Nähe erweckte mehr Bangigkeit und Furcht als Vertraulichkeit und Hingabe. Sein Haupthaar war blond gelockt, sein Bart lang, seine Bewegungen rasch und heftig. Im Umgang war er heiter und freundlich. Man konnte an ihm erkennen, daß er den Glanz der Königskrone noch weit höher zu heben gesonnen war, als sein Vater gethan hatte, daß er das Ansehen des Reichsoberhauptes über das der Herzöge stellen werde, die es vergessen sollten, daß er einst ihresgleichen gewesen war. Die Zuneigung der Sachsen besaß er nicht in dem Grade, wie Heinrich.

Dennoch blieb man dem Versprechen, das man Heinrich I. gegeben, treu und wählte Otto. Aber diese Wahl erschien nicht mehr ausreichend. Otto wollte nicht bloß von Franken und Sachsen, sondern vom ganzen Reiche anerkannt werden und bestimmte die Pfalz zu Aachen zur allgemeinen Wahl. Daher versammelten sich am 8. August 936 die Herzöge, Grafen und Vasallen 936 in der Säulenhalle, welche die Kaiserpfalz mit dem Münster verband, erhoben Otto auf einen hier aufgeschlagenen Thron und leisteten ihm durch Handschlag das Gelöbnis der Treue, und zwar huldigten sie ihm als König der Franken, denn diesen Titel behielten die deutschen Könige auch noch weiterhin. Dann führten sie ihn aus dem Saale der Pfalz in die Marienkirche, wo die Geistlichkeit und alles Volk wartete, bis der neue König erschien. Als er nun in der eng anschließenden fränkischen Tracht erschien, kam ihm der Erzbischof von Mainz in priesterlichem Schmucke entgegen und führte ihn in die Kirche. Und zum Volke gewandt, das sich ringsumher drängte, sprach er: „Sehet hier, ich stelle euch vor den von Gott erkorenen, einst von unserm Herrn Heinrich vorgeschlagenen, jetzt von allen Fürsten erwählten König Otto. Gefällt euch diese Wahl, so erhebet zum Wahrzeichen die Hand zum Himmel!“ Da jubelte das ganze Volk: „Heil und Segen dem neuen König!“ und hob die Rechte gen Himmel.

Über das Amt der Salbung und Krönung hatte sich anfänglich ein Streit zwischen den Erzbischöfen von Köln und Trier entsponnen, welche beide auf die Ehre Anspruch machten, endlich aber ihre Ansprüche dem Erzbischof von Mainz überließen. Auf dem Altare lagen die Abzeichen des Königtums: das Schwert mit dem Wehrgehänge, der Mantel mit den Armspangen, der Hirtenstab als Zeichen des königlichen Anteils an der Kirchengewalt, die Krone und das Scepter. Zuerst überreichte ihm der Erzbischof das Schwert und sprach: „Nimm hin dieses Schwert, alle Feinde Christi damit zu vertreiben; durch göttliche Vollmacht ist es dir verliehen, daß du das Reich zur Befestigung des Friedens für alle Christen fortan beherrschen sollst.“ Dann bekleidete er ihn mit dem Mantel und den Spangen und sprach dabei: „Wie der Mantel mit seinen Enden bis zur Erde niederhängt, möge er dich daran erinnern, daß du bis an das Ende eifrig für den Glauben streben und in der Bewahrung und im Schutze des Friedens nicht ermüden sollst.“ Dann nahm er das Scepter und den Hirtenstab, überreichte sie dem König und

sprach: „Kraft dieser Zeichen sollst du mit väterlicher Züchtigung über deine Unterthanen wachen und den Dienern Gottes, den Witwen und Waisen deine Milde erweisen. Möge das Öl der Barmherzigkeit niemals von deinem Haupte weichen, damit du für jetzt und immer ewigen Lohn dafür empfangest.“ Nach der Salbung setzte ihm der Erzbischof von Mainz unter Beihilfe des Kölner Erzbischofes die goldene Krone auf das Haupt, und alle drei Erzbischöfe führten den Gekrönten zu einem zwischen Marmorsäulen errichteten Thron, von dem er alle überschauen und von allen geschaut werden konnte.

Nach der Krönung begab sich Otto in die königliche Pfalz zurück, wo das Krönungsmahl seiner wartete. An einer prächtig zugerichteten Marmortafel setzte er sich mit den geistlichen und weltlichen Großen nieder und speiste öffentlich vor dem Volk. Bei diesem Königsmahle zeigten sich zuerst die später üblich gewordenen Erzämter des Reichs: Erzkämmerer, Erztruchseß, Erzschenk und Erzmarschall, die von den Herzögen übernommen wurden, zum Beweis, daß sie den König als ihren Herrn anerkannten und nichts andres sein sollten und konnten, als die ersten seiner Dienstleute. Herzog Giselbert von Lothringen besorgte als Erzkämmerer die allgemeine Bewirtung, da Aachen zu seinem Herzogtum gehörte; Eberhard von Franken sorgte als Erztruchseß für die Speisen; der Schwabenherzog Hermann hatte das Amt des Mundschenken, und Arnulf von Bayern sorgte als Marschall für die Unterbringung der Rosse.

Dieses Krönungsfest, das alle deutschen Stämme vereinigte, war von höchster Bedeutung und muß als Schlußstein der Bestrebungen Heinrichs I. betrachtet werden. Die Herrschaft, wie sie Karl der Große im Frankenreich ausgeübt, war in Otto als deutschem König neu erstanden und wieder aufgelebt; in höherem Sinn, als sein Vater, war er König der Deutschen, nicht mehr bloß Vorstand über die einzelnen Herzöge, sondern ein Herr der Christenheit, der zur Verbreitung des Glaubens, zur Vernichtung seiner Feinde, zum Schutz der Kirche von Gott Macht und Ansehen empfangen hat, wie denn die geistliche Seite des Königtums, die einst sein Vater fern hielt, bei seiner Wahl wieder hervortrat.



„Otto Rex Pacificus.“ — „Argentina Uoto“ (Udo).

Kaisermünzen: Münze Ottos des Großen.
Geprägt zu Straßburg unter Bischof Udo. Königl. Münzkabinett in Berlin.

Alsbald begannen für Otto schwere Jahre der Prüfung, in denen er durch Thaten beweisen sollte, ob er der deutschen Krone würdig, ob er im stande sei, die Einheit, welche sein Vater geschaffen, zu bewahren und zu befestigen. Kein König hat mehr mit aufrührerischen Großen, sogar im eigenen Hause, zu kämpfen gehabt, als Otto; doch das Glück blieb ihm treu in allen Fährden des Lebens, und seine gewaltige Tapferkeit überwand alle Gegner.

Gleich auf die Kunde von Heinrichs Tode erhoben sich die Böhmen und die wendischen Stämme an der unteren Elbe, um das verhaßte Joch der Sachsen abzuschütteln. In Böhmen führte der Herzog Boleslaw, der seinen frommen Bruder Wenzeslaw auf dem Wege nach der Kirche niedergehauen hatte, seine Sache mit solcher Energie, daß es Otto erst im zehnten Jahre seiner Regierung gelang, ihn wieder der deutschen Herrschaft zu unterwerfen. Dagegen ward der Feldzug gegen die Wenden, dessen Führung Otto dem jungen Grafen Hermann, aus dem vornehmen Geschlechte der Billunger, übertragen, durch dessen Kriegstüchtigkeit bald beendigt, und schon im September des Jahres 936 zahlten die Wenden wieder den früheren Tribut. 936

Wenn auch Otto in Hermann Billung mit richtigem Blick den geeigneten Mann gewählt, so erregte doch diese Wahl den Neid und die Eifersucht der sächsischen Großen, die mit unverhohlenem Ingrimm die Bevorzugung des jungen Helden gesehen hatten. Ja, dessen eigner Bruder Wichmann verließ trotzig das Heer, und ein andrer sächsischer Edler, Eckhard, suchte lieber den Tod im Gewühl des Kampfes, um nur nicht Hermanns Erhebung ertragen zu müssen. Aber der Trotz und Übermut der sächsischen Großen dehnte sich bald noch über weitere Kreise aus. „Die Sachsen", berichtet ihr damaliger Geschichtschreiber, „waren stolz darauf, daß die königliche Herrschaft an ihren Stamm gekommen war, und wollten keinem Mann andern Stammes mehr gehorchen." Trugen sie von einem solchen ein Lehn, so leisteten sie ihm als ihrem Lehnsherrn nicht die gebührende Pflicht, sondern thaten, als ob sie alles nur ihrem eignen Landsmann, dem König, zu verdanken hätten. So weigerte sich Bruning, ein sächsischer Edler, der im Hessen-Frankengau ein Lehn besaß, dem Herzog Eberhard, dessen Opferwilligkeit einst dem sächsischen Stamme die Königskrone verschafft, die schuldige Lehnspflicht zu leisten. Da überzog ihn Eberhard mit Fehde und zerstörte Brunings Burg Helmershausen an der Diemel. Otto, der seine Sachsen begünstigte, strafte Eberhard für diesen Bruch des Reichsfriedens mit einer Geldbuße, die er in edlen Rossen zu leisten hatte, die Großen aber, die es mit ihm gehalten hatten, verurteilte er zum Hundetragen nach Magdeburg, was eine altdeutsche Ehrenstrafe war (937). Rachedürstend und nicht versöhnt durch die reichen Geschenke, die ihnen Otto nach der Bestrafung verlieh, kehrten sie in ihre Heimat zurück. Und während hier die Gärung stieg, brach in Bayern offener Aufstand aus. Herzog Arnulf war gestorben, und sein ältester Sohn, Eberhard, weigerte sich, dem König zu huldigen und aus seiner Hand die herzogliche Gewalt über Bayern zu empfangen. Die weltlichen Großen waren ihm ergeben, und auch unter der Geistlichkeit hatte er eine Partei für sich. Da Otto auf gütlichem Wege nichts ausrichtete, so zog er mit Heeresmacht nach Bayern und unterwarf schnell das ganze Land. Eberhard wurde des Landes verwiesen und verschwindet seitdem aus der Geschichte. Das Herzogtum Bayern verlieh Otto an Berthold, der schon seit längerer Zeit die Verwaltung Kärntens gehabt, aber mit sehr beschränkter Machtbefugnis. Er nahm nicht nur das Recht der Besetzung der Bistümer, welches Heinrich I. einst seinem Vater überlassen, für sich 937

und die Krone wieder in Anspruch, sondern ernannte auch den jüngeren Sohn Arnulfs, der des Vaters Namen führte, zum Pfalzgrafen in Bayern und übertrug ihm die höchste Gerichtsbarkeit und die Aufsicht über die königlichen Besitzungen und Einkünfte im Herzogtum. Eine solche Teilung der Interessen mußte jede Auflehnung gegen den König unmöglich machen und Bayern dem Reiche näher verbinden. Zugleich bewies aber auch Otto durch dieses Verfahren, welche Anschauung er von der herzoglichen Gewalt hatte; er sah sie nicht als erbliches Lehen, sondern als Reichsamt an, das er nach seinem königlichen Ermessen verleihen und entziehen konnte. Denselben Grundsatz befolgte Otto jetzt auch in Sachsen. Wie er unbekümmert um den Widerspruch der Großen die herzogliche Gewalt an Hermann Billung verliehen, so verlieh er nach dem Tode Siegfrieds, welchem die Wenden an der mittleren Elbe bis zur Oder untergeben waren, die wichtige Stellung eines Markgrafen Gero vom Unterharz, einem Manne aus noch unbedeutendem Geschlecht, der aber staatsmännische Klugheit mit kriegerischem Talent verband. Seinem König treu ergeben, war Gero gegen die Feinde nicht nur tapfer, sondern auch grausam und treulos, übrigens fromm im Geiste der Zeit. Die Unterwerfung der Slaven wurde Geros Lebensaufgabe, und er ist der eigentliche Begründer der Marken jenseits der Elbe. Hatte nun auch Otto in der Wahl dieses Mannes abermals den sichern Scharfblick des großen Herrschers bewiesen, so trug ihm Geros Erhebung doch bittere Feindschaft in der eigenen Familie ein. Thankmar fühlte sich durch Geros Bevorzugung tief verletzt, um so mehr, als sich der Königssohn und Anverwandte Siegfrieds auf dessen bedeutende Stellung sichere Hoffnung gemacht hatte. Voll Ingrimm trat er mit Eberhard in geheime Verbindung.

Der Frankenherzog konnte es nicht vergessen, daß ihm Otto eine Buße auferlegt, weil er den Ungehorsam seines Vasallen durch Fehde geahndet hatte. Zum zweitenmal zog Eberhard gegen Bruning, und zwischen den fränkischen und sächsischen Waffenverbrüderungen entbrannte ein wilder Krieg, der Hessen, Franken und Westfalen mit seinen Greueln überzog. Thankmar vereinigte sich mit Eberhard. Vergebens lud Otto die streitenden Parteien vor einen Reichstag, vergebens versuchte er, den Weg der Milde und Güte einzuschlagen: die Gegner erkannten darin nur Schwäche. Thankmar nahm seinen Halbbruder Heinrich gefangen, bemächtigte sich der festen Eresburg und verwüstete von dort aus das Land. Ottos Lage war gefährlich, da zu befürchten stand, daß auch der zweifelhafte Herzog Giselbert von Lothringen und Hermann von Schwaben, ein Verwandter Eberhards, sich mit diesem verbinden werde. Doch das Glück blieb König Otto getreu. In der fränkischen Partei entstand Zwietracht. Graf Konrad, von seiner kleinen Gestalt „Kurzpold" genannt, und Wichmann, der seinem Haß gegen Otto entsagte, traten auf des Königs Seite. Dieser belagerte die Eresburg; Thankmar, hart bedrängt und von den Seinen verlassen, floh in eine Kirche. Die Feinde drangen auch in die heilige Stätte nach, und vor dem Altar sogar erneuerte sich der Kampf, als eine Lanze durch das Kirchenfenster sauste und den fechtenden Thankmar, der eben einen Gegner tödlich getroffen, zu

Boden streckte; einer von Ottos Kriegern gab ihm den letzten Stoß und raubte Thankmars goldene Kette, die dieser auf dem Altar niedergelegt hatte. Vier von seinen Anhängern büßten durch den Strang. Da unterwarf sich auch Eberhard; er erhielt Verzeihung, ward, jedoch nur auf kurze Zeit, ins Hildesheimische verwiesen und dann in seine vorige Stellung wieder eingesetzt (938), nachdem 938 er von neuem dem König Treue gelobt hatte.

Wenn aber Otto glaubte, seinen bisherigen Gegner, den Frankenherzog Eberhard, nunmehr auf die Dauer mit sich versöhnt zu haben, so sollte er sich in dieser Hoffnung bitter getäuscht sehen. Während die Ungarn sich einmal wieder in einem ihrer verheerenden Raubzüge über das sächsische Land ergossen, jedoch nach zwei Niederlagen zu einem verlustvollen Rückzug gezwungen wurden, brütete Eberhard, in dessen Seele das Feuer der Rache düster fortglühte, über Plänen zu neuer Empörung. Ehe er den gefangenen Heinrich freiließ, erregte er in dem ehrgeizigen Herzen des Königssohnes Pläne, die auf nichts Geringeres hinausliefen, als seinem Bruder Otto die Krone vom Haupte zu reißen, und die Einflüsterungen, mit denen er Heinrichs Seele erfüllte, fanden einen nur allzu empfänglichen Boden. Glaubte dieser doch schon längst, daß er, aus königlichem Ehebette entsprossen, gerechtere Ansprüche auf die Krone habe, als Otto. Im Bunde mit dem unversöhnlichen Eberhard und dem unruhigen und unzufriedenen Giselbert von Lothringen, der sein Herzogtum zu einem selbständigen Königreich zu erheben hoffte, hielt er im Anfang des Jahres 939 zu Saalfeld mit seinen Anhängern eine Versammlung, auf welcher die Ausführung der Verschwörung beraten ward. Das Ergebnis war, den Krieg in Lothringen zu eröffnen. Heinrich brach mit seinem Heere dahin auf, um sich mit Giselbert zu vereinigen. Bei Birthen am Rhein kam es zum Kampf (939). Ein kleines Häuflein Ottos, 939 so wird berichtet, das der Kriegsmacht seiner Feinde bei weitem nicht gewachsen war, hatte den Rhein überschritten, und Otto, der vergeblich mit Heinrich Unterhandlungen gepflogen, sah auf dem rechten Ufer des Flusses zu, wie seine Krieger dem augenscheinlichen Untergange entgegengingen, ohne daß er ihnen aus Mangel an Schiffen hätte Hilfe zuführen können. Da warf er sich vor der heiligen Lanze*) auf die Knie und betete: „Herr, der du alles geschaffen hast und alles lenkst, siehe herab auf dieses Volk, an dessen Spitze du mich gestellt, und entreiße es den Feinden, auf daß alles erkenne, daß deinem Willen kein Sterblicher widerstehen kann, denn du vermagst alles, du lebst und regierst in Ewigkeit!" Und in der That erfocht die kleine Schar des Königs, wenig über hundert Streiter in voller Rüstung, einen wunderbaren Sieg. Während einer Kriegslist zufolge die einen von vorn angriffen, fielen andre aus einem Hinterhalt dem Feinde in den Rücken und riefen in französischer Sprache: „Fliehet! fliehet! Rette sich, wer kann!" Da meinten die Lothringer, es sei

*) Auf dem Schafte dieser Lanze, welche Heinrich I. vom König Rudolf von Burgund zum Geschenk erhalten hatte, befand sich ein Kreuz, das angeblich aus den Nägeln gefertigt war, mit welchen die Hände und Füße des Erlösers durchbohrt wurden.

alles verloren, und wandten sich zu wilder Flucht. Viele wurden getötet oder gefangen. Heinrich selbst wurde verwundet, und anfangs meinte man, er sei gefallen, aber ein dreifaches Panzerhemd hatte die Gewalt des gegen seinen Arm geführten Streiches gebrochen, und bald erschien er wieder in Sachsen. Auch Thankmars Mörder war unter den gefallenen Sachsen.

Doch war mit diesem Siege Ottos die Kriegsnot noch nicht zu Ende. Heinrich war nach Sachsen zurückgekehrt; aber auch hier nahm seine Sache eine unglückliche Wendung; alle Städte und Burgen unterwarfen sich dem König, der jetzt seinen Bruder Heinrich in Merseburg bedrängte, so daß dieser um Frieden bitten mußte. Er erhielt eine dreißigtägige Waffenruhe, binnen welcher Frist er sich entweder unterwerfen oder mit seinen Leuten das Land verlassen sollte. Der unbeugsame Königssohn zog das letztere vor und ging wieder über den Rhein zu Giselbert, der sich mit Ludwig IV., König von Frankreich (mit dem Beinamen Ultramarinus), verbunden hatte. Jetzt trat auch Eberhard offen zu den Feinden Ottos über. Während die Dänen und Wenden sich von neuem erhoben, drangen die Franzosen nach dem Elsaß vor, und Eberhard besetzte die feste Stadt Breisach am Oberrhein. Des Königs Lage ward immer gefahrvoller, da nun auch der Erzbischof Friedrich von Mainz, und mit ihm der hohe Klerus, sonst die Stütze der deutschen Könige, gegen ihn auftraten. Otto zeigte aber gerade in diesem Drange einer sturmbewegten Zeit ein Vertrauen und eine Hoheit, als ob von keiner Seite her Gefahr drohte. Als er Breisach belagerte und nichts ausrichten konnte, rieten ihm seine Getreuen zur Flucht, aber Otto sprach: „Laßt ab von solchen Reden, denn es ist unsre Pflicht, gegen die Treulosen mutig auszuhalten, und wenn dann unsre Zeit gekommen ist, so laßt uns sterben und unsre Ehre nicht beflecken!" Das Glück rettete endlich den König aus aller Not und belohnte seine Entschlossenheit. Denn gerade sein rascher Zug nach Süddeutschland hatte ihm die Hilfe des Herzogs Hermann von Schwaben gewonnen, der sich als Mitglied des fränkischen Herzogshauses bisher neutral gehalten, und ihm zugleich auch dauernden Anhang unter den fränkischen Grafen verschafft, soweit sie dem Herzog Eberhard widerstreben mochten. Hermann im Verein mit drei fränkischen Grafen, Eberhards Verwandten und zugleich dessen erbitterten Feinden, überfiel die beiden Herzöge, Eberhard und Giselbert, unvermutet am Rhein, den diese unvorsichtig überschritten hatten, während ihr Heer noch auf der andern Seite bei Andernach stand. Eberhard fiel unter den wütenden Streichen; Giselbert, der einen mit
939 Fliehenden überfüllten Kahn bestiegen, ertrank in den Fluten des Rheins (939). Otto dankte Gott für seine Rettung. Breisach mußte sich ergeben, Heinrich des königlichen Bruders Gnade anrufen, die ihm dieser gewährte; die ungetreuen Bischöfe von Mainz und Straßburg wurden gefangen gesetzt.

Otto verlieh seinem Bruder Heinrich das Herzogtum Lothringen, doch konnte sich dieser in seiner neuen Stellung nicht behaupten. Er verließ das Land, und der König übertrug die Herzogswürde einem Grafen Otto. Diese Übertragung verletzte wieder Heinrichs Ehrgeiz, sein Ingrimm entbrannte von neuem, und

bald ergriff er eine neue Gelegenheit, seine ehrsüchtigen Absichten zu verfolgen. Die fortwährenden Kriege in den Marken gegen die Slaven, die Unzufriedenheit mit Geros Strenge und Kargheit in den Belohnungen hatten zur Folge, daß sich die Großen bei Otto über ihn beschwerten. Otto nahm sich seines treuen Dieners an und zog sich dadurch den bittersten Haß der sächsischen Großen zu. An ihnen fand Heinrich zahlreichen Anhang, und es bildete sich eine weitverzweigte Verschwörung. Auch der Erzbischof Friedrich von Mainz, der eben erst des Königs Gnade erfahren, gehörte zu den Verschwörern. Sie faßten den schändlichen Plan, den König am Osterfeste des Jahres 941, das er zu Quedlinburg feiern wollte, zu ermorden, um Heinrich auf den Thron zu erheben. Der höllische Anschlag ward jedoch entdeckt; die meisten Teilnehmer fanden den Tod durch Henkershand, der Erzbischof, den sein geistliches Amt vor gleicher Strafe schützte, ward nach Fulda in strenge Klosterhaft verwiesen. Heinrich rettete sich durch die Flucht. Da erst, in den Tagen der Not und stiller Zurückgezogenheit, zog die Reue ein in die Seele des verblendeten Königssohnes; er bat seinen Bruder um Gnade, dessen Groll bereits durch die Fürbitten Mathildens und einiger Bischöfe besänftigt war. Otto verzieh auch diesmal. „Obwohl deine unwürdige That," sagte er zu dem Bruder, „keine Gnade verdient hat, so will ich doch, da du gedemütigt bist, weiter nichts Böses über dich verhängen!" Indessen ließ er ihn in die königliche Pfalz zu Ingelheim am Rheine abführen, von wo er jedoch bald entkam. Als Otto zu Frankfurt das Christfest feierte (941) und dem Gottesdienste beiwohnte, der zur Nachtzeit gehalten ward, als noch der Gesang der Engel: „Friede auf Erden!" in seinem Herzen wiederhallte, warf sich plötzlich ein Mann im Bußkleide vor ihm nieder; Otto erkannte seinen Bruder, hob ihn auf und verzieh ihm großmütig. Von da an blieb nun aber auch Heinrich seinem Bruder in allen Wechselfällen des Lebens mit unverbrüchlicher Treue ergeben; beide Brüder wollten von da an nur ein und dasselbe, und die Lieder sangen nachher von ihrer Liebe und Eintracht. Heinrich suchte durch große Verdienste seine Vergehen wieder gut zu machen.

941

Seit dem Tage von Andernach (939), wo Eberhard und Giselbert den Untergang fanden, war die herzogliche Gewalt vollständig gebrochen, und die volle Königsmacht, die monarchische Reichseinheit gegründet und gesichert. Weit entfernt, nach dem Sturze Ottos dessen Bruder Heinrich auf den Thron erheben zu wollen, hatten die ehrgeizigen Herzöge keinen andern Plan, als in Franken die unbeschränkte herzogliche Gewalt früherer Zeiten wiederherzustellen, die lothringischen Lande auf immer von Deutschland zu trennen und auf diese Weise durch Vernichtung der sächsischen Königsmacht eine einheitliche Reichsregierung unmöglich zu machen. Über diese leidigen Sonderbestrebungen hatte das Königtum einen vollständigen Sieg davongetragen. Nach Eberhards Fall löste sich das Herzogtum Franken auf. Die Gaue am Main und Spessart bekam Berthold, Herzog von Bayern; Hermann von Schwaben, sein Bruder Udo und Konrad Kurzpold, denen Otto den Sieg verdankte, erbten die großen Eigengüter Eber-

hards; ein Graf Konrad „der Rote" bekam zu den Grafschaften an der Nahe, um Worms und Speier, noch reiche Besitzungen am Main und Neckar. Während Otto diese großen Vasallen durch Bande der Verwandtschaft und der Dankbarkeit an sein Haus fesselte, behielt er die eigentliche Herzogsgewalt in Franken in eigenen Händen. In den übrigen Herzogtümern war die herzogliche Gewalt wieder zu einem Amte herabgedrückt, über welches der König verfügte. Auch setzte Otto in allen Herzogtümern Pfalzgrafen ein, welche die königlichen Güter verwalteten, an des Königs Stelle zu Gericht saßen und die Herzöge durch Beaufsichtigung in Schranken hielten. Auch suchte Otto die Herzogsgewalt noch dadurch von sich abhängig zu machen, daß er sie so viel als möglich an Angehörige seines Hauses verlieh. Sein Schwiegersohn Konrad der Rote bekam Lothringen, und als Hermann von Schwaben selbst den König bat, seine einzige Tochter mit Ottos Sohn Ludolf vermählen und diesem die einstige Nachfolge im Herzogtum zuwenden zu dürfen, so erteilte Otto bereitwillig seine Genehmigung, und bald folgte Ludolf seinem Schwiegervater im Amte. Das erledigte Herzogtum Bayern gab er seinem ihm nun völlig ergebenen Bruder Heinrich. Franken, Sachsen und Thüringen verwaltete er selbst, und erst später machte er seinen getreuen Freund, Hermann Billung, dem es nach einem zwölfjährigen Kampfe gelungen war, den Böhmenherzog Boleslaw, der gleich anfangs dem König die Lehnspflicht verweigert hatte, zur Unterwürfigkeit zu bringen, zum Herzog von Sachsen. Und wie Otto so mit starker Hand die herzoglichen Gewalten dem Königtum dienstbar zu machen wußte, so schuf er sich auch die kirchliche Organisation zu einer Stütze seiner Herrschaft um, indem er von jetzt ab alle Bischöfe des Reiches durchaus von sich aus und in seinem Sinne ernannte. „Es waren gewaltige Schritte zur wahren Einheit des Reiches; sie sicherten dem König eine bisher ungekannte Handhabung der Königsgewalt und eine erhöhte Verfügung über die nationalen Kräfte." So stand denn das große Reich da, in allen seinen Teilen fest zusammengefügt und noch enger in sich verbunden als zur Zeit Heinrichs I. Damals erhob sich schon mächtig ein deutsches Nationalgefühl, alle Stämme fühlten sich als Glieder derselben großen Nationalität; wie sie ihre Sprache die deutsche nannten, so begannen sie nun auch sich selbst mit dem Gesamtnamen der Deutschen zu bezeichnen.

Als Otto die inneren Aufstände überwältigt und die Königsmacht fest begründet hatte, wandte er seine volle Thätigkeit den Grenzmarken zu, „indem er nach dem Beispiel seines Vaters die Slavenwelt im Osten und Norden des Reichs durch die Macht des Schwertes seiner Herrschaft unterwarf und für Christentum und deutsche Sitte und Bildung zu gewinnen suchte." Lange hatte der obenbezeichnete Gero, dem die slavischen Grenzländer im Osten übertragen waren, mit den Liutizen und den übrigen Wendenstämmen gekämpft, ohne ihrer vollkommen Herr werden zu können, weil sie in ihrer Tücke und Treulosigkeit sich an keinen Vertrag banden. Da lud er einst dreißig Häuptlinge der Liutizen zu einem festlichen Mahle ein und ließ sie, als sie vom Weine berauscht zu Boden sanken, sämtlich ermorden. Diese Blutthat hatte zur Folge, daß sich fast alle wendischen

Stämme von der Ostsee und Elbe bis zur Oder in wilder Wut erhoben. Nach langem Streite erlagen sie weniger dem Schwerte Ottos, als dem Verrate eines ihrer eigenen Fürsten, des Tugumir, der, durch Versprechungen gewonnen, die Feste Brennabor den Deutschen in die Hände spielte. Nun unterwarfen sich die Slaven und nahmen das ihnen aufgedrungene Christentum an. Selbst der Polenherzog Mieczislaw gelobte (962) Treue und Unterwerfung und erschien auf den großen Hoftagen in Deutschland. Auch Hermann Billung hatte gegen die nördlichen Wenden schwere Kämpfe zu bestehen, aber endlich wurden auch sie besiegt und in ein friedliches Verhältnis zum Reiche gebracht. Das herrenlos gewordene Land verteilte Otto an seine Vasallen; zahlreiche Burgen entstanden, wo Grafen mit ihren bewaffneten Mannen ihren Sitz hatten und für die Verteidigung des Landes sorgten. Die slavischen Großen wurden deutsche Vasallen und unterwarfen sich der Pflicht der Heeresfolge. Zur Einführung und Befestigung des Christentums sandte Otto Priester und Glaubensboten aus und gründete die Bistümer Brandenburg (949), Havelberg (946), Meißen (959), Merseburg (965), Zeitz, welche dem Erzstift Magdeburg (968) untergeordnet wurden. Im fernen Osten, in Polen, ward Posen gegründet. Aber noch oft erneuerten sich die Empörungen der Slaven, und es bedurfte langer Zeit bis das Evangelium in den Herzen der Wenden Eingang fand und ihre Gemüter zur Versöhnung stimmte.

Inzwischen war der Dänenkönig Harald Blatand (Blauzahn), Gorms Sohn, in die Markgrafschaft Schleswig eingefallen und hatte die Grafen und königlichen Vasallen vertrieben. Selbst Hermann Billung soll in dänische Gefangenschaft geraten sein. Da durchzog Otto verwüstend die jütische Halbinsel bis zu ihrer Spitze und warf dort, um nach alter Sitte die Grenzen seiner Herrschaft zu bezeichnen, seinen Speer ins Meer, an einer Stelle, die den Namen Ottensund erhielt.*) Der Dänenkönig mußte im Frieden Lehnstreue geloben und die Taufe annehmen. Auch in diesen Landen wurden (948) drei neue Bistümer angelegt, Schleswig, Ripen und Aarhus, und dem Metropolitansitz von Hamburg-Bremen untergeordnet. Hier wirkte Adaldag, Unnis würdiger Nachfolger, für die Mission unter Dänen und Schweden.

Ebenso breitete Ottos Bruder, der Bayernherzog Heinrich, gegen Osten bis zur Theiß und gegen Süden bis Istrien und Friaul seine Macht aus, so daß der sächsischen Kolonisation im Norden eine bayrische im Süden entsprach. Auch hier waren die Bistümer Regensburg und Passau für die Mission thätig. Überall war das Christentum in jener Zeit der germanischen Herrschaft förderlich. Dem deutschen Krieger folgte der deutsche Priester in die fernen Lande, und diesem der deutsche Kaufmann; durch ihre vereinten Bemühungen entwickelte sich an der Elbe, Oder und Donau ein reges Städteleben, wo christliche Kultur,

*) So berichtet wenigstens der Geschichtschreiber des deutschen Nordens, Adam von Bremen; seine Angaben werden neuerdings als zu sehr ausgeschmückt angezweifelt.

Gewerbsamkeit und Handel der Barbarei und den rohen Zuständen der alten Zeit siegreich entgegentraten.

Wenn auch Otto das herzogliche Amt beschränkt hatte, so war die Stellung des Herzogs noch immer von hoher Bedeutung: er stand in seinem Lande an der Spitze des ganzen Kriegswesens, hatte die Sorge für den Landfrieden und hielt Hof-, Gerichts- und Landtage, auf denen die Bischöfe, Äbte, Markgrafen, Grafen und Reichsvasallen im Lande vor ihm erscheinen mußten. Daneben ging aber Ottos Streben dahin, die Majestät des Königtums nach allen Seiten würdig zu entfalten. Ohne feste Residenz zog er von Pfalz zu Pfalz, die er in allen Landschaften und größeren Städten besaß, und der Glanz seines Hoflagers überstrahlte alle übrigen Höfe. So führte er ein ruheloses Wanderleben, so daß alle Stämme ihn als den Ihrigen ansehen lernten; wo er sich aber aufhielt, da war der Mittelpunkt des Reiches und der königlichen Machtherrschaft. Und wie jetzt der Glanz der fürstlichen Herrschaft in den Herzogtümern vor der Herrlichkeit des deutschen Königs und dem Ruhm seiner Thaten immer mehr in den Schatten trat, so begannen Sage und Volksdichtung sich der neuen, durch das Königtum gebotenen Stoffe zu bemächtigen, „und wenn die früheren Lieder von den Kämpfen der Stammesherzöge gegen die Könige erzählten, so feierten sie jetzt die herrlichen Siegesthaten des obersten Herrschers und seiner Großen." Seit Karl dem Großen, dem erhabenen Vorbilde Ottos, hatte kein Herrscher ein so glänzendes Hoflager um sich versammelt, als eben Otto I., den man bereits anfing „den Großen" zu nennen. An den hohen Festtagen umgab den Herrscher nun vollends die ganze Pracht und alle Herrlichkeit des großen Reiches; da empfing er die Besuche und Ehrenbezeigungen der geistlichen und weltlichen Großen, nahm ihre Geschenke und die Tribute der Unterworfenen entgegen. Feste drängten sich an Feste, Gelage an Gelage, aber neben dem bunten und fröhlichen Leben, das sich hier entfaltete, fanden auch die ernsten Fragen, die über des Reiches Wohl entschieden, hier ihren Platz. Über Krieg und Frieden wurde beraten, neue Verträge mit fremden Völkern geschlossen und andre gelöst, und auch das Fürstengericht war meist mit solchen Hoftagen verbunden.

Wenn sich auch Otto als der Nachfolger Karls des Großen betrachtete und die aus jener Zeit herrührenden noch lebensfähigen Institutionen zu bewahren bemüht war, so hatten sich doch die Verhältnisse seit den Zeiten der Karolinger bedeutend verändert. Die einzelnen Teile des Reiches wurden nicht mehr durch Sendboten beschickt, dagegen hatten die Immunitäten, d. h. gefreiten Besitzungen der Kirche und weltlichen Großen an Ausdehnung ungemein gewonnen, das Vasallentum war zu einer selbständigen Stellung gediehen, und die Wehrkraft ruhte mehr im Vasallenheer als im Heerbann. Denn den Kriegsdienst leisteten die Lehns- und Dienstmannen des Königs und der Kirche; durch den Lehnsverband wurden jetzt die meisten Freien, deren Zahl immer mehr abnahm, zusammengehalten: sie waren Vasallen entweder des Königs oder der Kirche oder eines andren Freien, der selbst wieder Vasall des Königs oder der Kirche war. Durch die größten Vasallen des Königs (Herzöge, Grafen, Pfalzgrafen, Burggrafen), mehr und mehr auch der Kirche (Vögte) wurden die Hoheitsrechte, im Frieden besonders der Gerichtsbann, ausgeübt, und wenn auch Otto die karolingischen Kapitularien in geeigneten Fällen zur Anwendung brachte, so lebten doch in dem Andenken des Volks die altgermanischen Rechtsgewohnheiten fort, und Otto, weit entfernt, sie zu brechen oder zu ersticken, ließ das ungeschriebene Volksrecht, wie es sich durch mündliche Tradition erhalten hatte, in Kraft, und Richter und Schöffen hatten unter seinem oder seines Stellvertreters Vorsitz das Urteil zu fällen. Wo er gegenwärtig war, saß er selber zu Gericht über schwere und zweifelhafte Sachen; geringere wurden, wo es anging, nach den Kapitularien oder nach altem Stammesrecht durch die freigewählten Schöffen entschieden. In dunkelen Fällen entschied das Gottesgericht, d. h. Zweikampf, Feuer- oder Kreuzesprobe.

Um die Königsmacht stark und auf die Dauer zu begründen, mußte Ottos Streben darauf gerichtet sein, über große Güter und Einkünfte verfügen zu können. Seine Domänen, seine großen Forsten erstreckten sich durch das ganze Reich, deren Ertrag in Ver-

bindung mit den übrigen Reichseinkünften, die sich aus Bergwerken, Zöllen und Wegegeldern, aus den Gefällen des Münz- und Marktrechtes, aus den Gerichtsbußen, aus der Kopfsteuer der Juden und den Tributen der unterworfenen Völker ergaben, die königliche Schatzkammer füllten. Es gab noch wenig Geld, und darum noch keine festen Abgaben, aber die „Ehrengeschenke" wurden immer mehr zu drückenden Steuern, und die Natural-Leistungen für den königlichen Haushalt, die Beherbergung und Bewirtung des Hofes und seiner Beamten auf Reisen, die Fuhr- und Spanndienste, die Ausrüstung und Unterhaltung der Kriegsheere, welche den einzelnen Landschaften zufielen, waren schwere Lasten für die Bewohner. Dafür erfreute sich aber das Reich jetzt der Sicherung seiner Grenzen: auf dem linken Elbufer lag die sächsische Nordmark (die heutige Altmark), südlich davon zwischen Saale, Elbe und Mulde die sächsische Ostmark oder nordthüringische Mark, an der oberen Saale bis zum Fichtelgebirge und sächsischen Erzgebirge das Osterland oder die südthüringische Mark. Diesen Marken schloß sich östlich die Mark Meißen an. Im Süden gab es eine bayrische Ostmark, das spätere Österreich, eine steierische und eine kärntische Mark, welche alle vom Herzogtum Bayern abhängig waren.

Je mehr sich das Reich im Innern festigte, um so eher konnte Otto auch den auswärtigen Verhältnissen seine Aufmerksamkeit zuwenden. Wir haben gesehen, wie Ludwig IV. (Ultramarinus), der Sohn Karls des Einfältigen, in den Familienkriegen die Aufrührer gegen Otto unterstützt und offen wieder den Anspruch auf Lothringen erhoben hatte. Freilich hatte sich dann nach einer freundschaftlichen persönlichen Begegnung beider Herrscher im Jahre 942 das Verhältnis besser gestaltet, ja Otto unternahm sogar, um Ludwig gegen seinen Rivalen, den nach der Krone strebenden übermächtigen Herzog Hugo von Francien, zu stützen, im Jahre 946 einen glänzenden Zug nach Westfranken 946 und wußte es dahinzubringen, daß der Papst Agapit II. eine allgemeine Synode der deutschen und westfränkischen Bischöfe nach Ingelheim ausschrieb, die im Jahre 948 bei Strafe des Bannes Hugo von Francien anhielt, sich dem recht- 948 mäßigen König Ludwig zu unterwerfen. Und als dann Hugo trotzdem sich nicht fügte, ließ Otto auf einer neuen Synode zu Trier den Bann aussprechen und sandte den Herzog Konrad von Lothringen gegen Hugo, dem es in wiederholten Feldzügen gelang, Ruhe zu stiften. So trat Otto als der gewaltige Schiedsrichter der Geschicke Westfrankens auf, und wenn auch in der Folge dort bald wieder der Widerstand sich regte, so blieb doch im ganzen während Ottos Regierung das Übergewicht Deutschlands über das westfränkische Reich unbestritten.

Mit derselben Machtfülle hat dann Otto auch in Italien Ordnung geschafft. Seit Arnulfs Zeiten, der zuletzt die römische Kaiserwürde erworben, hatten die deutschen Könige aufgehört, ihre Aufmerksamkeit den italischen Verhältnissen zuzuwenden. War auch das Kaisertum, die höchste Würde der christlichen Welt, von dem Höhepunkte seines ehemaligen Glanzes tief herabgesunken, so daß es, an unbedeutende, geringe Fürsten verliehen, endlich keiner Bewerbung mehr wert schien, so hatte doch die Idee eines römischen Kaisertums in den Herzen der abendländisch-christlichen Völker tiefe Wurzeln geschlagen. Die Weltordnung schien mit gebieterischer Notwendigkeit zu verlangen, daß, wie einst die alten Imperatoren das große römische Reich, so jetzt ein römischer Kaiser die gesamte

Christenheit des Abendlandes mit seinem Herrscherstabe lenke und unter seinem heiligen Banner gegen die Ungläubigen führe. Wenn die Sehnsucht nach einer Wiederkehr dieser alten kaiserlichen Herrlichkeit, die einst das Haupt Karls des Großen umstrahlt hatte, keineswegs erloschen war, so mußte auch in der Seele Ottos des Großen, der sich in allem den mächtigen Frankenherrscher zum Vorbild genommen, der Gedanke auftauchen, den Glanz der römischen Kaiserkrone mit der deutschen zu vereinigen. Es bedurfte nur einer äußeren Veranlassung. Das deutsche Reich hatte unter dem Scepter einer gewaltigen Persönlichkeit eine solche Machtstellung erreicht, daß ihm die römische Kaiserkrone, die höchste Würde der Christenheit, von selbst zufallen zu müssen schien. Die Völker Europas erkannten im deutschen Reiche den einzigen Hort gegen die Raubfahrten der Dänen, Ungarn und Sarazenen, und Italien sehnte sich um so lebhafter nach Erlösung aus einer zerrüttenden Anarchie, als die Macht des Stuhles Petri in der kaiserlosen Zeit tief genug gesunken war, und nur durch den Arm des mächtigen Otto eine Befreiung möglich schien. Ist es doch die traurigste Zeit päpstlicher Mißwirtschaft, die man mit dem bezeichnenden Namen Pornokratie belegt hat, in der die an der Spitze der römischen Adelspartei stehende sittenlose Römerin Theodora (die ältere) samt ihren beiden Töchtern Theodora (der jüngeren) und Marozia fast fünfzig Jahre hindurch den römischen Stuhl beherrschte und ihre Söhne und Enkel oder andre ihrer Kreaturen, z. B. Johann X., nach Gefallen zu Päpsten machte. Als Johann X. auf Anstiften der Marozia ermordet war (928), setzte diese zwei Päpste ein, „als dritten ihren Sohn Johann XI., nach dessen Tode ein andrer Sohn von ihr, Alberich, als senatorischer Beherrscher der Römer, vier weitere Päpste ernannte. Nach Alberichs Tode erbte dessen Sohn Octavianus das Machtgebot des Vaters und beherrschte, ein wollüstiger und verbrecherischer Jüngling, als Papst Johann XII. zugleich Kirche und Staat". Ebenso heillos war der Zustand Oberitaliens, und hier die nächste Gelegenheit eines Eingreifens für den deutschen König geboten. Überall herrschten Parteikämpfe zwischen großen Familien; in ihrem Übermute legten sie der geringeren Bevölkerung den Druck der Knechtschaft auf und trieben bei dem Verfall der italischen Königsmacht mit der Krone ein frevelhaftes Spiel, um stets den anarchischen Zustand zu erhalten, der ihrer Gewaltthätigkeit den weitesten Spielraum gewährte. Die Folge dieser Wirren war eine furchtbare Verwilderung der Sitten nicht nur bei dem Volke und den weltlichen Großen, sondern auch im geistlichen Stande.

Um das Jahr 930 hatte König Hugo von Niederburgund seine Herrschaft in Oberitalien aufgerichtet und strebte darnach, sie auch auf Mittelitalien und Rom auszudehnen. Aber gerade dieses Streben wurde ihm verhängnisvoll. Denn nicht nur erhoben sich die Römer unter jenem Alberich, dem Sohne der Marozia, die Hugo hatte zu seiner Gemahlin machen wollen, gegen ihn, sondern auch in Oberitalien selbst, wo er sich durch seine Despotie allgemein verhaßt gemacht hatte, erstand ihm ein gefährlicher Feind in dem Markgrafen Berengar von Ivrea, einem Enkel des einstigen Schattenkaisers Berengar. Er war vordem

vor der Rache Hugos nach Deutschland geflohen, hatte schließlich am Hofe König Ottos gelebt und kehrte nun im Jahre 945 als Lehensmann Ottos mit einem kleinen Heere nach Italien zurück und vertrieb Hugo, der in ein Kloster trat. Hugos Sohn Lothar, der sich mit der ebenso schönen als geistreichen Adelheid von Burgund vermählte, mußte die Regierung mit Berengar teilen, der ihn, wie man allgemein annahm, durch Gift aus dem Wege räumte und sich zum Könige von Italien krönen ließ (950). Berengar, der sich bisher durch Leutseligkeit und Freundlichkeit die Gunst der Großen gewonnen hatte, trat jetzt, wo er sein lange ersehntes Ziel erreicht, als ein übermütiger und gewaltthätiger Machtherr auf. Da man geneigt schien, der jungen Witwe des verstorbenen Königs, Adelheid, wenn sie zu einer zweiten Ehe schreiten würde, die Anerkennung ihres Gemahls als rechtmäßigen Königs von Italien zu sichern, so machte Berengar, um sich auf dem Throne zu befestigen, der Königin den Vorschlag, nach Ablauf der Witwentrauer seinem Sohne Adalbert die Hand zu reichen. Adelheid aber war weit entfernt, eine Verbindung mit dem widerwärtigen Adalbert einzugehen, zumal sie den Verdacht hegte, daß er samt seinem Vater der Mörder ihres Gemahls sei. Sie suchte daher nach Deutschland zu entfliehen.

950

Von dieser Flucht und ihren vielfachen Abenteuern haben wir eine eingehende metrische Schilderung der gelehrten Nonne Roswitha von Gandersheim in lateinischer Sprache. Die Königin ward eingeholt, von Berengars Gemahlin Willa, die als ein boshaftes und rachgieriges Weib geschildert wird, ihres Schmuckes beraubt, an den Haaren zu Boden gerissen und mit Füßen getreten. Dann ließ sie der Wüterich in einem Schlosse am Gardasee einkerkern, wo sie vier lange Monate zubrachte. Ein frommer Priester, Martin, ein Freund ihres Hauses, ward tief gerührt von dem Schicksal der gefangenen Königin und faßte den Plan, sie zu retten. Er untergrub, wie es heißt, die Mauern ihres Kerkers und führte sie in einem Kahne über den See. Nun vergingen mehrere Tage unter mancherlei Abenteuern und Gefahren. Die Königin mußte sich in Kornfeldern vor ihren Verfolgern verbergen und mit Fischen, die ihr ein gutmütiger Fischer zubrachte, ihr Leben fristen. Endlich hatte ihr der treue Martin einen sicheren Zufluchtsort in Canossa ausgemacht, wo sie der Markgraf Azzo in seinen Schutz nahm. Zwar umlagerte Berengar Canossa, allein Martin machte sich auf den Weg nach Deutschland mit einem Schreiben Adelheids, worin sie den Schutz des mächtigen Otto anrief und ihm ihre Hand mit der Krone von Italien antrug.

Wie sehr auch die Sage die Leiden und Drangsale der frommen königlichen Dulderin ausgeschmückt haben mag: der Hilferuf der schönen Frau rührte das Herz des deutschen Königs, und er beschloß, sie von ihrem Dränger zu befreien, und sich durch ihre Hand — er war damals nach dem Tode der angelsächsischen Editha Witwer — ein Recht auf Italien zu erwerben, da sich schon längst die Vorstellung ausgebildet hatte, daß nur ein König von Italien römischer Kaiser sein könnte. Aber noch ehe er mit dem gesamten Kriegsheere über die Alpen drang, war ihm sein junger Sohn Ludolf, von Thatendurst fortgerissen, vorangeeilt, in der Hoffnung, sich den ersten Lorbeer um das Haupt zu winden und sein Herzogtum Schwaben nach Süden zu erweitern, vielleicht auch durch eine rasche Beendigung der italienischen Zerwürfnisse die Absichten des Vaters hintertreiben zu können. Allein er kämpfte unglücklich gegen Berengar, die Lebensmittel

gingen ihm aus, und er mußte beschämt sein kleines Häuflein dem Vater zu- 951 führen (951), als dieser mit einem wohlgerüsteten Heere in das Thal der Etsch herabstieg. Mit Unwillen empfing ihn der Vater und ließ ihn seinen scharfen Tadel fühlen, nicht weniger traf ihn der Spott seines Oheims, des bayrischen Heinrich, der schon im Jahre zuvor, die italischen Wirren benutzend, das ganze Ostgebiet des Landes Friaul erobert und seinem Herzogtum einverleibt, vielleicht auch durch seine eifersüchtigen Gegenwirkungen einen Erfolg Ludolfs vereitelt hatte und eben jetzt bei Otto und Adelheid zu hohem Ansehen gelangte. Als nämlich Otto ohne Widerstand durch die Lombardei zog und seinen Einzug in Pavia gehalten, führte Heinrich auf Ottos Geheiß die Königin Adelheid in sein Hoflager und wußte durch sein freundliches Bezeigen einen so günstigen Eindruck auf Adelheid zu machen, daß sie ihm seitdem ihr dauerndes Wohlwollen schenkte. Otto feierte bald seine glänzende *Vermählung* mit ihr und nannte sich bereits 951 König von Italien (951).

Ottos damaliges Glück sollte nicht ohne Bitterkeit bleiben. Das neue Ehebündnis rief in seiner Familie abermals den Geist der Empörung hervor. Ludolf, durch den erlittenen Tadel und Heinrichs Ansehen bei dem königlichen Ehepaar verletzt, auch wohl aus der neuen Ehe Gefahr für sein Thronrecht fürchtend, kehrte gleich nach dem Vermählungsfeste nach Deutschland zurück, ohne sich zuvor zu verabschieden. Bald traf auch der Erzbischof Friedrich von Mainz bei ihm ein, den Otto von Pavia aus nach Rom abgeschickt hatte, um mit dem Papste Verhandlungen über die Kaiserkrönung zu pflegen. Aber der Besuch der königlichen Familie ward abgelehnt, und Otto schrieb das Mißlingen seines Planes der Ungeschicktheit oder dem bösen Willen des Mainzer Erzbischofes zu. Jetzt schmiedeten Ludolf und der beleidigte Prälat um die Weihnachtszeit 951 schlimme Pläne. Unheil ahnend eilte Otto, ehe er in Italien Ordnung geschaffen, über die Alpen zurück und übertrug die Beendigung des Kriegs mit Berengar seinem Schwiegersohn, Herzog Konrad von Lothringen. Aber Konrad, der an dem italischen Krieg kein Gefallen gehabt zu haben scheint, schloß mit Berengar einen Vertrag, daß er im Besitz seiner Herrschaft bleiben sollte, wenn er in Sachsen dem König als seinen Oberlehnsherrn huldigen wollte, wobei er ihm eine ehrenvolle Aufnahme verbürgte. Als aber Berengar 952 sich im Jahr 952 zu Magdeburg vor Otto einfand, behandelte ihn dieser verächtlich und streng, und Konrad, der sein verpfändetes Wort unbeachtet sah, auch sonst sich zurückgesetzt glaubte, fühlte sich gleichfalls beleidigt. Zwar ließ Otto den Berengar in Augsburg vor sich, und dieser empfing, nachdem er den Vasalleneid geleistet, die lombardische Krone aus den Händen des deutschen Königs; wenn dieser aber gehofft hatte, dadurch den Frieden in der Familie hergestellt zu haben, so sollte er sich bitter täuschen. Konrad von Lothringen, Ludolf von Schwaben und der Mainzer Erzbischof verharrten in ihrem Groll, und der Übermut des vom Hofe bevorzugten Bayernherzogs machte jede Aussöhnung unmöglich. Noch im Jahr 952 brach die Empörung aus, *der Kampf der Söhne gegen den Vater*. Otto entsetzte beide ihrer Herzogtümer zu

Fritzlar. Noch einmal wüteten die Schrecken des inneren Krieges durch alle Gaue des Reichs. Otto mußte sich wieder gegen Glieder seines Hauses rüsten und belagerte sie in Mainz. Zwar zeigten sie sich nach sechzig Tagen zur Unterwerfung bereit, verlangten aber auch Verzeihung für alle ihre Anhänger, und da sich Otto darauf nicht einließ, dauerte der Krieg fort. Ludolf, der aus Mainz entkam, wiegelte sogar Bayern auf, und hier und in andern Herzogtümern tauchten nochmals die Sympathien für die alten Stammesherzöge auf. Ottos Lage wurde immer gefährlicher; es fehlte nicht an Stimmen, welche Ludolfs und Konrads Verhalten rechtfertigten, den König als den Urheber des Familienzwistes anklagten und seine italische Politik aus nationalen Gründen verwarfen. Da änderte sich mit einem Male die Lage der Dinge. Die Ungarn benutzten im Frühling des Jahres 954 die Zerrüttung im Reich und überzogen Bayern 954 mit einem ihrer verheerenden Einfälle, und die Empörer waren verblendet genug, sich mit dem Erbfeinde, der „Pest des Reiches", zu verbinden. Da trat ein Umschwung der Stimmung ein, und die Verschwornen verloren die Teilnahme des Volks. Dennoch belagerte Otto vergebens längere Zeit Regensburg: all seine Anstrengungen scheiterten an der Tapferkeit der Verteidiger. Er mußte endlich sein Heer unverrichteter Sache wegführen und drang bis zur Iller vor, wo Ludolf sein Lager aufgeschlagen hatte. „Schon erwartete man mit bangen Gefühlen den Beginn der Schlacht, als es den Bischöfen von Augsburg und Chur gelang, den unnatürlichen Kampf zu verhindern. Ludolf legte die Waffen nieder und unterwarf sich der Bedingung, daß auf einem Reichstage zu Fritzlar der Streit geschlichtet werden sollte." Aber von Reue getrieben, wartete er diesen Tag nicht ab. In der Nähe von Berka in Thüringen, als Otto gerade der Jagd oblag, warf er sich vor seinem Vater barfuß nieder, gelobte Gehorsam und ward wieder in Gnaden angenommen. Um diese Zeit starb Friedrich von Mainz, und auf einem Reichstage in Thüringen (Dez. 954) unterwarfen sich 954 Ludolf und Konrad, aber ihre Herzogtümer erhielten sie nicht wieder. Schwaben bekam Heinrichs Schwiegersohn Burkhard, Lothringen Ottos Bruder Bruno, Erzbischof von Köln, auf dessen Antrag dann das Land in Oberlothringen (an der Mosel) und Niederlothringen (an der Maas) geteilt wurde, von denen jedes einen eignen Herzog unter Brunos Aufsicht bekam. Auch Bayern wurde wieder unterworfen, und schon im Jahre 955 konnte Otto nach der Einnahme von Regensburg das Land seinem Bruder von neuem überweisen. Als dieser noch im selben Jahre starb, kam Bayern mit Ottos Einwilligung an Heinrichs Sohn, Heinrich den Zänker, der das ganze Herzogtum Friaul, die schönen Marken Istrien, Aquileja, Verona und Trient, welche Berengar endgültig hatte abtreten müssen, noch zu seinem Herzogtum erhielt.

Die Beruhigung des Reichs im Innern war dringend nötig gewesen, um die vereinigten Kräfte wider die Feinde von außen richten zu können. Es waren die **Ungarn**, welche schon das Jahr zuvor einen Raubzug durch Deutschland, Südfrankreich und Italien gemacht hatten. Im Jahr 955 fielen sie in 955

Bayern ein und drangen unter Morden, Sengen und Brennen bis Augsburg vor. Andre Scharen überschwemmten Schwaben bis zum Schwarzwald hin. So zahlreich waren sie, daß sie meinten, ihre Rosse sollten die deutschen Flüsse und Seen austrinken und die Städte zerstampfen; wenn nicht die Erde sie verschlänge oder der Himmel auf sie herabstürze, so könne sie niemand besiegen. Die Bewohner von Augsburg, von den Haufen der Flüchtigen, die sich in die Stadt gerettet, unterstützt, schlugen die ungeheuren Scharen der Stürmenden tapfer zurück. Der Bischof Udalrich (Ulrich), ein kriegskundiger Kirchenfürst, stand ohne Helm, Schild und Harnisch im Priesterkleide mitten im Pfeilregen unverletzt unter den Kämpfenden und sprach ihnen Mut ein. Die Feinde zeigten übrigens nicht mehr den früheren Ungestüm, und die vorderen Reihen mußten mit Geißelhieben in den Kampf getrieben werden. Als die Nacht hereinbrach und die Ungarn ruhten, ließ Udalrich die Männer eifrig an den beschädigten Mauern und Türmen arbeiten, während die Weiber mit den Klosterjungfrauen in feierlicher Prozession die Stadt durchzogen, die göttliche Hilfe zu erflehen. Mit dem dämmernden Tage las der Bischof die heilige Messe, stärkte die Krieger mit dem Brote des ewigen Lebens und stimmte laut den Psalm Davids an: „Und wenn ich im Schatten des Todes wandle, fürchte ich nichts, denn der Herr ist mit mir." So ermutigt hielten die Augsburger den wütenden Angriff aus, bis die frohe Kunde erscholl, König Otto ziehe mit einem Heere heran, Augsburg zu entsetzen. Da ließen die Ungarn von der Belagerung ab und gingen auf das rechte Ufer des Lech zurück, während die Deutschen sich dem linken näherten.

Bischof Udalrich zog mit seiner Heldenschar dem König entgegen und begrüßte ihn als Retter der Stadt. Otto ordnete als Vorbereitung zum Kampfe ein Fasten an und bestimmte den folgenden Tag, den 10. August des Jahres 955, zur Schlacht. Klein war das deutsche Heer im Vergleich mit der zahllosen Menge der Feinde, aber seine Stärke lag in der schwerbewaffneten Ritterschaft. Im deutschen Heere versöhnten sich alle Krieger, die miteinander feind gewesen, und jeder gelobte zuerst seinem Anführer, dann seinem Nebenmann seine Pflicht zu thun. Otto teilte sein Heer, bei dem die Sachsen und Lothringer fehlten, in acht Haufen. Die drei ersten bildeten die Bayern unter dem Grafen Eberhard, denn Herzog Heinrich lag schwer krank danieder in Regensburg; dann folgten die Franken, die meist aus Reitern bestanden, unter Konrad, der vor Begierde brannte, sein an Otto begangenes Unrecht zu sühnen. Er war geübt in jeder Art ritterlichen Kampfes und bei den Kriegern allgemein beliebt. Den fünften Haufen bewährter Streiter, aus dem ganzen Heere erlesen, führte der König selbst; vor ihm her flatterte das Reichsbanner, der Erzengel Michael, wie er den Lindwurm zertritt. Die beiden folgenden Züge bestanden aus Schwaben unter Herzog Burkhard, und der achte Haufen, tausend Böhmen, sollte das Gepäck verteidigen.

955

Die Ungarn kamen dem Angriff zuvor. Verwegen schwimmen sie im Angesicht des Feindes durch den Lech, umschwärmen das ganze Heer und fallen

endlich mit starken Haufen auf das letzte Treffen. Die Böhmen sind schnell überwältigt, das Gepäck wird genommen, und die Ungarn werfen sich mit erhöhtem Ungestüm auf die Schwaben. Auch diese geraten in Unordnung und beginnen zu weichen. Da gibt Otto Befehl, Herzog Konrad solle dorthin mit den Seinigen vorgehen, und es gelang dem tapferen, kriegserfahrenen Fürsten, die Schlacht auf dieser Seite wiederherzustellen und den Siegeslauf der Ungarn aufzuhalten. Nun rückt auch Otto, nachdem er seine kurze, feurige Rede mit den Worten geschlossen: „Besser ist es, ruhmvoll im Kampfe zu fallen, als unter dem Joche der Feinde ein Sklavenleben zu führen!" in der Rechten das Schwert, in der linken die heilige Lanze, mit den vier ersten Schlachthaufen vor, um die Ungarn in den Fluß zu drängen. Nach langem Morden siegten die Deutschen, und die Ungarn wandten sich zu wilder Flucht. Viele fanden ihren Untergang in den Wellen, viele sanken unter dem Schwerte; viele, die sich in die benachbarten Dörfer geflüchtet hatten, starben jämmerlich in den Flammen, als die Deutschen die Dörfer anzündeten. Zwei Tage dauerte die Verfolgung, und nur sieben Ungarn sollen, mit abgeschnittenen Ohren und Nasen, die Heimat wiedergesehen haben. Aber auch die Deutschen hatten schwere Verluste; viele Edle waren gefallen, unter ihnen Herzog Konrad. Als er, von der Hitze des Sommertages und des Gefechtes ermattet, die Halsberge lüftete, traf ihn ein Pfeil in die Kehle. Dieser Sieg auf dem Lechfelde hat den Ungarn einen solchen Schrecken eingeflößt, daß sie seitdem nicht wieder nach Deutschland gekommen sind. Seit zweihundert Jahren hatte sich kein König eines solchen Sieges zu erfreuen gehabt. Otto wurde von dem Heere als Vater des Vaterlandes und Kaiser begrüßt. Er aber gab Gott die Ehre und ordnete Dankfeste in allen Kirchen an. Unter dem Jubel des Volkes kehrte der Sieger nach Sachsen zurück. Die Magyaren aber gaben von nun an ihr unstetes Raub- und Wanderleben auf, und auch bei ihnen schuf das Evangelium, um dessen Verbreitung sich Bischof Pilgrim von Passau aus verdient machte, mildere Sitten. Ihr König Stephan, dem der Papst eine goldene Königskrone sandte (1001), und den die Kirche als Heiligen verehrt, trat als Ordner und Gesetzgeber des Staates auf.





„Otto Imperator Augustus."

Kaiserſiegel Ottos des Großen.

Die inneren Unruhen waren bewältigt, die übermütigen Reichsfeinde zu Boden geworfen, und Otto ſtand wieder in dem alten, ja in noch erhöhtem Glanze ſeiner Macht da. Dieſe Macht aber ſtellte er von jetzt ab auf ganz andre Grundlagen, ein Vorgehen, das eine völlige Schwenkung in der inneren Politik Ottos bedeutet. Hatte bisher die Maßregel, die herzoglichen Gewalten an Mitglieder des königlichen Hauſes zu verleihen, nicht dazu ausgereicht, das Herzogtum feſt an das Königtum zu ketten, ſo drückte jetzt Otto planmäßig die Herzogtümer zu bloßen Ämtern herab, zerſchlug ſie oder beſetzte ſie, wie gezeigt, mit unbedeutenderen Kräften, ohne ein irgendwie geartetes Erbrecht anzuerkennen. Dagegen brachte er die Mitglieder der königlichen Familie ſelbſt in die hervorragendſten kirchlichen Ämter, ſchon im Jahre 953 hatte er ſeinem Bruder Bruno Köln gegeben, jetzt kam der Mainzer Erzſtuhl an Wilhelm, einen außerehelichen Sohn, Trier an Heinrich, einen entfernten Verwandten des Königs, und bald waren auch die übrigen wichtigen Biſtümer mit Otto treu ergebenen, in der Kapelle des Hofes vorgebildeten Geiſtlichen, vertrauten Freunden ſeiner Politik beſetzt. In ihnen, den geiſtlichen Großen, bei denen der Gedanke einer erblichen Gewalt ſich nicht bilden konnte, über deren Stellen der König unbedingt beim Tode der jeweiligen Beſitzer verfügte, die er als ſeine regelmäßigen Verwaltungsbeamten anſah, glaubte Otto fortan die ſicherſte Stütze des Throns gefunden zu haben. In dieſer Abſicht gründete er das geiſtliche Fürſtentum. „Die Kirche erfreute ſich des abſoluteſten ſtaatlichen Schutzes: es war ſelbſtverſtändlich, daß die Könige fromme Herrſcher waren; ſie gewann eine Fülle nutzbarer Hoheitsrechte des Staates; ſie gelangte in den Beſitz auch urſprünglich ſtaatlicher hoher Verwaltungsſtellen, vor allem der Grafſchaften. Otto verſchlang die Kirche eng mit dem Staate, um durch ſie zu herrſchen; wollte er dauernd ihres Beiſtandes ſicher ſein, ſo mußte er

den Universalbischof der Kirche in seinen Händen haben. Die kirchliche Politik der fünfziger Jahre trieb den deutschen Kirchengewaltigen nach Rom, den nationalen König zur Kaiserkrone."*) Und die Erwerbung derselben ward ihm durch die Zerrüttung der italischen Verhältnisse erleichtert. Berengar hatte die Unruhen und Verwirrungen im deutschen Reiche benutzt und mit Willkür und Eigenmacht gewaltet, ohne das in Augsburg eingegangene Lehnsverhältnis zum deutschen König anzuerkennen. Otto hatte den Gedanken an die Kaiserwürde niemals aufgegeben, und Berengars Treulosigkeit gab ihm Veranlassung, von neuem in die Händel Italiens einzugreifen und auf diesem Wege das höchste Ziel aller irdischen Herrlichkeit zu erreichen. Schon im Jahr 957 schickte er seinen Sohn Ludolf über die Alpen, um den pflichtvergessenen Lombarden zu züchtigen und durch rühmliche Thaten seine eigne, nicht vorwurfsfreie Vergangenheit in Vergessenheit zu bringen. Mit Freuden unterzog sich Ludolf, dem das Königreich Italien statt des verlornen Schwabens in Aussicht gestellt war, diesem Auftrage, und schon hatte er in zwei Treffen gesiegt und Pavia erobert, als der Königssohn in der Blüte seiner männlichen Jugend — er war noch keine dreißig Jahre alt — von einem tödlichen Fieber dahingerafft wurde, das, wie man glaubte, die schändliche Willa, die Gemahlin Berengars, durch ihr Gift zu bewirken gewußt hatte (Sept. 957). Nach seinem Tode gewann Berengar schnell die verlorne Macht wieder und strebte sogar nach dem Besitz des Exarchats. Aber auch der Papst Johann XII., der mit sechzehn Jahren den Stuhl Petri bestiegen, ein ehrgeiziger Fürst von heftigen Leidenschaften, strebte nach Erweiterung seiner weltlichen Macht und suchte das Exarchat und die Pentapolis, die zu der Schenkung Pippins und Karls des Großen gehörten, aber nicht immer im Besitz des apostolischen Stuhles gewesen waren, für den letzteren dauernd zu gewinnen. Da er sich aber durch seinen lasterhaften, der ausschweifendsten Sinnlichkeit ergebenen Wandel den Haß der Römer zugezogen hatte — sein Palast wurde zu einem orientalischen Harem —, so verband er sich, in dem Gefühle, daß seine gemeine Natur zu solchen Bestrebungen nicht ausreiche, mit Berengars Feinden, um Otto zu einem Zuge nach Italien zu bewegen. Otto feierte gerade in Regensburg das Weihnachtsfest, als die Gesandten des Papstes vor ihm erschienen mit der Aufforderung, durch einen Zug nach Italien den Gewaltthätigkeiten Berengars ein Ende zu machen und die Kaiserkrone in Empfang zu nehmen. Der deutsche König ergriff gern die Gelegenheit, seinen langgehegten Wunsch auszuführen. Mit einem zahlreichen Heere, begleitet von seiner Gemahlin Adelheid und vielen weltlichen und geistlichen Großen, zog er über die Alpen und erschien, ohne Widerstand zu finden, in Mailand (961). Hier ließ er den treulosen Lehnskönig für abgesetzt erklären und sich die lombardische Krone aufsetzen. Darauf zog er nach Rom, wo der unwürdige Papst sich um alles Ansehen gebracht hatte und nur durch Ottos mächtige Hand in seiner hohen Stellung erhalten werden konnte. Nach-

957

961

*) Lamprecht, Deutsche Geschichte II., S. 152.

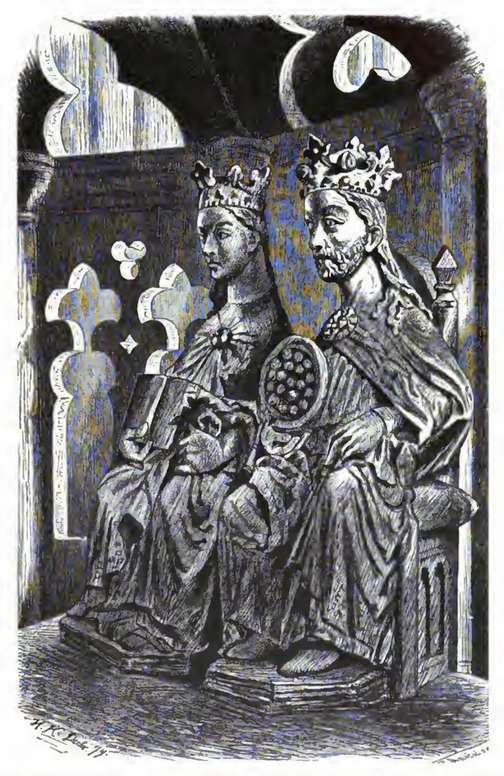
dem Otto ihm eidlich zugesichert, die Rechte der Kirche ehren und ihr Oberhaupt schützen zu wollen, empfing er aus der Hand des Papstes die römische Kaiserkrone unter dem Zujauchzen des römischen Volkes, das ihm unverbrüchliche Treue schwur. Auch Adelheid wurde gesalbt und gekrönt. 962 (Febr. 962.)

Mit der Krönung Ottos war die Gründung eines heiligen römischen Reichs deutscher Nation gegeben. Von nun an kam die Kaiserkrone und damit die höchste weltliche Gewalt in der Christenheit dem deutschen König zu, und jeder König erschien durch seine Wahl verpflichtet, sie durch eine Romfahrt zu erwerben. Hatte Otto auch nur die Oberherrschaft über Rom und sein Stadtgebiet erhalten, so wurde doch durch ihn der so tief gesunkenen Kaiserwürde wieder ein neuer Glanz verliehen. Denn mit der Wiedererneuerung des von Karl dem Großen gegründeten abendländischen Kaisertums verband sich fortan auch wieder die Idee der Schutz- und Schirmherrschaft über die Kirche und der oberstrichterlichen Gewalt über alle, die dem Recht und der Ordnung widerstrebten. Die Vorstellung von der Hoheit und Machtfülle der römischen Imperatoren ging nun auf Otto, wie einst auf Karl den Großen, über und trug nicht wenig dazu bei, das Bewußtsein der Einheit im deutschen Volke zu erwecken und zu heben, dessen Kraft und Größe sich fortan an dem Gedanken emporrankte, daß unter allen Völkern das deutsche an Macht das erste und sein Kaiser unter allen christlichen Herrschern der oberste sei. Und wenn auch viel Kraft vergebens verschwendet und Ströme von Blut umsonst vergossen wurden, so daß man Italien das Grab der Deutschen nannte, wenn auch das Streben nach einer idealen Glorie zum Sturz des Kaisertums und zur Zersplitterung Deutschlands geführt hat, so war doch die Verbindung mit Italien für die Bildung, Gesittung und geschichtliche Größe der deutschen Nation von den größten und wohlthätigsten Folgen. Der deutsche Geist entwickelte sich an den Resten der antiken Kultur in Italien; es erwachte und erstarkte durch die Anschauung eines ausgebildeten Städtelebens ein reges Streben nach bürgerlicher Freiheit. So wurden Staatseinrichtungen, Handel, Künste und Wissenschaften gegenseitig durch die lange dauernde Verbindung beider Völker, die nun die Arbeit christlicher Kultur übernahmen, gehoben und gefördert.

Durch die Wiederherstellung der römischen Kaiserwürde in seiner, des deutschen Königs Person, stellte Otto dem deutschen Volke die große und schwere Aufgabe, Träger der Weltgeschichte zu sein. Die frühere, von Heinrich I. angebahnte naturgemäße Mission und Eroberung im Norden und Osten ward aufgegeben, als die Ottonen anfingen, den Schwerpunkt ihrer Herrschaft von dem Norden nach dem Süden zu verlegen.

Otto konnte ohne wiederholte Römerfahrten sein kaiserliches Ansehen in Italien nicht behaupten. Kaum hatte er sich aus Rom entfernt, um sich gegen Berengar zu wenden, so knüpfte Johann XII., der in dem deutschen König einen Herrscher gefunden, welcher nicht nur die erloschenen kaiserlichen Hoheitsrechte beanspruchte, sondern auch in kirchlichen Dingen das entscheidende Wort sprach,*) geheime Verbindungen mit Berengar an und nahm dessen Sohn Adalbert mit größter Auszeichnung bei sich auf. Empört über diesen Treubruch, kehrte

*) „Schon wenige Tage nach der Kaiserkrönung ließ er sich von einer Synode in der Peterskirche das Recht übertragen, die kirchlichen Verhältnisse im Slavenlande unter Begründung eines Erzbistums in Magdeburg und eines Bistums in Merseburg von sich aus zu ordnen: es war der Anfang einer kaiserlichen Kirchenhoheit in Deutschland.“ (Lamprecht).



Statuen Ottos des Großen und der Editha in einer Kapelle des Doms zu Magdeburg.

Otto nach Rom zurück, aus welchem Johann entfloh, und berief ein Konzil deutscher und italischer Bischöfe, auf welchem der Papst der schwersten Verbrechen angeklagt und seines hohen Amtes entsetzt ward. An seine Stelle trat Leo VIII. Die Römer aber mußten schwören, künftig keinen Papst ohne 963 Ottos und seines Sohnes Genehmigung zu wählen (963). Den Winter brachte der Kaiser in Rom zu, entließ aber den größten Teil seines Heeres nach Deutschland. Da griffen Johanns Anhänger das zurückgebliebene kleine Häuflein an, wurden aber auf der Tiberbrücke geschlagen und mußten Geiseln stellen. Kaum war Otto zur Verfolgung Adalberts nach dem Süden aufgebrochen, als die Römer den neuen Papst vertrieben und Johann XII. wieder aufnahmen, ja sogar wider ihren dem Kaiser geleisteten Eid nach dessen Tode einen andern wählten. Da kehrte Otto zurück, eroberte Rom, ließ von einem Konzil Leo VIII. wieder einsetzen und verwies den abgesetzten Papst, Benedikt V., der sich reumütig zu Ottos Füßen niederwarf, nach Hamburg 964 (964). Auch Berengar ward endlich überwunden und mit seiner Gemahlin Willa gefangen nach Bamberg geführt. Adalbert war nach Frankreich entkommen und dort gestorben.

Otto kehrte in die Heimat zurück. Aber auch jetzt konnten die Römer nicht Ruhe halten. Der Kaiser kam zum drittenmal über die Alpen und ließ in Rom dreizehn der Widerspenstigen hängen, köpfen, blenden und verweisen 966 (966). Bei seiner Anwesenheit ließ Otto seinen und der Adelheid Sohn, nachmals Otto II., zum Mitregenten und Nachfolger im Kaisertum krönen. Allein es stellte sich immer mehr heraus, daß an eine unbestrittene Beherrschung Roms und des Papsttums nur zu denken war, wenn man auch Unteritalien in der Gewalt hatte. Otto lenkte deshalb seine Blicke zunächst auf die langobardischen Herrschaften, die ja auch dem Reiche der Karolinger noch angehört hatten, wußte einige Große dieser Fürstentümer an sich zu ketten, zumal Pandulf den Eisenkopf, Fürsten von Capua, der zu seinem Fürstentum noch die Marken Spoleto und Camerino als Lehen erhielt, und dessen Oheim Landulf von Benevent, der ebenfalls die Lehnsoberhoheit des Reiches anerkannte. Mit diesen Maßregeln that der Kaiser „über die Absicht, den Papst zu beherrschen hinaus, wenn auch freilich nur von dieser Absicht getragen, den ersten Schritt zum Universalreich, und damit zum Kampf gegen die bestehenden Weltreiche der Byzantiner und auch des Islams“. Wohl um dem drohenden Konflikt mit Ostrom vorzubeugen und für seine Ansprüche eine rechtliche Grundlage zu schaffen, vielleicht auch, um auf diesem Wege eine rechtliche Anerkennung seines neugeschaffenen westlichen Kaisertums durch den Osten zu erreichen, wünschte Otto seinen Sohn mit der griechischen Prinzessin Theophano, einer Tochter des griechischen Kaisers Romanus II., zu vermählen, welche die Provinzen Apulien und Kalabrien als Brautschatz mitbringen sollte, um auf diese Weise den Rest von Italien mit dem römisch-deutschen Reiche zu vereinigen. Der Antrag scheiterte damals, weil der griechische Kaiser Nicephorus die italischen Provinzen nicht ablassen wollte, ja er verlangte sogar, Otto sollte Rom und

Erklärungstafel

zu Widukind von Corvey über Otto den Großen.

(Über Widukind siehe die Erklärungstafel der Stelle über Heinrich I.)

Text und Übersetzung.

praeter regie(ae) discipline(ae) terrorem semper iocundus.
abgesehen von des königlichen Ernstes Schrecken immer freundlich.
dandi largus, dormiendi parcus et inter dormiendum
im Schenken freigebig, im Schlafen sparsam und im Schlafe
semper aliquid loquens, quo eum semper vigilare esti-
immer etwas sprechend, so daß es den Anschein hat, als ob er stets wache.
mes. amicis nichil (nihil) negans et supra hominem fide-
den Freunden schlägt er nichts ab und ist von übermenschlicher Treue.
lis. Nam quosdam audivimus accusatos et peccati ma-
Denn wir haben gehört, daß einige Angeklagte und des Verbrechens Über-
nifestos ipsum eorum advocatem et intercessorem et cri-
führte an ihm selbst einen Verteidiger und Fürsprecher hatten, der durch-
minis nullo modo credulum et ab eo post habitos tamquam
aus nicht an ihre Schuld glauben wollte und sie auch nachher so behandelte, als ob
nichil (nihil) unquam in eum peccassent. Ingenium ei admodum
sie niemals etwas gegen ihn verbrochen hätten. Seine Geistesgaben sind sehr
mirandum, nam post mortem edidis regine(ae) cum antea
bewunderungswert, denn nach dem Tode der Königin Edid lernte er die
nescierit litteras in tantum didicit, ut pleniter
Schrift, die er vorher nicht kannte, so gut, daß er vollkommen
libros legere et intelligere noverit. Preterea (praeterea) roma-
Bücher lesen und verstehen kann. Außerdem versteht
na lingua slavanicaque loqui scit. sed rarum est,
er in römischer und slavischer Sprache zu reden. Doch nur selten
quo earum uti dignetur. In venationibus creber,
hält er ihren Gebrauch für angemessen. Auf die Jagd geht er häufig,
tabularum ludos amat, equitatus gratiam regia gra-
das Brettspiel liebt er, des Reiterspiels Anmut übt er
vitate interdum exercens. Accessit ad hec (haec) et moles
bisweilen mit königlichem Anstand. Hierzu gesellt sich noch der gewaltige
corporis, omnem regiam ostendens dignitatem, capi-
Körperbau, der die volle königliche Würde zeigt, das Haupt
te cano sparsus capillo, oculi rutilantes et in mo-
mit ergrauendem Haar bedeckt, die Augen funkelnd und nach
dum fulguris cita repercussione splendorem quen-
Art des Blitzes durch plötzlich treffenden Blick einen gewissen
dam emittentes, facies rubicunda et prolixior bar-
Glanz ausstrahlend, das Gesicht rötlich und der Bart rötlich nieder-
ba et ad hec (haec) contra morem antiquum. Pectus leoninis
wallend und zwar gegen den alten Brauch. Die Brust ist mit
quibusdam sparsum iubis, venter commodus, incessus
einer Art Löwenmähne bedeckt, der Leib behaglich, der Schritt
quondam citus modo gravior; habitus patrius et qui numquam
früher schnell, jetzt gemessener; die Kleidung ist die heimische, die er nie mit
sit peregrino usus. Quotiens cumque autem sit opus
fremder Sitte vertauscht. So oft er aber die
corona portanda, jejunium semper praecedere pro vero
Krone tragen muß, bereitet er sich stets, wie man für wahr versichert, durch
traditur. (Heinricus vero morum gravitate pollebat.
Fasten vor. (Heinrich aber war von überwiegendem Ernste des Charakters.)

preter regie discipline terrorem semper iocundus.
dando largus. dormiendo parcus. et inter dormiendum
semper aliquid loquens quo eum semper vigilare esti
mes. amicis nichil negans. et supra hominem fide
lis. Nam quosdam audivimus accusatos. et peccati ma
nifestos. ipsum eorum advocatum et intercessorem et cri
minis nullo modo credulum. et ab eo postea habitos tamquam
nichil unquam in eum peccassent. Ingenium ei admodum
mirandum. nam post mortem edidis regine cum antea
nesciret litteras in tantum didicit. ut pleniter
libros legere et intelligere noverit. Preterea roma
na lingua slavanicaque loqui scit. sed rarum est
quo earum uti dignetur. In venationibus creber.
tabularum ludos amat. equitatus gratiam regia gra
vitate interdum exercens. Accessit ad hec et moles
corporis. omnem regiam ostendens dignitatem. capi
te cano sparsus capillo. oculi rutilantes et in mo
dum fulguris cita repercussione splendorem quen
dam emittentes. facies rubicunda et prolixior bar
ba. et adhec contra morem antiquum. Pectus leoninis
quibusdam sparsum iubis. venter commodus. incessus
quondam citus nunc gravior. habitus patrius. et qui nunquam
sit peregrino usus. Quotienscumque autem sit opus
corona portanda. ieiunium semper precedere pro vero
traditur. Heinricus vero moderatiori gravitate pollebat. et

Aus Widukinds von Corvey Sächsischen Geschichten, vollendet um 967.

Faksimile der Handschrift in der K. Bibliothek zu Dresden.

Widukinds Schilderung der Persönlichkeit Ottos.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

die andern Erwerbungen in Mittelitalien abtreten.*) Darüber kam es zu heftigen Kriegen in Unteritalien, und erst des Nicephorus Nachfolger schloß Frieden (970) und willigte in die Verbindung Theophanos mit Otto. Im Jahr 972 erfolgte in Rom die Krönung und Vermählung, Theophano erregte durch ihre Schönheit und Anmut, wie durch ihre Wohlredenheit allgemeine Bewunderung, ihr Gemahl schenkte ihr mehrere Länder und Städte als Morgengabe. 970 972

Otto kehrte nach dem glänzenden Hochzeitsgepränge nach Deutschland zurück. Mit dem Anfang des Jahres 973 besuchte er Quedlinburg, das jetzt der Schauplatz glänzender Feste und Versammlungen ward. Von allen Seiten stellten sich Fürsten und Edle ein, der kaiserlichen Familie Huldigungen und Geschenke darzubringen. Polen, Böhmen, Slaven, Griechen, Bulgaren, Ungarn, Italiener, Dänen und selbst die Sarazenen Afrikas ehrten den ruhmgekrönten Kaiser durch Gesandtschaften; aber die festliche Freude ward getrübt durch die Kunde vom Tode des Sachsenherzogs Hermann Billung, des treuen Freundes und Waffengenossen des Kaisers in den Tagen der Jugend. Dieser Todesfall erinnerte ihn an das eigene Lebensende. Vor Pfingsten 973 reiste er nach Memleben, wo sein Vater gestorben war, aber schon der folgende Tag rief ihn aus diesem Leben ab (7. Mai 973). Seine Leiche wurde einbalsamiert und später im Dome zu Magdeburg beigesetzt in einem marmornen Sarkophage mit der lateinischen Inschrift: 973 973

König und Christ war er und der Heimat herrlichste Zierde;
Den hier der Marmor bedeckt: dreifach beklagt ihn die Welt.

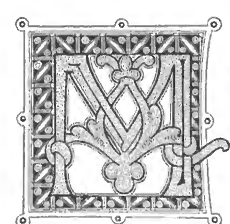
Den Schluß dieser Erzählung von Otto I., schon bei Lebzeiten der Große genannt, mag die Charakteristik bilden, welche nach dem Vorgang eines Chronisten ein deutscher Geschichtschreiber entwirft: „Der erste Blick ließ in Otto den gebornen Herrscher erkennen, dem das Alter nur neue Hoheit und Majestät geliehen hatte. Seine Gestalt war fest und kräftig, aber dabei nicht ohne Anmut in der Bewegung; noch in späteren Jahren war er ein rüstiger Jäger und gewandter Reiter. Im gebräunten Gesichte blitzten helle, lebhafte Augen, spärliche graue Haare bedeckten das Haupt, der Bart wallte lang gegen die alte Sitte der Sachsen auf die Brust herab, die gleich der des Löwen dicht bewachsen war. Er trug die heimische Kleidung und mied ausländischen Prunk; auch sprach er nur seine sächsische Mundart, obgleich er des Romanischen und Slavischen nicht ganz unkundig war. Sein Tag verstrich zwischen Arbeit und Gebet, Staatsgeschäften und Gottesdienst; die Nachtruhe maß er sich kärglich zu, und da er im Schlafe zu sprechen pflegte, schien er auch dann zu wachen. Freigebig, gnädig, leutselig und freundlich, zog er wohl die Herzen an sich, aber doch war er mehr gefürchtet als geliebt. Sein Zorn, ob auch die Jahre diesen harten Sinn gemildert hatten, war schwer zu ertragen; der alte Kaiser konnte noch streng bis zur Härte sein, selbst der junge Kaiser bebte vor dem Groll des

*) Von dem damaligen Zustand des byzantinischen Reiches liefert Liutprand von Cremona, der sich bei der Gesandtschaft befand, folgende Schilderung: „Der griechische Kaiser ist von Schmeichlern umgeben; die ganze Stadt schwimmt in Wollust; selbst an Festtagen werden Schauspiele gehalten. Ihre Macht beruht nicht auf eigenen Kräften, sondern auf gedungenen Soldaten von Amalfi und Venedig und russischen Seeleuten. — Ich meine, daß 400 Deutsche auf freiem Felde das ganze griechische Heer in die Flucht schlagen würden."

Löwen, wie er seinen Vater zu nennen pflegte. Die eiserne Willenskraft, die Otto schon in seiner Jugend verriet, hat er bis an sein Ende bewahrt; treu blieb ihm das Streben nach großen, würdigen Thaten und füllte noch am Abend seines Lebens seine Seele mit Jugendkraft. Und auch die andern hohen Tugenden, die man schon am Jünglinge pries, felsenfeste Treue gegen Freunde, Großmut gegen gedemütigte Feinde, blieben ein Schmuck seines Alters. Niemals gedachte er wieder eines Vergehens, wenn er es einmal verziehen hatte. Von seiner königlichen und kaiserlichen Würde hatte er die höchste Vorstellung. Die Krone, die er ganz allein Gottes besonderer Gnade zu danken meinte, setzte er nie auf das Haupt, ohne vorher gefastet zu haben. Wer sich gegen seine Majestät erhob, in dem sah er einen Frevler an Gottes Gebot."



3. Otto II., 973—983.



Gemalter Buchstabe aus Kaiser Heinrichs II. dem Dom zu Bamberg geschenktem Missale. Jetzt in der königl. Bibliothek zu München.

Man pflegt häufig das Hinscheiden Ottos des Großen als den Ausgangspunkt einer Degeneration darzustellen, die die jüngeren Ottonen in gleicher Weise wie die späteren Karolinger seit Ludwig dem Frommen kennzeichne. Indessen thut man mit dieser Parallele wenigstens dem jungen Otto II., der, in einem Alter von achtzehn Jahren auf den Thron berufen, überraschend schnell auf eigene Füße sich stellte und mit bewunderungswürdiger Energie die von seinem Vater geschaffene straffe Einigung und Befestigung des Reiches zu wahren wußte, bitter Unrecht. Der junge, lebensfrische Herrscher, der, der Erfahrung des Alters noch entratend und so früh schon ganz auf sich gestellt, in den ersten Jahren freilich bisweilen eine bis zur Überstürzung sich steigernde Beweglichkeit an den Tag legte, braucht doch den Vergleich mit seinem großen Vorgänger gar nicht zu scheuen. „Seinem Vater in der Wirkung der äußeren Persönlichkeit unterlegen, klein, schmächtig, war er nach Absichten und

Charakter durchaus geeignet, die Richtung Ottos des Großen fortzusetzen. Er hatte das gleiche, feurige Temperament wie dieser; er gebot über dieselbe unbeugsame, bisweilen in Eigensinn übergehende Willenskraft; an Verstand dürfte er als seinem Vater überlegen gelten, und jedenfalls verfügte er, anders wie dieser, über eine bis zur Fähigkeit gelehrter Erörterung entwickelte Bildung", in der ihn seine Mutter Adelheid erzogen hatte, und der seine griechische Gemahlin Theophano entsprach.

Gleich die ersten Schritte des jungen Herrschers bewiesen, daß er fest entschlossen war, der ererbten väterlichen Herrschermacht nicht das Mindeste zu vergeben. Bedrohlich für dieselbe erschienen, da der Kaiser Sachsen und Franken selbst besaß, besonders die süddeutschen, schwäbisch-bayrischen, und die lothringischen Verhältnisse. Über Bayern, welches damals neben dem eigentlichen Herzogtum den sogenannten Nordgau, etwa das heutige Oberfranken, ferner die Ostmark, das spätere Östreich, endlich im Südosten das ganze Kärtnergebiet und das gewaltige bis Istrien reichende Herzogtum Friaul umfaßte, herrschte Judith, die Witwe Heinrichs von Bayern, als Vormünderin ihres jungen Sohnes Heinrich, des späteren „Zänkers". „Eine Tochter Judiths, Hadwig, war mit dem altersmüden Herzog Burkhard II. von Schwaben vermählt; schön, entschlossen, ein Mannweib, beherrschte sie ihn ganz; sie erhoffte mit ihrer Mutter zusammen die Nachfolge in Schwaben nach dem Tode Burkhards: eine einzige große süddeutsche Herrschaft war der Traum der Frauen." Als aber noch in demselben Jahre, da Otto I. das Zeitliche segnete, Burkhard, seinem kaiserlichen Herrn im Leben treu ergeben, ihm auch im Tode nachfolgte, zog der junge Kaiser es vor, das erledigte Herzogtum an Otto, den mit ihm zugleich erzogenen Sohn Ludolfs, zu verleihen. Durch diese Übertragung fühlte sich das bayrische Haus tief verletzt. In dem Streite Heinrichs II., des Zänkers, und Ottos von Schwaben über die Grenzen begünstigte der Kaiser den letzteren, und als nun Heinrich seine Empörung mit Hilfe der Böhmen und Polen durchzuführen suchte, ließ ihn der Kaiser in Haft nehmen. Da er aber entfloh und mit Hilfe der Böhmen sogar ein kaiserliches Heer schlug, belagerte ihn Otto in Passau und nötigte ihn zur Übergabe. Otto entsetzte ihn seines Herzogtums und gab es an Otto von Schwaben, der seitdem zwei Herzogtümer bis an seinen Tod besaß; jedoch trennte der Kaiser die bayrische Ostmark von Bayern und verlieh sie dem altberühmten Stamm der Babenberger. Damit war der erste staatliche Anfang Östreichs gegeben (976). Auch erneuerte Otto die Pfalzgrafenwürde, um für alle Zeit der Übermacht eines bayrischen Herzogtums entgegenzuwirken. Aber Heinrich der Zänker wußte neue Unruhen zu erregen, bis ihn Otto nochmals überwand und unter die Aufsicht des Bischofs von Utrecht stellte (978). Damals kam Kärnten an Otto, den Sohn des in der Lechfeldschlacht gefallenen Konrad. Die Demütigung des bayrischen Hauses und die Erhebung des Ludolfingers berührte die Kaiserin Adelheid besonders schmerzlich. Sie verließ daher den Hof und begab sich in ihr Heimatland Burgund.

976

978

Lothringen war auch nach Brunos Tode (965) in die beiden Herzogtümer Ober- und Niederlothringen geteilt geblieben, das letztere hatte Otto der Große sogar, als Herzog Gottfried in Italien als sein Gefolgsmann gestorben war, als erledigtes Reichslehen eingezogen. Da aber nach Ottos des Großen Tode Reginar und Lantbert, Söhne des alten Lothringerherzogs Reginar, aus böhmischer Verbannung heimkehrten und behufs Wiedererlangung ihres Eigengutes Fehden begannen, die das ganze Land zu verwirren drohten, so griff Otto II. auch hier energisch ein, bestätigte im Verfolg der väterlichen Politik, die die einheitliche Herzogsmacht hier beseitigt hatte, endgültig die dauernde Scheidung in zwei Herzogtümer, schied noch die bedeutenden Territorien der Erzbischöfe von Köln und Trier zu selbständiger Verwaltung aus und belehnte 976 im Jahre 976 den Bruder des französischen Königs Lothar, Karl, mit dem erledigten Herzogtum Niederlothringen. Aber damit nicht zufrieden, versuchte Lothar, ganz Lothringen wieder mit seinem Reiche zu verbinden, und machte mitten im Frieden einen unerwarteten Angriff auf Aachen, als gerade Otto mit seiner Gemahlin daselbst verweilte. Nur mit genauer Not entging das deutsche Kaiserpaar der Gefangenschaft, und Lothars Leute verzehrten noch sein eben verlassenes Mittagsmahl. Lothar gab die Stadt der Plünderung preis und ließ den Adler auf der königlichen Pfalz nach Westen richten, zum Zeichen, daß der alte Kaisersitz fortan wieder dem Westreiche zugehöre. Er fand jedoch die Stimmung der Großen nicht zu seinen Gunsten und kehrte nach drei Tagen wieder um, aber noch vor der Grenze ereilte ihn des Kaisers Herold und kündigte ihm an, sein Herr werde den heimtückischen und feigen Überfall durch 978 einen offenen Kriegszug wett machen. Noch im Herbste desselben Jahres (978) rückte Otto mit einem wohlgerüsteten Heere von 60000 Mann über Laon und Soissons vor Paris und besetzte den Martyrerberg (Montmartre). Da er die wohlverteidigte Stadt nicht erobern konnte und die schlimme Jahreszeit, infolge deren Krankheiten im deutschen Heere ausbrachen, zur Heimkehr mahnte, so begnügte sich Otto, die Pariser durch ein weitschallendes Tedeum, das er durch eine Menge Geistlicher anstellen ließ, in Schrecken zu setzen. Zwar gelang es dem westfränkischen Lothar, den Deutschen beim Übergang über die geschwollene Aisne das Gepäck wegzunehmen, aber das Anerbieten Ottos, das Kriegsglück in 980 offener, ehrlicher Schlacht entscheiden zu lassen, wies er zurück. Im Jahr 980 entsagte er dann allen Ansprüchen auf das Herzogtum Lothringen. Um diese Zeit, wo dem jungen Kaiser ein Erbe, Otto, geboren ward, hatte er sich zur vollen Herrschermacht seines Vaters emporgeschwungen. Denn auch gegen die Dänen hatte er bereits 974 einen Feldzug bis über das Danewerk unternommen und den König Harald wieder mit Gewalt zum Gehorsam zurückgeführt; die Slaven an der Elbe ließen ruhig deutsche Kolonisten und Missionare in ihrem Lande arbeiten, und Böhmen, das sich an den bayrischen Aufständen beteiligt hatte, war im Jahre 978 ebenfalls unterworfen und diese Unterwerfung durch Gründung der beiden neuen Sprengel Prag und Olmütz, die dem Erzbistum Mainz unterstellt wurden, besiegelt.

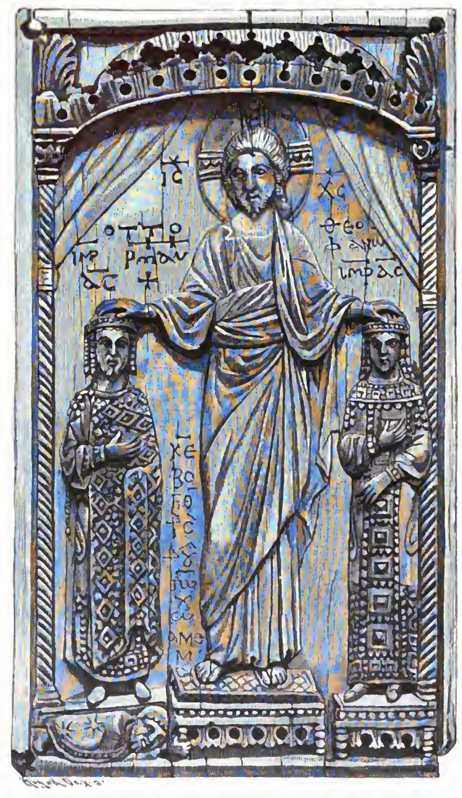
Inzwischen war Italien, das seit Otto dem Großen mit dem deutschen Reiche verbunden war, der Schauplatz fortwährender Wirren.

Während die Mailänder mit ihrem Erzbischof im Streit lagen und der kleine Adel von seinen Burgen herab die Städte mit Fehden überzog, bekämpften sich in Rom mächtige Adelsfaktionen, und besonders bedrängte Crescentius, ein Sohn der jüngeren Theodora, den päpstlichen Stuhl. In dem Streben, die römische Republik wiederherzustellen, hatte er es versucht, ein Schattenbild der alten Zeit zu beleben, und sich zum Konsul der römischen Bürgerschaft erhoben. Um den Papst in seiner Gewalt zu haben, ließ er Benedikt VI. ermorden und setzte Bonifacius VII. von seiner Partei an seine Stelle. Die kaiserliche Partei in Toscana erhob dagegen Benedikt VII. zum Papst. Süditalien war schwerer als je den Angriffen der Sarazenen ausgesetzt, die damals von Sicilien aus mit großen Streitkräften über die Meerenge setzten, raubend und verwüstend Kalabrien und Apulien durchzogen und mit reicher Beute beladen nach Sicilien zurückkehrten, um im nächsten Jahre die einträglichen Raubzüge zu wiederholen. Auch die Griechen traten feindselig im Süden Italiens auf, und da sie keine deutsche Herrschaft hier aufkommen lassen wollten, so sahen sie lieber die schönen Länder Unteritaliens, die sie selbst nicht zu schützen vermochten, in den Händen der Ungläubigen, als unter der Herrschaft des abendländischen Kaisers.

Unter solchen Umständen zog Otto, von verschiedenen Seiten zu Hilfe gerufen, mit seiner griechischen Gemahlin, seinem Freunde Otto von Schwaben und der Blüte deutscher Ritterschaft, die nach Thaten dürstete, über die Alpen. In Mailand brachte er die Parteien zur Sühne, stellte in Rom kräftig die Ordnung wieder her, indem er den trotzigen Adel demütigte, dem Crescentius aber Gnade widerfahren ließ (981), der dann die letzte Zeit seines Lebens im Kloster zubrachte, um seine vielen Frevel abzubüßen. Nachdem Otto die Ehre des päpstlichen Stuhls hergestellt hatte, richtete er seine hochstrebenden Pläne auf Apulien und Kalabrien, auf welche Landschaften er als Gemahl der Theophano Ansprüche zu haben glaubte. Eben war Pandulf der Eisenkopf, der zuletzt alle langobardischen Fürstentümer unter seiner Herrschaft vereinigt hatte, ein kräftiger Gegner der Sarazenen, gestorben, und nach seinem Tode hatten wüste Parteiungen jede einheitliche Abwehr des immer heftigeren Andringens der verbündeten Griechen und Sarazenen unmöglich gemacht. Jetzt erschien der Kaiser zur rechten Zeit mit einem trefflichen Heere, eroberte, unterstützt von den lombardischen Fürsten in Benevent und Capua, Neapel, und bald fielen auch Bari und Tarent in seine Hände (982). In Kalabrien, südlich von Cotrone, erfocht das christliche Heer, über welches jetzt schon die Begeisterung der Kreuzzüge kam, einen herrlichen Sieg über die Sarazenen, aber alle Früchte desselben vernichtete die Niederlage bei Squillace in Kalabrien am 13. Juli 982, wo das deutsche Heer von den aus den Bergen und Schluchten hervorbrechenden Sarazenen unerwartet überfallen und umringt ward. Aller Widerstand war vergeblich, die Blüte des Vaterlandes sank dahin, die einen durch das Schwert, die andern in den Fluten des nahen Meeres. Der Kaiser rettete sich nur wie durch ein Wunder auf ein griechisches Schiff, das ihn unerkannt aufnahm und nach Rossano führte, wo die Kaiserin mit ihrem Gefolge zurückgeblieben war. In der Nähe der Stadt stürzte er sich dann in die Fluten und erreichte schwimmend die Küste. Theophano empfing

981

982



Otto II. und seine Gemahlin Theophano, von Christus gesegnet.

Elfenbeinschnitzerei von einem Kästchen (Reliquienbehälter) in einem Hotel Cluny zu Paris.

Inschriften: Jesus Christus.

Otto	Theophano,
Imperator Romanorum.	Imperatrix.

Christus, hilf deinem Gesalbten! Amen!

hier ihren Gatten mit den spöttischen Worten: „Wie haben Euch doch meine Landsleute erschreckt!“ — eine Äußerung, die ihr die Deutschen sehr verargten. Zu Anfang des Jahres 983 kehrte Otto nach Rom zurück. Aber weithin von 983 dem Süden Italiens bis zu den äußersten Nordmarken des Reichs war die Kunde von dieser Niederlage gedrungen. Apulien und Kalabrien fielen wieder in die Hände der Griechen und Araber, in den lombardischen Städten regte sich das Gefühl der Freiheit und Selbständigkeit, und die Slavenvölker im Norden faßten neuen Mut, in einem allgemeinen Aufstand zugleich mit dem Christentum die verhaßte und allerdings oft grausam geübte Herrschaft der Deutschen abzuschütteln (983). Sie erhoben sich allerorten, und auch die Dänen schlossen sich ihnen an. Otto berief einen glänzenden Reichstag nach Verona, wo sich alle weltlichen und geistlichen Großen einfanden, nur Otto von Schwaben fehlte, der Jugendfreund des Kaisers: er war an den Folgen der Anstrengungen nach der verlornen Schlacht gestorben. In Verona wurde der vierjährige Sohn Ottos und der Theophano zum Nachfolger bestimmt und seine alsbaldige Krönung in Aachen beschlossen. Das erledigte Herzogtum Schwaben bekam ein fränkischer Graf Konrad, Bayern Heinrich der Jüngere, der aus der Verbannung zurückberufen ward. Zugleich traf Otto Zurüstungen zu einem neuen Feldzuge gegen Unteritalien, um die Schmach von Squillace zu rächen und Griechen und Araber aus der Halbinsel zu vertreiben. Den Krieg gegen Venedig dem Bischof von Ravenna überlassend, eilte er nach Rom, wo er nach dem Tode Benedikts VII. die Wahl Johanns XIV. durchsetzte, des bisherigen Bischofs von Pavia und Erzkanzlers des Reiches, der dem deutschen Kaiserhause in Treue ergeben war. Da kam die Kunde von dem Aufstand der Slaven und Dänen nach Italien. Haralds Sohn Sven hatte den Grenzwall erstürmt und verheerende Einfälle in das Reichsland gemacht, die Wenden hatten Städte und Kirchen in Flammen gesetzt, Mönche und Priester ermordet oder vertrieben, und auf den Trümmern von Havelberg und Brandenburg erhoben wieder die alten Götzen ihren heidnischen Kultus. Diese Trauerbotschaften waren für Otto ein so erschütternder Schlag, daß er in ein hitziges Fieber verfiel, das seinem Leben am 7. Dezember 983 im Alter von 28 Jahren ein Ende machte. Seine 983 Leiche wurde in der Vorhalle der alten Peterskirche unter großen Feierlichkeiten beigesetzt. Später ward seine Asche in die Grüfte des Vatikans versetzt, wo Otto II. in der totenstillen Versammlung der alten Päpste ruht. Aber das Reich Ottos des Großen, das der Sohn unter schweren Kämpfen zusammengehalten hatte, schien sich aus seinen Fugen zu lösen.



Kaisermünzen: Münze Ottos III. und seiner Großmutter und Mitvormünderin Adelheid.
Königl. Münzkabinett zu Berlin.

4. Otto III., 983—1002.



Gemalter Buchstabe aus Kaiser Heinrichs II. dem Dom zu Bamberg geschenktem Missale. Jetzt in der königl. Bibliothek zu München.

Die deutschen Fürsten waren gerade in Aachen versammelt, wo sie Otto das Kind gekrönt hatten, als die Kunde von des Kaisers Tode eintraf und die Gemüter der anwesenden geistlichen und weltlichen Großen mit Trauer und Besorgnis erfüllte. Während sofort die wichtige Frage auftauchte, wer bei der Minderjährigkeit des kaiserlichen Kindes die vormundschaftliche Regierung führen sollte, entließ der Bischof von Utrecht seinen hohen Gefangenen, Heinrich den Zänker, aus der Haft. Dieser erhob sofort, als der nächste männliche Anverwandte des jungen Königs, Ansprüche auf die Reichsregierung und wußte sich der Person des gekrönten Knaben sogleich zu bemächtigen. Die Abneigung gegen die griechische Kaiserin Theophano, die sich durch ihren hohen Geist und ihre griechische Bildung zwar Bewunderung, aber durch ihre fremdländischen Sitten und ihre Vorliebe für das byzantinische Reich wenig Liebe und Vertrauen erworben hatte, sowie die Ansicht, daß ein weiblicher Arm zu schwach sei, das Staatsschiff in so sturmbedrängter Zeit zu lenken, führte bald viele geistliche und weltliche Große auf Heinrichs Seite. Indessen zeigte es sich früh genug, daß es ihm nicht bloß um die Vormundschaft zu thun war, daß er vielmehr für sich selbst nach der Königskrone strebte. Obwohl ihm eine Partei in Lothringen entgegenarbeitete und der gelehrte Gerbert von Rheims, ein Mann, ebenso gewandt in weltlichen Dingen wie im Reich der Wissenschaften, in treuer und dankbarer Gesinnung für den Sohn seines verstorbenen kaiserlichen Gönners thätig war, so gelang es doch Heinrich, durch Verhandlungen mit dem französischen König Lothar, der einen Einfall in Lothringen unternahm, die kaiserliche Partei daselbst zu lähmen, und er durfte es wagen, in Quedlinburg als König aufzutreten und von den Fürsten der Böhmen, Polen und Obotriten den Vasalleneid entgegenzunehmen. Aber gerade diese Verbindung mit den Reichsfeinden zerstörte Heinrichs hochfliegende Pläne.

In Sachsen und Thüringen hielten die weltlichen Fürsten treu zum Kaiserhause, in Bayern hatte Heinrich der Zänker an seinem Vetter Heinrich dem Jüngern einen energischen Gegner, und auch in Franken und Schwaben fanden seine Umtriebe keinen empfänglichen Boden. Insbesondere war es der Erzbischof **Willigis von Mainz**, den einst Otto I. aus niedrigem Stande — die spätere Sage macht ihn zum Sohn eines Wagners*) — auf den Metropolitansitz von Mainz und zum Reichskanzler erhoben hatte, dessen Treue und Thätigkeit in so schwerer Zeit dem Sprößling des sächsischen Königshauses Krone und Reich erhielt. Während Gerbert in Lothringen für den jungen Otto wirkte, brachten Willigis und Herzog Konrad auf einer Versammlung bei Worms die fränkischen Großen zu dem Beschluß, ihrem dem König Otto geleisteten Eide treu zu bleiben und gegen den Thronräuber Heinrich die Waffen zu ergreifen. Von jetzt an stieß Heinrich auf immer stärkeren Widerstand und vermochte sich in der angemaßten Würde nicht zu behaupten. Auf einer neuen Versammlung bei Worms mußte er sich bequemen, den jungen König seiner Mutter Theophano, die mit seiner Großmutter Adelheid aus Italien angekommen war, auszuliefern und dem königlichen Titel zu entsagen (984). Theophano, als Vormünderin und Reichsverweserin anerkannt, zog mit ihrem Sohne nach Sachsen, wo auch Adelheid ihren Wohnsitz aufschlug. Heinrich mußte zufrieden sein, daß er sein Herzogtum Bayern wiedererhielt, und Heinrich der Jüngere war zur Abtretung bereit, da man ihm den Fortbesitz des Herzogtums Kärnten mit Verona bewilligte. Zu Frankfurt demütigte sich Heinrich vor den kaiserlichen Frauen, gelobte dem rechtmäßigen Herrscherhause Treue und Dienstpflicht und erhielt Bayern zurück. Von nun an blieb er, wie einst sein Vater, dem Königshause unerschütterlich treu, und sein Beiname „der Zänker" verwandelte sich allmählich in den des „Friedfertigen". Das Prinzip der Legimität hatte einen Sieg errungen, und es trat immer mehr zu Tage, daß die Idee der Erbmonarchie bereits im Volke wurzelte und aus den Parteikämpfen siegreich hervorgegangen war, und insbesondere war es Willigis, der den Gedanken eines christlich-germanischen Kaiserreichs unter dem rechtmäßigen Herrscherhause festgehalten und durchgeführt hatte.

984

Die Erziehung des jungen Königs lag in den Händen seiner Mutter Theophano und seiner Großmutter Adelheid. Sie erzogen ihn unter dem Beirat des würdigen Erzbischofs Willigis von Mainz und ließen ihn von dem tüchtigen Erzbischof Bernward von Hildesheim und dem genannten Gerbert von Rheims, dem größten Gelehrten seiner Zeit, in der griechischen und lateinischen Sprache unterrichten, zugleich in ritterlichen Übungen heranbilden. So wuchs der schöne und reichbegabte Kaiserssprößling zu einem solchen Grade von Bildung und Gelehrsamkeit heran, daß man ihn „das Wunder der Welt" nannte. Aber seine Bildung war keine deutschnationale, sondern eine fremde,

*) Er führte ein Rad im Wappen mit den Worten: „Willigis, Willigis, deines Ursprungs nie vergiß."

byzantinisch-römische, die ihm seine vaterländische Sprache und Sitte verleidete, dagegen die byzantinische Hofsitte als Ideal erscheinen ließ, wie er denn bei der Tafel von den andern abgesondert saß und speiste. Seine Sachsen, auf deren starken Schultern doch die Herrschaft des Hauses ruhte, verachtete er als Barbaren. Italien und Rom waren die Zielpunkte seines Strebens, und sein Ideal, ein Kaisertum nach byzantinischem Muster herzustellen.

Indessen führte Theophano die Reichsverweserschaft mit Umsicht und Energie. Wenn sie auch, unter einem milderen Himmel geboren, mit feinerer Bildung vertraut und an elegantere Lebensformen gewöhnt, sich in dem deutschen nordischen Lande niemals so recht wohl fühlte und auch nie die Liebe und das Vertrauen des deutschen Volkes erwarb, so hat sie doch stets die mütterlichen Pflichten gegen ihren Sohn, wie die gegen das Reich mit Treue erfüllt und gewahrt. Die Marken im Osten gegen die Slaven und Ungarn wurden geschützt und die Herzöge von Böhmen und Polen zur Lehnspflicht zurückgeführt; aber freilich nahmen unter ihrer Regierung die Fürsten allmählich wieder eine selbständigere Stellung ein, und die Stämme begannen wieder ihre Herzöge selbst zu wählen; so koren die Bayern nach dem Tode Heinrichs des Zänkers dessen Sohn Heinrich, und in Schwaben fing die Herzogswürde an einfach fortzuerben. Aber Theophano starb schon früh: in einem Alter von dreißig Jahren erreichte sie ein schneller Tod zu Nymwegen (991). Nun übernahm Ottos Großmutter Adelheid die Regentschaft, aber ein Rat von geistlichen und weltlichen Großen trat ihr zur Seite, unter diesen besaß der große Willigis das meiste Ansehen, und neben ihm die Herzöge von Sachsen, Schwaben, Bayern, die Markgrafen von Meißen und Tuscien in Italien. Auch die Stimme der Äbtissin Mathilde von Quedlinburg, der Schwester Ottos II., war von Bedeutung. Wenn aber auch Adelheid sich des Enkels und des Reiches sorgsam annahm, so gelang es doch nicht, den fünfjährigen Kampf gegen die empörten Wenden östlich der Elbe siegreich durchzuführen, und diese Landschaften blieben der deutschen Herrschaft und dem Christentum verloren. Auch die Dänen wiederholten, obgleich Christen, ihre alten Einfälle und Raubzüge an den Mündungen der Elbe und Weser und den Gestaden der Nordsee unter wilden Verheerungen und gräßlichen Grausamkeiten. Erst zwei Jahrhunderte später sollte die Herrschaft der Deutschen und des Christentums unter den westlichen Slaven (Wenden) neu begründet werden.

991

996

Im Jahr 996 unternahm Otto III. als sechszehnjähriger Jüngling, nachdem er früher an verschiedenen Feldzügen gegen die Slaven teilgenommen, den ersten Zug nach Italien, dem Lande seiner heißen Sehnsucht, wo er die Verwirklichung seines Ideals zu finden hoffte. Die Lage der Dinge in Italien, besonders in Rom, wo der Papst unter der Zwingherrschaft des Crescentius, vielleicht eines Sohnes des obenerwähnten Parteihauptes, seufzte, verlangte dringend das Einschreiten des deutschen Königs, wenn nicht das kaiserliche Ansehen immer tiefer sinken sollte. In Begleitung vieler geistlicher und weltlicher Großen trat Otto mit einem stattlichen Heere, unter Vortragung der



Otto III., mit Repräsentanten der Reichsfürsten, des Adels und des Klerus.

Titelminiatüre eines vom Abt Hliutharius dem Kaiser gewidmeten und von diesem dem Aachener Münster geschenkten Evangeliencodex. Münsterschatz zu Aachen.

heiligen Lanze, unter Psalmen und Lobgesängen, seine Romfahrt an. In Pavia traf ihn die Kunde vom Tode des Papstes Johann XV. Zur Wiederbesetzung dieser hohen Würde erhob Otto seinen Verwandten Bruno, den Sohn des Herzogs Otto von Kärnten, einen jungen Geistlichen von edler Bildung und ausgezeichneten Geistesgaben, auf den Stuhl Petri, den ersten Deutschen, dem eine solche Ehre zu teil wurde! Aus den Händen des neuen Papstes, der sich Gregor V. nannte, empfing Otto in der Peterskirche zu Rom die Kaiserkrone. 996 (Mai 996). So waren denn Otto und Gregor, der erste in einem Alter von sechzehn, der zweite von dreiundzwanzig Jahren, beide voll Geist und voll idealer Ziele, der erste ein Enkel, der andre ein Urenkel Ottos des Großen, Träger der beiden höchsten Gewalten der christlichen Welt. In Rom ward die Ruhe wiederhergestellt, und auch Crescentius entging auf Fürbitte des Papstes der Strafe und durfte sogar in Rom bleiben. Er gelobte seinem kaiserlichen Herrn Treue und Gehorsam.

„Während der Kaiser ein christliches Weltreich im Geiste Karls des Großen zu errichten suchte, war der Papst darauf bedacht, den apostolischen Stuhl aus seiner Erniedrigung zu erheben, ihm neuen Glanz zu verleihen und die geistliche Macht der Kirche und ihres Oberhauptes über jede andre irdische Gewalt zu erheben." Aber in der Abwesenheit des Kaisers und des Papstes von Rom kam die Herrschaft daselbst wieder in die Hände des Crescentius, der, die gelobte Treue brechend, sich „Patricius" und „Konsul" nannte und einen Gegenpapst, Johann XVI., erhob. Aber die Strafe ließ nicht lange auf sich warten. 998 Otto kam 998 zum zweitenmale über die Alpen. Das zitternde Rom öffnete ihm die Thore. Der Gegenpapst wurde von deutschen Reitern aufgespürt, der Augen beraubt, und, an Nase, Ohren und Zunge verstümmelt, rücklings auf einem Esel durch die Straßen Roms geführt; dann wurde ihm das Bischofskleid abgerissen, und der Kerker nahm ihn auf für immer. Crescentius verteidigte sich voll Verzweiflung in der Engelsburg, der alten moles Hadriani, aber Eckard von Meißen nahm sie mit stürmender Hand. Crescentius ward auf den Zinnen der Burg enthauptet und sein Körper an einen Galgen gehängt; zwölf seiner Anhänger wurden ans Kreuz geschlagen. Nicht allein in Rom, sondern auch in der Umgegend, wo sich noch einige Barone in ihren Burgen in trotziger Unabhängigkeit zu behaupten suchten, ward strenges Gericht gehalten.

999 Schon im folgenden Jahre (999) starb Gregor V. eines so plötzlichen Todes, daß man an Vergiftung glaubte. Nun erhob Otto seinen verehrten Freund Gerbert zur höchsten kirchlichen Würde, und dieser nahm als Papst den Namen Sylvester II. an.

Gerbert stand als Gelehrter hoch über seiner Zeit. Außer Theologie und Philosophie betrieb er auch die realen Wissenschaften, insbesondere Astronomie, Mathematik, Physik und Mechanik, und brachte es darin zu einem solchen Grade von Kenntnissen und praktischen Fertigkeiten, daß ihn die Unwissenheit des Zeitalters für einen Zauberer hielt. Er hatte sich seine Kenntnisse in Spanien an den Schulen der gebildeten Mauren erworben und dann in Italien und Rom erweitert. Er berechnete nach arabischer Methode den Umlauf der Erde und andrer Planeten und verfertigte Erd- und Himmelsgloben, Sonnenuhren

u. s. w. Schon Otto I. schätzte ihn wegen seines hohen Wissens und machte ihn zum Abt von Bobbio; da man ihn aber hier verfolgte, begab er sich nach Rheims, wo er Vorstand der dortigen Gelehrtenschule ward und selbst den französischen König Robert und den gelehrten Fulbert von Chartres zu Schülern hatte. Otto II. machte ihn zum Erzbischof von Magdeburg, Otto III. erhob ihn zum Erzbischof von Ravenna und dann zum Papste. Als Papst Sylvester II. ging Gerbert, der früher gegen das Papsttum angekämpft, mit Kraft und Gewandtheit darauf aus, die Rechte und Ansprüche des apostolischen Stuhles zu verteidigen.

In dem phantasievollen kaiserlichen Jüngling entwickelten sich frühzeitig verschiedene, einander widersprechende Richtungen, auf welche der allgemeine Zug der Zeit nicht ohne Einfluß blieb. Die christliche Welt sah damals in dem zu Ende gehenden ersten christlichen Jahrtausend zugleich auch das Ende aller Dinge und erwartete mit Furcht und Todesangst den Untergang alles Irdischen. Viele gaben sich deshalb mystischen Betrachtungen und Selbstpeinigungen hin, und nicht wenige unternahmen Wallfahrten nach Jerusalem, um die furchtbare Katastrophe dort abzuwarten. Diese Äußerungen der Zeit blieben auf Ottos schon an und für sich ernstes und zur Schwermut hinneigendes Gemüt nicht ohne Wirkung. Eifrigem Gebete und strengem Fasten sich hingebend, in Bußübungen und Wallfahrten sich kasteiend, pilgerte er nach den Stätten der Heiligen und Einsiedler, unter denen damals der berühmte Nilus bei Gaeta und Romuald in der Nähe von Ravenna durch ein Leben von Entsagung und Ertötung des Fleisches die Welt zu erlösen suchten, und brachte Tage, ja Wochen in Klöstern, unter Mönchen, wie am Monte Gargano in Apulien, in schauerlichen Höhlen und Einsiedeleien zu; ja Otto soll sogar, träumend vom heiligen Jerusalem, himmlische Visionen gehabt haben. Während Gerbert diese exzentrische Richtung in dem jungen Kaiser förderte, trug er auf der andern Seite durch übermäßige Schmeicheleien viel dazu bei, Ottos Stolz und Selbstgefühl und seine Ideen von der Würde des römisch-deutschen Kaisertums aufs höchste zu spannen. Er schrieb ihm, es liege etwas Göttliches darin, daß Otto von Geburt Grieche, durch Reichsgewalt Römer, die Schätze griechischer und römischer Weisheit gleichsam geerbt habe; er sei ein Monarch, dem Italien, Deutschland, Frankreich und das Slavenland gehorche und der die höchste Krone der Christenheit und der Welt auf seinem Haupte trage. So erfüllte Gerbert die Einbildungskraft des Jünglings mit phantastischen Träumen und Anschauungen, und es entwickelte sich in ihm eine andre Richtung, die mit jener düster-ascetischen im schroffsten Widerspruch stand. Otto trug sich mit dem Gedanken, das alte römische Weltreich, dessen hinsiechende Reste er noch in dem sinkenden byzantinischen Reich bewunderte, in seiner Herrlichkeit und Machtfülle wiederherzustellen und die goldene Roma zur Hauptstadt dieses Reiches, zur Residenz des Kaisers und zur glorreichen Weltstadt zu erheben. Er lernte seine sächsische Heimat verachten und schwelgte in überschätzender Bewunderung griechischer Reichs- und Bildungsformen, indem er aus jenem verdorrenden Staatsorganismus des Griechentums Hofämter und Würden, selbst die fremdländische Sprache in seiner Umgebung einführte. Derselbe Jüngling, der sich in demutsvoller

Zerknirschung der „Knecht Jesu Christi“ nannte und in Weltentsagung schwärmte, umgab sich mit byzantinischem Ceremoniell und speiste, getrennt von den übrigen Fürsten, an einem erhabenen Sitze. So wechselten in ihm in wunderlichem Gemisch die widersprechendsten Richtungen und Gebilde seines Geistes. Ganz Italien sollte, um die kühne Idee des Weltreichs zu verwirklichen, erobert und mit Deutschland zu einem Reiche verbunden werden, und schon bestellte der Kaiser die höchsten Beamten desselben und erneuerte den Glanz des Bürgerrechtes in Rom, als ihn die Kunde von schweren Todesfällen in seiner Familie dem verstrickenden Zaubernetze Italiens entrückte und über die Alpen in das rauhe Deutschland zurückführte.

Die Äbtissin Mathilde von Quedlinburg, die in Ottos Abwesenheit die 999 Reichsgeschäfte geleitet, war im Februar des Jahres 999 gestorben, dazu kam des Kaisers Trauer über den Tod einiger höherer Geistlichen aus seiner Umgebung, und schon auf der Reise begriffen, erhielt er die Botschaft, daß seine Großmutter Adelheid in dem von ihr gestifteten Kloster Selz das Zeitliche 1000 gesegnet habe. Im Anfang des Jahres 1000 hielt er, von den Reichsfürsten begrüßt, seinen prachtvollen Einzug in Regensburg. Darauf unternahm er eine Wallfahrt nach Gnesen zu dem Grabe des Märtyrers Adalbert, Bischofs von Prag, des Apostels der Preußen, der vor seiner Mission nach dem Norden mit dem jungen Kaiser in vertrautem Umgange gestanden hatte und im Jahre 997 von den heidnischen Preußen erschlagen worden war. Als er die Stadt von fern erblickte, stieg er vom Pferde und ging barfuß den übrigen Weg zum Grabe, an dem er heiße Thränen der Andacht und Buße weinte. Das Bistum Gnesen erhob er zum Erzbistum, unter welchem die Bistümer Breslau, Krakau und Kolberg standen. Herzog Boleslaw von Polen ehrte den Kaiser mit prachtvollen Festen und kostbaren Geschenken. Das wertvollste der letzteren war ein Arm des heiligen Adalbert für die Kirche, welche der Kaiser zu Ehren des Märtyrers auf der Tiberinsel erbauen ließ.

In demselben Jahre begab sich Otto auch nach Aachen zum Grabe Karls des Großen. Er ließ dasselbe öffnen, um sich an dem Anblick der irdischen Überreste des gewaltigen Cäsars für die Verwirklichung seiner eignen Imperatorenidee zu begeistern. Nachdem er etwas von den Kleidungsstücken hinweggenommen und sich mit dem goldenen Kreuze des Toten geschmückt hatte, ließ er die Stätte wieder schließen und eilte nach Italien, indem er das Reich in Verwirrung und steigender Zerrüttung zurückließ.

Zum drittenmal überstieg Otto die Alpen, um nun die alte Herrlichkeit Roms wiederherzustellen. Allein Rom verschloß ihm die Thore, und seine stolzen Bürger belagerten sogar den Kaiser auf dem Aventin, wo er sich mit nur geringem Gefolge befand. Schon war dieser im Begriff, an der Spitze seiner Getreuen sich durch die Empörer Bahn zu brechen, als es gelang, die rasenden Angreifer zur Besinnung zu bringen. Sie öffneten den Deutschen die Thore und gelobten dann demütig vor der kaiserlichen Pfalz Gehorsam und Treue. Zwar machten die Worte, welche der Kaiser von einem Turme herab



König Otto III. und seine Mutter die Kaiserinwitwe Theophano.

Vom goldenen Deckelschmuck des prachtvollen Evangelienbuchs in Goldschrift, welches von der Kaiserin Theophano und Otto III dem Kloster Epternach geschenkt wurde
Nach dem jetzt in Gotha befindlichen Originale

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld u. Leipzig

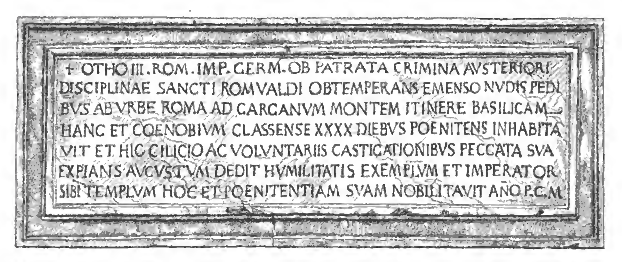
zu der versammelten Menge sprach, in denen er den Römern ihre schnöde Undankbarkeit vorhielt, einen tiefen Eindruck, so daß sie die Rädelsführer des Aufstandes zu seinen Füßen schleppten, aber bald wich diese vorübergehende Stimmung neuen Erhebungen und Aufständen. Tief ergriffen verließ Otto mit dem Papste die undankbare Stadt, deren Falschheit und welsche Tücke er ebenso kennen gelernt hatte, wie anderseits die deutsche Treue seines Gefolges, besonders des edlen Bischofs Bernhard, und begab sich nach Ravenna, wo er bald mit dem obengenannten Romuald, bald mit dem Abte Odilo von Cluny sich in Übungen der Andacht und Buße versenkte, bald mit dem klugen Dogen Orseolo II. von Venedig, den er in seiner Meerburg aufsuchte, Beratungen hielt. Aus dem Jahre 1000 haben wir eine Inschrift in Ravenna, welche den Grad von Ottos Selbstkasteiung und Bußbedürfnis in dieser Zeit kennzeichnet. Mit dem aus Deutschland angekommenen Kriegsvolk rückte Otto wieder gegen die abtrünnige Stadt Rom, die ihm auch diesmal ihre Thore verschloß. Der Krieg zog sich in die Länge; der Kaiser erschien bald vor den Mauern der trotzigen Stadt, bald verheerte er ihr Gebiet mit Feuer und Schwert. Den Winter brachte er wieder in Ravenna zu im Umgang mit Romuald und andern schwärmerischen Einsiedlern, bis er im Dezember wieder gegen Rom zog. Aber böse Nachrichten aus Deutschland, wo viele Große ihm wegen seiner undeutschen Gesinnung gram waren und das kaiserliche Ansehen immer tiefer sank, erschütterten seine Seele und schwächten seine Gesundheit. Auf der Burg Paterno am Berge Soracte warf ihn ein Fieber, nach dem einen Geschichtschreiber infolge der Frieseln, nach dem andern infolge von Gift, das ihm die Witwe des Crescentius beigebracht, auf das Sterbebett, auf dem er am 23. Januar 1002 verschied, nachdem er aus Gerberts Händen das Abendmahl empfangen hatte. Er starb angesichts der Stadt, an der sein Herz hing und die er zur ersten der Welt erheben wollte, aber von ihren Bürgern ausgeschlossen und mit Undank überhäuft. Gerbert folgte im Mai des nächsten Jahres seinem kaiserlichen Freunde im Tode nach. Otto starb, noch nicht 22 Jahre alt, ohne die griechische Braut zu umfangen, um die damals für ihn geworben wurde. Um seinem Wunsche, in der Gruft zu Aachen neben Karl dem Großen bestattet zu werden, zu willfahren, mußte seine Leiche unter kriegerischer Begleitung nach Deutschland geführt werden, und dennoch hatte der Leichenzug sieben Tage lang hartnäckige Angriffe auszuhalten, bis ihn in Verona Herzog Heinrich der Jüngere von Bayern in Empfang nahm. Am Ostersonntag wurde der Sarg im Chor der Münsterkirche zu Aachen beigesetzt.

1002

Otto III. hatte das Ziel seines Lebens und seiner Regierung durchaus verfehlt. Während er seinen phantastischen Träumereien nachhing und nach der Verwirklichung von hohen Idealen strebte, die im Gebiete der Unmöglichkeit lag, that er nichts für das deutsche Reich, und während er nach den Grabstätten der Toten pilgerte, vergaß er die Lebenden, denen die Vorsehung ihn zum Herrscher gesetzt hatte. Im Norden und Osten wurde das Reichsgebiet geschmälert und das Christentum von neuem bedroht, in Polen und Ungarn

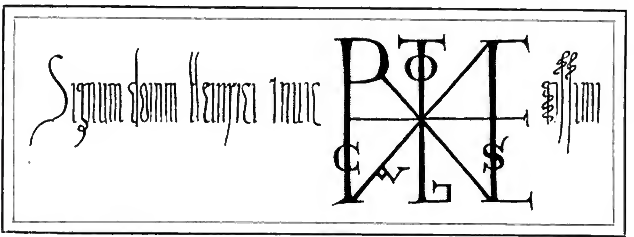
erhoben sich selbständige nationale Königreiche. Das alles ließ Otto geschehen. Den Blick auf das Höchste und Unerreichbare gerichtet, vernachlässigte er das Zunächstliegende, praktisch Erreichbare. Mit Recht vergleicht ihn ein Geschichtschreiber mit dem von der Sonne geblendeten Jüngling, der die Erde nicht mehr sieht.

„Das Andenken an einen jungen Kaiser von so wunderbar phantastischer Sinnesart und so unglücklichen Schicksalen konnte der Welt nicht leicht entschwinden; poetische Sagen stiegen aus Ottos frühem Grabe auf und bewahrten sein Gedächtnis unter dem Volke länger als die nüchterne Kunde der Geschichte. Man erzählte, daß Otto durch Verrat der Liebe seinen Untergang gefunden habe; man konnte sich dieses glühende Herz, für die Freundschaft so empfänglich, nicht unberührt von dem Zauber der Liebe denken. Stephania, eine schöne, aber stolze und herzlose Römerin, des Crescentius Witwe — so berichtet die verbreitetste Sage — fesselte mit ihren Reizen das Herz des jungen Kaisers, und als er sich ganz ihr ergab, tötete sie ihn, um den Tod ihres Gemahls zu rächen, durch Gift. Es liegt eine tiefe Wahrheit in dieser Sage, aber nicht eine Tochter Roms, sondern Roma selbst mit ihren unvergänglichen Reizen fesselte, verriet, tötete den mit der Kaiserkrone geschmückten Jüngling." (Giesebrecht.)



Ottos III. Kirchenbuße i. J. 1000 betreffend. Inschrift in S. Apollinare in Classe bei Ravenna.

† Otho III. Rom. Imp. Germ. Ob Patrata Crimina Austeriori
Otto III., Römischer Kaiser der Deutschen hat wegen begangener Verbrechen der strengeren
Disciplinae Sancti Romualdi Obtemperans Emenso Nudis Pedi
Regel des heiligen Romualdus gehorsam mit nackten Füßen
Bus Ab Urbe Roma Ad Garganum Montem Itinere Basilicam
von der Stadt Rom bis zum Berge Garganus den Weg zurückgelegt, diese Basilika
Hanc Et Coenobium Classense XXXX Diebus Poenitens Inhabita
und Kloster zu Classe 40 Tage büßend bewohnt
Vit Et Hic Cilicio Ac Voluntariis Castigationibus Peccata Sua
und hier durch ein Bußhemd und freiwillige Kasteiungen seine Sünden
Expians Augustum Dedit Humilitatis Exemplum Et Imperator
sühnend ein hehres Beispiel der Demut gegeben und als ein Kaiser
Sibi Templum Hoc Et Poenitentiam Suam Nobilitavit Anno P. C. M.
sich diesen Tempel und seine Buße berühmt gemacht. Im Jahr 1000 nach Chr.



„Signum domni Heinrici invic | tissimi. Actum Couphinga."
Signum Heinrichs II., von einer Urkunde datiert Kaufungen 1016.

5. Heinrich II., der Heilige, 1002—1024.



Aus Heinrichs II. prächtigem Missale, für ihn gemalt und von ihm dem Dom zu Bamberg geschenkt. Jetzt in der königl. Bibliothek zu München. Eine der schönsten Handschriften.

ie glänzende Zeit der Ottonen erlosch mit Otto III. Auf die Kunde von seinem Tode erhoben drei Fürsten Ansprüche auf den erledigten Kaiserthron; Heinrich von Bayern, ein Urenkel König Heinrichs I., der streitbare Markgraf Eckard von Meißen und Herzog Hermann von Schwaben. Die Entscheidung war um so bedeutsamer, weil es sich dabei um das Prinzip des Erbrechtes oder der Wahlfreiheit handelte. Als letzter Sprosse des sächsischen Königsgeschlechtes hatte Heinrich von Bayern die nächsten Ansprüche auf die Krone und bereits die Reichsinsignien an sich genommen. Durch seine bisherige Regierung in Bayern hatte er sich Vertrauen erworben, besonders bei der Geistlichkeit, da sowohl er wie seine Gemahlin Kunigunde der Kirche eifrig ergeben waren. Dennoch war Markgraf Eckard von Meißen kein verächtlicher Nebenbuhler. Konnte er auch keine erblichen Rechte geltend machen, so fielen seine persönlichen Verdienste und Vorzüge um so schwerer in die Wagschale. Er hatte die Grenzen des Reichs gegen Wenden und Slaven tapfer verteidigt, Ottos III. Rechte gegen Heinrich den Zänker, den Vater des jetzigen Thronbewerbers, geschützt, in Rom die Engelsburg gestürmt und den Crescentius gestürzt. So stand er da, nach dem Urteil eines Geschichtschreibers „eine Zierde des Reichs, ein Schrecken der Feinde, eine Säule des Vaterlandes." Aber

der Einfluß von Ottos III. Schwestern und vieler sächsischer Großen verschaffte dem bayrischen Herzog das Übergewicht. Doch Eckard war nicht gesonnen, ohne Kampf von der Wahl abzustehen und suchte sich mit Hermann von Schwaben zu verbinden. Dieser ging jedoch nicht auf den Antrag ein, und das Schicksal befreite bald den bayrischen Herzog von seinem gefährlichen Rivalen; der tapfere Eckard ward von zwei Grafen von Nordheim aus unbekannten Gründen ermordet. Heinrich blieb nicht frei von dem Verdacht, daß er die Mordthat veranlaßt habe. Nun gelangte Heinrich, das Heer des Schwabenherzogs, der ihm den Weg verlegen wollte, umgehend, nach Mainz; das Beispiel des einflußreichen Kirchenfürsten und Erzkanzlers Willigis entschied zu seinen Gunsten: Heinrich wurde von vielen weltlichen und geistlichen Großen 1002 als König anerkannt und von Willigis gesalbt und gekrönt (1002). Nachdem er in Merseburg die Huldigung der Sachsen und Thüringer, sowie des Polenherzogs Boleslaw empfangen, erlangte er zu Duisburg die Beistimmung der Lothringer und wurde zu Aachen auf den Stuhl Karls des Großen gesetzt, worauf auch der Schwabenherzog zur Unterwerfung gebracht ward.

Die Stellung des neuen deutschen Königs war von Anfang an eine schwierige. Nicht sein Erbrecht, sondern der gute Wille der Großen des Reiches hatte ihn auf den Thron erhoben. „Nur mit großen Opfern der Centralgewalt war die Einheit des Reiches wieder gesichert worden: viele Konsequenzen, welche die der monarchischen Gewalt ungünstige Entwicklung unter den letzten Ottonen nahe zu legen begann, hatte der neue König auf sich nehmen müssen. Die Stämme waren freier gestellt, als bisher; die Großen hatten ihren Treuschwur nicht geleistet ohne die königliche Gegengabe reichlichster Belehnung; in halbem Bittgang durch das Reich hatte der König die neue Einheit erwirken müssen.“ Es war natürlich, daß Heinrich auf die Politik Ottos I., die gegen die weltlichen Großen ein Gegengewicht in der Kirche suchte, zurückging, sie planmäßig weiter verfolgte und vollendete. Und gerade weil er selbst einer streng kirchlichen Richtung ergeben war, die sich nicht genug thun konnte in dem Befolgen der vorgeschriebenen Ordnungen, konnte er in rücksichtslosester Weise die Kirche seinen politischen Zwecken dienstbar machen; er diente der Kirche, um sie zu beherrschen, und je untadeliger seine Frömmigkeit im Gottesdienst und guten Werken erfunden ward, um so freier verfügte er über den reichen kirchlichen Besitz, zog er massenhaft Klostergüter für die Zwecke des Reiches ein. „In Sachen der Bischöfe kehrte er sich nicht im geringsten an verbriefte oder nicht verbriefte freie Wahl. Er besetzte die Bistümer von sich aus, und zumeist mit Klerikern seiner Kanzlei; erfolgreiche Kandidaten der Diözesen mußten wenigstens vorher in der Kanzlei die Regierungsanschauungen des Königs kennen gelernt haben.“ Mit den bischöflichen Vasallenheeren hat er vorzugsweise seine Heereszüge unternommen, die fast in keinem Jahre seiner Regierung zur Ruhe gekommen sind, denn wie er nur mit Mühe und Kampf die Herrschaft erworben, so mußte er sie auch mit Mühe und schweren Kriegen behaupten. Zuerst lag es ihm ob, im Osten, in den Slavenländern, das An-

sehen des Reiches wiederherzustellen. Hier erhob sich der gewaltige Polenherzog Boleslaw mit dem Beinamen Chrobry (der Mächtige, Ruhmreiche), der seine Besitzungen bis an die Elster erweitert hatte. Auf dem Reichstag zu Merseburg leistete auch Boleslaw dem neuen König den Eid der Treue, in der Hoffnung, die eroberten Marken, besonders Meißen, gegen hohe Summen von ihm als Reichslehen zu erlangen, aber Heinrich erkannte, welche Gefahren der Polenherzog im Besitz der Marken über das Reich heraufbeschwören könnte, und wies dessen Zumutungen entschieden zurück. Doch erreichte der Pole wenigstens so viel, daß sein Stiefbruder Gunzelin, ein Bruder des ermordeten Eckard, mit der Mark und Burg Meißen belehnt wurde. Voll Unmuts ob der getäuschten Hoffnung wandte sich der Pole noch zu Merseburg dem Babenberger Markgrafen Heinrich von Schweinfurt zu, einem tapferen, ritterlichen Manne, der, bis dahin dem König treu ergeben, zu dessen Erhebung viel beigetragen hatte, jetzt aber, über die Vorenthaltung des ihm vom König versprochenen Herzogtums Bayern tief gekränkt, den verlockenden Anträgen des Polenherzogs leicht sein Ohr lieh. Da trat ein Ereignis ein, das ihren Bund noch mehr befestigte. Als Herzog Boleslaw, vom König entlassen und reich beschenkt, mit dem Markgrafen Heinrich aus der Hofburg ritt, fanden sie das äußere Thor durch eine Schar Bewaffneter gesperrt; nur mit Lebensgefahr gelang es ihnen, sich durchzuschlagen, wobei einige von den Mannen des Polen verwundet wurden. Die Urheber dieses unerhörten Verrates blieben verborgen, doch fiel auch jetzt wieder, wie bei Eckards Ermordung, ein starker Verdacht auf den König: Boleslaw aber kehrte rachedürstend in seine Heimat und bekundete schon auf dem Wege durch die Verbrennung der Burg Strehla und die Wegführung vieler deutscher Gefangenen seine feindselige Gesinnung. Er sandte Boten mit Geld aus, um sich in Deutschland Anhänger zu erwerben.

Zunächst wußte er die argen Wirren in Böhmen, welche die Zustände dieses deutschen Reichslehens zerrütteten, schlau zu benutzen und brachte es dahin, daß er von den Böhmen zu Prag als Herzog des Landes ausgerufen wurde. Damit war der Pole noch nicht zufrieden, er zerriß jetzt das Lehnsverhältnis, das ihn an das deutsche Reich knüpfte, und trug sich mit der Hoffnung, ein unabhängiges Slavenreich zu errichten, ja er ging den Papst durch Gesandte, die er nach Rom schickte, mit der Bitte an, ihn, wie den König von Ungarn, mit einer Krone zu schmücken.

So trug denn Heinrich II. kaum ein Jahr die so schwer erworbene Krone, als sie bereits auf seinem Haupte wankte, denn auch aus Italien und andern Teilen des Reiches liefen traurige Botschaften ein.

Italien hatte sich nach dem Tode Ottos III. in offenem Aufstand gegen die deutsche Herrschaft erhoben. In Oberitalien wurde der Markgraf Harduin von Ivrea Führer der Bewegung und trug als Lohn die Krone Italiens davon (1002). Bald fühlten die Bischöfe Oberitaliens seine Tyrannei. Aber die kleine Schar, welche der König abgesandt, um sie und die deutsche Partei in Oberitalien zu schützen, erlitt unter Otto von Kärnten und Graf Ernst von

1002

Östreich im Brentathale eine schwere Niederlage, welche die Deutschgesinnten der Rachsucht Harduins preisgab. Zugleich erhob der Babenberger Heinrich von Schweinfurt, in Verbindung mit dem genannten Grafen Ernst und dem Polenherzog Boleslaw die Fahne der Empörung, um den König zu zwingen, ihre Forderungen zu bewilligen, und auch in andern Gegenden des Reiches regten sich Aufruhr und Abfall. Aber Heinrich entwickelte eine so rasche und energische Thätigkeit, daß die drohende Bewegung bald unterdrückt ward. Er eilte mit einem Heere nach Bayern und rückte dem Markgrafen entgegen; bald waren dessen feste Burgen eingeäschert oder entwaffnet, und auch Schweinfurt erlag den Angriffen des Bischofs von Würzburg und des Abtes von Fulda, denen der König die Zerstörung aufgetragen; nur die Kirche wurde durch den Mut der alten Mutter des Markgrafen gerettet. Inzwischen war Boleslaw sengend und brennend über die Elbe gegangen, und nur die Treue Gunzelins 1003 sicherte dem König die Erhaltung Meißens (1003). Dieser aber, in richtiger Erkenntnis der Gefahr, die von dem übermütigen Polen dem Reiche drohte, beschloß, ihm Böhmen zu entreißen und dadurch seine Übermacht zu schwächen.

Er verband sich daher mit den Liutizen, welche, wie überhaupt die slavischen Stämme an der Elbe, das Christentum mit seiner Zinspflichtigkeit abgeworfen hatten und zu ihrem alten heidnischen Götzenwesen zurückgekehrt waren. Die Liutizen erkannten, daß ihnen von Boleslaw, der mit dem Christentum zugleich seine Herrschaft ausbreiten wollte, eine ungleich härtere Botmäßigkeit drohe, als die deutsche je gewesen war. Sie schickten daher Gesandte an den König nach Quedlinburg und erboten sich, unter der Bedingung, daß sie ihren alten Göttern und Gewohnheiten treu bleiben dürften, unter die deutsche Oberhoheit zurückzukehren, Heerespflicht zu leisten und Tribut zu entrichten. Heinrich nahm ihren Vorschlag an, so sehr auch dieses Bündnis eines christlichen Fürsten mit einem heidnischen Volke die Mißbilligung der Geistlichkeit fand, die er übrigens durch Herstellung des Bistums Merseburg zu versöhnen 1004 suchte (1004). Durch einen Feldzug nach Böhmen, der zwar durch Schnee und Kälte vereitelt wurde, ward wenigstens so viel erreicht, daß die deutschen Ostgrenzen vor Boleslaw geschützt wurden und die Häupter des Aufstandes Heinrichs Gnade nachsuchten, die sie auch erhielten. Markgraf Heinrich bekam seine Würden und Güter zurück und hielt fortan treu zum König (1004).

Nun beschloß Heinrich über die Alpen zu ziehen, den Übermut des gewaltthätigen Harduin zu züchtigen und das Ansehen des Reiches in Italien wiederherzustellen. Noch im Jahre 1004 stieg er an der Spitze eines stattlichen Heeres durch das Thal der Brenta glücklich in die Ebene hinab, und die zahlreichen einheimischen Feinde des italienischen Königs erleichterten ihm das Vorrücken. Harduin, von seinen Truppen verlassen, wandte sich zur Flucht, die lombardischen Großen schlossen sich dem König an, der wie in einem Triumphzug in die alte Hauptstadt Pavia einzog und hier zum König der Langobarden erwählt und gekrönt ward (Mai 1004).



Heinrich II. empfängt von Gottes Gnaden die Krone, die heil. Lanze und das Reichsschwert.

Miniaturbild aus Heinrichs Missale, von ihm dem Dom zu Bamberg geschenkt. Jetzt in der königl. Bibliothek zu München.

Die Verse der Umschriften lauten:

Ecce coronatur divinitus atque beatur	Sieh! gekrönt wird von Gott und beglückt
Rex pius Heinricus proavorum stirpe polosus	Der fromme König Heinrich, erlaucht durch den Stamm der Ahnen.
Propulsans coram sibi confert angelus hastam	Schirmend bringt ihm sogleich der Engel die Lanze
Aptat et hic ensem cui persignando timorem	Dieser hält auch das Schwert bereit. Der ihm der Furcht verbreitend.
Clemens Christe, tuo longum da vivere Christo,	Gnädiger Christus, gib langes Leben deinem Gesalbten,
Ut tibi devotus non perdat temporis usus.	Damit dein Getreuer nicht den Nutzen der Zeit verliere.
Hujus Udalricus cor regis signet et actus	Dieses Königs Herz und Thaten zeichne Udalricus auf.
Emmeramus ei faveat solamine dulci.	Emmeramus gewähr ihm huldreich süßen Trost.

Aber noch am Abend des Krönungstages sollte Heinrich den Wankelmut und die Tücke des Volkes, sowie die Macht der nationalen Partei erfahren, die keine Fremdherrschaft dulden wollte. Thietmar von Merseburg, Heinrichs Geschichtschreiber, hat dieses wie die folgenden Ereignisse aufgezeichnet. Während das Heer außerhalb der Stadt lagerte, brach in Pavia ein Aufstand aus, der sich bis zum Palaste verbreitete, wo der König mit wenigen Begleitern seinen Aufenthalt genommen hatte. Das an Zahl geringe Gefolge des Königs und die sich allmählich aus den Stadtquartieren sammelnden Kriegsleute leisteten den Pfeilen und Steinwürfen der Angreifer nur mit Mühe einigen Widerstand. Bei anbrechender Dunkelheit steckten die Deutschen die nächsten Häuser in Brand, um sich besser gegen die feindlichen Geschosse zu schützen. Die aufsteigende Lohe ruft die draußen gelagerten Kriegsvölker heran, aber an den Thoren und Mauern finden sie heftigen Widerstand. Die ganze Nacht dauert der Kampf, bis endlich die Deutschen den Eingang erzwingen. Aber aus den Häusern werden Pfeile und Steine auf sie geschlendert, und nun werfen sie Feuerbrände in die Wohnungen. Bald wird die meist aus hölzernen Häusern bestehende Stadt ein Raub der Flammen, und auch der Palast sinkt in Trümmer, Tausende finden entweder in den Flammen oder unter dem Schwerte der wutentbrannten Deutschen ihren Tod, bis endlich der König, ergriffen von dem gräßlichen Schauspiel, dem Morden Einhalt gebietet und dem Reste der Bewohner auf ihr Flehen Gnade gewährt. Ein großer Teil der alten Königsstadt lag in Asche, aber der Trotz der Italiener war gebrochen, und von allen Seiten eilten Gesandte heran, um Treue und Gehorsam zu geloben und Geiseln zu stellen. Schrecken hatte sich über Italien gelagert, und König Heinrich wollte die Zeit des Glückes benutzen, um auch dem Polen Böhmen zu entreißen und „sein Herz von dem lange verhaltenen Groll zu erleichtern."

Im August 1004 brach Heinrich mit seinem Heere von Merseburg aus ohne sonderliche Mühe in Böhmen ein. Die Böhmen waren der polnischen Herrschaft längst müde und nahmen die Deutschen überall mit Freuden auf. Prag öffnete willig die Thore, und Heinrich konnte seinen Schützling Jaromir, einen Sprößling des altböhmischen Fürstengeschlechtes der Premysliden, mit dem Herzogtum Böhmen belehnen. Von da zog er nach der Oberlausitz, um auch dieses Land wieder an das Reich zu bringen. Bautzen (Budissin), der Hauptort des Landes, wurde belagert, leistete aber so tapferen Widerstand, daß der König selbst in Lebensgefahr geriet. Da entbrannte die Wut der deutschen Krieger, welche die Stadt an allen Enden in Brand stecken wollten, und nur die Dazwischenkunft des Markgrafen Gunzelin rettete sie vor dem Schicksal Pavias. Endlich ergab sich die Stadt auf den ausdrücklichen Befehl Boleslaws. So standen denn die wendischen Marken wieder unter der Herrschaft der Deutschen, und Heinrich führte siegreich sein erschöpftes Heer nach Sachsen zurück, um dieses thatenreiche Jahr in Ruhe zu beschließen.

1004 War auch der mächtige Polenherzog durch den Feldzug des Jahres 1004 gedemütigt, so war er doch keineswegs vernichtet; aber man konnte hoffen, daß ihn ein neuer Angriff ins Verderben stürzen würde, und zu diesem rüstete sich 1005 König Heinrich. Schon im folgenden Jahre, wieder im August, brach er nach der Lausitz auf, wo Bayern und Böhmen zu seinem Heere stießen; auf dem Weitermarsch wurde das Heer durch verräterische Wegweiser in öde Gegenden, in Sümpfe und Wälder verlockt und gelangte nur mit vieler Mühe und Beschwerde an die Spree, wo sich ein Gefecht entspann, in dem viele tapfere

Ritter den Pfeilen der Polen erlagen. Beim Übergang der Deutschen über die Spree zogen ihnen die Lintizen zu, deren Götzenbilder den Bischöfen ein grausenerregender Anblick waren. So kam man an die Oder, wo die Deutschen an der Mündung des Bober ein Lager aufschlugen, während Boleslaw am andern Oderufer, Krossen gegenüber, ihnen den Übergang über den Fluß streitig machte. Sieben Tage bemühte sich Heinrich vergebens eine Schiffsbrücke zu schlagen, endlich entdeckten Späher eine Furt, und sogleich gingen 6000 Mann auf das jenseitige Ufer hinüber. Auf die Kunde davon ergriff Boleslaw mit Zurücklassung seines Gepäckes die Flucht, und Heinrich drang verheerend in das polnische Land ein bis in die Nähe von Posen. Nun verlor der stolze Pole den Mut und suchte um Frieden nach, der zu Posen geschlossen und beschworen wurde. Boleslaw mußte auf die von ihm angegriffenen Marken Verzicht leisten und das frühere Abhängigkeitsverhältnis vom Reich wieder anerkennen. Weiter als irgend einer seiner Vorgänger hatte der deutsche König sein Heer nach Osten geführt und die Ehre des Reiches vollständig hergestellt. Doch war der Polenherzog schon damals entschlossen, die auferlegten Bedingungen nicht zu halten, sobald sich nur Gelegenheit dazu fände. Schon im Jahr 1007 fand er sie, als der deutsche König im äußersten Westen des Reiches 1007 durch eine gefährliche Empörung seiner nächsten Verwandten, der Brüder seiner Gemahlin Kunigunde aus dem luxemburgischen Hause, mehrere Jahre beschäftigt wurde*) und gegenüber den Übergriffen, die die kleinen Grafen von Flandern sich erlauben zu dürfen glaubten, die Ehre des Reiches kräftig wahrte. Hatte doch im Jahre 1006 Graf Balduin IV. mitten im Frieden die zum deutschen Reiche gehörige Stadt Valenciennes an sich gerissen! Heinrich II. zog mit Heeresmacht gegen ihn, zwang in Verbindung mit König Robert von Frankreich den Friedensstörer, Ruhe zu halten und im Jahre 1007 das sogenannte Reichsflandern mit seiner fränkisch-friesisch-angelsächsischen Bevölkerung als Lehen zu nehmen. Aber während so die Kräfte des Reiches nach der entgegengesetzten Seite hin gerüstet waren, gelang es dem Polen, die deutschen Marken bis zur Elbe mit Raub, Mord und Brand zu erfüllen. Er fand nur lässigen Widerstand, und der König selbst gewann nur einmal im Jahre 1010 auf kurze Zeit Muße, ein Heer gegen den Feind zu führen, ihn über die Oder zurückzudrängen und das Land im Osten der Elbe von neuem zu besetzen. Aber der Pole hatte im Sachsenlande selbst Verbindungen, fiel im Jahr 1012 1012 in die Lausitz ein und eroberte das Land abermals bis zur Elbe. Als aber Heinrich seine ungetreuen Vasallen rasch niedergeworfen hatte, bequemte sich Boleslaw zu Friedensanträgen, auf welche der König gern einging. Zu

*) Der heilige Brun, ein Mann von fürstlicher Abkunft und voll Begeisterung für das Evangelium, suchte vergeblich den Frieden zwischen Heinrich und Boleslaw herzustellen, um ihre gemeinsame Thätigkeit zur Mission unter den Heiden hinzuleiten. Der Krieg dauerte fort. Darauf wandte sich Brun, den früher sein Bekehrungseifer zu den Ungarn, Russen und Petschenegen geführt, zu den heidnischen Preußen und erlitt an den russischen Grenzmarken mit achtzehn Gefährten den Märtyrertod (1009).

1013 Merseburg bekannte sich der Polenherzog im Jahre 1013 als des Königs Vasall, indem er ihm das Schwert vortrug, und empfing die Belehnung über das Lausitzer und Milzener Land. Der Pole zog den größten Vorteil aus dem Kriege, Heinrich behielt nur die Ehre der Oberlehnsherrlichkeit.

Der deutsche König würde wohl an der Ostgrenze ganz andere Erfolge errungen haben, wenn er nicht durch die Angelegenheiten Italiens und der römischen Kirche genötigt gewesen wäre, wieder eine Heerfahrt über die Alpen zu unternehmen. Während der Polenherzog nach dem Tage von Merseburg ostwärts gegen das russische Reich zog, um vor dem goldenen Thore von Kiew sein Lager aufzuschlagen, stieg Heinrich über die Alpen, um Italien dem Reiche zu sichern und die römische Kaiserkrone auf sein Haupt zu setzen. Bald nach dem Abzuge der Deutschen war Harduin wieder hervorgetreten und hatte sich von neuem der königlichen Herrschaft bemächtigt; aber die Zahl seiner Gegner war groß, und die nach Unabhängigkeit und Selbstherrschaft trachtenden geistlichen Würdenträger, besonders die Erzbischöfe von Mailand und Ravenna, wie die mächtig aufstrebenden Stadtgebiete Pisa und Lucca ertrugen das deutsche Königtum in der Ferne lieber als die Tyrannei eines italienischen Machthabers. In Rom selbst hatte Johannes Crescentius, der Sohn des enthaupteten Edelmannes, eine Partei gebildet und beherrschte als „Patricius" den apostolischen Stuhl, indem er die Oberhoheit des deutschen Königs nur dem Namen nach anerkannte. Aber die Grafen von Tusculum, drei ehrsüchtige Brüder, schauten wie „gierige Raubfalken" auf die ewige Stadt, wo einst ihr Ahnherr seine Herrschaft aufgeschlagen. Als nach dem Tode des Crescentius (1012) Streit wegen der Papstwahl entstand, wählte die Partei der Crescentier Gregor, einen Römer, aber die Gegner setzten es durch Erstürmung Roms durch, daß der jüngste der genannten Grafen als Benedikt VIII. den apostolischen Stuhl bestieg. Gregor suchte zwar den Schutz des deutschen Königs, aber dieser erklärte sich für Benedikt und knüpfte mit ihm sofort Unterhandlungen für die bevorstehende Romfahrt und die Kaiserkrone an. Benedikt zeigte sich willfährig. Mit einem kleinen, auserlesenen Heere stieg im Jahre 1013 Heinrich in Begleitung seiner Gemahlin im Winter über die Alpen und wurde von einem großen Teil der lombardischen Geistlichkeit freudig aufgenommen, während Harduin sich in die Mark Ivrea zurückzog. Von Pavia ging Heinrich nach Ravenna, hielt hier eine Synode, auf der viele kirchliche Übelstände beseitigt wurden, und brach dann nach Rom auf. Der Anblick der geharnischten Scharen der Deutschen flößte der Gegenpartei solche Furcht ein, daß sie jeden Gedanken an Widerstand aufgab, und Heinrich zog friedlich in die heilige 1014 Stadt ein. Am 14. Februar 1014 fand die feierliche Krönung Heinrichs und seiner Gemahlin Kunigunde in St. Peter statt.

„Im glänzenden Zuge," erzählt Thietmar, „begaben sich beide zum Dom, rechts und links von zwölf römischen Großen umgeben. Einen mystischen Sinn legte man in die Zwölfzahl, wie in die Art des Aufzuges; sechs gingen in jugendlicher Tracht, mit geschorenem Barte, sechs dagegen ungeschoren und auf Stäbe gestützt." Als nun vor den Thoren der Kirche der König die Frage des Papstes, ob er ein treuer Schutzherr und

Erklärungstafel

zu Thietmar von Merseburg.

Thietmar, aus vornehmem niedersächsischen Geschlecht zu Halberstadt geboren, 1009 Bischof von Merseburg, vollendete seine Chronik, das wichtigste Denkmal der sächsischen Kaiserzeit, kurz vor seinem Tode 1018. Ihre acht Bücher behandeln die Geschichte der sächsischen Kaiser von Heinrich I. bis auf Heinrich II., während dessen Regierung er starb (1018). Er stand Heinrich II. sehr nahe und ward als Ratgeber des Königs oft mit wichtigen Reichsgeschäften betraut. Deshalb sind auch die letzten vier Bücher seiner Chronik, welche die Regierung Heinrichs II. aus eigner Anschauung behandeln, von besonderer Wichtigkeit, während er in den ersten vier Büchern über Heinrich I. und die drei Ottonen aus schriftlichen Quellen und reichen Familientraditionen schöpft. Die Handschrift bildet den größten Schatz der K. Bibliothek zu Dresden.

Text und Übersetzung.

Decursis a dominica incarnatione post millenarii plenitudinem numeri annis
Als seit der Fleischwerdung des Herrn nach des Jahrtausends Erfüllung noch dreizehn Jahre
tredecim, et in
verflossen waren, und dann in

subsequentis anni secundo mense ac ebdomada tercia, anno
des folgenden Jahres zweitem Monat und der dritten Woche, im

autem regni eius tercio decimo, et die dominica, ac XVI Kal.
dreizehnten Jahre seiner Regierung, am Sonntage, dem vierzehnten

marcii, Heinricus, dei gratia rex inclitus, a senatoribus duo-
Februar, ging Heinrich, von Gottes Gnaden ruhmwürdiger König, von zwölf Sena-

decim vallatus, quorum VI rasi barba, alii prolixa
toren umgeben, deren sechs mit geschorenen Bärten, die andern mit herabhängenden
mistice incedebant cum baculis,
nach geheimnisvollem Brauche einherschritten, mit Stäben,
cum dilecta suimet coniuge Cunigunda
mit seiner geliebten Gemahlin Kunigunde

ad ecclesiam sancti Petri, papa expaectante venit, et antequam
zur Kirche von St. Peter, während der Papst ihn erwartete; und bevor

introduceretur, ab eodem interrogatus, si fidelis vellet
er hereingeführt wurde, fragte ihn derselbe, ob er ein treuer Beschützer

Romanae patronus esse et defensor ecclesiae, sibi autem
und Verteidiger der römischen Kirche sein wolle, und ihm und

suisque successoribus peromnia fidelis, devota professione re-
seinen Nachfolgern in jeder Beziehung treu, und er bejahte es mit de-

spondit, et tunc ab eodem unctionem et coronam cum con-
mütigem Bekenntnis, worauf er von jenem Salbung und Krönung mit seiner

tectali sua suscepit; priorem autem coronam super altare principis
Gemahlin empfing; seine frühere Krone aber ließ er über dem Altar

apostolorum suspendi precepit. eodem die papa eis cenam ad Lateranis
des Apostelfürsten aufhängen. Am selben Tage gab ihnen der Papst im Lateran

fecit copiosam. In octava vero die inter Romanos et nostra-
ein glänzendes Mahl. Am achten Tage aber entstand zwischen den Römern und Unsrigen

tes magna oritur commocio in ponte tiberino, et utrim
ein großes Handgemenge auf der Tiberbrücke, und auf beiden

que multi corruerunt, nocte eos ad ultimum dirimente.
Seiten blieben viele, bis die Nacht sie endlich trennte.

Huius rei auctores germani tres extitere, Hug, Hecil ac Ecilin, qui postea
Dieses Streites Urheber waren drei Brüder, Hug, Hecil und Ecilin, die nachher

capti sunt et in custodia detenti; ex quibus unus in hiis partibus
verhaftet und in Gewahrsam gehalten wurden; von ihnen entkam einer bei diesen

evasit, secundus autem ad Fuldu deductus est, in Ivicanstene autem
Parteiungen, der zweite aber ward nach Fulda abgeführt, in der Burg Jvicansten (Giebichenstein)

castello III (tertius) diu servatur. Arnulfum fratrem suum, quem Raven-
aber wird der dritte schon lange festgehalten. Den Arnulf, seinen Bruder, den er vorher

nati antea praefecit ecclesiae, cesar denuo inthronizatum
der Kirche von Ravenna vorgesetzt hatte, ließ der Kaiser von neuem einsetzen und

ab apostolico ibidem consecrari precepit. Subplantatorem Aethelbertum autem eius . . . .
vom Papste ebendaselbst einsegnen. Den Verdränger desselben aber, Aethelbert . . . .

post mill

D ecursis adominica incarcione annis t

subsequentes anni. scdo mse. & ebdoma

ante regni ei. tercio decimo & die domi

marcii. henric di gra rex inclitus. aser

quos xii. sasibarba. alii. plura m

decim. uallatus cu dilectica suimet eius

ad ecclam sci petri. papa expectante uen

introduceretur. ab eode interrogatur. i

romane patronus ee. & defensor eccle

sibisq; successorib; p omnia fideli. deuota

spondit. & tunc ab eode. unctione. & co

rectalisua suscep. pore aut corona. sup al

aptorū suspendi pcep; eode die. papa eis cen

fecit copiosa; In octaua u die. interror

tes. magna oritur comocio. inponte tib

qi multi corruere. nocte eos adub

H ui rei auctores. germani tres. extit

capti s. & in custodia detenti. ex qb; un

eua sit secundus aut. ad fuldv deduct. i

castello diuseruat; arnulfum frem

tam antea pfecit eccle. cesar denuo

ibide

ab aptolico esecrari pcep; Subplanta

Thietmar von Merseburg über Heinrich II.

Anfang des 7. Buchs von Thietmars Chronik. Handschrift der K

Velhagen und Klasing

und Schirmvogt der Kirche sein und ihm und seinen Nachfolgern Treue halten wolle, bejaht hatte, da öffneten sich ihm und seiner Gemahlin die heiligen Pforten, und beide erhielten nach altem Brauch die kaiserlichen Kronen. Seine bisherige Königskrone weihete Heinrich dem heiligen Petrus, über dessen Altar sie zum ewigen Andenken aufgehängt wurde.

Wenn sich auch Heinrich gegen die tuskulanische Partei dankbar bewies, so vergab er doch den kaiserlichen Rechten nichts und waltete ganz im Sinne der Ottonen mit Würde und Strenge. Er brach die Burgen des übermütigen Adels in der Campagna und unterdrückte die Reste der crescentischen Partei, deren Erbitterung am 22. Februar eine Empörung zum Ausbruch brachte. Auf der Engelsbrücke entspann sich ein hartnäckiger Kampf zwischen den Rebellen und den Deutschen, in dem auf beiden Seiten viele das Leben verloren; erst die Nacht endete den Kampf, der sich mit Tagesanbruch erneuerte, nun aber zu gunsten der Deutschen entschied. Die gefangenen Führer des Aufstandes wurden über die Alpen nach Deutschland gebracht. Nach diesen Erfolgen verließ Heinrich Rom und kehrte, reich mit Schätzen beladen, die er aus den eingezogenen Gütern der unterworfenen Großen gewonnen, nach Deutschland zurück. Auch Hardnin war endlich seiner Rolle als Gegenkönig satt und zog sich in das Kloster Fructuaria bei Turin zurück, um hier „als eine verschollene Größe zu verschwinden.“ Seitdem blieb Italien dem Kaiser gehorsam, und dieser übte durch deutsche Sendboten seine Herrschaft. Sein Streben war, durch Begünstigung der Bischöfe die weltlichen Großen im Zaume zu halten; auch nahm er die Besetzung der Bistümer als unantastbares Recht in Anspruch. Oft mußten die italienischen Großen in ihren Streitigkeiten an des Kaisers Hof- und Reichstagen auf deutschem Boden ihr Recht suchen, und hier nahm er auch die Investituren und Belehnungen für Italien vor, so daß Deutschland wieder der Mittelpunkt der Kaiserherrschaft geworden war.

Indessen hatte Boleslaw seinen Feldzug gegen die Russen siegreich beendet und faßte nun um so entschiedener seinen Lieblingsplan wieder auf, sämtliche Slavenstämme zu einem großen Bunde zu vereinigen und so dem in sich zerrissenen deutschen Reiche an seinen östlichen Grenzen ein mächtiges Bollwerk entgegenzustellen. Seine Sendlinge durchzogen die deutschen Marken und Böhmen, sein eigner Sohn Mieczislaw begab sich nach Prag, um den Herzog Udalrich für seine Pläne zu gewinnen, und sogar in Italien suchte er dem deutschen König Feinde zu erwecken. Aber seine Bemühungen scheiterten an der Furcht der slavischen Stämme, die mit Schrecken an eine polnische Gewaltherrschaft dachten, und der Böhmenherzog Udalrich, weit entfernt, auf seine Anträge einzugehen, nahm sogar seinen Sohn gefangen und lieferte ihn bald nachher dem König aus. Dieser, entrüstet über den wiederholten Treubruch des Herzogs, wollte Mieczislaw nicht eher wieder herausgeben, als bis Boleslaw sich auf einem Fürstentage von den gegen ihn erhobenen Beschuldigungen gereinigt haben würde. Der hochmütige Pole erschien nicht, wußte aber durch Bestechungen in der Umgebung des Kaisers sich so einflußreiche Gönner zu



Die Nationen des Reichs,
Aus dem Evangeliarium Heinrichs II., dem Dom

verschaffen, daß Heinrich sich auf dem Fürstentage zu Merseburg zur Freilassung Mieczislaws verstand. „Aber nun nahm der Polenfürst die verspätete Auslieferung erst recht zum Vorwand, jede Aufforderung, durch persönliches Erscheinen vor dem Kaiser dessen Oberherrlichkeit anzuerkennen, schnöde abzuweisen, und verweigerte die Herausgabe der eroberten Lande mit den trotzigen Worten, er werde behalten, was sein sei, und was noch fehle, dazu gewinnen."
1015 So war denn ein neuer Polenkrieg unvermeidlich (1015), zu dem ein großartiger Plan entworfen ward.



dem Kaiser huldigend.
zu Bamberg geschenkt, jetzt in der königl. Bibliothek zu München.

Drei Heeresabteilungen sollten gegen den mächtigen Feind anrücken. Aber während Heinrich mit dem Hauptheere bei Krossen über die Oder ging, wurde er, da die beiden andern Abteilungen nicht rechtzeitig eintreffen konnten, wieder zum Rückzug genötigt, auf dem seine Nachhut eine so blutige Niederlage erlitt, daß über zweihundert edle Ritter die Walstatt deckten. Nun waren die Marken den polnischen Reiterschwärmen preisgegeben, die bis über die Elbe vorrückten und sogar die wichtige Grenzstadt Meißen bedrängten. Schon standen die hölzernen Häuser der Vorstadt in Flammen, und auch in der Burg brach Feuer

aus, aber die tapfere Besatzung, unterstützt durch die Frauen, welche den Männern Steine und Geschosse zutrugen und in Ermangelung des Wassers das Feuer mit Met löschten, leistete so kräftigen Widerstand, daß die Polen über die Elbe zurückzogen. So war dem Reiche Meißen gerettet, aber alles Land auf der Ostseite der Elbe blieb im Besitze der Feinde, ohne daß die Deutschen in der Lage waren, Anstalten zur Wiedereroberung zu treffen. Erst 1017 im Sommer 1017, als Heinrich die inneren Verhältnisse des Reiches geordnet, jede Verbindung mit dem Polenfürsten aufs strengste untersagt und mit Rußland und Ungarn Beziehungen angeknüpft hatte, um von Osten und Südosten einen Angriff möglich zu machen, wurde der Krieg gegen Boleslaw, dessen Übermut keine Grenzen mehr hatte, von neuem beschlossen. Leider fiel auch dieser Feldzug wegen der Planlosigkeit der Führung und der Schwierigkeit der Märsche zum Unglück der Deutschen aus, und Boleslaws überlegene Kriegskunst feierte einen vollständigen Triumph. Seine Krieger verheerten die Gegend zwischen Elbe und Mulde mit Feuer und Schwert und machten über tausend Gefangene. Aber auch Boleslaw erkannte, daß er seinen zahlreichen Feinden auf die Dauer nicht gewachsen sein würde, und machte Friedensanträge, die beim Kaiser günstige 1018 Aufnahme fanden. So kam der Friede zu Bautzen (Januar 1018) zustande, in welchem Boleslaw die kaiserliche Oberlehnsherrlichkeit von neuem anerkannt, aber auch die eroberten Landschaften behauptet zu haben scheint. Von da an hielt der Polenfürst Ruhe; sein Plan eines slavischen Gesamtreiches blieb unerreicht, aber Polen stand dem Germanentum als unbesiegtes Bollwerk des westlichen Slaventums auf Jahrhunderte hinaus gegenüber.

Von hoher Wichtigkeit für Deutschland war schon längst das Verhältnis des Kaisers zu Burgund. König Rudolf III., der letzte seines Geschlechtes, war kaum noch im thatsächlichen Besitz des Landes. Wankelmütig und schwach, wie er war, wurde er von den übermächtigen Großen seines Landes hart bedrängt und suchte deshalb, wie schon die meisten seiner Vorfahren, Schutz in einer engen Anlehnung an Deutschland, dem einzigen stark monarchischen Staat in Mitteleuropa. Ja, er hatte bereits im Jahre 1006 seinen Neffen, den deutschen König, zum Erben seines Reiches eingesetzt und ihm als Unterpfand dieses Erbvertrages die Herrschaft der Stadt Basel übergeben, die seitdem Jahrhunderte lang bei Deutschland verblieb. Indessen traf er dabei auf den hartnäckigsten Widerstand unter seinem einheimischen Adel, der von der Verbindung mit dem deutschen Reiche eine Schmälerung seiner schrankenlosen Freiheit fürchtete. An seiner Spitze stand der mächtige Graf Otto Wilhelm, der Sohn des ehemaligen Langobardenkönigs Adalbert, der Enkel Berengars von Ivrea, um sich diesem Übereinkommen aus allen Kräften zu widersetzen. Rudolf glaubte sich endlich am besten helfen zu können, wenn er seine Herrschaft noch bei seinen Lebzeiten auf seinen Neffen übertrug. Dies that er 1016 und 1018 in der feierlichsten Form, aber der ehrgeizige Graf nötigte den schwachen König bald durch Drohungen, bald durch heuchlerische Ergebenheit, sein Wort zweimal zu brechen, und der deutsche Kaiser konnte trotz

wiederholter Feldzüge nicht dazu gelangen, seinen Besitz anzutreten. Er mußte sich mit der Aussicht auf die dereinstige Nachfolge begnügen.

Heinrich würde sowohl gegen Burgund wie gegen Boleslaw glänzendere Erfolge errungen haben, wäre nicht seine Thätigkeit teils durch die inneren Kämpfe der Großen untereinander, teils durch den rebellischen Geist mancher Grafen und Bischöfe zersplittert und bald nach dieser, bald nach jener Gegend abgelenkt worden. Das wandernde und vielgeschäftige Treiben der deutschen Herrscher erreichte in Heinrich II. seine höchste Spitze. Unter solchen Umständen geriet die Mission in den Slavenländern in völliges Stocken, und das Heidentum wucherte von neuem immer mehr um sich (1019 u. 1020). „Die Liutizen hatte das Bewußtsein ihrer geleisteten Hilfe und Wichtigkeit übermütig gemacht; sie bekriegten die christlichen Obotriten, und die heidnischen verbanden sich mit ihnen, um die verhaßte sächsische Oberherrschaft abzuwerfen." Kirchen und Klöster wurden zerstört, die Priester getötet oder unter Hohn und Martern vertrieben; im Bistum Oldenburg starben sechzig Priester unter den mörderischen Streichen der rachedurstigen Heiden. Der Herzog und der Bischof suchten vergeblich bei Heinrich Hilfe; erst im Jahr 1020 wurden einige Versuche gemacht, die Obotriten zu ihrer Pflicht zurückzuführen und der sächsischen Oberhoheit wieder zu unterwerfen, aber die christliche Kirche blieb noch lange im Zustande arger Zerrüttung, während der wendische Götzendienst von neuem auflebte.

1019

1020



Kopf des Standbildes Kaiser Heinrichs am Bamberger Dom.

Noch einmal mußte sich der Kaiser zu einer großen Kriegsfahrt rüsten. Mittelitalien und Rom wurde durch einen neuen Aufschwung der griechischen (byzantinischen) Macht in Apulien ernstlich bedroht. Papst Benedikt VIII., ein treuer und thätiger Wahrer des kaiserlichen Interesses in Italien, zwang mit aller Kraft die römischen Großen zur Lehnspflicht und Anerkennung der päpstlichen Obmacht und ging mit dem Plane um, Kalabrien und Apulien von der drückenden Herrschaft der Byzantiner zu befreien, weshalb er die Niederlassung der Normannen begünstigte. Im Jahre 1016 waren nämlich auf dem Rückwege von einer Pilgerfahrt zum heiligen Lande zuerst vierzig normannische Ritter bei Salerno gelandet und hatten sich im Kampf gegen die Sarazenen so bewährt, daß sie aufgefordert waren, zu bleiben und weitere Stammesgenossen aus ihrer Heimat nachkommen zu lassen. Dieser Nachschub, einem blutschuldbeladenen Geschlecht der Normandie entsprossen, sprach zuerst in Rom

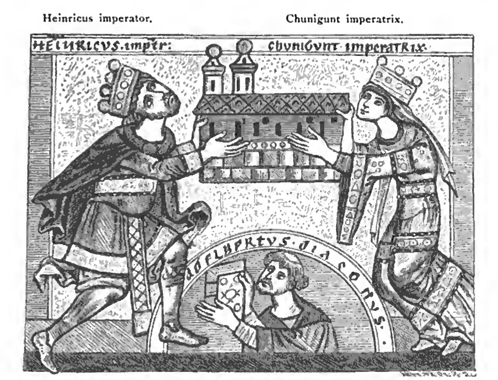
beim Papst vor, ließ sich von ihm entsühnen und zugleich zum Kampf gegen die ungläubigen Sarazenen und falschgläubigen Griechen des Südens verpflichten. Schon hatten sie im Verein mit den Langobarden ganz Apulien den Griechen entrissen, als sie im Herbst des Jahres 1018 von den Griechen aufs Haupt geschlagen, Rom selbst von dem griechischen Machtgebot bedroht wurde. Da eilte der Papst im Jahr 1020 selbst nach Deutschland und traf den Kaiser in seinem Lieblingssitze, in Bamberg; hier stellte er ihm die drohende Gefahr vor und forderte ihn dringend auf, noch einmal über die Alpen zu ziehen, um die Reichsgewalt im Süden der Halbinsel herzustellen. Der Kaiser folgte (1021) dem Rufe des Papstes, zog mit einem großen Heere bis tief nach Unteritalien und empfing dort die Huldigungen der Fürsten in den noch bestehenden langobardischen Fürstentümern von Capua, Salerno und Benevent, vereinigte sich mit den Normannen, drängte die Griechen zurück und stellte 1022 überhaupt die Sicherheit an den Grenzen so weit als möglich wieder her (1022).

Durch den Römerzug Heinrichs hatte der apostolische Stuhl an Macht und Ansehen ungemein gewonnen, und Benedikt VIII. suchte die neue Stellung zu benutzen, um dem Papsttum die Oberaufsicht über die gesamte Kirche des Abendlandes wiederzugewinnen und Reformen in der Kirche anzubahnen, die es zum obersten Wächter einer tieferen christlichen Religiosität machen sollten. Schon Benedikt begann den gewaltigen Kampf gegen die unter dem lombardischen Klerus fast allgemein bestehende Priesterehe und gegen die Simonie, und der Kaiser unterstützte ihn in diesen Bestrebungen. Schon drohte ein heftiger Streit zwischen Rom und dem deutschen Klerus auszubrechen, da entrückte der Tod 1024 den Papst aus dem Reiche der Lebenden: er starb im Jahre 1024; am 13. Juli desselben Jahres folgte ihm Kaiser Heinrich II. auf seiner Burg Grona bei Göttingen im Tode nach, der letzte Herrscher des sächsischen Stammes. Bei seinem schwächlichen Körper hat er sein Leben nur auf zweiundfünfzig Jahre gebracht. Seine Leiche ward in der Kathedrale von Bamberg beigesetzt; seine Gemahlin Kunigunde, die ihm an streng kirchlichem Sinn und Beweisen glänzender Frömmigkeit, wie an Klugheit und Umsicht in weltlichen Dingen würdig zur Seite stand, überlebte ihn um neun Jahre. Beide wurden in der Folge heilig gesprochen. Auch Kunigunde fand ihre Ruhestätte in dem großartigen, aber leider bald durch Feuer zerstörten Dome zu Bamberg. Das Bistum Bamberg war eine Lieblingsstiftung Heinrichs, deren Gründung ihm unsägliche Schwierigkeiten bereitet hatte. Dennoch trat das Bistum 1008 ins Leben und wurde 1012 im Beisein fast aller Großen des Reiches durch 30 Bischöfe und einen Patriarchen geweiht. Seitdem erblühte das Bamberger Land zu einer fruchtbaren und reichen Gegend.

Heinrich II. war ein redlicher, frommer Mann und der Kirche treu ergeben, aber keineswegs schwach und mönchisch gesinnt, wie ihn die Legende der katholischen Kirche darstellt. Wenn ihm auch Religion und Kirche stets aufrichtig am Herzen lagen, wenn es ihm auch um die Bildung des geistlichen Standes und um die sittliche Hebung des klösterlichen Lebens eifrig zu thun war, wenn er auch selbst allen Anordnungen und Satzungen

der Kirche die gewissenhafteste Folge leistete, so vernachlässigte er deshalb doch nie die übrigen Pflichten seines Herrscheramtes, und niemals verlor er die Verwaltung des Staates, die Rechtspflege und das Kriegswesen, wie die Würde des Reiches aus den Augen. Er war unablässig bemüht, den aufrührerischen Trotz, die unerträgliche Streit- und Fehdelust der Großen zu brechen, und arbeitete unaufhörlich an der Aufrichtung eines Landfriedens und dauernder Rechtsverhältnisse. Empörer und Unruhestifter, Räuber und Wegelagerer wurden geächtet und verloren ihre Güter, ihre Burgen wurden gebrochen, dagegen war er ein Schutz und Hort der Schwachen und Bedrängten, die er durch niedergeschriebene Rechtsbestimmungen und eidliche Verträge gegen Friedensbruch und Selbsthilfe seitens der Mächtigeren sicher zu stellen bemüht war. Heinrich suchte dem selbständigen Auftreten

Heinricus imperator. Chunigunt imperatrix.



Heinrich II. und Kunigunde als Kirchenerbauer.

Vom Titelbild eines Kodex der Bamberger Bibliothek: „De vita et de Gestis S. Heinrici imperatoris et confessoris“. Die Halbfigur im Bogen unten stellt den Zeichner des Bildes, „Adelbertus diaconus“, vor; unter ihm, ganz am unteren Rande des Bildes stehen im Original die Worte: „Per me scripta tibi Rex hec est pagina libri.“ Durch mich ist für Dich, mein König, diese Seite des Buches geschrieben (gemalt).

der weltlichen Großen gegenüber, die sich immer mehr nach Art der französischen Feudalherren zu gebaren anfingen, mit Recht seine hauptsächlichste Stütze in den geistlichen Würdenträgern. Er übertrug ganze Grafschaften und deren Rechte, ja auch einzelne königliche Vorrechte auf die Bischöfe des Reiches. Obgleich ihm seine kirchliche Bildung, sein musterhafter Wandel, sein demütiges Begegnen gegen die Diener der Kirche den Ruhm hoher Frömmigkeit erwarben, so entsprang doch sein Verhalten gegen die Kirche nicht ausschließlich aus diesen Gründen. Es war vielmehr eine klar und richtig gefaßte Idee, die ihm seine Stellung zur Kirche gerade so nehmen ließ, wie er sie nahm, denn unbeschadet seiner aufrichtigen Ergebenheit gegen sie verlangte und erhielt er von ihr die Beweise des unbegrenztesten Gehorsams und großer Opferwilligkeit. Gerade seiner aufrichtigen Hingebung an die Kirche verdankte es Heinrich, daß sich die Bischöfe Eingriffe in ihre Rechte und Befugnisse gefallen ließen, die sie jedem andern weltlichen Haupte hartnäckig bestritten haben würden. Kein andrer König hat so eigenmächtig über geistliche Güter geschaltet und

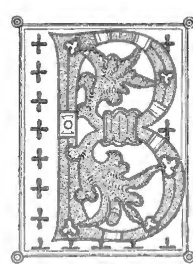
gewaltet und das Investiturrecht so rücksichtslos geübt, als dieser Heinrich, den die Kirche unter die Zahl der Heiligen erhob. Die veränderte Lage des Reiches hat er mit klarem Blicke erkannt; er sah ein, daß die absoluten Formen der ottonischen Monarchie nicht länger zu halten waren, und daß sie einem durch Reichsstände beschränkten Königtum weichen mußten. Damit hing auch von selbst die Erblichkeit der Reichslehen zusammen, die er zwar gesetzlich nicht anerkannte, thatsächlich aber fast ohne Abweichung bestehen ließ. Heinrich hat sein Herrscheramt in verständig nüchterner Weise als deutscher König gehandhabt, wogegen ihm die idealen Ziele, der großartige Charakter und der begeisternde Schwung abgehen, welche einst die Regierung Ottos des Großen verherrlichten.



„Heinric. Rx.“ „Augusta Civ.“

Kaisermünzen: Münze Heinrichs II., geprägt zu Augsburg.
Königl. Münzkabinett zu Berlin

6. Überblick über den sächsischen Zeitraum.



Gemalter Buchstabe aus Kaiser Heinrichs II. dem Dom zu Bamberg geschenkten Missale. Jetzt in der königlichen Bibliothek zu München.

Bereits unter den Nachfolgern des großen Karl hatte sich seine Lehnsmonarchie nach und nach in eine aristokratisch-monarchische Regierungsform umgewandelt, wozu das Wiederaufkommen der herzoglichen Gewalt bedeutend beigetragen hatte. Die Macht der Herzöge war durch die alte Anhänglichkeit der Stämme an das Stammesoberhaupt gestiegen, und ihre Würde bereits fast erblich geworden, da es für despotisch galt, wenn der König die Herzogswürde nicht auf die Söhne übergehen ließ. Von der Zustimmung der Herzöge hing die Wahl der Könige und von ihrer thätigen Beihilfe, da sie den aus den kleineren Lehnspflichtigen bestehenden Heerbann ihres Landes aufzubieten hatten, die Entscheidung der auswärtigen Kriege ab. So waren die Kronbewerber genötigt, sich ihre Stimmen durch mancherlei Rechtsbewilligungen zu gewinnen, die der kaiserlichen Machtvollkommenheit Abbruch thaten. Eine Folge davon war, daß, während es den französischen Königen leichter wurde, ihre Obmacht über die großen Vasallen zu sichern, das deutsche Königtum an der vollen Verwirklichung seiner Idee gehindert war, zumal da die Kraft der Herrscher durch das gleichzeitige Streben nach der römischen Kaiserwürde geschwächt wurde. Auf

der andern Seite war gerade diese Geteiltheit der Kräfte der inneren Entwickelung des deutschen Wesens förderlich und brachte eine reiche Mannigfaltigkeit von Stammeseigentümlichkeiten hervor, durch welche sich das deutsche Leben jener Zeit vor andern Volkstümern so vorteilhaft auszeichnete.

So stand das Streben der herzoglichen Gewalt nach Erreichung ihrer Sonderinteressen der königlichen Macht mit ihren centralisierenden Einheitsbestrebungen gegenüber, und es bedurfte eines starken Willens von seiten des Reichsoberhauptes, um jenes Streben in seine Schranken zurückzudrängen. Die Politik der Ottonen suchte in ihrer Weise das in der herzoglichen Gewalt liegende Gegengewicht gegen die königliche Macht zu schwächen. Zunächst wußte sie die meisten Herzogtümer an Glieder ihres Hauses zu bringen, wie denn unter Otto I. im Jahre 950 sämtliche Herzogtümer von Verwandten des königlichen Hauses verwaltet wurden, aber freilich wurde dieses System bei dem Widerstand der Stämme nicht vollständig durchgeführt und verwickelte Otto I. selbst in mannigfache Kämpfe mit seinen nächsten Angehörigen. Sodann beschränkten die sächsischen Könige die Herzöge durch Einsetzung von Pfalzgrafen und Markgrafen, wie durch Vergünstigung mächtiger Grafengeschlechter. Die Pfalzgrafen waren die stehendgewordenen Sendboten (missi regii) der karolingischen Verwaltung und hatten für das Herzogtum, für welches jeder aufgestellt war, die Verwaltung der königlichen Allodialgüter und für die Insassen derselben den Heer- und Gerichtsbann, wie auch eine Art Aufsicht über das Walten des Herzogs selbst. Über neueroberte Grenzländer setzten die Könige Markgrafen, die hier, unabhängig von den Herzögen, den Heer- und Gerichtsbann übten und, wenn die Grenze vom Feinde bedroht war, auch den Heerbann der benachbarten Gaue aufboten. Die Grafen waren zwar von den Herzögen, in deren Bereich ihre Grafschaft lag, dem Namen nach abhängig, boten ihnen aber durch ihre großen Lehngüter ein mächtiges Gegengewicht. Hierbei ahnte man damals freilich nicht, daß diese Grafen dereinst nach Beseitigung der Stammesherzöge der königlichen Gewalt weit gefährlicher werden sollten, als es die Herzöge je gewesen waren.

Endlich erhoben die Könige der herzoglichen Gewalt gegenüber die höhere Geistlichkeit. Sie beschenkten Bistümer und Klöster mit Landbesitz, mit Bergwerken, mit Jagd-, Fischerei- und Zollgerechtigkeiten, mit Immunitäten oder Befreiungen von öffentlichen Lasten, ja sogar mit der Exemtion oder Ausnahme von den königlichen Gerichten und der Gewalt der königlichen Beamten. Oft wurden ganze Gaue und Grafschaften mit dem Rechte, Beamte zur Handhabung des Gerichts- und Heerbanns einzusetzen, den Bistümern überwiesen. Heinrich II. ging hierin so weit, daß er mit mancher Kirche zwei oder drei Grafschaften, ja mit der zu Gandersheim sieben Grafschaften verband. Wenn nun auch wohl der fromme Sinn der sächsischen Herrscher einen großen Anteil an dieser Begünstigung der Geistlichen hatte, so wurden sie doch nicht weniger durch die Politik zu dieser Maßregel bestimmt. Freilich nahmen sich aber auch die Könige das Recht, selber die Bistümer entweder mit Männern ihrer Gunst

zu besetzen, oder die Wahlen der Domkapitel nach Umständen zu bestätigen oder zu verwerfen, und der öftere Wechsel der Inhaber der höchsten geistlichen Würden gab den Königen häufig Gelegenheit, sich durch Einsetzung treuer Anhänger eine feste Stütze zu verschaffen; während die Herzöge, durch ihre Familieninteressen bewogen, oft eine feindliche Stellung gegen den König einnahmen und selbstsüchtig auf eine beständige Mehrung ihrer eignen Macht dachten, zeigte sich die Geistlichkeit eher bereit, für das Interesse des Königs zu wirken. Durch diese Hebung und Begünstigung der Geistlichkeit wurde aber auch das gesamte Lehnswesen auf die Kirchengüter übertragen. Der Bischof oder Abt leistete beim Antritt des Amtes, gleich den weltlichen Vasallen, dem Könige den Lehnseid und empfing aus dessen Händen Ring und Stab. So übten die Könige das Recht der Ernennung oder der Investitur, freilich nicht ohne Widerspruch, indem sich die Gemeinden und der Klerus noch oft auf ihr altes Recht beriefen, sich ihre Vorsteher selbst zu wählen. Immer mehr wurde die Kirche unter die weltliche Macht gebeugt, die nicht selten hart und grausam gegen ihre Diener war und doch nicht immer die Kraft hatte, diese im ruhigen Besitze ihrer Güter und Rechte zu schützen, da der rohe und gewalthätige Geist der Zeit sich oft in Ermordung von Bischöfen und Beraubung des Kirchenguts äußerte.

Wie die angegebene Politik, die, wäre sie nicht durch die Minderjährigkeit Ottos III. und das schnelle Aussterben der sächsischen Linie in ihrer strengen und konsequenten Durchführung gehindert worden, die Königsmacht ohne Zweifel bedeutend gehoben haben würde, das mächtige Walten der Ottonen den Herzögen gegenüber charakterisiert, so bewährte sich dieselbe auch dem apostolischen Stuhle gegenüber, indem sie das entschiedene Übergewicht der kaiserlichen über die päpstliche Gewalt durchführte. Otto I. ließ sich von den Römern das förmliche Versprechen geben, keinen Papst ohne seine Zustimmung zu wählen, und nahm selbst das Recht in Anspruch, den Papst auf einer Synode absetzen zu lassen. Dieses Recht wurde allerdings von den Päpsten bestritten, die vielmehr umgekehrt das Bestätigungsrecht der Königswahl für sich in Anspruch nahmen, wozu jedoch um so weniger ein Grund vorhanden war, als die Könige sich fast immer die römische Krone erst erkämpfen mußten.

Die Geschichte des sächsischen Kaiserhauses hat zwei große Herrscher aufzuweisen, Heinrich I. und Otto den Großen. Der erste war der eigentliche Gründer des deutschen Reiches, der es nach außen an seinen Grenzen schützte, im Innern aufbaute und die Kolonisation des slavischen Ostens begann, die unter seinem Nachfolger sich weiter erstreckte. Aber Otto I. erhob auch das Reich zu einer Weltmacht, er gab der deutschen Politik die Richtung auf Italien, die unter den folgenden Ottonen so entschieden überwiegt, daß die Ausbreitung des Reiches im Osten darunter litt und die Eroberungen gegen die Wenden auf Jahrhunderte hinaus wieder verloren gingen. „Die größte und folgenreichste Begebenheit des sächsischen Zeitraumes war jedenfalls die zweite Wiederherstellung des römischen Kaisertums durch Otto den Großen. Wie einst Karl

der Große die verschiedenen Glieder des Frankenreiches durch die Wiederbelebung der Idee eines römischen Imperatorentums, durch christlich-antike Bildungselemente zu der gleichartigen Form eines christlichen Gottesstaates verschmolz, so wollte auch Otto I., nicht befriedigt durch die beschränkte Gewalt eines Wahl- und Stammeskönigtums, die weltbildende Mission des Christentums bei den heidnisch-slavischen Völkern des Nordens und Ostens, die ihre Kraft in störrischer Feindschaft gegen die christliche Kirche erschöpften, fördern und weiterführen und durch sein oberstes Schiedsrichteramt die Völkerfamilie des christlichen Abendlandes zu einer idealen Einheit verbinden." Somit war die Herstellung „des römischen Kaisertums deutscher Nation" ein Versuch, die in sich zerspaltenen Staaten und Stämme durch den Glanz eines römisch-germanischen Imperatorentums um einen mächtigen Mittelpunkt zu einigen und durch die Kraft des Glaubens und den Zauber der Idee, die sich an die der Kirche eng anschloß, zu versöhnen und zu friedlichem Zusammenwirken nach außen zu bestimmen. Wie die Idee von der einen heiligen römisch-katholischen Kirche, so war es fortan auch die Idee von einem heiligen römischen Reiche deutscher Nation, um welche sich das Treiben der christlichen Menschheit im Mittelalter bewegte. Der Verbindung Italiens mit Deutschland, die mit der Verwirklichung dieser Idee notwendig zusammenhing, ist ein Doppelstrom des Guten und des Bösen entquollen. Vom deutsch-nationalen Standpunkte aus ist die Verbindung und das Streben der Könige nach der Kaiserwürde nicht genug zu beklagen. Die oft fast ausschließlich auf Italien gerichtete Thätigkeit der Herrscher war die Ursache, daß die Eroberungen im Osten und Norden in Verfall gerieten, daß in Polen, Böhmen und Ungarn sich selbständige Herrschergewalten ausbildeten und daß die Bekehrungen der Slaven und Magyaren nicht zur Hebung des deutschen Episkopates, sondern nur zur Machtvergrößerung des römischen Papsttums beitrugen, „das ein halbes Jahrhundert nach dem Erlöschen der sächsischen Linie es wagen konnte, dem deutschen König die Herrschaft über die abendländische Christenheit streitig zu machen." Auch die Bande des Lehnsverhältnisses wurde durch die Verbindung Deutschlands mit Italien gelockert; die Reichslehen nahmen immer mehr den Charakter der Erblichkeit an, und der Stand der Hörigkeit und Leibeigenschaft gewann so sehr an Ausdehnung, daß die Zahl der Gemeinfreien immer mehr zusammenschmolz. Auch der Verlust so vieler Tapferen, welche das Schwert, die Ungunst des Klimas, welche pestartige Seuchen und welsche Tücke und Bosheit dahin rafften, wurde zu allen Zeiten beklagt, und mit Recht konnte man sagen, daß Italien das Grab der Deutschen sei. Aber neben diesen dunkelen Schattenseiten dürfen auch die Lichtpunkte nicht übersehen werden, welche aus dem Zusammenhang mit Italien hervorleuchten. Die mystische Vorstellung von der ewigen Fortdauer des altrömischen Imperatorentums, von dem Übergang dieser römischen Weltmonarchie auf die deutsche Nation hatte sich in den deutschen Gemütern so tief eingeprägt und war so innig mit ihnen verwachsen, daß die Könige nur im Geiste ihrer Zeit handelten, wenn sie die durch das Schwert errungene materielle Macht

durch die Idee einer göttlichen Anordnung stärkten und kräftigten. Das „römische Reich deutscher Nation“ trug in den Augen der abendländischen Welt den Charakter einer höheren Weihe, einer rechtlichen Stiftung, nicht den des nach menschlicher Willkür Gemachten und Erzwungenen, und enthielt daher für die deutschen Stämme und Völker eine unabweisbare Nötigung, sich zu einem Reiche zu verbinden. Aber noch mehr! Nur im Besitze der Kaiserwürde konnte es Deutschland gelingen, sich zu einer schiedsrichterlichen Macht des christlichen Europas zu erheben, der sich die übrigen Völker bereitwillig unterordneten, zu einer die Kirche umfassenden Schutz- und Schirmherrschaft, welcher nach dem Glauben der Zeit die Herrschaft auf Erden bis an das Ende der Tage bestimmt war. Erst durch die Idee des römischen Kaisertums kam der deutsche Name zu der nationalen Bedeutung, die seine Träger vor andern Völkern ehrte und hob. Diese Idee bedurfte jedoch als Unterlage auch des faktischen Besitzes der römischen Kaiserkrone, des wirklichen Besitzes jener Lande, die jenseits der Alpen bis zur heiligen Roma hin sich ausdehnten, und wäre ohne dieselben ein bloßes Gebilde der Phantasie geblieben. Die italische Halbinsel selbst aber, auf welche der byzantinische Hof seine Ansprüche niemals aufgegeben hatte, und um deren Süden sich Griechen wie Araber in blutigen Kämpfen stritten, würde eine Beute der einen oder andern Macht geworden sein und wäre entweder dem Halbmonde verfallen, oder mit hereingerissen worden in die erschlafften und hinsterbenden Bildungsformen des siechen byzantinischen Reiches.

Den reichsten Gewinn zog jedoch Deutschland aus der Verbindung mit Italien dadurch, daß es den Geist der antiken römisch-griechischen Kultur in sich aufnahm. Rom und die übrigen Städte Italiens boten noch immer eine Fülle von Monumenten und Baudenkmälern aller Art dar, welche in den Gemütern der noch rauhen, aber empfänglichen Deutschen den Sinn für die Reste eines untergegangenen, aber allseitig bis zu seinen Höhepunkten entwickelten Kulturlebens hervorriefen. Das neue Städtewesen Italiens aber mit seinen festen Institutionen, seiner Gewerb- und Handelsthätigkeit, mit seiner regen Gewandtheit in allen kaufmännischen und Wechselgeschäften konnte nicht ohne Einfluß auf die Deutschen bleiben und mußte zur Nachbildung in den eignen Gauen anreizen. Im Verkehr mit Italien lernten die deutschen Großen feinere und gefälligere Lebensformen, eine geistigere Unterhaltung und höhere Geselligkeit kennen und schätzen. Durch die Bekanntschaft mit den Resten griechisch-römischer Bildung hat die Entwickelung und Verbreitung der Künste und Wissenschaften in Deutschland einen gewaltigen Anstoß empfangen, an italienischen Mustern ist das städtische Leben erstarkt; von den Hofhaltungen italischer Großen haben feinere und elegantere Formen und Lebensgewohnheiten auch in Deutschland Eingang gefunden und die höheren Stufen der Gesellschaft durchdrungen.

So hatte denn die Bildung der sächsischen Kaiser und der feinere Ton ihres Hofes auf die Wiederbelebung der Wissenschaften, die unter den letzten Karolingern so tief gesunken waren, einen bedeutenden Einfluß. Insbesondere fanden sich unter der Geistlichkeit Männer, welche mit der Liebe zur Wissenschaft und Kunst auch den regsten Eifer für deren Verbreitung verbanden und sich durch Errichtung und Hebung von Schulen Verdienste erwarben. Die unter den Ottonen gegründeten Anstalten, besonders die von Bruno in Köln gestiftete Hochschule, erhoben sich zu hoher Blüte, und auch die älteren Klosterschulen lebten unter den neuen Anregungen wieder auf. In den Schulen zu Lüttich, Cambray, Trier, Metz, Utrecht, Hildesheim, Paderborn, Bremen, Fulda, Hersfeld, St. Gallen und



Buchdeckel von der Hand des heil. Bernward.
(Domschatz zu Hildesheim.)

Reichenau fanden Wissenschaften und Künste eifrige Pflege. Das Studium des Horaz, Virgil, Sallust, des Cicero, Seneca, Terenz hatte eine größere litterarische Thätigkeit zur Folge, die sich namentlich in geschichtlichen Arbeiten kund gab. Die Sprache, die zum Ausdruck und Austausch des Gedankens diente, war freilich nicht die deutsche, sondern die lateinische, aber man schrieb von deutschen Dingen nach deutschen Anschauungen; die eigentümliche Litteratur, die sich aus den Bestrebungen der damaligen Zeit entwickelte, ruht auf nationaler Grundlage und kleidet sich in das Gewand der römischen Sprache, der sie den Stempel des eignen Geistes aufdrückt. Sogar die alten heimischen Heldensagen von Walther von Aquitanien und Ruodlieb und die altgermanischen Tiersagen wurden in lateinische Verse übertragen.

Unter denen, welche als Hüter und Pfleger des heiligen Feuers der Wissenschaft in jener sturmbewegten Zeit dastehen, ist zunächst der berühmte Gerbert zu nennen, dessen bereits in der Geschichte Ottos III. Erwähnung geschehen ist. Ein Franzose aus der Auvergne, hatte er sich in Spanien bei den Arabern seine Wissenschaft geholt und dann in Deutschland als Freund der Kaiserinnen Adelheid und Theophano, in Italien als Abt von Bobbio, als Erzbischof von Ravenna und endlich als römischer Papst gelebt. Seine Kenntnisse in der Mathematik, Physik u. dgl. waren für jene Zeit so außerordentlich und ungewöhnlich, daß er als Zauberer angesehen wurde und daß sich nach seinem Tode die Sage von seinem Bunde mit dem Teufel bildete. Dem Charakter nach steht Gerbert ebensowenig hoch als Liudprand von Pavia, zuerst Geheimschreiber Berengars II., dann in Ottos II. Diensten, zuletzt Bischof von Cremona. Er schrieb eine Zeitgeschichte (887—950) in sechs Büchern, der er den Titel „Antapodosis“ (Buch der Wiedervergeltung) gab, weil er sich darin die Aufgabe stellte, allen denen, die ihm Gutes oder Böses erwiesen hatten, zu vergelten, besonders aber seinem Hasse gegen Berengar und Willa Luft zu machen. Mit lebendiger Darstellung und in meisterhafter Sprache gibt er eine Schilderung von dem Geistesleben in Italien in der Ottonenzeit und entwirft mit scharfer, boshafter Feder ein Sittengemälde der Höfe Italiens und Griechenlands. Eine zweite Schrift handelt von den Thaten Ottos des Großen. Einen wohlthuenderen Eindruck machen die Bischöfe Bernward von Hildesheim und Meinwerk von Paderborn, die ihre Kenntnisse und Fertigkeiten in den Künsten der Malerei, der Bildnerei und in der Baukunst zur Hebung der Künste und Gewerbe in Norddeutschland verwerteten und durch ihr anregendes Beispiel dahin wirkten, daß sich auch hier in Kultur, Handel und Gewerben ein reiches Leben entwickelte. Unter den sächsischen Kaisern füllte sich auch Norddeutschland mit herrlichen, noch heute kunstgeschichtlich denkwürdigen Kirchenbauten. „Die älteste deutsch-romanische Architektur der karolingischen Zeit hat ihre Werke am Rheine gegründet. Dann aber verdeutscht sich der Basilikenbau des romanischen Stiles immer mehr, je entschiedener die Architektur zur Zeit der sächsischen Kaiser nach Sachsen und Thüringen hinunterdringt,“ sagt Riehl. Die Kunstfertigkeit in der Bereitung von Leinwand, Leder, Metallen und andern Stoffen erreichte eine höhere Vollkommenheit, und städtisches Gemeindeleben kam zu weiterer Ausbildung. Die Entdeckung und Bearbeitung der Silberbergwerke im Harz hatten auf den Handel einen weittragenden Einfluß, der Unternehmungsgeist wurde mächtig angeregt, von den Alpen bis zu den nordischen Friesen erstreckte sich der regste Handel, und Güterwagen und Frachtschiffe brachten die italienischen Waren nach den deutschen Märkten.

Das neue litterarische Leben zeigte sich besonders in historischen Arbeiten. In dem Kloster Korvey schrieb der Mönch Widukind (Wittekind), der unter Heinrich I. und Otto I. lebte, seine „Drei Bücher sächsischer Geschichte“, voll Begeisterung für die Größe seines Stammes und die ruhmreichen Thaten seiner Herrscher, die ungeachtet der Schwerfälligkeit des Stils doch durch die Frische und Lebendigkeit der Darstellung, durch den epischen Charakter der Erzählung das Gemüt des Lesers anziehen. Neben Widukind ist Ditmar (Thietmar), Bischof von Merseburg, zu nennen, der bedeutendste sächsische Chronist des zehnten Jahrhunderts (von 976—1019), aus einem angesehenen Geschlechte, das väterlicherseits mit dem Markgrafen Liuthar von Brandenburg, mütterlicherseits mit dem sächsischen

Erklärungstafel

zu Roswithas Schilderung der Flucht der Königin Adelheid.

Die Werke der Roswitha, seit dem elften Jahrhundert den Zeitgenossen völlig verloren gegangen, wurden im Jahre 1494 von Konrad Celtis, dem eifrigen Handschriftenforscher und Humanisten, zum litterarischen Hofe Kaiser Maximilians gehörend, im Kloster St. Emmeran zu Regensburg wieder aufgefunden und im Jahre 1501 im Druck herausgegeben. Albrecht Dürer schmückte die Ausgabe mit Holzschnitten. Gesetzt wurde direkt nach der Originalhandschrift, welche Celtis in die Druckerei gab, nachdem er sie in etwas rücksichtsloser Weise mit handschriftlichen Kapiteleinteilungen, Überschriften und Korrekturen versehen hatte. In diesem Zustande befindet sie sich jetzt in der K. Bibliothek zu München.

Text mit freier metrischer Übersetzung nach Dr. Th. Pfunds deutscher Ausgabe (V. 626—673).

Nunc vagat in silvis, latitat nunc denique sulcis
Oder sie schweift' in den Wäldern, versteckte sich endlich in Furchen
Inter maturos Cereris crescentis aristas,
Hinter den reifenden Ähren des hochaufwachsenden Segens,
Donec nox solitis rediens induta tenebris
Bis von neuem die Nacht, in gewohntes Dunkel gekleidet,
Obtegit rursum nebulo terram tenebroso.
Kam und wieder die Erde mit dichter Verfinsterung deckte.
Tunc iterato viam studuit percurrere ceptum.
Dann erst eilte sie frisch, den begonnenen Weg zu beenden.
Denique custodes illam non invenientes
Weiter nun aber die Wächter, sobald sie jene nicht fanden,
Narrabant factum comiti nuntium tremefacti,
Meldeten schreckenerfüllt das schlimme Begebnis dem Grafen,
Cura cui conservandae fuit indita domnae.
Welchem die Sorge vertraut für die sichre Verwahrung der Herrin.
Qui terrore gravis percussus corde timoris
Dieser, im Herzen getroffen vom Schrecken der schwersten Befürchtung,
Pergit cum sociis illam perquirere multis;
Machte mit vielen Gefährten sich auf, sie wieder zu suchen.
Et cum deficeret nec iam dinoscere posset,
Und als dies nicht gelang und nimmer erforschen er konnte,
Quo regina suum tulerit clarissima gressum,
Wo die gepriesene Frau wohl hingelenket die Schritte,
Detulit at regem Berengarium timidus rem.
Bracht' er an Berengaren, den König, mit Zagen die Kunde.
Hic quoque continuo nimiam conversus in iram
Dieser nun schickt', urplötzlich unmäßigem Toben verfallend,
Circumquaque suos subito mittebat alumnos,
Rings in die Runde sofort die Mannen, so viel er ernährte,
Praecipiens illos nullum transire locellum,
Ihnen gebietend, sie sollten bei keinem Plätzchen vorbeigehn,
Sed caute cunctas iam perlustrare latebras,
Vielmehr jeden Versteck durchsuchen mit größester Umsicht,
Si forsan latebris regina lateret in ullis.
Ob sich in einem vielleicht die Königin habe verborgen.
Ipseque cum fortis sequitur turba legionis,
Selber mit einer Partie der tapferen Scharen dann folgt er,
Ceu qui vult hostes bello superare feroces,
Grad' als wollt' im Gefecht er die grimmigsten Feinde besiegen,
Et rapido segetem cursu peragravit eandem,
Und im stürmischen Laufe durcheilt er das nämliche Kornfeld,
In cuius sulcis latuit tunc domna recurvis,
Wo sich gerade verbarg in krummer Furche die Herrin,
Haec, quam quaerebat, Cereris contecta sub alis.
Sie, die eben er suchte, gedeckt von den Schwingen der Ceres.
Sed licet huc illucque locum percurreret ipsum.
Denn wiewohl er das ganze Gefilde hinab und hinauflief,

145

Nunc vagat in silvis lateat nunc denique sulcis.
Inter maturos cereris crescentis aristas.
Donec nox solitis rediens induta tenebris.
Obtexit rursum nebulo terram tenebroso.
Tunc iterato viam studuit repetere ceptam.
Denique custodes illam non invenientes.
Narrabant factum comiti nimium tremefacti.
Cuia cum consequenter fuit indicata domino,
In terrore gravis perculsus corde amoris.
Egit cum sociis illam perquirere multis.
Et cum desireret nec iam dinoscere posset.
Quo regina suum tulerit clarissima gressum.
Venit ad regem Beringarium tumidus rem.
Hic quoque continuo nimium conversus in iram.
Quoscumque suos subito mittebat alumnos.
Precipiens illos nullum transire locellum.
Sed caute cunctas iam perlustrare latebras.
Si forsan latebris regina lateret in ullis.
Ipseque cum sociis sequitur turba legionis.
Cui qui multo hostes bello superare feroces.
Et rapido segetem cursu peragravit eandem.
In cuius sulcis latuit tunc domna recursis.
Hec quam querebat cereris contecta sub alis.
Scilicet huc illucque locum perquireret ipsum.

Roswitha über die Flucht der Königin Adelheid.

S. 145 a u. b aus der Handschrift der K. Bibliothek zu München.

In quo non paruo iacuit tempore grauata
Et quamuis circumpositos disiungere culmos
Nisibus externa cunctis temptauerit hasta
Non tamen inuenit Christi quam gratia texit.
Ast ubi confusus redit nimium quoque lassus.
Presul adelhardus mox aduentu uenerandus.
Induxitque suam gaudentem pectore domnam.
Intra namque suae muros urbis bene firmos.
Hicque sibi digne toto seruiuit honore.
Donec maiorem Christo miserante decorem.
Regni suscepit pridem quem mesta reliquit.
Quemque narrantes quidam tunc experientes.
Reginam domino desolatam fore caro.
Cuius predulcem gustauerunt pietatem.
Quando per italiam ceperunt pergere romam.
Eius multiplicem rettati sunt pietatem.
Crebrius ottoni magno tunc denique regi.
Augusto sed romani nunc denique regni.
Nullam dicentes aliam consistere dignam.
Tecta sub ipsius thalami regalia duci.
Post obitum dominae flendum cunctis eaditthae
Et rex letatus tantae dulcedine famae.
Pectore uoluebat tacito per tempora longa.
Quo pacto sibi reginam coniungeret istam.

In quo non parvo iacuit terrore gravata,
Dort wo geborgen sie lag, von schwerer Befürchtung belastet,
Et quamvis circumpositos disiungere culmos
Und obgleich er versuchte, die rings aufstarrenden Halme
Nisibus extenta cunctis temptaverit hasta,
Mit weitreichendem Speer aus allen Kräften zu trennen,
Non tamen invenit, Christi quam gratia texit.
Dennoch fand er sie nicht, die Christi Gnade beschirmte.
Ast ubi confusus rediit, nimium quoque lassus,
Doch als heim er gekehret, beschämt und herzlich ermüdet,
Praesul Adelhardus mox advenit venerandus
Siehe da naht' Adelhardus, der hochehrwürdige Bischof,
Induxitque suam gaudenti pectore domnam
Führend, die Brust voll Freuden, hinein die teuere Herrin
Intra namque suae muros urbis bene firmos,
Hinter der eigenen Stadt ganz sichere Mauerumwallung.
Hicque sibi digne toto servivit honore,
Und dort war er zu Dienst ihr gewärtig mit jeglichen Ehren,
Donec maiorem Christo miserante decorem
Bis noch höherer Glanz durch Christi Gnaden auf jenem
Regni suscepit, pridem quam maesta reliquit.
Thron ihr wurde zu teil, den einst sie traurig verlassen.
Denique nostrates quidam, tunc experientes
Etlichen unseres Landes indessen, die nun es erfahren,
Reginam domino desolatam fore caro,
Ihren teuren Gemahl verloren habe die Kön'gin,
Cuius praedulcem gustaverunt pietatem,
Deren gewinnende Huld sie selber mit Freuden erprobet,
Quando per Italiam ceperunt pergere Romam,
Als sie wallend nach Rom durchzogen Italiens Fluren,
Eius multiplicem recitati sunt pietatem
Wurd' es ein Grund, vor Otto dem Mächtigen, welcher noch König
Crebrius Ottoni, magno tunc denique regi,
War, nun aber Augustus des römischen Reiches geworden,
Augusto sed Romani nunc denique regni,
Häufig die Fülle der Huld an der Königin lebhaft zu preisen.
Nullam dicentes aliam consistere dignam
Keine würd'gere sonst, so meinten sie, könne man finden,
Tecta sub ipsius thalami regalia duci
Unter des fürstlichen Dachs Brautkammer geführet zu werden
Post obitum domnae flendum cunctis Eadithae.
Nach Eaditha, der Herrin, mit Thränen betrauertem Tode.
Et rex laetatus tantae dulcedine famae
Und der König, ergötzt von der Größe so lieblichen Ruhmes
Pectore volvebat tacito per tempora longa,
Sann im tiefen Gemüte gar lange Zeiten nur darauf,
Quo pacto sibi reginam coniungeret istam.
Wie zum Weib' er sich könnte die Königin dorten vermählen.



Roswitha überreicht Otto dem Großen und dem Erzbischof Wilhelm von Mainz (ihrem höchsten kirchlichen Vorgesetzten, Ottos natürlichem Sohne) ihre Werke.

Dürerischer Holzschnitt aus der ersten gedruckten Ausgabe der Werke Roswithas, 1501 von Konrad Celtis nach der von ihm aufgefundenen Handschrift herausgegeben. Gedruckt Nürnberg 1501. Titel: „Opera Hrosvite illustris virginis et monialis Germane gente saxonica orte nupera Conrado Celte inventa". Von Dürer mit Holzschnitten geschmückt.

Kaiserhause verwandt war. Gebildet auf der Klosterschule zu Magdeburg, erwarb er sich auf Kriegszügen, Reisen und an den Hoflagern der Könige, besonders Heinrichs II., reiche Erfahrungen und schrieb in der Folge „Zeitbücher der sächsischen Kaiser" in acht Büchern, die wichtigste Geschichtsquelle für die späteren Zeiten dieser Periode. Während er die Ereignisse von Konrad I. an bis Otto I. meist aus Widukinds Werken schöpfte, schrieb er von Otto II. an teils aus eignen Erlebnissen, teils aus den zuverlässigen Mitteilungen von Augenzeugen, teils aus den Urkunden seines Bistums. Das ganze Werk, das von treuer Auffassung, unbefangenem Urteil und redlicher Gesinnung zeugt, ist besonders dadurch anziehend, daß es, mehr als ein andres des Mittelalters, den Charakter von Denkwürdigkeiten eines wohlunterrichteten Mannes an sich trägt. Von andern Historikern des 10. Jahrhunderts sind beachtenswert: der Fortsetzer der Chronik des Regino (bis zum Jahr 997) und Richers (Mönch von St. Remy in Rheims) vier Bücher Geschichten (888—995). — Von manchen Klöstern gingen wichtige Annalen aus und Lebensbeschreibungen, wie die Klosterchronik von St. Gallen, das Leben der Königin Mathilde (Nordhausen), der Kaiserin Adelheid (Cluny).

Von der Blüte der neu erwachten lateinischen Litteratur legt auch der Name Roswitha (Hroswitha) im Kloster Gandersheim am Harz, nicht weit von Goslar, eine rühmliches Zeugnis ab. Sie lebte von etwa 930 bis in die Regierungszeit Ottos II., vielleicht bis gegen das Jahr 1000. Sie verfaßte in gutem Latein sechs prosaische Komödien über biblische Stoffe, um den leichtfertigen Terenz zu verdrängen, damit sich nicht jemand, von seiner anmutigen Sprache angezogen, auch mit den in seinen Stücken vorkommenden Sünden beflecke. Sie dichtete auch Elegien und verfaßte ein, wenn auch parteiisches, doch beachtenswertes Epos auf Otto den Großen, die „Gesta Odonis", das für manche Nachrichten von Wichtigkeit ist und für die Flucht und Verfolgung der Königin Adelheid als Quelle gilt. In einem späteren Gedichte behandelte Roswitha die Gründung des Klosters Gandersheim, verflochten mit der Vorgeschichte der Ottonen. Diese beiden historischen Gedichte (die „Thaten Ottos" und die „Anfänge von Gandersheim") bilden ein großes ottonisches Familienepos von der Zeit Ludwigs des Frommen bis auf Otto II., anderthalb Jahrhundert umfassend. Abgesehen von ihrem poetischen Werte sind sie wichtige Geschichtsquellen. „Einem edlen Sachsengeschlechte entsprossen, war sie früh nach Gandersheim gekommen, wo die Nichte des Kaisers Otto I., die Äbtissin Gerberga, ihre Nonnen im Verständnisse der lateinischen Dichter unterrichtete. Roswitha machte unter ihrer Leitung rasche Fortschritte, lebte sich in die Werke Virgils, Ovids und Terenz' hinein und versuchte ihnen bald nachzueifern. Mit Vorliebe stellte sie in ihren Legenden und Dramen das weibliche Märtyrertum dar, die Kraft und Heldenstärke, die selbst das schwache Weib durch den Glauben gewinnt. Die Klosterschwestern waren das erste Publikum Roswithas, die unzweifelhaft originelle dichterische Kraft besaß und sich weit über die schriftstellernden Männer ihrer Zeit erhob. Späterhin wurden ihre Werke durch Abschriften außerhalb des Klosters verbreitet. Seit dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts geht die Kunde von ihr verloren. Da wurde die einzig erhalten gebliebene Handschrift 500 Jahre nach ihrem Tode aus dem Staube der Klosterbibliothek von St. Emmeran in Regensburg von Konrad Celtis ans Licht gezogen und im Jahre 1501 herausgegeben. Mit staunender Bewunderung begrüßten die Gelehrten jener Zeit sie als „germanische Muse", und ihr Ruhm verbreitete sich nach Frankreich, Italien und England. Auch heute verdient sie noch eine ehrenhafte Erwähnung in der Entwickelungsgeschichte unsrer Litteratur."

„Signum domni Chuonradi invictissimi romanorum imperatoris Augusti.“

Signum Konrads II. von einer Urkunde, datiert Goslar, 20. Juli 1031, stammend aus dem Erzstift Trier, eine Landschenkung an die Kirche zu Trier betreffend.

Jetzt im Geh. Staatsarchiv zu Berlin. Vom Original kopiert, um die Hälfte verkleinert. Das Monogramm ist gebildet aus den Buchstaben CHVONRADVS IMPERATOR. Das kaiserliche Vollziehungszeichen ist der Querstrich in der Mitte.

VI. Kaiser aus dem fränkischen Hause.

1. Konrad II., 1024–1039.



Aus der „Vita St. Heinrici“ zu Bamberg.

unmittelbar nach dem Tode Heinrichs II., des letzten Sprößlings aus dem sächsischen Hause, schien Unruhe und Unfriede im deutschen Reiche wieder auszubrechen, und Raub, Mord und Totschlag nahmen überhand. So sehr auch die weltlichen Großen nach eigner Unabhängigkeit strebten, so drangen doch die geistlichen Fürsten darauf, daß wieder ein Oberhaupt gewählt werde, das Ruhe und Ordnung handhabe, und auch die weltlichen Fürsten hatten Einheits- und Nationalgefühl genug, um eine Auflösung des Reiches in seine einzelnen Teile zu verhindern. Viel ward von den deutschen Männern in den einzelnen Landen beraten; aber im Herbst 1024 versammelten sich die Herzöge, Grafen, Bischöfe und übrigen Herren zu Kamba bei Oppenheim in der blühenden Rheinebene zwischen Mainz und Worms.

1024

Da lagerten sich unter freiem Himmel, da weder Haus noch Stadt sie fassen konnte, die Sachsen, Slaven, Franken, Bayern und Schwaben auf der rechten, die Lothringer auf der linken Seite des vaterländischen Stromes. Lange schwankte die Wahl; der eine ward aus diesem, der andre aus jenem Grunde verworfen, endlich wurden aus vielen wenige, aus wenigen zwei erkoren. Diese zwei waren der Herzog Konrad von Franken und Konrad, ein Graf aus Franken, der Salier genannt. Beide waren Vettern, demselben Geschlechte angehörig, beide Enkel Ottos von Kärnten und Urenkel jenes Konrad, der in der Schlacht auf dem Lechfelde den Heldentod gestorben, beide ihrer Tugend wegen des Thrones würdig. Lange konnte man sich nicht entscheiden, wem von beiden die Krone gebühre. Da trat der ältere Konrad zu dem jüngeren und stellte ihm vor, wie es ihnen zieme, die ihrem Stamme widerfahrene Ehre nicht durch Zwietracht zu verscherzen; zugleich versprach er, wenn man den jüngeren, den Herzog, wähle, zuerst den Treuschwur zu leisten. Dasselbe versprach nun auch Herzog Konrad. Als die beiden edlen Männer, von allen

gesehen, ihre Übereinkunft durch Umarmung und Bruderkuß besiegelt hatten, schritt man zur Wahl. Der Erzbischof **Aribo** von **Mainz** gab laut und fröhlich seine Stimme dem älteren Konrad. Die andern geistlichen Großen stimmten ihm bei. Und als nun die Reihe an die weltlichen Führer kam, erhob sich Herzog Konrad, der jüngere, gab vor allem Volke dem älteren Vetter seine Stimme und führte dadurch die Entscheidung herbei. Die übrigen Fürsten folgten, das ganze Volk stimmte ein, und freudig ward der neue König nach Mainz geführt und daselbst gekrönt. Nur die lothringischen Großen waren im Unmute abgezogen, und auch die Sachsen, die schon in Heinrich II. weniger den Stammesgenossen, als den Bayern gesehen und den Übergang der Krone auf einen andern Stamm übel vermerkt hatten, schienen nicht übel Lust zu haben, ihre eigenen Wege zu gehen. Die Kaiserin-Witwe Kunigunde hatte bereits die Krone, die heilige Lanze, das Schwert und die übrigen Reichsinsignien dem Neugewählten übergeben, um dann der Welt zu entsagen und sich ins klösterliche Leben zurückzuziehen. „Als Aribo den neuen König ermahnte, Gerechtigkeit und Frieden zu üben, die Kirche und ihre Diener zu schirmen, Witwen und Waisen zu schützen und seinen Widersachern zu vergeben, da stürzten Thränen aus seinen Augen, und er gelobte feierlich, seinen Feinden zu verzeihen. Darauf erfolgte die Huldigung und ein festliches Krönungsmahl."

Konrad II. war ein Mann von unbeugsamer Willenskraft und Tapferkeit, mit allen ritterlichen Tugenden ausgestattet, ebenso geeignet, jeden Widerstand mit Energie niederzuwerfen und zu brechen, als durch Gewandtheit und Klugheit zu vermitteln, eine Herrschernatur, wie sie die Zeit brauchte, um die Errungenschaften der sächsischen Regenten zu behaupten und zu erweitern. Konrad war im Reiche nicht gerade beliebt, und auch während seiner ganzen Regierung ist er wegen seines herrisch zugreifenden Wesens, seines unversöhnlichen Hasses gegen seine Feinde, seiner furchtbaren Leidenschaftlichkeit, wie der Rücksichtslosigkeit, mit welcher er, bisweilen über die Grenzen des Rechts hinaus, die Königsgewalt über Kirche und Stamm, über Bischöfe und Herzöge hinwegzuheben, die Monarchie nur auf die Gesetze eigenen Urteils und eigner Bedeutung zu begründen strebte, stets mehr gefürchtet als geliebt worden. Mit ihm war ein andrer Stamm an die Spitze Deutschlands getreten, der feurige und heißblütige Stamm der Franken, der Salier, verschieden von dem kälteren Wesen der Sachsen, aber ebenso gewaltig und reich begabt.

Konrad hatte seine mäßigen Stammgüter in Franken und am Rhein durch seine Verheiratung mit **Gisela**, der verwitweten Herzogin von Schwaben, einer ebenso reichen und schönen, als gebildeten und geistreichen Frau, bedeutend vermehrt. Wie diese Ehe schon unter dem vorigen Kaiser eine Quelle von Widerwärtigkeiten für ihn wurde, so fand sie auch wegen naher Verwandtschaftsverhältnisse die Mißbilligung der Kirche. Aribo von Mainz hatte dem König bei seiner Wahl große Dienste geleistet, weigerte sich aber entschieden, die Krönung von Gisela zu vollziehen, da ihre Ehe mit Konrad der Kirche Anstoß erregte. Um so bereitwilliger erklärte sich Erzbischof Piligrim von Köln, und so fand denn noch in demselben Monat, in welchem Konrad gekrönt war (Septbr.), die Krönung Giselas zu Köln statt. Die Folge war, daß nicht nur Aribo (Heribert) von Mainz in der Gunst des neuen Königs immer mehr sank, sondern auch das Erzstift Mainz an Ansehen und Bedeutung hinter Köln zurücktrat. Von da ging Konrad nach Aachen, wo er auf dem Marmorstuhle

Karls des Großen in öffentlicher allgemeiner Reichsversammlung zu Gericht saß, und dann weiter seinen Königsritt durch die lothringischen Städte hielt und allen Trotz und jede Drohung der unzufriedenen Großen durch die Majestät seiner persönlichen Erscheinung niederschlug; „kein Recht des Reiches hat er dem Stamm und seinen Großen geopfert. In Sachsen gewann er die Gemüter durch loyale Anerkennung des unter Heinrich II. geschaffenen Zustandes; darüber hinaus zog er von den Slaven rechts der Elbe anscheinend längst vergessene Tribute ein.“ Auch in den übrigen Herzogtümern wurde der neue Herrscher von Adel, Geistlichkeit und Volk als Oberherr begrüßt; der mächtige Bischof Aribert von Mailand und andre italische Große stellten sich in Konstanz zur Huldigung und forderten Konrad zu einem Zuge über die Alpen auf. Konrad erwiderte alle diese Bezeigungen der Treue und Ergebenheit in königlicher Weise. Durch Gerechtigkeit und Einsicht gewann er das Vertrauen des Volks, und bald wurde es zum Sprichwort, der Thron Konrads II. ruhe auf den Stufen Karls des Großen.

In einem halben Jahre erreichte Konrad, was seine Vorgänger erst nach mehrjährigem Kampfe errungen, die Ruhe und Zufriedenheit Deutschlands, wiewohl seinem Scharfsinn nicht entging, daß noch hier und da das Feuer unter der Asche glimme. Seine besonderen Räte waren Bischof Bruno von Augsburg, des verstorbenen Kaiser Heinrichs II. Bruder, Bischof Werner von Straßburg, der Erbauer der Habsburg, und der edle Ritter Werner, sein alter Waffengenosse, unter den Hofkaplanen Wipo, der auch seine Regierung beschrieben hat. Als Konrad auf seiner ersten Umreise im Südwesten Deutschlands ankam, beschloß er sogleich in die Ansprüche seines Vorgängers auf Burgund einzutreten. Da aber Heinrich II. vor Rudolf III. gestorben war, so wurde der ganze Vertrag von den Burgundern für erloschen angesehen. Der schwache König nämlich, wie auch seine geistlichen und weltlichen Großen, stellten die Behauptung auf, der geschlossene Erbvertrag sei nur ein Haus-, keineswegs ein Reichsvertrag gewesen und deshalb mit dem Tode Heinrichs II. hinfällig geworden. „Diese Ansicht wollte aber Konrad nicht gelten lassen, da er als Gemahl der Gisela, der Nichte Rudolfs, gleiche Ansprüche hatte, und sein Vorgänger sich nicht mit seiner Hausmacht, sondern mit dem Reichsheere den Besitz Burgunds zu sichern gesucht hatte.“ Auch sprach für Konrad die alte Oberlehnsherrlichkeit des ostfränkischen Reiches über Burgund, und der König traf Anstalten, sein Recht mit den Waffen geltend zu machen. Er nahm Basel, das damals zum burgundischen Reiche gehörte, nötigte den schwachen Rudolf zur Erneuerung des Vertrags und beseitigte dadurch die Gefahr, daß Burgund an Frankreich fiel (1025). 1025

Schon war Konrad im Begriff, seinen längst beschlossenen Römerzug anzutreten, als ihn unerwartete Ereignisse nach einer andern Seite zogen. Boleslaw Chrobry, der sich nach Heinrichs II. Tode die Königskrone auf das Haupt gesetzt und den Lehnsverband mit dem Reiche wieder aufgelöst hatte, war eines plötzlichen Todes gestorben. Sein Sohn Mieczislaw war ent-

schlossen, in die Fußstapfen seines ruhmreichen Vaters zu treten. Er betrachtete die Königskrone als sein väterliches Erbteil, verweigerte den Tribut und jede Anerkennung der deutschen Hoheit. Ehe Konrad nach dem Süden zog, mußte er seine Grenzen im Osten vor den Gefahren eines Krieges sichern. Es gelang ihm, einen Bund mit dem Dänenkönig Kanut (Knud), dem gewaltigen, siegreichen Herrscher des Nordens, zu stande zu bringen, der durch die vorläufige Verlobung seines kleinen Sohnes Heinrich mit Gunhild, der Tochter des Dänenkönigs, befestigt wurde. Freilich trat Konrad die Mark Schleswig, den Grenzgürtel zwischen Schlei und Eider, an Kanut ab, aber so wenig ehrenvoll an sich diese Schmälerung des Reiches war, so bot doch die Freundschaft mit Kanut einen überwiegenden Vorteil. Die hundertjährigen Kämpfe im Norden des Reiches kamen durch einen dauernden Friedensstand endlich zum Abschluß, die deutsche Missionsthätigkeit gewann neues Leben, und das Erzstift Hamburg-Bremen gelangte in kurzer Zeit zu einer vorher nie erreichten Blüte.

Kaum war die von Osten drohende Gefahr glücklich geschwunden, als sich bereits ein neues Unwetter im Westen gegen Konrad zusammenzog. In Lothringen nahmen die Verhältnisse eine bedenkliche Wendung. Die Herzöge Friedrich von Ober- und Gozelo von Niederlothringen setzten ihren Widerstand gegen Konrad fort und brachten andre Widerstrebende auf ihre Seite. Markgraf Balduin von Flandern trat zu ihnen, ebenso der jüngere Konrad, der schon längst mit dem König zerfallen war. Sie setzten sich mit dem französischen König Robert in Verbindung, dem damals die Lombarden die Krone Italiens anboten. Robert schlug sie aus, ließ es aber geschehen, daß sie nun auf einen seiner Vasallen, den Herzog Wilhelm von Aquitanien, ihre Aufmerksamkeit richteten. Aber auch in Burgund trübten sich für Konrad II. die Aussichten. Hier hatte nach Heinrichs Tod Graf Odo von Champagne offenbar das nächste Erbrecht, und er, wie Balduin von Flandern boten dem König Robert hilfreiche Hand zu einem Einfall in Lothringen. Eine weitere Verbindung bildete sich zwischen dem jüngeren Konrad und Herzog Ernst von Schwaben, dem Stiefsohn des Königs. Dieser junge Fürst machte sich gleichfalls Hoffnung auf Burgund und war durch die Ansprüche seines Stiefvaters aufs tiefste gereizt. Bald kam zwischen beiden ein Bund zu stande, und der reiche Graf Welf trat der Verschwörung bei. Diese gärenden Elemente mußte Konrad erst beruhigen, ehe er über die Alpen gehen konnte. Schon drohte das Verderben von allen Seiten loszubrechen, als er im Dezember 1025 nach Lothringen zog. Aber mit wunderbarem Erfolge wußte Konrad die drohenden Wetterwolken zu verscheuchen, und bald schien von neuem die Sonne seines Glückes. Als er zu Aachen das Weihnachtsfest feierte, erschien Gozelo, sei es durch das Zureden des weisen Bischofs von Cambrai versöhnt, sei es durch die ihm vom König eröffnete Aussicht auf die Vereinigung der beiden Lothringen gewonnen, vor seinem Throne und leistete die Huldigung. Seinem Beispiel folgten Friedrich und die andern Lothringer. Damit war der Bann gelöst, die Verschwörung vereitelt, und alles blieb ruhig. Herzog Ernst erhielt auf

Giselas Bitten zu Augsburg Verzeihung. Des Königs Ansehen war so hoch gestiegen, daß er 1026 seinem neunjährigen Sohn Heinrich die Nachfolge 1026 sichern konnte. Nun endlich konnte Konrad seinen Plan, nach Italien zu ziehen, wieder aufnehmen.

In Italien hatte der Tod Heinrichs II. eine große Aufregung zur Folge gehabt, besonders in der Lombardei, wo seine Herrschaft nur als Gewaltherrschaft betrachtet worden war. Die Bürger Pavias hatten sofort die Königspfalz gestürmt, um sie für ewige Zeiten zu zerstören. Nicht weniger legten die lombardischen Großen ihren ganzen Ingrimm gegen die deutsche Oberhoheit an den Tag. Die Politik Heinrichs, sich auf den Klerus zu stützen, um die Macht des Adels zu brechen, hatte es dahin gebracht, daß fast alle größeren Städte mit ihren Einkünften in den Händen der Geistlichen waren, daß ihnen überall Markgrafen und Grafen hatten weichen müssen, und daß die Adligen den den Bischöfen kaum noch das Gleichgewicht halten konnten. Sie alle waren vom tiefsten Hasse gegen Deutschland erfüllt. An ihrer Spitze standen der Markgraf Hugo, aus dem Geschlechte der Este, und seine Brüder Adalbert und Azzo, der Markgraf Maginfred von Susa, und die meisten Großen der Lombardei hingen ihnen an. Sie boten, wie bereits erwähnt, dem König Robert von Frankreich, dann dem Herzog Wilhelm von Aquitanien die lombardische Krone an, der sich zwar anfangs darauf einließ, aber, durch die Verhältnisse wenig befriedigt und die drohenden Gefahren fürchtend, wieder zurückging, denn die Bischöfe, am meisten Aribert von Mailand, ein ebenso einsichtsvoller als einflußreicher Kirchenfürst, derselbe, der den König gleich nach seiner Krönung nach Italien eingeladen hatte, waren der Überzeugung, „daß die Wohlfahrt des Volkes und die Macht der Bischöfe nur im Bunde mit Kaiser und Reich sicheren Bestand haben könne."

Unter solchen Umständen erschien Konrad im März 1026 mit Heeresmacht 1026 in der Lombardei. Alle Städte öffneten ihm die Thore, und noch in demselben Monat ward er in Mailand von Aribert festlich empfangen und gekrönt. Noch aber weigerte das widerspenstige Pavia die Unterwerfung und die Herstellung der Pfalz innerhalb seiner Mauern. In Verbindung mit dem erbitterten Adel und ringsum von starken, wohlverteidigten Burgen umgeben, leistete die Stadt hartnäckigen Widerstand, und Konrad mußte sich vorläufig damit begnügen, nach Zerstörung mehrerer Burgen die Stadt mit einem ansehnlichen Teile seines Heeres einzuschließen und ihr Zufuhr und Verkehr abzuschneiden. Er selbst wandte sich nach Ravenna, wo ihm Erzbischof Heribert die Thore öffnete. Aber die Bevölkerung war voll meuterischer Gesinnung und dachte an nichts Geringeres, als unter den Deutschen ein großes Blutbad anzurichten und den König selbst gefangen zu nehmen, da der größere Teil seines Heeres ein Lager außerhalb der Stadt bezogen hatte. Sie sperrten abends die Thore und fielen nachts voll wilder Mordlust die Deutschen in ihren Häusern an. Als diese aus dem Schlafe sich aufrafften und auf die Straßen stürzten, wurden Steine und Balken von den Dächern auf sie herabgeschleudert. Mit gezogenen Schwertern bahnten sich die getrennten Haufen zu einander Bahn, die ganze Stadt wurde mit Mord erfüllt, auch der König erschien auf dem Kampfplatz, aber schon eilten die Städter flüchtend den Kirchen zu, und er befahl, dem Blutvergießen Einhalt zu thun. Am folgenden Morgen kamen die Ravennaten reumütig, barfuß und im Büßerhemde, die bloßen Schwerter um den Hals, baten um

Verzeihung und nahmen ihre Strafe geduldig hin. Seine Getreuen belohnte der König reichlich.

Die heiße Jahreszeit, in der Seuchen dem deutschen Heere schwere Verluste beibrachten, brachte Konrad im Norden Italiens zu; erst mit dem Herbste 1026 rückte er wieder vor, und bald war die ganze lombardische Ebene bis 1027 Ivrea hin in seiner Gewalt, noch im Winter (1027) brach er gegen Pavia auf, das sich jetzt ergeben mußte, und nur durch die Fürsprache des Abts Odilo von Cluny, der in Angelegenheiten seines Klosters des Königs Schutz bedurfte und sich ihm angeschlossen hatte, entging die Stadt der verdienten Strafe. Nun stieg Konrad über den Apennin, nahm Lucca, entsetzte den rebellischen Markgrafen Rainer seiner Würde und gab Tuscien dem getreuen Markgrafen Bonifacius, der bereits Modena, Reggio und Ferrara besaß und nun als der mächtigste Fürst Italiens dastand. Ungehindert zog nun Konrad gegen Rom.

Hier saß Johann XIX. auf dem päpstlichen Stuhl. Er war ein Bruder Benedikts VIII., eigentlich ein Laie, hatte an einem Tage alle päpstlichen Weihen empfangen und nur unter allgemeinem Ärgernis den Sitz des hl. Petrus bestiegen. Unsicher und schwankend in seiner geistlichen Stellung, hatte er sich dem Hofe und Patriarchen von Konstantinopel gegenüber, den er beinahe als seinesgleichen, also als allgemeinen Bischof der Christenheit anerkannt hätte, haltlos und zweideutig benommen. Jetzt rief er selbst den deutschen König herbei. 1027 Am Ostertage des Jahres 1027 fand die feierliche Krönung Konrads und Giselas statt. Eine glänzende Versammlung umgab das Kaiserpaar und seinen Sohn, den jungen Heinrich; unter den weltlichen Großen ragten besonders hervor Kanut, König von Dänemark, und Rudolf von Burgund, unter den vielen deutschen und italienischen Bischöfen und Prälaten war Abt Odilo von Cluny die bedeutendste Erscheinung, überhaupt waren die ersten Häupter des Abendlandes um das kaiserliche Paar vereinigt, um sich gleichsam zur Befestigung der höchsten weltlichen Würde in der Christenheit zu verbinden. Leider sollte die Krönung nicht ohne einen Rangstreit der Bischöfe von Mailand und Ravenna über das Recht des Vortrittes verlaufen, und auch einer der gewöhnlichen Straßentumulte zwischen Deutschen und Römern blieb nicht aus, von denen die Römerfahrten deutscher Herrscher begleitet zu werden pflegten. Der Streit ging wegen einer Kuhhaut an und steigerte sich bis zum wildesten Kampfe, in dem endlich die Römer weichen mußten. Am folgenden Tage erschienen sie demütig, barfuß und mit Schwertern am Halse und erhielten ihre Strafe. Mit kaiserlicher Machtvollkommenheit, ganz im Sinne der von Otto dem Großen dem Papsttum gegenüber geübten Politik, berief dann Konrad von sich aus eine Synode zum Lateran, auf welcher außer andern Dingen jener Rangstreit zu gunsten des Mailänders entschieden wurde, und Odilo neue Privilegien gegen die Bedrängnisse durch die französischen Bischöfe erhielt, und zog demnächst nach dem Süden Italiens, um die langobardischen Fürstentümer seiner Herrschaft zu unterwerfen. Schnell wußte er seine Oberhoheit über

Capua, Benevent, Salerno zur Anerkennung zu bringen und überall Ruhe und Ordnung herzustellen, wenn er auch den Gedanken der Vertreibung der Griechen und Sarazenen aufgab. Mit Staunen und Bewunderung sah die Mitwelt auf die raschen und glänzenden Erfolge Konrads in Italien, und vielen erschien sein Glück so wunderbar, daß sie meinten, nur durch den Beistand überirdischer Mächte bändige er die widerstrebenden Elemente.

Noch im Mai des Jahres 1027 war der Kaiser wieder auf deutscher Erde, und das Glück blieb ihm auch hier treu gegen seine Widersacher. Die Reue des Herzogs Ernst in Augsburg war keine tiefe und aufrichtige gewesen. Obgleich ihm Konrad vollständig verziehen und ihm ein ehrendes Vertrauen geschenkt hatte, belohnte doch Ernst dasselbe mit dem schnödesten Undank. Um sein näheres Erbrecht auf Burgund geltend zu machen, trat er in hochverräterische Verbindungen mit dem schwäbischen Grafen Welf II., der in Bayern Alemannien und Rätien reiche Besitzungen hatte, mit dem Grafen Werner von Kyburg, einer festen Burg unweit Zürich, und dem jüngeren Konrad von Franken. Sie fielen in den Elsaß, in Burgund und das Gebiet von Augsburg ein, und die Verschwörung nahm eine um so weitere Ausdehnung an, als die nächsten Verwandten des Kaisers im stillen den Aufstand auf alle Weise begünstigten. Aber die Schwaben blieben ihrer Lehnspflicht treu; vergebens beschwor Ernst auf einem Tage zu Ulm seine Lehnsmannen, ihn nicht zu verlassen, vergebens stellte er ihnen große Belohnungen und Ehren in Aussicht; sie wiesen seine Anerbietungen zurück und beriefen sich auf ihre Treue gegen den obersten Lehnsherrn. Sobald sich daher der Kaiser zeigte, erlahmte aller Widerstand. Sie unterwarfen sich; Ernst mußte durch Haft auf dem Giebichenstein bei Halle seine Frevel büßen, ebenso kamen Konrad und Welf auf einige Zeit in Haft, und alle verloren einen Teil ihrer Besitzungen. Auch in Ober- und Niederlothringen siegte der Kaiser und erneuerte zu Basel für sich und seinen Sohn seinen Vertrag mit Rudolf von Burgund, auf welches Land die Anwartschaft jetzt von neuem dem deutschen Reiche zufiel. Als nun auch noch der elfjährige Heinrich, des Kaisers Sohn, dem bereits die Nachfolge im Reiche bestimmt war, durch die Wahl der Fürsten hierin bestätigt und am Osterfeste des Jahres 1028 im Münster zu Aachen feierlich zum König gekrönt wurde, da lag in diesem Akte ein bedeutsamer Fortschritt zur Begründung einer erblichen Thronfolge, und Hoffnung und Vertrauen auf eine friedliche Entwickelung der inneren Verhältnisse Deutschlands und seiner weltbeherrschenden kaiserlichen Stellung gewannen eine breitere Grundlage. „So leuchtete die Zukunft beruhigend in die bewegte Gegenwart hinein, wie lichte Wolken am fernen Horizonte bei Gewitterstürmen."

1028

Noch aber herrschte im Osten des Reiches heillose Verwirrung. Mieczislaw II., der sich, wie sein Vater, mit der Königskrone geschmückt, hatte in geheimer Verbindung mit den Feinden des Kaisers die Flamme des Aufruhrs im Reiche geschürt und einen verheerenden Einfall in die Lande zwischen Elbe und Saale unternommen (1029). Nachdem er alles, wie gewöhnlich bei solchen

1029

Zügen, mit Feuer und Schwert verwüstet, Gefangene und reiche Beute mit sich geführt, zog er sich zwar vor dem anrückenden Konrad zurück, aber dieser 1030 konnte weder in diesem noch im folgenden Jahre (1029 und 1030) irgend einen bedeutenden Erfolg erringen, und es hatte den Anschein, als ob im Osten die Hoheit des Reiches dahinsinken sollte. Nur **Bretislaw**, des Böhmenherzogs Udalrich Sohn, behauptete als Herzog von Mähren die Herrschaft des Kaisertums gegen Polen und Ungarn, sorgte für Ordnung und Recht und verbreitete Christentum und Bildung. Es entging dem Scharfblicke Konrads nicht, daß die Grenzländer im Osten nicht gesichert werden könnten, wenn nicht im Innern des Reiches Ruhe und Friede herrsche. Er gab daher seinem Stiefsohn Ernst, für den außerdem noch seine Mutter Gisela Fürbitte einlegte, nach dreijähriger Haft auf dem Giebichenstein die Freiheit wieder und bot ihm als Ersatz für die vereitelte Hoffnung auf Burgund die Abtei Kempten und die Rückerstattung des Herzogtums Schwaben unter der Bedingung an, daß er seinen geächteten, dem Kaiser fortwährend trotzenden Freund Werner von Kyburg bekämpfen helfe. Aber Ernst wies diese Bedingung, in der er nur Freundesverrat sah, mit Entrüstung zurück. Da belegte ihn der Kaiser mit der Acht, und die Kirche sprach den Bann über den Empörer aus. Schwaben erhielt sein Bruder **Hermann**.

Ernst, von allen verlassen, hielt sich eine Zeitlang, mit seinem Freunde Werner und dessen Anhängern das Land durchstreifend, in den Schluchten des Schwarzwaldes, wo sich die vogelfreien Männer auf einer steilen Felsenburg, dem **Falkenstein**, dessen Trümmer noch jetzt unweit Schramberg sichtbar sind, festsetzten und durch Raub und Plünderung ihr elendes Leben fristeten, bis sie endlich im Kampfe gegen die Vasallen des Kaisers nach ritterlicher Gegenwehr erlagen. Ernsts Leiche, vom Banne der Kirche gelöst, wurde zu Roßstall in Franken beigesetzt. Das traurige Ende des fürstlichen Jünglings machte auf die Zeitgenossen den tiefsten Eindruck, sogar bei denen, welche seine Auflehnung entschieden mißbilligten. „Das deutsche Volk, von alters her geneigt, jedes Anringen gegen die Übermacht fürstlicher Allgewalt als ein ruhmwürdiges Trachten nach alt angeborener Mannesfreiheit und Selbständigkeit zu preisen, besang Ernsts Kampf mit dem Kaiser in lange nachhallenden Liedern." Die Sage verschmolz allmählich den Herzog Ernst und jenen Ludolf, den rebellischen Sohn Ottos I., zu **einer** Person und ließ ihn dann sogar ins ferne Morgenland ziehen, um mit allen Schrecken der Natur, sowie der Menschen- und Tierwelt zu kämpfen. So entstand das im deutschen Volke jahrhundertlang gern gelesene Buch vom **Herzog Ernst**.

Nun konnte der Kaiser auch daran denken, den Übermut des Polenfürsten zu züchtigen und die Scharte, die sein Schwert in den vorigen Kämpfen im Osten erlitten, wieder auszuwetzen. Bald trieb er **Miecziślaw** in solche Bedrängnis, daß dieser die einst an Polen zu Lehen gegebenen Marken wieder abtrat. Die Niederlausitz verband Konrad wieder mit der sächsischen Ostmark und belehnte damit den Grafen **Dietrich**, den Ahnherrn des Hauses **Wettin**; die Oberlausitz (das Milzenerland) fiel an die Mark Meißen zurück und kam an den tapfern **Markgrafen Eckhard**, der sie mit den übrigen Reichslehen in Thüringen vereinigte. Das Bistum Zeitz wurde nach Naumburg verlegt. Aber der Hochmut des gebeugten Miecziślaw sollte noch tiefer und empfindlicher

gedemütigt werden. Von seinem Bruder Bezbriem aus Polen vertrieben, floh er, allen Widerstand aufgebend, nach Böhmen, wo Herzog Udalrich, der sein zweideutiges Benehmen gegen den Kaiser wieder gut machen wollte, ihn auszuliefern bereit war. Der Kaiser verschmähte den elenden Verrat. Bald fiel Bezbriem durch Meuchelmord, und als Mieczislaw den Thron nun wieder besteigen konnte, verzweifelte er gänzlich am ferneren Widerstand gegen die Deutschen und dachte nur daran, die Gunst des Kaisers wieder zu gewinnen. Im Juli 1032 erschien er reuig und demütig zu Merseburg, willigte sogar 1032 in die Abtretung der westlichen Teile Polens und nahm sein also geschmälertes Herzogtum vom Kaiser zu Lehen. Nach seinem Tode (1034) folgten für Polen und auch für Böhmen unruhige Zeiten, in denen die Blüten der hier gepflegten christlichen Bildung wieder untergingen, und erst mit Bretislaw von Mähren, der auch in Böhmen die Herrschaft übernahm, kam eine bessere Wendung der Dinge, da auch Stephan von Ungarn Frieden hielt. So war denn die Oberlehnsherrlichkeit Deutschlands hergestellt, und auch im Osten strahlte der Glanz des deutschen Kaisertums.

Auch in der burgundischen Angelegenheit krönte das Glück Konrads Bestrebungen. Im September 1032 starb der träge König Rudolf von Burgund. Der Kaiser stand gerade an der Nordgrenze des deutschen Reiches, als ihm Gesandte die Krone, die Lanze des hl. Mauritius, das Reichsbanner und die übrigen Insignien des burgundischen Herzogtums überbrachten. Aber auch hier sollte Konrad sein Recht, das der sterbende König anerkannt hatte, mit den Waffen geltend machen. Es gab in Burgund eine starke, aus weltlichen Großen und Bischöfen bestehende Partei, die lieber einen schwachen französischen Großen als den mächtigen deutschen Kaiser zum obersten Lehnsherrn haben wollte, und diese Partei war es, die den Grafen Odo von Champagne, der als Sohn der ältesten Schwester Rudolfs Erbrechte geltend machen konnte, anspornte, die Hand nach der Krone auszustrecken, und ihm die Wege in das burgundische Reich öffnete und bahnte. So nahmen ihn also die niederburgundischen Städte an der Rhone, Lyon, Vienne, Arles, mit offenen Armen auf, und auch in Hochburgund fand er bereitwilligen Anhang und sicherte die wichtigen Festen durch Besatzungen. Bald aber trat ein Umschwung der Verhältnisse ein. Konrad schloß ein Bündnis mit dem König von Frankreich, Heinrich I., der von aufrührerischen Vasallen, besonders von demselben Odo von Champagne, schwer heimgesucht wurde und einer starken Stütze gegen dieselben bedurfte. Dieser Bund trug ungemein dazu bei, die Erwerbung Burgunds zu erleichtern und zu sichern. Nun konnte Konrad nicht nur in einem Winterfeldzuge zuerst den alemannischen Teil von Burgund unterwerfen und sich schon im Februar 1033 zu Peterlingen (Payerne) zum König von 1033 Hochburgund krönen lassen, sondern auch in Odos französische Erblande einfallen und diese nach allen Seiten hin verheerend durchstreifen. Bald sah sich Odo so sehr in die Enge getrieben, daß er sich dem Kaiser bei einer persönlichen Zusammenkunft unterwarf, seine Besatzungen aus den burgundischen

Festungen zu ziehen und Geiseln zu stellen gelobte. Aber Odo hatte keine Neigung, seine Versprechungen zu halten und Burgund zu räumen, und der Kaiser sah sich zu einem neuen Zuge genötigt. Während er selbst vom Rheine her bis zur Rhone vordrang, kam ein italienisches Heer unter dem Erzbischof Aribert von Mailand und dem Markgrafen Bonifacius von Tuscien über den großen Bernhard heran und vereinigte sich in Genf mit dem Kaiser. Da hatte Odos Herrschaft ein Ende, die widerspenstigen Großen verloren den Mut; 1034 Konrad ward im Dome zu Genf (August 1034) in einer glänzenden Versammlung deutscher, italienischer und burgundischer Fürsten nochmals mit der Königskrone geschmückt und dadurch das reiche Land an der Rhone und dem Jura mit Deutschland vereinigt.

Das burgundische Reich bestand damals aus dem Bistum Basel und Welsch-Neuenburg, den Grafschaften Genf und Savoyen, dem Sundgau, der westlichen Schweiz bis an den Rhein und die Aar, den Stadtgebieten von Avignon und Lyon, den Grafschaften Burgund (Franche Comté), Venaissin, Provence, Dauphiné (dem Delphinat) und dem Fürstentum Orange. Der Kaiser bestätigte sämtlichen Landesteilen ihre bisherigen Gerechtsame und setzte zur Wahrung der kaiserlichen Rechte besondere Statthalter ein. Die aus dem germanischen und romanischen Elemente fließende Verschiedenheit der Sprache und Sitte der Bewohner dieses burgundischen Reiches ließ eine engere Verschmelzung mit Deutschland nicht zu, doch war die Vereinigung für Burgund selbst der Anfang einer glücklicheren Zeit, dem Raub- und Fehdewesen der Großen ward gesteuert, die Gewerbsamkeit gefördert und Ordnung, Handel und Wohlstand begannen sich zu heben.



+ CHVONRADVS IMP. Brustbild mit Diadem + SANCTA COLO IMP; im Gebäude PILI GRM

Kaisermünzen: Münze Konrads II. und Erzbischof Piligrims (1021—36) von Köln. Aus der Sammlung des Herrn Landgerichtsrat Dannenberg in Berlin.

Der Kopf dieser Münze ist so individualisiert und charakteristisch, daß hier offenbar ein wirkliches Porträt des Kaisers vorliegt.



„Chuonradus Dei Gratia Romanorum Imperator Augustus.“

Kaiserſiegel Konrads II. Von einer Urkunde im Geh. Staatsarchiv zu Berlin, von Goslar d. 19. Februar 1031. Auf die Urkunde geſiegelt.

Die Ähnlichkeit des Kaiserbildniſſes mit dem Kopf auf der vorſtehenden Münze beſtätigt den Eindruck, daß hier der ſeltene Fall eines wirklichen Porträts vorliegt.



Aus der „Vita S. Heinrici“.

Jetzt ſtand Kaiſer Konrad auf dem Höhepunkte ſeiner Macht und ſeines Ruhmes. Auf keiner Seite wagte man es, ſeinem überall gefürchteten und geehrten Namen entgegenzutreten; auch die Abtretung Schleswigs an den mächtigen König des Nordens war vielleicht kein zu teurer Preis, da Konrad gerade in Kanuts Machtſtellung eine feſte Stütze und treue Bundesgenoſſenſchaft für ſeine eigne gefunden hatte. So wußte er, deſſen Streben immer auf Erweiterung und Befeſtigung ſeiner Macht gerichtet war, auch an rechter Stelle nachzugeben und das Geringere gegen das Größere zu opfern, indem er ſich für den Verluſt Schleswigs die Übermacht im Oſten und Norden ſicherte.

Ohne höheres geiſtiges Streben und gelehrte Bildung beſaß er eine ſcharfe Auffaſſung für alles, was ſeiner Größe und Macht förderlich war, und fand ſofort alle Mittel und Wege, um mit Feſtigkeit und Selbſtvertrauen ſeine Ziele zu erreichen. Was die Entwickelung der inneren Verhältniſſe anbetrifft, ſo blieb Konrad den Grundſätzen getreu, die ſeinem Vorgänger Heinrich II. geleitet hatten. Wie dieſer ſchon dem immer ſtärker

werdenden Drängen nach Erblichkeit der Lehen keinen Widerstand entgegengesetzt hatte, so erklärte sich Konrad offen zu gunsten derselben; nur verlangte er, daß, wenn er hiermit als oberster Lehnsherr ein wesentliches Recht der Krone aufgab, die Reichsfürsten und Kronvasallen auch ihren Lehnsleuten und Dienstmannen dasselbe Opfer bringen sollten, damit sich die Erblichkeit der Lehen über den gesamten Lehnsverband erstrecke. „Konrad gewann sich," sagt sein Lebensbeschreiber Wipo, „dadurch in hohem Maße die Herzen der Vasallen, daß er die von alters her besessenen Lehen der Vorfahren den Nachkommen nicht ferner entziehen ließ." Mögen sich nun diese Worte Wipos auf Ordnung der Verhältnisse durch ein Reichsgesetz beziehen, wie dies später in Italien der Fall war, oder den Sinn haben, daß Konrad den faktischen Besitz durch oberrichtliche Entscheidungen zur richterlichen Geltung erhob, so viel steht fest, daß die Erblichkeit der Lehen unter seiner Regierung für alle Folgezeit entschieden wurde. Hatte auch die Krone durch dieses Zugeständnis eine Einbuße erlitten, so ward sie dadurch reichlich aufgewogen, daß sie sich in dem Stande der kleinen Vasallen einen ebenso zahlreichen als ihr treu ergebenen Anhang schuf, wie jener Tag von Ulm, dem Herzog Ernst gegenüber, gezeigt hatte. Die unbeschränkte Macht der Großen über ihre Gefolgschaften war gebrochen; die niederen Vasallen konnten nun, seitdem sie nicht mehr von der Willkür ihrer Lehnsherren abhängig waren, ihren Verpflichtungen gegen den Kaiser unbedenklich nachkommen; sie konnten gegen jeden Übergriff des Lehnsherrn am Throne des Kaisers ihr Recht suchen, ohne befürchten zu müssen, daß ihren Nachkommen deshalb das Lehen entzogen werde. Damit war den Herzögen und Großen die Macht benommen, auf die Geschicke des deutschen Reichs einen bestimmenden Einfluß zu üben und ihre Waffen nach Belieben ebensowohl für, als wider den Kaiser zu erheben. Wieviel das letztere der Fall gewesen, wie sehr dadurch Verwirrung und Zerrüttung hervorgerufen worden, hat die bisherige Geschichte gezeigt. Unzählige Veranlassungen zu Streitigkeiten schienen durch diese Befestigung der Lehnsverhältnisse beseitigt, die statt durch offenen Friedensbruch, jetzt auf dem Wege des Rechtes geordnet werden konnten. Die Gesetze gewannen an Kraft und Geltung, was namentlich im Interesse der niederen Volksklasse lag*), und der Landfriede gewann überall einen festeren und gesicherteren Boden. Oft war die Scheidung zwischen Lehen und Allodialgütern überaus schwierig: jetzt fielen beide unter das Gesetz der Erblichkeit, und eine Hauptquelle von Zwistigkeiten über Eigentumsverhältnisse war hiermit verstopft.

Während der kinderlose Heinrich II. keinen Grund zur Verfolgung einer Familienpolitik hatte, war Konrads Walten, so sehr sich sonst seine Politik an die seines Vorgängers anschloß, durchaus von dem Gedanken geleitet, die Herrschaft seinem Sohne zu wahren, eine erbliche Monarchie und ein erbliches Kaisertum zu gründen. Wenn Konrad den Großen die Erblichkeit ihrer Lehen sicherte, so sollten sie als Entgelt die Erblichkeit der Krone einräumen und anerkennen. In diesem Sinne ließ er den jungen Heinrich zu seinem Nachfolger wählen und zu Aachen krönen, in diesem Sinne ließ er auch dessen Recht auf die Erbfolge in Burgund beschwören und übergab ihm noch bei Lebzeiten die Regierung dieses Reiches. Schon früh sorgte Konrad, der oft den Mangel höherer Bildung an sich schmerzlich vermißte, dafür, daß Heinrich durch eine gute Erziehung und tüchtige Ausbildung in den Stand gesetzt wurde, den Anforderungen zu entsprechen, welche die Welt an den Träger der Krone zu stellen berechtigt war. Bischof Brun von Augsburg, Heinrichs II. Bruder, übernahm die Erziehung des königlichen Knaben, dann Engelbert, Bischof von Freisingen. Der schon erwähnte Burgunder Wipo unterrichtete ihn in den Wissenschaften, und die reichen Gaben des hohen Zöglings entwickelten sich so schnell, daß

*) Wie sehr Konrad bemüht war, die persönliche Freiheit unter den Schutz des geschriebenen Rechts zu stellen, wie sehr er besonders auch der niedersten Klassen des Volkes sich annahm, zeigt ein merkwürdiges Schreiben desselben, worin er seine Entrüstung ausdrückt, daß der Bischof von Verden Leibeigene „wie dummes Vieh" verkauft habe, und solchen Kauf als „Gott und Menschen gleich verabscheuungswürdig" rückgängig zu machen befiehlt.

Die deutsche Kaiserkrone.

Corona aurea imperialis.

Die deutsche Kaiserkrone, von gediegenem Golde, ist mit einer Menge orientalischer Perlen und ungeschliffener Edelsteine verziert. Sie ist achteckig, indem 8 goldene, an Scharnieren bewegliche Schildchen innen durch einen dünnen Eisenreifen verbunden werden. Das Innere ist durch eine rotsammtene Kappe ausgefüttert, welche jedesmal dem Haupte des zu krönenden Kaisers angepaßt wurde.

Die Krone besteht aus drei Teilen: dem eigentlichen Kronenreif, zerlegbar in die 8 rundbogigen Schildchen, dem lateinischen Kreuz, welches das größere Mittelschild überragt, und aus dem goldenen Bogen, welcher die Krone von vorn nach hinten überspannt. Die Edelsteine, erhaben aufgesetzt und von künstlicher Filigranarbeit umgeben, sind Saphire, Granaten, Smaragde, Amethyste und Rubine.

Die 4 kleineren Felder sind mit biblischen Darstellungen in Zellenschmelz (émail cloisonné) gefüllt, wovon die auf unsrer Abbildung sichtbare Seite den Weltheiland von Cherubim umgeben zeigt, wie er in der einen Hand das Buch des Lebens hält, mit der andern auf lateinische Weise segnet. Darüber die bedeutungsvolle Inschrift: per me reges regnant (durch mich herrschen die Könige).

Der die Krone überspannende Bügel trägt im Innern seiner 8 Schildchen aus Perlen gebildet die Inschrift

Vorderseite: CH UON RAD US DEI GR AT IA
Rückseite: RO MA NOR ŪI MPE RA TOR AUG

Daß die Krone nicht von Karl dem Großen stammt, dem sie von der Tradition späterer Zeiten zugeschrieben wurde, steht fest. Aus der ganzen Arbeit ist zu schließen, daß dies Meisterwerk der Goldschmiedekunst von sarazenisch-sizilianischen Künstlern im XI. oder XII. Jahrhundert angefertigt ist Ob sie Konrad II. oder III. oder einem der dazwischen liegenden Heinriche zuzuschreiben ist, läßt sich nicht entscheiden.

Sie befindet sich jetzt mit den übrigen Reichskleinodien in der k. k. Schatzkammer zu Wien.

Die Schicksale der deutschen Reichskleinodien.

Das neu gewählte Oberhaupt des Reichs pflegte bis zum Ausgang des Mittelalters dreimal gekrönt zu werden: einmal zu Aachen auf dem Stuhle Karls des Großen mit der deutschen Königskrone, sodann zu Monza oder Mailand mit der eisernen Krone der Lombardei, endlich zu Rom über dem Grabe des Apostelfürsten mit der römischen Kaiserkrone.

Unter den Karolingern kann an eigne vererbliche Reichsinsignien kaum gedacht werden. Erst unter den Sachsenkaisern, zuerst unter Heinrich I., dann reicher unter den Ottonen tritt

die Kunde von solchen auf. Bis zu den Tagen der Hohenstaufen bewahrte jeder der gekrönten Besitzer die Insignien an eignem Orte auf; so werden genannt unter den sächsischen Kaisern: Merla oder Tilleda und Kyffhausen; das Reichsschloß zu Nürnberg, die kaiserliche Pfalz Hagenau im Elsaß. Unter den Hohenstaufen das feste Reichsschloß Trifels, welches diese Auszeichnung bis zum Interregnum genoß.

Friedrich II. verlor bei dem Überfall zu Vittoria einen Teil der Krönungsinsignien an die Bewohner von Parma; ein andrer Teil ging durch Brand bei der Hochzeit des gekrönten Wilhelm von Holland zu Aachen zu Grunde. Erstere ersetzte Friedrich II. aus Sizilien woher die sarazenischen Ornamente und Inschriften auf den deutschen Reichskleinodien sich erklären, letztere ließ Richard von Cornwallis für seine Krönung neu aus England kommen.

Rudolf von Habsburg brachte sie auf sein festes Schloß Kyburg in Sicherheit; Albrecht I. ließ sie dort. Dann hatten sie vielerlei Aufenthaltsorte: unter Ludwig dem Baiern in München, unter Karl IV. auf dem Hradschin zu Prag, unter Wenzel auf Schloß Karlstein in Böhmen, unter Sigmund gar in Ungarn. Das erregte jedoch den Unwillen der deutschen Fürsten und auf ihr Andringen wurden 1424 die deutschen Reichskleinodien von zwei Nürnberger Ratsherren auf einem unscheinbaren Fischerwagen nach Nürnberg gebracht.

Hier ruhten sie nun unangefochten, obschon oft Gegenstand des Streites zwischen Nürnberg und Aachen, in einem Gewölbe über der Sakristei der Heiligengeistkirche, alljährlich ein Gegenstand festlicher Verehrung für das Volk und zu der jedesmaligen Krönung durch eine feierliche Gesandtschaft des Rats nach Frankfurt gebracht.

Als im Jahre 1796 die Franzosen unter Jourdan sich der wehrlosen Stadt Nürnberg bemächtigten, schwebten die Kleinodien in höchster Gefahr. Jourdan hatte Befehl, sich ihrer um jeden Preis zu bemächtigen. Allein sie waren gerettet. In der Nacht vor dem Einbruche hatte der Losungsrat von Haller sich mit einigen Ratsherren heimlich in das Schatzgewölbe verfügt und sämtliche Kleinodien in zwei großen Tragkörben fortschaffen lassen Dann wurden dieselben sorgfältig in Kisten verpackt und mit Pferdedünger überschüttet in aller Frühe auf einem Karren aus der Stadt geschafft. Auf dem nahen anspachischen Gebiete übernahm der kaiserl. Oberst Roller dieselben und schaffte sie nach Prag. Dann ruhten sie lange zu Regensburg in treuer Hut der Frei- und Panierherrn von Hügel, in unscheinbaren schwarzen Koffern, mit einem Haufen Hafer überschüttet. Nach Abschluß des Friedens von Preßburg 1805 hatte der Kaiser von Österreich nicht den Mut, diese Erbstücke des Reichs öffentlich entgegenzunehmen. Erst im Jahre 1818 fanden sie ein Unterkommen in der Hofburg zu Wien. Nachdem sie 1848 noch eine glücklich abgeschlagene Anfechtung der revolutionären Aula auszuhalten gehabt haben, deren Deputation sie für die Nationalversammlung zu Frankfurt forderte, ruhen sie jetzt in der k. k. Schatzkammer zu Wien.

Es sind ihrer vierzehn Stücke: 1) die Fuß- und Beinbekleidung, 2) die Sandalen, 3) die Albe, 4) die beiden Gürtel, 5) die Stola, 6) eine purpurne Toga, 7) eine purpurne Dalmatika mit Adlern, 8) der Kaisermantel, pallium, 9) die Handschuhe, 10) 2 Scepter, 11) der goldene Reichsapfel, 12) die Kaiserkrone, 13) das goldene Kaiserschwert, gen. Schwert Karls d. Gr., 14) Schwert des h. Mauritius.

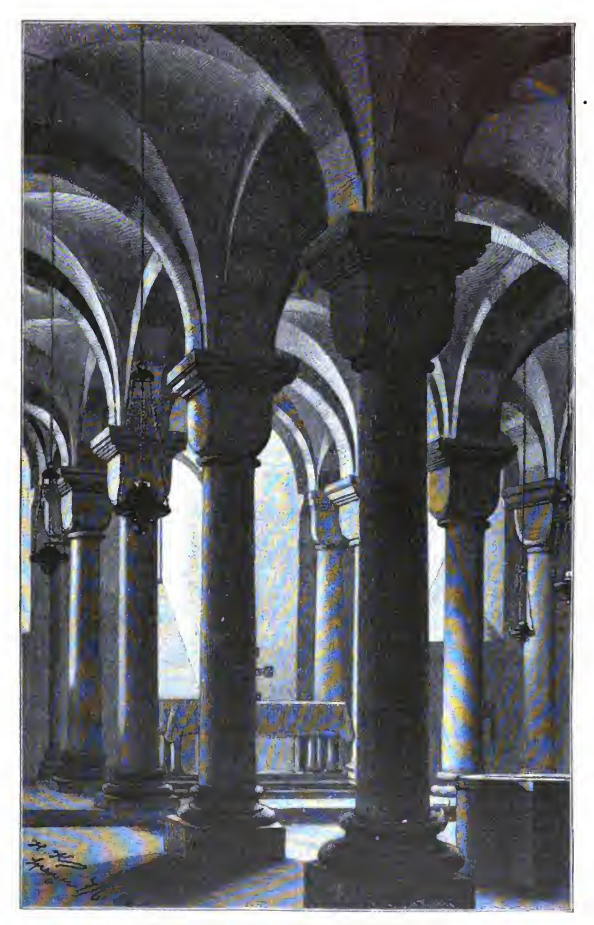
Acht weitere Stücke, z. B. die goldnen Sporen und Armspangen, sind auf der Irrfahrt am Ende des vorigen Jahrhunderts verloren gegangen.



Die Deutsche Kaiserkrone. Corona aurea

Bis 1796 mit den übrigen Reichskleinodien in der Heiligengeistkirche zu Nürnberg verwahrt.
Jetzt in der Kaiserlichen Schatzkammer zu Wien

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld u. Leipzig



Krypta des Domes zu Speier, östlicher Flügel.

Heinrich, kaum sechzehn Jahre alt, mit dem Ungarnkönig Stephan, dem erfahrensten König jener Zeit, einen Bundesvertrag verhandelte und, während der Vater Burgund gewann, die Angelegenheiten des Ostens mit Kraft und Umsicht überwachte.

Konrad hatte die Erfahrung gemacht, daß die königliche Macht von zwei Seiten bedroht werden konnte: durch die Gewalt der Herzöge und die Ansprüche der nächsten Verwandten des Herrscherhauses. Hatte er die Macht der Herzöge durch die Erblichkeit der Lehen geschwächt, so ging er auch mit dem Gedanken um, das deutsche Herzogtum ganz zu beseitigen. Er übertrug erledigte Herzogtümer seinem Sohne und Nachfolger, ein Verfahren, das einer Aufhebung der herzoglichen Gewalt nahe genug kam. Er verlieh Bayern und Schwaben nach dem Tode ihrer Inhaber seinem Sohne Heinrich, der auch, freilich erst nach manchen Kämpfen nach des Vaters Tode, Kärnten mit der Krone vereinigte (Aug. 1039), so daß nur noch Lothringen und Sachsen selbständige Herzöge besaßen. Zwar gelang die Beseitigung der Herzogtümer nicht vollständig, aber Konrads Verfahren hatte doch die Folge, daß sich keine Stammesherzöge, die sich an die einzelnen Stämme und hochgestellte Familien anschlossen, mehr bilden konnten. Auch die Gepflogenheit Konrads, die männlichen Sprossen seines Hauses dem geistlichen Stande zuzuweisen, hatte keinen andern Grund, als seinem Nachfolger jede Möglichkeit einer Mitbewerbung um den Thron aus dem Wege zu schaffen.

Einen ganz andern Weg als seine Vorgänger schlug Konrad in seinem Verhältnis zur Kirche ein. Diese hatte für ihn nur Bedeutung, insofern sie sein persönliches Religionsbedürfnis befriedigte oder seine Absichten behufs der Regierung des Staates förderte. Dem kirchlichen Glauben treu ergeben, fand er Beruhigung in den frommen Werken der Zeit; er gewährte geistlichen Stiftungen mit freigebiger Hand reiche Geschenke und Privilegien und erhöhte durch prächtige Bauwerke den Glanz der Kirche. Er stiftete auf seinem Erbgute Limburg in der Haardt eine Abtei, deren Ruinen noch heute durch die Großartigkeit und Reinheit der Form Bewunderung erregen; er legte den Grund zu dem herrlichen Dome zu Speier, einem Wunderwerke deutscher Baukunst, an dem fast ein Jahrhundert gearbeitet wurde, und in dem er und seine Nachkommen ihre letzte Ruhestätte gefunden haben. Aber bei aller Frömmigkeit der Gesinnung hatte Konrad für das innere Leben der Kirche und für Hebung ihrer Gebrechen kein wahres Verständnis; dazu fehlte ihm schon die nötige theologische Bildung, wie er denn in allen kirchlichen Angelegenheiten sich willig der höheren Einsicht seiner Gemahlin Gisela fügte, nach deren Ermessen fast alle Bischofssitze Deutschlands besetzt wurden. Dabei traf die Wahl nicht immer die Fähigsten und Würdigsten; oft ließ er sich die Investitur bezahlen, wie das Zeugnis seines eignen Sohnes bestätigte. Er verfügte ohne weiteres über kirchliches Gut zu seinen staatlichen Zwecken und verfuhr hart gegen die Bischöfe, sobald sie seinen politischen Absichten entgegentraten. So lebte Konrad ganz und gar in weltlichen Dingen, nur Macht und Herrschaft hatte für ihn Geltung, und somit war er am allerwenigsten geeignet, eine Reform der Kirche zu veranstalten, obgleich der Zustand derselben gedrückter und eines Umbaues bedürftiger war, als unter seinem Vorgänger Heinrich. Von Rom aus konnte keine Hilfe kommen. Hier saß Benedikt IX., ein zehnjähriger, in Lastern verkommener Knabe, auf dem apostolischen Stuhl, unter dem das kirchliche Leben in den ärgsten Verfall geriet. Auf der einen Seite der Willkür eines Kaisers preisgegeben, der in ihr nur die Dienerin des Staates erkannte, auf der andern Seite durch ein Oberhaupt wie Benedikt IX. geschändet, war sie weit entfernt von jener Reformation, die einst Heinrich II. im Auge hatte, und das fromme Streben der Cluniacenser, die Sitten- und Kirchenzucht zu heben, reichte nicht aus, sie aus dem Schlamm der Lüste zu erheben, die sie zerrütteten. Die christliche Mission im Norden geriet ins Stocken, und was hier geschah, ging von dem Erzstift Hamburg oder von den nordischen Königen, wie Olaf Schooßkönig und besonders von Kanut dem Großen, aus, der mit dem englischen Reiche auch den Bekehrungseifer der angelsächsischen Mönche gewonnen zu haben schien und wie ein Winfried des Nordens wirkte.

In Italien ging Aribert von Mailand, der mächtigste Anhänger der deutschen Herrschaft in Oberitalien, mit dem Gedanken um, sein Erzstift Mailand zu einer solchen Macht zu erheben, daß es sowohl an geistlicher Bedeutung als weltlichem Besitz mit dem römischen Kirchenstaat wetteifern könne. Ausgezeichnet durch Klugheit und Einsicht, wie durch Willenskraft und Herrschsucht, vertrauend auf die Gunst des Kaisers, der ihm mancherlei Reichsrechte überlassen hatte, auf die Streitbarkeit seiner Vasallen, deren Burgen die Stadt umgaben, und auf die Liebe der Mailänder Bevölkerung, für deren Wohl er stets eine rege Fürsorge bekundet hatte, hielt er es für kein allzu hohes Ziel, dem römischen Stuhle gegenüber, auf dem damals ein nichtswürdiger Knabe saß, dem Erzstifte Mailand die Obmacht in der Lombardei zu erringen. In dieser Absicht maßte er sich kaiserliche Reichsrechte an, verfügte gegen Sitte und Herkommen über die Lehen der kleineren Lehenträger, der sogenannten Valvassoren, und ging darauf aus, diese sowohl, wie die Freien, zu seinen Dienstmannen zu machen. Die Bedrohten traten in eigenen Gesellschaften zu kräftigem Widerstande zusammen, es entstand eine allgemeine Bewegung gegen die Gewaltthätigkeit des Erzbischofes und seiner großen Vasallen, der Capitane. Anfangs noch von der Übermacht des Mailänders zur Flucht genötigt, verbanden sich die kleineren Lehensträger mit den Bürgern von Lodi, und die Valvassoren aller Orte und die waffenberechtigten Freien schlossen sich ihnen an. Es kam zum Kampfe, und der hohe Adel erlitt eine Niederlage. Der Sieg der kleinen Lehensträger hatte zur Folge, daß sich die Empörung über die städtischen Bevölkerungen in der ganzen Lombardei verbreitete. „Man verlangte drohend ein geschriebenes Landrecht, um nicht länger von der Willkür und dem Übermute der Großen abhängig zu sein, und setzte eigne Richter und Schöffen ein; man verlangte laut, der Kaiser solle nach Italien kommen, sonst werde man sich selbst Gesetze geben." So gewaltig regte sich in den niederen Ständen der Trieb nach Freiheit, Selbständigkeit und gesicherter Rechtsstellung.

Die Unruhen in Italien zogen die Aufmerksamkeit des Kaisers im höchsten Grade auf sich. Da die Valvassoren und ihr Anhang die nationale Partei bildeten, welche die deutsche Herrschaft nur mit Unwillen ertrugen, so lag die Möglichkeit eines Abfalles nicht allzu fern, und der Hilferuf des Erzbischofs, Kaiser Konrad zu einem Zuge über die Alpen zu bewegen, blieb nicht ohne Wirkung. Zugleich suchte er sich aber in Bonifacius, dem mächtigen Markgrafen von Tuscien (Toscana), den er mit Giselas Nichte Beatrix, der Erbtochter Friedrichs von Lothringen vermählte, einen Bundesgenossen zu gewinnen, den er dem Mailänder Aribert als Nebenbuhler gegenüberstellen konnte, denn so sehr auch der letztere bemüht war, dem Kaiser seine Treue und Ergebenheit zu beweisen, so konnte doch Konrad sein Mißtrauen nicht unterdrücken, daß Aribert es im stillen mit der nationalen, den Deutschen feindlichen Partei halte. Nachdem er daher die Liutizen, die wieder ins Heidentum zurückgefallen waren, zur Unterwerfung gebracht und ihnen einen höheren Tribut auferlegt

1037 hatte (1036), ging er über die Alpen und zog zu Anfang des Jahres 1037 in Mailand ein, wo ihn der Erzbischof feierlich empfing. Da aber der Verdacht auftauchte, der Kaiser wolle dem Erzstifte das ihm früher über Lodi verliehene Investiturrecht wieder entziehen, und drohende Bewegungen im Volke entstanden, so verließ der Kaiser Mailand und bezog in Pavia sein Hoflager. Hier hielt er einen großen Reichs- und Gerichtstag, um alle Klagen zu entscheiden.

Auch der Erzbischof war persönlich erschienen. Von allen Seiten liefen Klagen ein über seine Willkür und Gewaltthätigkeit, und der stolze Kirchenfürst vergaß sich in seinem Zorne so sehr, daß er trotzig erklärte, daß er auf niemandes Bitte oder Befehl etwas herausgeben werde, was er im Mailänder Erzstift vorgefunden oder demselben erworben habe. Da ließ ihn der Kaiser greifen und zur Haft bringen. Dieses rasche Verfahren, das sogar Ariberts Feinde mißbilligten, erzeugte eine furchtbare Aufregung unter der lombardischen Bevölkerung; die Geistlichkeit veranstaltete Gebete und Trauergottesdienst, der Adel rüstete sich zu seiner Befreiung, der Haß gegen die Deutschen äußerte sich in offenen Drohungen und Verwünschungen und brachte allen Parteistreit zum Schweigen. Da gelang es dem Erzbischof, seiner Haft zu entfliehen, sei es, daß ein treuer Mönch sich in sein Bett legte, oder daß eine Klosterjungfrau seine Wächter durch Wein bethörte, und als er glücklich wieder in Mailand ankam, wurde seine Rettung wie ein göttliches Wunder betrachtet und gefeiert. Als der Kaiser mit Heeresmacht heranrückte und die Acht über die Stadt aussprach, trug der tapfere Erzbischof kein Bedenken, den Kampf mit ihm aufzunehmen. Er wußte dem Mailänder Fußvolk im Kampf mit der kaiserlichen Reiterei einen festeren Halt und Zusammenhang zu geben, indem er das Carroccio erfand, ein Stadtbanner, dessen Bewegungen die zerstreuten Scharen sammelte und dem Kampfe die nötige gemeinsame Richtung gab. Es bestand aus einem hohen, oben mit dem Bildnis des hl. Ambrosius versehenen Mastbaume, der auf einem mit Eisen beschlagenen Wagen befestigt war und von Stieren gezogen wurde. Ein Treffen vor den Thoren der Stadt blieb unentschieden, ein furchtbares Gewitter bei der Belagerung einer Burg erfüllte das Heer mit Schrecken und Entsetzen und ward dem Zorn des hl. Ambrosius zugeschrieben, und hinter Mailands mächtigen Mauern und seinen dreihundert Türmen konnte es Aribert wagen, dem kaiserlichen Heere Trotz zu bieten, ohne sich durch die Rauchsäulen beunruhigen zu lassen, welche die Verwüstung der umliegenden Gegenden verkündeten. Die deutschen Waffen errangen den ganzen Sommer über keinen besonderen Vorteil, und der Kaiser mußte der Hitze wegen die Belagerung aufgeben. Während er in seinem Kaplan Ambrosius dem Aribert einen Gegenbischof aufstellte, der übrigens niemals Ansehen und Anhang fand, knüpfte der stolze Erzbischof Verbindungen an mit dem Grafen Odo von Champagne, dem alten Gegner Konrads, der seine Ansprüche auf Burgund noch immer nicht aufgegeben hatte, und bot ihm die Krone Italiens an, und schon drohte Odo mit einem Einfall, um sich den Thron jenseits der Alpen zu erkämpfen, als er in einem blutigen Gefechte vor Bar gegen Gozelo von Lothringen mit vielen seiner Ritter den Tod fand. So war die Verschwörung gescheitert, abermals war das Glück dem Kaiser hold gewesen und hatte ihn vor der Vermehrung seiner Feinde bewahrt.

Aber in der Lombardei wütete noch immer der Nationalhaß gegen die Deutschen, und als Konrad die Weihnachten in Parma zubrachte, brach wieder ein Straßenkampf aus, der mit Mord und Brand unterdrückt werden mußte. Der Kaiser ließ die Mauern der Stadt zum großen Teil niederreißen, um durch Schrecken die andern Städte im Zaum zu halten. Inzwischen hatte Konrad bereits an dem Tage, wo er sein Lager vor Mailand aufhob, jenes berühmte Lehnsgesetz (constitutio de feudis) erlassen, welches, wenn es

auch unter den Stürmen der Leidenschaften nicht sofort seine Wirksamkeit äußerte, doch die Interessen der Valvassoren mit denen des Kaisers verband und für die Folgezeit die Grundlage des gesamten Feudalrechtes wurde. Die Erblichkeit der kleinen Lehen und Schöffengerichte aus ihresgleichen (judicium parium) wird darin unbedingt gewährt: keinem Vasallen der Bischöfe, Äbte, Grafen und Markgrafen, keinem, der Reichs- oder Kirchengüter zu Lehen hat, können solche entzogen werden, wenn er nicht (wegen Verbrechen) vor seinesgleichen derselben verlustig erklärt worden. Von diesem Gerichte findet Berufung nur an den Kaiser oder seine Pfalzgrafen statt. Die Lehen erben vom Vater auf den Sohn, vom Bruder auf den Bruder; der Lehnsherr kann die Natur des Lehens nicht verändern. Durch diese Verordnung wurde dem übermächtigen Wachstum der geistlichen und weltlichen Großen in Oberitalien Schranken gesetzt, Ackerbau und Gewerbfleiß befördert und in den Städten durch Gründung eines freien Mittelstandes der weiteren Entwickelung des Bürgertums Vorschub geleistet. Der Kaiser hatte schließlich das Mittel gefunden, die Valvassoren auf seine Seite zu ziehen.

Noch ein andres Gesetz kam damals zu stande, das die Romfahrten betrifft. Über die Zeit des Aufbruchs, über die Dauer der Heerfahrt scheint allmählich ein gewisses Herkommen sich gebildet zu haben. Konrad hielt es für ratsam, ein allgemeines Reichsgesetz darüber aufzustellen. Hinsichtlich der Zeit der Romfahrt (expeditio romana) sollte das Aufgebot ein Jahr und sechs Wochen zuvor an alle Reichsgetreuen ergehen, der Reichsdienst sechs Wochen auf eigne Kosten dauern, für weitere Zeit der Dienstherr den Unterhalt liefern.

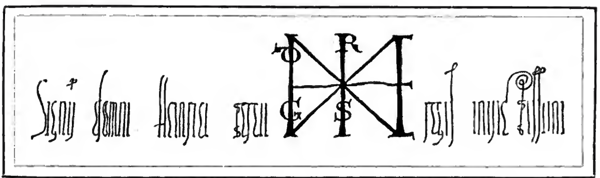
Im Frühjahr 1038 zog Konrad nach dem Süden der Halbinsel. Hier 1038 hatten die langobardischen Fürsten in Campanien und Apulien ihre Tyrannenherrschaften durch Raub und Mord und jeden Frevel zu sichern gesucht. Insbesondere hatte Pandulf IV., dem einst Konrad selbst Capua verliehen, sich mit Hilfe des Normannenfürsten Rainulf, der Aversa besetzt hatte, durch Grausamkeit und Habsucht nach allen Seiten hin furchtbar gemacht, das alte Kloster Monte Cassino seiner Schätze beraubt und den Erzbischof von Capua in Ketten in den Kerker geschickt. Konrad forderte ihn vor sein Gericht, und da er nicht erschien, belehnte er den Herzog Waimar von Salerno mit Capua und übertrug dem Normannen Rainulf die Grafschaft Aversa als Reichslehen, wodurch der Grund zur Normannenherrschaft in Italien gelegt ward. Pandulf hielt sich eine Zeitlang in seiner Felsenburg, flüchtete dann nach Konstantinopel und lebte jahrelang in einem fernen Exil.

Nachdem Konrad den gefangenen Erzbischof wieder in sein Amt eingesetzt und Ruhe und Ordnung in den Städten hergestellt hatte, kehrte er nach Oberitalien zurück, um Mailand von neuem zu belagern. Aber eine furchtbare Pest, eine Folge der Sonnenhitze, raffte viele Krieger dahin und stürzte auch den Herzog Hermann von Schwaben, wie auch seine Schwiegertochter Gunhild ins Grab. Der Kaiser sah sich daher zur Rückkehr genötigt, ohne den trotzigen Aribert zur Unterwerfung gezwungen zu haben. Seitdem trug er selbst den Keim des Todes in sich. Während die italienischen Fürsten auf Konrads Gebot

den Kampf gegen Mailand fortsetzten, sorgte er, an Gichtschmerzen leidend und sein baldiges Hinscheiden ahnend, für Reich und Haus und ließ seinen Sohn zu Solothurn im damaligen Burgund in der Stephanskirche nach alter Sitte zum König dieses Landes krönen.

Den Winter und den Frühling brachte der Kaiser in Ostfranken, Sachsen und in den Städten am Rhein zu und befestigte überall den Landfrieden. Das Pfingstfest feierte er zu Utrecht. Noch einmal zeigte sich hier der Kaiser mit der Kaiserin und seinem königlichen Sohne, mit der Krone geschmückt und von aller Herrlichkeit der Welt umgeben, der Volksmenge beim Hochamte, im Festzuge und beim Mahle; am andern Tage schied er aus der Reihe der Lebenden. Schon am ersten Pfingsttage hatte er heftige Schmerzen gefühlt, diese aber unterdrückt, um die Festfreude nicht zu stören. Am folgenden Morgen wurden sie heftiger, und, das Ende ahnend, ließ er die Bischöfe zu sich kommen, beichtete und empfing das Abendmahl. Noch einmal sah er Gisela und seinen Sohn und sagte ihnen Lebewohl. Bald darauf hauchte er seinen Geist aus 1039 (4. Juni 1039). Auf das Volk, das den Kaiser noch eben im Glanze aller irdischen Herrlichkeit bewundert hatte, brachte sein plötzlicher Tod einen gewaltigen, aber — da Reich und Nachfolge gesichert war — keinen nachhaltigen Eindruck hervor. Sein Leichnam wurde im Dome zu Speier, zu dem er selbst den Grund gelegt, beigesetzt, wobei sein Sohn Heinrich selbst den Sarg tragen half. — Acht Tage darauf starb auch der jüngere Konrad, dem er auf dem Wahlfelde zu Kamba einst gegenübergestanden.

Konrad, der sein Leben auf sechzig Jahre gebracht, hat gewiß über Erwartung der meisten, die ihn zum König gewählt, die Zügel der Regierung geführt. Mit Kraft und Besonnenheit geradezugehend, alle Hindernisse kühn durchbrechend, seine Freunde, seine eigne Familie nicht schonend, wußte er meist durch glückliche Überraschung sein Ziel zu erreichen, und bedeutende Veränderungen wurden unter seiner Regierung teils getroffen, teils angebahnt. Sein Lebensbeschreiber Wipo sagt von ihm: „Man setzt sich dem Verdacht der Schmeichelei aus, wenn man erzählen will, wie großmütig, wie standhaft, wie unerschrocken, wie ernst gegen die Schlechten, wie gütig gegen die Bürger und wie streng er gegen die Feinde, wie unermüdet und nachdrücklich in Geschäften er gewesen, wenn es des Reiches Wohlfahrt erheischte."



„Signum domni Heinrici tertii + regis invictissimi."

Signum Heinrichs III. von einer Urkunde datiert Augsburg, 18. Januar 1040, stammend aus Paderborn,

jetzt im Geh. Staatsarchiv zu Berlin. Nach dem Original kopiert, um die Hälfte verkleinert. Der Inhalt bestätigt die Privilegien der Abtei Werden. — Hier wie bei den folgenden enthält das Monogramm die Buchstaben des Namens und der Würde (Rex oder Imperator). Das königliche Vollziehungszeichen ist der Querstrich in der Mitte.

2. Heinrich III., 1039—1056.



Aus der „Vita S. Heinrici" zu Bamberg.

Nach Konrads Ableben waren nicht, wie bei Heinrichs II. Hinscheiden, die Herzen der Deutschen mit banger Erwartung erfüllt, wer die Stelle des toten Herschers einnehmen würde: sein Sohn Heinrich war längst gewählt, gekrönt und in alle Reichs- und Königsgeschäfte eingeweiht. Ohne alle Störung, wie in einem Erbreiche, folgte er seinem Vater in der Regierung. Den herrlichen, noch nicht zweiundzwanzigjährigen Herrscher zierte eine Reihe wahrhaft königlicher Tugenden, unter denen Demut und Frömmigkeit, Friedensliebe und edle Gesinnung, Würde der Haltung und ritterlicher Mut besonders hervorstrahlten. Er besaß alle trefflichen Eigenschaften seines Vaters, dessen Seelenstärke und Verstandesschärfe und dasselbe hohe Bewußtsein der Erhabenheit seiner Stellung, aber das Harte und Leidenschaftliche im Charakter des vorigen Herrschers war durch Ruhe und Milde in besonnene Kraft umgewandelt und veredelt; man rühmte es an dem jungen König, wie er in Italien das rasche und übereilte Verfahren seines Vaters gegen Aribert und die lombardischen Bischöfe mißbilligt habe. Sein religiöses Gemüt fühlte das Bedürfnis, sich aus der hinfälligen Herrlichkeit des irdischen Lebens zu der unvergänglichen des überirdischen zu erheben; seine aufrichtige Frömmigkeit trug das Gepräge der Zeit und fand in der sittenstrengen, ascetischen Richtung der Mönche von Cluny ihre höchste Befriedigung. Er hatte, wie bereits erwähnt, eine ausgezeichnete Erziehung und wissenschaftliche Bildung genossen, und wie diese sich überhaupt damals im kirchlichen Gewande zeigte, so hatte auch Heinrich III. eine höhere Einsicht von der geistigen Macht der Kirche und ihrem Einfluß auf die Entwickelung der Staaten, als der vorige Kaiser gehabt hatte.

1039

Mit diesen edlen persönlichen Eigenschaften verband sich die umfassendste Machtstellung. Er übernahm die unbestrittene Herrschaft in Deutschland, Italien und Burgund: die herzogliche Gewalt lag in Franken, Bayern, Schwaben und Kärnten in seinen eigenen Händen, die Geistlichkeit war vom König abhängig, das Papsttum im tiefsten Verfall. Da Kanut der Große und Stephan der Heilige das Zeitliche gesegnet hatten, und das französische Königtum im Zustande kläglicher Ohnmacht lag, war Heinrich III. weitaus die hervorragendste Erscheinung der Zeit.

Als er nach der Bestattung seines Vaters seinen Umritt im Reiche hielt, 1040 durch Lothringen, Sachsen, Bayern, erschienen in Augsburg (Jan. 1040) Italiens Fürsten, um vor allem Ariberts Sache zum Ausgleich zu bringen. Die lombardischen Großen hatten auf die Nachricht von Konrads Tode die Belagerung Mailands aufgehoben, und auch der König äußerte versöhnliche Gesinnung. In Ingelheim nahten die burgundischen Vasallen mit reichen Geschenken, und auch Erzbischof Aribert suchte hier seine Auflehnung gegen des Königs Vater zu rechtfertigen: er erhielt sein Erzstift zurück und leistete von neuem den Eid der Treue. Überall auf seinem Umzuge im Reiche schützte Heinrich Recht und Gesetz, ernst und streng gegen Frevler und Übelthäter, mild und versöhnlich gegen Friedfertige und Hilflose.

Bei diesem Zuge durch das Reich hatten die Verhältnisse im Osten, die bereits eine bedrohliche Wendung genommen, die Aufmerksamkeit des jungen Königs am meisten auf sich gezogen. Das gewaltige Reich Boleslaw Chrobrys war zerstört, aber aus seinen Trümmern erwuchsen dem deutschen Reiche neue Bedrängnisse und Gefahren.

Die slavische Nationalität erhob sich in Polen mächtig gegen das germanische Element, die alte Volksfreiheit gegen die fürstliche Aristokratie, das Heidentum gegen die christliche Kirche und ihren verhaßten Zehnten: überall wurden die Gotteshäuser zerstört, die Schätze geraubt, die Geistlichen verfolgt und mißhandelt. Der Herzog Bretislaw von Böhmen, ein Fürst voll hochherziger Gesinnungen, glänzender Eigenschaften und lebendigen Glaubenseifers, hatte sich zur Aufgabe seines Lebens gemacht, durch die Eroberung des zerrütteten Polens eine freie und unabhängige Königsmacht zu gründen und die beginnende Rückkehr der Polen zum Heidentum zu hemmen. Ein allgemeines Aufgebot rief die bewaffnete Macht Böhmens und Mährens unter die Fahnen. Wie ein Sturmwind alles zerstörend, brauste unwiderstehlich „der neue Achilles“ daher. Es gelang ihm, Gnesen, die Hauptstadt Polens in der glänzenden Zeit Boleslaws, zu erobern, die Schätze Chrobrys in seine Hand zu bringen und den Leichnam des heil. Adalbert nach seiner Heimat Prag zu schaffen, wo derselbe in allgemeiner prunkvoller Prozession in der Domkirche beigesetzt wurde. Diese Ceremonie hatte keine geringere Bedeutung, als die Gründung eines christlich-slavischen Königreiches vorzubereiten.

Eine solche Gründung mußte aber notwendig einen Kampf mit dem deutschen Reiche hervorrufen, welches den Verlust der mit vielem Blute wiedereroberten slavischen Länder zwischen Elbe und Oder nicht gleichgültig mitansehen konnte. Anfangs suchte der Böhmenfürst den König mit Versprechungen hinzuhalten; als dieser aber die Auslieferung der großen polnischen Beute verlangte, zerschlugen sich die Unterhandlungen, und es kam zum Kampfe

„Aber der Böhmenfürst hatte die Natur seines Landes trefflich benutzt; die Pässe waren durch Verhaue und Verschanzungen geschützt, in den Wäldern lauerte Hinterhalt.“ Die Deutschen rückten in zwei Abteilungen gegen die Feinde; mit der einen war der König selbst, aber in den Schluchten des Böhmerwaldes sank unter den Pfeilen der Feinde die Blüte des deutschen Adels dahin, und nur mit Hilfe eines deutschen Klausners, der alle Schluchten und Ausgänge genau kannte, rettete sich Markgraf Otto von Schweinfurt mit einem Teile seiner Krieger in das königliche Lager. Auch die andre Heeresabteilung hatte kein Glück gehabt. So war denn dieser erste Feldzug mißlungen, die Feinde hatten einen vollständigen Sieg erfochten (1040). Aber der Mut des jungen Königs war keineswegs gebrochen. Im folgenden Jahre zog er mit zahlreicheren und besser gerüsteten Heeren nach Böhmen, umging selbst mit der Hauptmacht die Feinde und erschien unvermutet in ihrem Rücken. Da auch die Treue der Slaven wankte, verlor Bretislaw den Mut und bequemte sich zum Frieden. Er versprach Schadenersatz, Auslieferung der Gefangenen und eine Buße von 8000 Pfund Silber, ja er erbot sich sogar, seinen Sohn und mehrere seiner Großen als Geiseln zu stellen, und überließ dem König sie töten zu lassen, wenn er seine Zusagen nicht erfülle. Auf diese Bedingungen hin wurde Friede geschlossen. In Regensburg erschien Bretislaw selbst vor dem König, barfuß und im Büßergewande, warf sich ihm zu Füßen, gab die herzogliche Fahne Böhmens zurück und verzichtete auf seine Eroberungen und königlichen Ehren. Doch der König gab ihm auf Bitten der deutschen Fürsten nicht allein sein Herzogtum zurück, sondern ließ ihm auch Schlesien und machte sich so den tapferen Gegner zum Freunde. In allen späteren Kämpfen hat Bretislaw den König auf das wirksamste unterstützt, und die Böhmenherzöge blieben noch lange nachher die treuesten Anhänger des fränkischen Kaiserhauses.

Im August des Jahres 1038 war König Stephan von Ungarn gestorben. Er hatte das Christentum unter den Magyaren gegründet und ausgebreitet, und die wohlverdiente Bewunderung seiner Zeitgenossen war ihm ins Grab gefolgt. Nach dem frühzeitigen Tode seines einzigen Sohnes Emmerich hatte Stephan einen seiner Schwestersöhne Namens Peter zum Nachfolger bestimmt. Aber Peter, in Venedig geboren und erzogen, war schon als Fremdling den Magyaren zuwider, und die Abneigung gegen ihn steigerte sich, als er bald andre Fremde, besonders Italiener, in großer Anzahl ins Land zog. Es dauerte nicht lange, so regte sich überall in Ungarn der Geist der Auflehnung wie gegen die königliche Gewalt, so auch gegen die christliche Kirche. Peters Lage war äußerst bedenklich und wurde notwendig immer schwieriger, je weiteren Boden das Heidentum in den polnischen Ländern gewann, deren Schicksale schon seit geraumer Zeit einen fühlbaren Eindruck auf das ungarische Reich geübt hatten. An der Bekämpfung des neu erwachenden Heidentums in Polen hatte Peter daher das größte Interesse; der gemeinsame Vorteil verband ihn mit Böhmen. Jetzt wirkte Heinrichs Waffenglück gegen Bretislaw vernichtend auf die Stellung des ungarischen Königs; mit der böhmischen Stütze sank seine Herrschaft zusammen. Wild tobend erhob sich gegen ihn die ganze Nation, besonders die Großen, die ihre zügellose Freiheit aus der alten Heidenzeit nicht verschmerzen konnten und die christlichen Satzungen und Ordnungen als drückende Fesseln empfanden. Bewaffnete Große brachen in die Königsburg ein; von Peters Seite riß man einen seiner Hofleute

Namens Buda, der als das mächtigste Werkzeug aller volksfeindlichen Absichten des Königs galt; man zerfleischte ihn vor des Königs Augen bei lebendigem Leibe und blendete die beiden Söhne des unglücklichen Mannes. Entsetzt ergriff Peter die Flucht, kam nach Regensburg, warf sich Heinrich zu Füßen und flehte dessen Hilfe an: dieser wurde so gerührt, daß er sich seiner anzunehmen versprach. So genoß Heinrich den hohen Triumph, nachdem er den Böhmen gedemütigt, jetzt auch den Ungarn schutzflehend vor seinem Thron zu sehen.

Inzwischen hatten sich die Ungarn, da sich unter den vielen Neffen des heil. Stephan kein Mann fand, der ihren Wünschen entsprach, von dem Geschlechte Arpads abgewandt und einen Magnaten mit Namen Ava auf den Thron erhoben, der mit dem königlichen Hause nur verschwägert war. Ava bezeichnete den Anfang seiner Regierung mit der Aufhebung aller Gesetze nnd Bestimmungen seiner Vorgänger, wie mit der Vernichtung des Einflusses, den sich seit geraumer Zeit die Fremden im Lande angemaßt hatten. Wenn er auch das Christentum nicht geradezu unterdrückte, so ließ er doch dem alten Heidentum freieren Spielraum, und die wüsten Zustände, aus denen Stephan die Magyaren erlöst hatte, drohten von neuem zurückzukehren. Ava erkannte wohl, daß die Deutschen einen solchen Verlauf der Dinge nicht ruhig mit ansehen konnten, und faßte sofort den Gedanken an einen Krieg nach dieser Seite hin. Gern hätte er jene alten Ungarnzüge furchtbaren Andenkens in Deutschland erneuert. Gegen Mitte Februar fiel er mit einem großen Heere ohne Kriegserklärung in die bayrische Ostmark ein, überrumpelte einen deutschen Heereshaufen, der sich sorglos der Faschingslust überließ, und hieb ihn vollständig zusammen. Dennoch mißtraute er seinen Kräften und kehrte mit reicher Beute und vielen Gefangenen nach Ungarn zurück. Ein andres Ungarnheer wurde am linken Donauufer von dem ritterlichen Babenberger Luitpold, dem Sohne des Markgrafen, eingeholt, der in aller Eile eine Schar gesammelt hatte. Als die von den Ungarn gefangenen Deutschen dieser Hilfe ansichtig wurden, befreiten sie sich und fielen rachedürstend über ihre Dränger her. Luitpold errang einen vollständigen Sieg. In wilder Flucht fanden die Ungarn teils in den Fluten der March ihren Tod, teils entkamen sie durch Schwimmen dem Schwerte der Deutschen.

Als Heinrich, von den Böhmen unterstützt, am linken Donauufer vorrückte, machte er glückliche Fortschritte. Zweimal wurde Ava an der Gran geschlagen, und das ganze westliche Ungarn erobert (1042). Nun wurde zwar nicht der den Magyaren verhaßte Peter, sondern ein andrer Neffe Stephans auf den Thron erhoben. Kaum aber war Heinrich abgezogen, so bemächtigte sich Ava von neuem des ganzen Reiches, erklärte sich jedoch, als Heinrich wieder mit Heeresmacht an den Grenzen erschien, zur Unterwerfung bereit und behauptete sich vorläufig dadurch im Besitz des Thrones, daß er das Land zwischen Leitha, Fischa und Donau endgültig abtrat; „massenhaft zogen nationale Elemente in den nächsten Jahren hier ein; ursprünglich als eine neue Mark organisiert, ward es später mit der alten bayrischen Ostmark, dem späteren Östreich, vereinigt. Es sind Ereignisse, die, tiefer eingreifend in die Geschicke unsres Volkes im Südosten, einen hehren Nachklang in den Donauschilderungen des Nibelungenliedes hinterlassen haben." Um aber die errungenen Vorteile dauernd zu sichern, unternahm Heinrich im Jahr 1044 einen dritten Feldzug gegen die Ungarn. An der Raab stieß er auf das Heer der Feinde. Mit feurigen Worten ermunterte er die Seinen und führte selbst das Heer gegen den Feind. Wie ein Sturmwetter warf Heinrich nieder, was ihm im Wege stand; die Ungarn flohen wie Spreu auseinander. Sei es nun, daß ein Wirbelwind

1042 1044

sich plötzlich erhob und, den Ungarn den Staub ins Gesicht fegend, den Angriff der Deutschen unterstützte, sei es, daß Verrat in Avas Reihen herrschte, wie spätere ungarische Quellen andeuten: Heinrich gewann den vollständigen Sieg fast ohne Kampf und mit geringen Verlusten. Die Ungarn, nach allen Seiten hin sich durch die Ebene zerstreuend, wurden mehrere Meilen weit verfolgt, und eine große Zahl von ihnen fiel unter dem Schwerte der Deutschen oder fand auf der Flucht den Tod in den Wellen der Raab. Auf dem Schlachtfeld schlug Heinrich ein Lager auf und feierte im Büßerhemde ein Dankfest für den herrlichen Sieg. Nach dieser Niederlage flüchtete sich Ava in die innersten Teile seines Reiches; Heinrich zog nach Stuhlweißenburg, der ungarischen Königsstadt, wo ihm Avas Gemahlin mit ihren Kindern und der ganze Schatz des Feindes in die Hände fielen. Ava wurde der königlichen Würde verlustig erklärt, und Peter wieder auf den Thron erhoben. Bald darauf wurde Ava auf der Flucht jenseit der Theiß ergriffen und auf Peters Befehl enthauptet. Seine goldene Lanze sandte Heinrich als Weihgeschenk nach Rom. Als der siegreiche König abzog, stellte er seinen Schützling unter die Obhut einer deutschen Kriegsschar. Dennoch sah er sich im nächsten Frühjahr durch Peters dringende Bitten zu einem neuen Zuge veranlaßt; in der Stadt Gran empfing ihn Peter mit großen Ehren und führte ihn nach Stuhlweißenburg. Hier übergab der Ungarnkönig dem deutschen König im Angesicht des ganzen Volkes durch Darreichung der goldenen Lanze sein Reich, ließ sich dann von Heinrich mit demselben belehnen und schwur ihm und seinen Nachfolgern den Eid der Treue. Damit war die Abhängigkeit Ungarns von Deutschland feierlich anerkannt. Doch war Peters Herrschaft von kurzer Dauer; schon im Jahr 1046 erhoben die Unzufriedenen einen Aufstand gegen Peter und seine deutschen Beschützer, indem zugleich alles Christliche mit rasender Wut verfolgt und das Heidentum wieder aufgerichtet wurde. Peter wurde in Stuhlweißenburg geblendet, verstümmelt und mit seiner Gemahlin ins Innere des Landes verstoßen, wo er noch zehn Jahre im Elend lebte. An seiner Stelle ward Andreas, der Sohn eines Neffen des h. Stephan, auf den Thron erhoben. Dieser ließ es zwar nicht an Versicherungen der Treue und Ergebenheit fehlen, war aber in der Ausübung seiner Vasallenpflicht und der Zahlung des Tributs nicht eben bereitwillig und bewies durch seine ganze Handlungsweise, daß er seine Krone von der Abhängigkeit und Zinspflicht gegen das deutsche Reich befreien wollte. In die Jahre 1050 bis 1052 fallen daher wiederholte Feldzüge Heinrichs, die aber keine Erfolge herbeiführten. Der Glaube an die Unüberwindlichkeit des deutschen Kaisers schwand und damit auch sein Ansehen bei den deutschen Fürsten in den letzten Jahren seiner Regierung.

1046

Aber während Kaiser Heinrich III. wenigstens hier im südlichen Teile der Ostgrenze des Reiches auf kräftige Abwehr der Slaven bedacht war, hat er

dagegen an der mittleren Elbe und im Norden sich um die nordslavischen und nordgermanischen Verhältnisse, die mindestens ebenso sehr seine Aufmerksamkeit erheischt hätten, gar nicht gekümmert. Es hängt das damit zusammen, daß mit dem Übergang der Krone von den Sachsen auf die Salier mehr und mehr der Schwerpunkt des Reiches nach Mittel- und Süddeutschland verlegt ward. Den fortwährenden Raubzügen der barbarischen Liutizen über die Mittelelbe war schon Konrad II. im Jahre 1033 nur matt entgegengetreten; sie erneuerten ihre Einbrüche und Brandschatzungen noch bis in die letzten Tage Heinrichs III. Gegen Norden aber hatte Konrad II., wie bemerkt, geglaubt, durch Anknüpfung freundschaftlicher Beziehungen zu dem mächtigen Kanut die Autorität des Reiches wenigstens einigermaßen aufrecht halten zu können, eine Hoffnung, die sich bald als trügerisch erwies, da nach dem Tode Kanuts (1035) bei dem Streit der Söhne um das väterliche Erbe vielmehr König Magnus von Norwegen im Jahre 1042 die Flotte der Dänen besiegte, ihr Reich sich unterwarf und eine drohende Machtstellung im Norden aufrichtete. Es war ein Glück, daß bei der Teilnahmlosigkeit Heinrichs III. diesen Verhältnissen gegenüber das erbliche Herzogtum der Billungen die Grenzwacht des Reiches übernahm; Herzog Bernhard verheiratete seinen ältesten Sohn Ordulf mit einer Schwester des Königs Magnus und nahm gemeinsam mit diesem den Kampf gegen die nördlichen Elbslaven mit solchem Erfolge wieder auf, daß die slavische Kraft an den Ostseegestaden zwischen Schlei und Oder auf lange gebrochen ward. Und nun trat neben die weltliche Thätigkeit der Billungen die Mission der bremischen Kirche. Nachdem schon Erzbischof Alebrand im Verein mit König Magnus und Herzog Bernhard eine Anzahl von Missionaren gen Nord und Nordosten entsendet, nahm die Missionsthätigkeit mit seinem Nachfolger (seit 1045) Adalbert, dem späteren Erzieher und Berater Heinrichs IV., einen um so glänzenderen Aufschwung, als Adalbert im Jahre 1047 vom Papst die erzbischöfliche Gewalt über alle Länder des Nordens erhielt und fünf Jahre später zum ständigen Vikar und Legaten des Papstes unter den nordischen Völkern ernannt ward. Aber es gelang ihm trotz aller Bemühungen nicht, für seine zukunftsreichen Absichten und Pläne die Teilnahme Heinrichs III. zu gewinnen. Der deutsche König überließ, anders wie einst Otto der Große, das sächsische Herzogtum und die bremische Mission, diese beiden Vorposten deutschen Wesens, sich selbst. „Die größten kirchlichen wie weltlichen Institutionen des Nordostens sahen sich somit gleichsam abgeschieden von wirksamem, monarchischem Einfluß; sie lernten sich für sich begreifen, sie begannen die Erschaffung einer eigenen Welt. Es sind die Anfänge jener Entfremdung des Nordens, in deren Vollendung das Reich nur noch als spezifisch mittel- und süddeutsch, schließlich als nur noch süddeutsch begriffen ward" (Lamprecht). Die Gefahr lag nahe, daß Heinrichs Nachfolger bei einem Versuch, das gelockerte Verhältnis zu den Sachsen und zu den nordischen Dingen wieder zu festigen, in erbitterte Kämpfe gerade mit diesem Stamme, der einst der Träger der Reichsgewalt gewesen, verstrickt würde.

Und schon Heinrich IV. hat die ganze Schwere dieser Gefahr bitter genug empfinden müssen.

Hat so Heinrich III. im Norden und Osten des Reiches die von seinen Vorgängern vorgezeichneten Aufgaben nicht gelöst, so hat er andrerseits die gewaltige, von seinem Vater ererbte Machtstellung auch im Innern nicht in vollem Umfange aufrecht zu erhalten vermocht. Wohl hatten, während in Frankreich die trotzigen Feudalherren in unablässigen Fehden unter einander und gegen das schwache Oberhaupt, das die Krone trug, das Königtum fast der Auflösung entgegenführten, in Deutschland vielmehr einsichtsvolle und gewaltige Könige die widerstrebenden Stammesherzöge beseitigt und die Reichseinheit an die Person des Oberhauptes geknüpft. Aber Heinrich III. hat mit nichten, wie so oft behauptet wird, die monarchische Machtfülle auf ihre höchste Höhe gebracht; die unaufhörlichen Empörungen und Aufstände, zumal der weltlichen Großen, beweisen, daß die großen Zeiten König Konrads dahin waren. Hatte dieser den Bischöfen viel von ihrer vorherigen politischen Bedeutung genommen, sie lediglich als kirchliche Beamte betrachtet und kirchliche Politik wesentlich nur in dem Sinne betrieben, die größten kirchlichen Ämter zu schwächen, so begann Heinrich III. die Bischöfe wieder mehr in den Vordergrund zu ziehen, auf den Verkauf von Bistümern gänzlich zu verzichten und, indem er meist die geistlichen Würdenträger begünstigte, die schlummernden Gegensätze zwischen Laienfürsten und kirchlichen Großen wieder zu entfesseln. Nicht zum Vorteil seiner Stellung, denn wie sich einerseits angesichts der kirchlichen Richtung des Königs das Standesbewußtsein der geistlichen Großen so sehr hob, daß im Jahre 1046 ein Abt von Dijon, den der König mit dem Erzbistum von Lyon belehnen wollte, sich weigerte, dem König den Treueid zu leisten, weil das gegen das Gebot Christi und das des heiligen Benedikt verstoße, daß in demselben Jahre deutsche Bischöfe allen Ernstes dem König das Recht bestritten, einen Bischof zu laden und zu verhören, weil das allein dem Papste gebühre: so begann sich in den Kreisen der Laienfürsten eine allgemeine Unzufriedenheit zu regen, infolge deren um dieselbe Zeit Heinrich III. den kühnen Gedanken seines Vaters, die Herzogtümer allmählich mit der Krone zu vereinigen, wieder aufgab. Vielmehr verlieh er schon 1042 in Bayern die herzogliche Würde dem Luxemburger Grafen Heinrich, belehnte (1045) den Pfalzgrafen Otto bei Rhein und nach dessen baldigem Tode den ostfränkischen Markgrafen Otto von Schweinfurt, der sich im böhmischen Kriege ausgezeichnet hatte, mit Schwaben und setzte im Jahre 1047 den alemannischen Grafen Welf zum Herzog von Kärnten und Verona ein. Freilich vermochten die kleinen Anfänge von Aufruhr der Fürsten, die sich hier und dort zu energischem Widerstand erweiterten, die königliche Gewalt zu der Zeit noch nicht zu erschüttern, aber es waren doch Risse, die in dem stolzen Bau der von Konrad II. aufgerichteten kaiserlichen Machtfülle sich zeigten. Noch fühlte sich Heinrich III. im ungeschmälerten Besitz derselben und, durchdrungen von der Hoheit und Macht des Reiches, von seiner Stellung als höchster christlicher Herrscher, faßte er den

erhabenen Gedanken, auch das von den Fehden und Parteikämpfen seiner Großen zerrüttete Frankreich der Hoheit des deutschen Reiches unterzuordnen und im Sinne Karls des Großen die Völker des christlichen Abendlandes zu einem friedlichen Zusammenleben zu vereinigen. Getragen von dieser Idee, vermählte sich der verwitwete Heinrich mit Agnes von Poitiers, der Tochter des früher erwähnten Wilhelm von Aquitanien, und trat durch diese Vermählung in neue weitere Verhältnisse ein (1043).

Die strengere Geistlichkeit sah diese Ehe wegen allzu naher Verwandtschaft nicht gern, zumal die junge Gemahlin des Königs aus einem Lande kam, in welchem neben feiner geselliger Bildung auch Leichtfertigkeit der Sitten und Hang zu sinnlichen Genüssen heimisch waren; man hegte die Befürchtung, Agnes würde am deutschen Hof die feineren Sitten ihres Landes verbreiten, es würden die üppigen Moden, die weltlichen Lüste und der ungebundene Umgang mit dem andern Geschlechte von den Ufern der Garonne über den Rhein wandern und die alte deutsche Zucht und Ehrbarkeit, den einfachen und ernsten Sinn verdrängen und dem jungen König Gefallen einflößen an Glanz und Luxus des Hoflebens, an eitelem Spiel und nichtigem Tand und am Verkehr mit schönen Frauen. Doch alle diese Besorgnisse erwiesen sich als unbegründet. Zwar herrschten im alten Aquitanien, im gesegneten Lande von Poitou und Languedoc längs den Ufern der Loire und Garonne, die schärfsten Gegensätze dicht und unvermittelt nebeneinander, eine bunte Mischung der verschiedenartigen Eigentümlichkeiten, wie sie die Natur der Stämme, die sich der Reihe nach hier niedergelassen, hervorgebracht hatte. Das leichte, frohe Wesen des Kelten, der ernste Bildungstrieb des Romanen und die ritterliche Kampfeslust des germanischen Goten hatten hier die Stätte ihrer Bethätigung gefunden. Eine Folge davon war, daß sich hier des Lebens Lust und Freude in Scherz und Spiel, in Lied und Sang entfaltete neben der ernstesten Bußfertigkeit, dem düsteren Ringen nach Erlösung und dem ewigen Seelenheil, neben der ungebändigten germanischen Waffenlust und dem fortwährenden Kriegsgetümmel. Aber Agnes, des Königs Gemahlin, hatte eine schwere Schule des Lebens durchgemacht, und, weit entfernt, sich den Freuden und Lüsten dieser Welt hinzugeben, hatte sie ihr Herz den Lehren und Ordnungen der christlichen Kirche und der strengen Sittenzucht des Klosters von Cluny eröffnet. Hatte sich König Heinrich schon von Anfang seiner Regierung an den Cluniacensern sehr geneigt gezeigt, so trat er durch seine Vermählung mit Agnes von Poitiers in noch innigere Beziehung zu den kirchlichen Bestrebungen dieser Kongregation.

Die Zustände im damaligen Frankreich waren über die Maßen schrecklich. Das wildeste Fehdewesen hatte alle Bande der Sitte, der Ordnung und des Gesetzes aufgelöst. Der Schwache und Hilflose war jeder Vergewaltigung von seiten der Mächtigeren preisgegeben; ohne Schutz und Recht zu finden, mußte es der Landmann ansehen, wie von den streitlustigen Großen seine Felder verwüstet, sein Vieh von Räubern hinweggetrieben wurde, mußte der Kaufmann es dulden, wie bewaffnete Rotten seine Waren plünderten und in ihre Schlupfwinkel abführten. Schon im zehnten Jahrhundert suchte die französische Geistlichkeit durch die Macht der Kirche der Unsicherheit und Rechtlosigkeit der öffentlichen Zustände zu wehren, indem sie Übelthäter und Räuber mit dem Bann belegte und ihnen im Leben und im Sterben den Genuß der Sakramente versagte. Eine Verschärfung des Kirchenbannes war das Interdikt, das sich auf ganze Besitzungen und Länder erstreckte und im elften Jahrhundert gegen mächtige Ruhestörer als äußerstes Schreckmittel in Anwendung gebracht wurde. Wo das Interdikt ausgesprochen war, da unterblieben alle kirchlichen Handlungen, Altäre, Bilder und Kruzifixe wurden verhüllt, und täglich um die dritte Stunde ward die Herstellung des Friedens vor allem Volke mit Bußgebeten erfleht. Die Friedensbestrebungen der französischen Geistlichkeit hatten größere Erfolge, als im dritten Jahrzehnt des elften Jahrhunderts übermäßige Regengüsse, die drei Jahre andauerten und alle Ernten verdarben, die gräßlichste Hungersnot herbeiführten. Die Not

war so entsetzlich, daß die Menschen einander selbst würgten und verzehrten und nicht einmal die Toten in ihren Gräbern verschonten. Die Verwilderung und Verstockung der Gemüter erreichte infolge des furchtbaren Notstandes den höchsten Grad. Als endlich der Regen nachließ und eine gesegnete Ernte die Herzen der Menschen mit neuen Hoffnungen und dem tröstlichen Glauben an Gottes Versöhnung erfüllte, da regte sich tiefe Zerknirschung und die Sehnsucht nach ruhigem Genusse der göttlichen Gaben. Die Geistlichen benutzten diese Stimmungen zur Erneuerung des Friedens auf Erden. Auf mehreren Kirchentagen wurden Bestimmungen festgestellt, um diesen allgemeinen Frieden zu begründen. Alle vergangenen Übelthaten sollten verziehen sein; wer aber fortan sich am Gute des Nächsten vergreifen würde, den sollte der Fluch der Kirche treffen bis über den Tod hinaus; alle heiligen Orte sollen in Ehren gehalten werden und Zufluchtsörter sein sogar für die Friedensbrecher; Geistliche, Mönche, Nonnen wurden in besonderen Schutz gestellt, die Fasttage sollten streng beobachtet werden. Als diese Bestimmungen verkündet wurden, erhoben die Bischöfe ihre Stäbe und alles Volk die Hände gen Himmel, und alle riefen: Friede! Friede! Friede! Viele Kirchenversammlungen der Provinzen bestätigten diesen Gottesfrieden. Aber es lag etwas Phantastisches und Schwärmerisches in diesem Friedensdrange, das zu neuen Störungen und Ausschreitungen führen mußte. Um die Friedensidee mit praktischem Erfolge zu verwirklichen, mußte sie auf einer gesunderen, verstandesmäßigeren Grundlage ruhen. So kam denn endlich im Jahr 1041 der eigentliche Gottesfriede (treuga oder treva Dei) zu stande, besonders durch die Bemühungen der Bischöfe von Arles und Avignon und des Abtes Odilo von Cluny. Es sollten in jeder Woche Mittwochs von Sonnenuntergang an bis zum Sonnenaufgang Montags, ferner vom Advent bis zum ersten Tage nach Epiphanias und von Septuagesimä bis zum achten Tage nach Pfingsten bei Strafe des Bannes alle Waffen ruhen. Dieser Gottesfriede übte auf das öffentliche Leben in Frankreich einen wohlthätigen Einfluß, indem er nicht allein die Gewaltthaten gegen Schwache und Wehrlose beschränkte, sondern auch das Kriegsleben des Adels ordnete und das französische Rittertum zur Entwickelung edlerer und feinerer Formen befähigte.*) 1041

Auch in Deutschland fand die Friedensbewegung, welche die damalige Menschheit ergriffen hatte, Eingang, und König Heinrich, der sich mit seiner christlich gesinnten Gemahlin der ernsten Richtung von Cluny hingab, suchte sie eifrig zu fördern. Auf einer Synode zu Konstanz im Jahr 1043 trat er am Vorabend vor Gründonnerstag mit dem Bischof vor den Altar und ermahnte mit eindringlicher Beredsamkeit zur Wahrung des Friedens, wobei er selbst allen seinen Beleidigern Verzeihung bot und die Anwesenden bestimmte, seinem Beispiel zu folgen. In demselben Sinne ließ er nach seiner Vermählung in Trier ein königliches Gebot durch das ganze Reich diesseits und jenseits der Alpen ergehen, daß jedermann den Frieden bewahren solle. Zwar bezweckten diese Friedensgebote weniger die Einführung der eigentlichen Treuga Dei, als die Aufrichtung eines allgemeinen Land- und Reichsfriedens. Doch ist schwerlich zu leugnen, daß Heinrich hierbei die frommen Bestrebungen der französischen Geistlichkeit, namentlich der Cluniacenser, vor Augen hatte. In Frankreich freilich verdankte der kirchliche Gottesfriede der Schwäche und Ohnmacht des Königtums seine Entstehung; ein Herrscher, mit der Machtfülle Heinrichs III. ausgestattet, bedurfte zur Aufrechterhaltung des Friedens keiner 1043

*) Im Königreiche Burgund begünstigte schon Konrad II. die Bestrebungen des Klosters Cluny zur Herstellung eines Gottesfriedens (1031).

kirchlichen Institution, die nur ein Notbehelf für den mangelnden Rechtsschutz seitens der weltlichen Obrigkeit war, sondern konnte sich kühn auf seine volle Königsgewalt stützen. Erst unter den zerrütteten Verhältnissen, wie sie unter seinem Nachfolger eintraten, griff man nach der eigentlichen Treuga Dei, wie sie von der Zeitströmung nun einmal getragen und gefördert wurde.

Da die Kirche, wie bereits bei der vorigen Regierung bemerkt worden, in argem Verfall lag, so begünstigte Heinrich die Reformbestrebungen der Cluniacenser, die auf Reinigung der Kirche, Erweckung christlichen Sinnes und Heiligung des Lebens abzweckten. Die weiteste Verbreitung hatte damals der Mißbrauch der Simonie erlangt. Der Name ist von jenem Simon entlehnt, welcher (Apostelgesch. VIII, 18 fg.) den Aposteln Petrus und Johannes die Gabe des heiligen Geistes für Geld abkaufen wollte. Da nun viele Geistliche ihre Stellen von weltlichen Herren für Geld erkauft hatten, so nannte man diesen Verkauf geistlicher Stellen Simonie oder Pfründenhandel. Wie die Kaiser und Könige die Bistümer und Abteien an Geistliche verliehen, die ihren Interessen dienten, wie die freiwilligen Gaben, welche alle, die bei Hofe erschienen, darbrachten, sich in hohe Geldsummen verwandelt hatten, mit denen die Bewerber die Belehnung mit Ring und Stab erkauften, so ahmten Erzbischöfe und Bischöfe dieses Beispiel nach und verliehen ebenfalls die ihnen untergebenen Stellen und Pfründen an die Meistbietenden unter den niedern Geistlichen. Die Kirche hatte längst die Sünde der Simonie mit schweren Strafen belegt, die aber, da der schamlose Handel mit geistlichen Stellen die einträglichste Geldquelle bildete, dem Übel nicht zu steuern vermochten. Unter solchen Umständen mußte die Achtung und Würde des geistlichen Standes um so mehr sinken, als sich das äußere Leben der hohen Würdenträger von dem weltlicher Vasallen durchaus nicht unterschied. Bischöfe und Äbte zogen in voller Rüstung an der Spitze ihrer Reisigen ins Feld, handhabten Speer und Schwert und zeigten mehr Empfänglichkeit für sinnliche Genüsse als für wissenschaftliche Studien. Ungeachtet der kirchlichen Verbote lebten die Priester in der Lombardei und in andern Ländern im Ehestande oder entschädigten sich, wo dies nicht der Fall war, durch Konkubinen. Alle Verbote der Kirche gegen die Simonie und Priesterehe, die nun einmal dem Zeitgeist nicht entsprach, mußten fruchtlos bleiben, so lange sich der Papst und seine nächste Umgebung allen Lastern und Verbrechen hingaben, so lange Unzucht, Raub und Totschlag die heilige Stadt zu einer Mördergrube machten. Nirgends auch wurde das Laster der Simonie unverschämter geübt als zu Rom, dem Mittelpunkte der christlichen Welt.

Da die Kirche einer durchgreifenden Reform an Haupt und Gliedern bedurfte, so begegneten sich hier des Königs Absichten mit den Bestrebungen der Cluniacenser. Heinrich, so gewaltig auch seine Machtstellung war, war nicht frei von jenem religiös-schwärmerischen Zuge, der in dem Geiste der Zeit lag; an Festtagen setzte er die Krone nicht eher auf das Haupt, als bis er zuvor gebeichtet und zur Buße seinen bloßen Rücken der Geißel seines Beichtigers dargeboten hatte; oft sah man ihn barfuß und in härenem Gewande an der Spitze seiner Heere Dankgebete verrichten. Einem König von so echt kirchlicher Gesinnung mußte der verderbliche Handel mit geistlichen Stellen als der Krebsschaden der christlichen Kirche erscheinen. Im Jahr 1044 vereinigte er alle Bischöfe seines Reiches zu einer Synode und sprach zu ihnen in folgender Weise: „Mit Betrübnis beginne ich zu euch zu reden, die ihr an Christi Stelle in der Kirche steht, welche er sich mit dem Preise seines Blutes gewonnen hat. Denn wie er selbst aus freier Güte aus dem Schoße des Vaters zu unsrer Erlösung herabgestiegen ist, so hat er auch den Seinen befohlen: „Umsonst habt ihr empfangen, umsonst gebt es auch“ (Matth. 10, 8). Aber ihr, die ihr hättet ein Segen sein sollen, seid, von Geiz und Habsucht geblendet, ein Fluch der Kirche ge-

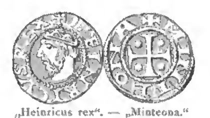
worden, da ihr, das Gebot des Herrn übertretend, Geld gebt und nehmt. Auch mein Vater, für dessen Seelenheil ich schwere Sorge trage, hat dieser verdammlichen Habsucht nur allzu sehr gefrönt." — Als nun die Bischöfe erschrocken dastanden und Absetzung fürchtend um Gnade flehten, sagte der König: „Gehet hin und suchet, was ihr auf unerlaubte Weise gewonnen habt, zu guten Zwecken zu nutzen, betet auch mit aller Inbrunst für das Seelenheil meines Vaters, damit ihr ihm Erlaß von Gott erwirket!" Darauf erließ Heinrich ein Edikt für sein ganzes Reich, daß fortan keine geistliche Würde mehr für Geld erteilt werden, und daß, wer dawider handele, seines Amtes entsetzt und in den Bann der Kirche fallen solle. Er gelobte allen mit gutem Beispiel voranzugehen. „Wie Gott mir die Krone", sagte er, „aus reinem Erbarmen unentgeltlich gegeben hat, so werde ich auch alles, was seine heilige Kirche angeht, unentgeltlich erteilen. Ich wünsche, daß ihr meinem Vorgang folgt." Und der König hielt Wort. So eigenmächtig und unumschränkt er auch die Bistümer im Reiche besetzte, so hoch er sich auch als Kaiser und König über die geistlichen Fürsten erhob, zu deren Diener und Werkzeug er bei aller Frömmigkeit sich nicht herabwürdigte, so hat er doch nie seine Hände durch den Verkauf geistlicher Würden und Ämter befleckt.

So sehr übrigens Heinrich die cluniacensische Richtung begünstigte, so sah er doch in den Mönchen dieser Kongregation, wie in ihrem ausgezeichneten Abt Odilo, nur Diener seiner höheren Absichten. Diese gipfelten aber in keinem geringeren Ziele, als in einem allmächtigen Kaisertume: das ganze christliche Abendland wollte er unter sein Scepter beugen, zu einer friedlichen Gemeinschaft vereinigen und die Reformation der Kirche durchführen. Dieses Streben, die Reiche des Abendlandes unter seine Herrschaft zu bringen, bedrohte jetzt Frankreich, das schon im Osten und Norden von den starken Armen des Reichs umschlossen war, und dessen schwaches Königtum stets der Angriffspunkt mächtiger Vasallen war. Freilich nicht durch Waffengewalt beabsichtigte Heinrich die deutsche Oberhoheit zu erreichen, kirchliche Waffen sollten zu dauernderen Erfolgen führen, als die Macht des Schwertes. Im Bunde mit Cluny, durch die stillen, friedlichen Eroberungen kirchlicher Institutionen, die er unter seinen Schutz nahm, und die, wie er sie förderte, auch wieder seinen weltbeherrschenden Ideen dienstbar wurden, wollte er die Friedensbestrebungen des französischen Klerus unter die Obhut des Reichs nehmen und so Frankreich zur Unterordnung unter das Reich zwingen. Indessen, mochte auch immer das Streben nach einer Alleinherrschaft über die abendländische Welt im Kreise von Heinrichs Ideen und in der Natur seiner Stellung begründet sein: die Völker Europas haben von jeher dem erdrückenden Gewichte einer Universalmonarchie widerstrebt, und das nationale Gefühl hatte sich seit der Zeit Karls des Großen viel zu mächtig entwickelt, als daß die Gründung eines ähnlichen Reiches im Bereich der Möglichkeit gelegen hätte.

Um sein hohes Ideal zu verwirklichen, den christlich-germanischen Gottesstaat Karls des Großen wiederherzustellen, mußte der König sein Auge auf Rom richten und die römische Kaiserkrone gewinnen. Nur als gekrönter römischer Kaiser konnte er den ersehnten Vorrang im Abendland zur Geltung bringen und eine durchgreifende Reform der Kirche ins Werk setzen. Schon längst beabsichtigte er daher einen Zug über die Alpen, aber die

Ereignisse in den östlichen Grenzmarken des Reiches, dann die Vorgänge in Lothringen verzögerten jahrelang die Ausführung seines Planes.

Kaiser Konrad hatte die beiden Herzogtümer Ober- und Niederlothringen wieder vereinigt und dem tapferen Gozelo verliehen, der dem königlichen Hause Treue und Ergebenheit bewiesen. Als dieser im Jahre 1044 starb, beging Heinrich den Mißgriff, das Herzogtum wieder zu teilen; er verlieh Oberlothringen dem älteren Sohne, Gottfried dem Bärtigen, einem Manne von Thatkraft und kriegerischem Mute, Niederlothringen dem jüngeren Sohne, Gozelo, den die Zeitgenossen „den Feigen" nannten. Durch diese Teilung fühlte sich Gottfried tief verletzt. „Er war es vor allen gewesen, der Odo von Champagne zum Falle gebracht, als er seine Hand nach der lombardischen Krone ausstreckte, er fühlte in sich die Kraft und die Fähigkeit, das ganze Land zu beherrschen und zu schützen, die seinem unkriegerischen Bruder abging." Gottfried widersetzte sich der Belehnung Gozelos mit aller Hartnäckigkeit und verlangte entschieden die volle Macht seines Vaters. Der König, wohl in der Meinung, daß eine einheitliche Gewalt an der Westgrenze des Reiches seinem kaiserlichen Regiment Gefahr bringen könne, beharrte auf seinem Vorhaben, und Gottfried, in eine dem Königshause feindliche Stellung hineingedrängt, beschloß seine Ansprüche mit den Waffen durchzusetzen. Er verband sich mit dem französischen König und einigen burgundischen Großen und drang verheerend bis an den Rhein, mußte sich aber bald dem König unterwerfen und ward wegen seines Aufruhrs auf die Feste Giebichenstein an der Saale in Haft gebracht. Als bald darauf Gozelo an einer Seuche starb, rief Gottfried des Königs Gnade an, in der Hoffnung, jetzt mit dem gesamten Lothringen belehnt zu werden. Der König verzieh ihm zwar und gab ihm Oberlothringen zurück, aber die stolze Hoffnung des Herzogs auf ganz Lothringen blieb unerfüllt, und als er sogar sehen mußte, daß Niederlothringen an Friedrich von Luxemburg verliehen ward, da sann er von neuem auf Abfall, wozu ihm Heinrichs Romfahrt eine günstige Gelegenheit zu bieten schien.



„Heinricus rex". — „Minteona."

Silberdenar von Minden mit dem Bildnisse Heinrichs III. (Porträt.)
Aus der Sammlung des Herrn Landgerichtsrat Dannenberg in Berlin.



„Heinricus D(e)i Gr(ati)a Romanor(um) Imp(e)ra(tor) Aug(ustus)."

Kaisersiegel Heinrichs III.

Von einer Urkunde im Geh. Staatsarchiv in Berlin, Couphyngin (Kaufungen) d. 17. Juli 1051. Aufgesiegelt.

Endlich konnte Heinrich daran denken, seine längst geplante Romfahrt anzutreten. Es war in der That die höchste Zeit, denn die Zustände in Italien und in Rom insbesondere waren der Art, daß sie des Königs Anwesenheit dringend verlangten. Alle christliche Zucht und Sitte im Leben und im Wandel waren im ärgsten Verfall, aller Rechtszustand war aufgehoben, die kleinen Feudalherren begingen die heillosesten Frevel. Die Pilger wurden auf dem Wege zur heiligen Stadt überfallen und geplündert, Meuchelmord machte die Straßen unsicher, und römische Adlige drangen mit gezückten Schwertern in St. Peter, um die Gaben wegzurauben, welche fromme Hände auf den Altar legten. Drei Päpste saßen auf dem Stuhl Petri, von denen nach einer alten Erzählung der lasterhafte Benedikt IX. im Lateran, Sylvester III. in Maria maggiore, Gregor VI. im Vatikan seinen Sitz aufschlug. Alle drei waren in gleicher Weise der Simonie schuldig, alle drei thaten sich gegenseitig in den Bann: das schmählichste Schisma war ausgebrochen, und in Rom selbst tobte der Bürgerkrieg. Bei dem allgemeinen Ärgernis, das die Welt ergriff, richteten sich alle Blicke auf Heinrich III., den zugleich frommen und mächtigen König, der allein dem unheilvollen Zustande ein Ende zu machen und die Kirche aus dem Abgrunde des Verfalles wieder zu erheben vermochte. Der Archidiakonus Petrus ergriff diesen Gedanken; er eilte über die Alpen an den Hof des deutschen Königs und bat ihn fußfällig, schleunigst nach Italien zu ziehen und die römische Kirche vom Verderben zu erlösen.

Heinrich, in diesem Rufe eine göttliche Mahnung erkennend, die Reform 1046 der Kirche ins Werk zu setzen, zog im Herbst 1046 mit einem deutschen Heere über den Brenner und rückte nach einem kurzen Aufenthalte in der Lombardei in den Kirchenstaat ein. Er konnte nicht zweifelhaft sein, daß nur durch die Absetzung aller drei Päpste die Reform der Kirche angebahnt werden könne. Nicht er selbst wollte über die Anklagen entscheiden, welche gegen die drei Päpste erhoben waren; eine große Synode in Sutri sollte in Gegenwart des gesamten römischen Klerus die hadernden Päpste anhören und richten. „Es war eine überaus stattliche Versammlung. Den Vorsitz führte Gregor; der König war in Person bei den Verhandlungen zugegen. Zuerst wurde über die Sache Sylvesters III. entschieden und beschlossen, daß er wegen Simonie der bischöflichen und priesterlichen Würde entkleidet werden müsse und seine Lebenstage in einem Kloster beschließen solle." Dann wurde Gregor aufgefordert, die Vorfälle bei seiner Wahl zu berichten. Er erklärte ganz ehrlich, daß er wegen Kaufes seiner Würde des römischen Bistums entsetzt werden müsse, und legte unter Zustimmung der ganzen Versammlung das Pontifikat nieder. Über Benedikt wurde zu Sutri kein Beschluß gefaßt. Von Sutri zog der König nach Rom, wo er unter dem Jubel des Klerus und Volkes empfangen wurde. Sofort trat hier in der Peterskirche eine neue Synode zusammen, auf der nun auch Benedikt in aller Form entsetzt wurde. So war denn mit der Beseitigung der drei simonistischen Päpste die Reform der Kirche vorbereitet. Die wichtigste Frage war nun, wer jetzt den Stuhl Petri einnehmen und mit dem König das große Werk durchführen solle. Und solche Ehrfurcht vor der Majestät des Königs beseelte die Versammlung, daß sie, als dieser zur Wahl eines neuen Papstes aufforderte, die Bitte aussprach, der König selbst möge der Kirche ein würdiges Oberhaupt geben. Da nahm Heinrich den deutschen Bischof Suidger von Bamberg bei der Hand und führte ihn trotz seines Widerstrebens auf den apostolischen Stuhl, und alle Stimmen erhoben sich für Suidger. „In ihm hatte die Kirche ein Haupt gewonnen, an dessen Leben auch nicht der geringste Flecken haftete, und welcher den König im Kampfe gegen die Simonie furchtlos unterstützen konnte, weil er sich selbst nie mit derselben befleckt hatte."

1046 Am Weihnachtstage 1046 wurde Suidger unter dem Namen Klemens II. zum Papst geweiht, worauf er sofort in St. Peter nach altem Brauch an Heinrich und seiner Gemahlin Agnes die feierliche Kaiserkrönung vollzog. „Die Kirche erscholl von den Lobgesängen des römischen Volkes, von den Jubelrufen der deutschen Krieger, die ihren König als Imperator begrüßten. Es geschah an derselben Stelle, an demselben Tage, an dem einst Karl der Große zum Kaiser ausgerufen war; das römisch-deutsche Kaisertum stand auf dem Höhepunkt seiner Macht und Herrlichkeit: Kirche und Staat gehorchten seinen Geboten, geistliches und weltliches Regiment lag in Heinrichs Händen." Die Römer gaben freiwillig dem Kaiser das Recht, allein über den Stuhl Petri zu verfügen, und beschlossen, kein Papst solle fortan ohne des Kaisers Willen gewählt und geweiht werden.

Klemens II. war ein frommer, stiller und wohlwollender Mann. Der Kampf gegen die Simonie lag von vornherein in der Natur seiner Stellung. Schon im Januar 1047 hielt er eine große Synode zu Rom, auf der umfassende Beschlüsse gegen die Simonie für die ganze abendländische Kirche gefaßt wurden. Wer sich des Pfründenhandels schuldig gemacht hatte, fiel in den Bann der Kirche, wer sich wissentlich von einem Simonisten hatte weihen lassen, wurde mit einer vierzigtägigen Kirchenbuße belegt. Eine neue Ordnung der Kirche begann, als ihr Oberhaupt über die Sünde der Simonie den Bannfluch verhängte. Der Umstand, daß gerade damals eine große Anzahl bedeutender Bistümer neu zu besetzen war, war geeignet, würdige Männer, die aus der nächsten Umgebung des Kaisers und in dessen Absichten eingeweiht waren, in die erledigten Stellen zu bringen.

1047

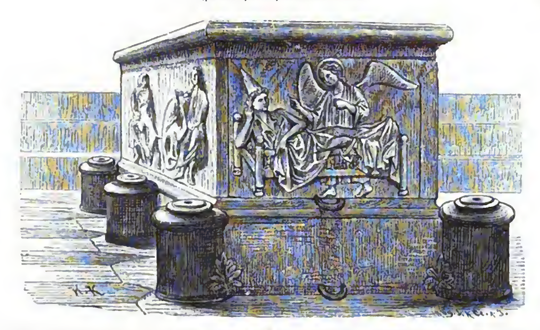
Der Tag von Sutri war der Höhepunkt in des Kaisers Leben. Nur kurze Zeit verweilte er in den römischen Gegenden. Nachdem er den größten Teil seines Heeres, da der Hauptzweck des Zuges erreicht war, entlassen, brach er in Begleitung des Papstes mit einer kleinen Streitmacht nach dem Süden der Halbinsel auf, um die Verhältnisse der langobardischen Fürstentümer und der Normannen zu ordnen. Die Normannen hatten in Gemeinschaft mit dem Mailänder Harduin und dem Grafen Rainulf von Aversa die Eroberung Apuliens unternommen und unter Anführung der tapfern Söhne Tankreds von Hauteville, Wilhelms des Eisenarmes und Drogos, glücklich ausgeführt. Als Kaiser Heinrich 1047 nach Capua kam, belehnte er den Drogo mit Apulien und nahm so Besitzungen in Anspruch, die niemals zum deutsch-römischen Reiche gehört hatten. Er gab damit zu erkennen, daß er die Eroberung der Normannen als seine eigne betrachte, und überließ deren Verteidigung den französischen Rittern. Nach Deutschland zurückgekehrt, gab er das letzte noch mit der Krone verbundene Herzogtum, Kärnten (mit der Mark Verona), an den schwäbischen Grafen Welf, denn er hielt, freilich, wie sich bald zeigen sollte, mit Unrecht, seine Macht für so fest begründet, daß er, nachdem er die Kaiserkrone wie im Fluge gewonnen, das kirchliche Schisma mit einem Schlage beendet und das Papsttum mit unauflöslichen Banden an sich gefesselt hatte, die herzogliche Gewalt nicht mehr fürchten zu dürfen glaubte.

Ungeachtet seiner glänzenden Erfolge hatte aber Kaiser Heinrich nach zwei Seiten hin schwere Kämpfe zu bestehen: im Osten mit den Magyaren, von denen bereits die Rede war, im Westen gegen Herzog Gottfried von Lothringen. Das Streben des letzteren war während des Kaisers Abwesenheit kein geringeres gewesen, als sein gesamtes väterliches Erbe wieder an sich zu bringen. Er wußte sich den Beistand des Königs Heinrich I. von Frankreich zu sichern und gewann außerdem die kräftige Unterstützung des mächtigen Grafen Dick von Holland, den der Kaiser durch unmittelbare Eingriffe und Begünstigung des Bistums Utrecht gegen sich erbittert hatte, des Grafen Balduin V. von Flandern, sowie des fehdelustigen lothringischen Adels. Wie in Heinrich die Personifikation der Kaiseridee ihre glänzendste Spitze erreichte, so bietet Gottfried das Bild der ungebrochenen Starrheit jener alten Feudalherren, die stets der Begründung des Reiches den zähesten Widerstand geleistet hatten. Ein unheilvoller Krieg entbrannte nun von den Ufern der Mosel bis an die Gestade der Nordsee, wo

Heinrich in einer Seeschlacht vom Grafen Dick völlig geschlagen wurde. Da auch zu Lande sich die kaiserlichen Truppen aus den sumpfigen, wasserreichen Gegenden zurückziehen mußten, und Balduin (von Flandern) und Gottfried sich im Felde behaupteten, so begannen nicht nur in Ungarn und Polen, in Italien und Burgund die nationalen Elemente sich mächtig zu regen, sondern auch im Herzogtum Sachsen, wo das alte Geschlecht der Billungen mit seinen Volks- und Stammesgenossen von alters her aufs innigste verwachsen war, zeigte sich eine bedenkliche Gärung der Gemüter. Mit Mißtrauen sah man hier auf die kaiserlichen Bauten, besonders auf die stolze Kaiserburg in Goslar, in der man eine feste Zwingburg argwöhnte, mit Mißtrauen auf die Erhebung Adalberts zum Erzbischof von Hamburg-Bremen, der, dem fränkischen Hause mit unverbrüchlicher Treue ergeben, sein Erzstift zu einem Patriarchat des nördlichen Deutschlands zu erweitern suchte und die lange unterbrochene Mission unter den heidnischen Völkern an der Ostsee mit neuer Thätigkeit beseelte. Unter so schwierigen Verhältnissen handelte Heinrich mit der ihm eignen Umsicht und Energie. In der richtigen Erkenntnis, daß zumal die Grafen von Flandern und Holland unbesieglich waren, so lange das Meer ihnen offen blieb, schloß er mit dem fränkischen König ein Bündnis und trat mit England und Dänemark in Verbindung, daß sie seine Unternehmungen zur See unterstützten. 1049 „Dann brach der Kaiser gegen die Empörer auf; Juni 1049. Indes, ehe er im Westen erschien, hatten ihm die Bischöfe von Lüttich, Utrecht und Metz, erbitterte Feinde der westlichen Laienfürsten, den Erfolg vorweggenommen; am 14. Januar 1049 war der holländische Graf bei Vlaardingen von ihrem Heere besiegt und erschlagen worden. Darauf stellten sich, von der Kirche gebannt*), auch Gottfried und Balduin dem Kaiser. Balduin huldigte dem Reiche; Gottfried kam in die Haft des Trierer Erzbischofs." Der Krieg war entschieden, und Oberlothringen verlieh der Kaiser noch in demselben Jahre an den elsässischen Grafen Gerhard, den Stammvater des lothringischen Hauses.

Inzwischen war Papst Klemens, der in seinem Kampfe gegen die Mißstände der Kirche rastlos fortgefahren, seiner Thätigkeit durch einen frühzeitigen 1047 Tod entrissen worden. Er starb 1047 zu Rom und wurde zu Bamberg begraben, der einzige Papst, der in Deutschland seine Ruhestätte gefunden hat. Als die Römer die Nachricht vom Tode des Papstes erhielten, ordneten sie, ihres Versprechens eingedenk, Gesandte an den Kaiser ab, mit einem Schreiben, in dem sie den Kaiser, „wie die Knechte ihren Herrn, die Kinder ihren Vater", baten, ihnen einen neuen, gottesfürchtigen Oberhirten zu schicken. Die Wahl des Kaisers fiel auf den Bischof Poppo von Brixen. Poppo hatte sich im Dienst des Kaisers eifrig bewiesen, ihn auf seiner Romfahrt begleitet und auf dem römischen Konzil sich durch Kenntnis des römischen Rechtes hervorgethan. Er nannte sich Damasus II., starb aber schon drei Wochen nach seiner Weihe 1048 (1048). Die Gesandten, welche die Todesbotschaft brachten, verlangten abermals

*) Wegen Zerstörung der Kathedrale in Verdun.



Sarkophag des deutschen Papstes Klemens II., des einzigen in Deutschland bestatteten Papstes, im Dom zu Bamberg.

Mit der Darstellung wie er von einem Engel ins Jenseits abgerufen wird. Auf den Seitenfeldern Darstellungen christlicher Tugenden. Inschrift der Deckplatte:

Rmus INCHROPATER | ET DNS. D. SVIDGERUS. A MAYENDORFF SAXO. 2. EPS | BAMB. POSTEA | SVMM: PONT: CLEM. 2dus DICT. OBIIT. ROMÆ. 10. OCTOB. AO. 1047.

D. h.: Reverendissimus in Christo pater et dominus Suidgerus a Mayendorff, Saxo, secundus Episcopus
Der hochehrwürdige Vater und Herr in Christo, Herr Suidger von Mayendorff aus Sachsen, zweiter Bischof
Bambergensis, postea summus pontifex Clemens secundus dictus. Obiit Romae 10. Octobris Anno 1047.
von Bamberg, nachher als Papst Klemens der zweite genannt, gestorben zu Rom am 10. Oktober 1047.

---

vom Kaiser die Ernennung eines neuen Papstes. Da sich jedoch, wie bereits nach dem Tode Klemens' II., das Gerücht verbreitet hatte, daß der Papst vergiftet sei, so fand sich in der Umgebung des Kaisers kein Bischof, der Verlangen gehabt hätte, die unheilvolle Tiara auf sein Haupt zu setzen. Da wandten sich die Augen des Kaisers auf Bischof Brun von Toul; auf ihn richteten sich auch die Wünsche der römischen Gesandten, welche Brun durch seine häufigen Pilgerfahrten nach Rom kannten und seinen heiligen Eifer verehrten. Trotz des heftigsten Widerstrebens mußte Brun die Insignien des Nachfolgers Petri annehmen und den Stuhl des heil. Petrus besteigen.

Er war ein kenntnisreicher, beredter Mann von strengen Sitten und gläubigem Sinn. Im Februar 1049 wurde er in der Peterskirche geweiht und wählte den Namen Leo IX. Er gewann sich bald in Rom durch ausgezeichnete Gaben allgemeine Anerkennung und Achtung; die Reform der Kirche, durch den frühen Tod seines Vorgängers gehemmt, gewann bei dem frommen und nachhaltigen Eifer des neuen Papstes frisches Leben und machte schnell wunderbare Fortschritte. „Sein ganzes Pontifikat ist ein ununterbrochenes Reisen und Wandern. Andre Päpste hatten ihre Legaten nach Deutschland, Frankreich, Burgund und Ungarn geschickt: er erscheint überall selbst, um Synoden zu halten, Kirchen zu weihen, die Reliquien der Heiligen zu erheben, neue Heilige der Verehrung der Gläubigen zu empfehlen, die Hoheit des heiligen Petrus aller Welt vor Augen zu stellen. Entweder sieht man ihn hoch zu Roß, von einem glänzenden Gefolge

1049

römischer Priester und Herren umgeben, oder man findet ihn barfuß gleich einem schlichten Pilger zum Grabe eines Heiligen wallend; bald celebriert er in allem Glanze seines höchsten Priestertums die Messe oder sitzt im Kreise hoher Kirchenfürsten als der höchste zu Rate; bald predigt er wie ein wandernder Mönch einer andächtigen Gemeinde in einem armen Kloster; bald wieder kasteit er seinen Leib mit Fasten und Büßungen."

Durch die Erhebung Leos IX. war das Papsttum mit dem Kaisertum in die innigste Verbindung gesetzt. Der Papst hing mit aufrichtiger Hingebung und Verehrung an Heinrich III.; beide höchsten Häupter der Christenheit fühlten sich durch die Gleichheit ihrer Ziele und Bestrebungen miteinander verbunden; beide huldigten der Richtung der Cluniacenser und sahen in der Reinigung der Kirche von den Lastern der Simonie und Fleischeslust die Hauptaufgabe ihres Lebens. Wie Leo durch den Beistand Heinrichs den erloschenen Glanz der päpstlichen Tiara wiederherstellte und die sittliche Hebung des Klerus zum Ziele seines heiligen Eifers machte, so förderte die Idee einer allgemeinen Kirche unter dem Primat des römischen Oberhirten auch jene andre Idee von einem christlichen Weltreiche unter der Oberhoheit des römisch-deutschen Kaisers. Freilich war Leo weit entfernt, das volle Übergewicht der Kaisergewalt über den päpstlichen Stuhl anerkennen zu wollen. Wie er schon bei seiner Erhebung erklärt hatte, die Würde nur dann annehmen zu können, falls nach den kanonischen Bestimmungen über die freie Wahl des Klerus und Volkes auch die Römer sich für seine Person aussprechen würden, so hat er, „der kluge Begründer einer großen päpstlichen Politik", alsbald begonnen, durch Anlehnung an die romanische Welt und vor allem durch die Anbahnung päpstlicher Herrschaftsansprüche in Unteritalien, das Papsttum vom Kaisertum unabhängig zu stellen. Kühn mischte er sich in die Kämpfe der Normannen, die von Apulien aus auch Kalabrien den Griechen zu entreißen suchten, eroberte selbst Benevent und zog sogar mit einem eigenen Söldnerheere gegen die Normannen zu Felde, das freilich (1052) auseinander lief, ehe es den Feinden zu Gesicht kam. Nun wußte sich Leo den Beistand Kaiser Heinrichs III. zu gewinnen, der ihm nicht nur den Besitz von Benevent und anderem Reichsgut in Italien sicherte und so in unbegreiflicher Kurzsichtigkeit einen unverjährbaren, gesetzmäßigen Anspruch auf päpstliche Herrschaft im Süden begründete, sondern Leo sogar mit einem kleinen deutschen Heere unterstützte. Freilich 1053 ward das Heer in der Schlacht von Civitate, am 18. Mai 1053, von den Normannen völlig geschlagen, der Papst selbst fiel in die Hände der Sieger. Nun behandelten die Normannenführer den Papst zwar mit größter Zuvorkommenheit: als getreue Söhne der Kirche baten sie ihn um Lösung vom Banne und führten ihn ehrenvoll nach Rom; aber gleichwohl starb Leo, wie später sein größerer Nachfolger Gregor VII., fern seinen Zielen und gebrochenen 1054 Herzens, am 19. April 1054. Aber diese Ziele wurden doch schon unter seinem Nachfolger mit noch nachdrücklicherer Unterstützung des Kaisers glänzender erreicht, als selbst Leo vielleicht zu hoffen gewagt hatte.

„Als Leo starb (1054)", sagt Giesebrecht, „waren die bedeutendsten Männer der Reformpartei, die er nach Rom gezogen hatte, gerade nicht zur Stelle. Insbesondere weilte

Hildebrand als päpstlicher Legat in Frankreich. Sterbend soll Leo demselben die Sorge für die Kirche übertragen haben, und die Anhänger der strengen Richtung schienen ihn sogar zu Leos Nachfolger ersehen zu haben. Auf die Nachricht vom Tode des Papstes kehrte er nach Rom zurück, und unstreitig lag nun die Zukunft des Papsttums vor allem in seinen Händen. Zu wie großen Dingen er berufen war, ahnte wohl damals noch niemand. Hätte Hildebrand jetzt selbst den Stuhl Petri bestiegen, so wäre seine Erhebung vielleicht der Abfall Italiens vom Kaiserreich gewesen, aber nicht minder das Ende der großen Kirchenreform, die, vom Kaiser begonnen, ohne seinen Schutz kaum durchzuführen war. Hildebrand verzichtete deshalb noch auf die ihm dargebotene Tiara und wies das römische Volk noch einmal an den Kaiser, um von ihm einen frommen Oberhirten für die christliche Kirche zu erbitten. Hildebrand selbst führte die Gesandtschaft, die mit den ausgedehntesten Vollmachten von der römischen Geistlichkeit und der Gemeinde an den kaiserlichen Hof abging. In keiner andern Absicht begab er sich nach Deutschland, als um Rom und den Stuhl Petri so eng wie möglich dem deutschen Reiche zu verbinden. Seine Blicke richtete er auf den deutschen Bischof, der im Vertrauen des Kaisers am höchsten stand, auf den Bischof Gebhard von Eichstädt. Diese Wahl läßt den Scharfblick Hildebrands im hellsten Lichte erscheinen. Gebhard stand in den besten Mannesjahren; dem Kaiser persönlich von ganzer Seele zugethan, war er doch nicht der Mann, seiner kirchlichen und persönlichen Stellung etwas zu vergeben; endlich kannte man ihn als einen politischen Kopf, der mit klarem Geiste die verwickeltsten Verhältnisse beherrschte. So war er unstreitig die geeignetste Persönlichkeit, um in den Wirren des Augenblicks Kirche und Reich eng zu verbinden und zugleich beider Zukunft in Italien zu retten. Doch erreichte Hildebrand seine Absicht nur mit großer Mühe. Weder mochte der Kaiser einen Diener entbehren, dessen er überall bedurfte und durch dessen Klugheit besonders das unruhige Bayerland in Botmäßigkeit erhalten wurde, noch hatte Gebhard selbst Neigung, den Weg nach Rom anzutreten, um die dornenvolle Tiara auf sein Haupt zu setzen. Auf einem großen Fürstentage zu Regensburg im März 1055 sah er sich genötigt, nachzugeben. Er that es mit den denkwürdigen Worten an den Kaiser: „Wohlan, so ergebe ich mich dem heil. Petrus ganz und gar mit Leib und Seele! Obwohl ich meine Unwürdigkeit zu einer so heiligen Stellung erkenne, unterwerfe ich mich doch eurem Gebote; aber nur unter der Bedingung, daß auch ihr den heil. Petrus zurückgebet, was ihm gehört!" Der Kaiser gewährte dieses Verlangen und ließ auch zu, daß zu Rom nachträglich noch eine Wahl für Gebhard stattfinden sollte, wie Ähnliches bei Leos Ernennung geschehen war. Am 13. April, am grünen Donnerstage, wurde Gebhard in der Peterskirche zum Papst geweiht und nahm als solcher den Namen Viktor II. an. Leo hatte einen würdigen Nachfolger gefunden, so verschieden auch beider Gesinnung war."

Im Frühjahre 1055 erschien der Kaiser zum zweitenmale in Italien. Im Mai hielt er eine große Versammlung der lombardischen Großen auf den roncalischen Feldern bei Piacenza und übte strenges Gericht gegen alle Übelthäter, die vor seinem Thron verklagt wurden. Insbesondere hatte Gottfried von Lothringen, des Kaisers alter Gegner, dessen Zorn zu fürchten. Als nämlich der Markgraf Bonifacius von Tuscien unter dem vergifteten Geschosse eines Mörders gefallen war (1052), bedurfte dessen Gemahlin, die lothringische Beatrix, für sich und ihre drei Kinder eines kräftigen Beistandes; sie trug kein Bedenken, als ihr Gottfried, der trotz seiner Demütigung als der tapferste Mann gefeiert ward, seine Hand anbot, dessen ritterlichen Schutz anzunehmen. Gottfried stahl sich 1054 aus der Nähe des Kaisers, eilte über die Alpen und vermählte sich mit der reichen Beatrix. Jetzt aber konnte er es sich nicht verhehlen, daß der Zug des Kaisers vor allem gegen ihn ge-

1055

richtet sei. Er schickte ihm Boten entgegen mit Versicherungen seiner Treue, aber die Antwort des Kaisers muß wenig beruhigend gewesen sein, da Gottfried bald darauf Italien verließ und zu Balduin von Flandern dem unversöhnten Feinde des Kaisers, seine Zuflucht nahm. Beatrix aber wagte nicht, diesem Beispiele zu folgen, aus Furcht, die Reichslehen ihres Sohnes und ihr eignes Allodialvermögen zu verlieren. Sie begab sich mit ihrer achtjährigen Tochter Mathilde an den kaiserlichen Hof, wo sie ihre Vermählung mit Gottfried zu rechtfertigen suchte. Aber der Kaiser, die politische Gefahr erkennend, die aus dieser Heirat für ihn entstehen konnte, machte ihr die entschiedensten Vorwürfe, daß sie ohne sein Wissen und ohne seinen Rat sich einem Feinde des Reichs vermählt habe, und nötigte sie, mit ihrer Tochter an seinem Hoflager zu bleiben. „Was den päpstlichen Stuhl betrifft, so gab der Kaiser dem Papste nicht allein alles zurück, was in früheren Zeiten Eigentum der römischen Kirche gewesen war, so daß dieser viele Bistümer und zahlreiche Burgen in seine Hand bekam, welche seit langen Zeiten den Päpsten entrissen waren, sondern er belehnte ihn auch mit dem Herzogtum Spoleto und der Mark Camerino, mit Ländern, auf welche Rom wohl schon vordem Ansprüche erhoben, die es aber niemals besessen hatte. Überdies ernannte der Kaiser Viktor II. zu seinem Statthalter in ganz Italien, als er bald darauf wegen einer Fürstenverschwörung in Deutschland über die Alpen zurückkehren mußte. Man sieht, Heinrich glaubte bei seinem unbegrenzten Vertrauen in die Treue und Ergebenheit des deutschen Papstes, die kaiserliche Macht in Italien sei nicht besser gesichert, als wenn er seinen bewährten Diener, der jetzt auf dem Stuhl Petri saß, auch mit den ausgedehntesten weltlichen Vollmachten ausstattete."

Der Zweck der Fürstenverschwörung in Deutschland, an deren Spitze des Kaisers eigner Oheim, der Bischof Gebhard von Regensburg, stand, war kein andrer, als den wegen seines strengen Regimentes den Fürsten längst verhaßten Kaiser auf dem Heimwege aus Italien zu ermorden und den wegen einer früheren Empörung abgesetzten Herzog Konrad von Bayern auf den Thron zu erheben. Gelang der Mordplan, so war die Übermacht des König- und Kaisertums gebrochen, und die Übergriffe der herzoglichen Gewalt fanden kein Hindernis mehr. Allein das abscheuliche Unternehmen zerschlug sich teils durch den unerwarteten Tod Konrads, teils durch den Verrat des schwer erkrankten Herzogs Welf. Darauf gelang es dem Kaiser, seinen Oheim unvorbereitet in Regensburg zu überfallen. Gebhard ward zu strenger Haft verurteilt und damit der Plan im Entstehen unterdrückt; auch die übrigen Teilnehmer wurden an Freiheit und Gut gestraft.

Wenn auch die drohendsten Gefahren glücklich beseitigt waren, so konnte doch der Kaiser unmöglich mit Befriedigung auf den Zustand des Reiches blicken. Überall, diesseits wie jenseits der Alpen, hatte er mit Untreue, Verrat und Auflehnung zu kämpfen gehabt, und bei aller Macht, die ihm zu Gebote stand, mußte es ihm als Unmöglichkeit erscheinen, die widerstrebenden fürstlichen Gewalten auf die Dauer im Gehorsam zu erhalten.

Daß Ungarn unbezwungen geblieben, mußte auch, wie bereits oben angedeutet, auf die Machtstellung des Kaisers im ganzen Osten nachteilig wirken. Noch schlimmer war, daß zu derselben Zeit die Kämpfe mit den Liutizen von neuem ausbrachen, deren Macht noch vor kurzem ihrem völligen Untergang entgegenzugehen schien. Die Liutizen fielen in das Heidentum zurück, ergriffen die Waffen gegen die Sachsen und stürmten gegen die Grenzen des Reiches an. Das Kriegsvolk in den Marken rückte den andringenden Feinden entgegen und lieferte ihnen eine Schlacht, deren Ausgang für die Wenden günstig war, da viele Deutsche fielen oder in Gefangenschaft gerieten. Im Westen lagen die alten Gegner Gottfried und Balduin im Kampfe mit Friedrich, dem vom Kaiser eingesetzten Herzog von Niederlothringen. Der Kaiser besorgte, daß König Heinrich von Frankreich mit seinem Schwager Balduin und Gottfried gemeinschaftliche Sache machen möchte; er wünschte deshalb eine Verständigung und verabredete mit ihm eine Zusammenkunft an den Grenzen ihrer Reiche. Der König hielt bereits die Stellung des Kaisers für so gefährdet, daß er die Auslieferung Lothringens, das, wie er behauptete, die früheren Kaiser seinem Reiche hinterlistig entrissen hätten, unter Schmähreden gegen den Kaiser verlangte. Mannhaft trat der deutsche Kaiser den Ansprüchen des Franzosen entgegen und erbot sich sein gutes Recht durch das Gottesurteil des Zweikampfes zu beweisen. Der König war aber nicht gewillt, dessen Ausgang abzuwarten und entfernte sich heimlich in der folgenden Nacht (1055). Bald darauf ergab sich Gottfried; er ging ohne Strafe aus und erhielt seine Gemahlin und Stieftochter und die tuscische Markgrafschaft zurück. Überhaupt zeigte sich der Kaiser ungewöhnlich milde und versöhnlich. Bischof Gebhard kehrte begnadigt nach Regensburg zurück, und auch andre Verschwörer erhielten Verzeihung. Eine trübe Stimmung hatte sich des Kaisers bemächtigt; immer klarer sah er ein, daß er die in früheren Jahren erstiegene Höhe nicht behaupten, die niedergehaltenen fürstlichen Gewalten nicht mehr mit straffangezogenem Zügel bändigen könne. Auch im Volke herrschte Mißmut, da eine ungünstige Ernte Teuerung und Seuchen zur Folge hatte. Um sich einer treuen Seele anvertrauen zu können, rief Heinrich den Papst Viktor II. über die Alpen nach Goslar, seiner Lieblingsstadt, die er durch herrliche Bauwerke zu einem würdigen Herrschersitz zu erheben suchte. Der Papst kam im September 1056, aber ein heftiger Platzregen vereitelte den feierlichen Empfang, welchen der Kaiser dem Oberhaupte der Kirche zugedacht hatte. Bald begab sich Heinrich, von Viktor begleitet, nach der Burg Bodfeld auf dem Harze, um nach seiner Gewohnheit der Weidlust obzuliegen. Kaum aber war er hier angelangt, als ihn eine neue schlimme Nachricht traf, die seine schon angegriffene Gesundheit vollends überwältigte. Das sächsische Heer war, nachdem es über die Elbe gegangen, von den Liutizen in der Nähe der Havelmündung eingeschlossen und vollständig vernichtet worden. Die Kunde davon warf den Kaiser auf das Krankenlager; es ergriff ihn ein heftiges Fieber. Seine Gesundheit, längst erschüttert und durch die Leiden der letzten Jahre mehr und mehr zerrüttet, war

1056

einem neuen Stoße nicht mehr gewachsen. Die Kunst der Ärzte versagte, und Heinrich selbst fühlte bald, daß seine letzte Stunde nicht mehr fern sei. Er durchschaute klar, in welchen Gefahren er das Reich seinem Knaben hinterließ, und traf deshalb Veranstaltungen für die Zukunft, bei denen er sich bemühte, auszugleichen, was auszugleichen war, und alle Feindseligkeiten beizulegen, die seine letzten Jahre beunruhigt hatten. Er ließ vom Papste und allen anwesenden Bischöfen und Fürsten noch einmal seinen Sohn Heinrich als Nachfolger anerkennen und empfahl seine Gemahlin, der nach dem Herkommen die vormundschaftliche Regierung zufallen mußte, vor allem der Unterstützung des Papstes. 1056 „Am 5. Oktober 1056 schied zu Bodfeld auf den Höhen des Harzes der Kaiser aus der Zeitlichkeit, dessen Name lange weithin durch das Abendland mit Furcht und Zittern genannt ward. Heinrich III. starb jung, nach einem thatenreichen Leben; er hatte das neununddreißigste Jahr noch nicht erreicht, aber siebzehn Jahre das Reich regiert und neun Jahre die Kaiserkrone getragen."

Für das Seelenheil des Verstorbenen ward durch zahlreiche Seelenmessen und Spenden für die Armen gesorgt. Am 28. Oktober wurde Heinrich III. in dem noch unvollendeten Dome zu Speier neben seinen Eltern beigesetzt, es war sein Geburtstag. Von Speier führte der Papst den kleinen Heinrich nach Aachen und erhob dort den jungen König unter großen Feierlichkeiten auf den Stuhl Karls des Großen. Acht Monate später folgte Viktor II. seinem kaiserlichen Freunde ins Grab.

Es war Deutschlands verhängnisvolles Geschick, daß die Reihe kraftvoller Herrscher gerade zu der Zeit unerbittlich zerrissen wurde, wo zur Vollendung eines mächtigen Einheitsstaates ein fester Wille und eine feste Hand noch längere Zeit notwendig gewesen wären. Wie die hohen Pläne Heinrichs I. und Ottos des Großen unter ihren Nachfolgern keine Fortentwickelung fanden, so ist auch die politische Schöpfung, welche Heinrich II. begonnen, Konrad II. mit klarer Einsicht und energischem Handeln weiter ausgebaut hatte, von Heinrich III. nicht vollendet worden. Freilich war Heinrichs Machtstellung, nachdem er die Ungarn besiegt und des lothringischen Aufstandes Herr geworden, im Jahre 1046 eine gewaltige und unbestrittene, im Süden gehorchten Italien, im Westen Burgund und die heutigen Niederlande dem deutschen Herrscher, im Osten waren die Slavenstaaten Böhmen und Polen und das Magyarenreich zur Huldigung und Zinspflicht bereit, und die fast unumschränkte Herrschaft über die Kirche im Verein mit der Bändigung den aufstrebenden Laiengewalten im Innern konnte als sichere Bürgschaft für die dauernde Behauptung und Vollendung dieser kaiserlichen Machtstellung gelten. Allein statt in den Wegen seines Vaters weiter zu wandeln und die staatliche Neuordnung zu vollenden, hat sich Heinrich III. vielmehr einseitig mit ganzer Seele der großen kaiserlichen Aufgabe einer universalen kirchlichen Reform zugewendet. Großes hat er hier erreicht: durch die Herrschaft des Kaisertums über den päpstlichen Stuhl, über den ersten Bischof des Reiches, schien die ottonische Politik, welche die königliche Macht auf das Bistum gegründet hatte, zum Abschluß gebracht.

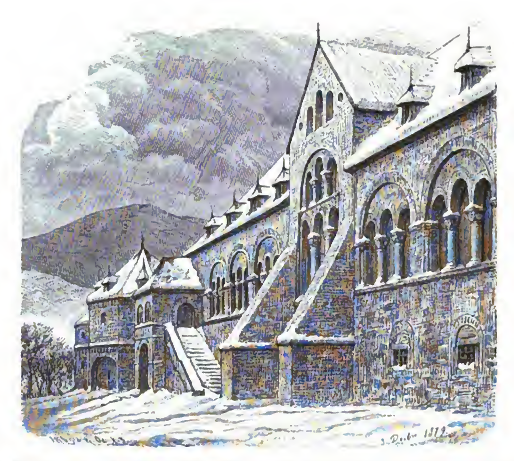
Als leitende und schirmende Macht der Kirche schien das Kaisertum auf dem Gipfel seiner Herrlichkeit angelangt, und im Hinblick hierauf meint man so häufig, in der Regierungszeit Heinrichs III. die Blüte der deutschen Kaisermacht erkennen, die Verantwortlichkeit für ihren Zusammenbruch allein der traurigen Zerrüttung unter seinem unmündigen Sohne zuschieben zu müssen. Mit Unrecht, denn wie Heinrich III. durch seine religiösen Neigungen sich schon zu bedenklichen Konzessionen gegenüber den bischöflichen Gewalten verleiten ließ und, ohne die Tragweite seiner Schritte zu übersehen, der durch Leo IX. und Victor II. inaugurierten Emanzipation des päpstlichen Stuhles Vorschub leistete, so sah er schon inmitten seiner höchsten Triumphe die Grundlage seiner universalen Stellung, die deutsche Königsherrschaft, schwanken. Weder hatte er im Verfolg der väterlichen Politik die kleinen Vasallen durch dauernde Einrichtungen an die Krone gefesselt noch die Macht des Herzogtums unschädlich gemacht, vielmehr sorglos alle drei Herzogtümer, die noch mit der Krone verbunden waren, wieder verliehen. So mußte er, zumal nach seinen Mißerfolgen gegen die Ungarn (1051 und 1052), es erleben, daß das durch sein strenges Regiment erbitterte Fürstentum sich gegen ihn auflehnte, daß seine letzten Jahre in stetem, unfruchtbarem Kampf gegen die Empörungen der weltlichen Großen vergingen. Unter diesen Umständen wog des Kaisers frühes Hinscheiden doppelt schwer: die Keime schwerer Wirren waren vorhanden, sie warteten nur des günstigen Augenblicks ihrer Entfaltung, und so war Heinrichs III. Tod das Signal, daß im Osten und Westen des Reiches der Geist nationaler Unabhängigkeit mächtiger hervortrat, daß die Fürstengewalten im Inneren übermütiger ihr Haupt erhoben, daß das Papsttum, in dem Heinrich zuletzt die festeste Stütze der kaiserlichen Macht gesehen, sich anschickte, nicht nur vom Kaisertum sich loszulösen, sondern bald sogar über dasselbe sich zu erheben.



Münze Heinrichs III., geprägt zu Mainz durch den Erzbischof Bardo. Aus einigen Exemplaren des k. Münzkabinetts zu Berlin ergänzt.

Vorderseite: gekrönter Kopf des Kaisers von vorn. Umschrift: + HEINRICVS.

Rückseite: Tempel, zwischen den Säulen und oben und innerhalb des Kreises: D / BAR / O (Bardo). Umschrift: + MOGONCIA.



Das Kaiserhaus zu Goslar, Geburtsort und Lieblingsaufenthalt Heinrichs IV., erbaut von Heinrich III. (nach andern schon von Heinrich II. angelegt), Stätte zahlreicher Reichstage.

Der hier abgebildete Teil — östliche Langseite und Ulrichskapelle — hat abgesehen von den als Stützen angefügten zwei Streben augenscheinlich nichts Wesentliches von seinem ursprünglichen Äußeren verloren, und kann als ein gutes Beispiel der edlen romanischen Kaiserbauten im nördlichen Deutschland gelten.

3. Heinrich IV., 1056—1106.

a. Heinrich bis zu seinem Kampfe mit Gregor VII.



Aus der „Vita S. Heinrici" zu Bamberg.

Als Heinrich III. gestorben war, brach für Deutschland eine schwere Zeit herein. Alle die centrifugalen Elemente, die einem starken Königtum und einer straffen Reichseinheit widerstrebten, die eigennützigen und selbstsüchtigen Großen, deren Stellung herrschergewaltige Könige bisher zur Unbedeutendheit herabzudrücken mit Erfolg bestrebt gewesen waren, glaubten jetzt ihre Zeit gekommen, da nach dem strengen Heinrich III. sein Söhnchen, ein königlicher Knabe, der noch nicht volle sechs Jahre zählte, den väterlichen Thron bestieg. Die Verwaltung des Reichs übernahm seine Mutter, die Kaiserin Agnes, mit Bewilligung der Großen. Aber wie umsichtig und verständig auch die

mit vielen herrlichen Gaben des Geistes und Gemütes ausgestattete und gebildete Kaiserin die Reichsgeschäfte besorgte und die Erziehung des jungen Königs leitete, so war sie doch von fremder Herkunft und Sitte, und ihre Zuneigung für die religiösen Anschauungen von Cluny fanden bei dem deutschen Klerus nur geringen Anklang. In dem Bewußtsein, daß sie den Stürmen der Zeit nicht überall gewachsen sei, schenkte sie in Regierungsgeschäften ihr Vertrauen dem Bischof Heinrich von Augsburg, einem Manne von stolzem, herrschsüchtigem Charakter. Diese Auszeichnung hatte längst bei mehreren Fürsten, Erzbischöfen und Großen, die sich zur Mitverwaltung des Reiches berufen glaubten, Neid und Eifersucht erregt und der Kaiserin selbst ungünstige Nachreden zugezogen. Unter den Großen, die sich durch die Erhebung des Augsburgers zurückgesetzt fühlten, waren Hanno, Erzbischof von Köln, und Siegfried, der von Mainz, die einflußreichsten, die auch andre geistliche und weltliche Fürsten für sich gewannen.

Bald erhoben Selbstsucht und Treulosigkeit ihr Haupt; hier und da begann es zu gären, und in Sachsen verlautete es von Mordanschlägen gegen das Leben des jungen Königs. Agnes mußte, um sich unter den Großen Freunde zu gewinnen, die sich nachher doch als unzuverlässig bewiesen, viel nachgeben. Der ehrgeizige Graf Rudolf von Rheinfelden trachtete nach dem Herzogtum Schwaben und erreichte sein Ziel durch eine Gewaltthat. Er entführte die elfjährige Tochter der Kaiserin aus ihrer klösterlichen Erziehung, und diese sah sich genötigt, dem Räuber die Tochter und das Herzogtum Schwaben zugleich mit der Verwaltung des Königreichs Burgund zu überlassen. Aber nun erhob Berthold von Zähringen, ein im Breisgau und in den schwäbischen Landen reichbegüterter Graf, Ansprüche auf das Herzogtum, und Agnes, um die drohende Fehde zu ersticken, gab ihm das Herzogtum Kärnten mit Verona. Da die Verhältnisse im Reiche, namentlich in den Ostländern, immer schwieriger wurden, sah sich Agnes nicht mehr im stande, das Herzogtum Bayern, das sie vier Jahre lang besessen, länger zu behaupten. Sie übertrug es daher dem Grafen Otto von Nordheim, einem tapferen und klugen Manne aus einer den Billungen verwandten Familie, deren Stammgüter in der Nähe des heutigen Göttingen lagen. Aber die Hoffnung der Kaiserin, sich in diesen Männern treue und ergebene Anhänger zu gewinnen, ging nicht in Erfüllung. Sie blieben unzuverlässig, aber die Seele aller geheimen Pläne die darauf hinausgingen, der Kaiserin alle Macht zu entwinden und diese an die Großen des Reichs zu bringen, war der bereits erwähnte Erzbischof Hanno von Köln, ein Mann von geringer Herkunft, der aber an wissenschaftlicher Bildung, an Erfahrung in Staats- und Kirchengeschäften über seine Zeitgenossen hervorragte. Von unbescholtenem Wandel, lebte er in äußerlich fast mönchischer Heiligkeit, barg aber daneben geistlichen Stolz und maßlose Herrschsucht, List und Verschlagenheit in seiner Brust. Unabläßig bemüht, die Reichtümer seines Erzstiftes zu mehren, hart und rücksichtslos, war der mächtige Kirchenfürst mehr gefürchtet als geliebt und trachtete danach, die Zügel der Regierung den

schwachen Händen der kaiserlichen Witwe zu entziehen. Er faßte daher den Entschluß, sich der Person des jungen Königs Heinrich und somit der Regierung zu bemächtigen. Zu diesem Zwecke verband er sich mit hohen geistlichen Würdenträgern, insbesondere aber mit Otto von Nordheim und dem Grafen Ekbert von Braunschweig. Auf mehreren Zusammenkünften ward die Ausführung des verbrecherischen Planes beraten.

1062 Es war um die Pfingstzeit des Jahres 1062, als der Erzbischof von Köln ein Schiff bauen ließ, reich und künstlich gearbeitet, mit Tapeten und Vorhängen, Gold und Silber, Gemälden und Schnitzwerk und mit allem, was die Neugier reizen konnte, herrlich ausgeschmückt. Auf diesem fuhren die Verschworenen den Rhein hinab zur Insel des heil. Swibert, jetzt Kaiserswert genannt, wo gerade die Kaiserin mit ihrem damals zwölfjährigen Sohne ihr Hoflager hielt, unter dem Vorwand, dem König und der hohen Frau ihren ehrerbietigen Besuch abzustatten. Nach frohem Mahle forderte Hanno den jungen König wie zur Kurzweil auf, in seinem schönen Schiffe eine Lustfahrt auf dem Rheine zu machen. Arglos stieg der Knabe mit Hanno und einigen Verschworenen ein, aber kaum hatte er es bestiegen, so stießen die Ruderer vom Ufer ab, erreichten bald die Mitte des Stromes und fuhren eiligst davon. Die Mutter wehklagte ihm nach vom Balkon, das Volk, die Räuber verwünschend, lief am Ufer nach; der König selbst, erschreckt und den Tod fürchtend, sprang in den Rhein, aber Ekbert sprang ihm nach und zog ihn mit Mühe wieder heraus. Man besänftigte ihn durch Schmeichelreden und brachte ihn nach Köln. Die Mutter bekam ihren Sohn nicht wieder; der Raub war gelungen, und Hanno berief eine Versammlung, in der beschlossen ward, daß der Erzbischof, in dessen Sprengel der König sei, die Regierung des Reiches führen sollte. Die Kaiserin zog sich bald ganz von der Welt zurück und brachte ihre Tage in frommen Übungen in Italien zu.

Durch den Wechsel der Regentschaft ward der Zustand des Reiches nicht besser. Nach außen freilich gelang es, gegen die Ungarn wieder einen Erfolg 1063 zu erringen, indem nach einem glücklichen, im Jahre 1063 unter Otto von Nordheim ausgeführten Feldzuge der Sohn des drei Jahre zuvor gestürzten Königs Andreas auf den Thron erhoben und damit die in den letzten Jahren Heinrichs III. fast verlorene Oberhoheit des Reiches hergestellt ward. Aber im Reiche selbst sprachen alle Stände mit Entrüstung über den ruchlosen Gewaltstreich des übermütigen Prälaten, der das Reichsregiment so eigenmächtig an sich gerissen habe und den jungen König in einer Art von Gefangenschaft halte, und diese Mißstimmung nahm zu, als Hanno, um seinen Anhang zu belohnen und zu stärken, geistliche und weltliche Fürsten durch Verleihung von Reichsrechten und Reichsgütern an sich zu fesseln suchte. Wahrscheinlich waren es sächsische, an der Entführung des königlichen Knaben beteiligt gewesene Laienfürsten, auf deren Betreiben Adalbert, „als Erzbischof von Bremen gleichsam der sächsische Primas", Hanno zur Seite gestellt wurde, derart, daß nun etwa seit dem Frühling 1063 beide Männer unter dem Titel von Konsuln oder Vicedomini gemeinsam das Reichsregiment führten.

Adalbert, ebenso ehrgeizig und noch stolzer als Hanno, suchte seine berühmte Metropole, von der noch immer die Mission über die Nord- und Ostsee ausging, zu einem Patriarchate des Nordens zu erheben. Die Charaktere beider Männer waren grundverschieden, und dies stellte ebenso sehr eine gemeinsame, feste Thätigkeit im Reichsregiment, wie eine harmonische Einwirkung auf die Erziehung des Königskindes in Frage. „Adalbert war ein Sproß des vornehmen Geschlechtes der Wettiner, adelsstolz bis zu den wegwerfendsten

Urteilen gegen Niedriggeborene, schön, hinreißend liebenswürdig, wenn er für sich einnehmen wollte, heiter und prachtliebend, dem Bauluxus und weltlichen Vergnügungen zugethan. Hanno stammte aus dem kleinen Hause von Steußlingen; von nie rastendem Thätigkeitsdrang in den Geschäften, pfiffigklug, von einer Energie, die früh in Selbstsucht und Habgier ausartete, besaß er als tiefste Grundlage seines Wesens ein entsetzlich jähzorniges Temperament, das nur mühsam durch die fromme Zucht geistlichen Wesens verdeckt ward. So machte ihn seine ganze Natur schon in den mittleren Mannesjahren asketischer Lebensauffassung geneigt; ganz gehörte er ihr als Greis an, und in den Jahren des Reichsregiments besaß er schon nichts mehr von dem gewinnenden Weltsinn und der holden Verschwendungssucht des Bremers." Und der Verschiedenheit ihrer Charaktere entsprach der Gegensatz der politischen Ansichten und des Verhältnisses, das beide Männer zum jungen Könige einnahmen. Während Hanno als strenger Sittenrichter die Handlungsweise des letzteren beaufsichtigte, die heftigen Triebe seiner reizbaren Natur bekämpfte und das Bestreben zeigte, die königliche Gewalt durch die Macht der geistlichen und weltlichen Fürsten zu beschränken, wirkte Adalbert, von feinen und höfischen Manieren, in einschmeichelnder Weise auf seinen Zögling ein, ließ ihm freien Willen und gestattete seinen Begierden und Leidenschaften freien Spielraum; er wußte ihm die Überzeugung einzuflößen, daß die Macht des Königs, wie zu den besten Zeiten Heinrichs III., völlig unbeschränkt sein müsse, wobei er freilich selbst als unentbehrlicher Ratgeber der Krone das Heft in den Händen zu behalten gedachte. Kein Wunder, daß sich Heinrich dem nachsichtigen Adalbert mit aller Vorliebe hingab, daß er die guten Eigenschaften Hannos unter der strengen Außenseite nicht erkannte; nur zu begreiflich aber auch, daß die ewig wechselnden Erziehungsversuche der frühesten Kindheit nicht geeignet waren, eine charaktervolle Persönlichkeit heranzubilden und die herrlichen Anlagen des reichbegabten Knaben richtig zu entfalten. Erst die harte Schule des Lebens, herber Prüfungen und Demütigungen, hat, ein tragisches Geschick, das wett gemacht, was eine verfehlte Erziehung an dem Königssohne gesündigt.

Als der junge König im Jahr 1065 zu Worms das Osterfest feierte, 1065 wurde er auf Adalberts Betreiben in Gegenwart vieler Fürsten und Herren feierlich mit dem Schwerte umgürtet und für mündig erklärt, obwohl er erst fünfzehn Jahre alt war, und damit hatte die vormundschaftliche Regierung ihr Ende. Heinrich ergriff nun die Zügel mit eigener Hand und entfernte sofort den strengen Lehrmeister Hanno, den er seit seiner Entführung in tiefster Seele haßte. Dagegen behielt Adalbert seinen Einfluß auf den König, behauptete die erste Stellung in dessen Rate und wußte bald, wie den Hannos, so auch jeden seinen Absichten entgegenwirkenden Einfluß zu verdrängen. Es war bald am Tage, daß in Wahrheit Adalbert die Reichsregierung führte und über den Willen auch des mündig gesprochenen Königs um so unumschränkter verfügte, je mehr er dessen Neigungen und Begierden die Zügel schießen ließ. Dabei ließ Adalbert seinen persönlichen Machtgelüsten zu Liebe selbst wichtige Aufgaben der Reichspolitik zurücktreten. So hintertrieb er, als im April 1065 zu Mainz von den versammelten Fürsten eine Romfahrt beschlossen war, an der auch Hanno und der mächtige Gottfried von Tuscien im Gefolge des Königs teilnehmen wollten, die Ausführung derselben nur deshalb, weil er im Zusammensein mit seinen Widersachern seinen Einfluß auf den König zu verlieren fürchtete, und hat dadurch ein gerade damals höchst nötiges Eingreifen des deutschen Königs in die italischen Verhältnisse, zumal die des Papsttums vereitelt, eine Unterlassung, deren Folgen später Heinrich IV. sehr

schwer hat empfinden müssen. Mit den sächsischen Großen war Adalbert infolge seiner Bestrebungen, die Macht und das Ansehen seines Erzstiftes zu erweitern, schon längst wieder zerfallen, aber auch die übrigen Reichsfürsten, so beiseite geschoben, sahen mit Besorgnis auf das, was ihnen drohte. Als nun endlich Adalbert die Gunst des Königs soweit ausbeutete, daß er bei demselben, zur Aufbesserung seiner tief zerrütteten Finanzen, die Einverleibung der fetten Reichsabteien Korvey und Lorsch in sein Bistum durchzusetzen wußte, dabei aber von seiten der Dienstmannen jener Abteien offenen Widerstand fand, steigerte das natürlich nicht wenig den allgemeinen Haß gegen den königlichen Günstling, der zu Bremen einen üppigen Hof hielt, die Einkünfte seiner Besitzungen in kostspieligen Bauten erschöpfte, seine Unterthanen mit mit Steuern drückte und, wie man klagte, in das Herz des jungen Monarchen das Gift der Menschenverachtung gieße. So vereinigten sich denn unter der Leitung des Erzbischofs Siegfried von Mainz die mächtigsten geistlichen und 1066 weltlichen Fürsten zu Adalberts Sturz. Auf dem Reichstage zu Tribur 1066 stellten die Häupter der Verschwörung, Siegfried und Hanno, Otto von Nordheim und Rudolf von Schwaben, an den König die Forderung, entweder den Erzbischof vom Hof und von den Reichsgeschäften zu entfernen oder der Krone zu entsagen. Da mußte sich Heinrich fügen und den Günstling entlassen, der kaum dem Hasse seiner Feinde entging, die sich in seine Besitzungen teilten.

Die Verwaltung ging wieder auf die verschworenen Fürsten, am meisten auf Hanno von Köln über, und es folgte nun ein dreijähriges Fürstenregiment, das für die Macht des Königtums und die Ehre des Reiches gleich verderblich war. Alle suchten aus den verwirrten Verhältnissen ihren persönlichen Vorteil zu ziehen ohne Rücksicht auf die Wohlfahrt des Reiches.

Heinrich, ein Jüngling von geselliger Natur und ritterlichem Wesen, der gern mit jugendlichen Genossen ein freies Jagd- und Waffenleben führte, sah sich nun wieder gleichsam aufs neue unter Vormundschaft gestellt und wie ein Gefangener behandelt. Er trug Krone und Scepter, aber die Leitung der Reichsangelegenheiten lag in den Händen eines Hanno oder Otto von Nordheim, gegen die er unauslöschlichen Haß in seiner Seele trug. Die Erfahrung, daß sogar die Häupter der Kirche mit schamloser Habgier der Befriedigung ihrer Herrschaft frönten, mußte seine Begriffe von Recht und Religion verwirren, „und die Kränkungen, die er seit dem Tage von Tribur über sich ergehen lassen mußte, erfüllten sein Herz mit Bitterkeit und erstickten die edlen Gefühle der Treue, Großmut und Hingebung, um statt ihrer Mißtrauen, Verstellung und Rachsucht zu erzeugen.“ Mit Ingrimm ertrug er den ihm von den Fürsten auferlegten Zwang. So mußte er sich auch darein ergeben, als ihn der Fürstentag, um seinen zahlreichen Liebschaften und dem Einfluß verführerischer Frauen ein Ende zu machen, nötigte, sich mit Bertha von Susa (Savoyen), der ihm von Jugend auf verlobten Braut, zu vermählen. Aber so sittsam und tugendreich auch die jugendliche Braut war, so unwandelbar treu sie ihrem Gatten auch ergeben blieb, Heinrich vermochte ihr nicht sein

Herz zu schenken und wandte sich von ihr ab. Wohl mag er sich damals, im Unmut über die ihm aufgedrungene Heirat, mancherlei Ausschweifungen ergeben haben, um so mehr, als man ihn von dem Ernst der Regierungsgeschäfte fernhielt, aber ebenso gewiß ist es, daß der verleumderische Mund seiner zahlreichen Feinde, der in den meisten der damaligen Geschichtschreiber ein allzu bereitwilliges Echo gefunden hat, gerade diese Verirrungen des jugendlichen Herrschers ins Ungemessene aufgebauscht hat. Im Reiche aber erlahmten infolge des schlaffen Regiments Sitte und Zucht, Gesetz und Obrigkeit immer mehr, und Frevel und Gewaltthat traten in den Vordergrund, so daß Rechtlosigkeit und Anarchie immer mehr zur Tagesordnung wurden.

Mit dem Jahre 1069 begann Heinrich sich von der Bevormundung dieses Fürstenregiments zu emanzipieren; der deutliche Beweis, daß er gesonnen war, sich jetzt auf eigene Füße zu stellen und andre Wege der Politik einzuschlagen, war ,die in demselben Jahre erfolgende Rückkehr Adalberts an seinen Hof. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß gerade dieser, erfüllt von Rachedurst gegen die sächsischen Großen, die ihn gestürzt und seine hochfliegenden Pläne betreffs seines Bistums vereitelt hatten, des jungen Königs Augenmerk auf die sächsischen Verhältnisse richtete, die auf dem besten Wege waren, eine für die Einheit des Reiches bedrohliche Wendung zu nehmen. Aber es wäre ungereimt, wenn man, den parteiisch gefärbten Berichten sächsisch gesinnter Geschichtschreiber folgend, annehmen wollte, lediglich der dem König von Jugend auf eingeimpfte Haß gegen die Sachsen sei die Triebfeder der Maßnahmen gewesen, die er hier getroffen hat. Dem klaren Blick des nunmehr neunzehnjährigen und über seine Jahre gereiften Heinrich konnte es nicht entgehen, daß gerade die Sachsen die Erinnerung an ihre einstige Kaiserherrlichkeit nicht vergessen konnten und mit Neid und Mißtrauen auf das fränkische Herrschergeschlecht blickten. Wir haben gesehen, wie in demselben Maße, in welchem infolge der Sorglosigkeit Heinrichs III. die Reichspolitik von den nordöstlichen Grenzen sich zurückzog, auch der Trieb nach einer Sonderstellung im, wenn nicht gar Loslösung vom Reiche gerade in Sachsen mächtiger ward. Erst in den letzten Jahren seiner Regierung hatte Heinrich III. diese Gefahr erkannt und, um durch den unmittelbaren Einfluß des königlichen Hofes die Sachsen wieder an die Krone zu fesseln, den Sitz meist nach der wahrscheinlich von ihm erbauten königlichen Pfalz zu Goslar verlegt. Heinrich IV. folgte ihm in dieser Politik, und voll Unmuts zu sehen, wie wenig gerade hier während der Vormundschaftsregierung von dem Rechte, dem Gute und der Macht seiner Vorfahren übriggeblieben, war er fest entschlossen, das Verlorene wieder zu gewinnen und mit der eisernen Willenskraft seiner Väter zu behaupten. Er hielt seinen glänzenden Hof fast ständig zu Goslar, das er bedeutend verschönerte, und legte bald unfern der Stadt die feste Harzburg an, die demnächst sein Lieblingsaufenthalt ward. „Allein die Sachsen bemerkten all diesen Glanz weniger, als die für sie damit, wie mit jedem Aufenthalt des königlichen Hofes, verknüpften Lasten; der König blieb ihnen fremd. Und als Heinrich gar auf den Vorbergen des Harzes

1069

und des Thüringerlandes noch mehrere Burgen zu bauen begann, entsprechend dem regen Eifer seiner Zeit für Burgenbau überhaupt, da ward der mit diesen Bauten verbundene Frondienst, die Einquartierung königlicher Dienstmannen, die Einordnung der neuen, fremden Elemente überhaupt Anlaß unmittelbarer Beunruhigung. Mißtrauisch wie man war, raunte man sich dunkle Geheimnisse zu über Pläne des Königs zur Benachteiligung der Freien, zur Unterdrückung der Großen, zur Knechtung des ganzen berühmten Sachsenstammes." Und dieses Mißtrauen fand weitere Nahrung, als der König, wozu er doch durchaus befugt war, zu Unrecht abhanden gekommenes Reichsgut zurückforderte, als er im Königsgericht auch auf sächsischen Boden das herkömmliche Beweisverfahren durch die sonst gebräuchliche Inquisition seitens Kundiger ersetzte; in allen diesen und anderen Maßnahmen sah das mißtrauische Volk nur unerhörte Belastung, gewaltsame Konfiskationen, Rechtsbruch, glaubte die teure, „von den Vätern ererbte Freiheit" (patria libertas) und „die Rechte der Vorfahren" (iura maiorum) von seiten eines haßerfüllten Königs mit Füßen getreten. Und während so in breiten Schichten des Volkes eine gärende Unzufriedenheit sich regte, fühlten sich die hohen sächsischen Adligen, die, weil der König unter ihnen Hof hielt, sich auch zur Teilnahme am Reichsregiment berufen glaubten, erst recht dadurch zurückgesetzt, daß Heinrich sein ganzes Vertrauen einer Reihe von freien Herren aus fränkischen und schwäbischen Rittergeschlechtern und hervorragenden Dienstmannen (Ministerialen), über welche doch damals der hohe Adel sich weit erhaben dünkte, schenkte und unter Beseitigung des fürstlichen Einflusses allein nach ihrem Rat auch die verantwortlichsten Reichsgeschäfte erledigte. Bald empfanden nicht allein die sächsischen Fürsten so; auch die übrigen Großen des Reiches, die nach altem Herkommen den Königen in der Leitung der Reichsregierung zur Seite gestanden, sahen sich mit Erbitterung nicht nur vom Hofe verdrängt, sondern bald auch in steter Besorgnis vor einem Angriffe auf ihre Stellung. Immer mehr wurde es klar, daß Heinrich IV. fest entschlossen war, den rebellischen Geist der großen Vasallen mit eiserner Faust niederzuhalten und die monarchische Gewalt, die in der Zeit seiner Minderjährigkeit so tief gesunken war, im Sinne seines Vaters und Großvaters wieder empor zu richten. Zuerst sollte Otto von Nordheim diese Gesinnung des jungen Königs verspüren. Otto von Nordheim, wie oben erwähnt von Agnes mit dem Herzogtum Bayern belehnt, hatte die Wohlthaten, mit denen ihn diese für das Kaiserhaus zu gewinnen gesucht, mit Undank belohnt und seit dem Tage von Königswert stets zu den Feinden des Königs gehört; von seinem Ergeiz und Unternehmungsgeist hatte Heinrich alles zu fürchten. Es fiel den zahlreichen Gegnern Ottos nicht schwer, Heinrichs Seele mit dem Verdachte zu erfüllen, als gehe der Herzog mit dem Plane um, Heinrich aus dem Wege zu räumen und sich selbst der Herrschaft zu bemächtigen. Da geschah es, daß ein Ritter Namens Egino auftrat, ein Mann von schlechtem Rufe, und den Herzog Otto von Bayern beschuldigte, daß er ihn zur Ermordung des Königs habe dingen wollen. Auf einem

Fürstentage zu Mainz wiederholte er in Ottos Gegenwart die Anklage und erbot sich, als dieser leugnete und den Kläger nie gesehen zu haben behauptete, zum gerichtlichen Zweikampfe, um die Wahrheit seiner Aussage zu beweisen. Dem Herzog wurde eine Frist von sechs Wochen bestimmt, vor deren Ablauf er sich in Goslar stellen und durch ein Gottesurteil seine Unschuld darthun sollte. Otto erschien innerhalb der bestimmten Zeit in der Nähe von Goslar, verlangte aber sicheres Geleit; würde ihm dieses bewilligt, so wolle er sich jeder von den Fürsten bestimmten Gerichtshandlung unterwerfen. Heinrich ging darauf nicht ein, da bereits auf Entscheidung durch Zweikampf erkannt sei. Als nun der Herzog nach Verlauf der Frist sich nicht gestellt hatte, wurde er auf einem Fürstentag des Hochverrats für schuldig erkannt, seines Herzogtums entsetzt und in die Reichsacht erklärt (1070). Nun fielen seine zahlreichen [1070] Feinde über seine Besitzungen her und verwüsteten sie furchtbar. Der König beteiligte sich sogar selbst an der Vollziehung der Ächtung, das Herzogtum Bayern aber verlieh er dem jungen *Welf*,*) dem Sohne des Markgrafen Azzo von Este, einem ebenso tapferen als treulosen Fürsten, der als Schwiegersohn Ottos erst auf dessen Seite gestanden, dann aber in der Hoffnung auf das Herzogtum seines Schwiegervaters sein Verhältnis mit diesem gelöst hatte. Otto führte eine Zeitlang Krieg gegen Heinrich, ergab sich aber (1071) mit [1071] seinem Freunde und Bundesgenossen *Magnus*, dem Sohne des Sachsenherzogs Ordulf, dem Könige, der beide gefangennehmen ließ.

Das schroffe Vorgehen gegen Otto von Nordheim aber schien nur die Einleitung zu dem leidenschaftlichen und *rücksichtslosen Kampfe* zu sein, den Heinrich aufnahm, um *die allzugroße Selbständigkeit der verhaßten Reichsfürsten zu brechen.* Bald wurde auch Herzog Rudolf von Schwaben, Heinrichs Schwager, vom Könige, der seine Teilnahme an der Verschwörung von Tribur nicht vergessen konnte, mit offenbarem Mißtrauen behandelt, ja sogar zur Verantwortung an den Hof geladen. Aber gewitzigt durch das Beispiel Ottos von Nordheim, leistete er der Aufforderung keine Folge und mied die Nähe des leidenschaftlichen Königs. Erst dem Einfluß der Kaiserin Agnes, die aus der Stille der klösterlichen Zelle mit einem großem Gefolge nach Deutschland hinüberkam, gelang es, auf einer Zusammenkunft in Worms eine Versöhnung zu bewirken, die indessen nur von kurzer Dauer war. Bald verband sich Berthold von Zähringen mit Rudolf zu gegenseitigem Beistande, wurde aber von Heinrich des Herzogtums Kärnten, das ihm einst Agnes verliehen, entsetzt, ja selbst der eben erst erhobene Welf sah bald, wie die übrigen Reichsfürsten, in der Sache Rudolfs die eigene: ein allgemeines Mißtrauen der Fürsten gegen den König, der ihren Einfluß zu beseitigen trachte, blieb bestehen trotz aller Beilegung der Zwistigkeiten. Am schlimmsten aber war die Unzufriedenheit, wie gesagt, in Sachsen, wo sie nicht nur aus dem fortgesetzten Burgenbau

*) Der Mannesstamm der Welfen war in Deutschland mit Welf III., Herzog von Kärnten, im Jahre 1055 erloschen; dessen Schwester Kunigunde war mit dem Markgrafen Azzo von Este vermählt, und ihr Sohn Welf setzte nun das welfische Haus in Deutschland fort.

und den Ausschreitungen der königlichen Dienstmannen, sondern auch aus dem Unmut über die gänzlich unbefriedigenden Verhältnisse an den Grenzen neue Nahrung zog. Denn schon im Jahre 1066 hatten sich die Wenden östlich der Elbe, die Lähmung der sächsischen Widerstandskraft infolge des Zwistes zwischen dem Bremer Erzbischof und dem sächsischen Herzog klug benutzend, in furchtbarem Aufstande erhoben, die christlichen Einrichtungen zerstört, die deutschfreundliche Herrschaft des Fürsten Gottschalk vernichtet und waren, nachdem auch Hamburg ihrer Wut zum Opfer gefallen, bis an die Grenze selbst vorgedrungen. Vergebens hatten die Sachsen und auch der König selbst seit dem Jahre 1069 in wiederholten Rachezügen die Slaven zu strafen versucht: „die deutsche Herrschaft jenseits der Elbe war verloren, die sächsische Grenze blieb offen und ungedeckt.“ Es waren die letzten trüben Erfahrungen Adalberts von Bremen, der noch vor seinem im Jahre 1072 erfolgenden Tode alle seine stolzen Pläne scheitern sehen mußte. Nun starb Ende März desselben Jahres der alte Herzog Ordulf, und es konnte die Stimmung der Sachsen nicht bessern, daß Heinrich, während er Otto von Nordheim und die übrigen schuldigen Großen ihrer Haft entließ, allein Magnus, den Erben des seit mehr als hundert Jahren im Besitz der Billungen befindlichen Herzogtums, noch immer gefangen hielt und erklärte, ihn nur entlassen zu wollen, wenn er besondere Bürgschaften seiner Treue gegeben hätte. Kein Wunder, daß die Sachsen befürchteten, Heinrich wolle die Herzogswürde nicht wieder besetzen, sondern das Land für sich selbst behalten, zumal nachdem der König das Angebot Ottos von Nordheim, der mit seiner Person und ganzem Besitz für die Treue des Freundes bürgen wollte, zurückgewiesen hatte. Ein Bündnis Heinrichs mit dem Dänenkönig steigerte noch den Argwohn und das Mißtrauen der Sachsen, der eben erst versöhnte Otto von Nordheim war tödlich beleidigt: aber Heinrich ließ sich nicht irre machen in dem Entschluß, das nationale Stammesbewußtsein in Sachsen zu brechen, um sein Ziel, Herstellung der Reichseinheit und Kaisermacht, zu erreichen, und da die Interessen der geistlichen und weltlichen Fürsten diesem Ziele gerade entgegen waren, so folgte er den Eingebungen seiner leidenschaftlichen Natur und vertraute noch ausschließlicher als bisher seiner, wie schon bemerkt, aus fränkisch-schwäbischen Rittern und Ministerialen zusammengesetzten Umgebung, deren Einfluß wegen ihrer für untergeordnet angesehenen gesellschaftlichen Stellung allen Fürsten, wegen der Stammesverschiedenheit den sächsischen Fürsten noch ganz besonders ein Dorn im Auge war. Auch der alte Hanno, der nach dem Tode Adalberts zur Leitung der Reichsgeschäfte an den Hof zurückgekehrt war, vermochte diesen „Räten“ des Königs gegenüber nichts und zog sich bald verstimmt wieder in sein Kloster zurück. Dagegen wußte sich der schlaue Erzbischof Siegfried von Mainz auf eigenartige Weise in des Königs Gunst zu setzen. Dieser Prälat lag schon seit Jahren mit den Thüringern in Streit, die seit der Zeit des Bonifacius dem Erzstift Mainz zugeteilt waren, sich aber entschieden weigerten, den Zehnten an das Erzstift zu entrichten, und diesen auch seit einem Jahr-

hundert nicht entrichtet hatten. Siegfried trat nun mit der Forderung auf, daß die Thüringer seinem erzbischöflichen Stuhle zinsen sollten. Lange konnte er damit nicht durchdringen, bis sich ihm eine unerwartete Aussicht öffnete. Heinrich, den die Fürsten zu seiner Ehe mit Bertha von Susa genötigt, trug den Zwang dieses Ehebündnisses mit Unwillen und hegte keinen sehnlicheren Wunsch, als von dem verhaßten Joche erlöst zu sein. Er trat daher schon im Jahr 1069 mit dem Erzbischof von Mainz behufs einer Ehescheidung in Unterhandlungen. Anfangs widerstand dieser. Als ihm aber der König das Versprechen gab, die Thüringer nötigenfalls mit Waffengewalt zur Entrichtung des Zehnten zwingen zu wollen, ging er auf dessen Wünsche ein. Aber der Papst legte durch einen Gesandten, den er mit scharfen Aufträgen nach Deutschland sandte, den stärksten Protest ein und drohte mit schweren Kirchenstrafen sowohl gegen den Erzbischof als gegen den König. So unterblieb denn die Scheidung; Heinrich nahm seine Gemahlin, die ihm das Schicksal zum zweitenmal als Lebensgefährtin zuführte, in Goslar freundlich auf und gab ihr, da er ihre Tugenden und aufopfernde Liebe immer mehr kennen und schätzen lernte, alle Rechte einer Ehefrau. Der thüringische Zehntenstreit war damit vorläufig in den Hintergrund getreten, jetzt aber wußte es Heinrich durchzusetzen, daß auf einer Synode zu Erfurt (März 1073) dem Erzstift Mainz der Zehnte von Thüringen zugesprochen wurde, und drohte, die Widerspenstigen mit Waffengewalt zu ihrer Pflicht zu zwingen. Für Heinrich hatte aber die Sache die schlimme Folge, daß er durch sein Verfahren die Thüringer in das Heerlager seiner Feinde trieb und die Zahl der letzteren vermehrte. So hatte sich denn im Norden Deutschlands ein reicher Zündstoff aufgehäuft, aus dem bald die Flamme des offenen Aufruhrs und Krieges hervorbrach. 1073

Die tiefere Ursache desselben lag offenbar in der Frage, die zur Entscheidung drängte, ob die Macht des Königs oder die der aristokratischen Gewalten in Deutschland zur Herrschaft gelangen, ob Einheit oder Zersplitterung den künftigen Zustand des Reiches bilden sollte. Dabei ist es aber bei der Parteilichkeit und Leidenschaftlichkeit der Geschichtschreiber jener Zeit sehr schwer, Schuld und Unschuld auf jeder Seite mit gerechter Wage abzumessen. Jedenfalls ist es sehr fraglich, ob Heinrich wirklich, wie ihm nachgesagt wurde, ein Regiment der Willkür und Tyrannei geführt, ob er in der That die Herzogswürde in Sachsen habe aufheben und die Edlen ihrer Freiheit habe berauben wollen, u. dgl. m. So viel aber ist gewiß, daß die Aufregung sich über das ganze sächsische Volk erstreckte. Die Fürsten sahen mit Ingrimm die Burgen auf ihren Besitzungen, der Adel fürchtete, der König möchte sie als Dienstmannen behandeln, die freie Bauernschaft besorgte, in das Verhältnis der Leibeigenschaft herabgedrückt zu werden, kurz, die Unzufriedenheit war allgemein. Diese Unzufriedenheit wurde noch gesteigert durch böswillige Einflüsterungen und listiges Zureden seitens der Häupter der Mißvergnügten, die sich in ihren Interessen gekränkt fühlten: man nannte Heinrich einen Tyrannen, aber er war ein Tyrann, der für sein ererbtes Recht, für Deutschlands Einheit und Macht auf dem Kampfplatze stand.

In den umfassenden Rüstungen, welche der König um Pfingsten 1073 zu einem Kriege gegen den Polenherzog veranstaltete, der das böhmische Land verheert hatte, erkannten die Sachsen die Vorbereitungen zu ihrer gänzlichen Unterwerfung. Unter dem Vorwande, dem König Heeresfolge zu leisten, be- 1073

nutzten die geistlichen und weltlichen Fürsten die Gelegenheit, ihr Kriegsvolk um sich zu sammeln. Sie begaben sich nach Goslar, wohin sie der König entboten, um über den polnischen Feldzug mit ihnen zu verhandeln. Aber gerade damals scheint ihm die Kunde geworden zu sein, daß die Verschwörung der Fürsten zum Ausbruch reif war. Vergeblich harrten die in der Pfalz zu Goslar zahlreich versammelten Fürsten seiner Ankunft: er erschien nicht in ihrer Mitte, erst beim Einbruch der Nacht erfuhren sie von einem Höflinge, der König habe die Pfalz durch eine Hinterthür verlassen und sei eilig nach der Harzburg geritten. Ohne Zweifel hatte er einer neuen ihm drohenden Demütigung aus dem Wege gehen wollen. Die Fürsten gerieten in die größte Wut, und noch in der Nacht hielten sie in einer Kirche eine geheime Versammlung, in der sie eine große Tagfahrt für das ganze Sachsenvolk verabredeten, um die nötigen Maßregeln zu besprechen, die sächsische Freiheit gegen den König zu verteidigen. An dem anberaumten Tage, wahrscheinlich zu Wormsleben am süßen See bei Eisleben, erschienen die Fürsten, und von nah und fern strömten die sächsischen Bauern zur Versammlung. Otto von Nordheim, auch hier wieder der erste unter den Führern, übernahm es, den Zweck derselben darzulegen.

Von einer Anhöhe herab redete er zu der Menge und erinnerte sie an das bereits erlittene und noch bevorstehende Elend. „Ihr habt ertragen müssen, daß eure Habe in die Burgen geschleppt wurde, eure Frauen und Töchter Schmach litten, daß man eure Knechte zu Frondiensten zwang und selbst euern freien Schultern schimpfliche Lasten auferlegte. Und noch Schlimmeres steht euch bevor. Hat der König erst Burgen genug erbaut, so wird er eure Güter an Fremdlinge vergeben und euch nötigen, ihnen als Knechte zu dienen. Wollt ihr das dulden? Darum stehet auf und erhaltet euern Kindern das Erbe der Väter. Selbst der Eid der Treue bindet euch nicht, ihr habt ihn dem Könige, aber nicht einem Tyrannen geschworen! Damit aber nichts in Übereilung geschehe, bringe ein jeder seine besonderen Beschwerden gegen den König vor, und die Gesamtheit mag entscheiden, ob Grund genug vorhanden ist, die Waffen gegen ihn zu ergreifen." Da traten zwei Brüder auf mit der Klage, daß sie von Heinrich in ihrer Freiheit und in ihrem Eigentum verletzt seien. Ihre Beschwerden entflammten die Leidenschaften der Menge. Verlust der Freiheit und des Eigentums, das eben war es, was die Bauern fürchteten; und jede ähnliche Klage goß Öl ins Feuer. Einmütig beschloß die Menge, die Waffen gegen den König zu erheben; Fürsten und Bauern gelobten sich gegenseitig Beistand zur Verteidigung der alten Freiheiten und Rechte. Gegen 60,000 Sachsen sollen sich in dieser Weise eidlich zum Widerstand gegen den König verpflichtet haben.

Heinrich verweilte auf der Harzburg und sah von hier aus die Wogen der Empörung immer höher fluten. Schon hatte er Kunde erhalten, daß Graf Hermann, des verhafteten Magnus Oheim, sich der Feste Lüneburg bemächtigt und die königliche Besatzung zu Gefangenen gemacht habe, als eine Gesandtschaft der Sachsen vor ihm mit der Forderung erschien, die Burgen in Sachsen zu räumen, seine Günstlinge und schlechten Ratgeber zu entfernen und statt ihrer die Reichsfürsten zu den Regierungsgeschäften heranzuziehen, endlich den Herzog Magnus aus der Haft zu entlassen. Heinrich konnte sich zu diesem Schritte nicht entschließen. Durch die Befreiung des Herzogs hätte er dem Aufstand erst den geeignetsten und mächtigsten Führer gegeben und auf einen

seit Jahren mit großer Festigkeit verfolgten Plan, Hebung des königlichen Ansehens und der monarchischen Gewalt, auf lange Zeit, wo nicht auf immer, verzichten müssen. In seiner bedrohten Lage suchte er durch Unterhandlungen die Sachsen hinzuhalten, um so mehr, da er hoffen durfte, in wenigen Wochen an der Spitze eines großen, im Süden sich bildenden Heeres zu stehen. Er schickte daher den Herzog Berthold von Kärnten, den Bischof Friedrich von Münster und seinen Kaplan Siegfried ins feindliche Lager. Sie meldeten den Sachsen, der König sei über ihren Aufstand erstaunt, da er sich keines Vergehens gegen sie bewußt sei, sie sollten die Waffen niederlegen und ihre Beschwerden dem Rate der Reichsfürsten vortragen. Aber Otto von Nordheim bestand im Namen der Sachsen auf seinen Forderungen und weigerte sich, ihre eignen Angelegenheiten dem Urteile der andern deutschen Fürsten zu unterwerfen. Der König konnte es trotz seiner gefahrvollen Lage nicht über sich gewinnen, die Forderungen der Sachsen zu bewilligen, und beschloß, sich durch die Flucht der Gewalt seiner Gegner zu entziehen.

1073 In der Nacht vom 8. zum 9. August 1073 brach er auf, begleitet von Herzog Berthold, zwei Bischöfen und einigen andern Vertrauten. Ein ortskundiger Jäger führte den kleinen Zug durch die dichten, meilenweit ausgedehnten Waldungen, in denen der König in glücklicheren Tagen so oft der Weidlust obgelegen. Hier schlossen sich ergebene Anhänger an Heinrich an, und am folgenden Tage ritt der Zug in die Abtei Hersfeld ein. Heinrichs stolze Seele empfand tief die Schmach dieser Flucht, aber er hoffte, sie durch Aufbietung des Reichsheeres gegen die Sachsen schnell in Vergessenheit bringen zu können. Doch die Sachsen erfuhren zu bald die Entfernung des Königs, sie sahen nun ein, daß sie es jetzt nicht allein mit Heinrich, sondern mit den Reichsfürsten zu thun haben würden. Während die Harzburg belagert blieb, unternahmen sie es, den Aufstand im ganzen Lande zu organisieren und auch über Thüringen auszudehnen. Auch hier wurde allerorten gerüstet: bis zur Werra hin war das ganze Land im Aufstand, so daß es außer den schwachen Besatzungen in den zerstreuten Burgen keine königlich Gesinnten mehr gab.

Heinrich, um den sich inzwischen ein größerer Anhang gesammelt, hoffte die behufs des polnischen Feldzuges in Schwaben, Franken und am Rhein zusammengezogene Kriegsmacht gegen die Sachsen führen zu können. Da er aber auf die stets schwankende Treue der oberdeutschen Fürsten, besonders Herzogs Rudolf, nicht bauen konnte, so sah er sich genötigt, sich zu einer noch schmerzlicheren Demütigung zu verstehen, als seine Flucht gewesen war. Die Sache des Billunger Magnus war die gemeinsame aller Fürsten. Um sich ihres Beistandes zu versichern, hatte er schon am 15. August auf den Rat seiner treuesten Anhänger von Hersfeld aus nach der Harzburg den Befehl gesandt, den Magnus seiner Haft zu entlassen. So schwer ihm dieses Opfer wurde, so gewann er es über sich, sich noch ein schwereres aufzuerlegen. Auf einer Versammlung zu Spießkappel bei Ziegenhain (d. 18. oder 19. Aug.) warf er sich Rudolf und den andern Fürsten zu Füßen und bat sie flehentlich, Erbarmen mit ihm zu haben und ihn in seiner Not nicht zu verlassen; nimmer habe er es um das Volk der Sachsen verdient, daß er ihr Land als Flüchtling unter Todesgefahr habe räumen müssen; er sei von der Gesamtheit der deutschen

Fürsten gewählt, und sie alle treffe die Schmach, die er erlitten; sie sollten nicht dulden, daß das herrliche, glänzende Reich, das sie von ihren Vorfahren überkommen, durch ihre eigne Schwäche und die Bosheit einiger eidvergessener Männer zu Grunde gehe. Die Versammlung soll bis zu Thränen gerührt worden sein; man wollte dem König Beistand leisten, achtete aber die Gefahr für weniger dringlich und beschloß, erst den 5. Oktober bei Breitenbach an der Fulda mit Heeresmacht sich einzufinden. Wie wenig Heinrich auch mit diesem Beschluß zufrieden war, so mußte er sich doch in die Umstände fügen. Um so mehr suchte er durch die Macht seiner Persönlichkeit die Völker am Main und Rhein für sich zu gewinnen und versäumte auch nicht, den Weg der Unterhandlungen mit seinen Feinden von neuem einzuschlagen, wozu er sich der Erzbischöfe Siegfried und Hanno bediente; aber seine Bemühungen waren vergeblich. Die Häupter der Verschwörung benutzten die Fürstentage zu Korvey (24. Aug.) und zu Gerstungen (20. Okt.), um das königliche Ansehen tief herabzuwürdigen und durch Verleumdungen der ärgsten Art den König als des Thrones unwürdig darzustellen. Sie beschuldigten ihn nicht allein des Ehebruchs, sie warfen ihm auch unnatürliche Lüste und sträflichen Umgang mit der eigenen Schwester vor: Verdächtigungen des Leichtsinns und der Bosheit, die weder wahrscheinlich noch jemals erwiesen sind. Auf dem Tage zu Gerstungen beschworen die sächsischen Großen die geistlichen und weltlichen Fürsten, welche der König von Würzburg aus zur Beilegung der Streitigkeiten dahin abgesandt hatte, auf den Knien, sie möchten nicht um eines Tyrannen willen sich ihrer gerechten Sache entziehen. Sie fanden leicht Gehör, besonders bei dem Schwabenherzog Rudolf, dem sie von der Absetzung des Königs als von einer Notwendigkeit sprachen und mit der Aussicht auf den Thron schmeichelten. Nach dreitägigen Unterhandlungen kam man überein, daß der König wegen Unfähigkeit entsetzt und ein andrer auf den Thron erhoben werden müsse, nur sollte das Abkommen geheimgehalten werden, bis man auch die andern Fürsten dafür gewonnen hätte. Zum Scheine trafen die Abgeordneten mit den Sachsen einen Vergleich, worin diese versprachen, sich zu Weihnachten zu Köln dem König zu unterwerfen, wofern ihnen dieser Straflosigkeit und Abhilfe ihrer Beschwerden zusichere. Solchen Hochverrat gegen ihren König übten Männer wie Siegfried und Hanno, Rudolf und Berthold, die im Auftrag desselben die Verhandlungen führten und sich sogar den Anschein gaben, nichts als seinen Auftrag ausgeführt zu haben! Und dieser Scheinvertrag wurde zu Würzburg von dem König und den Fürsten bestätigt. Während Heinrich keine Ahnung von dem argen Verrate hatte, trat ein Anschlag ans Tageslicht, der dazu bestimmt war, ihn erst moralisch zu vernichten und dann des Thrones zu berauben, um so seinem Schwager Rudolf Anlaß zum Abfall zu geben.

Ein gewisser Reginger, der bisher das Vertrauen des Hofes genossen hatte, trat mit der Eröffnung auf, der König habe ihn und einige andre aufgefordert, die Herzöge Rudolf und Berthold zu ermorden, und nur an seinem Widerstand sei die blutige That gescheitert, auch erbot er sich, die Wahrheit seiner Aussage durch ein Gottesgericht zu be-

weisen. Auf diese Enthüllungen hin kündigten die beiden Herzöge dem König offen den Gehorsam auf. Heinrich fühlte die ganze Wucht dieses Streiches. Alles schien sich zu seinem Untergange zu verschwören, und die Krone wankte auf seinem Haupte. Er erkannte in Reginger ein Werkzeug Rudolfs, der den lange vorbereiteten Verrat vor der Welt zu beschönigen und durch die abscheulichsten Verleumdungen ihm den letzten Rest von Achtung zu rauben suchte. In seinem Ingrimm wollte er den Herzog Rudolf zu einem Zweikampf herausfordern, um durch ein Gottesgericht das künstliche Lügengespinst zu zerreißen. Allein Udalrich von Godesheim, einer seiner vertrautesten Räte, der auch als Mitwisser bei dem Mordplan bezeichnet war, bewies ihm, daß ein solches Verfahren sich mit der königlichen Majestät nicht vertrüge, und erbot sich, selbst den Zweikampf mit Reginger oder Rudolf zu übernehmen, um des Königs und seine eigne Unschuld zu beweisen. Udalrich machte sich auf den Weg zu Rudolf, aber dieser nahm die Forderung weder an noch wies er sie ab; er erklärte, mit den Fürsten darüber beraten zu wollen.

Heinrichs Lage wurde immer verzweifelter. Er erfuhr, daß es sich auf dem Fürstentage, den Erzbischof Siegfried zu Weihnachten nach Mainz berufen, um nichts Geringeres handle, als um seine Absetzung und eine neue Königswahl. Aber weit entfernt, seinen Gegnern ohne Kampf das Feld zu räumen, eilte er im November an den Rhein, um den Verhandlungen in Mainz zuvorzukommen. In Ladenburg am Neckar erlag er den Anstrengungen, er verfiel in eine schwere Krankheit; seine Feinde wünschten seinen Tod, der alle Zerwürfnisse ausgleichen sollte, doch seine Jugendkraft siegte, er raffte sich wieder auf und setzte seine Reise nach Mainz fort. Bald zeigte es sich, daß Heinrich, obgleich von den Fürsten, dem Adel und dem sächsischen Bauernvolke verraten, noch nicht ganz verlassen war, daß er an den Bürgern der rheinischen Städte noch treue und opferwillige Anhänger hatte. Die Wormser führten ihm in vollem Kriegerschmucke ihre zahlreiche waffenfähige Jugend entgegen, nahmen ihn mit einem Ehrengeleit in ihre Stadt und den Stammsitz seiner Ahnen auf und gelobten mit Leib und Leben bis zum letzten Atemzuge treu zu ihm zu halten. Der König erkannte die hohe Bedeutung der reichen wohlbevölkerten und stark befestigten Stadt, machte sie zum Mittelpunkte des Krieges und lohnte den Wormsern ihre Treue in der Not durch Erteilung von Zollfreiheit an mehreren königlichen Zollstätten. Der Vorgang der mächtigen Stadt wirkte auf die andern Rheinstädte ebenso erhebend, wie lähmend auf die Gegenpartei. Der Fürstentag zu Mainz, nur dürftig besucht, verlief ohne die Absetzung Heinrichs, auf welche die Sachsen gehofft hatten, und stellte diese als wortbrüchig hin, wofern sie sich ihm nicht unterwürfen. Heinrich hatte die drohendste Gefahr abzuwenden gewußt, aber noch war seine Lage wenig gesichert. Er lud daher die von Mainz heimziehenden Fürsten zu einer vertraulichen Besprechung nach Oppenheim ein.

Hier warf er sich den Fürsten zu Füßen, gestand die Fehltritte seiner Jugend ein und versprach Besserung, nur sollten sie ihm ihre Treue bewahren und ihn in der Not nicht verlassen. Man kam überein, daß zwischen Reginger und Udalrich von Godesheim in den ersten Tagen des Januar auf einer Rheininsel bei Mainz ein gerichtlicher Zweikampf stattfinden sollte. Siegte Udalrich, so gelobten die anwesenden Fürsten Gehorsam für alle Folgezeit. Zu diesem Zweikampf kam es jedoch nicht, da Reginger wenige Tage vor der bestimmten Frist im Wahnsinn ein furchtbares Ende fand; sein Tod galt für ein Gottesgericht, und die Fürsten erklärten jetzt sogar den Reinigungseid, zu dem sich Heinrich erbot, für unnötig.

Infolgedessen fand der König im Süden und Westen doch immer so viel 1074 Anhang, daß er im Januar 1074 mit 6000 Mann wider die Sachsen aufbrechen konnte, die von neuem zu den Waffen gegriffen hatten und seine Burgen umlagert hielten. Zwar gelang es den Besatzungen derselben, durch glückliche Ausfälle das in den Waffen wenig geübte sächsische Landvolk zurückzuschlagen und reiche Beute einzutreiben, und die kühne Mannschaft der Harzburg wagte sich sogar bis Goslar und raubte Herden und Lebensmittel, aber es war doch klar, daß eine Burg nach der andern fallen mußte, wenn Heinrich den Bedrängten nicht zu Hilfe eilte. Allein seine Streitkräfte waren im Vergleich mit den feindlichen zu gering, und die Beschwerden eines Winterfeldzuges machten alle Unternehmungen erfolglos. Zwei seiner Burgen fielen den Feinden in die Hände und gingen in Flammen auf. Um dem König den Einzug in Thüringen zu verwehren, hatten die Sachsen trotz der grimmigen Kälte das rechte Werraufer unweit Vacha mit etwa 40 000 Mann besetzt, und die sächsischen Fürsten, erbittert über das Scheitern ihres Planes in Mainz, hatten einen neuen Fürstentag nach Fritzlar entboten. Hier, wo einst der erste Heinrich zum König gewählt war, sollte ohne Zweifel die Absetzung des vierten Heinrich und die Wahl eines neuen Königs vollzogen werden, wobei man indessen nicht mehr Rudolf von Schwaben, sondern Otto von Nordheim, der jetzt als Führer der ganzen Bewegung dastand, im Auge hatte. In seiner schwierigen Lage versuchte Heinrich noch einmal den Weg der Unterhandlungen. Die Bedingungen seiner Feinde waren hoch genug gestellt. Die sächsischen Fürsten verlangten Niederreißung der königlichen Burgen, Gewährleistung ihrer alten Rechte, Ausschließung der Fremden bei Entscheidung ihrer Angelegenheiten, Rückerstattung der eingezogenen Güter, Wiedereinsetzung Ottos von Nordheim in das Herzogtum Bayern und Amnestie für alle, die von ihm abgefallen waren. Heinrich wollte anfangs von diesen Bedingungen nichts wissen und verwarf sie als seiner unwürdig; lieber wollte er das Glück des Kampfes versuchen, als solche Demütigung über sich ergehen lassen. Aber die Fürsten weigerten sich die Waffen zu ergreifen, und er sah sich genötigt, die Bedingungen anzunehmen. So wurde 1074 den 2. Februar 1074 der Vertrag von Gerstungen geschlossen, der, so ungünstig er für den König auch war, doch den Tag von Fritzlar vereitelte und die Macht des Aufstandes brach; aber so mißtrauisch waren die Sachsen, daß sie den königlichen Abgeordneten noch den Eid abnahmen, Heinrich solle, wofern er seine Verheißungen nicht erfülle, als Meineidiger durch den Beschluß der Fürsten entthront werden.

Seit dem Tage, wo Heinrich Goslar bei dem drohenden Beginn des Aufstandes verlassen hatte, war eine Reihe von Demütigungen über ihn hereingebrochen, die, gleich den Wogen des vom Sturm durchwühlten Meeres, an Schrecknissen und finsterer Tücke die eine die andre überboten und Leid über Leid auf den Beherrscher eines mächtigen Reiches wälzten. Nachdem seine Widersacher die Einheit und Kraft des Reichs untergraben, das Recht seiner

Krone angefochten, seine Ehre aufs schmählichste angegriffen hatten, war auch der Vertrag von Gerstungen nur eine neue schmerzliche Demütigung, ein vollständiger Sieg des Fürstentums über die königliche Gewalt, ein tiefgreifender Riß in das herrliche Machtgebäude, das die Salier gegründet hatten, und dessen Erhaltung und Fortbildung das Ziel und Streben Heinrichs IV. gewesen war. Und doch war er weit weniger den offenen Waffen seiner Feinde, als der Treulosigkeit und dem Verrate der Fürsten und seiner nächsten Umgebung erlegen.

Als Heinrich nach Goslar und auf die Harzburg kam und hier von den tapfern Thaten seiner Ritter hörte, wurde ihm das Herz schwer, wenn er an die Zerstörung seiner Burgen dachte, in deren Ruinen die kommenden Geschlechter das ewige Denkmal seiner Schmach erblicken würden. Er suchte Zeit zu gewinnen und bat die sächsischen Fürsten, die Ausführung der Friedensbedingungen bis zu einem Reichstag hinauszuschieben. Die Fürsten, insbesondere Otto von Nordheim, dem die Einsetzung in sein altes Herzogtum höher stand als die Beschwerden des Landvolkes, willigten ein, aber der Reichstag kam nicht zu stande, und die Wut der empörten Bauern kannte keine Grenzen. Die Fürsten selbst fühlten, daß die Wogen des Aufstandes über ihren Häuptern zusammenschlugen, und bestanden auf der Zerstörung der Burgen, ja sie bestanden auch darauf dann noch, als der König seinerseits Rückerstattung aller königlichen Güter, deren sich die sächsischen Großen bemächtigt, sowie die Zerstörung der Burgen verlangte, welche Fürsten und Adel in Thüringen und Sachsen unter seiner Regierung gebaut hatten. Endlich gab der König den dringenden Vorstellungen seiner nächsten Freunde nach und willigte in die Abtragung der Festen. Ehe jedoch das Werk der Zerstörung begann, verließ Heinrich Sachsen, das Land, in dem er seine Jugend verlebt, in dem seine Ahnen ihren Herrschersitz aufgeschlagen hatten, er verließ es mit bitterem Haß gegen das trotzige Bauernvolk, aber mit noch tieferem Ingrimm gegen die Treulosigkeit seiner Fürsten.

Die Zerstörung der Burgen war nicht den Fürsten, die sich dazu erboten hatten, sondern den Rittern des Königs übertragen, die sie durch die Bauern ausführen ließen. Bald waren die königlichen Burgen, aber auch die der Fürsten und Herren, welche in den letzten zwanzig Jahren in Sachsen und Thüringen sich erhoben hatten, bis auf einige dem Erdboden gleichgemacht. Von der Harzburg sollten nur die Mauern und Festungswerke niedergerissen werden, das Münster dagegen und alle kirchlichen Gebäude verschont bleiben. Aber die Bauern, aus Furcht, die letzteren würden bald wieder Veranlassung zur Niederlassung raublustiger Ritter werden, stürmten in wilden Haufen den Berg hinan und zerstörten alles bis auf den Grund. In grenzenloser Leidenschaft raubten sie alle Kostbarkeiten, zerschlugen die Altäre, rissen die Reliquien aus den Schreinen, vergriffen sich an den heiligen Gefäßen und ließen das ganze herrliche Münster in Flammen aufgehen. Ja, selbst die Toten wurden nicht verschont und die modernden Gebeine von Heinrichs Bruder und Söhnchen in alle Winde zerstreut.

Während die Bauern frohlockten, als die letzten Reste der Harzburg vom Erdboden verschwunden waren, graute ihren Fürsten vor der immer steigenden Wut der wilden Gewalten, die sie entfesselt hatten; sie erkannten, daß der

Gerstunger Friede durch den begangenen Kirchenfrevel gebrochen sei und daß Heinrich die Schändung der königlichen Leichname nicht ungestraft lassen werde. Und in der That war die Züchtigung der Sachsen notwendig, wenn anders das Reich und das Königtum sich aus dem tiefsten Verfall wieder erheben sollten. So war denn auch des Königs Dichten und Trachten auf nichts andres gerichtet, als Rache zu nehmen ob der erlittenen Schmach an den rebellischen Großen und dem trotzigen Volke der Sachsen. Schon in dem Winter 1075 von 1074 auf 1075 trat ein Wendepunkt zu gunsten des Königs ein. Die oberdeutschen und rheinischen Fürsten traten gegen die Sachsen auf; sie wollten den Gerstunger Vertrag nicht anerkennen, weil er ohne sie abgeschlossen sei. Herzog Rudolf, der seine Hoffnung auf den Thron vereitelt sah, zeigte sich besonders unzufrieden und trat schnell wieder an des Königs Seite. Dasselbe thaten Welf von Bayern und Berthold von Kärnten, jeder für sein Herzogtum besorgt. Der Erzbischof Siegfried von Mainz, dessen politische Haltung meist durch seinen Eigennutz bestimmt ward, näherte sich dem König von selbst, weil ihm die Thüringer immer noch den Zehnten verweigerten und nur ein Sieg Heinrichs ihm zu dessen Besitz verhelfen konnte. Auch sonst gewann der König noch viele durch große Geschenke; andern verhieß er die Güter der sächsischen Großen. Dem Herzog Wratislaw von Böhmen versprach er Meißen, da Ekbert, der die Mark verwaltete, gegen ihn war. In Sachsen herrschte große Bestürzung; die Fürsten sahen mit Besorgnis auf die rohe Zerstörungswut des rebellischen Landvolks und verloren das Vertrauen auf die Gerechtigkeit ihrer Sache; auch traten Spaltungen unter ihnen selbst ein: Markgraf Dedo von der Lausitz blieb dem König seit dem Gerstunger Vertrage treu, die Meißener, die Westfalen, mehrere geistliche und weltliche Große traten auf seine Seite, andre, welche Güter außerhalb Sachsens hatten, die sie nicht verlieren wollten, gingen auch zu ihm über. So stieg in kurzem des Königs Macht in demselben Maße, wie die der Sachsen abnahm. Auf einem großen Hoftage zu Straßburg 1075 vollendete er sein Werk. Die Sachsen sandten zwar eine Botschaft um die andre, um den Krieg abzuwenden, aber zu unbedingter Ergebung auf Gnade und Ungnade, wie der König sie forderte, wollten sie sich nicht verstehen, sondern beriefen sich auf die Entscheidung eines Reichstags. Unterdessen versammelten sich des Königs Mannschaften bei Breitenbach an der Fulda. Krieg und Rache war sein einziger Wunsch. Während in Sachsen eine höchst gedrückte Stimmung herrschte, während man durch Beten, Fasten und Bittgänge den Beistand des Himmels in dem drohenden Kriege anrief, zog Heinrich, der das ganze übrige Reich aufgeboten, aus Franken gegen Thüringen. Alle Herzöge leisteten persönlich Heeresfolge, die Bayern, Schwaben, die Ober- und Niederlothringer, die Böhmen, alle kamen, jeder Stamm unter seinem Fürsten. Der König war so kampflustig, daß er in beschleunigten Märschen in zwei Tagen den Sachsen gegenüber stand, ehe sie sich dessen versahen. Sie waren bei Hohenburg an der Unstrut, unweit Langensalza, sorglos gelagert. In fünf Zügen, wie einst in der Lechfeldschlacht, rückte die königliche Streitmacht heran. Von König Heinrich, der, umgeben von

einer auserlesenen Ritterschar, mit den Rheinfranken in der Mitte hielt, heißt es: „Durch hohen Wuchs ausgezeichnet, saß er hoch zu Roß, unter Tausenden sichtbar, von goldener Wehr umglänzt; wie der Morgenstern unter den Gestirnen, so strahlte er unter den übrigen Fürsten hervor.“ Die Schlacht begann (9. Juni 1075). Als die Schwaben wankten, wurden sie von den Bayern unterstützt, als auch diese ins Gedränge gerieten, kamen die Böhmen und die lothringische Reiterei, dann der König mit seiner Schar. An der Spitze der Sachsen dagegen leuchtete Otto von Nordheim vor allen hervor durch Mut und Tapferkeit; noch stand er, als schon die Reihen der Sachsen sich lösten, sie hörten nicht mehr auf seinen Ruf und ergriffen die Flucht. Über zwei Meilen weit wurden sie verfolgt, das ganze Lager mit unermeßlicher Beute fiel in die Hände der Sieger. Ungefähr 8000 Sachsen und Thüringer und 1500 vom königlichen Heere blieben auf dem Schlachtfelde. Die sächsischen Ritter retteten sich meist durch die Schnelligkeit ihrer Pferde, um so mehr wütete das Schwert der Königlichen unter den Bauern, die teils in ihrem Lager zusammengedrängt ohne Gegenwehr niedergemacht, teils in die Fluten der Unstrut gesprengt wurden.

1075

Der siegestrunkene König durchzog Thüringen und Sachsen mit allen Schrecken der Verheerung; Dörfer und Gehöfte wurden ausgeplündert und sanken in Asche, Herden und Vorräte wurden für die Bedürfnisse des Heeres weggeführt und nicht einmal die Kirchen geschont, Mord und Brand, Raub und Frevel am Heiligen durchtobte das ganze Land. Während sich die Bauern hinter Wäldern und Morästen verbargen, hatten sich die Großen zerstreut und auf ihre Burgen geflüchtet; sie sandten öfter Friedensboten, aber unbedingt, auf Gnade und Ungnade, wollten sie sich nicht unterwerfen. Der König drang bis nach Goslar vor und konnte nun mit dem erhebenden Gefühle des Siegers die Stätten wieder betreten, aus denen er im vorigen Jahre bei nächtlicher Weile als verfolgter Flüchtling entwichen war. Mangel an Lebensmitteln bewog ihn endlich, den größten Teil seines Heeres zu entlassen, jedoch mit dem Befehl, auf den Herbst (Oktober) bei Gerstungen sich wieder zu sammeln.

Indessen säumten die Sachsen nicht, den König durch Vermittler von dem neuen Feldzuge abmahnen zu lassen; er verwies sie auf die Fürsten, die er nach Gerstungen berufen hatte. Wiewohl die drei süddeutschen Herzöge ausgeblieben, so erhielt er doch aus Lothringen einen so trefflichen Zuzug, daß er mit dem übrigen rheinischen Aufgebot ein ansehnliches Heer zusammenbrachte. Bei den Sachsen herrschte Zwietracht in den eignen Reihen, die früher so kampflustigen Bauern verlangten dringend den Frieden und bedrohten ihre eignen Fürsten, wofern sie sich nicht mit dem König aussöhnten. Der König rückte durch Thüringen bis in die Nähe von Sondershausen vor, und hier endlich gab er den Bitten der Sachsen sowohl als der Fürsten nach und ernannte zu Friedensvermittlern den Herzog Gottfried von Niederlothringen, die Bischöfe von Mainz, Salzburg, Augsburg und Würzburg, die das Vertrauen beider Teile besaßen. Als unparteiische Männer erkannten diese einerseits, daß die Sachsen gerechte Ursache zu Beschwerden gehabt, und daß der König in seinem Hasse zu weit gehe; anderseits, daß die Sachsen wegen ihrer Empörung sich unbedingt, auf Gnade und Ungnade, unterwerfen müßten, jedoch sollten sie dabei an Ehre, Leib und Gut gesichert sein. Das königliche Heer wurde in zwei Linien aufgestellt, und nun war es ein Triumph für Heinrich und sein Gefolge, als die sächsischen und thüringischen Fürsten und Grafen, unter ihnen Otto von Nordheim, die Billunge Magnus und Hermann, Pfalzgraf Friedrich und viele andere geistliche und weltliche Herren auf der Ebene südlich von Sondershausen ohne Waffen barfuß

und gesenkten Hauptes zwischen den langen Reihen der königlichen Krieger hindurch vor den König geführt wurden, der auf erhabenem Sitze inmitten der Großen und Würdenträger des Reichs ihre Unterwerfung entgegennahm. Sie wurden einzelnen Fürsten in ritterliche Haft übergeben, bis ein allgemeiner Beschluß über sie gefaßt werden würde; bald aber ließ sich der König durch seine Ratgeber bestimmen, die Gefangenen in entfernte Provinzen, sogar nach Burgund und Italien, zu schicken. Ihre Lehen und Würden kamen an des Königs getreue Vasallen. Heinrich stellte alsbald die zerstörten Burgen wieder her und übergab sie der Obhut bewährter Männer. Während er Sachsen als erobertes Land behandelte, um durch Strenge den Trotz des Volkes zu brechen, fand nur Otto von Nordheim Gnade, der seine Gesinnung gegen den König vollständig geändert haben mußte, da ihm dieser die Verwaltung des Herzogtums Sachsen und den Aufbau der Harzburg übertrug. Auch der Tod des alten Erzbischofs Hanno von Köln, der gramgebeugt über die Niederlage seiner sächsischen Freunde in die Grube fuhr, befreite den König von einem Kirchenfürsten, der durch seine Willenskraft und Herrschsucht ihm stets zuwider gewesen.

Der Trotz und Übermut der Sachsen war gebrochen; als fünfundzwanzigjähriger Mann hatte Heinrich IV. bereits den schwierigsten Akt zur Hebung und Befestigung seiner Herrschermacht vollzogen, das ganze Reich gehorchte willenlos dem jugendlichen Herrn und Gebieter. Und dieses Bewußtsein seiner Allmacht erregte in ihm den Gedanken, auch in Italien und in Rom, wo eben der Papst mit anmaßender Sprache gegen ihn auftrat, sein königliches Ansehen wieder aufzurichten und das Papsttum wieder in die abhängige Stellung herabzudrücken, die es einst unter seinem Vater gehabt hatte. Aber hier trat er in Kampf mit der geistigen Macht der Kirche, die er nicht mit materiellen Gewaltmitteln überwinden konnte.



„+ Heinricus D(e)i Gra(tia) Rex."
Königssiegel Heinrichs IV. Um ein Drittel verkleinert.



Investitur eines Bischofs durch den König.
Aus einem Kodex (Leben eines heil. Bischofs, X. Jahrh.) in der Bibliothek zu St. Omer.

b. Papst Gregor VII.

Auf dem Stuhle Petri saß damals Gregor VII., der sich durch seine ausgezeichneten Geistesgaben zum ersten Ratgeber von vier aufeinander folgenden Päpsten und zuletzt selbst zum Oberhaupt der Kirche emporgeschwungen hatte. Der durchdringenden Schärfe seines Verstandes, der unbeugsamen Kraft seines Willens sollte es endlich gelingen, die Kirche nicht nur aus dem tiefen Verfall, in dem sie sich seit dem Anfang des zehnten Jahrhunderts infolge der willkürlichen Eingriffe der weltlichen Macht, wie durch die Sittenverderbnis der Geistlichkeit, insbesondere des hohen Klerus, befand, wieder emporzurichten, sondern auch der Kirche jene Weltherrschaft, dem Papsttum jene Übermacht über das Kaisertum zu erringen, die in den pseudo-isidorischen Dekretalen als dessen letztes und höchstes Ziel aufgestellt war, zu dessen Erreichung sich jetzt erst das nötige Zusammenwirken von Personen und Verhältnissen finden sollte.

Gregor VII., mit seinem Familiennamen Hildebrand genannt, war auf dem kleinen Landgut Roavacum im Gebiet der toskanischen Stadt Soana von armen, bäuerlichen Eltern geboren; daß er der Sohn eines Zimmermanns gewesen, ist eine irrige Angabe. Ein mütterlicher Oheim Hildebrands war Abt des reichen Marienklosters auf dem Aventin zu Rom, und hier erhielt der Knabe eine treffliche Erziehung, die wohl gleich von Anfang an auf das Klosterleben gerichtet war, wie er denn selbst später sagte: „Von Kindesbeinen an hat mich der heilige Petrus auf das freundlichste ernährt und erzogen.“ Hier, wo einst Otto III. mit Gerbert seine mystischen Pläne zu einem neuen römischen Weltreiche erwog, hier, wo der heil. Adalbert einst geweilt, der durch den Märtyrertod im fernen Preußenlande die Glorie Roms mit einem Strahlenglanz umgeben hatte, hier, wo der große Abt Odilo von Cluny seine regelmäßige Einkehr hielt, um mit den Nachfolgern des heil. Petrus in geistlichen Verkehr zu treten, hier konnte der hochbegabte Knabe die gewaltigen Eindrücke in sich aufnehmen, die in der Hoheit und Herrschaft der ewigen Roma ihren Gipfel- und Höhepunkt finden mußten. Die Legende berichtet von ihm, daß Feuer-

strahlen aus dem Gewande des kleinen Hildebrand hervorleuchteten, die seine künftige Größe andeuteten. Im Marienkloster wurde er in die Ideen von Cluny eingeweiht, hier erhielt er seine Vorbildung, besonders im römischen und kanonischen Recht, durch den gelehrten Bischof Laurentius und den Priester Gratian, durch Männer, die mit Cluny in den genauesten Beziehungen standen. Etwa fünfundzwanzig Jahre alt verließ Hildebrand das Kloster (1045), um bald seinem Freunde Gratian, der als Papst Gregor VI. von Heinrich III. seiner Würde entsetzt war, in die Verbannung nach Deutschland zu folgen. Hier besuchte er die berühmten Kaisersitze Worms, Speier, Köln und Aachen und erfreute sich der besonderen Güte Heinrichs III. und seiner Gemahlin. Die Ideen des Kaisertums mußten hier ebensosehr auf den jungen Hildebrand einwirken, wie die von Cluny, die, wie wir gesehen, damals einander begegneten und in die Hände arbeiteten. Doch mag er damals schon in dem zügellosen Leben der Fürsten und in der von ihnen geübten Simonie die eigentliche Ursache des kirchlichen Verfalls erkannt haben und bereits zu dem Grundgedanken seines späteren Lebens gelangt sein, daß die Kirche nur durch Unabhängigkeit von aller weltlichen Macht ihre ursprüngliche Reinheit wiederfinden könne.

Nach dem Tode Gregors VI. lebte Hildebrand einige Jahre im Kloster Cluny, zuletzt als dessen Prior. Hier lernte ihn Bischof Bruno von Toul kennen und ward von den hohen Talenten und dem gewaltigen Geiste, der aus Hildebrand sprach, ganz für denselben eingenommen. Als er unter dem Namen Leo IX. den päpstlichen Stuhl bestieg, nahm er ihn mit sich nach Rom, um sich seines Rates zu bedienen. Ungern verließ Hildebrand das Kloster, hinter dessen Mauern er in Gebet und stiller Betrachtung sein Leben zu beschließen gewünscht hatte. In der Weltstadt fand er indessen erst die rechte Stelle zur weiteren Entwickelung seiner hohen Geistesgaben. Zunächst gelang es ihm, die zerrütteten Geldverhältnisse des apostolischen Stuhles zu verbessern, und bei diesen Geschäften verschmähte er auch den Verkehr mit Wechslern und Wucherern keineswegs. Doch ist die Annahme unbegründet, daß Leo unter dem Einflusse Hildebrands gehandelt habe. Vielmehr hatten gerade in diesem deutschen Papste die universelle Bedeutung der Kirche und die Ideen von Cluny eine solche Gestaltung gewonnen, daß Hildebrand hierin nur als sein Schüler gelten konnte. Doch wurde Leo von ihm aufmerksam gemacht, daß er der Kirche etwas vergeben habe, da er die päpstliche Würde aus den Händen der weltlichen Macht angenommen, und übte infolge dieser Mahnung seine Gewalt nicht eher aus, als bis er sich aufs neue der herkömmlichen Wahl durch Volk und Klerus unterworfen hatte. Während seines Pontifikats arbeitete Leo besonders der Simonie entgegen; er hielt Konzilien zu Rom, Rheims und Mainz und veranlaßte viele Bischöfe zur Niederlegung ihres erkauften Amtes; er reiste von Land zu Land, um für die Reinigung der Kirche persönlich zu wirken.

Unter den folgenden Päpsten, Viktor II. und Stephan IX., war es Hildebrand, der unter ihren Namen in der That selbst die Regierung führte, und auch unter Nikolaus II. blieb er die Seele der römischen Kurie. Doch hätte er unter der gewaltigen Regierung Heinrichs III., der niemals einen Papst ohne kaiserliche Bestätigung anerkannt hätte, wohl in keinem Fall die weitaussehenden Pläne seines Geistes verwirklicht: erst die Minderjährigkeit Heinrichs IV. gab ihm hierzu die rechte Gelegenheit.

Schon die Erhebung Nikolaus' II. ist bezeichnend. Nach dem Tode Stephans IX. war es der gegnerischen Partei der tusculanischen Grafen gelungen, gegen den Willen der Reformpartei mit Anwendung von Gewalt den Bischof von Velletri als Benedikt X. zum Papst zu erheben. Hildebrand aber wußte durch eine Gesandschaft bei der schwachen Kaiserin Agnes durchzusetzen, daß diese ihre kaiserliche Autorität für den Kandidaten der Reformpartei, den Bischof Gerhard von Florenz, in die Wagschale legte, der denn auch in einer nochmaligen Wahl im Januar 1059 als Nikolaus II. den Stuhl Petri bestieg. Dieses Mal waren die kaiserlichen, von Heinrich III. gewonnenen Rechte Hildebrand zu Nutz und Frommen seiner Pläne noch willkommen gewesen, aber noch unter dem Pontifikate Nikolaus' II. veranlaßte er eine wichtige Entscheidung in betreff der Papstwahl, die mit Recht als Vorbereitung zu seinen Kirchenreformen betrachtet wird. Im April 1059 ward

zu Rom eine Kirchenversammlung eröffnet, die von 113 Bischöfen aus Italien, Burgund und Frankreich besucht und bestimmt war, den Triumph des Papsttums zu verherrlichen und durch eine **neue Wahlordnung** die Freiheit und Unabhängigkeit desselben auf ewige Zeiten zu sichern. Um die Papstwahl ebensowohl von den Faktionen des römischen Adels und Volkes, die oft einen so verderblichen Einfluß auf die Kirche geübt, als von den Machtsprüchen der römisch-deutschen Kaiser, die so oft die Gelegenheit zu Einmischungen ergriffen, gänzlich unabhängig zu machen, beschloß die Versammlung, daß fortan der Stuhl Petri **durch das Kollegium der römischen Kardinäle** besetzt werden sollte, d. h. aus den sieben Bischöfen und achtundzwanzig Hauptpfarrern des römischen Sprengels wurde das sogenannte Kardinalskollegium als bleibender Staats- und Kirchenrat gebildet, womit die alten Wahlstände, Adel, Klerus und Volk, denen nur aus Rücksicht für das Herkommen eine nachträgliche Zustimmung zukommen sollte, für immer beseitigt waren. An die Stelle der uralten demokratischen Wahlform war eine aristokratische Priesterminorität getreten, von welcher die Ernennung des obersten Bischofs ausging. Auch wurde noch festgesetzt, daß die Papstwahl keineswegs unbedingt an Rom gebunden sei, sondern in Verhinderungsfällen an jedem andern Orte kanonisch vorgenommen werden könne, sogar von einer Minderzahl von Kardinälen, wofern nur die gesetzliche Ordnung dabei eingehalten würde. Dem deutschen Kaiser wurde das Bestätigungsrecht nur insofern belassen, als es ihm der heilige Stuhl jedesmal besonders einräumen würde. 1059

Es wird berichtet, Hildebrand habe in dieser lateranischen Synode den heil. Vater mit einer Krone geschmückt, mit den Inschriften: Corona regni de manu Dei (die Krone des Reichs aus Gottes Hand) und Corona imperii de manu Petri (die Kaiserkrone aus Petri Hand). Die mit der Mitra verbundene Krone, die Doppelkrone, die im Anfang des 14. Jahrhunderts der Tiara, der dreifachen Krone, wich, war ein Symbol der Vorstellung, daß die Päpste die Herrschaft über das römische Reich von Gott erhalten haben, also die Kaiserkrone und die mit ihr verknüpfte Macht nur durch Übertragung des päpstlichen Stuhles verliehen werden könne, eine Vorstellung, welche das Kaisertum und jede andre weltliche Macht in Abhängigkeit und Dienstbarkeit der römischen Kirche zu bringen drohte.

So war es demnächst Hildebrands Absicht, den apostolischen Stuhl dem Einfluß des deutschen Kaisertums zu entziehen und ihm eine solche Stellung zu verleihen, daß er, unangefochten von fremden Gewalten, die kirchlichen Ideen von Cluny, welche Hildebrand und seine Gesinnungsgenossen in der Seele trugen, zur Ausführung bringen konnte. Als aber in den Wirren der Zeit die Kaisermacht immer mehr in Verfall geriet, da mag in dem durchdringenden Geiste des Kirchenfürsten auch der Gedanke aufgetaucht sein, die päpstliche Macht an die Stelle der kaiserlichen zu rücken, den apostolischen Stuhl über die irdische Gewalt zu erheben und, getragen von der herrschenden Zeitströmung, die Anschauung zur Geltung zu bringen, daß alle zeitliche und weltliche Herrschaft nur ein Ausfluß aus der dem Apostel Petrus und seinen Nachfolgern verliehenen göttlichen Machtfülle sei, daß also Kaiser und Könige und alle weltliche Fürsten zu dem apostolischen Stuhle im Lehnsverhältnis stehen müßten. Um aber den immer möglichen Fall zu verhindern, daß der römische Adel und das deutsche Ka sertum, wofern sie sich einmal aus dem Zustande der Ohnmacht und Nichtigkeit wieder aufrafften, den obersten Kirchenfürsten von dem angemaßten Throne schmählich herabstürzten, wußte Hildebrand seinem System in den Normannen ebensosehr eine schützende Gewalt zu finden, wie in der nationalen Partei des italischen Volkes, die in der Lombardei ihren Hauptsitz hatte und für die kirchlichen Reformen begeistert war. Mit beiden Gewalten trat Hildebrand in ein engeres Bündnis.

Von der Gründung der Normannenherrschaft in Unteritalien ist bereits die Rede gewesen. Gerade um diese Zeit hatte **Richard**, Graf von **Aversa**, das Herzogtum Capua erobert und die letzten Sprößlinge des langobardischen Fürstenstammes vertrieben, und sein Schwager **Robert Guiscard**, ein kühner und schlauer Abenteurer, war im Begriff, Apulien und Kalabrien zu erobern (1058). Da unter seinen Eroberungen auch solche Besitzungen waren, auf welche der römische Stuhl Ansprüche erhob, so war er durch den

Bann aus der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen, und der Fluch Roms lastete schwer auf den gläubigen Rittern. Da unternahm es Hildebrand im Namen Nikolaus' II., sie aus Feinden zu Freunden und Beschützern der römischen Kirche zu machen, und Robert ergriff bereitwillig die Hand des Friedens und der Versöhnung. Er ward vom Banne gelöst und empfing die eroberten Länder als Lehen des heiligen Stuhles, gegen das feierliche Versprechen, das Patrimonium Petri nicht anzugreifen, vielmehr den Papst in seiner Gewalt zu schützen und ihm einen bestimmten jährlichen Zins zu entrichten. Auch Richard wurde als Fürst von Capua anerkannt und schwur dem Papste den Lehnseid. So verfügte Nikolaus II. über Länder, über welche er kein Recht hatte,*) und zwar zu gunsten von Rittern, die gleichfalls kein andres Recht hatten, als das der Waffen und der Eroberung. Als Herzog von Apulien und Kalabrien hatte Robert Guiscard die Anwartschaft auf Sicilien, dessen Eroberung sein Bruder Roger (1060—1090) vollendete. Fortan konnte der heil. Stuhl auf die Dankbarkeit der Normannen rechnen, sowohl gegen den rebellischen Landadel im Kirchenstaate, wie gegen die Macht der deutschen Kaiser.

Der Klerus der Lombardei war durch tief einschneidende Parteiungen in sich gespalten. Der Erzbischof von Mailand hatte dem römischen Stuhle gegenüber stets einen hohen Grad von Selbständigkeit bewahrt, wie das kühne Auftreten Ariberts bewiesen hatte. Wie dem römischen Kirchenfürsten das Recht der Kaiserkrönung zustand, so verlieh der Nachfolger des heil. Ambrosius die lombardische Königskrone. Die übrigen Bischöfe der Lombardei waren ihm untergeordnet. Der lombardische Klerus, zahlreich und im Besitz unermeßlichen Reichtums, gewöhnlich aus dem städtischen Adel hervorgegangen, gab sich den Freuden und Genüssen der Welt und dem Treiben ritterlichen Lebens hin, war größtenteils verheiratet und durch Familienbeziehungen mit dem Adel eng verbunden. Der Kaiser begünstigte ihn und fand in ihm und den ritterlichen Geschlechtern seine treuesten Anhänger. Diesem verweltlichten Klerus stand eine Reformpartei gegenüber, welche die herrschende Simonie und Priesterehe durch das Gebot der Unentgeltlichkeit der Weihen und des Cölibats entschieden bekämpfte. Diese Partei gewann mehr Einfluß, als sich einige dem höhern Adel angehörige Kleriker als Vorkämpfer der cluniacensischen Richtung an ihre Spitze stellten. In politischer Hinsicht begünstigte sie die Oberherrschaft des römischen Stuhls. Der Papst sandte den Kardinal Petrus Damiani nach Mailand, eine jener schwärmerisch-mystischen Naturen, wie sie einst in Romuald und dem heil. Nilus aufgetreten waren, der durch das Feuer seiner hinreißenden Beredsamkeit und seinen Reformeifer den Forderungen Roms zum Siege verhalf. Er belegte die Geistlichen, die sich der Simonie und der Übertretung des Cölibats schuldig gemacht, mit Kirchenstrafen und unterwarf die mailändische Kirche dem römischen Papst und der Richtung von Cluny.

Während Hildebrand in der angegebenen Weise in Unteritalien die Normannen zu Dienstmannen der Kirche zu machen wußte und in der Lombardei der Reformpartei die Hand reichte, war in Mittelitalien Markgraf Gottfried von Tuscien schon längst die festeste Stütze des Papsttums. Unter seinem und der Normannen Schutze bestieg nach dem Tode Nikolaus' II. (Juli 1061) der Bischof von Lucca, nach der neuen Wahlordnung ohne Befragen der deutschen Reichsregierung eilends gewählt, als Alexander II. den Stuhl des heiligen Petrus. Zwar erhob die Gegenpartei, die sich nach Deutschland wandte, den Bischof Cadalus von Parma (Honorius II.) als Gegenpapst, allein auf dem Konzil zu Mantua am 31. Mai 1064 wußte Hildebrand und seine Partei es durchzusetzen, daß Hanno, der damalige Leiter der deutschen Reichsregierung, welcher selbst zur Prüfung der Rechtmäßigkeit der Wahlen des Cadalus und Alexander erschienen war, Cadalus fallen ließ und sich mit dem Eide Alexanders begnügte, daß er ohne Simonie und nach altem römischen Herkommen gewählt sei. Wichtige Rechte des deutschen Königtums gegenüber der Kurie waren geopfert, das königliche Ansehen in Rom und Italien hatte einen bedenklichen Stoß erlitten: es war ein weiterer wichtiger Schritt der

1064

*) Ein Recht wurde hergeleitet aus der gefälschten Konstantinischen Schenkung.

Politik, die Hildebrand zur Beseitigung des Einflusses der deutschen Regierung eingeschlagen hatte. Er blieb auch unter Alexander II. zwar nicht dem Namen, aber der That nach der eigentliche Lenker der römischen Kirche unter gewaltigen Kämpfen im Norden Italiens und im Kirchenstaate, welche die Bestrebungen der Gegenpartei hervorgerufen hatten. Kaum war Alexander II. aus dem Leben geschieden (1073), so riefen die begeisterten Kardinäle **Hildebrand zum Papst** aus, und die aufgeregte Volksmenge zog den Widerstrebenden auf den apostolischen Stuhl. Er nannte sich Gregor VII. Er hatte seine Erhebung, die frei von aller Simonie war, weder gewünscht noch herbeigeführt. Doch hielt er mit der Weihe zurück, bis König Heinrich IV. seine Ansicht erklärt haben würde. Dieser ließ jedoch die Wahl unangefochten, und die Weihe fand statt. Die königliche Bestätigung hatte für ihn einen hohen Wert, da er den Kampf mit Heinrich wohl voraussehen konnte.

Gleich nach seiner Wahl zeigte sich Gregor VII. entschlossen, die Ideen der Kirchenherrschaft und der Kirchenreform, die ihn als Kardinal geleitet, auch als Papst durchzuführen. Selbst sich des strengsten Sittenwandels bewußt und weder durch eignen Zweifel noch durch fremden Widerstand erschüttert in seinem Glauben an den unfehlbaren Sieg der moralischen Macht des Geistes über die physische Gewalt der Welt, wollte er nicht nur die Reinheit, sondern auch die Einheit der Kirche, und zwar wollte er sie erreichen durch ihre gänzliche Befreiung aus den knechtenden Fesseln des Staates und durch Aufstellung einer Theokratie, einer Hierarchie, deren in sich gegliederte Kette im apostolischen Stuhl als in ihrer Spitze zusammengehalten würde, und die in der Fürstenmacht nur eine sie schützende Vollzugsgewalt finden sollte. Die Mittel, die er zur Durchführung seines Ideals in starrster Konsequenz anwandte, waren zunächst das Verbot der Priesterehe oder das Gebot des Cölibats (der Ehelosigkeit) für den gesamten Priesterstand, um ihn durch Lösung von allen Familienbanden von weltlichen Oberen unabhängig zu machen und ausschließlich an den römischen Stuhl zu ketten, sodann das wiederholte Verbot der Simonie und, um diese ganz unmöglich zu machen, das Verbot der Laien-Investitur d. h. der Belehnung mit einem geistlichen Amt durch eine weltliche Macht, also Aufhebung alles weltlichen Lehnsverbandes der Geistlichkeit, somit volle Emanzipation des Klerus von der Laiengewalt.

Der **Cölibat** war in frühern Jahrhunderten nur für die Bischöfe zur Geltung gekommen. Im vierten Jahrhundert war das Gebot der Ehelosigkeit von einzelnen Kirchenversamlungen zwar für die gesamte Geistlichkeit ausgesprochen, aber nie zur Anerkennung gelangt. Erst Gregor bestand auf der strengsten Durchführung desselben, um die Geistlichen von den Banden, durch die sie die Familie mit dem Staate verknüpfte, in dem sie ihren Versorger sahen, zu lösen und zu unbedingten Dienern seiner hierarchischen Zwecke zu machen. Dieses Gebot, auf dessen Übertretung für den verheirateten Priester ebensowohl wie für den Laien, der bei ihm Messe hörte, beichtete oder eine geistliche Handlung von ihm verrichten ließ, der Bann stand, fand anfangs in allen Ländern, am meisten in Italien selbst, den hartnäckigsten Widerstand. Man schalt den Papst einen Ketzer, weil er gegen den apostolischen Rat (1. Kor. 7, 9) den Lauf der Natur verkehre und „durch solch lästerliches Gebot" geheimen Sünden Vorschub leiste. Man wollte lieber das Priestertum, als die Ehe aufgeben. An manchen Orten erregte die niedere Geistlichkeit offenen Aufruhr gegen die Bischöfe, die sich für den Cölibat erklärten, und die Bischöfe von Mainz und Passau wären dabei fast ums Leben gekommen. Dagegen forderte der Bischof von Konstanz seine Geistlichen, die noch unverheiratet waren, auf, in den Ehestand zu treten, und eine Synode von Paris erklärte die Feinde des von Gott verordneten Ehestandes für Ketzer, und ein Mönch, der zu Cambray den päpstlichen Befehl öffentlich verteidigte, ward zum Feuertod verurteilt.

Durch solche feindselige Kundgebungen ließ sich jedoch Gregor von seinem Vorhaben nicht abbringen. Er hatte das Volk und die Richtung des Zeitalters auf seiner Seite, das in der Ehelosigkeit einen höheren Grad von Heiligkeit sah, und bestand darauf, daß jeder verheiratete Priester sein Weib und seine Kinder oder seine Stelle aufgeben sollte;

er ließ durch seine Legaten und durch die Mönche das gemeine Volk so gegen die verheirateten Priester aufbringen, daß es sogar durch Mißhandlung dieselben zwang, Weib und Kinder von sich zu entfernen. Doch dauerte es noch ein ganzes Jahrhundert, ehe der Cölibat unter der Geistlichkeit allgemein durchgeführt ward.

Die Investitur oder Belehnung geistlicher Würdenträger war bisher von den Fürsten vorgenommen worden. Wie bei den weltlichen Vasallen das Zeichen der Belehnung eine Fahne war, so wurde den Bischöfen und Äbten das Recht der Ausübung ihres geistlichen Amtes und der damit verbundenen Grafenrechte durch Überreichung von Ring und Stab erteilt. Indem nun Gregor das Gebot erließ, daß kein Geistlicher mehr ein Bistum oder ein Kirchenamt aus der Hand eines Laien annehmen, kein Laie mehr, sei er König oder Fürst, an einem Geistlichen die Investitur üben sollte, bei Strafe des Bannes für jeden Teil, hob er zwar den Mißbrauch auf, der mit der Vergebung geistlicher Ämter an Unwürdige getrieben wurde und der zum größten Teil den Verfall der Kirche veranlaßt hatte, verletzte aber auch die Gerechtsame der Fürsten, denen die Verleihung der mit dem geistlichen Amte verbundenen weltlichen Rechte und Güter nach dem Herkommen zustand. Die deutschen Erzbistümer und Bistümer umfaßten Gebiete, welche Königreichen und Herzogtümern an Umfang nicht nachstanden, manche Abtei und manches Kloster übertraf an Land und Einkünften Fürstentümer und Grafschaften, die Macht des deutschen Reiches beruhte ganz besonders auf dem Klerus, der, wie er die Geschäfte der Regierung in seinen Händen hatte, so auch seine Mannen und Dienstleute ins Feld schickte. Durch den Lehnsverband waren geistliche und weltliche Vasallen innig miteinander verbunden und in dasselbe Verhältnis zum Reichsoberhaupt gestellt, und Belehnung mit Ring und Stab, wovon jener die Verlobung mit der Kirche, dieser das geistliche Hirtenamt bedeutete, kam dem weltlichen Fahnenlehn vollkommen gleich. Eine konsequente Durchführung des Verbots der Laien-Investitur würde den Papst zum Herrn von mindestens dem dritten Teile aller Territorien in christlichen Landen gemacht und das Lehnsystem, den Grundpfeiler des mittelalterlichen Staates, völlig zerstört haben. Aus diesen Verhältnissen erklärt es sich, wie sich der Investiturstreit fast über die ganze fränkisch-salische Periode hinziehen konnte.

Aber Gregor begnügte sich nicht damit, die vom Staate abgelöste Kirche frei neben denselben hinzustellen, die Kirche sollte vielmehr hoch über dem Staate stehen und in ihrer hierarchisch-theokratischen Verfassung nicht nur die episkopale Thätigkeit der Bischöfe, sondern auch das ganze staatsbürgerliche Leben der Christenheit beherrschen; selbst unbeschränkt und völlig absolut, sollte der römische Papst als Statthalter Christi auf Erden Kaiser, Könige und Fürsten und alle weltliche Macht in Abhängigkeit halten. Nicht bloß Emanzipation der Kirche vom Staate, sondern Unterwerfung des Königtums unter das Papsttum war das letzte Ziel des Hildebrandinischen Systems.

Gregor VII. ist von jeher verschieden beurteilt worden. Es war keine gemeine Herrschsucht, kein persönlicher Ehrgeiz, der ihn bei der Durchführung seiner Ideen beseelte und leitete. Wie er selbst einen sittenreinen Wandel führte, so lag auch seinem hierarchischen Streben keine Heuchelei und Selbstsucht, sondern die volle Überzeugung von der Wahrheit und Berechtigung seines Systems zu Grunde. Es war der Geist der Zeit, der, in ihm gleichsam verkörpert, seine höchste persönliche Spitze in ihm gefunden hatte. Sein Irrtum war auch zugleich der Irrtum der Zeit, der Innerliches und Äußerliches, Göttliches und Menschliches verwechselnd, den Papst als den Stellvertreter Christi mit Christo selbst identifizierte und die geistliche Herrschaft, welche dem Reiche Christi zusteht, als eine äußerliche weltliche Herrschaft auf die Kirche und ihr irdisches Oberhaupt übertrug. Die Überzeugungstreue, welche die Person Gregors VII. auszeichnet, rechtfertigt nicht sein System. Der hierarchische Priesterstaat, den er erzielte, beruhte auf den beschränkten engherzigen Ideen von Cluny, es war eine unnatürliche Schöpfung, eine Scheidung der Menschen in Heilige und Unheilige, eine Herrschaft der Auserwählten, bedingt durch die Unfreiheit der Menge, deren Seelenheil von den Gnadenmitteln der Kirche und ihres Oberhauptes abhängig gemacht wurde, ohne daß der eigentlichen Geistes- und Herzens-

bildung des einen wie des andern Teiles die wahre Erhebung geboten wurde. Sein System, das seine Nachfolger unter der Gunst der Verhältnisse weiter geführt haben, hat dem Mittelalter den hierarchischen Charakter aufgedrückt, der es neben dem Feudalsystem auf Jahrhunderte hinaus gekennzeichnet hat.

Die Bestrebungen Gregors riefen zunächst in Mailand und andern Städten der Lombardei eine mächtige Opposition hervor. Die Anhänger der alten Kirchenordnung erhoben sich gegen die kirchlichen Neuerer. Es kam zu den heftigsten Straßenkämpfen, in denen die letzteren unterlagen, und auch in Rom selbst erhob die Opposition gegen Gregor ihr Haupt. Oberitalien und Rom reichten sich die Hände zum Bunde gegen das neue Kirchenregiment. Unter solchen Umständen übersah es der kluge Papst, daß Heinrich IV. das Investiturrecht in Deutschland nach altem Herkommen übte. Kaum aber traf der König Anstalten, sich in die italienischen Wirren zu mischen, die Gegenpartei zu unterstützen und mit den Normannen Verbindungen anzuknüpfen, als Gregor mit größerer Schärfe aufzutreten begann. Alsbald nach Beendigung der Sachsenkriege hatte Heinrich Gesandte nach Rom geschickt, um wegen der Kaiserkrone mit dem Papst zu unterhandeln. „Als diese im Dezember 1075 zurückreisten, gab ihnen Gregor ein Schreiben mit, worin er dem König vorhielt, daß er gegen die Kirchengebote noch immer die Investitur übe und mit den gebannten Räten umgehe, zugleich ließ er ihm durch die Gesandten mündlich mitteilen, daß, wenn er nicht bis zur nächsten Fastensynode (Febr. 1076) Beweise von Besserung gegeben und wegen der Laster, deren er allgemein angeklagt werde, Buße gethan hätte, der Papst sich genötigt sehen würde, ihn aus der kirchlichen Gemeinschaft auszuschließen". Damit war das Zeichen zum Kampfe zwischen den beiden höchsten Gewalten, der königlichen und der päpstlichen, gegeben, und Gregor fand Gelegenheit, seine Kirchengebote gegen das mächtigste, zugleich aber auch am meisten gefährdete Haupt der Christenheit in Anwendung zu bringen.

1075

1076

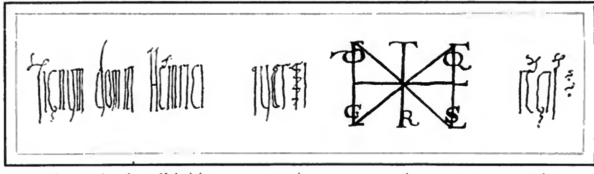
Noch aber waren die Gesandten mit ihrem verhängnisvollen Auftrage nicht beim König angelangt, als Gregor inmitten seiner eignen Stadt in die größte Lebensgefahr geriet. In der Christnacht hielt er am Altare der heiligen Krippe in Maria Maggiore die übliche Messe, als eine bewaffnete Rotte unter Anführung eines gewissen Cencius, die Schwerter schwingend, zum Hochaltar drang, den Oberpriester an den Haaren zu Boden riß, daß das Blut von der Stirn rann und den Mißhandelten zu Pferde auf eine entlegene Burg schleppte. Erst am Morgen erfuhr man seinen Aufenthaltsort, und nun strömte die Menge nach der Burg. Der frevelhafte Ritter flehte nun Gregors Verzeihung an, ihn vor der Volkswut zu schützen, und der Papst kehrte nach der Kirche zurück, um die unterbrochene Messe zu vollenden. Sein standhafter Mut und seine würdevolle Haltung hatte dem römischen Volke Ehrfurcht und Bewunderung eingeflößt.



„Heinrichus rex." — „Diusburc."

Silberdenar von Duisburg mit dem Bildnisse Heinrichs IV.

Der König mit dem Bischofsstabe: wohl auf den Investiturstreit bezüglich. Aus der Sammlung des Herrn Landgerichtsrat Dannenberg in Berlin.



„Signum domni Heinrici quarti + regis."

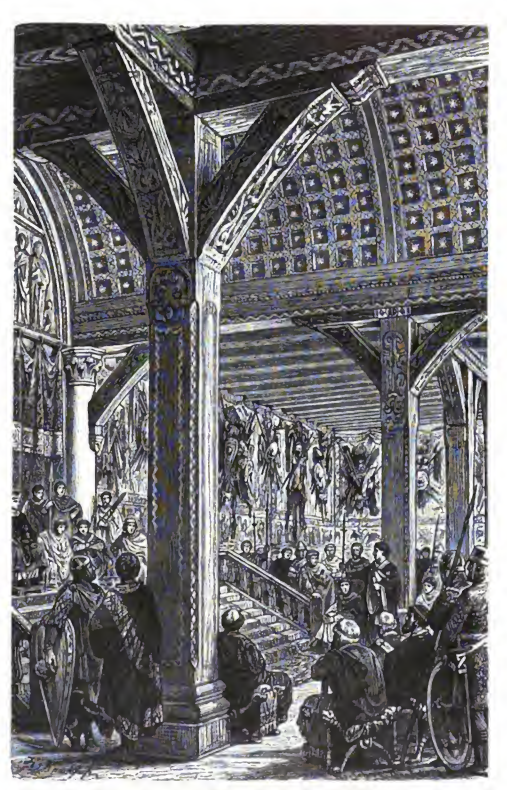
Signum Heinrichs IV. von einer Urkunde datiert „Leodio" (Lüttich) 15. April 1064, einen zu Zeiten seines Vaters abgeschlossenen Gütertausch zwischen dem Bischof von Toul und der Abtei Cornelimünster betreffend. Stammend aus letzterer, jetzt im Geh. Staatsarchiv zu Berlin. Nach dem Original um die Hälfte verkleinert. Das königliche Vollziehungszeichen ist der Querstrich in der Mitte.

c. Heinrich IV. im Kampf mit Gregor VII.

Schon der vorige Papst hatte durch seine Legaten den argen Pfründenhandel gerügt, der an Heinrichs Hofe getrieben wurde, und die Entlassung mehrerer wegen Simonie gebannter Räte verlangt, wie auch bereits mit Kirchenbuße gedroht. Jetzt, zu Anfang des Jahres 1076, empfing König Heinrich zu Goslar die Botschaft des Papstes und entbraunte darüber in heftigem Zorn. Er sah darin einen Beweis, daß Gregor mit seinen sächsischen Gegnern in Verbindung stehe und den Verleumdungen über sein sündliches Leben, um dessentwillen er mit Bann und Buße bedroht ward, Glauben geschenkt habe. In der **Aufforderung, die Kirchengesetze über Simonie, Cölibat und Investitur zur Ausführung zu bringen**, sah er eine freche Anmaßung, einen sträflichen Eingriff in seine ihm von Gott verliehenen königlichen Rechte. Die Besorgnis, daß der soeben niedergeworfene Aufstand durch den Papst von neuem angefacht werden könne, entflammte ihn zur höchsten Leidenschaft; sein Sieg schien ihm erst dann vollständig, wenn er den Papst, den verwegenen Mönch, vom Stuhl Petri gestoßen hätte. Die Umstände schienen günstig. Die gesamte deutsche Kirche stand auf seiner Seite, insbesondere war die niedere Geistlichkeit über die neuen Kirchengesetze ergrimmt; in der Lombardei herrschte eine dem Papste feindliche Stimmung, in Rom selbst war Gregor, wie der oben erzählte Fall bewies, vor den Angriffen seiner wütenden Gegner nicht sicher, und Robert Guiscard dehnte seine Herrschaft sogar über Territorien aus, welche zum Patrimonium Petri gerechnet wurden. Heinrich gab sich der stolzen Hoffnung hin, daß es ihm gelingen werde, auch die Kirche und das Papsttum der königlichen Oberhoheit zu unterwerfen und die Kaiserkrone nicht allein über alle weltliche, sondern auch über alle geistliche Gewalt zu erheben.

1076

Den Beschuldigungen des Papstes, der den König eines lästerlichen Lebens bezichtigte, wurden andre wider den Papst entgegengestellt. Der Kardinal **Hugo**, ein leidenschaftlicher Gegner Gregors, kam über die Alpen und häufte die ärgsten



Der Saal des Kaiserhauses zu Goslar.
Rekonstruktion: Ausschmückung und Staffage (Reichstag) gedacht zur Zeit Heinrichs IV.

Anschuldigungen gegen das Oberhaupt der Kirche, insbesondere warf er ihm einen sträflichen Umgang mit der Markgräfin **Mathilde von Toscana** vor, wodurch dann wieder deren Gemahl, Herzog **Gottfried von Lothringen**, in eine bittere Stimmung versetzt wurde, der schon lange mit Verdruß wahrgenommen, wie Mathilde ihre Gunst ausschließlich dem Papste zuwandte. Unter solchen Umständen zweifelte der König nicht, daß er aus dem bevorstehenden Kampfe, dessen Ausbruch nicht mehr zu vermeiden war, als Sieger hervorgehen werde. Sein Irrtum lag darin, daß er die schwärmerische Zeitströmung, der ein großer Teil der Völker huldigte, und die schwankende Treue der deutschen Fürsten nicht mit in den Kreis seiner Berechnungen zog. Er berief ein deutsches **National-**
1076 **konzil nach Worms**, das am 24. Januar 1076 in Gegenwart des Königs unter dem Vorsitze Siegfrieds von Mainz eröffnet wurde. Hier trat der Kardinal Hugo angeblich als Abgeordneter des römischen Klerus und Volkes mit den boshaftesten Beschuldigungen gegen den Papst auf: daß er den apostolischen Stuhl widerrechtlich bestiegen, zu verderblichen Neuerungen mißbraucht und durch Verbrechen und Laster geschändet habe, daß er Mörder gegen den Kaiser gedungen, daß er höllische Künste treibe ꝛc. Obgleich es in der Versammlung nicht an Mitgliedern fehlte, welche diese Beschuldigungen teils für übertrieben, teils für erlogen hielten, obgleich der Einwand erhoben ward, daß es den kanonischen Satzungen zuwider laufe, einen abwesenden Bischof ungehört und auf unerwiesene Beschuldigungen hin zu verdammen: so ging doch die allgemeine Erbitterung dahin, daß Gregor, der sein Leben mit so unerhörten Schändlichkeiten befleckt habe, des apostolischen Stuhles unwürdig sei. So beschloß denn das Konzil seine Absetzung. Ein von allen Bischöfen unterzeichnetes Schreiben, voll Beschuldigungen über seine ungesetzliche Stuhlbesteigung, über sein tyrannisches Kirchenregiment, über seinen lasterhaften Lebenswandel, über den „Weibersenat,“ durch den die Kirche geleitet werde, verkündete dem Papste den Beschluß der Versammlung, und der König fügte noch ein Begleitschreiben hinzu, dessen leidenschaftlichen Ton Anfang, Verlauf und Schluß hinlänglich kennzeichneten: „Heinrich, nicht durch Gewalt, sondern durch Gottes fromme Anordnung, an Hildebrand, nicht den Papst, sondern den falschen Mönch! Diesen Gruß hast du durch die Verwirrung verdient, die du über alle Stände der Kirche gebracht hast. — — Durch List und Betrug bist du zu der Höhe emporgestiegen. Gegen dein Mönchsgelübde erwarbst du dir Geld, mit Geld Volksgunst, mit Volksgunst Waffen, mit Waffen den Stuhl des Friedens, von dem herab du den Frieden der Welt zerstörtest. Denn du bewaffnest die Unterthanen gegen ihre Obrigkeit. — — Deshalb denn, du mit Fluch Behafteter und durch unser und aller Bischöfe Gericht Verdammter, steige herab von dem angemaßten apostolischen Stuhl! Es soll ihn ein anderer besteigen, der nicht mit dem göttlichen Wort seinen Übermut umhüllt. Ich, Heinrich durch Gottes Gnade König, und alle unsre Bischöfe sagen dir: Steig herab! Steig herab!“ — Zugleich forderte Heinrich in einem Schreiben den Klerus und das Volk von Rom auf, Gregor, der ihm durch

abscheuliche Ränke das italienische Reich entziehen wolle, nicht länger im Besitz des heiligen Stuhles zu lassen, sondern einen andern nach der Bischöfe Rat zu wählenden Papst anzunehmen.

Eine Synode zu Piacenza bestätigte die Wormser Beschlüsse und kündigte dem Papste den Gehorsam auf. Ein Priester, Namens Roland, und ein königlicher Beamter überbrachten sie nach Rom. Als am 22. Februar (1076) die Synode im Lateran eröffnet war, trat Roland mit folgenden Worten vor den Papst: „Mein Herr, der König, und die deutschen und italienischen Bischöfe gebieten dir, von dem Stuhle zu steigen, den du nicht nach dem Recht, sondern durch Raub erlangt hast, denn ohne ihren und des Kaisers Willen darf niemand sich zu solcher Würde erheben!" Dann wandte er sich zu dem versammelten Klerus und sagte: „Euch aber, Brüder, fordere ich auf, Gesandte abzuschicken und aus der Hand des Königs einen Papst zu empfangen, denn dieser hier ist kein Papst, sondern ein reißender Wolf." Nun aber folgte eine so große Entrüstung, daß der königliche Abgeordnete beinahe unter den Schwertern der römischen Ritter gefallen wäre, hätte ihn nicht Gregor mit seinem eigenen Leibe geschützt. Wie in jener Christnacht, so bewahrte der Papst auch hier Würde und Ruhe. In einer zweiten Sitzung der Synode ließ er die Briefe vorlesen und fällte alsdann unter freudiger Zustimmung der Versammlung die Strafurteile. Nachdem er den Erzbischof von Mainz und die lombardischen Bischöfe von der Gemeinde der Gläubigen ausgeschlossen und den übrigen eine Frist zur Reue festgesetzt hatte, sprach er über den König selbst den Bann aus, entsetzte ihn seiner Würde und entband seine Unterthanen vom Eid der Treue. Dieser Bannfluch, der mit Blitzesschnelle die gesamte Christenheit durchlief, war ein welterschütterndes Ereignis, und die Frage, wem die höchste Macht in der Christenheit zukomme, mußte jetzt zur Entscheidung kommen. Ein zehnjähriger Bürgerkrieg brach aus und rief zwischen Kirche und Staat und ihren höchsten Lenkern jenen gewaltigen Kampf hervor, der alle deutschen und romanischen Stämme ergriff und sich über mehrere Jahrhunderte ausdehnte.

Wenn auch Heinrich durch die Wormser Synode seinen Widersacher in unwürdiger Weise angegriffen hatte und Gregor mehr mit äußerem Anstande und Klugheit handelte, so war doch die Versammlung der italischen Bischöfe, der kaum einige wenige französische und burgundische beiwohnten, ebensowenig eine allgemeine Kirchenversammlung der Christenheit, als die der deutschen Bischöfe zu Worms, und an den beiden Abgeordneten, welche die königlichen Schriftstücke überbracht, nahm Gregor eine schwere und unedle Rache, indem er sie in den Kerker werfen, foltern und unter dem Hohne des Volkes durch die Straßen Roms führen ließ. Jetzt nun, wo der zündende Funke gefallen, der den allgemeinen Brand anfachen sollte, ergriff Gregor jedes Mittel zur Durchführung seiner Absichten, und nicht der höheren Gerechtigkeit seiner Sache, sondern seiner fester begründeten Macht, die in der gläubigen Hingebung der Zeit an seine Ideen ihren Hauptstützpunkt fand, verdankte er seinen Sieg. Heinrich aber, der die Macht der Feinde des päpstlichen Stuhles überschätzt

hatte, sollte die Schwäche des Lehnstaates erfahren, dessen Glieder, nur durch die Treue zusammengehalten, jetzt auseinander fielen, wo dieses Band durch den Bannfluch gelöst war und Untreue im Namen der Kirche geboten ward. Der Bannstrahl rief in den deutschen Großen die revolutionären Dämonen wach, die Leidenschaften der Herrschsucht und der Rache, um auf Kosten der Reichseinheit und der monarchischen Macht den Sonderinteressen der einzelnen zu frönen. Und während der Papst durch ein Sendschreiben an die Bischöfe, Herzöge und Grafen alle etwa auftauchenden Zweifel an der Rechtmäßigkeit des Bannfluches niederzuschlagen und sein Verfahren zu verteidigen suchte, durchzogen schwärmerische Priester und Mönche die südlichen Gaue, verkündeten die Allmacht des apostolischen Stuhles und wiegelten das gemeine Volk gegen simonistische und verheiratete Priester auf.

Heinrich IV. hatte anfangs keine Ahnung von der Macht des gegen ihn geschleuderten Bannstrahles. Schon war er in seinem Zorn im Begriff, den Bann mit des Papstes Absetzung zu erwidern und die dazu nötigen Schritte zu thun, als ihn gerade damals das Schicksal seiner treuesten Anhänger beraubte; insbesondere war der Tod Herzog Gottfrieds (des Höckerigen) von Lothringen, der am 26. Februar 1076 plötzlich starb, des Gemahls der Mathilde, seines treuesten und energischesten Bundesgenossen, ein unersetzlicher Verlust. Als die Nachricht von dem Banne nach Deutschland kam, brach der lange verhaltene Ingrimm der Fürsten gegen Heinrich offen aus. „Sie hatten dem Könige zwar geholfen den Sachsenaufstand zu dämpfen, mit nichten aber waren sie einverstanden mit den darauf folgenden Versuchen des Königs, eine in sich gefestete Monarchie im Sinne Konrads II. oder auch nur Heinrichs III. in Italien und Deutschland zu begründen." Schon längst hatten einige von ihnen an Empörung gegen den König gedacht, aber die Scheu vor dem Reichsoberhaupte, dem sie Treue gelobt, hatte sie noch immer von diesem Schritte abgehalten. Jetzt löste der Bann des Papstes alle Bande der Treue auf. Im Süden verständigten sich die Herzöge Rudolf, Welf und Berthold mit den Bischöfen von Salzburg, Würzburg und Passau zu gemeinsamem Handeln und mieden den Verkehr mit dem König und allen Gebannten; in Sachsen, wo das Volk in tiefster Erbitterung an dem Wiederaufbau der Burgen Frondienste leistete und mit gärendem Unmute die wachsende Tyrannei des Königs erfuhr, erhoben Zwietracht und Empörung von neuem ihr Haupt. Bald fluteten die Wogen des Aufruhrs wieder über das ganze Land. Die gefangenen sächsischen Großen fanden Gelegenheit zu entkommen, einige wurden von den Fürsten, in deren Gewahrsam sie sich befanden, freigelassen, andre entließ Heinrich selbst, um sich in ihnen eine Stütze zu verschaffen: aber alle traten auf die Seite seiner Feinde.

Die deutschen Fürsten beriefen nun einen allgemeinen Fürstentag nach 1076 Tribur, der am 16. Oktober 1076 eröffnet wurde. Auch der Papst hatte Legaten gesandt. Noch nie war ein Reichstag so zahlreich besucht, noch nie waren die Fürsten des Nordens und Südens, so oft in feindlichem Hader gespalten, so

einig im Bunde gewesen, als in dem verhängnisvollen Augenblick, wo es galt, die Macht und Ehre des Herrscherhauses mit Füßen zu treten und Reich und Königtum auf das tiefste zu erniedrigen, und das alles zu gunsten der priesterlichen Hierarchie, die der kleine unansehnliche Mönch zu Rom aufzubauen sich erkühnt hatte! Nur wenige von den Großen bewährten in diesen Tagen der schmerzlichsten Demütigung dem König Heinrich, der sich zu Oppenheim auf dem linken Rheinufer aufhielt, die gelobte Treue, vor allem der Böhmenherzog Wratislaw, daneben aber der große Kreis der durch die Salier in Höhe gekommenen Dienstmannen und das emporstrebende Bürgertum der Städte. Unter großem Jubel war Heinrich von den getreuen Wormser Bürgern, die eben ihren päpstlich gesinnten Bischof verjagt hatten, empfangen und lagerte nun bei Oppenheim auf dem linken Rheinufer mit geringer Heeresmacht. Auf der Versammlung zu Tribur wurde das ganze Leben des Königs der schärfsten Prüfung unterworfen, man gab sich alle Mühe, den Verfall des Reiches und alles Verderben in Kirche und Staat einzig und allein aus seinen Lastern und Frevelthaten herzuleiten, ja ein großer Teil der Fürsten war geradezu für die Absetzung des Königs. Doch war dem Papste mehr an der unbedingten Demütigung, als an der Absetzung Heinrichs gelegen; er wollte Schiedsrichter sein, herrschen über König und Fürsten zugleich, „den Traum universaler Weltherrschaft Roms nicht blos über die Geister, nein, über die Staaten und die Dinge dieser Welt unternahm er zu verwirklichen". Heinrich aber, in der richtigen Erkenntnis, daß er gegenüber der übermächtigen Koalition der Fürsten und des Papsttums verloren sei, verstand sich zu den ärgsten Demütigungen, schickte täglich Abgeordnete an die Versammlung, versprach Besserung, Abstellung der Beschwerden und Ersatz des Schadens, ja er gelobte sogar, das Reichsregiment ganz in die Hände der Fürsten zu legen, wenn sie ihm nur den Königsnamen und die Abzeichen der königlichen Würde lassen wollten. So kam denn der Plan der Absetzung nicht zur Ausführung, und die Fürsten erließen, wahrscheinlich durch Vermittelung des Abtes Hugo von Cluny, des Paten Heinrichs, die Erklärung, wenn er sich nicht dem Ausspruche des Papstes, den sie bitten würden auf Mariä Reinigung nächsten Jahres (2. Febr. 1077) in Augsburg eine Reichssynode abzuhalten, unterwürfe, so würden sie zu einer neuen Königswahl schreiten; inzwischen solle er zu Speier im Privatstande leben, sich aller Reichsgeschäfte und des königlichen Glanzes enthalten und seine Räte und Dienstleute entlassen. So schmachvoll auch diese Bedingungen waren, Heinrich unterzeichnete dennoch den demütigenden Vertrag; aber wenn er sich äußerlich dem unwürdigen Zwang fügte, so sann er im stillen über die Mittel nach, wie er sich dem Übermut der Fürsten und dem drückenden Zwang entziehen könne.

Heinrich mußte mit allem Eifer danach trachten, die Lossprechung vom Bann noch vor der bedingten Frist zu erlangen und die Zusammenkunft des Papstes mit den deutschen Fürsten zu Augsburg, wo Papsttum und Fürstentum sich zur tiefsten Demütigung der Königswürde verbinden würden, zu hintertreiben.

Er beschloß eine Reise nach Italien zu unternehmen, sich vor dem Papste zu beugen und Kirchenbuße zu thun, um vom Banne befreit zu werden. Es war ein außerordentlich klug berechneter Schritt des siebenundzwanzigjährigen Herrschers, ein Schritt, der die Pläne des sich bereits am Ziele seiner Wünsche wähnenden Papstes in ganz unerwarteter Weise durchkreuzte. Indem der König sich auf das Gebiet kirchlicher Bußdisziplin begab, auf dem der Papst in seinen Handlungen gebunden war, indem er durch moralische Nötigung die Absolution erzwang, die der Papst einem zerknirschten Sünder unmöglich weigern konnte, fand Heinrich mit bewunderungswürdigem Scharfsinn den Weg, um einen Schiedsspruch des Papstes zwischen sich und seinen Vasallen zu vermeiden. In aller Stille verließ er Speier. Da ihm aber seine Feinde die Alpenpässe nach Italien verlegt hatten, mußte Heinrich in Begleitung seiner treuen Gemahlin Bertha, die ihm in dieser Zeit des Elends liebevoll zur Seite stand, seines dreijährigen Söhnchens Konrad und eines einzigen Dieners sich heimlich nach Burgund wenden und über Besançon und Genf nach Savoyen gehen, um über den Mont Cenis nach Italien zu gelangen. Im härtesten Winter, dessen Strenge den Rhein vom 11. November bis Mitte März in den Banden des Eises hielt, im Januar 1077, trat die deutsche Königsfamilie ihre Bußfahrt an, wo sie mit den höchsten Gefahren zu kämpfen hatte. Auf den vereisten Pässen drohte oft jeder Schritt Lebensgefahr, bald kroch man auf Händen und Füßen, bald glitt man auf Rücken oder Bauch einen schlüpfrigen Abhang hinab; die Frauen mußten in Ochsenhäute gehüllt und an Seilen hinabgelassen werden; ebenso wurden die Pferde über gefährliche Stellen gebracht, indem man ihnen die Beine zusammenband und sie an Stricken hinunterließ, wobei die meisten umkamen.

1077

Als Heinrich endlich die Lombardei erreicht hatte, sammelten sich die lombardischen Großen in freudiger Erregung um ihn mit Heeresmacht, denn sie hofften, der Sohn Heinrichs III. komme, um den ihnen verhaßten Papst zu züchtigen, um Rache zu nehmen an dem gemeinsamen Feind und die alten Rechte und Zustände zur Zeit seines Vaters wieder aufzurichten. Aber Heinrich wies sie ab; er hatte jetzt keinen andern Gedanken, als vom Bann erlöst zu werden. Auch Gregor, der von seiner Ankunft hörte, erschrak heftig und befürchtete, der König sei nach Italien gekommen, um die Absolution mit Gewalt der Waffen zu erzwingen. Er zog sich daher auf die Kunde von seiner Annäherung in das feste Schloß Canossa (nahe bei Reggio) zurück, das, auf dem Gipfel eines steilen Felsens gelegen, eine Kirche, Wohngebäude und ein Mönchskloster in seinen dreifachen Ringmauern einschloß.

Es gehörte der Markgräfin Mathilde, der Tochter jener Beatrix, die sich wider den Willen Heinrichs III. mit Herzog Gottfried von Lothringen vermählt hatte. Ihre Verehrung für das Oberhaupt der Kirche, ebenso wie die reichen Besitzungen in Toscana, am Busen von Genua und am unteren Po vererbte sie auf ihre Tochter Mathilde, die mit einem männlichen Geiste die gläubigste Hingebung an die Kirche verband. Von Jugend auf der Richtung von Cluny zugethan, lebte sie in klösterlicher Entsagung, und ihre Ehen mit Gottfried dem Höckerigen von Lothringen, ihrem Stiefbruder, und die

Erklärungstafel.

Rex rogat Abbatem! Mathildim supplicat atque,
Der König bittet den Abt und fleht Mathilden an.

Kaiser Heinrich IV., auf dem Haupte die von der gewöhnlichen Vorstellung abweichende Diademkrone, auf deren Reif drei lilienartige Aufsätze, kniet vor der Markgräfin Mathilde zu Canossa.

Gleichzeitige Darstellung aus der Pergamenthandschrift des Mönchs Donizo im Kloster zu Canossa: „Leben der Mathildis", welches derselbe für Mathilde schrieb und in ihrem Todesjahre 1114 vollendete. Parteiisch gegen Heinrich IV., für Mathilde, Gregor und Heinrich V. Genaue Nachbildung.

Jetzt in der Vatikanischen Bibliothek zu Rom.



Kaiser Heinrich IV kniend vor der Markgräfin Mathilde zu Canossa.

Gleichzeitige Darstellung. Siehe Erklärungstafel

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld u. Leipzig

spätere mit Welf waren nur aus weltlichen Motiven geschlossene Scheinehen. Für irdische Liebe unempfänglich, schwärmte sie nur für die kirchlichen Ideale Gregors, mit dem sie in innigem geistlichem Verkehr stand. Ausgestattet mit den Tugenden einer Frau und Fürstin, vereinigte sie Gerechtigkeit und Mildthätigkeit mit entschlossenem Mute und Sinn für Wissenschaften und Künste. Und über den Werken des Friedens vergaß sie auch, wo es galt, die Werke des Krieges nicht. Unter ihren Auspicien wurden Kriege geführt, Burgen gebaut und bestürmt. Sie war es, die damals den Papst, als er anfangs über Heinrichs Ankunft erschreckt war, in ihr festes Schloß Canossa aufnahm.

Der Papst erholte sich bald von seinem Schrecken, als er erfuhr, in welchem Aufzuge und in wie demütiger Absicht Heinrich erschien. Dieser wandte sich zuerst an Mathilde, die seine Verwandte war, um durch ihre Vermittelung mildere Bedingungen für die Lossprechung vom Banne zu erhalten. Doch Gregor wollte ihn anfangs gar nicht vor sich lassen. Endlich gab er nach: der König sollte im Büßergewande vor ihm erscheinen und zum Zeichen seiner aufrichtigen Reue ihm seine Krone mit dem öffentlichen Bekenntnis übergeben, daß er derselben unwürdig sei. Mathilde fand auch dies noch zu hart, und durch viele Bitten, er möge doch das zerstoßene Rohr nicht ganz zerbrechen, brachte sie es zuletzt dahin, daß der Papst zugab, der König solle ohne alle Begleitung in den vordersten Hof der Burg eingelassen werden, dort aber seine Kleidung mit einem bloßen wollenen Hemde vertauschen und mit entblößtem Haupte und barfuß unter freiem Himmel auf des Papstes Entscheidung harren.

Gregor selbst schildert dieses Ereignis in einem Briefe folgendermaßen: „Heinrich kam mit wenigen vor das feste Schloß zu Canossa, wo wir uns aufhielten. Drei Tage stand er, alles königlichen Schmuckes beraubt, barfuß und mit einem wollenen Hemde angethan, in kläglicher Gestalt vor dem Thor und hörte nicht auf, unter häufigen Thränen um apostolisches Erbarmen, Hilfe und Trost zu flehen, bis er alle Anwesenden so sehr zum Mitleid bewegte, daß sie unter vielen Thränen für ihn baten und alle über die ungewöhnliche Härte unsers Herzens erstaunten. Einige riefen sogar, unser Betragen verrate mehr tyrannische Wildheit und Grausamkeit, als apostolische Strenge."

Am vierten Tage ließ er ihn endlich vor sich und sprach ihn unter der Bedingung vom Banne los, daß er ruhig nach Deutschland gehen, nichts unternehmen und auf alle Ausübung königlicher Gewalt verzichten solle, bis auf einem Reichstag entschieden worden sei, ob er König von Deutschland bleiben könne oder nicht. Nachdem Heinrich sich hierzu durch feierliche Eidschwüre verpflichtet hatte, erhielt er die Lossprechung. Eine feierliche Messe schloß den erschütternden Akt. (28. Jan. 1077.) 1077

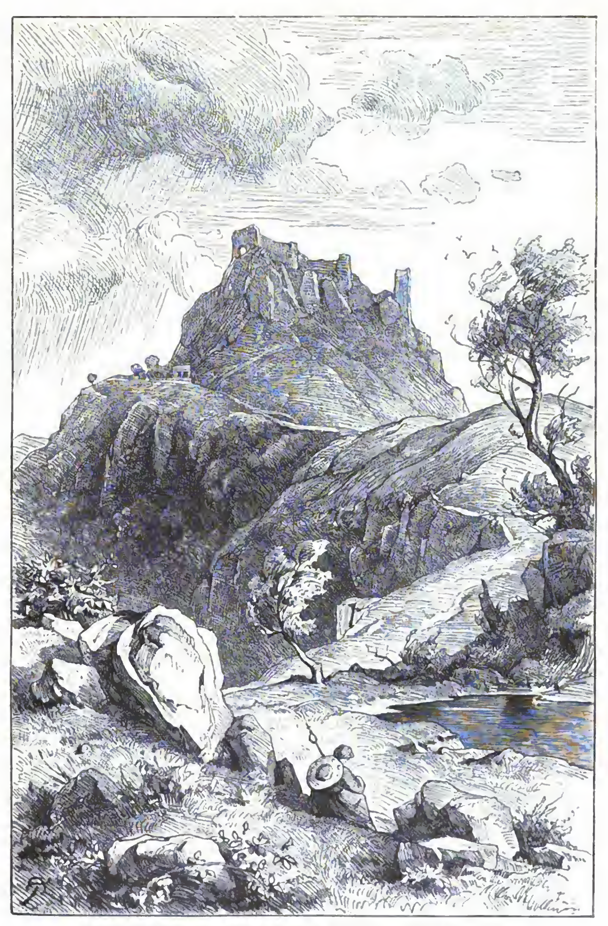
Ein Chronist liefert dazu noch folgende Erzählung: Bei der Feier des Hochamtes nahm Gregor eine geweihte Hostie und sprach zu Heinrich: „Du beschuldigst mich, den apostolischen Stuhl durch Simonie bestiegen und mein Leben durch Verbrechen befleckt zu haben. Obwohl ich durch viele unbescholtene Zeugen diese Beschuldigung widerlegen könnte, so will ich doch, um das menschliche Urteil dem göttlichen nicht vorzuziehen, jetzt zum Beweis meiner Unschuld den Leib des Herrn zu mir nehmen, damit mich der allmächtige Gott reinige, wenn ich unschuldig bin, oder mich mit plötzlichem Tode vertilge, wenn ich schuldig bin." — Nach diesen erschütternden Worten brach er die Hostie in zwei Hälften und genoß die eine davon. Nach also bestandenem Gottesurteil der Abendmahlsprobe fuhr er fort: „Thue nun auch du, mein Sohn, also! Die Fürsten beschuldigen dich schwerer Vergehungen, die dich zeitlebens von der Regierung ausschließen müßten. Fühlest du dich unschuldig, so befreie auf kürzestem Wege die Kirche Gottes vom Ärgernis und

dich von einem langen Kampfe. Nimm diesen übrigen Teil vom Leibe des Herrn, damit durch Gottes Zeugnis deine Unschuld klar werde!" — Verlegen lehnte Heinrich im Bewußtsein mannigfacher Schuld die Zumutung mit der Entschuldigung ab, daß er dies nicht in Abwesenheit der Fürsten thun könne, die Zeugen seiner Reinigung sein müßten. — Doch scheint die ganze Erzählung von seinen Feinden absichtlich als Beweis seines Schuldbewußtseins erfunden und verbreitet zu sein.

Nachdem Heinrich und Gregor noch ein Frühmahl miteinander genossen, schieden sie von einander. Gregor ermahnte den König noch einmal, seiner Versprechungen zu gedenken und den Umgang mit Gebannten zu meiden, und erteilte ihm wiederholt den apostolischen Segen. So endete die Scene von Canossa, die in ihrer Bedeutung lange entschieden überschätzt worden ist. Wohl hatte sich Heinrich tief gedemütigt, aber nicht als deutscher König vor der päpstlichen Allgewalt, wie Gregor im Stillen gehofft hatte, sondern als reuiger Sünder vor dem Priester, dem nach dem Glauben der Zeit allein zustand, die Absolution zu erteilen; er hatte Kirchenbuße geleistet nicht anders wie einst der große Kaiser Theodosius zu Mailand, aber den Zweck seiner demütigenden Bußfahrt, ohne sich durch die Härte Gregors von dem einmal als richtig erkannten Wege abbringen zu lassen, vollkommen erreicht.

Jetzt aber fand Heinrich die Stimmung der Lombarden ganz verändert, denn sie hatten zu dem König, der sich vor dem von ihnen tödlich gehaßten Papst, wie sie wähnten, so erniedrigt, seiner Königswürde soviel vergeben habe, alles Vertrauen verloren, ja der Unwille gegen ihn ging so weit, daß die Städte ihm die Herberge versagten und Heinrich sich vor ihren Mauern lagern mußte, zufrieden, wenn ihm die nötigen Lebensmittel in kärglichem Maße verabreicht wurden. Doch bald gelang es ihm, die Lombarden zu beschwichtigen, indem er sie auf die Zeit hinwies, wo er alles erlittene Unrecht rächen werde. Und in der That, er wartete sehnsüchtig der Stunde, wo er die Schmach und Erniedrigung, in der ihn fürstlicher Verrat und priesterlicher Übermut gestürzt, wieder austilgen konnte. Zunächst hatte er durch den Bußakt zweierlei gewonnen: die Lossprechung vom Banne und die Vereitelung des Augsburger Fürstentages, er war nun wieder König, und wenn ihm die päpstliche Partei Wortbruch vorwarf, so trifft seine Feinde mit mehr Recht die Anklage, daß sie ihn durch ihren Abfall der Möglichkeit beraubten, sein Versprechen zu halten. Heinrich trat mit dem Erzbischof Wibert (Guibert) von Ravenna, mit Tedald von Mailand und andern Bischöfen und Edlen, ohne den auf ihnen lastenden Bann zu berücksichtigen, in Verbindung und verlängerte seinen Aufenthalt in einer Weise, daß Gregor wohl erkennen konnte, der Akt von Canossa sei kein Akt der Versöhnung gewesen. Bald umgab sich auch Heinrich wieder mit seinen alten Freunden und Räten.

Den deutschen Fürsten war die Nachricht von der Absolution Heinrichs höchst unwillkommen; sie wollten auch von dem vom Banne gelösten König nichts wissen und waren zur Absetzung Heinrichs entschlossen, obschon einem solchen Vorgehen jetzt jeder Grund entzogen war. So hielten sie, da der Tag in Augsburg vereitelt war, ohne den Reichstag abzuwarten, eine Versammlung



Trümmer der Burg Canossa. Nach der Natur von Fr. Preller d. J.

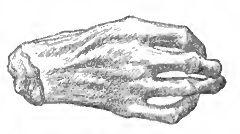
in Forchheim in Franken, zu der sie den Papst wie den König einluden, diesen, um sich von den wider ihn erhobenen Beschuldigungen zu reinigen, jenen, um seinen schiedsrichterlichen Ausspruch zu thun. Weil indessen Heinrich sich mit Geschäften in Italien entschuldigte und auch dem Papste das Geleit verweigerte, so erklärten ihn die Fürsten in Gegenwart päpstlicher Legaten des Thrones für unwürdig und wählten Rudolf von Schwaben zum König, der nach einigem Schwanken die verhängnisvolle Krone annahm, nachdem er versprochen, die Bischofswahlen frei zu lassen und auf die Investitur sowie alle Erblichkeit der Königswürde zu verzichten. Trotz der Anwesenheit der päpstlichen Abgesandten war die Erhebung eines Gegenkönigs nicht im Sinne Gregors, der nicht Parteigänger, sondern Richter sein wollte und noch immer dem stolzen Gedanken nicht entsagen mochte, als oberste Instanz förmlich über die deutsche Krone zu verfügen. Er weigerte sich deshalb auch, den Bann gegen Heinrich zu erneuern und Rudolf sofort anzuerkennen, umsomehr, als Rudolf keineswegs der vollen Zustimmung der ganzen Nation sicher war. Denn dem reformfeindlichen niederen Klerus war er verhaßt, die große Masse der den Saliern treu ergebenen Ministerialen weigerte dem „Pfaffenkönig" die Anerkennung, ja die königstreuen Bürger der großen Städte höhnten ihn offen, und als er zu Mainz gekrönt ward, konnte ihm ein blutiger Straßenkampf zwischen seinen Reisigen und der Bürgerschaft als Vorbote der schweren Geschicke gelten, die nun über Deutschland hereinbrachen.

Auf die Kunde von diesem Vorgang hielt sich Heinrich aller seiner Versprechungen für entbunden, denn mit erlangter Absolution war für die Fürsten keine Ursache da, auf dem Wege des Aufruhrs und Abfalls weiter vorzuschreiten. Heinrich beschloß, nun auch seinerseits zu thatkräftigem Handeln überzugehen und für die Krone das Leben einzusetzen. Von Verona aus zog er durch Kärnten nach Bayern und ward mit Jubel aufgenommen, denn der Vorgang in Canossa hatte die Abneigung gegen den Papst erhöht, alle Feinde Roms waren Heinrichs natürliche Bundesgenossen, und viele geistliche und weltliche Große versammelten sich unter seinem Banner. Auf einem Gerichtstage zu Ulm erklärte Heinrich die Herzöge von Schwaben, Bayern und Kärnten und die übrigen ihm feindlichen Großen im Süden ihrer Würden, Güter und Lehen verlustig und verlieh diese an seine getreuen Anhänger. (Schwaben erhielt später (1079) der thatkräftige und hochstrebende Graf Friedrich von Büren, der erste Staufe oder Hohenstaufe, als erbliches Lehen und dazu des Königs Tochter Agnes zur Gemahlin.) Hier setzte Heinrich auch die Krone wieder auf sein Haupt, zum Zeichen, daß der Oppenheimer Vertrag durch den Akt von Canossa erloschen sei. Nun begann ein furchtbarer Bürgerkrieg mit allen seinen Schrecknissen die deutschen Gaue zu durchwühlen, das herrliche Reich zerfleischte sich selbst, und neben den politischen Spaltungen erhob besonders der alte Stammeshaß zwischen Franken und Sachsen sein blutiges Haupt. Neben dem großen Kriege, der zwischen den beiden Königen mit abwechselndem Erfolge geführt ward, wüteten zahllose kleine Raubfehden und zerrütteten den Wohlstand der nächsten Umgebung. Alle Bande der gesetz-

lichen und gesellschaftlichen Ordnung lösten sich, weder göttliches noch menschliches Recht galten, die niedrigsten und wildesten Leidenschaften herrschten in einem früher ungeahnten Maße. Während Heinrich, durch das Unglück zum Manne gereift, in diesem Kampfe sein Kriegstalent, seine Energie und die herrlichen Eigenschaften seines Vaters entwickelte, offenbarte der Papst eine zweideutige, zuwartende Politik. Galt ihm doch die Rechtsfrage, wer von beiden Gegnern König sein sollte, viel weniger als die Herrschaft der Kirche! Während seine Legaten der Sache Rudolfs allen möglichen Beistand leisteten, hielt er mit seiner Entscheidung zurück, und die Sachsen selbst klagten bitter über seine zweifelhafte Haltung. „Es geschah nichts," schreibt ein Geschichtschreiber, „als daß die päpstlichen Gesandten zu beiden Teilen kamen und bald diesem, bald jenem die päpstliche Gunst verhießen, dabei aber so viel Geld, als sie nach Römer Art bekommen konnten, von beiden mit sich forttrugen." Gregor wollte erst abwarten, welchem von beiden Königen der Sieg sich entscheidend zuwenden würde, und diese Unentschlossenheit blieb nicht ohne Einfluß auf den schrecklichen Bürgerkrieg, der sich mit seinen Greueln immer mehr in die Länge zog. Die erste Schlacht, bei Melrichstadt in Franken (7. Aug. 1078), blieb im ganzen ohne Entscheidung; als aber Heinrich von Otto von Nordheim bei Flarchheim (Fladenheim) südlich von Mühlhausen (27. Jan. 1080) geschlagen ward, that der Papst Heinrich von neuem in den Bann und erklärte sich für Rudolf, dem er (nach einer späteren Angabe) eine goldene Krone schickte mit der Umschrift: Petra dedit Petro, Petrus diadema Rudolfo, d. h. der Fels (Apostel Petrus) gab das Diadem an Petrus (den Papst), Petrus (der Papst) an Rudolf. Doch wirkte der neue Bann gegen Heinrich jetzt wenig: die Sachsen, die durch den fortwährenden Aufenthalt Rudolfs in ihrem Lande, das dadurch besonders zum Schauplatz des Kriegs gemacht wurde, schon unwillig genug waren, hatten die Doppelzüngigkeit des Papstes kennen gelernt und faßten eine tiefe Verachtung gegen ihn. Heinrich aber ließ durch ein deutsches Konzil, dem ein lombardisches zu Brixen beistimmte, Gregor absetzen und dessen alten Feind Wibert von Ravenna unter dem Namen Clemens III. zum Papst wählen, einen Prälaten, den hohe Geburt, Gelehrsamkeit und politische Einsicht auszeichneten. Dann zog er wider den Gegenkönig Rudolf. Er ward zwar an der Elster unweit Merseburg (in der Nähe von Weißenfels und Mölsen) geschlagen (15. Okt. 1080), aber Rudolf blieb, nachdem er einen tödlichen Stich in den Unterleib erhalten*) und die rechte Hand verloren hatte.

1078

1080



Die abgehauene Hand Rudolfs von Schwaben.
In der Sakristei des Doms zu Merseburg.

In den Augen der Welt galt dieser Ausgang für ein Gottesgericht, und Rudolf selbst scheint dieser Ansicht gewesen zu sein, indem er sterbend zu seiner Umgebung sprach:

*) Diesen Stich mit der Spitze der Reichslanze soll ihm der lothringische Ritter Gottfried von Bouillon, nachmals der Führer des ersten Kreuzzuges, beigebracht haben.



Die eherne Grabplatte Rudolfs von Schwaben im Dom zu Merseburg.

„Sehet, das ist die Hand, mit der ich König Heinrich Treue geschworen habe! Nun lasse ich Reich und Leben. Ihr aber, die ihr mich beredet, den Thron meines Königs zu besteigen, fraget euch selbst, ob es der rechte Weg war, den ihr mir gezeigt habt.“ Am folgenden Tage starb er; im Dome zu Merseburg ward er bestattet, wo noch jetzt eine verschrumpfte Hand als die seinige gezeigt wird. Gregor hatte bei Erneuerung des Bannes gegen Heinrich geweissagt: „In diesem Jahre wird der falsche König sterben.“ Nun hatte sich der Ausgang gegen ihn gewandt und mußte seine eigenen Anhänger zweifelhaft stimmen.

Heinrich war jetzt wieder alleiniger König von Deutschland. Den Krieg gegen seine Feinde überließ er dem neuen Herzog Friedrich von Schwaben und zog **über die Alpen**, nicht wie vor vier Jahren, um durch demütige Buße Lossprechung vom Banne zu erlangen, sondern um Rache zu nehmen an dem übermütigen Priester für alle erlittene Schmach, um die Kaiserkrone zu gewinnen und zwischen der weltlichen und geistlichen Macht das richtige Verhältnis wiederherzustellen. Die Scharen seiner Anhänger mehrten sich, und bald erschien er **vor Rom**, wo Gregor, auf normannische Hilfe wartend, einstweilen durch die Mannen der

---

Inschrift:

Rex hoc Rodulfus patriae pro lege peremptus
plorandus merito conditur in tumulo.
Rex illii similis, si regnet tempore pacis,
Consilio gladio non fuit a Karolo.
Qua vice res viruit, hic sacra victima belli
— mors sibi vita fuit — ecclesiae cecidit.

Übersetzung:

König Rudolfus, der für der Heimat Rechte gefallen,
Zu beklagen mit Recht, ruhet hier aus in dem Grab.
Einen König, der ihm, hätt' in Friedenszeit er geherrschet,
Gleich war in Rat und in That, gab es seit Karolus nicht.
Wo seine Sache gesiegt, da als ein heiliges Opfer
(Leben ward ihm der Tod) fiel für die Kirche er selbst.

Gräfin Mathilde, die treu zu ihm hielt, geschützt wurde. Heinrich, zu einer Belagerung wenig gerüstet, versuchte es in diesem Jahre (1081) und auch im folgenden vergebens, Rom einzunehmen, und erst das dritte Mal, im Jahr 1083, erstiegen die deutschen Krieger die Mauern der Leostadt, und auch St. Peters Dom fiel in ihre Hände. Gern hätte Heinrich den Papst dahin vermocht, den Bann zu lösen und ihm die Kaiserkrone auf das Haupt zu setzen, aber Gregor wies alle Aufforderungen des Königs ab und beharrte felsenfest auf den Forderungen von Canossa. Auch die Bitten der bedrängten Römer in betreff der Übergabe lehnte er ab und zog sich, als diese von ihm abfielen, in die Engelsburg zurück. Nun zog Heinrich in Rom ein, Gregor ward für abgesetzt erklärt, Wibert als Papst bestätigt und als Papst Clemens III. geweiht, worauf er am König und seiner Gemahlin die Kaiserkrönung vollzog, am Ostersonntage des Jahres 1084.

1081 1083 1084

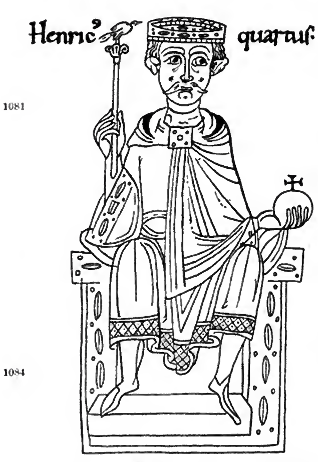
Heinrich begann jetzt die Belagerung der Engelsburg, als plötzlich die Kunde erscholl, Herzog Robert Guiscard, der inzwischen durch einen Feldzug gegen den byzantinischen Kaiser Alexius I. Konstantinopel selbst zittern gemacht, rücke auf den Hilferuf des Papstes mit einem Heere zum Entsatz der Engelsburg heran. Mit einem Heere von 6000 Reitern und 30000 Mann zu Fuß konnte es Heinrich, der nur geringe Streitkräfte um sich hatte, nicht aufnehmen und zog nach dem Norden. Robert drang leicht in die Stadt ein und überließ sie einer dreitägigen schrecklichen Plünderung, und der Papst, dem Volke grollend, das ihn in der Not verlassen und dem Feinde sich zugewandt, war ein mitleidloser Zuschauer bei den Scenen der Roheit und Grausamkeit, die nun über die unglückliche Stadt ergingen. Als die Römer endlich zu den Waffen griffen, ließ Robert die Stadt anzünden, die nun zum größten Teil mit den prachtvollsten Palästen und Kirchen, samt dem Kolosseum, in Schutt und Trümmer sank. „Gregors Laufbahn endete in den Trümmern Roms." Da er fürchten mußte, daß die römische Bürgerschaft an ihm, dem Urheber der Zerstörung, Rache nehmen würde, so folgte er seinem Erretter, unter einem Schwarme von Normannen und Sarazenen, gegen die er einst das Kreuz gepredigt, nach Monte Cassino und von da nach Salerno, um das Brot der Verbannung zu essen. Hier lebte er noch fast ein Jahr, von geistigen und körperlichen Leiden heimgesucht, aber mit unerbittlicher Strenge in dem gegen Heinrich und Clemens ausgesprochenen Bannfluche verharrend, bis er am 25. Mai 1085 aus dem Leben schied. Seine letzten Worte waren: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und das Unrecht gehaßt, darum sterbe ich in der Verbannung." (Dilexi justitiam et odi iniquitatem, propterea morior in exilio.) Gregor gehört zu jenen mächtigen, aber kalten und herzlosen Naturen, die als Gewaltherrscher oder als Urheber selbstgeschaffener Ordnungen und Systeme über das Glück von Millionen ihrer Mitmenschen dahinschreiten, unbekümmert um die Frage über die Sittlichkeit ihrer Mittel zum Zweck, ja des Zweckes selbst, nur das Ziel der Herrschsucht im Auge haben und nur von dem einen Gedanken der Herrschaft erfüllt sind. Von den Menschen mit grauenvoller

1085

Bewunderung angestaunt, wandeln sie gleichsam wie fremde Wesen ihre Bahnen durch das Leben und scheiden von dem Schauplatz ihres Wirkens unbetrauert, ohne Freund, ohne Gleichen.

d. Heinrichs IV. fernere Regierung und Tod.

Gregors Tod brachte dem Kaiser keinen Frieden mit dem römischen Stuhl, da die folgenden Päpste Viktor III. und Urban II., wenn auch nicht mit derselben Überlegenheit des Geistes, doch mit derselben Festigkeit und Energie dessen hierarchisches System aufrecht erhielten. Da Heinrich seinen Papst Clemens III. nicht aufgeben wollte, so hatte er fortwährend mit Bann und Verfolgung seitens der Gegenpartei zu kämpfen. In Deutschland hatten inzwischen die Fürsten einen neuen Gegenkönig gewählt (1081), den Grafen Hermann von Luxemburg, den man spottweise den Knoblauchkönig nannte. Furchtbar wütete der Parteikampf durch ganz Deutschland, alle Bande der Ordnung waren gelöst: Raub, Mord, Brand überall, fast nirgends Sicherheit. König Hermann war so unbedeutend, daß er einst einem Schutzflehenden antwortete, er könne ihm so wenig als sich selber helfen, er diente nur dem ehrgeizigen Streben seiner Partei zum Vorwand. Im Juli 1084 kam Heinrich aus Italien zurück und erkannte es bald als seine vornehmste Aufgabe, auf dem von Parteifehden furchtbar zerwühlten deutschen Boden, wo nicht nur kaiserliche und gegenkaiserliche Laiengewalten, sondern fast in jedem Sprengel auch kaiserliche und päpstliche Bischöfe einander gegenüberstanden und eine furchtbare Verwirrung der Gewissen, wüste Selbstsucht und rücksichtsloses Streben nach äußeren Vorteilen, die traurige Folge dieser Zerrissenheit war, vor allem „die Grundlage aller königlichen Gewalt wiederherzustellen, das Recht, Frieden zu gebieten und Unfrieden zu strafen. In diesem Bestreben fand er die volle Zustimmung und Hilfsbereitschaft einer damals eben erst zur politischen Geltung gelangenden Volksschicht, des Bürgertums; ja das Bürger-



Heinrich IV. mit Krone, Scepter und Reichsapfel thronend.

Miniature aus Mönch Ekkehards von Aurach Kaiserchronik vom J. 1113. Handschrift zu Cambridge.

1081

1084

tum hatte ihm, geführt von kaisertreuen Bischöfen, in den Gegenden seiner glänzendsten Entfaltung, im Nordwesten des Reiches, schon vorgearbeitet." Denn bereits im Jahre 1081 hatte der dem Kaiser unverbrüchlich ergebene Bischof Heinrich von Lüttich in Nachahmung des in Frankreich schon durchgeführten Gottesfriedens einen solchen für seinen Sprengel verkündet, ebenso zwei Jahre später der Erzbischof Sigevin von Köln. Heinrich nahm mit Freuden diese Anregungen auf, bestätigte noch von Italien aus die getroffenen Maßregeln, und bald nach seiner Rückkehr gelang es ihm, auch für den ganzen Mainzer Sprengel den Gottesfrieden aufzurichten. Das stärkte natürlich seine politische Stellung ungemein, und da ihn der Tod von einem seiner gefährlichsten Widersacher, Otto von Nordheim (†. 1083), befreite, so wußte er sich sogar auch mit den Sachsen auszusöhnen, die, zumal nach dem Bekanntwerden vom Tode Gregors, bereitwillig auf Heinrichs Angebot, ihre Sonderstellung im Reiche anzuerkennen, eingingen. Die Macht des Königs schien gefestigter als seit langer Zeit, mit kaiserlicher Machtvollkommenheit erhob er im Jahre 1086 den getreuen Böhmenherzog Wratislaw zum König über Böhmen und Polen. 1086

Indessen zeigte sich bald, daß man noch weit vom Frieden entfernt war. Die Begünstigung des städtischen Bürgertums von seiten des Königs hatte das Mißtrauen der Fürsten erregt, bald einigten sich der Herzog von Bayern, der wilde Markgraf Ekbert von Meißen mit schwäbischen und sächsischen Großen, sie wußten auch den Gegenkönig Hermann auf ihre Seite zu ziehen und brachten am 11. August 1086 bei Pleichfeld, nordwestlich von Würzburg, dem Kaiser noch einmal eine Niederlage bei. Allein die Erhebung war nicht nachhaltig und hatte keinen Boden in den breiten Schichten des Volkes, unerbittlich räumte zudem der Tod unter Heinrichs Gegnern auf, der Bischof Burkhard von Halberstadt, einer seiner thatkräftigsten Feinde, fiel in einem Aufruhr zu Goslar durch einen Lanzenstich (1088), in demselben Jahre starb 1088 der aus Sachsen vertriebene Gegenkönig Hermann, der, des elenden Treibens müde und überzeugt, daß er doch nur das Werkzeug seiner ehrgeizigen Partei sei, die Krone freiwillig niedergelegt und sich mit Heinrich ausgesöhnt hatte, und auch Ekbert, in dem die päpstliche Partei wieder einen Gegenkönig aufgestellt hatte, ward in einer Mühle bei Braunschweig überfallen und am 3. Juli 1090 erschlagen. Immer mehr kam die allgemeine Friedenssehnsucht dem Kaiser zu gute, und schon schienen sich die Verhältnisse in Deutschland, wo nur noch Welf IV. von Bayern und ein Teil von Schwaben gegen ihn war, allmählich beruhigen zu wollen, da gelang es Urban II., dem Kaiser einen neuen Kampf zu erregen. Er stiftete zwischen der dreiundvierzigjährigen Markgräfin Mathilde und dem achtzehnjährigen Sohne Welfs ein Ehebündnis, um dadurch letzteren an den päpstlichen Stuhl zu fesseln. Zum drittenmal zog Heinrich nach Italien (1090), wo er auf einen hartnäckigen und wohlgerüsteten Feind stieß. Zwar war Heinrich im Vorteil, Mathilde aber beharrte im Widerstande, ja sie wußte, um sich zu rächen, dem Kaiser einen tiefen Schmerz zu bereiten, indem sie dessen Sohn Konrad, schon 1087 vom Erzbischof von 1090



Der junge Konrad, Heinrichs IV. Sohn.
Gleichzeitige Darstellung aus der Pergamenthandschrift des Mönchs Donizo von Canossa: „Leben der Mathildis," 1114 vollendet Jetzt in der vatikanischen Bibliothek zu Rom.

Köln zu Aachen zum König und Nachfolger gekrönt und nun seit mehreren Jahren Statthalter von Italien, zum Abfall von seinem Vater verleitete. Konrad, ein sanfter, mehr frommen religiösen Betrachtungen, als dem wilden Waffenleben zugethaner Jüngling, mochte wohl über das sündige Leben des Vaters, das verleumderische Zungen noch übertrieben, und über die Wirkungen des Bannes schon längst ängstliche Zweifel empfunden haben; dazu kamen Hoffnungen auf die italienische Krone, zu denen ihn die arglistige mathildische Partei verlockte. Er ließ sich vom Erzbischof von Mailand in Monza zum König von Italien krönen (1093). Roger von Sicilien gab ihm seine Tochter zur Ehe, ein in der Lombardei geschlossener Städtebund erklärte sich für ihn, und Clemens III. ward von den Römern gezwungen, in das Lager Heinrichs zu fliehen.

1093

Den Kaiser traf der unnatürliche Abfall des eigenen Sohnes, der mehr als alles andre Zeugnis ablegte von der grauenvollen Verwirrung der sittlichen Begriffe in diesen Zeiten, ins innerste Herz: gebrochenen Mutes und vom Gram niedergebeugt, hat der alternde Herrscher vier bittere Jahre, oft der Verzweiflung nahe, in einem stillen Winkel Oberitaliens fast unthätig verlebt. Es war die Zeit, da Urban II. in meisterhafter Politik die gewaltige Kreuzzugsbegeisterung der gesamten romanischen Welt entflammend und über die Könige des Abendlandes hinweg sich zum geistigen Leiter des ersten Kreuzzuges emporschwingend, den Glanz des päpstlichen Stuhles zu ungeahnter Höhe erhob, während in Deutschland die Feinde des Kaisers triumphierten, der fanatische Bischof Gebhard von Konstanz als päpstlicher Legat mit zeitweise fast unumschränkter Gewalt herrschte, Herzöge, Bischöfe und Grafen erhoben wurden, ohne nach dem von aller Welt vergessenen Kaiser zu fragen. Da, als schon das Reich aus allen Fugen zu gehen drohte, zerriß das widernatürliche Bündnis der Gegner des Kaisers; sobald der junge Welf erkannte, daß seine Ehe mit Mathilde nur eine Scheinehe sei, daß sie alle ihre Güter dem päpstlichen Stuhle vermacht habe, trennte er sich von seiner „mütterlichen Ehegenossin." Der Familienzwist in der welfisch-tuscischen Verwandtschaft gab endlich Heinrich die er-

wünschte Gelegenheit, nach siebenjähriger Abwesenheit über die ihm bisher verschlossenen Alpenpässe nach Deutschland zurückzukehren, und hier gelangen der auf Herstellung allgemeinen Friedens gerichteten Politik Heinrichs die besten Erfolge. Beide Welfen verglichen sich mit dem Kaiser, in dem Mainzer Sühnevertrag (1097) erhielt Welf I. (IV.) das Herzogtum Bayern, Friedrich 1097 von Hohenstaufen das Herzogtum Schwaben erblich zugesichert, Berthold II. von Zähringen bekam die Reichsvogtei über Thurgau und Zürich und für seine Erbgüter den Herzogstitel. Allgemeine Ruhe und Ordnung kehrten zurück und hielten auch ein halbes Jahrzehnt stand. Nun ließ der Kaiser auf einem Reichstag zu Köln, am Ende des Jahres 1098, seinen Sohn Konrad absetzen und am 6. Januar 1099 seinen zweiten Sohn Heinrich, damals 1099 achtzehn Jahr alt, zu Aachen zum Nachfolger krönen, nachdem er zuvor geschworen, sich ohne Genehmigung seines Vaters bei dessen Lebzeiten weder die Regierungsrechte noch die väterlichen Güter anmaßen zu wollen. Konrad aber, anfangs vom Glücke begünstigt, dann aber von den lombardischen Städten, die ihn erhalten mußten, verlassen, starb in der Blüte seiner Jahre (1101). Die päpstliche Partei hatte seine Jugend vergiftet. 1101

Wie Heinrich bei der Ausübung der Investitur jetzt darauf bedacht war, fähige und tüchtige Männer in die erledigten Stellen zu bringen, damit nicht die kaiserlichen Prälaten an Würdigkeit hinter den päpstlichen zurückständen, so sorgte er auch dafür, dem Fehdeleben und Faustrecht, das während des verheerenden Krieges über alle Maßen überhand genommen, Schranken zu setzen. Er förderte nicht nur den Gottesfrieden, sondern richtete auch einen allgemeinen Reichs- und Landfrieden auf und ließ ihn von den Fürsten auf vier Jahre beschwören. (6. Jan. 1103). Vergeblich hatte er schon nach dem 1103 im Jahre 1100 erfolgten Tode seines Papstes Clemens III. Versöhnung mit dem römischen Stuhl gesucht, den nach Urbans II. Ableben (1099) Paschalis II. bestiegen hatte; er war nur aufs neue gebannt worden. „Nun suchte Heinrich, trotz des Papstes zum Frieden zu gelangen. Auf einem Mainzer Reichstage des Jahres 1102 gelobte er den Kreuzzug ins heilige Land: damit mußte auch er der allgemeinen Begünstigung teilhaftig werden, wonach der Papst jedem Teilnehmer der frommen Fahrt als vom Banne gelöst erklärt hatte. Es war ein ähnlicher, nur ungleich würdigerer Schachzug, wie der von Canossa." Aber er kam nicht zur Ausführung, von neuem erhob die Unzufriedenheit in Deutschland ihr Haupt, der alte Kaiser hatte den Kelch seiner Leiden noch nicht ganz geleert: er sollte es erleben, daß auch *sein zweiter Sohn, Heinrich*, dem geleisteten Eide zum Trotz, *sich gegen ihn empörte*.

Der Adel, unter Fehde, Raub und Unordnung aufgewachsen, konnte sich in die jetzt eingetretene Ruhe nicht fügen; die Quelle seines Wohllebens, Raub und Willkür, war verschlossen, er verarmte, wurde erbittert über den Kaiser, dessen Anordnungen nur dem Bürger und Landmann zum Vorteil gereichten, und suchte Anlaß zu neuen Verwirrungen. Aber auch die Fürsten fürchteten bald wieder ein neues Zeitalter königlicher Macht, sehnten sich zurück nach der

„alten Freiheit," d. h. der zügellosen Ungebundenheit während der Wirren des Bürgerkrieges, und geschickt wußte diese Unzufriedenheit zu nähren und sich zu nutze zu machen der unchristliche Haß der päpstlichen Partei, die es nicht ertragen konnte, daß das Reich sich eines geordneten Friedens- und Rechtszustandes erfreuen sollte unter einem Kaiser, der dem Banne und der Kirche Trotz bot. Sie setzte daher in Süddeutschland alle Mittel in Bewegung, um den Abfall vom Kaiser von neuem in Scene zu setzen, was ihr um so leichter gelang, da der langjährige Bürgerkrieg die Leidenschaft aufs tiefste aufgewühlt hatte, und gegen Heinrich noch immer eine solche Gereiztheit herrschte, daß man alle Mord- und Unthaten, welche die rohe Zeit hervorbrachte, auf Rechnung seines heimlichen Grolles und seines rachedurstigen Gemütes setzte. Diese Partei fand kein besseres Mittel, den verhaßten Kaiser zu vernichten, als nun auch seinen Sohn Heinrich durch alle möglichen Künste der Verführung zum Abfall zu verlocken, und was ihr bei dem sanftmütigen Konrad gelungen war, blieb bei dem heftigeren und leidenschaftlicheren Heinrich nicht ohne Erfolg. Man munterte ihn auf, seinem Vater die Regierung zu entreißen, weil, wenn er bis nach dessen Tod warte, er leicht den Thron durch die Gegner des Vaters verlieren könne; jetzt aber, wenn er sich von seinem Vater lossage und die kirchliche Partei für sich gewinne, könne er sich den Thron sichern: den seinem Vater geleisteten Eid brauche er, da er einem Gebannten geleistet sei, nicht zu halten. Es gelang: der junge Heinrich trat gegen den geleisteten Eid, gegen alle Bitten und Ermahnungen seines kaiserlichen Herrn und Vaters an die Spitze der Gegenpartei und zeigte bald, wie geübt er in Verstellung und Heuchelei war. Er beteuerte auf einem Reichstage, daß er keine andre Absicht habe, als seinen Vater zur Unterwürfigkeit unter die Kirche zurückzuführen. Ein neuer Bürgerkrieg entbrannte, für den jungen Heinrich erklärten sich vor allem die Sachsen und Thüringer, dem Vater blieben besonders die treuen rheinischen Städte die sicherste Stütze. Ein ganzes Jahr (Dezember 1104 bis Dezember 1105) ist ausgefüllt von Kriegszügen zwischen Sohn und Vater. 1105 Im Spätherbst 1105 war der Kaiser endlich, von seinem Sohn aus Mainz verdrängt, rheinabwärts nach Köln gezogen, als er mit Schrecken vernahm, daß der abtrünnige Sohn auf Weihnacht 1105 einen Reichstag nach Mainz ausgeschrieben habe, auf dem durch die Fürsten die Absetzung des Vaters, die Erhebung des Sohnes ausgesprochen werden sollte. Da zog der alte Kaiser alsbald wieder rheinaufwärts dem ebenfalls mit Heeresmacht anrückenden Sohne entgegen. Der junge Heinrich aber mochte es nicht mit ihm aufnehmen und nahm seine Zuflucht zur Heuchelei und zum Verrate am eigenen Vater. Er ließ ihn zu einer Zusammenkunft auffordern, die in Koblenz statt hatte. Als der Vater den Sohn erblickte, überwältigte ihn der Schmerz, er stürzte vor ihm nieder und sprach: „Mein Sohn, mein Sohn, wenn ich von Gott meiner Sünden wegen bestraft werden soll, so beflecke du wenigstens deinen Namen und deine Ehre nicht, denn es ziemt sich nicht, daß der Sohn sich über die Sünden des Vaters zum Richter aufwerfe!" König Heinrich schien gerührt,

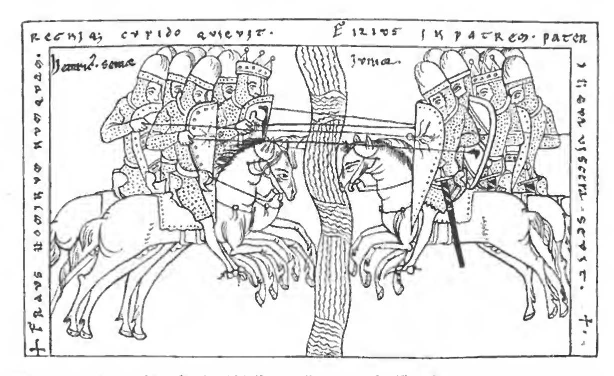


Abbildung aus der Jenenser Handschrift von Ottos von Freising Chronik, den drohenden Zusammenstoß Heinrichs IV. mit seinem Sohne Heinrich (später dem V.) bei Regensburg darstellend.

Höchst charakteristisch für Kriegsrüstung und Kampfweise der Zeit. Jede der beiden Parteien sprengt mit eingelegten Lanzen gegen die andre, der Fluß Regen trennt sie noch. Kaiser Heinrich IV. ist kenntlich am einköpfigen Reichsadler auf dem Schilde und der Überschrift „Heinricus senior". Der Sohn ist bezeichnet „Heinricus junior". Die Umschrift des Bildes lautet:

„Fraus hominum numquam regnique cupido quievit;
Das Unrecht der Menschen und die Begier nach der Herrschaft hört niemals auf;
Filius in patrem, pater in sua viscera sevit."
Der Sohn wütet gegen den Vater, der Vater gegen sein eignes Fleisch und Blut.

Die Stelle in Ottos von Freising Weltchronik, geschrieben um 1144, lautet: „So nimmt jeder von beiden, der Sohn und der Vater, am andern Ufer des Flusses Regen Stellung. Schon sind die Lager aufgeschlagen, schon die Schlachtreihen geordnet, schon entflammen zu dem mörderischen Verbrechen die Anhänger den Vater gegen den Sohn, den Sohn gegen den Vater. Aber diese ruchlosen Versuche wurden durch den zwischen ihnen fließenden Fluß verhindert."

---

bat zu des Vaters Füßen um Vergebung und versicherte, daß er nichts wolle, als des Vaters Aussöhnung mit der Kirche. Zugleich erklärte er, ihn nach Mainz begleiten zu wollen, um von dort seine Aussöhnung mit dem Papste zu betreiben. Der Vater glaubte seinen Eidschwüren, entließ seine Mannen und folgte dem Sohne. Beide kamen nach Bingen, aber am folgenden Tage langte die Nachricht an, daß der Erzbischof von Mainz den gebannten Kaiser nicht aufnehmen wollte. Da überredete der Sohn den Vater, in der Burg Beckelheim (bei Kreuznach) sich aufzuhalten, bis seine Sache entschieden sei. Kaum aber war er dort angelangt, so gewahrte er den schändlichsten Verrat. Er wurde als Gefangener behandelt, und zwar mit schonungsloser Härte; kein Geistlicher durfte ihm Trost spenden, selbst an den Lebensmitteln ließ man es fehlen und versagte ihm das Bad und das Scheren des Bartes. Dann ward er nach Ingelheim gebracht, und hier, im Palaste Karls des Großen, zwang ihn der Sohn, begleitet und unterstützt vom Erzbischof von Mainz und mehreren

Fürsten, zum Eingeständnis seiner Fehler und zur Niederlegung seiner Würde. (31. Dezbr. 1105.) Weder Bitten noch Thränen des Vaters rührten des Sohnes Herz, während die meisten Anwesenden von Mitleid und Rührung ergriffen waren. Und doch erhielt der tiefgebeugte Kaiser weder die Lossprechung vom Banne noch die Freiheit. Er befürchtete sogar lebenslängliche Gefangenschaft oder Tod und ergriff deshalb eine Gelegenheit zur Flucht. Er wandte sich nach Lüttich zu seinem getreuem Bischof Otbert und fand in dem Herzog von Niederlothringen einen tapferen Verteidiger und Beschützer, der den jungen Heinrich mit Verlust zurückschlug. Auch die Stadt Köln belagerte dieser vergebens. Nun stand er im Begriff, mit Umgehung Kölns den blutigen Kampf gegen den im westlichen Lothringen weilenden Vater zu eröffnen, als er die ersehnte Kunde erhielt, daß sein Vater der Last des Kummers erlegen und 1106 zu Lüttich gestorben sei (Aug. 1106). Er war erst sechsundfünfzig Jahre alt.

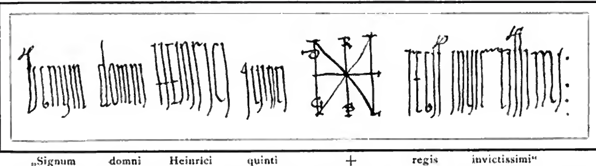
Der Bischof von Lüttich ließ ihn feierlich und mit kaiserlichen Ehren beisetzen; allein der Gebannte sollte auch im Tode von der Kirche ausgeschlossen bleiben. Der Leichnam mußte aus der Gruft heraufgeholt werden und wurde unbeerdigt auf einer kleinen Maasinsel hingestellt. Hier sang ein mitleidiger Mönch aus Jerusalem Tag und Nacht Bußpsalmen am Sarge für des Kaisers Seele. Dann ward der Leichnam nach Speier gebracht, wo ihn das Volk mit Rührung und Ehrfurcht empfing, da der Verstorbene sich um die Stadt sehr verdient gemacht hatte. Er ward in der von ihm erbauten Marienkirche beigesetzt. Sogleich verbot der Bischof allen Gottesdienst; der Sarg mußte wieder emporgezogen und in eine noch ungeweihte Kapelle gesetzt werden. Hier standen die Gebeine des unglücklichen Kaisers noch fünf Jahre über der Erde, bis erst im Jahre 1111 der Bann aufgehoben und der Leichnam mit kaiserlicher Pracht in die väterliche Erbgruft gesenkt ward. Hier ruhte er bis 1689, wo die Franzosen bei der Einäscherung Speiers die Gräber der fränkischen Kaiser plünderten.

So groß auch die Fehler und Verirrungen Heinrichs IV. sein mögen, so zierten ihn doch schöne Tugenden. Ausgestattet mit Scharfsinn und Urteilskraft, die ihm im Gerichte und im Rate das Richtige finden ließen, bewies er selbst gegen seine Feinde Großmut, gegen die Armen, die an ihm einen Vater und Beschützer verloren, die größte Wohlthätigkeit und Milde. Seine schöne, majestätische Gestalt, die über alle Fürsten hervorragte, bekundete sein ritterliches Wesen. Wie tapfer er gewesen, geht schon daraus hervor, daß er, wenn auch nicht immer Sieger, in zweiundsechzig Schlachten gefochten hat und durch seine Erfindungskraft und die Unerschöpflichkeit seiner Hilfsmittel oft seine siegreichen Feinde in Verwunderung und Verlegenheit setzte. Wenn er furchtbar im Zorn, schnell zur Rache und streng bis zur Härte war, so traten doch die Züge der Milde, Großmut und Versöhnlichkeit in den Vordergrund.

Aber ungeachtet dieser reichen Begabung konnte Heinrichs IV. Regierung nicht nur keine segensreichen Ergebnisse hervorbringen, sondern mußte sogar alle Errungenschaften seiner Vorgänger zerstören. Die Gebrechen des auf den Tugenden der Treue und Pietät beruhenden Lehnstaates traten in ihrer ganzen Nacktheit hervor; der Lehnseid wurde zum Meineid, seitdem ihn die Kirche für unverbindlich erklärte, das Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit erlosch im partikularistischen Stammesbewußtsein und in den Sonderinteressen der einzelnen Fürsten. Auch der Klerus wurde von der Reichsgewalt getrennt, seitdem der Krone das Recht der Investitur streitig gemacht ward. Unter solchen Umständen

mußten alle Bestrebungen der früheren Kaiser, ein einheitliches und mächtiges Reich zu gründen, spurlos untergehen, insbesondere war die kaiserliche Machtfülle, mit der einst Heinrich III. im Reiche und in der Kirche gewaltet, gänzlich dahin, seitdem der Stuhl Petri die Weltherrschaft in Anspruch genommen hatte. Wenn nun auch Heinrich in diesem Kampfe um die Herrschaft erlegen war, so hatte doch sein Widerstand den Absolutismus des Hildebrandischen Systems so gebrochen, daß die späteren Päpste der weltlichen Macht größere Zugeständnisse machen mußten. Während aber das Ansehen des Königtums sank, und die Säulen, auf denen der Lehnsstaat erbaut war, einstürzten, erwuchsen den Kaisern in den Bürgerschaften der Städte tapfere und freiheitsliebende Streiter. Sie hatten das richtige Gefühl, daß ihr Interesse, ihre Größe und Freiheit mit der monarchischen Reichsgewalt aufs innigste verbunden sei, weshalb sie auch unter allen Verhältnissen standhaft zu dem verstorbenen Kaiser gehalten, der ihnen dafür Rechte und Privilegien verlieh, ihren Handel schützte und sie in der Weiterentwickelung ihrer Städte unterstützte.





„Signum domni Heinrici quinti + regis invictissimi“

Signum Heinrichs V. von einer gefälschten Urkunde datiert Aachen 13. August 1103. Entscheidet in betreff der von dem Adelbertstift zu Aachen erhobenen Klagen über Bedrückungen seitens der königlichen Vögte zu gunsten des Stifts. Stammend aus diesem, jetzt im Geh. Staatsarchiv zu Berlin. Nach dem Original um die Hälfte verkleinert. Als Beispiel der zahlreichen im Interesse der Geistlichkeit gefälschten Urkunden, woraus später Rechte hergeleitet werden sollten. Schrift und Signum sind täuschend nachgeahmt. Das königliche Vollziehungszeichen wäre auch hier der Querstrich in der Mitte.

4. Heinrich V., 1106—1125.

1106



Aus der „Vita S. Heinrici“ zu Bamberg.

ls Heinrich IV. gestorben war, ward sein Sohn Heinrich V. im ganzen Reiche anerkannt. Nach außen hin gelang es ihm, in Flandern des Reiches Ansehen wieder aufzurichten und die Westgrenze zu sichern; nach Osten hin, gegen Polen, Ungarn und Böhmen, waren seine Versuche, in einigen Feldzügen die vergessene Oberherrlichkeit der Deutschen wieder aufzurichten, von geringerem Erfolge (1108—1110). Im Innern, den Fürsten gegenüber, war wenig mehr an den Zuständen, wie sie unter Heinrich IV. sich gestaltet, zu ändern. Alle Lehen, die größten wie die kleinsten, waren erblich geworden, und das Königsgut sehr zusammen geschmolzen; fast nirgends mehr herrschte der König unmittelbar. Beim Ausbruch eines Krieges entbot er seine großen Vasallen, diese entboten ihre kleineren Lehnsleute, die sogenannten Ministerialen, und bildeten mit diesen das Reichsheer. So war denn der Lehnsstaat wie eine vom König, als dem obersten Lehnsherrn, ausgehende und bis in die untersten Kreise hinabreichende Kette vollständig ausgebildet, aber trotz dieses vielgegliederten Körpers konnte ein kräftiger König immer noch mehr ausrichten, als die andern Herrscher Europas, die in ihren Ländern durch ihre großen Vasallen nicht minder beschränkt waren. Aber die eigentliche Bedeutung der Regierung Heinrichs V. liegt in der weiteren Entwickelung und Beendigung des Investiturstreites.

Heinrich verdankte freilich insbesondere der päpstlichen Partei seine Krone, aber diese Partei sollte bald erfahren, daß sie sich in ihm verrechnet hatte. Herangewachsen unter blutigen Bürgerkriegen, hat er die Eigenschaften, die er im Kampfe gegen seinen Vater offenbart, sein Lebelang gewahrt, aber seine Herrschsucht und Verschlagenheit waren getragen durch politischen Scharfblick und praktischen Verstand, durch Energie und Tapferkeit,

wenn er auch durch seine Gewaltthätigkeit bisweilen seinen eigenen großen Zielen schadete. Voll Strebens, die alte Gewalt des deutschen Königtums wiederherzustellen, hatte er im Streite mit seinem Vater jene höhere, sittliche Würde eingebüßt, die einem Kaiser gegenüber der emporgewachsenen Macht der Fürsten und der Kirche doppelt nötig war. Die Gefühle der Milde, des Wohlwollens, des Mitleids, die sein Vater unter allen Lebensverhältnissen bewahrt hatte, waren dem Herzen des Sohnes fremd, aber an politischem Verstande und konsequentem Handeln ragte er weit über ihn hervor. So einig er mit dem Papste gewesen, so lange er des Beistandes der Kirche zur Befriedigung seiner Herrschsucht bedurfte, der er das kindliche Verhältnis und seine Ehre geopfert hatte, so entschieden trat er gegen den Papst auf, als dieser ihm das Recht der Investitur, das der Kaiser nicht aufgeben wollte, mit Nachdruck verweigerte.

In der Hoffnung, den Papst leichter zur Zurücknahme des Verbotes der Laieninvestitur bestimmen zu können, veranlaßte er denselben zu einer Reise nach Deutschland. Schon war Paschalis II. auf dem Wege dahin, und der König war bereits bis Augsburg, dann bis Regensburg zu seinem Empfange entgegen gegangen, als der Papst auf die Warnung einiger Freunde, sich nicht in die Gewalt eines jungen, heftigen Königs zu geben, seinen Entschluß änderte und sich nach Frankreich wandte, um hier unter dem Schutze des allerchristlichsten Königs die Ausgleichung des Streites vorzunehmen. Auf der Kirchenversammlung zu Chalons im Frühjahr 1107 setzten die Gesandten des Königs, an ihrer Spitze der gewandte Erzbischof Bruno von Trier, mit überzeugender Klarheit auseinander, „daß bei der Investiturfrage zwischen geistlichen und weltlichen Interessen zu unterscheiden sei, daß die Wahl und Weihe der Bischöfe und Äbte der Kirche gebühre und von der Geistlichkeit frei geübt werden solle, die Einsetzung in die zeitlichen Besitzungen dagegen dem König zukomme, und daß der kirchliche Würdenträger so gut wie der weltliche Fürst nur durch rechtliche Belehnung in den Besitz der Regalien, der Städte, Burgen, Märkte, Zölle u. dgl. gelangen könne." Umsonst: der Papst mit seiner Umgebung beharrten in ihrer einseitigen Anschauung; „die Kirche", erwiderte man, „sei durch Jesu Blut erlöst und frei geworden und dürfe nicht wieder zur Magd werden." Mit der Drohung, daß der Streit in Rom selbst durch das Schwert entschieden werden sollte, zogen die deutschen Gesandten ab; der Papst aber schärfte auf einer Synode zu Troyes (Mai 1107) das Verbot der Laieninvestitur von neuem ein.

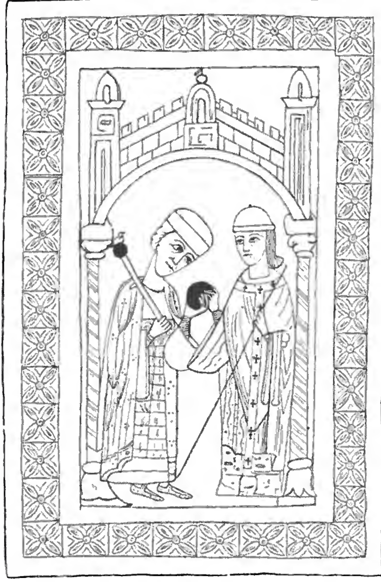
1107

Nachdem sich Heinrich um Ostern 1110 mit der fünfjährigen Tochter des englischen Königs Heinrich I. verlobt und die junge Braut zur Königin hatte krönen lassen, betrieb er eifrig die Rüstungen zu einem großartigen Römerzuge, um seine Drohung, den Investiturstreit in Rom selbst zu entscheiden, in Erfüllung zu bringen. Mit einem bedeutenden Heere, wie noch kein Kaiser nach Italien geführt — die Zahl der Ritter ohne Fußvolk und Knechte wird auf 30 000 angegeben — stieg er über den großen St. Bernhard in die lombardische Ebene hinab, während eine böhmische Abteilung über den Brenner vorging. Das vereinigte Heer lagerte sich in den roncalischen Feldern bei Piacenza, die Fackeln, welche zur Nachtzeit vor den einzelnen Zelten brannten, leuchteten weithin über die ausgedehnte Ebene und verkündeten durch ihren Glanz den Italienern die Macht des deutschen Königs. Die Städte Italiens, die schnell zu

stolzer Blüte sich erhoben hatten, erkannten mit Ausnahme von Mailand und Pavia die deutsche Oberhoheit an, und auch die mächtige Markgräfin Mathilde huldigte dem König als ihrem Oberherrn, ohne ihm jedoch Zuzug zu senden. Auf dem weiteren Zuge über Florenz und Arezzo ordnete Heinrich eine ansehnliche Gesandtschaft nach Rom ab, um mit dem Papste wegen der Kaiserkrone zu verhandeln. Während der Papst als Vorbedingung der Krönung die Anerkennung des Verbotes der Laieninvestitur verlangte, die Bevollmächtigten des Königs dagegen auf dem alten, hergebrachten Rechte des Königs bestanden, die Geistlichen mit den Regalien zu belehnen, äußerte Paschalis den merkwürdigen Gedanken: „So möge der König die Regalien behalten, die Diener der Kirche sollen sich mit den Zehnten und Opfern begnügen.“ Heinrich trug keine Bedenken, unter solchen Bedingungen auf das Investiturrecht zu verzichten; er sah wohl ein, daß dieses Anerbieten den Papst mit dem Klerus in Widerspruch und in endlose Verwickelungen führen mußte, um so mehr, da bei der engen Verflechtung weltlicher und geistlicher Interessen und Befugnisse die Ausführung des Vorschlags kaum möglich war. Indessen kam in Sutri, wo sich das Hoflager befand, im Februar 1111 ein Vertrag zu stande, wonach der König die Investitur aufgeben, der Papst aber den Bischöfen befehlen sollte, auf alle zu ihren Bistümern gehörigen Regalien, wie Grafschaften, Reichsvogteien, Dörfer, Zölle, Märkte, Münzrecht zu gunsten des Königs zu verzichten. Nun hielt der König seinen feierlichen Einzug, und der Papst führte ihn unter Lobgesängen und dem Festjubel des Volkes nach alter Sitte in St. Peters Dom, den Heinrich bereits mit seinen Kriegsleuten hatte umstellen lassen. Als nun vor der Krönungshandlung der Vertrag nochmals öffentlich verlesen wurde und bestätigt werden sollte, da erhob sich allgemeiner Sturm und lautes Murren der anwesenden Bischöfe gegen den Papst, sie erhoben heftigen Widerspruch und überhäuften das Oberhaupt der Kirche mit den bittersten Vorwürfen. Als Heinrich sie zu beruhigen suchte und erklärte, er bestehe nicht darauf, ihnen die Regalien zu entziehen, und sei nur durch die Forderung des Papstes, auf die Investitur zu verzichten, dazu gezwungen worden, die Schuld des Vertrages falle also nicht ihm, sondern dem Papste zur Last, da weigerte sich Paschalis entschieden, die Kaiserkrönung vorzunehmen. Als nun die Unterhandlungen darüber sich hinzogen, rief ungeduldig ein Deutscher aus Heinrichs Umgebung: „Was braucht's vieler Worte? Mein Herr, der König, will gekrönt werden, wie weiland Karl der Große!“ Da aber der Papst auf seiner Weigerung beharrte, ließ der König ihn samt den Kardinälen an heiliger Stätte gefangen nehmen (1111). Nun erhoben die Römer einen wütenden Aufruhr, und ein furchtbarer Kampf entbrannte. Den ganzen folgenden Tag über dauerte das Gefecht, bis sich gegen Abend der Sieg auf die Seite der Deutschen neigte. Nach zwei Tagen zog der König, den Papst und sechzehn Kardinäle mit sich führend, von der Stadt ab und verheerte die Umgegend, wobei die Deutschen an Priestern und edlen Römern die ärgsten Mißhandlungen begangen haben sollen. „Die Christenheit sah ruhig zu, wie der König den Papst von Burg zu Burg schleppte, wie er den

Kirchenstaat mit Feuer und Schwert verwüstete, und weder die Gräfin Mathilde traf Anstalten, das Oberhaupt der Kirche aus den Banden der Knechtschaft zu erlösen, noch regten die Normannen die Arme zur Verteidigung des heiligen Stuhles. Jene Tage waren die Kehrseite der Scene von Canossa, die Nemesis für päpstliche Überhebung."

Endlich wurde der Widerstand des Papstes gebrochen. Von geistlichen und weltlichen Großen und den Bürgern der bedrängten Stadt genötigt, bequemte er sich zu einem neuen Vergleich (April 1111). Er versprach, dem König die Investitur der frei gewählten Bischöfe zu gewähren, deren Weihe erst nach der Belehnung stattfinden sollte; er versprach ferner, sich wegen der erlittenen Mißhandlungen nie zu rächen, noch den König mit dem Bann zu belegen. Bald darauf erfolgte in der Peterskirche die Kaiserkrönung.



Heinrich V. von Papst Paschalis II. die Reichsinsignien empfangend.

Miniature aus Mönch Ekkehards von Aurach Kaiserchronik v. J. 1113. Handschrift zu Cambridge. Hauptquelle für die Zeit Heinrichs V., dem der Verfasser wahrscheinlich persönlich nahestand.



„+ Heinricus D(e)i Gr(ati)a Romanorum IIII. Imp(e)r(ator) Aug(ustus)."
Kaisersiegel Heinrichs V. Um ein Drittel verkleinert.
(„Quartus" Imperator, weil Heinrich I. in der Reihe der Kaiser nicht mitzählt.)

Während Heinrich befriedigt nach Deutschland zurückkehrte und seinen Kanzler Adalbert, der die Verhandlungen geleitet hatte, zum Erzbischof von Mainz erhob, erklärten sich zu Rom die Bischöfe gegen die Zugeständnisse des Papstes und hoben auf einer Kirchenversammlung den Vertrag als durch die Not gezwungen wieder auf. Den Fluch, den der Papst über den Kaiser auszusprechen durch den Eid gehindert war, sprach er wenigstens über den Vertrag aus. Da aber die strengkirchliche Partei hiermit noch nicht zufrieden war, und sich im ganzen christlichen Abendlande Stimmen des Unwillens über die schlaffe Haltung des päpstlichen Stuhles erhoben, so ließ im September 1112 Erzbischof Guido von Vienne durch einen Konzilienbeschluß die Laieninvestitur als Ketzerei erklären und that Heinrich V. als „zweiten Judas" in den Bann. Jetzt sollte der Kaiser ähnliche Erfahrungen machen, wie einst sein unglücklicher Vater: sein bisheriger Freund, Erzbischof Adalbert, den er aus der Niedrigkeit erhoben und mit dem Erzstift Mainz belehnt hatte, fiel von seinem Freund und Wohlthäter ab und erklärte sich, um nicht durch den Bann seine Stelle zu verlieren, gegen den Kaiser, mußte aber seine Untreue durch harte Gefangenschaft auf Schloß Trifels büßen.

1112

Während der Klerus seine Sache durch die Waffen der Kirche weiter führte, erhoben viele Reichsfürsten wieder die Fahne des Aufruhrs. Heinrich hatte beim Aussterben der orlamündischen Grafen von Weimar die Erbgüter dieses Hauses eingezogen, nun erhoben sich mehrere sächsische Fürsten, welche mit Töchtern aus diesem Hause verheiratet waren. Nicht nur Lothar von Supplingenburg, ein durch Reichtum, Bildung und Rechtschaffenheit

ausgezeichneter Fürst, welchem Heinrich beim Aussterben des billungschen Mannsstammes das Herzogtum Sachsen verliehen hatte (1106), sondern auch Pfalzgraf Siegfried bei Rhein, Wiprecht von Groitzsch und Ludwig der Springer von Thüringen erhoben die Waffen gegen den Kaiser. Sie fanden in der französischen und römischen Geistlichkeit mächtige Bundesgenossen und nahmen den Bann zum Vorwand. Aber der Sieg, welchen des Kaisers Feldherr Hoyer von Mansfeld bei Warnstädt unweit Quedlinburg davon trug (Febr. 1113), vernichtete das feindliche Bündnis und brachte viele der verbündeten Fürsten in Heinrichs Gewalt. Jedoch die Härte und Grausamkeit, mit der dieser seine Gegner behandelte, vereinigte seine Feinde zu neuer Bundesgenossenschaft. Zunächst erhob sich bei einem Zuge Heinrichs gegen die Fürsten die Stadt Köln und mit ihr im Bunde die niederrheinischen Fürsten. An den Mauern dieser Stadt brach sich Heinrichs Glück. Um den Landgrafen Ludwig von Thüringen, den Heinrich gefangen gesetzt hatte, brach ein neuer Aufstand von sächsischen und thüringischen Grafen aus, und diesmal besiegten sie den Kaiser am Welfesholze bei Mansfeld am Harze (1115), wo sein Feldhauptmann Hoyer mit vielen tapferen Rittern dem feindlichen Schwerte erlag. Nun fiel ganz Norddeutschland und fast die ganze deutsche Kirche von Heinrich ab, nur die Hohenstaufen, Friedrich und Konrad, von denen jener schon Herzog von Schwaben war, dieser zum Herzog von Franken erhoben ward, hielten treu zu ihm und stützten die kaiserliche Sache, und Bayern unter Welf II. (V.) blieb wenigstens ruhig.

1106 1113 1115

Noch dauerte der Investiturstreit fort, als der Tod der „großen Gräfin" Mathilde neue Gärung herbeiführte (24. Juli 1115). Sie hatte ihre großen Besitzungen der römischen Kirche geschenkt, aber Reichsgut und Allodialgut war kaum zu scheiden, und auch auf das letztere machte Heinrich V. als Urenkel der burgundischen Gisela, einer Großtante Mathildens, wie auch Herzog Welf als Gemahl der Verstorbenen Erbansprüche. Eine neue Heerfahrt nach Italien (1116) brachte ihn in den Besitz der Mathildischen Güter. Während seiner Anwesenheit starb Paschalis (1118), der vor dem heranrückenden Kaiser nach Benevent geflohen war, auch sein Nachfolger Gelasius, den der Kaiser nicht anerkennen wollte, schied nach einem Pontifikat von nur einem Jahre im Kloster zu Cluny aus dem Leben (1119), und nun bestieg zum erstenmal seit Hildebrand ein Papst, der nicht Mönch gewesen, den Stuhl Petri, Guido von Vienne, als Papst Calixt II., ein vornehmer Burgunder und Heinrichs eigener Verwandter, aber sein entschiedener Gegner.

1116 1118 1119

Der kaiserliche Papst Gregor VIII. konnte nicht gegen ihn aufkommen und geriet in die Hände Calixts, der ihm ein schmachvolles Ende bereitete. In ein zottiges Bocksfell gesteckt, verkehrt auf dem Küchenkamel des Papstes reitend, wurde Gregor unter Geißelschlägen und Steinwürfen des Pöbels durch Rom geführt, dann eingekerkert und zum ewigen Exil verdammt.

Der traurige Ausgang des kaiserlichen Papstes, auf welchen die Unterwerfung der deutschen Partei in Italien folgte, und der von neuem über den

Kaiser verhängte Bannfluch stimmte die Ansprüche des letzteren herab. Er sah ein, daß Nachgiebigkeit an der Stelle sei, und so hatten die Friedensbestrebungen der Fürsten einen günstigen Erfolg. Die Sehnsucht nach einem geordneten Zustande im Reich war allgemein. Heinrich gab auf einem Reichstage zu 1121 Würzburg (Sept. 1121) die den sächsischen Fürsten entrissenen Güter und Erbrechte zurück, worauf ein Reichsfriede aufgestellt und beschworen wurde, welcher die Beilegung des Investiturstreites und die Aussöhnung des Kaisers mit dem Papste in Aussicht stellte.

So traten die **Fürsten**, welche in den verwirrten Zeiten Heinrichs IV. und seines Nachfolgers zum Bewußtsein ihrer Kraft und Bedeutung gelangt waren, als **eine Mittelmacht** zwischen den beiden höchsten Gewalten der Christenheit auf, infolge der klugen politischen Berechnung, daß nur bei einem gewissen Gleichgewicht der beiden Gewalten ein Vorteil für sie herauskomme. Während in ihrer Einigkeit freilich die Gewähr dieses Gleichgewichtes lag, das durch ihre Spaltung notwendig gestört werden mußte, weil daraus die Schwächung der einen oder andern Macht erfolgte, so waren damit auf der andern Seite die stolzen Ideale zerronnen, die einst mächtige und hochstrebende Kaiser von des Reiches Machtfülle und Einheit in ihrem Geiste getragen und zu verwirklichen gestrebt hatten.

Auch Calixt II., ein kluger und weitausschauender Mann, war zu einem Ausgleich bereit und ging auf das von den Fürsten betriebene Vermittelungswerk ein. Nachdem er an den Kaiser ein Schreiben in versöhnlichen Ausdrücken gerichtet hatte, wie sie als Häupter der Christenheit alle Ursache hätten, einander zu lieben, und daß, wenn der Kaiser der Kirche gebe, was Christi sei, er auch behalten solle, was dem Reiche gehöre, kam nach weiteren Unterhandlungen das **Wormser Konkordat** zu stande (September 1122), das den 1122 fünfzigjährigen Investiturstreit, der Kirche und Staat aufs tiefste zerwühlt hatte, auf eine für beide Teile annehmbare Weise beendigte. Der Kaiser versprach in diesem Konkordate, die Freiheit der Bischofs- und Abtswahlen anzuerkennen und auf die Belehnung mit Ring und Stab zu verzichten; dagegen soll die Wahl in Gegenwart des Kaisers oder seines Bevollmächtigten vorgenommen werden. Den Gewählten belehnt der Kaiser durch das Scepter mit den Regalien oder fürstlichen Rechten, und zwar soll in Deutschland die Belehnung der Weihe der Bischöfe vorangehen, im übrigen Reich soll sie spätestens sechs Monate nach der Weihe erfolgen.

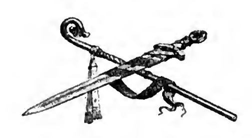

Silbermünze Heinrichs V. von Goslar.

Durch diese einzig mögliche und für beide Teile geeignete Auskunft war einerseits die stolze Theokratie, wie sie dem Herrschergeiste Gregors VII. vorgeschwebt, welche das Deutsche Reich aufgelöst, Könige und Fürsten zu Vasallen herabgewürdigt hätte, beseitigt, anderseits aber hatte die monarchische Machtfülle des römisch-deutschen Kaisertums, die unter früheren Regenten den apostolischen Stuhl unter ihr Herrscheramt beugte und Päpste und Bischöfe nach freiem Ermessen erwählte, eine bedeutende Schmälerung erlitten. Die Kirche hatte zwar nicht die von Gregor VII. erstrebte Lostrennung vom Staate, aber doch eine freiere Stellung zu ihm erlangt. Der Kaiser hatte noch immer viel behauptet, indem das Verhältnis, das den Klerus an den Lehnsstaat fesselte, doch nicht ganz zerrissen

ward, wenn auch dadurch, daß die Bischöfe fortan mehr von Rom als von ihm abhängig waren, die Hauptstütze des Thrones gefallen war. Am höchsten aber ist die geistige Errungenschaft, die durch das Wormser Konkordat erzielt ward, in Anschlag zu bringen. Das christliche Abendland ward dadurch vor einer geistlichen Knechtschaft, vor einer Priesterherrschaft bewahrt, wie sie im alten Indien und Ägypten bestanden, und dem Klerus selbst, der über die Berechtigung des Papstes zu seinem Verfahren gegen den Kaiser und über das historisch-rechtliche Verhältnis beider höchsten Gewalten zu forschen begann, ein neuer Gedankenkreis und eine neue Anschauungsweise erschlossen, die, durch das Studium des römischen Rechtes gehoben und gefördert, für das Kaisertum einen bestimmten Rechtsboden zu finden suchten. Endlich kamen, wie sich der Lehnsstaat durch die Anstrengungen der Kirche lockerte, die Städte immer mehr zum Bewußtsein ihrer Kraft und Selbständigkeit und entwickelten ein republikanisches Gemeindeleben, das in der bürgerlichen Gesellschaft milderen und echt menschlicheren Formen den Eingang bahnte.

Calixt II. starb bald nach dem Abschluß des Wormser Konkordats. Heinrich aber durfte das Schwert bis an sein Ende nicht aus der Hand legen, da ihm die von den Fürsten erregten Händel stets neuen Anlaß zu neuen Fehden gaben. Während sich Heinrich mit mancherlei Plänen trug zur Erweiterung seiner königlichen Macht und zur Wiedergewinnung verlorener Rechte und Güter, starb er am 25. Mai 1125 im vierundvierzigsten Lebensjahre an einem krebsartigen Geschwüre, ohne Nachkommen zu hinterlassen, ein Umstand, in welchem schon die Mitwelt den Fluch des Himmels wegen seines unkindlichen und treulosen Verhaltens gegen seinen Vater erkannte. 1125

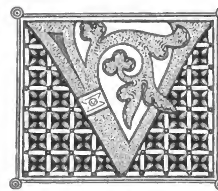
Es gebührt Heinrich V. das Verdienst, daß er von den Trümmern der Kaisermacht, nachdem sie einmal von der stolzen Höhe, die sie unter Heinrich III. erreicht hatte, herabgesunken war, gerettet hat, was eben noch zu retten war, eine Macht, die immer noch für die erste weltliche in der Christenheit galt und immer noch stark genug war, den Kampf gegen die Kirche in den folgenden Geschlechtern zu erneuern.





VII. Das Zeitalter der Kreuzzüge und der Hohenstaufen.

1. Der erste Kreuzzug, 1096—1099.


Aus Heinrichs II. Missale zu München.

Von der Zeit an, wo unter der Regierung Heinrichs IV. der Investiturstreit den Kampf zwischen Kaiser und Papst hervorrief, begann eine ungeheure Bewegung der Geister ganz Europa zu ergreifen, die gleichsam eine zweite Völkerwanderung in ihrem Gefolge haben sollte. Die überströmende Begeisterung für die Religion des Kreuzes brach in unermeßlichen Heereszügen gegen die Ungläubigen aus, und einige Jahrhunderte hindurch wurden diese Kreuzzüge die Seele und der Höhepunkt des Mittelalters. Erst in den Kreuzzügen entfaltete sich der innere Geist des Mittelalters zu seiner höchsten Blüte.

Schon in den ersten Jahrhunderten christlicher Zeitrechnung war es Sitte, Wallfahrten nach dem gelobten Lande zu unternehmen. Besonders häufig wurden sie unter der Regierung des Kaisers Konstantin. Den Pilger oder Wallfahrer kleidete der Priester in das einfache Pilgergewand, versah ihn mit Kreuz, Pilgertasche und Pilgerschürze und reichte ihm den Pilgerstab. So verließ er, eingesegnet und mit geweihtem Wasser besprengt, die Heimat und konnte in allen christlichen Ländern auf gastfreie Aufnahme rechnen. Kehrte er nach Jahren wieder zurück, dann dankte er öffentlich dem Herrn und legte als Zeichen der geendeten Wallfahrt auf den Altar der Kirche einen Palmenzweig, Muscheln, Rosenkränze aus dem gelobten Lande nieder. Für die Mühen der Pilgerfahrt belohnte ihn die Achtung in der Heimat und die Erinnerung an das Gebet auf dem Grabe des Heilandes und an das Bad im Jordan. Unter Konstantin ward das heilige Grab zum prachtvollen Marmortempel, und daneben erhob sich die herrliche Kirche der Auferstehung. Des Kaisers Mutter, die heil. Helena, wallte bereits im hohen Alter nach dem gelobten Lande und erbaute dort Kirchen und Kapellen. Das Verlangen, in der

Kirche des heil. Grabes zu beten, die Sehnsucht, den Boden zu betreten, wo der göttliche Erlöser gewandelt und gelitten, der Glaube, daß solch frommes Werk von allen Sünden reinige und zum Himmel führe, spornte Unzählige an, das gelobte Land zu besuchen. Dazu kamen in der Folge auch irdische Triebfedern, Ehrgeiz und Gewinnsucht, und namentlich wurden viele Reisen des Handels wegen unternommen, als die Christen die Erzeugnisse des Morgenlandes kennen gelernt hatten.

Als die Araber im siebenten Jahrhundert Palästina erobert hatten, störten sie die Übungen christlicher Frömmigkeit nicht, und Karl der Große schloß ja sein Freundschaftsbündnis mit dem berühmten Harun al Raschid, um den Pilgern dessen mächtigen Schutz zuzuwenden. Im zehnten Jahrhundert bemächtigten sich jedoch die ägyptischen Kalifen der heiligen Lande, und nun begann die Lage der Christen schon gedrückter zu werden. Unerträglich aber wurde das Joch für die Christen, als (seit 1073) die Schwärme der rohen Seldschucken Palästina in Besitz nahmen. Da wurden die geweihten Stätten geplündert, die Christen mißhandelt und in die Sklaverei geschleppt und ihre Wallfahrten unmöglich gemacht. Diese Trauerbotschaft erscholl weithin ins Abendland und erfüllte aller Herzen mit Kummer, zugleich aber auch mit dem Verlangen, das gelobte Land den Händen der Ungläubigen zu entreißen. In Spanien kämpften die Christen ohnehin schon seit dem Beginn des achten Jahrhunderts unablässig mit den Arabern um Freiheit, Glauben und Wiedereroberung ihres Landes. In diesen Kämpfen war ein höherer ritterlicher Geist bei ihnen erwachsen, und dieses spanische Rittertum trug wesentlich einen christlich-religiösen Charakter, der jede Kraft dem heiligen Glauben weihte. Dieser Kampf in Spanien erinnerte die abendländische Christenheit unaufhörlich an ihre Pflicht, die Ungläubigen zu bekehren oder zu vernichten. So ging denn der ritterlich-religiöse Geist der Spanier auch auf das Rittertum in Frankreich und Deutschland über, weil in ihm allein das höchste Ziel des christlichen Rittertums ausgesprochen war. Eine besondere Begeisterung war bei den Normannen auf Sizilien und im Süden Italiens rege, wo ebenfalls ein heißer Kampf mit den Arabern entbrannt war, in dem sich der abenteuerliche Geist der alten Germanen durch das Christentum zu einem neuen Rittertum verklärt hatte.

In dem bevorstehenden Kampfe der abendländisch-christlichen Welt gegen das muhamedanische Morgenland, der auf der pyrenäischen Halbinsel schon frühe gleichsam vorgedeutet ward, mußte der Papst das Oberhaupt werden, um durch ihn den Glaubenseifer und die Ergebenheit gegen die Kirche zu erhöhen und die weltlichen Waffen zu gunsten derselben in Bewegung zu setzen. Schon Gregor VII. hatte den Plan, einen Zug zur Eroberung Palästinas zu veranstalten, aber seine Händel mit Heinrich IV. hinderten ihn an der Erreichung dieses Zieles. Jetzt erkannte der Scharfblick des Papstes Urban II. den gewaltigen allgemeinen Zug einer innerlich erregten Zeit, wußte meisterhaft dem Papsttum die Leitung der Bewegung zu sichern, diesem dadurch einen neuen, unerhörten Glanz zu verleihen und die ganze abenteuerlustige romanische Welt zur Eroberung des heiligen Landes unter die Waffen zu rufen. Schon auf der Kirchenversammlung zu Piacenza im März 1095, welche die Bannung Heinrichs IV. und seines Gegenpapstes, die Erneuerung der Verbote der Simonie und Priesterehe zum eigentlichen Gegenstande hatte, hatte Urban ein Hilfegesuch des byzantinischen Kaisers Alexius I. verlesen lassen, das die Unterstützung aller christlichen Völker des Abendlandes anrief gegen die Angriffe der heidnischen Seldschucken. In dieser Versammlung, die so zahlreich besucht war, daß die Stadt die Menge der Erschienenen kaum faßte, hatten sich bereits Hunderte verpflichtet, dem christlichen Kaiser in Konstantinopel zu Hilfe zu ziehen. Aber noch glänzender war der Erfolg einer zweiten Kirchenversammlung, welche Urban zu Clermont (in der Auvergne in Frankreich) hielt (1095). Der Zufluß von Fürsten und Bischöfen, Mönchen und Laien war so groß, daß alle Städte und Dörfer der Umgegend angefüllt waren und trotz der Kälte des Novembers viele unter freiem Himmel oder in Gezelten lagern mußten. Hier, auf weitem Felde, trat der Papst auf und schilderte in begeisternder Rede die Bedrängnis

1095

der morgenländischen Kirche, die Entweihung des allerheiligsten Bodens, wie die Türken die Tempel zu Ställen umgewandelt, das heilige Grab des Erlösers durch Hunde verunreinigen lassen, die Christen geschändet, gemartert, geschlachtet hätten. Dann verkündete er den Befehl vom Himmel, die furchtbaren Greuel zu rächen, das Heiligtum zu retten. Und aus aller Munde erscholl der Ruf: „Gott will es! Gott will es!" Allen, die am frommen Unternehmen teilnahmen, ward Vergebung der Sünden und ewiger Lohn im Himmel zugesichert. Zuerst nahte der Bischof Ademar von Puy und bat knieend um die Erlaubnis, dem heiligen Zug beiwohnen zu dürfen. Der größte Teil der anwesenden Geistlichen folgte seinem Beispiel. Alle hefteten ein rotes Kreuz auf die rechte Schulter, woher ihr Name Kreuzfahrer und die Benennung Kreuzzüge rührt.

Alle, die der Versammlung beigewohnt hatten, verbreiteten die allgemeine Begeisterung in der Heimat. Besonders aber zeichnete sich als Kreuzzugsprediger ein schlichter Einsiedler, Peter von Amiens, aus, dem die Sage einen ganz ungebührlichen Anteil an der Bewegung zugeschrieben, ja ihn geradezu zum intellektuellen Urheber des ersten Kreuzzugs gestempelt hat. Er, der zwar im Jahre 1094 eine Wallfahrt ins gelobte Land unternommen, aber Jerusalem gar nicht erreicht hat, sollte nach der Legende in der Kirche der Auferstehung durch eine göttliche Stimme selbst zur Verkündung der Leiden der verfolgten Christen, zum Aufruf zur Befreiung der heiligen Stadt von den Ungläubigen aufgefordert sein, er erst Papst Urban zu seinem Vorgehen, unter Berufung auf sein himmlisches Gesicht, veranlaßt haben. Thatsächlich hat er wohl, gekleidet in eine mit einem dicken Seile umschlungene Mönchskutte, barfuß, mit einem Kruzifix in der Hand, auf einem Esel reitend, zumal Frankreich mit größtem Erfolge durchzogen und mit dem Feuer seiner gewaltigen Rede die Herzen seiner Zuhörer entzündet. Denn überall kam ihm und auch anderen Kreuzzugspredigern die Stimmung, zumal der niederen Volksschichten, entgegen. Jedermann sah Zeichen am Himmel, die Gottes Willen bekundeten. Steine fielen hageldicht vom Himmel, Kometen und Nordlichter erschienen, man sah eine große Stadt am Himmel. Ein feuriger Weg, heißt es, ging durch die dunkle Bläue des Himmels nach Morgen hin, und bald darauf erschien der halbe Himmel blutrot. Ein Priester wollte am Himmel ein Schwert, ein andrer ein ganzes Heer, ein dritter zwei feurige Ritter fechtend und den mit dem Kreuze siegend gesehen haben; ja es ging die Sage, Karl der Große sei von den Toten auferstanden und werde die heiligen Streiter selbst anführen. Eine damals ausbrechende Seuche, das heilige Feuer genannt, wurde schon als göttliche Strafe der Zögerung ausgelegt. Die größte Bewegung entstand zuerst unter den niederen Vasallen und Leibeigenen. Sie sahen in dem Aufrufe zum Kreuzzuge zugleich eine Befreiung vom Drucke des Adels, und scharenweise sammelten sie sich um Peter den Einsiedler und einen Abenteurer, genannt Walter von Habenichts. Schon im Frühjahr 1096 zogen diese wilden, in den Waffen ungeübten Haufen über den Rhein durch Deutschland. Die Deutschen, mit dem Papste in Streit und die Franzosen hassend, nahmen bei der größeren Nüchternheit ihres Sinnes an der damaligen Begeisterung noch keinen Teil und spotteten über die Franzosen, nur die halbfranzösischen Lothringer wurden von der Bewegung mit fortgerissen. Die meisten dieser Scharen fanden schon in Ungarn und Bulgarien ihren Tod, wo sie durch Zügellosigkeit und Plünderungen den Zorn der Einwohner reizten. Peter und Walter setzten nach Kleinasien über, wurden aber von den Seldschucken angegriffen, und nur Peter kehrte mit einem Häuflein nach Konstantinopel zurück. Gegen 100000 Menschen waren bereits umgekommen, ohne das heil. Land gesehen zu haben. Aber noch in demselben Jahre sammelten sich auch in Deutschland, wo inzwischen ebenfalls die Flamme der Begeisterung aufgeschlagen war, drei neue große Haufen, meist Bauern und Leibeigene, in Sachsen unter dem Priester Volkmar, am Main unter dem Priester Gottschalk, am Rhein unter dem Grafen Emico von Leiningen. In blindem, rasendem Eifer gegen die Ungläubigen fielen sie zuerst über die Juden her und brachten gegen 12000 grausam um. Diese regellosen Scharen zogen den Franzosen nach, wurden aber schon in Ungarn aufgerieben.

1096

Erst nachdem die gehörigen Rüstungen vollendet waren, in der Mitte des August 1096, brachen die regelmäßigen Heere der Fürsten und Ritter auf. Unter den Führern dieses Kreuzzuges verdient besonders **Gottfried von Bouillon**, Herzog von Niederlothringen, Erwähnung. Durch fromme Tugenden und ritterliche Thaten war er der erste Held seiner Zeit, eine der herrlichsten Gestalten, welche das Zeitalter des Rittertums aufzuweisen hat. Wie sein Körper von ungewöhnlicher Schöne und Kraft war, so zeichnete sich auch seine Seele durch seltene Tugenden aus, denn seinen Mut bändigte Vorsicht und Klugheit, und sein frommer und edler Sinn ließ ihn seine Kraft nie zu unedler That mißbrauchen. Nicht aus irdischen Beweggründen verließ er die heimatlichen Fluren: um des höchsten Zieles willen, um das Grab des Erlösers aus den Händen der Ungläubigen zu befreien, zog der fromme Held in den heiligen Kampf.*) Mit ihm zogen seine Brüder **Balduin** und **Eustachius**. Die übrigen Führer des Kreuzzuges waren **Robert**, **Herzog von der Normandie**, Bruder des damaligen Königs von England, **Robert**, **Graf von Flandern**, **Hugo von Vermandois**, Bruder des Königs Philipp von Frankreich, **Stephan**, **Graf von Blois**, und **Raimund**, **Graf von**



Überfahrt von Rittern auf genuesischen Galeeren nach dem gelobten Lande.
(Im J. 1187.)
Gleichzeitige Abbildung aus den Jahrbüchern von Genua.

Toulouse. An diese französischen Führer schlossen sich an **Bohemund von Tarent**, der Sohn des tapferen Robert Guiscard, und sein Neffe **Tancred**.

Zum gemeinsamen Führer wählten die Kreuzfahrer den Herzog **Gottfried von Bouillon**, also einen Deutschen, der als Lohn seiner Treue von Heinrich IV. Niederlothringen erhalten hatte. Er befehligte ein Heer von 80000 Fußgängern und 10000 Reitern, meist aus Franzosen und Normannen bestehend. Er zog in guter Ordnung durch Deutschland, Ungarn und Bulgarien. Da Hugo von Vermandois, der den Weg zur See eingeschlagen und an der griechischen Küste Schiffbruch gelitten hatte, vom Kaiser Alexius wie ein Gefangener behandelt wurde, erzwang Gottfried durch Verwüstung seines Landes seine Befreiung. Nun schwuren die Heerführer dem Kaiser Alexius den Lehnseid, nur Raimund von Toulouse nicht, der sich zu keinem andern Eide verstand, als gegen des Kaisers Leben und Ehre nichts zu unternehmen. Jetzt erst bewilligte Alexius Schiffe zur Überfahrt des Heeres, das auf 600000 Menschen angewachsen war. In Kleinasien stieß Peter der Einsiedler mit seiner Schar zu ihnen.

Den Anfang des Feldzuges machte man mit der Belagerung der Stadt Nicäa, welche zum Reiche des Sultans Kilidsch Arslan gehörte. Die Franken, wie die Abendländer von

*) Die Sage, daß er dem Gegenkönig Heinrichs IV., Rudolf, die Spitze der Reichslanze in die Brust gestoßen, ist bereits erwähnt worden.

den Orientalen genannt wurden, weil der größte Teil aus Franken bestand, mußten die Tapferkeit der Türken rühmlichst anerkennen. Aber allem Widerstande zum Trotz war die Übergabe der Stadt nahe, als die Christen eines Morgens zu ihrem größten Erstaunen die griechischen Fahnen von den Mauern wehen sahen. Die Griechen hatten heimlich Unterhandlungen mit den Einwohnern gepflogen, denen zufolge die Stadt dem Kaiser Alexius übergeben wurde. Voll Verdruß über diese Treulosigkeit zogen die Kreuzfahrer weiter, in zwei Abteilungen getrennt, von denen die eine bei Doryläum im alten Phrygien auf ein Heer von 150000 Seldschucken stieß. Schon lösten sich die Reihen der Christen, als Gottfried an der Spitze der andern Abteilung zur rechten Zeit herannahte und durch seine Tapferkeit die Schlacht zum Vorteil der Christen herstellte. Unter der glühendsten Sonnenhitze zogen die Kreuzfahrer weiter durch unfruchtbare Länder, mit Not und Gefahren aller Art kämpfend. Andres Unheil drohte dem Heer durch die Zwistigkeit zwischen Tancred und Balduin, in deren Folge letzterer sich vom Hauptheere trennte. Er wandte sich gegen den Euphrat, wo er die Stadt Edessa gewann, und gründete hier, zuerst von allen Kreuzfahrern, eine eigene Herrschaft.

Die übrigen Kreuzfahrer kamen indessen vor Antiochien in Syrien an. Die Belagerung dieser wohlbefestigten Stadt war mit den größten Schwierigkeiten verbunden, und Monate vergingen, ohne daß etwas ausgerichtet worden war. Den Christen gebrach es an Belagerungsmaschinen und Lebensmitteln. Krankheiten rafften einen großen Teil des Heeres hin, aber die Fürsten beschlossen, in der Belagerung auszuharren. Eine Flotte aus Genua brachte Streiter und Lebensmittel und entflammte zu neuem Mute; mit dem beginnenden Frühjahr (1098) kam neue Zufuhr, und die Krankheiten hörten auf. Da erscholl die Kunde, Sultan Kerboga nahe mit einem Heere von 200000 Seldschucken. Aber noch ehe er anlangte, ward Antiochien durch Verrat eines Renegaten, d. h. eines zum Islam übergetretenen Christen, Namens Pyrrhus, der mit Bohemund geheime Unterhandlungen gepflogen, bei Nacht erstiegen und im Sturm genommen. Aber am dritten Tage nach der Einnahme der Stadt kam Kerboga mit seinen zahllosen Scharen, und die Christen sahen sich plötzlich in der verödeten und ausgehungerten Stadt eingeschlossen. Sie waren verloren, wenn ein Wunder sie nicht rettete. Mann und Roß verschmachteten vor Hunger, und auch die ekelhafteste Speise, die man in der Verzweiflung gebrauchte, ging zu Ende. Da trat ein hochbegeisterter Priester auf, Petrus Bartholomäus, und verkündete ein Traumgesicht, darin ihm verheißen war, die heilige Lanze, mit der die Seite des Heilandes durchstochen worden, und die in der Kirche des Apostels Petrus unweit des Hauptaltars verborgen liege, werde sie zum Siege führen. Es wurde nachgegraben, und wirklich brachte Petrus eine in Purpur gehüllte Lanze aus der Tiefe. Bei ihrem Anblick fühlten sich die Pilger vom höchsten Mute beseelt, so daß die Fürsten einen Ausfall zu wagen beschlossen. Nach dreitägigem Fasten, nach feierlichem Hochamt und empfangener Sündenvergebung zog die abgemattete Schar, Schatten des Todes gleich, unter dem Schalle der Trompeten und dem Psalmgesang weißgekleideter Priester, die heilige Lanze in der Mitte, aus der Stadt, zersprengte die feindliche Vorhut und warf sich mit so unwiderstehlicher Begeisterung auf das türkische Hauptheer, daß es sich in volle Flucht auflöste und Kerboga selbst die Flucht ergriff.

1098

Während Bohemund zurückblieb, um Antiochien als ein Fürstentum zu behaupten, setzten die Kreuzfahrer ihren Zug weiter fort, wobei es an Mühseligkeiten wie an neuen Streitigkeiten nicht fehlte. Endlich, im Juni 1099, gelangten sie über Ramla und Emaus auf eine Anhöhe, von der man Jerusalem gerade vor sich liegen sah. Freudenthränen stürzten den abgezehrten Kriegern bei diesem Anblick aus den Augen; sie fielen alle auf die Knie und erhoben Lobgesänge: alle ausgestandenen Leiden waren um dieses Preises willen vergessen. Aber noch stand ihnen der furchtbarste Kampf bevor. Sie zählten nur noch 1500 Reiter und 20000 Fußgänger, und diese kleine Schar sollte die gewaltige Stadt Jerusalem erobern, in der 40000 Verteidiger hinter den festesten Wällen und Burgen sich verschanzt hatten und die von allen Seiten her neue Unterstützungen finden konnte.

Aber von neuem begeisterte das Feldgeschrei: „Gott will es!" die heldenmütige Christenschar. Nach unsäglichen Anstrengungen und Entbehrungen, als die Bedrängnis den höchsten Grad erreicht hatte, erschien eine genuesische Flotte im Hafen von Joppe und brachte nicht nur Lebensmittel, sondern auch Werkzeuge und treffliche Zimmerleute zum Bau der Belagerungsmaschinen. Am 14. Juli wurde ein allgemeiner Sturm gewagt. Am folgenden Tage, nachdem die Erscheinung eines glänzenden Ritters auf dem Ölberge, der seinen blitzenden Schild schwenkte, die Christen ermutigt hatte, wurden die Mauern mit erneuter Heftigkeit bestürmt, die Thore zersprengt, die Zinnen erstiegen. Mit dem Feldgeschrei: „Gott hilft! Gott will es!" drangen die Wallfahrer in die Stadt, ein furchtbarer Todeskampf erhob sich in den Straßen, die zum allgemeinen Grabe aller Sarazenen wurden. Dann zogen die heldenmütigen Pilger über rauchende Trümmer und durch Ströme von Blut mit bloßem Haupte und barfuß zur Kirche des heiligen Grabes, dankten Gott für den Sieg und reinigten sich durch Berührung der heiligen Steine von ihren Sünden (1099). Nur Herzog Gottfried hatte sich von diesen Greueln frei gehalten. Gleich nach Eroberung der Stadt war er in die Kirche des heiligen Grabes gegangen und hatte dort im wollenen Büßerhemd, barfuß und ohne Waffen Gott gedankt, daß er ihm zur Erfüllung seines Gelübdes seinen Beistand verliehen. 1099

Das heilige Grab war befreit, das große Ziel ruhmvoll errungen. Noch aber hatten die Kreuzfahrer von den Sarazenen alles zu fürchten, und auch unter ihnen selbst ruhte die Zwietracht nicht. Sie schufen daher das Land in ein christliches Königreich um und wählten Gottfried von Bouillon zum König. Aber in seiner frommen Demut äußerte er: „Da, wo mein Erlöser eine Dornenkrone trug, will ich keine Königskrone tragen," und nannte sich nur Beschützer des heiligen Grabes. Schon im folgenden Monat nach der Einnahme der Stadt nahte sich ein zahlreiches Heer von Sarazenen, dem Gottfried kaum den siebenten Teil dieser Macht entgegenstellen konnte. Dennoch errang seine Tapferkeit und Klugheit und die Begeisterung der Pilger den Sieg in der Schlacht bei Askalon (1099). Schon im folgenden Jahr raffte der Tod den edlen, auch von den Türken geachteten Helden hinweg: er überließ das neue Reich seinem Bruder Balduin, der sich zuerst König nannte.

Das neue Königreich Jerusalem umfaßte: 1) das eigentliche Kronland Jerusalem, die südliche Hälfte des eigentlichen Palästina; 2) die von Gottfrieds Bruder Balduin gegründete Grafschaft Edessa; 3) das von Bohemund gestiftete Fürstentum Antiochien; 4) das von Tancred gegründete Fürstentum Tiberias; 5) die Grafschaft Tripolis; außerdem gehörten noch viele ritterliche Lehen dazu. Das Königtum war erblich, nur beim Aussterben des königlichen Geschlechts trat das Wahlrecht der größeren Vasallen ein. Da die Verfassung eine Nachbildung des damaligen französischen Lehnsstaates war, so war die Macht des Königs sehr beschränkt. In wichtigen Fällen der Verwaltung war er an den Beirat des Patriarchen und der Reichsbarone, in der Gesetzgebung an den aus dem hohen Adel, der Geistlichkeit und den Bürgern der Städte gebildeten Reichsrat gebunden.

Dies kleine Königreich Jerusalem würde seinen zahlreichen äußeren Feinden bald erlegen sein, wenn sich nicht, auch abgesehen von den eigentlichen großen Kreuzzügen, der Zuzug von Pilgern und Kreuzfahrern aus dem Abendland bald in stärkeren, bald in schwächeren Scharen, fortwährend, wie eine Völkerströmung, erhalten hätte. So sei hier nur beispielshalber des Zuges gedacht, den Herzog Welf IV. von Bayern mit mehreren Bischöfen und weltlichen Herren, auch mit vielen vornehmen Frauen, unternahm, an deren Spitze die begeisterte Markgräfin Ida von Östreich stand (1101). Sie wurden auf der Ebene von Kappadokien geschlagen, gefangen, getötet und zersprengt. Auch die schöne Markgräfin Ida geriet in Gefangenschaft. Im Morgenland entstand die Sage, sie sei Gemahlin eines mächtigen Türken geworden und habe ihm den tapferen Zenki geboren, der nachher der Schrecken der Christen wurde.



Gewappneter Ritter zur Zeit der Hohenstaufen.
Miniature aus der gemalten Handschrift der Jahrbücher von Genua, beginnend im XII. Jahrhundert, äußerst wichtig und interessant für die Zeit der Kreuzzüge und die Hohenstaufenkämpfe in Italien.

2. Das Rittertum und die geistlichen Ritterorden.

Der erste Kreuzzug gab zur Gründung zweier Ritterorden, der Johanniter und Templer, Veranlassung. Zuvor aber mag eine Darstellung des Rittertums überhaupt hier ihren Platz finden.

Das Rittertum, hervorgegangen aus dem ursprünglichen Charakter der alten Germanen, wonach der Mann nur gilt, insofern er seine Kraft entwickelt und bei andern zur Anerkennung bringt, erhielt durch die christliche Religion eine höhere Weihe. Gerechtigkeit, Milde, Schutz der Schwachen und Unterdrückten, besonders der Frauen und der Diener der Kirche, wurden allgemein anerkannte Pflichten und Tugenden christlicher Ritter. Da der Kriegsdienst vorzugsweise Dienst zu Roß geworden und von dem Adel und seinen Dienstleuten geleistet wurde, so nahm dieser Stand die ritterlichen Ehren als ausschließliches Erbteil in Anspruch. Seine höchste Ausbildung erhielt das Rittertum in den Zeiten der Kreuzzüge, indem sich hier die Pflichten des Kriegers und Christen auf das innigste mit einander vereinigten.

Um Ritter zu werden, war Abstammung aus einem ritterlichen Geschlechte nötig, d. h. aus einem solchen, in dem der Kriegsdienst zu Pferde herkömmlich war. Bis zu seinem siebenten Jahre wuchs der ritterbürtige Knabe unter der Pflege der Frauen auf; dann trat er als Edelknabe oder Page (Junkherlin oder Garzûn) in den niederen Dienst eines Höheren, gewöhnlich des Lehnsherrn. Hier lernte er Pagendienste verrichten, diente bei Tische, begleitete den Herrn auf der Jagd, auf Reisen und andern Fahrten, um sich an Zucht und Gehorsam, an Abhärtung und Entbehrung zu gewöhnen. Zugleich bekam er eine ritterliche Erziehung: er lernte ein Pferd tummeln, die Armbrust spannen, das Schwert führen und bildete in Leibesübungen aller Art seine Kraft aus. Daneben lernte

er Singen und Saitenspiel, insbesondere aber, daß Gott lieben und die Frauen ehren die ersten Pflichten des künftigen Ritters seien. Nach zurückgelegtem vierzehnten Jahre wurde er Knappe und empfing das Schwert, um von nun an die eigentliche Waffenkunst in strengeren Übungen zu erlernen. Als Waffenträger begleitete er seinen Herrn überall, besonders zu Fehden und Turnieren, und leistete ihm oft, an seiner Seite fechtend, treuen Beistand, ja ging wohl für ihn in den Tod. Im einundzwanzigsten Jahre erfolgte unter eigentümlichen Feierlichkeiten, die jedoch nicht überall dieselben waren, die Aufnahme in den Ritterstand. Sie geschah gewöhnlich an großen Höfen, bei Festen in einer glänzenden Versammlung von Fürsten, Geistlichen und Edelfrauen. Der würdig befundene Knappe, der in den Ritterstand aufgenommen werden sollte, mußte tags zuvor fasten und die Nacht in der Kirche unter andächtigem Gebete zubringen. Am Morgen des Festes nahm er ein Bad und legte sich dann in ein schönes Bett, um anzudeuten, daß der von Sünden Gereinigte das Paradies gewinne. Nun wurden ihm weiße und rote Gewänder und schwarze Schuhe angelegt, jene sollten ihn an Reinheit des Wandels, an Vergießung seines Blutes für Gott und die Kirche, diese an den Tod und das finstere Grab erinnern. Dann in die Versammlung geführt, mußte er auf das Evangelienbuch schwören, daß er der Tugend unwandelbar leben, täglich die Messe hören, dem katholischen Glauben treu sein, die Kirche, die Schwachen und Unschuldigen verteidigen und seinem Oberherrn gehorchen und bis in den Tod treu bleiben wolle. Darauf wurde ihm von einem bewährten Ritter, bisweilen von einem Fürsten oder dem Könige der Ritterschlag (die Schwertleite) erteilt, d. h. er erhielt einen oder drei leichte Schläge mit dem flachen Schwerte auf die Schulter, wobei die Worte gesprochen wurden: „Im Namen Gottes, des heiligen Michael und des heiligen Georg mache ich dich zum Ritter.“ Nun wurden ihm außer dem Schwerte die übrigen Waffenstücke überreicht, nämlich die Lanze (Gleve), der Helm mit Visier und Helmbusch (Zimier), der Schuppen-, Platten- und Ringelpanzer, der gestickte Wappenrock, die farbige Schärpe, die Blechhandschuhe und die goldenen und vergoldeten Sporen. Ein Festgelage schloß die Feier. Bei Ärmeren war die ganze Handlung natürlich einfacher. Oft wurde ein tapferer Knappe mit mehreren anderen nach einem Siege gleich auf dem Schlachtfelde von seinem Lehnsherrn zum Ritter geschlagen.

Zur Erhaltung des ritterlichen Sinnes dienten besonders die Turniere. Sie wurden gewöhnlich zu Ehren eines festlichen Tages veranstaltet und die Teilnehmer lange zuvor dazu eingeladen. Nur Ritter von altem, echtem Adel und unbescholtenen Sitten durften an den Turnieren teilnehmen, weshalb Kampfrichter angeordnet waren, um durch Prüfung der Wappen und des Wandels die Turnierfähigkeit jedes Ritters zu untersuchen. Der Turnierplatz war mit Sand bestreut und mit Schranken umgeben, hinter denen das Volk stand. Die Damen und hohen Personen saßen auf Balkonen. Für das Turnier selbst bestanden eigne Gesetze, für deren Beobachtung Richter und Ritter Sorge tragen mußten. Turniervögte, Wappenkönige, Herolde und Grieswärtel hatten für die Aufrechthaltung der Ordnung und zur Vermeidung von Unglück zu wirken.

Unter rauschender Musik eilten die von Kopf bis zu Fuß in Eisen gehüllten Ritter in die Schranken ein, worauf der Herold die einzelnen Festpaare ausrief. Zuerst kam das Lanzenstechen. Mit eingelegter Lanze rannten die beiden Kämpfer auf scharf angespornten Pferden gegen einander und suchten sich gegenseitig vom Rosse zu werfen. Saßen beide fest, so zersplitterten oft die Lanzen an den Brustharnischen, zuweilen flogen beide aus dem Sattel, zuweilen ward einer, der Zügel und Steigbügel nicht loslassen wollte, samt dem Pferde rücklings zur Erde geworfen. Beim Scharfrennen wurden spitze Lanzen gebraucht, weshalb ein solches Turnier mitunter unglücklich ablief, indem mancher tödlich verwundet wurde. Auch beim stumpfen Rennen brach mancher, vom Pferde stürzend, die Rippen oder das Genick. Auch ritt man zuweilen in ganzen Scharen gegen einander. Nach dem Lanzenstechen folgte der Schwertkampf zu Fuß oder zu Roß.

Wer von den Kämpfern die meisten Gegner überwunden hatte, erhielt aus den Händen der vornehmsten und schönsten Dame den sogenannten Dank, der in einer goldenen



Schwertleite.
Nach der Miniature eines Codex zu Oxford.

Kette oder in einem goldenen Ringe, in einem Wehrgehänge oder sonst kostbaren Waffenstücke bestand. Die nach ihm kommenden Sieger erhielten einen ähnlichen, nur geringeren Dank. Nun folgte ein festliches Mahl, vor welchem die Sieger von den Damen entwappnet wurden, um dann, mit Prachtkleidern geschmückt, bei Tafel neben ihnen zu sitzen und nachher den Tanz mit ihnen zu eröffnen. Bei diesen Turnieren zeigten manche vornehme Ritter ihren ganzen Reichtum. So bestimmte einst ein Graf von Toulouse als ersten Dank 100 000 Goldstücke, die der Sieger sogleich unter 100 Ritter verteilte. Ein andrer französischer Ritter ließ das Turnierfeld mit zwölf Paar Ochsen umpflügen und 3000 Silberstücke hineinsäen. Noch ein anderer ließ die Tafel mit Gerichten besetzen, die bloß bei Wachskerzen und Fackeln gekocht worden waren.

Auch die Frauen des Ritterstandes wurden in ihren Kinderjahren in der Regel aus dem Hause gethan und gewöhnlich am Hofe des Lehnsherrn oder in einem Kloster erzogen. Am Hofe trat das Fräulein bei Festen und feierlichen Gelegenheiten im Gefolge der Dienstherrin einher, kredenzte den Wein bei Tafel, empfing fremde Ritter und gürtete ihnen die Waffen ab. Auch die Herstellung weiblicher Arbeiten für die Bedürfnisse der Hofhaltung lag ihnen ob. Die Frauen lebten zu Hause gewöhnlich in einem abgelegenen Teile des Hauses, der Kemenate, wo sie außer von den Verwandten und Dienstleuten selten von Männern gesehen wurden, mit Spinnen und Weben beschäftigt.

Die Wohnung des Ritters war die Burg, bei den ärmeren klein, eng und unwohnlich. Rings umgab sie ein Graben, über den eine Zugbrücke führte; sie lag meist auf steiler, windiger Höhe, oder, lag sie im Flachlande, inmitten von Wasser und Sumpfbefestigungen. Im Innern war der Burghof, von den Ställen der Pferde, Hunde u. dgl. umgeben, über den es in den Saal ging, das Hauptgemach der Burg, den gewöhnlichen Aufenthalt der Männer. Höher lagen die Kemenaten, der Aufenthalt der Frauen, und den Abschluß der Befestigung bildete der Turm (turn), der bei größeren Burgen die Schlafkammern, gewöhnlich aber nur Treppen, Verließe und Wachtstuben enthielt. Größere, besonders fürstliche Burgen hatten auch größeres Gelaß, oft bis zu drei Höfen, in denen man selbst Ritterspiele halten konnte, und Kirche und Kapelle.

Wenn kein Aufgebot zu einer Hoffahrt oder einer Fehde den Ritter hinausrief, so ging das Leben in der Burg einfach und einförmig dahin, nur durch die Freuden der Jagd und fröhliches Zechgelage im Saale unterbrochen, wenn Besuch aus der Nachbarschaft kam. In der Zeit des echten Rittertums galt „Stegreif“, d. h. das Ausziehen auf Raub und Wegelagerung, für ein entehrendes Handwerk. Aber noch trauriger und öder



Turnier, XIII. Jahrhundert. Elfenbeinschnitzerei von einem Kästchen in der Bibliothek zu Ravenna.

In den „Lauben" und auf den Zinnen der Burg sind die Zuschauer, meistens Damen, die in verschiedenartiger Weise ihre Partei- und Teilnahme äußern, versammelt; seitlich Posaunenbläser, welche das Signal zum Kampfe geben. Links und rechts empfangen die Ritter kniend von ihren Damen Stahlhelm und Turnierlanze. — (Die beiden runden Scheiben über den stechenden Rittern gehören nicht zur Darstellung, sondern sind die Ansätze einer Handhabe des Kästchens.)

ward das Leben in der Burg im Winter, wenn der Schnee Straßen und Pfade unwegsam machte. Um so mehr wurde das erste Nahen des Frühlings begrüßt und die sanfte, süße Sommerzeit gefeiert, wo es wieder hinausging zu den glänzenden Hoffesten der Könige und Fürsten, zu den prächtigen Turnieren, zu dem geselligen Verkehr stolzer Ritter und schöner Frauen.

Den inneren Kern, den geistigen Gehalt des Rittertums bildete die Diensttreue gegen den Herrn, die bis in den Tod, ja zuweilen, wie bei Hagen im Nibelungenliede, bis zum Verbrechen geleistet ward, und deren Verletzung als Felonie, d. h. als Abfall und Verrat, galt. Mit der Treue verbanden sich die Tugenden der Rechtgläubigkeit, der Beschirmung der Schwachen, Frauen und Waisen als christliche Ritterpflicht. Bei allen Nationen des christlichen Abendlandes, bei Franzosen, Normannen, Engländern, Deutschen, hatte sich das Rittertum in fast gleicher Weise ausgebildet; durch alle Nationen verteilt und trotz der Verteilung durch besondere Eigentümlichkeit und Rechte zusammenhängend und gleichgestellt, bildete der Ritterstand gewissermaßen ein Adelsvolk, das seine Glieder enger als Nation und Vaterland miteinander verknüpfte.

Eine eigentümliche Erscheinung der Kreuzzüge aber waren die geistlichen Ritterorden, in denen sich der Geist des Rittertums und des Mönchswesens in der Art gegenseitig durchdringt, daß sie gleichsam als Vermählung beider Institute betrachtet werden können. Infolge des ersten Kreuzzuges entstanden die Ritterorden der Johanniter und der Templer, welche eine besondere Stütze des neuen Staates Jerusalem wurden.

Der Grund zu dem Orden der Johanniter wurde schon im Jahre 1048 gelegt. Kaufleute aus Amalfi, welche eine Wallfahrt nach Jerusalem unternommen hatten, bauten in der Nähe der Kirche des heiligen Grabes eine Kapelle, sowie auch ein Kloster und ein Hospital, um Pilgern ihrer Nation Aufnahme zu gewähren. Diese Kapelle ward dem heiligen Johannes dem Barmherzigen, einem Patriarchen von Alexandria im siebenten Jahrhundert, nicht, wie man später mißverständlich annahm, Johannes dem Täufer, (vergl. Schiller, Kampf mit dem Drachen) geweiht, und darnach nannten sich die Ordensmitglieder „Hospitalbrüder des heil. Johannes von Jerusalem“. Zur Zeit des ersten Kreuzzuges stand Gerhard aus der Provence dem Hospital vor, welcher sich der Bedrängten jedes Glaubens so menschenfreundlich annahm, daß Gottfried diese Anstalt mit beträchtlichen Grundstücken bedachte. Gerhard trennte das Hospital von dem Kloster und bildete aus den Pflegern desselben eine eigne Gesellschaft. Sie unterschieden sich in Meister und Brüder und widmeten sich dem Dienste der Kranken und Armen mit solchem Eifer, daß Fürsten und Ritter des Morgen- und Abendlandes sie durch Gaben und Vermächtnisse ehrten. Papst Paschalis II. bestätigte im Jahre 1113 dem Orden die reichen Schenkungen und gab ihm das Recht, sich seinen Meister selbst zu wählen. Der zweite Vorsteher, Raimund du Puy, ein Ritter aus der Dauphiné, der im Jahre 1118 Gerhards Nachfolger ward, erteilte den Johannitern eine festere Verfassung, indem er sie nicht nur auf die Mönchsgelübde der Armut, des Gehorsams und der Ehelosigkeit verpflichtete, sondern ihnen auch eine besondere Ordenstracht gab, einen schwarzen Mantel mit einem weißen leinenen Kreuz auf der linken Seite. Bald aber fügte er zu diesen Klostergelübden noch das Gebot zum Kampf gegen die Ungläubigen und schuf so, nach dem Vorbild der inzwischen aufgekommenen Tempelherren, seine Brüderschaft zu einem geistlichen Ritterorden um. Als Sinnbild der acht ritterlichen Tugenden führte er statt des bisherigen einfachen Kreuzes ein solches mit acht Spitzen ein und erhielt für all' diese Neuerungen die päpstliche Bestätigung. Die Ordensglieder zerfielen nun in drei Klassen: in Ritter adliger Geburt, welche als Streiter Christi die Pilger geleiteten und gegen Angriffe der Ungläubigen schützten, außerdem aber auch Kranke pflegten; in Geistliche, welche den Gottesdienst besorgten, und in dienende Brüder, welche die Krankenpflege ausübten und den andern Ordensgliedern beistanden, selbst aber nie Ritter werden konnten. Alle drei Klassen wurden nicht bloß auf die Kranken- und Armenpflege, sondern auch auf die Klostergelübde verpflichtet und mußten die strengste Sittlichkeit beobachten.

1113



Die Frau im Schutze der Ritterlichkeit.
Allegorische Miniature aus einem Psalterium in der Nationalbibliothek zu Paris.

Der Orden der Tempelherren entstand 1119 aus einer Verbrüderung von neun französischen Rittern, an deren Spitze Hugo von Payens und Gottfried von St. Omer standen. Ergriffen von dem Beispiel der Johanniter, legten sie dieselben drei Mönchsgelübde ab, verpflichteten sich aber auch zur Verteidigung der Pilger und zum Krieg gegen die Ungläubigen. König Balduin II. von Jerusalem räumte ihnen eine Wohnung in der Nähe der nach der Eroberung Jerusalems zu einer christlichen Kirche umgewandelten Moschee ein, die auf der Stätte des alten salomonischen Tempels stand. Deshalb nannten sie sich Tempelritterbrüder oder Templer. Sie trugen einen weißen, mit einem blutroten Kreuze bezeichneten Mantel. Die weiße Farbe sollte ihre Unschuld und Milde für die Christen, die rote hingegen den Kampf gegen die Ungläubigen und den blutigen Märtyrertod andeuten. In der Schlacht führten sie ein weiß-schwarzes Banner mit der Inschrift: „Nicht uns, o Herr, nicht uns, sondern Deinem Namen gib die Ehre!" Der Orden war anfangs eine Wohlthat für die bedrängte Christenheit im Morgenlande: Grafen und Ritter aus verschiedenen Ländern ließen sich aufnehmen, und Fürsten und Völker, Geistliche und Weltliche wetteiferten, den Orden mit Gaben und Vorrechten zu beschenken. So kam es denn, daß er schon nach einem Jahrhundert 20000 Ritter zählte und 9000 Komtureien und Prioreien mit liegenden Gründen in Europa und Asien besaß. Auch dieser Orden zerfiel in Ritter, Geistliche und dienende Brüder, welche teils Waffenwerk, teils Handwerk trieben. An ihrer Spitze stand der Großmeister, dessen Macht durch einen hohen Rat beschränkt war. Ihre Tapferkeit war ein Schrecken der Sarazenen. In der Folge rissen Habgier, Sittenverderbnis und greuliche Geheimlehren unter dem Orden ein. Nach dem Verlust des gelobten Landes schlug ein großer Teil der Mitglieder seinen Wohnsitz in Frankreich auf, wo er teils durch inneren Verfall, teils durch die Habsucht König Philipps IV. seinen Untergang fand. Papst Clemens V. hob, von Philipp gedrängt, im Jahre 1312 durch eine Bulle den Orden auf, und der letzte Großmeister, Jakob von Molay, bestieg mit vielen seiner Ordensbrüder den Scheiterhaufen (1314).

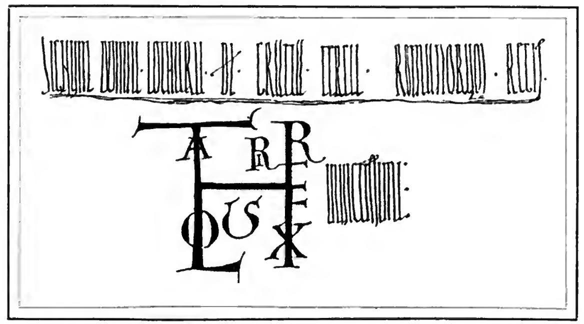
1119

Zu diesen beiden Ritterorden, die meist aus welscher Ritterschaft bestanden, kam noch ein dritter, der Deutsche Orden, der zwar erst dem dritten Kreuzzuge seine Entstehung verdankt, der Zusammengehörigkeit halber aber schon hier zu erwähnen ist. Schon 1128 hatten die Deutschen, die in Not und Bedrängnis von den beiden Orden wenig beachtet wurden, eine Hospitalbrüderschaft gestiftet, die nach den Regeln des heil. Augustinus lebte und von den Johannitern abhängig war. Bei der Eroberung Jerusalems durch Saladin war im Jahre 1187 dies Hospital eingegangen. Als aber bei der Belagerung von Akkon im Christenheere Seuchen ausbrachen, errichteten barmherzige Kaufleute aus Bremen und Lübeck aus Segeltuch eine „Lufthütte" und stellten dies provisorische Hospital unter den Schutz der Jungfrau Maria. Von dem Kaplan und dem Kämmerer Friedrichs von Schwaben, Burkhard und Konrad, ward die Stiftung nach der Eroberung von Akkon auf erworbenen Stadtgrund verlegt: dann warb man durch Vermittelung des Hohenstaufen bei dem Papste um die Rechte einer geistlichen Genossenschaft für die Brüder des Marienhospitals deutscher Nation. Der erste Hospitalmeister wird Gerhard genannt, der erste Hochmeister Hermann Walpot (von Bassenheim). Im Februar 1191 erhielt der Krankenpflegerorden die päpstliche Bestätigung und wurde bald nach dem Tode Kaiser Heinrichs VI. in einen selbständigen geistlichen Ritterorden (März 1198) umgewandelt, der ausschließlich deutsch sein sollte, als Ordensgewand den weißen Mantel der Templer, aber geschmückt mit einem schwarzen Kreuz auf der linken Brust, erhielt und von Papst Innocenz III. im folgenden Jahre bestätigt ward. Die Brüder gelobten Keuschheit, Verzicht auf eignen Willen und eignen Besitz, Unterwerfung unter eine ursprünglich sehr strenge Ordensregel. Der Orden zerfiel in geistliche und Laienbrüder; die letzteren sind keineswegs sämtlich Ritter, welche vielmehr eine Art Aristokratie unter denselben bilden. Lediglich der Mantel — denn nur sie tragen das weiße Ordensgewand, alle übrigen ein graues — zeichnet die Ritter aus; von eigentlichem Ritterschmuck dürfen sie nur den Rittergurt tragen. Erst Papst Honorius III. bestimmte im Jahre 1216, daß der Meister des Ordens ein Mann von rittermäßigem Herkommen und ehelicher Geburt sein müsse.



Gewappneter Templer in seiner Ordenstracht.

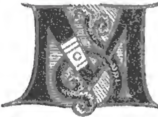
1198



„Signum domni Lothari dei gratia tertii romanorum regis + invictissimi" („tertius" unter Mitzählung der westfränkisch-karolingischen Lothare).

Signum Lothars von Sachsen von einer Urkunde datiert „Nussiae" (Neuß), 2. Mai 1131, stammend aus der Abtei Siegburg, bestätigt den Mönchen von „Siegeberch" ihre Rechte im Walde „Cöninch." Nach dem Original, jetzt im Geh. Staatsarchiv zu Berlin, um die Hälfte verkleinert. Von Lothar ab ist kein Vollziehungszeichen mehr nachzuweisen.

5. Lothar von Sachsen 1125—1137.



Aus der Vita S. Heinrici zu Bamberg.

Mit dem letzten Salier war das dritte große Geschlecht deutscher Kaiser in die Gruft gesunken. Abermals versammelten sich die Völker an den Ufern des Rheins zwischen Mainz und Worms, um auf fränkischer Erde, wie es das Reichsherkommen wollte, zur Königswahl zu schreiten. Sie schieden sich nach den vier Hauptstämmen: Franken, Sachsen, Schwaben und Bayern; es waren nahezu 60 000 Männer; jeder dieser Stämme wählte zehn Fürsten, und diese zehn wählten wieder je einen, welche vier zuletzt allein den König küren sollten. Die Vorwahl ergab als die würdigsten die Namen Friedrich von Schwaben, Lothar von Sachsen und Leopold von Östreich. Friedrich, des verstorbenen Kaisers nächster Verwandter und Erbe aller salischen Allode und Lehen, dem dieser selbst auf dem Totenbette die Reichsinsignien samt dem Schutz der Kaiserin übertragen, war durch persönliche Eigenschaften, durch Tapferkeit und Klugheit, durch heiteres und freigebiges Wesen einer der hervorragendsten Fürsten, der Liebling der Schwaben und Franken. Wie er sich selbst sichere Hoffnung auf die Königskrone machte, so bezeichnete ihn auch die öffentliche Stimme als Nachfolger Heinrichs V. Aber eben diese

allzu große Sicherheit ward ihm verderblich und erleichterte dem schlauen Erzbischof **Adalbert von Mainz** die Erreichung seiner Absichten.

Weit entfernt, das Reich an den mächtigen Hohenstaufen kommen zu lassen, von dem er eine Erneuerung der salisch-fränkischen Selbstherrlichkeit und ihrer gegenkirchlichen Bestrebungen befürchtete, bot er alles auf, die Unabhängigkeit der Kirche zu sichern und das **Recht der freien Wahl durch die Fürsten** zur vollen Geltung zu bringen: dem Rechtsgrundsatze der Erblichkeit der Krone sollte entschieden entgegengewirkt werden. Schon vor der Wahl wußte der listige Erzbischof Adalbert sich den Schein zu geben, als sehe auch er die Wahl Friedrichs als vollkommen gesichert an, und beredete auf diese Weise den Hohenstaufen leicht zur Herausgabe der Reichsinsignien. Als sich nun bei der Wahlhandlung die Fürsten nicht über eine Persönlichkeit einigen konnten, verlangte der Erzbischof von den zur Krone Vorgeschlagenen, daß sie sich ohne Widerrede dem unterwerfen sollten, über den sich die Fürsten einigen würden. Lothar und Leopold erklärten ihre Bereitwilligkeit; Friedrich aber, der hierin eine List und seine Wahl in Zweifel gezogen sah, weigerte sich, das Versprechen zu geben, sondern verließ die Versammlung, um, wie er sagte, erst mit den Seinen Beratung zu halten. Dieses Benehmen erklärten seine Gegner für Anmaßung, und der kluge Prälat benutzte diese Stimmung der beleidigten Fürsten, die Wahl von Friedrich ab und auf Lothar zu wenden, worauf endlich ein wilder Haufe unter Toben und Schreien sich in den Saal drängte und **Lothar** auf die Schultern erhob, der vorher mit Thränen und Kniebeugung gebeten hatte, ihn aus der Zahl der Vorgeschlagenen zu beseitigen, und der sich jetzt umsonst sträubte, am Ausgang seiner fünfziger Jahre das schwere Herrscheramt zu übernehmen. Adalbert und die anwesenden päpstlichen Legaten drangen ihm gleichsam die Krone auf, und die Fürsten waren über den Stolz und die Anmaßung des Schwabenherzogs, der die Königswürde als Erbgut seines Hauses zu beanspruchen schien, so erbittert, daß sie die Freiheit der Wahl zur Geltung bringen wollten und die Bemühungen des Klerus unterstützten.

Lothar aber mußte geloben, auf jeden Einfluß bei den Bischofswahlen zu verzichten, diese ohne seine oder seiner Bevollmächtigten Gegenwart vornehmen und erst nach der Weihe die Belehnung mit den Regalien folgen zu lassen; ja er mußte ihnen auch den Lehnseid erlassen und sich nur mit einem bloßen Gelübde der Treue begnügen. Den Papst ersuchte er erst durch eine Gesandtschaft um Bestätigung seiner Wahl. An diese demütige Haltung Lothars gegenüber der Kurie und seine Nachgiebigkeit in der Investiturfrage, die ihm seine Vergangenheit und die ganze Art seiner Erhebung aufgenötigt hatten, knüpfte die gregorianisch gesinnte Partei alsbald die weitestgehenden Hoffnungen, indes sollte sich doch zeigen, daß Lothar zwar als treuer Sohn der Kirche mit dieser in Frieden zu leben wünschte, keineswegs aber gesonnen war, sich zum Werkzeug der Kirche erniedrigen zu lassen und skrupellos königliche Rechte preiszugeben. Vorläufig konnte er zur Niederhaltung der mächtigen staufischen Partei des Beistandes der Kirche nicht entraten, und diese Rücksicht hat sicherlich damals den welterfahrenen Herrscher zu jener Haltung bestimmt.

1125 Die Erhebung Lothars war in der That ein entschiedener Sieg der kirchlichen Partei ebenso wie der fürstlichen, die stets ihren Sonderinteressen frönte, ein entschiedener Triumph der staatsrechtlichen Ansicht, nach welcher die durch die geistliche und weltliche Fürstenmacht repräsentierte Hoheit des Deutschen Reichs den Vorrang hat vor der durch das Kaisertum erstrebten und dargestellten Nationaleinheit: zwei einander durchkreuzende Anschauungen, in denen

sich immer mehr der Gegensatz zwischen welfischer und ghibellinischer Richtung entwickelte. Lothar, dessen Gemahlin Richenza eine Enkelin Ottos von Nordheim war, durch deren Hand er in den Besitz der braunschweigischen Lande gekommen, dessen Vater in der mörderischen Schlacht an der Unstrut gegen Heinrich IV. gefallen, war schon durch die Traditionen seines Hauses zu der dem fränkisch-hohenstaufischen Geschlechte abgeneigten Richtung hingezogen; er war nicht nur die Seele jenes Aufstandes gegen Heinrich V. gewesen, sondern hatte sich auch in energischer Politik eine so königliche, die Reichseinheit bedrohende Machtstellung in Sachsen begründet, daß Heinrich V., entschlossen, diese Macht zu brechen, noch auf einem Reichstage zu Bamberg (Juli 1124) von den Fürsten mit Erfolg die Gestellung eines Heeres zu einem Feldzug wider die Sachsen gefordert hatte, der nur durch den Tod des Königs vereitelt war.

Friedrich, der Hohenstaufe, hatte sich der Anerkennung Lothars widerwillig gefügt, aber sein Stolz war tief gekränkt. Als rechtmäßiger Erbe Heinrichs V. fing er an, das gesamte Hausgut des fränkischen Hauses, auf das er Anspruch erhob, sich anzueignen. Nun hatte aber der letzte Kaiser viele Güter seiner Feinde eingezogen und der Krone zugeeignet. Schon auf dem ersten Reichstage zu Regensburg entstand die Frage, ob solche Güter zum Privatbesitze des Königs oder zum Reiche gehörten. Die Versammlung, besonders die starkvertretene hohe Geistlichkeit, erklärte sich für das letztere. Friedrich, der sich bisher wenig um den König bekümmert, leistete dem Spruch keine Folge. Die eingezogenen Reichsgüter waren beim Erlöschen des sächsischen Stammes auch nicht zurückgefordert und ließen sich zum großen Teil aus ihrer vieljährigen Vermischung mit Familiengütern nicht mehr aussondern. Da sich daher Friedrich weigerte, solche Reichsgüter herauszugeben, sprach Lothar die Reichsacht über ihn aus (Januar 1126). Um sich aber für den bevorstehenden Kampf mit dem mächtigen Hohenstaufen zu stärken, so knüpfte er mit dem Welfenhause in Bayern eine Verbindung an, die von weittragenden Folgen werden sollte. Schon Heinrich der Schwarze aus dem Hause der Welfen hatte bei der Königswahl seinen Schwiegersohn, Friedrich den Hohenstaufen, fallen lassen; inzwischen war das Herzogtum an dessen Sohn Heinrich, nachmals der Stolze genannt, gefallen, und der Tod von Friedrichs Gattin hatte das letzte Band zwischen den beiden Fürstenhäusern gelöst. Unter solchen Umständen ward es Lothar ein leichtes, das hochstrebende Geschlecht der Welfen durch Familienbande an sein Interesse zu fesseln. Er vermählte daher seine einzige Tochter und Erbin Gertrud an Heinrich den Stolzen von Bayern (1127). Da Heinrich schon von seiner Mutter Wulfhild den größten Teil der billungschen Güter in Sachsen geerbt hatte, und Lothars Tochter ihm noch die väterlichen supplinburgschen*), außerdem die nordheimschen und braunschweigschen

1126

1127

*) Von Supplinburg, der Stammesfeste Lothars, jetzt ein Dorf bei Helmstedt im Braunschweigischen.

Güter zubrachte, so ward das welfische Haus, dem in der Folge auch die Mathildischen Güter in Toscana zufielen, hierdurch nicht nur nach dem Norden Deutschlands verpflanzt, sondern reichte mit seiner Macht auch weit bis über die Alpen. Später gab Lothar, wie es scheint, auch noch das Herzogtum Sachsen an Heinrich, so daß dieser, der bereits das Herzogtum Bayern besaß, eine bis dahin im Reiche unerhörte Macht erhielt.

Durch diese Vergrößerung des welfischen Hauses ward der Grund zu jener verhängnisvollen Feindschaft zwischen Hohenstaufen und Welfen gelegt, welche für das Reich so unheilvolle Folgen haben sollte. Sogleich entbrannte ein verheerender Krieg, der neun Jahre lang Schwaben, Franken und den Elsaß heimsuchte. Friedrich ward von Lothars und der Welfen gesamter Macht in der treuen Stadt Nürnberg belagert (1127), aber die Bürgerschaft und die staufische Besatzung leistete hartnäckigen Widerstand. Da kam sein Bruder Konrad von einem Kreuzzuge zurück und entsetzte ihn. Mit männlichem Mute, von den Schwaben unterstützt, stritten die Brüder um ihr Erbe, ja im Dezember 1127 glaubte sich die staufische Partei stark genug, in dem jüngeren Bruder Konrad einen Gegenkönig aufstellen zu können, was freilich sofort die Bannung beider Brüder von seiten der gegnerischen Bischöfe zur Folge hatte, die nachher der Papst erneuerte. Konrad, ein feuriger Jüngling, voll von ritterlicher Kraft und königlichem Hochsinn, faßte den kühnen Entschluß, die salische Partei in Italien mit in den Kampf zu ziehen. Er ging über die Alpen und empfing die lom-
1128 bardische Krone zu Monza aus der Hand des Erzbischofs von Mailand (1128). Da er aber die übrigen lombardischen Städte gegen sich hatte, und Papst Honorius II. auf seiten der Welfen stand, so sah sich der tapfere Konrad genötigt, Italien wieder zu verlassen und nach Deutschland zurückzukehren, wo sein kühner Schritt der Sache des Königs nur Vorschub geleistet hatte. Inzwischen dauerte die blutige Fehde unablässig fort. Friedrich mußte in die Städte fliehen, wo die fränkische Dynastie die meisten Anhänger hatte, aber eine nach der andern fiel trotz der tapfersten Gegenwehr in die Gewalt seiner Feinde. In Speier ward seine zweite Gemahlin Agnes von Lothar lange belagert, die hier, wo sich warme Sympathien für das verwandte Geschlecht der Hohenstaufen in den Herzen der Bevölkerung regten, die Verteidigung leitete und alle Mühen und Beschwerden des Krieges und der Hungersnot mit den Einwohnern edelmütig teilte, bis ihr Lothar endlich einen ehrenvollen Abzug gestattete und sie reich beschenkt entließ. Aber die Hohenstaufen sahen sich doch schließlich auf ihre schwäbischen Besitzungen und Burgen beschränkt, Lothar konnte getrost den Kampf gegen sie allein seinem Schwiegersohn überlassen und sich nach Italien wenden, wo sein Einschreiten dringend erforderlich schien.

Hier hatte sich nämlich inzwischen ein mächtiges normannisches Großreich gebildet, indem nach dem Tode des Herzogs Wilhelm von Apulien (1127) der junge Graf Roger II. von Sizilien das erledigte Land erobert und den Papst Honorius II. gezwungen hatte, ihn mit demselben zu belehnen. Vergebens hatte Honorius der normannischen Übermacht gegenüber nach deutscher

Hilfe ausgeschaut, am 14. Februar 1130 war er gestorben, und nun erfolgte in Rom eine zwiespältige Wahl. Während Anaclet II. sich auf Roger von Sizilien stützte, ihn in Palermo zum König krönte, mit Apulien und Kalabrien belehnte, ja sogar Capua und Neapel mit seinem Reiche vereinigte unter der einzigen Bedingung, daß der neue König sich als Vasall des Papstes bekenne, war sein Gegner Innocenz II., aus Rom verdrängt, nach Frankreich gegangen und hatte hier die gewaltige Autorität Bernhards von Clairvaux, des geistigen Führers der damaligen Kirche, gewonnen, dessen Einfluß es auch gelang, Lothar zur Anerkennung Innocenz' II. zu bestimmen. In Lüttich fand im März 1131 eine 1131 Zusammenkunft zwischen König und Papst statt, um die Rückführung des Papstes nach Rom zu besprechen, und hier war es, wo Lothar, wie einst der junge Konrad (1095), dem Stellvertreter Christi mit aller Ehrfurcht diente, ihm den Zelter führte und ihm beim Absteigen den Steigbügel hielt. Aber es ist bezeichnend für den bei aller äußerlichen Unterwürfigkeit doch mit echt niedersächsischer Zähigkeit an seinen Königsrechten festhaltenden Lothar, daß er sogleich diese günstige Gelegenheit benutzte, um als Gegenleistung von dem hilfeheischenden Papst die Aufhebung des Investiturverbotes zu verlangen. Schon längst hatte er dies Verbot in der Praxis illusorisch gemacht, indem er, die Hoffart und die streitenden Interessen der großen Kleriker klug sich zu nutze machend, stets noch die wichtigsten Stellen mit Geistlichen seines Sinnes zu besetzen gewußt hatte, zumal das Erzbistum Magdeburg, auf dessen Stuhl er Norbert, den Gründer des Prämonstratenserordens, erhob, einen Gesinnungsgenossen des heil. Bernhard von Clairvaux. Gerade der Einfluß dieser Männer aber hat damals wohl die Forderung Lothars vereitelt. Während nun der Papst durch Frankreich nach Oberitalien zurückging und sich bereits in den Besitz der doch bis dahin als kaiserlich geltenden Mathildischen Güter zu setzen wußte, bereitete Lothar in Deutschland seinen Römerzug vor. Da aber der Krieg mit den Hohenstaufen noch fortdauerte, konnte Lothar seine erste Romfahrt nur mit geringer Streitmacht unternehmen und war nicht einmal im stande, den Gegenpapst Anaclet aus Rom zu vertreiben (1132). Am 4. Juni 1133 erfolgte 1133 dann Lothars und seiner Gemahlin Krönung an ungewohnter Stätte, im Lateran. Und sofort nach der Kaiserkrönung kam Lothar zäh zurück auf das, was er in Lüttich vergebens angestrebt hatte, und dieses Mal erlangte er wenigstens die feierliche Bestätigung der Festsetzungen des Wormser Konkordates: kein Bischof sollte den Genuß der Regalien antreten, ehe er mit dem Scepter belehnt wäre und „dem Könige geleistet hätte, was er nach Recht ihm schuldig sei." Aber nachdem Lothar das wichtige Zugeständnis erreicht, ließ er in seiner frommen Demut der Kirche gegenüber es zu, daß in der päpstlichen Urkunde über die Kaiserkrönung der Ausdruck gebraucht ward, der Papst habe unter Anrufung des heiligen Geistes Lothar auf den Gipfel des Kaisertums erhoben, so daß es nicht Wunder nehmen kann, wenn bei der Kurie der Ideenkreis Gregors VII. wieder auflebte und die Anschauung aufkam, als habe Innocenz die kaiserliche Vollgewalt aus der Fülle seiner päpstlichen Macht verliehen.

Ja, diesen Ideen leistete Lothar noch weiteren Vorschub dadurch, daß er, in praktischer Nüchternheit nur auf den nächsten greifbaren Erfolg bedacht, die Mathildischen Güter auf seine Lebzeiten gegen einen Jahreszins von 100 Pfund Silber vom Papst zu Lehen nahm und so über der an sich löblichen Absicht, die weltliche Stellung der deutschen Könige in Italien wenigstens einigermaßen festzuhalten, die Erbansprüche Heinrichs V. auf diese Länder einfach aufgab. Da war es begreiflich, wenn die nachher übermütig gewordene päpstliche Partei geradezu behauptete, Lothar sei vom Papste mit der Kaiserkrone belehnt worden, ja ein Gemälde im Lateran, das den Kaiser Lothar vor dem Papste auf den Knien darstellte, hatte die Unterschrift:

> Rex venit ante fores jurans prius urbis honores.
> Post homo fit papae, recipit quo dante coronam.

(d. h. der König kommt vor die Pforte und beschwört zuerst die Rechte der Stadt, dann wird er Lehnsmann des Papstes, aus dessen Hand er die Krone empfängt). Übrigens saß Anaclet unbesiegt auf seinen Schlössern und spottete in der Engelsburg seiner Feinde, denen St. Peter, der herkömmliche Krönungsort, verschlossen blieb. Bald nachdem Lothar durch die Landung Rogers in Apulien und den Fortgang seiner Waffen zur Rückkehr gezwungen war, mußte Innocenz zum zweitenmal Rom verlassen. Mailand und die lombardischen Städte waren für ihn, während Rom und Unteritalien zu Anaclet hielten.

Nach Lothars Rückkehr brach die Macht der Staufer zusammen. Durch die Vermittelung des heiligen Bernhard von Clairvaux, dem die Entfaltung der gesamten deutschen Macht gegen Roger von Sizilien am Herzen lag, kam der Friede zu stande: Friedrich unterwarf sich im März 1135 auf 1135 einem Reichstage zu Bamberg, Konrad im gleichen Jahre zu Mühlhausen im Elsaß; beide behielten ihre Besitzungen und ihr Fürstentum und mußten nur Heeresfolge nach Italien geloben. Mit gewaltiger Machtfülle gebot jetzt Lothar im Reich, und auch die angrenzenden Länder fügten sich willig der neu erstarkten Kaiserhoheit, die Wenden wurden aufs neue unterworfen und ihre Christianisierung durch Erzbischof Norbert nachdrücklich wieder aufgenommen, Polen und Ungarn erkannten die Oberhoheit des Reiches an, von dem besiegten Dänenkönig ließ sich Lothar bei der Ceremonie der Unterwerfung das Reichsschwert vortragen, und selbst von Byzanz erschienen Botschafter des Kaisers Johannes, um von dem mächtigen Herrscher des römisch-deutschen Reiches ein Einschreiten gegen die Seeräubereien des Normannenkönigs Roger zu erbitten.

Während auf diese Weise die Regierung Lothars in Deutschland glänzender war als die seiner beiden Vorgänger, während Ordnung im Reiche herrschte und die Fremden ihn ehrten, unternahm er im Jahre 1136 seinen zweiten 1136 Römerzug, in seinem Gefolge sein Schwiegersohn und die Hohenstaufen, um den aus Rom vertriebenen Innocenz zu schützen und den ihn bedrängenden König Roger zu züchtigen. Diesmal konnte er mit allem Glanze des Reiches

auftreten. Ein kleiner Machthaber im Gebirge verlegte ihm die Klause, doch mit gewohnter rascher Tapferkeit erstürmte Lothar sein Felsennest und ließ die ganze Besatzung über die Klinge springen. Nach der Bezwingung einer Anzahl fester Plätze zog er gerade gegen Roger. Der Kaiser selbst und Konrad, der Hohenstaufe, der als Schwabe das Reichsbanner führte, wandten sich links, Heinrich der Stolze rechts, und an beiden Meeresufern hinziehend, trafen sie bei Benevent in Unteritalien zusammen. Sie eroberten Amalfi, wo damals die Pandekten oder das Gesetzbuch des altrömischen Rechtes unter der Beute aufgefunden wurden, und zwangen Roger, nach Sizilien zu fliehen, konnten aber Salerno und Neapel nicht gewinnen. Unter den deutschen Truppen erzeugte die lange Entfernung von der Heimat Unzufriedenheit und Murren, das sich, da ihre Dienstzeit zu Ende ging, bei der Nachricht von einem beabsichtigten sizilischen Feldzuge zu Aufruhr und Meuterei steigerte. Bald darauf entbrannte ein Streit zwischen Lothar und Innocenz, als bei Gelegenheit einer neuen Belehnung mit Apulien das Verhältnis des Reiches und des apostolischen Stuhles in Süditalien zur Frage kam. Die Sache konnte nur dadurch entschieden werden, daß beide Häupter der Christenheit, Kaiser und Papst, die Lehnsfahne hielten und vereinigt dem neuen Herzog, Rainulf von Alifa, überreichten. „Lothar aber gelüstete es nach solchen Proben päpstlicher Enthaltsamkeit nicht weiter darnach, dem Papste zu helfen. Er verzichtete darauf, ihn nach Rom zurückzuführen, wo noch immer feindliche Adelsparteien herrschten; er sah in ihm nicht mehr den Vertreter seines kirchlichen Ideals und überließ ihn seinem Schicksal. Nachdem er noch für die Dauer des deutschen Einflusses in Mittelitalien gesorgt, indem er seinen Schwiegersohn Heinrich in die Bedingungen seiner Herrschaft über die Mathildischen Lande eintreten ließ, eilte er der deutschen Heimat zu." Aber er kam nur bis zum Dorfe Breitenwang auf der Grenze Bayerns, zwischen Inn und Lech. Hier überraschte ihn der Tod. Sterbend belehnte er wahrscheinlich noch seinen Schwiegersohn Heinrich mit dem Herzogtum Sachsen und überreichte ihm die Reichsinsignien. Er starb in einer elenden Bauernhütte, den 3. Dezember 1137. Seine Leiche ward nach Sachsen geführt und in der auf seinem Erbgut gestifteten Klosterkirche zu Königslutter im Braunschweigischen begraben. 1137

Der Vorwurf, der gegen ihn gewöhnlich erhoben wird, daß er in allzu großer Fügsamkeit gegen den römischen Stuhl die Idee eines deutsch-römischen Kaisertums nicht in ihrer wahren Größe erfaßt habe, kann doch nur in dem Sinne als berechtigt anerkannt werden, daß Lothar durch sein äußerlich demütiges Verhalten allerdings der Anschauung von einer Suprematie der päpstlichen Gewalt gegenüber der deutschen Kaisermacht in verhängnisvoller Weise vorgearbeitet hat. In der praktischen Handhabung aber hat er den Rechten des Königtums nichts vergeben, und wie er noch kurz vor seinem Tode dieselben gegenüber päpstlicher Anmaßung energisch betont hat, so hat er auch im Reiche in rücksichtsloser Ausübung des neu bestätigten Investiturrechts die hierarchische Partei zu beugen verstanden.

Lothar hatte noch zu seinem Kummer erfahren müssen, daß seine teuer erkauften Siege in Italien ohne Erfolg waren. Kaum nach seinem Abzuge kehrte Roger rachedürstend zurück und zwang alle seine Feinde zur Unterwerfung. Inzwischen war Anaclet gestorben (1138), und Innocenz söhnte sich mit dessen Partei aus. Als aber Innocenz den verwegenen Plan faßte, den mächtigen Normannenkönig mit den Waffen zu bekämpfen, geriet er in Gefangenschaft und mußte sich nun bequemen, den König Roger mit Apulien und Sizilien zu lehnen, ein Verhältnis, das dem päpstlichen Lehnsherrn gefährlich genug werden konnte.

Die dauerndsten Erfolge hat dagegen Lothar im Nordosten erreicht, wo er die deutsche Macht geradezu neu begründet hat. Er nahm hier, zum Teil schon vor seiner Thronbesteigung, das Werk Ottos des Großen wieder auf, indem er nicht nur, wie schon erwähnt, das Erzbistum Magdeburg seiner ursprünglichen Aufgabe, der Leitung der Mission unter den Wenden, zurückgab, sondern auch dem durch Bischof Otto von Bamberg unter den Pommern (zuletzt 1127) betriebenen Bekehrungswerk, mit dem die Kolonisierung Hand in Hand ging, seinen mächtigen Schutz angedeihen ließ und den Schutz der Grenzen hier in die Hände bedeutender Geschlechter legte. So hatte er schon im Jahre 1110 die Grafschaft Holstein an Adolf von Schauenburg gegeben, der sie alsbald bis zur Küste der Ostsee ausdehnte, im Jahre 1123 die Mark Meißen und die Ostmark an Konrad von Wettin verliehen, und von weittragenden Folgen war es, daß er Albrecht dem Bären, aus dem edlen sächsischen Geschlecht der Askanier, die nördlich vom Harz in Aschersleben, Ballenstedt und auf Burg Anhalt im Selkethal einheimisch waren, die sächsische Nordmark gab (1135), von wo dieser bald deutsche Kultur über die Elbe hinaus zu verbreiten begann. Überhaupt zeigte sich Lothar den weltlichen Fürsten gegenüber sehr entgegenkommend und ließ es geschehen, daß der schon völlig ausgebildete Grundsatz der Erblichkeit der Lehen auch auf die Erbfolge der nächsten fürstlichen Verwandten beim Tode eines kinderlosen Lehnsinhabers ausgedehnt ward, wobei der Gedanke an seinen von ihm zum Erben bestimmten Schwiegersohn maßgebend gewesen sein mag. Eine Reihe mächtiger Fürstengeschlechter gelangte deshalb unter ihm zu hohem Ansehen. Im Süden kam das Haus der Zähringer empor, von dem ein dritter Sprosse Konrad durch Lothar das Reichsverweseramt über Burgundien erhielt, wodurch dem Reiche diese Grafschaft gerettet wurde, die ein Graf Raynald von Bar dem Reiche zu entfremden suchte (1128). Auch das Württemberger Haus begann damals durch die Gunst der Hohenstaufen sich zu heben. Ein Graf von Regensburg ward Herzog von Kärnten. In Östreich blüten noch die Babenberger. Um diese Zeit wurde auch Thüringen, das eine Zeitlang zu Sachsen gehört hatte, wieder selbständig. Schon Ludwig der Springer, der Erbauer der Wartburg (1067), der mit Lothar im Kampf gegen Heinrich V. gestanden, vereinigte so große Besitzungen zwischen der Hörsel und Unstrut in seiner Hand, daß er Graf von Thüringen genannt wurde. Als dann im Jahre 1130 Hermann von Winzenburg, der

urkundlich 1129 als Landgraf von Thüringen bezeichnet wird, wegen Hochverrats seiner Würden und Güter beraubt ward, vergab Kaiser Lothar die Landgrafenwürde an Ludwig III., den Sohn des Springers, der, als Landgraf Ludwig I. genannt, durch Heirat noch bedeutende Besitzungen in Hessen erwarb. Am mächtigsten aber blieb Heinrich der Stolze, der Welfe, der Bayern, die Mathildischen Güter und nun auch das Herzogtum Sachsen besaß.



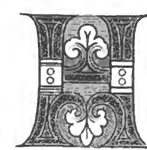
Kaisersiegel Lothars von Sachsen. Verkleinert.
+ . „Lotharius Dei Gratia Imp(erato)r Aug(ustus).“

„Signum domini Cũnradi romanorum secundi regis" +

Signum Konrads III. (nennt sich „secundus" mit Ignorierung Konrads I.) **von einer Urkunde datiert Mainz 17.—22. Mai 1138,** stammend aus der Benediktinerabtei Laach, bestätigt dem Kloster den Hof Bendorf. Jetzt im Geh. Staatsarchiv zu Berlin. Nach dem Original kopiert, um die Hälfte verkleinert. Von den Hohenstaufen ab sind Vollziehungszeichen nicht mehr nachzuweisen.

Kaiser aus dem hohenstaufischen Hause.

4. Konrad III., 1138—1152. — Der zweite Kreuzzug, 1147—1149.



Aus der „Vita S. Heinrici" zu Bamberg.

Hatte sich nach dem Aussterben der fränkischen Kaiser kein Fürst gewissere Hoffnung auf die Nachfolge im Reiche gemacht, als Friedrich der Hohenstaufe, so rechnete jetzt keiner mit größerer Zuversicht auf die Krone, als Heinrich der Stolze, Herzog von Bayern und Sachsen, dem sein Schwiegervater bereits die Reichskleinodien übergeben hatte, und dessen Herrschaft, wenn auch durch Franken und Thüringen unterbrochen, von einem Meere bis zum andern reichte. Doch eben diese Macht wurde von vielen gefürchtet, so daß sie ihn nicht zum Nachfolger Lothars wünschten, vielmehr seinem hohenstaufischen Nebenbuhler geneigt wurden. Dies war Konrad, der schon einmal gegen Lothar als König aufgetreten war. Wie Heinrich der Stolze auf seinem Römerzuge manche Fürsten durch sein hochfahrendes Wesen zurückgestoßen hatte, so hatte Konrad durch seine Milde und Freundlichkeit, durch seine Tapferkeit und Heldengröße Achtung und Vertrauen gewonnen. Auch dem römischen Stuhl bewies Konrad die herkömmliche Ehrerbietung, während Heinrich als Lehnsbesitzer der Mathildischen Güter ob dieser gefährlichen Nachbarschaft nicht viel Gutes erwarten ließ, auch als Schwiegersohn des in beginnender Entfremdung mit der Kurie dahingeschiedenen Lothar dem Papst wenig genehm war. Innocenz II. lenkte daher durch den Erzbischof Adalbert von Trier — denn Mainz und Köln waren gerade nicht besetzt — die Wahl auf Konrad den Hohenstaufen. Die Kaiserin Witwe Richenza hatte eine Ver-

sammlung sächsischer Großen nach Quedlinburg für ihren Schwiegersohn Heinrich berufen, als unvermutet auch für das Herzogtum Sachsen ein Mitbewerber auftrat: Markgraf Albrecht der Bär, durch seine Mutter Eilika (Elike) ein Enkel des Herzogs Magnus von Sachsen, wie Herzog Heinrich durch deren Schwester Wulfhild. Wie sein Vater, Otto der Reiche von Ballenstedt, der Ahnherr der Askanier, übergangen war, als Heinrich V. das Herzogtum Sachsen an Lothar verlieh, so war er auch in seinen Erwartungen getäuscht, als Lothar das Herzogtum an Heinrich den Stolzen übertrug. Während er den Tag zu Quedlinburg zu verhindern wußte, versammelten sich zu derselben Zeit die rheinischen Fürsten zu Koblenz, drei Monate vor dem ausgeschriebenen allgemeinen Wahltage, schritten, aus Besorgnis, daß Herzog Heinrich das Übergewicht auf diesem behaupten würde, sogleich zur Wahl und erhoben Konrad zum König (7. März 1138), worauf der päpstliche Legat sechs Tage später die Krönung zu Aachen vollzog. Seine Wahl war noch formloser, als einst die Lothars, indem er weder zur festgesetzten Zeit, noch am herkömmlichen Orte, noch von sämtlichen Stämmen gewählt war: es war eine Parteiwahl, und dennoch gewann sie Festigkeit und eine neue, erbliche Kraft. 1138

Heinrich der Stolze sah sich überflügelt, lieferte unwillig die Reichskleinodien aus und hoffte nun um so sicherer im Besitz seiner beiden Herzogtümer bleiben zu können, erschien aber nicht persönlich auf dem Reichstage zu Bamberg, der zur nachträglichen Wahl anberaumt war und die erste Wahl ergänzte. Da Heinrich auch auf einem zweiten Fürstentage zu Regensburg ausblieb und auf einem dritten zu Augsburg zwar erschien, aber mit einem so starken bewaffneten Gefolge, daß Konrad aus Furcht vor einem Überfall die Stadt in der Nacht verließ, so sprach dieser von Würzburg aus die Acht über ihn aus, da sich Heinrich nicht als gehorsamen Reichsfürsten bewiesen habe. Dann berief er auf Weihnachten einen Tag nach Goslar und übertrug das Herzogtum Sachsen an Albrecht den Bären, indem er Lothars Belehnung an Heinrich für ungültig erklärte, da zwei Herzogtümer nicht in einer Hand sein dürften. Diese raschen Schritte, ohne Beobachtung der gesetzlichen Formen, waren das Zeichen zum offenen Krieg, zum Kampfe zwischen Welfen und Hohenstaufen, in dem sich der die Welt Jahrhunderte lang schreckende Parteiruf: „Hie Welf! Hie Waiblinger!“ zum furchtbaren Signal erhob, an welches sich die um die Weltherrschaft streitenden Prinzipien anschlossen.

Waiblingen hieß nämlich das Stammschloß der Hohenstaufen in Schwaben, das hoch über dem waldigen Thale der Rems unweit Cannstadt überragt und in das schöne Land mit seinen Rebenhügeln und seinen Thälern hinausblickt. Anfangs bezeichnete jener Parteiruf nur die Bayrisch- und Hohenstaufischgesinnten, in der Folge aber umfaßte die Bezeichnung „Welf“ die Anhänger der kirchlich-päpstlichen, die Bezeichnung „Waiblingen“ die Anhänger der kaiserlichen oder weltlichen Macht. Da der Kampf vorzugsweise in Italien geführt wurde, die Italiener aber diese Namen mit Guelfi und Ghibellini übersetzten, so entstanden die Parteinamen Guelfen und Ghibellinen, die als solche noch viel länger als der eigentliche Kampf selbst gedauert haben.

Albrecht der Bär säumte nicht, die sächsischen Städte und Burgen zu besetzen. Dagegen überzog Herzog Heinrich in Verbindung mit Konrad von Zähringen die hohenstaufischen Erbgüter. Er unterlag aber der Tapferkeit Herzog Friedrichs, verlor den größten Teil seiner Besitzungen und mußte sich unterwerfen. Wegen dieses Aufstandes hielt sich nun König Konrad für berechtigt, dem Herzog Heinrich auch Bayern abzusprechen, und um das Urteil sogleich zu vollstrecken, verlieh er dieses Herzogtum seinem eignen mütterlichen Stiefbruder, dem Markgrafen Leopold von Östreich. Dieser drang nun mit solcher Macht in Bayern ein, daß Heinrich nach unglücklichen Gefechten mit wenigen Getreuen auf seine Erbgüter nach Sachsen floh. Doch jetzt im Mißgeschick erhob sich erst seine Kraft wieder drohend für die, die ihn schon vernichtet wähnten. Es sammelten sich Freunde um ihn, die mit des Königs Machtschritten unzufrieden waren. Bald hatte er sich in Sachsen so verstärkt, daß er Albrecht in die Enge trieb und dieser des Königs Beistand anrufen mußte. Konrad erschien in Begleitung der angesehensten Reichsfürsten mit starker Macht bei Hersfeld an der Fulda; Heinrich hatte sich bei Kreuzburg an der Werra gelagert. Schon sollte es zur Schlacht kommen, als es dem Erzbischof Adalbert von Trier gelang, einen Waffenstillstand bis zum nächsten Pfingstfest zu stiften, wo dann Heinrichs Sache auf einem Reichstage zu Worms entschieden werden sollte. Da starb unerwartet Herzog Heinrich, noch in der 1139 Blüte des Lebens, erst siebenunddreißig Jahre alt, zu Quedlinburg (1139), und hinterließ einen zehnjährigen Sohn gleiches Namens, der in der Folge Heinrich der Löwe hieß. Dieser Todesfall brachte jedoch keine Ruhe, sondern steigerte nur die Verwirrung. Des minderjährigen Heinrich Großmutter Richenza und seine Mutter Gertrud, zwei Frauen von kräftigem Geist und männlicher Festigkeit, von den Sachsen geehrt und unterstützt, behaupteten das Herzogtum Sachsen gegen Albrecht, während Welf VI. (III.) des verstorbenen Herzogs Bruder, Erbansprüche auf Bayern erhob und, gestützt auf den Beistand des Königs Geisa von Ungarn und des Königs Roger von Sizilien, Leopold von Östreich vertrieb und siegreich durch Schwaben bis zur fränkischen Grenze zog, wo König Konrad und Herzog Friedrich die schwäbische 1140 Stadt und Burg Weinsberg belagerten. Welf wurde jedoch 1140 in die Flucht geschlagen, und Weinsberg mußte sich ergeben.

Die näheren Umstände der Ergebung erzählt die Sage folgendermaßen: König Konrad, über den hartnäckigen Widerstand erbittert, hatte geschworen, daß alle männlichen Einwohner mit dem Leben büßen sollten; den Frauen aber war auf ihren Wunsch bewilligt worden, ihr Kostbarstes mitnehmen zu dürfen. Da luden die Weiber ihre Männer, die Jungfrauen ihre Freunde auf die Schultern und zogen durch das geöffnete Stadtthor. Friedrich, des Königs Neffe, wollte diese List nicht gelten lassen, allein Konrad meinte: „Ein Königswort soll man nicht drehen und deuteln!" Also kamen die Frauen mit ihren Männern davon. Die Treue der Weinsbergerinnen aber lebte fort im Munde des Volks, und die Burg von Weinsberg heißt „Weibertreue" bis auf den heutigen Tag.

Damit nahm aber der Krieg noch kein Ende. In Sachsen behauptete sich die Partei des jungen Heinrich, Bayern, welches durch Leopolds Tod erledigt

wurde (1141), verlieh der König später an dessen Bruder Heinrich, der von seiner gewöhnlichen Beteuerung: „Ja so mir Gott helfe!" den seltsamen Beinamen Jasomirgott führt. Welf sah sich abermals zurückgesetzt und führte den Krieg fort. Endlich aber war Konrad der langen Fehde müde. Dem Knaben Heinrich erteilte er sein Sachsen wieder, nahm aber, um Albrecht den Bären zufrieden zu stellen, die Nordmark davon, machte sie zum selbständigen Fürstentum und verlieh sie Albrecht, der sich von nun an Markgraf von Brandenburg nannte und den Keim zu einer neuen deutschen Macht für ferne Zukunft legte. Heinrich Jasomirgott behielt Bayern und vermählte sich mit der Mutter des jungen Heinrich, der sechsundzwanzigjährigen Witwe Heinrichs des Stolzen. Damit schien zu allgemeiner Freude der Friede zwischen den beiden mächtigsten Häusern Deutschlands hergestellt zu sein (1142), obgleich 1142 Welf, mit diesem Ausgang unzufrieden, in Verbindung mit den Königen von Ungarn und Sizilien die Fehde im kleinen fortsetzte.

Sieben Jahre hatte der Kampf zwischen Hohenstaufen und Welfen gedauert, indem Konrad diesen that, wie einst Lothar seinem Hause. Die vier folgenden Jahre brachte er damit zu, die in Deutschland gestörte Ordnung herzustellen und die Gesetze wieder zur Geltung zu bringen, freilich nicht ohne Schwierigkeiten und nicht immer mit Erfolg. In Lothringen und Burgund gingen die Fehden fort, wie denn diese Lande überhaupt nach dem deutschen König nicht viel fragten. Auch Böhmen und Polen erkannten die deutsche Oberhoheit nur dem Namen nach an, und in Italien lag das Ansehen derselben tief darnieder.

„Im Anfang des zwölften Jahrhunderts waren bereits die meisten Städte Oberitaliens, getragen durch Reichtum und Freiheitsliebe, zu republikanischen Gemeinwesen ausgebildet, die, gleich den großen Handelsrepubliken Genua, Venedig, Pisa, ihre öffentlichen Angelegenheiten durch freigewählte Konsuln und Magistrate selbständig ordneten und leiteten, den Gerichtsbann übten, die Einkünfte verwalteten und mit Bürgerheeren zu Felde zogen." Aber unter den jungen Stadtrepubliken herrschte Eifersucht und Hang zu übermütiger Gewaltthätigkeit. Blutige, mit grausamer Lust geführte Fehden zerrissen das schöne Land, besonders übte Mailand schon damals gegen Lodi und Como harten und übermütigen Druck, überhaupt hatte jede Stadt eine Nebenbuhlerin, mit der sie in immerwährendem Kampfe lag. Auch im Kirchenstaate fehlte es nicht an politischen Bewegungen. Rom, mit Tivoli (Tibur) am Anio in blutiger Fehde, wollte sich zugleich von dem Einfluß des Papstes, wie die andern Städte von ihrem Bischof, losmachen, nachdem Innocenz II. kaum durch den Tod seines Gegners Anaclet die Oberhand erhalten hatte. Nicht zufrieden mit der Freiheit andrer Städte, erinnerten sich die Römer der alten Größe und Herrlichkeit ihrer Stadt, wählten einen Senat und Patricius und zogen die Regalien an sich. In das Feuer der Empörung goß aber ein Mönch, Schüler des berühmten Abälard zu Paris, des Stifters des christlichen Rationalismus, der die Vernunft zur Richterin des Glaubens aufstellte, Arnold von Brescia, das Öl seiner reformatorischen Ansichten. Die Idee, welche zur Zeit des Investiturstreites zwischen Heinrich V. und Paschalis II. zum erstenmal aufgetaucht war, das Geistliche und Weltliche gänzlich von einander zu trennen, diese Idee predigte jetzt Arnold offen auf den Straßen der Städte mit glühender, hinreißender Beredsamkeit. „In dem Reichtum und der weltlichen Macht des Klerus sah er die Quelle des Verderbens für die Kirche, in der Rückkehr zur apostolischen Einfachheit die Erlösung aus dem Elende der Zeit; darum forderte er, die Geistlichen sollten allen

irdischen Gütern, allen Lehen und Regalien entsagen, die weltliche Herrschaft den Laien überlassen und sich mit den freiwilligen Gaben und Opfern der gläubigen Gemeinde begnügen." In Hinsicht auf den Staat schwebte ihm die Freiheit der alten griechischen und römischen Republiken als Muster vor. Der Papst verdammte den Reformprediger als Verbreiter ketzerischer Lehre und legte ihm ewiges Schweigen auf (1139). Wenn nun auch Arnold aus Italien weichen mußte, so dauerte die Bewegung in Rom um so mehr fort, als man in seinen Lehren eine Rechtfertigung des politischen Treibens in der Lombardei wie in Rom sah und aus seiner Vergleichung des italienischen Städtewesens mit den Republiken des Altertums das Ideal entnahm, dessen Verwirklichung man anstreben müsse. Weder Innocenz II. noch Cölestin II. konnten die Bewegung bändigen, und Lucius II. suchte vergeblich Hilfe bei König Konrad; er wurde in einem Volksauflauf durch einen Steinwurf getötet (1145). Unter seinem Nachfolger Eugen III. kehrte Arnold zurück und stellte sich an die Spitze der Volkspartei. Zwei Konsuln wurden gewählt, die Zahl der Senatoren auf hundert festgestellt, ein Ritterstand hergerichtet und die Rechte der Volksversammlung bestimmt. Eugen III. mußte vor den Roheiten der neuen Republikaner erst nach Lucca, dann nach Frankreich fliehen. Da sich die Römer bei ihren Bewegungen doch zu schwach fühlten und in der Kaisermacht eine Stütze suchten, so schrieben sie mehrmals an König Konrad und luden ihn ein, seinen Sitz in Rom als der Hauptstadt der Welt zu nehmen, wo er nach Beseitigung der Päpste, „der ärgsten Feinde der Kaiser, freier und besser herrschen könne, als irgend einer seiner Vorfahren." So tauchte also anderthalb Jahrhunderte nach Otto III. dieselbe Idee auf, für welche dieser Kaiser sich einst begeistert fühlte. Allein Konrad gab den schönen Worten der Römer weniger Gehör, als den päpstlichen Gesandten (1149).

Wenn sich nun auch Konrad III. den italischen Zuständen so fern hielt, daß er nicht einmal eine Romfahrt behufs der Kaiserkrönung unternahm, so konnte er sich doch einem neuen großen **Kreuzzug**, der Zahl nach dem zweiten, nicht entziehen, der damals die abendländische Christenheit lebhaft in Anspruch nahm.



„Cunratus + Lampertus +"

Königsmünze von **Konrad** III. Silberbrakteat, geprägt vielleicht zu Helmstedt. „Lampertus" könnte dann ein Abt von H. sein, ist aber vielleicht auch nur der Name eines Münzmeisters.

Königl. Münzkabinett zu Berlin. (Sehr selten).

Die Blüte des Königreichs Jerusalems war nur von kurzer Dauer. Balduin II. hinterließ bei seinem Tode (1131) das Reich in jeder Beziehung wohlgeordnet dem sechzigjährigen Fulco von Anjou. Aber während sich im Innern bereits der beginnende Sittenverfall zeigte, wurde das Reich durch Emadeddin Zenki, den Sultan von Mosul, bedrängt. Edessa, die festeste Vormauer der christlichen Herrschaft in Asien, fiel in seine Gewalt (1144). 1144 Zwar wurde Zenki zwei Jahre darauf ermordet und Edessa von den Christen wieder genommen, aber bald erschien Nureddin, Zenkis Sohn, an der Spitze eines Heeres; die Christen waren zur Verteidigung zu schwach und erfuhren ein trauriges Schicksal. Die nicht durch das Schwert fielen, ließ Nureddin, ihre Untreue zu bestrafen, als Gefangene in Fesseln fortführen und die Stadt selbst zerstören (1147). 1147

Als die Kunde von dem Falle Edessas in die Abendländer drang, verbreitete sie große Bestürzung und machte die Begierde, ins heilige Land zu ziehen, von neuem rege. Es war Bernhard von Clairvaux, der die Begeisterung zu einem Kreuzzuge entflammte.

Überall hatte Bernhard den größten Einfluß; die Großen, Bischöfe, Fürsten und Päpste nahmen seine Hilfe in Anspruch, um Streitigkeiten zu schlichten, Unruhen beizulegen und Rat einzuholen. Diesen großen Einfluß benutzte er, um Unterdrückten und Unglücklichen beizustehen; er begeisterte viele zu wohlthätigen Unternehmungen und trat dem Schlechten überall, wo er es fand, ohne Menschenfurcht entgegen. Dabei war er frei von jeglicher Selbstüberhebung. In vielen großen Städten zum Bischof verlangt, schlug er diese Würde stets aus. Bernhard war ein Gegner Arnolds von Brescia. Zwar verwarf auch Bernhard die Verbindung weltlicher Herrschaft mit dem geistlichen Amte, zwar geißelte auch er das verweltlichte Leben des Klerus und sein Trachten nach irdischen Gütern, zwar erinnerte auch er das kirchliche Oberhaupt, daß seine Würde ein Hirtenamt, keine Herrschaft sei, aber er verlangte die Reform der Kirche durch die Organe der Kirche selbst und verfolgte Arnold, weil er die Hierarchie und die Autorität des päpstlichen Stuhles bekämpfte, seine Irrlehren unter das Volk brachte und in der Kirche Hader und Zwiespalt hervorrief.

Als nun die Klagen aus Palästina und der Hilferuf der bedrängten Christen ins Abendland gelangten, war bereits das heilige Feuer der Begeisterung, das einst den ersten Kreuzzug hervorgerufen hatte, in den Gemütern erloschen. Nur Ludwig VII., König von Frankreich, der einen ungerechten Krieg gegen den Grafen Thibaut von Champagne geführt hatte, in dem bei dem Brande der Kirche zu Vitry 1300 Menschen in den Flammen ihr Leben verloren, hoffte durch ein solches Unternehmen sein Inneres von quälenden Gewissensbissen zu befreien, und als nun die Schilderungen von der Hilflosigkeit der Christen im Morgenlande anlangten, wurde er in dem Entschlusse bestärkt, seine Sünden durch einen Kampf für die Sache Gottes zu sühnen. Er fragte deshalb den heil. Bernhard um Rat, dieser aber wies die Entscheidung an den Papst Eugen III., der das Vorhaben lobte und dem heil. Bernhard selbst den Auftrag gab, das Kreuz zu predigen. Nun erwachte ein frischer Eifer. Wie einst in Clermont, so strömte 1146 in Vezelay eine solche Menge von Geistlichen, Rittern und Volk zusammen, daß die Versammlung unter freiem Himmel gehalten werden mußte. Der König und seine Gemahlin Eleonore, viele Große, Bischöfe, Äbte und Ritter empfingen aus den Händen des heil. Bernhard das Kreuz, und von neuem erscholl der begeisterte Ruf: „Gott will es!“ So nahm die zweite große Heerfahrt nach dem heiligen Lande, wie die erste, ihre Entstehung in Frankreich.

Während man in Frankreich rüstete, ermahnte Bernhard auch die Deutschen nicht zurückzubleiben, indem er ihnen zurief: „Lasset den Wahnsinn des einheimischen Bruderkrieges fahren, denn darin liegt ewiges Verderben; dort aber bietet der Tod selbst euch das wahre Leben dar!" Indessen hatten seine Aufforderungen anfangs keinen Erfolg. König Konrad war schon früher einmal in Palästina gewesen und zeigte nicht viel Verlangen zu einer zweiten Kreuzfahrt.

Bernhard kam selbst an den Rhein, wo er zunächst einer durch den fanatischen Mönch Radulf veranlaßten Judenverfolgung entgegentrat, und ging dann nach Frankfurt zu Konrad. So ehrfurchtsvoll aber auch der König dem heiligen Manne begegnete, den er einst auf seinen Armen durch das Gedränge in der Kirche trug, so widerstand er doch seiner Aufforderung. Da erschien Bernhard bei Gelegenheit eines Reichstages auch in Speier. Hier hielt er am Weihnachtsfeste im Dome nach der Messe plötzlich eine ergreifende Rede an Konrad; er sprach von den Wohlthaten, welche er von Gott empfangen, Güter und Reichtümer und die höchste weltliche Macht und schöne Gaben der Seele und des Leibes, die er nun nicht vergelten wollte; er erinnerte ihn an das jüngste Gericht und an die schwere Rechenschaft, welche Gott wegen solcher Undankbarkeit von ihm fordern werde, bis endlich der fromme König mit weinenden Augen ausrief: „Ja, ich erkenne die großen Wohlthaten, die mir Gott erzeigt hat, und will nicht länger undankbar sein. Ich bin bereit, ihm zu dienen, weil er mich selbst dazu ermahnt." Sogleich bezeichnete ihn Bernhard mit dem Kreuz und überreichte ihm eine Fahne zum Siegespanier gegen die Ungläubigen. „Das Unerwartete war geschehen, Bernhard selbst nannte es das Wunder der Wunder, und der Papst, durch die überraschende Kunde in Erstaunen gesetzt, machte dem König sogar Vorwürfe, daß er ohne sein Vorwissen einen so wichtigen Entschluß gefaßt habe. Aber Konrad antwortete: „Der heilige Geist weht, wo er will, und läßt keinen Raum, den Papst oder irgend jemand zu Rate zu ziehen."

Mit dem König nahm auch sein Neffe Friedrich von Schwaben das Kreuz. Auch Welf VI. und Heinrich Jasomirgott ließen ihren Streit ruhen und schlossen sich dem Zuge an; dasselbe thaten die Bischöfe von Regensburg, Freising und Passau, der Markgraf von Steiermark, der Herzog von Böhmen und viele Ritter und Herren, denen der Kern der deutschen Jugend folgte. Alle Privatfehden sollten ruhen, und ein allgemeiner Landfriede wurde verkündigt. Anders stand es in Sachsen. Heinrich der Löwe, Albrecht der Bär, alle sächsischen Großen und Konrad von Zähringen, die keine Lust hatten, den beschwerlichen Feldzug nach Syrien mitzumachen, erklärten, sie hätten in der Nähe noch Heiden genug, die sie zuerst unterwerfen und bekehren wollten. Auch dieses Anerbieten ward von Bernhard und dem Papst angenommen und für gleich verdienstvoll wie die syrische Heerfahrt anerkannt. Von den Dänenfürsten Kanut und Svend unterstützt, kehrten sie ihre Waffen gegen die heidnischen Wenden und unternahmen einen großen Kreuzzug gegen sie, wobei sie aber wenig ausrichteten, denn der heldenmütige Wendenherzog Niklot, dessen Reich in der Feste Dobin (Dubin) am nordöstlichen Ende des Schweriner Sees seinen Mittelpunkt hatte, blieb in seiner Herrschaft, indem er Christ zu werden gelobte (1148).

Auch in Spanien nahm der Glaubenskrieg gegen die Araber einen höheren Aufschwung. Als 1147 eine große Flotte französischer, flandrischer und Kölner Kreuzfahrer, die über See nach Palästina wollten, unter ihrem Führer, Grafen Arnulf von Arschot, an

der Küste von Portugal landete, vernahmen sie, daß eben König Alfons die große, von Arabern zahlreich bevölkerte Stadt Lissabon belagerte. Auf seine Einladung standen ihm die Kreuzfahrer sogleich bei und erzwangen trotz der verzweifelten Gegenwehr der Mauren durch ihre unermüdliche Tapferkeit die Übergabe. Dafür überließ ihnen der dankbare König Alfons die unermeßliche Beute, mit der die Kreuzfahrer weiter zogen und glücklich im gelobten Lande ankamen.

Nachdem König Konrad, um in seiner Abwesenheit die Ordnung in Deutschland zu sichern, den Landfrieden hatte beschwören und seinen noch jungen Sohn Heinrich von den Fürsten zum König hatte erklären lassen, übertrug er die Vormundschaft über denselben dem einsichtsvollen Abt Wibald von Korvey und brach dann nach beendeten Vorbereitungen im Mai 1147 von Regensburg auf. Sein Heer zählte ohne die Leichtbewaffneten und das Fußvolk allein 70000 geharnischte Ritter. Nach Pfingsten überschritten die fröhlichen und mutigen Scharen die Grenzen Ungarns, dessen König Geisa II., aus Furcht, die Kreuzfahrer möchten seinen Gegner Boris auf den Thron erheben, ihnen freien Durchzug bewilligte. Im Juni schlug König Ludwig von Frankreich mit einem glänzenden Heere und der heil. Oriflamme von Metz aus denselben Weg ein und hatte den Vorteil, daß er überall die Brücken und Schiffe des vorausziehenden deutschen Heeres vorfand.

1147



Statue Konrads III. im Dom zu Bamberg.

Beim Eintritt in das griechische Reich mehrten sich für die Kreuzfahrer die Schwierigkeiten und Gefahren. Damals beherrschte Manuel I., ein Mann von riesenmäßiger Größe, der seine Tapferkeit durch seine Siege über den Sultan von Ikonium bewährt hatte, das byzantinische Reich (1143—1180). Durch seine Gemahlin, eine Gräfin von Sulzbach, Schwester von König Konrads Gemahlin, war er mit diesem verschwägert. Dennoch wurde Manuel von Mißtrauen ergriffen, als das im ganzen 90000 Köpfe

zählende deutsche Heer anrückte, um freien Durchzug und um Lebensmittel gegen Kauf nachsuchte, und erst nachdem er sich den Friedenseid hatte schwören lassen, gab er Schiffe zur Überfahrt über die Donau. Trotzdem kam es bald zu blutigen Streitigkeiten mit den Griechen, die durch die Gewinnsucht und Treulosigkeit der letztern, sowie durch die Raubsucht der Deutschen hervorgerufen wurden. „Bei Adrianopel wurden einzelne Abteilungen, die sich, um Beute zu suchen, von der Hauptmasse entfernt hatten, von barbarischen Söldnern in byzantinischen Diensten erschlagen. Im September lagerte sich das Heer in einer lieblichen Ebene, nahm aber durch einen in der Nacht herabstürzenden Wolkenbruch und das zum wütenden Strome angewachsene Flüßchen Melas großen Schaden. Die Zelte wurden vom Boden emporgehoben und in schrecklicher Verwirrung samt Menschen, Pferden, Rüstungen, Waffen, Kleidern dem nahen Meere zugeführt. Als die Kreuzfahrer in der Vorstadt Pera ihr Lager aufschlugen, nahmen die Feindseligkeiten zwischen den Deutschen und den Griechen zu. Selbst Kaiser Manuel und König Konrad waren trotz ihrer Verwandtschaft in gereizter Stimmung wider einander, und keiner wollte dem andern die Ehre der ersten Begrüßung erweisen.“ Erst nach vielen Schwierigkeiten erhielten die Deutschen Schiffe und setzten, noch 70 000 an der Zahl, nach Asien über. Konrad nahm, sei es durch seine Kühnheit, sei es durch treulose Ratschläge der Griechen verleitet, den kürzeren, aber gefahrvollen Weg durch das Gebiet des Sultans von Ikonium. Sie kamen durch die öden Gegenden Phrygiens, und mit jedem Tage wuchs ihre Not. Die Städte, bei denen sie vorüberzogen, verschlossen ihre Thore, verweigerten ihnen oft die Lebensmittel, oder ließen sie an Stricken von den Mauern herab, nachdem das Geld schon hinaufgezogen war; ja manche ließen das Seil, wenn sie das Geld empfangen, gar nicht wieder herunter und spotteten der lauten Klagen, in welche die Hungrigen ausbrachen. Selbst Kalk wurde unter die Lebensmittel gemischt und dadurch mancher Pilger vergiftet. Viele starben vor Hunger oder verschmachteten vor Durst. Der Zorn der Deutschen gegen die griechischen Fürsten wuchs immer mehr, da sich die Stadt Ikonium noch immer nicht zeigen wollte. Plötzlich sahen sie sich in einer wasserlosen Wüste, von ihren treulosen Führern gänzlich verlassen, von allen Seiten umschwärmt und von den Reiterscharen der Sarazenen und von den leichten Bogenschützen der Feinde angegriffen. Die Deutschen, teils schwergerüstet auf ihren ermüdeten Rossen, teils nur mit Stab und Pilgertasche versehen einherziehend, leisteten den heldenmütigsten Widerstand, aber ohne Sicherheit im Vorrücken, ohne Vorteil im Rückzug, ohne Hilfe im Standhalten, erlitten sie die furchtbarsten Verluste, und nur mit 7000 Mann kam Konrad, selbst von zwei Pfeilen getroffen, im jammervollsten Zustand nach Nicäa zurück. Von da ging er zur Herstellung seiner erschöpften Gesundheit nach Konstantinopel, wo er jetzt, da er nicht mehr furchtbar war, von seinem Schwager aufs freundschaftlichste aufgenommen und mit Geldgeschenken überhäuft wurde.

Zu derselben Zeit, wo Konrads schönes Heer in Phrygien seinen Untergang fand, traf auch Ludwig mit 60 000 streitbaren Kriegern in Konstantinopel ein, von wo er weiter nach Asien zog, nachdem er geschworen hatte, alle ehemals griechischen Orte, die er erobern würde, an den Kaiser zurückgeben zu wollen. In Asien erfuhr er das Schicksal des deutschen Heeres, dessen Reste sich mit ihm vereinigten. Er schlug den gefahrloseren Weg an der Seeküste ein, aber auch er mußte die Treulosigkeit der Griechen erfahren, welche die Kreuzfahrer in die Hände der Türken überlieferten und sie ausplünderten, so daß viele lieber freiwillig sich der türkischen Gefangenschaft ergaben, um nur den Griechen zu entgehen. So kamen sie bis zur Seestadt Attalia in Pamphylien, von wo der König mit seinen Edlen zur See nach Antiochien gelangte und von da nach Jerusalem eilte, wo einige Tage vorher auch Konrad von Konstantinopel her eingetroffen war. Andächtig besuchten beide Könige die heiligen Stätten und beriefen dann alle Fürsten und Edlen nach Akkon (Ptolemais), um mit König Balduin III. von Jerusalem und seinen Großen eine Beratung zu halten, bei der man sich zur Belagerung des wichtigen Damaskus entschloß. Konrad und seine Deutschen bewiesen im Kampfe den größten

Heldenmut; er selbst schlug einem Türken mit einem gewaltigen Hiebe den Kopf und die linke Schulter ab, so daß die Feinde erschreckt in die Stadt zurückflohen. Schon sannen die Belagerten auf Mittel zur Flucht; aber dennoch mißlang die Belagerung durch den Verrat der Pullanen, d. h. der orientalischen Christen, ebenso wie der darauf unternommene Angriff auf Askalon. Erbittert über solche Treulosigkeit, beschlossen Konrad und Ludwig, nach Europa zurückzukehren. Konrad segelte bereits im September 1148 von Akkon nach Griechenland, von wo er, nachdem er mit Manuel ein Bündnis gegen Roger von Sizilien verabredet hatte, nach Deutschland eilte. Viele Deutsche litten auf der Rückreise Schiffbruch. Einige Zeit nach Konrad verließ auch Ludwig Palästina und kehrte nach Frankreich zurück. 1148

So war denn der ganze Kreuzzug, den zwei so mächtige Fürsten mit so bedeutenden Heeren unternommen hatten, völlig gescheitert, und Konrad und Ludwig hatten, nachdem 200000 Menschen aufgeopfert waren, von dem ganzen Zuge weiter nichts, als daß sie für ihre Personen Jerusalem und das heilige Grab gesehen hatten. Im Abendlande aber erkaltete der Eifer für Heerfahrten nach dem gelobten Lande vollständig, und bitterer Tadel erhob sich gegen den Abt Bernhard, weil er mit so großer Zuversicht einen glücklichen Ausgang geweissagt und dadurch viele Tausende ins Verderben gerissen habe. Man nannte ihn offen einen falschen Propheten. So groß aber auch Bernhards Schmerz über das Mißlingen des Zuges war, so rechtfertigte er sich doch, indem er die Schuld an dem unglücklichen Ausgang auf die Sünden der Kreuzfahrer schob, die nicht würdig befunden seien, das heilige Land zu befreien. Habe doch Moses selbst sein Volk nicht ins gelobte Land führen können, obgleich er alles auf göttlichen Befehl gethan habe. Und allerdings steht es nach den Berichten von Teilnehmern an dem Zuge fest, daß Mangel an Vorsicht, Übermut und Zügellosigkeit der Kreuzfahrer an dem unglücklichen Ausgang der Unternehmung nicht weniger Schuld trugen, als der Verrat der Griechen und morgenländischen Christen.

Bald nach dem Kreuzzuge erkrankte König Konrad infolge der erlittenen Beschwerden zu Speier. Seine Krankheit benutzte Welf VI., der vorausgeeilt war und sich mit Roger von Neapel von neuem verbunden hatte, um die alten Feindseligkeiten wider die Hohenstaufen zu erneuern. Er belagerte das hohenstaufische Schloß Flochberg bei Nördlingen. Aber der König sandte ihm ein starkes Aufgebot unter seinem Sohn Heinrich entgegen, der ihm eine solche Niederlage beibrachte, daß 300 seiner Ritter in die Gewalt der Hohenstaufen gerieten (1150). Nun trat Herzog Friedrich von Schwaben als Vermittler auf. Um die Befreiung seiner Waffengenossen zu erlangen, unterwarf sich Welf dem König, erhielt einige Reichslehen und stand von Bayern ab. Wenige Monate nachher ward der König durch den Tod seines Sohnes Heinrich tief erschüttert. Er war nach dem Kreuzzuge von den Römern wieder aufgefordert worden, nach Italien zu kommen, und der Römerzug war auf das nächste Jahr festgesetzt worden. Im ganzen Reiche wurden Zurüstungen getroffen, als Heinrich der Löwe, dessen hochfahrender Geist mit den Jahren der Kraft immer mehr zu Tage trat, wieder Ansprüche auf das Herzogtum Bayern erhob. Konrad, 1150

mit dem Gedanken an seine Romfahrt beschäftigt, suchte offenen Kampf zu vermeiden, aber vergebens ließ er mehrere Ladungen an den trotzigen Herzog ergehen, sich auf einer Reichsversammlung zu stellen. Schon hatte Konrad mit den sächsischen Großen den Plan zu seiner Demütigung getroffen, als ihn zu Bamberg der Tod in einem Alter von etwa achtundfünfzig Jahren ereilte 1152 (15. Februar 1152). Als er sein Ende nahen fühlte, übergab er in der Überzeugung, daß sein erst siebenjähriger Sohn Friedrich das Reich nicht würde behaupten können, die Reichskleinodien seinem Neffen, **Friedrich** (III.) **von Schwaben**, gab ihm sterbend seine Stimme und machte ihn zum Vormund seines noch minderjährigen Sohnes.

Konrad war ein tapferer, verständiger, gerader Fürst, der es in allem wohl meinte; dennoch bietet seine Regierung eine Reihe von fehlgeschlagenen Unternehmungen. Wenn er auch, zweimal im Morgenlande, als Wallfahrer und als Heerführer, ein Bild seiner für den heiligen Krieg begeisterten Zeit war, so war doch sein Kreuzzug mißlungen und hatte viele Tausende ohne allen Gewinn in den Tod geführt: die slavischen Grenzlande hatten sich von aller Lehnspflicht gegen das Reich losgemacht, und in Italien war das Ansehen des Kaisertums tief gesunken, wie denn Konrad selbst nie die Kaiserkrone empfangen hat, in Süditalien aber erhob König Roger, der Erbfeind des deutschen Kaisertums, der die deutschen Reichslehen in Unteritalien an sich gerissen, sein stolzes Haupt voll drohenden Übermutes. Dagegen hat Konrad das Verdienst, dem hohenstaufischen Hause den Weg zum Throne gebahnt und ihm in der Wahl seines Neffen einen Nachfolger gegeben zu haben, der im stande war, es zum höchsten Glanze emporzuheben.



„+ Cunradus D(e)i Gra(tia) Romanoru(m) Rex."

Königssiegel Konrads III. Um ein drittel verkleinert.



Der heil. Michael, Schutzpatron des Reichs.
Skulptur im Dom zu Bamberg vom Ende des XII. Jahrhunderts.

5. Friedrich I., Barbarossa, 1152—1190.

a. Friedrichs erstes Auftreten. Erster Römerzug. Kaiserkrönung.



Aus Heinrichs II. Missale.

Sofort nach Konrads III. Tode fielen die Stimmen der Fürsten mit seltener Einhelligkeit auf dessen Neffen, den Herzog Friedrich von Schwaben, den Konrad selbst auf dem Sterbebette zum Nachfolger empfohlen hatte. Schon am 5. März wurde daher Friedrich von Hohenstaufen auf einem Reichstage in Frankfurt als deutscher König anerkannt und vier Tage nachher in der Marienkirche zu Aachen vom Erzbischof Arnold von Köln geweiht und gekrönt. Durch glänzende Eigenschaften hatte er sich bereits vielfach ausgezeichnet, vor allem aber schien er durch seine verwandtschaftlichen Beziehungen zu den Welfen geeignet zu sein, den Streit zwischen den seither in Deutschland sich befehdenden Familien zum Ausgleich zu bringen. Durch seine Mutter Judith, die Schwester Heinrichs des Stolzen, war Friedrich ein Vetter Heinrichs des Löwen und ein Neffe Welfs, denen er schon manchen Dienst geleistet hatte. Auch das Herkommen und die Neigung des deutschen Volkes, bei demselben Fürstenhause zu verbleiben, wie der Wunsch des verstorbenen Königs sprachen für Friedrichs Wahl.

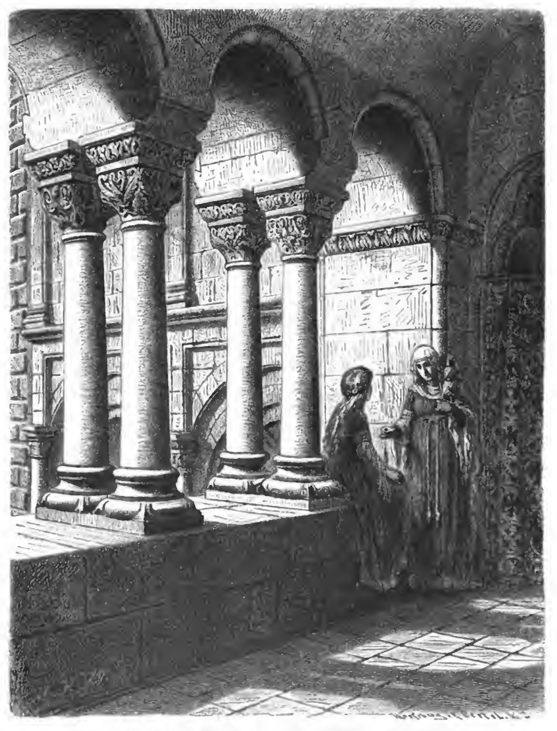
1152

Friedrich, der im Alter von einunddreißig Jahren den Thron bestieg, war von mittlerer Größe und wohlgebaut, sein Haar blond, kurz geschnitten und nur auf der Stirn gekräuselt; seine Haut weiß, seine Wangen rot und sein Bart rötlich, weshalb ihn die dunkelfarbigen Italiener Barbarossa (Rotbart) nannten. Schöne Zähne, feine Lippen, blaue Augen zeichneten sein Äußeres aus; er hatte einen heitern, aber durchdringenden und der inneren Kraft sich gleichsam bewußten Blick. Sein Gang war fest, die Stimme rein, der Anstand männlich und würdevoll, die Kleidung weder gesucht noch nachlässig. Keinem stand er auf der Jagd oder in Leibesübungen nach, keinem in Heiterkeit bei Festen, nie aber durfte der Aufwand in übermäßige Pracht, nie die gesellige Lust in Völlerei ausarten. In Freud und Leid behauptete er stets Würde und Haltung. Seine Kenntnisse konnten in jener Zeit und bei der mehr weltlichen Richtung seines Lebens nicht umfassend sein; doch verstand er lateinisch und las gern und fleißig die römischen Schriftsteller. Ungeachtet großen Feldherrntalentes sah er im Kriege immer nur ein Mittel zum höchsten Zweck, dem Frieden. Furchtbar und streng zeigte er sich gegen Widerstrebende, versöhnlich gegen Reuige, herablassend gegen die Seinigen, gern hörte er Rat, die Entscheidung aber kam, wie es dem Herrscher gebührt, stets von ihm selbst; selten trog ihn sein Urteil, fast nie sein Gedächtnis. Rücksichtslos die Gesetze vollziehen, hielt er für die erste Pflicht des Fürsten*), ihnen unbedingt gehorchen, für die erste des Unterthans. Auf große Vorbilder früherer Zeiten blickte er mit der Begeisterung hin, die selbst ein Zeichen der Tüchtigkeit ist; er liebte die Betrachtung der Vorwelt und verweilte gern bei ihren Zeitbüchern. Insbesondere hatte er sich Karl den Großen zum Muster genommen und erklärte, ihm nachstrebend müsse man das Recht der Kirche, das Wohl der Staaten, die Unverletzlichkeit der Gesetze im ganzen Reiche zu gründen und herzustellen suchen.

Eine feste Residenz hatte er so wenig wie seine Vorgänger, doch baute er schöne Pfalzen an seinen Lieblingssitzen, wie zu Kaiserswert und zu Gelnhausen. Hier, zu „Geilinhusin“, erhob sich in der ernsten Pracht edlen romanischen Stils der Palast, von dessen Herrlichkeit heute noch Trümmer zeugen: eine der schönsten Kaiserbauten auf deutschem Boden.

Friedrich ist einer der größten Kaiser, würdig, neben Karl dem Großen und Otto I. genannt zu werden. Die Vorstellung von der Machtfülle der römischen Kaiser lebte in ihm in voller Kraft, und er suchte ihr durch seine Thaten Anerkennung und Geltung zu verschaffen. Sein Ziel war kein andres, als dem Reiche die Macht und Herrlichkeit wieder zu verschaffen, die es unter den Ottonen und den ersten fränkischen Kaisern besessen, und in Italien die kaiserliche Vollgewalt auf den früheren Höhepunkt zu erheben, im Gegensatz gegen die Allgewalt des Papstes. Zunächst suchte Friedrich die innern Streitigkeiten auszugleichen und Ruhe und Ordnung in Deutschland herzustellen, um dann seine volle Kraft ungeschwächt den italischen Verhältnissen zuwenden zu können. Nachdem er den dänischen Kronstreit zwischen Kanut und Svend dahin entschieden hatte, daß er dem letzteren die Krone, aber unter Anerkennung der deutschen Oberhoheit, dem ersteren Seeland, als dänisches Kronlehen, zusprach, ging er darauf aus, den Streit zwischen Welfen und Hohenstaufen auszugleichen und Heinrichs des Löwen Freundschaft zu gewinnen. „Er sprach ihm das Belehnungsrecht der neugegründeten Bistümer im Wendenland zu, unter der Be-

*) Sein Geschichtsschreiber erzählt, daß er unmittelbar nach der Krönungsfeierlichkeit einen wegen schwerer Vergehen bestraften Diener, der sich ihm zu Füßen warf und bei dieser Gelegenheit Verzeihung hoffte, abgewiesen habe, zum Zeichen, daß er den eben geleisteten Schwur, das Recht zu ehren, halten werde.



Rekonstruiertes Motiv aus Barbarossas Pfalz zu Gelnhausen.

Nach den erhaltenen Resten und den im Anfang dieses Jahrhunderts noch erhalten gewesenen, von Hundeshagen abgebildeten weiteren Überbleibseln.

dingung, daß er es im Namen des Königs und des Reiches ausübe; er entzog dem Markgrafen Heinrich Jasomirgott, dessen Gemahlin Gertrud schon 1143 gestorben war, nachdem er denselben dreimal vergebens vor einen Reichstag geladen, wegen Ungehorsams das Herzogtum Bayern und belehnte damit seinen Mitbewerber Heinrich den Löwen, der somit wieder zwei der größten Herzogtümer in einer Hand vereinigte, wovon ihm das eine, Sachsen, die Möglichkeit gewährte, seinen Besitzstand im Wendenland immer mehr zu erweitern." Hierbei ahnte Friedrich freilich nicht, daß er dadurch eine Macht hervorrief, die dereinst dem monarchischen Prinzipe des Reichsregimentes gefährlich werden mußte, zumal in der Hand eines Mannes, wie Heinrich war, der in seinem hochfahrenden Wesen alle ihn hemmenden Schranken rücksichtslos mit Füßen trat. Vorläufig indessen konnte er sich der Freundschaft dieses mächtigen Vasallen versichert halten. Auch seinen Oheim Welf versöhnte Friedrich, indem er ihm die Markgrafschaft Tuscien, das Herzogtum Spoleto und in Oberitalien eine Anzahl Herrschaften als Reichslehen übertrug. Seinem eigenen Halbbruder Konrad gab er die Pfalzgrafschaft bei Rhein, und auch den Zähringer Berthold IV. wußte er durch Erweiterung seiner Macht, besonders in der heutigen Schweiz, an sein Interesse zu fesseln. Zeigte sich hierdurch schon, daß der neue König, anders wie bisher, seine Politik auf die Laienfürsten in erster Linie zu stützen entschlossen war, so übte er auch das königliche Recht bei den Bischofswahlen genau nach den Bestimmungen des Wormser Konkordats; ja, bei einer zwiespältigen Wahl in Magdeburg erhob er den staatsmännisch begabten, ihm nahestehenden Bischof Wichmann von Zeitz zum Erzbischof und hielt ihn trotz aller Vorstellung des römischen Stuhles aufrecht. „Seitdem wuchs das Ansehen des Herrschers in der Ordnung nicht nur von weltlichen, sondern auch geistlichen Dingen ungemein," sagt sein Geschichtschreiber von ihm, und nunmehr dachte Friedrich, der in der That jetzt neben den Laienfürsten fast völlig sicher auch über die große Anzahl gemäßigter Bischöfe verfügte, daran, eine Romfahrt zu unternehmen, um sich in Italien die Kaiserkrone zu holen und des Reiches alte Herrlichkeit wieder aufzurichten.

Es ist bereits erzählt worden, wie in den durch Handel, Gewerbefleiß, Reichtum zu hoher Blüte gediehenen lombardischen Städten ein mächtiger Freiheitssinn republikanische Stadtgemeinden ins Leben gerufen, die sich von der bischöflichen, herzoglichen oder markgräflichen Lehnshoheit losgemacht hatten; wie nicht allein in diesen Städten, sondern auch im Kirchenstaate durch die reformatorischen Ideen Arnolds von Brescia in kirchlicher, wie in politischer Hinsicht ein Zustand fieberhafter Schwankungen erzeugt war, wie endlich im Süden in dem immer weiter um sich greifenden Normannenstaat dem Reiche ein gefährlicher Gegner erwachsen war. Sowohl der Senat der Stadt Rom, wie der flüchtige Papst hatten König Konrad III. zu einem Zuge nach Italien aufgefordert, und den oberitalischen Städten fehlte zur Herstellung völliger Republiken weiter nichts als die Abwerfung der oberlehnsherrlichen Gewalt der Kaiser, die seit einem Jahrhundert gänzlich in Vergessenheit geraten war. An der Spitze der freiheitsliebenden Städte stand das übermütige Mailand, das seine Übermacht zur Unterdrückung und Knechtung schwächerer Nachbarstädte freventlich mißbrauchte, insbesondere die Städte Lodi und Como nach langjährigen Kriegen unterjocht hatte. Als Friedrich zu Konstanz sein Heer sammelte, warfen sich ihm Boten

der Stadt Lodi zu Füßen und klagten, daß ihre Stadt durch das tyrannische Mailand unterdrückt worden sei. Friedrich gebot den stolzen Mailändern durch einen Abgeordneten die Abstellung des Unrechts, aber dieser entging kaum der Volkswut, und das an die Konsuln gerichtete Schreiben wurde zerrissen und auf die Erde geworfen. Nur eine neue Romfahrt konnte den Italienern die alten Rechte des Reiches über sie ins Gedächtnis zurückrufen.

Im Herbst 1154 brach Friedrich mit einem Heere von nur 1800 Rittern von Augsburg nach Italien auf und zog über Brixen und Trient nach dem Gardasee. Als sich auf dem beschwerlichen Gebirgsweg einige Mannen Plünderungen erlaubten, legte Friedrich dem ganzen Heere eine Steuer auf und gab den Beschädigten Ersatz. Dieser Beweis von Mannszucht und Gerechtigkeit erzeugte bei dem Volke Vertrauen, bei den Kriegern Gehorsam. In den letzten Tagen des Oktober kam er auf der Ebene von Roncaglia (Piacenza) an. Hier ließ er nach altem Herkommen sein königliches Schild an einem Pfahle ausstecken, alle italienischen Reichsvasallen auffordernd, sich der Sitte nach zur Huldigung einzufinden und bewaffnet den Wachtdienst vor seinem Zelte zu leisten. Allen, die nicht erschienen, entzog er ihre Lehen. Viele Beschwerden wurden hier vor ihm, als dem höchsten Richter, erhoben. Zuerst trat der Markgraf von Montferrat auf, der einzige Große Oberitaliens, der sich noch nicht der Macht der Städte gebeugt hatte, und beschuldigte die Lombarden im allgemeinen der Geringschätzung seiner und der königlichen Befehle; er klagte namentlich über Asti und Chieri, und der Bischof von Asti, den die Bürger dieser Stadt vertrieben, stimmte diesen Beschwerden bei. Hierauf erneuerten Lodi und Como ihre Klagen über Mailand, andre, wie Pavia und Cremona, sprachen in demselben Sinne. Mailändische Abgeordnete erschienen im Lager, suchten das Verfahren ihrer Vaterstadt zu rechtfertigen und boten dem König 4000 Mark für die Bestätigung ihrer Herrschaft über die beiden Städte. Diesen Versuch, ihn durch Anteil an dem geschehenen Unrecht gleichsam zu erkaufen, wies der edle Friedrich mit Entrüstung zurück und erteilte den Gesandten Bescheid: in ihrem eignen Gebiete und an Ort und Stelle werde man die Verhältnisse prüfen und das Recht eines jeden schirmen. Da es der König gegenwärtig nicht für geraten hielt, den Kampf mit dem mächtigen Mailand zu bestehen, zog er sich seitwärts zum Ticino. Ungunst der Witterung und Mangel an Lebensmitteln erregten Unmut und Verdruß im deutschen Heere, und als die mit Vorräten reichlich versehene Stadt Rosate auf Betrieb der Mailänder die Verpflegung verweigerte, ließ der König in seinem Zorn den Ort dem Erdboden gleichmachen. Manche Stadt öffnete ihm freiwillig die Thore, andre wurden in raschem Anlauf oder Angriff genommen; die schwerste Strafe erlitten Asti und Chieri, die sich gegen ihre Stadtherren, den Markgrafen und den Bischof, aufgelehnt hatten und auf des Königs Vorladung nicht erschienen waren. Den Einwohnern zwar konnte kein Leid geschehen, da sie sich bereits in die Berge geflüchtet hatten, allein die Türme und Mauern der Städte wurden niedergerissen. Im Lager unfern Asti erschienen Gesandte von Pavia und klagten über die Verwüstung ihrer Felder durch die mailändische Bundesstadt

1154

Tortona. Da die Bürger von Tortona mehreren Aufforderungen des Königs nicht Folge leisteten, rückte Friedrich vor die Stadt. Die Belagerung zog sich zwei Monate lang hin, und die hartnäckige Verteidigung der Bürger, sowie die Strenge des deutschen Herrschers gegen die überwundenen Einwohner, die der Mangel an Nahrung und Trinkwasser zur Übergabe gezwungen, ließen einen Blick werfen in die Furchtbarkeit des Kampfes, der sich jetzt zwischen Königsrecht und Volksfreiheit entwickelte. Die Bewohner erhielten auf dringende Bitten der Fürsten freien Abzug, von ihrer Habe aber ward ihnen nur so viel bewilligt, als jeder tragen konnte. Die Soldaten plünderten zur Entschädigung für 1155 ihre Anstrengungen die Stadt, die alsdann verbrannt und zerstört ward (1155). Das furchtbare Schicksal Tortonas machte auf die italienischen Städte den Eindruck des Schreckens; die meisten unterwarfen sich und sandten Geschenke. Friedrich aber zog nach Pavia und empfing in den Mauern dieser alten Hauptstadt des Königreichs Italien, die vor allen andern ihm ergeben war, die lombardische Krone durch den Bischof der Stadt (15. April 1155). Drei Tage lang dauerten die Festlichkeiten.

Man hat gefragt, warum Friedrich, der die deutschen Städte so sehr begünstigte und gegen Bischöfe und Adel so klug zu benutzen wußte, dieselbe Politik nicht auch in Italien befolgte. Allein es wäre ihm unmöglich gewesen, alle italienischen Städte für sein Interesse zu gewinnen, da sie durch nachbarliche Eifersucht und Zwietracht in unversöhnliche Fehde verwickelt waren, so daß er die einen nicht hätte an sich heranziehen können, ohne die Feindschaft der andern um so mehr gegen sich zu erregen. Es blieb ihm nichts übrig, als die ihm feindlich gesinnte guelfische Partei niederzuwerfen und mit Hilfe der Ghibellinen Italien dem Reiche wieder zu gewinnen und dadurch — denn das war ihm Hauptabsicht — den Papst im Zaum zu halten. Nicht weniger hat man gefragt, warum er nicht die damals unter den Ghibellinen gärende Ketzerei gegen den Papst benutzt habe, wie dies seine Nachfolger versuchten, als es zu spät war. Aber Friedrich glaubte an die Wahrheit der römisch-katholischen Kirche; er wollte dem Papste die Anmaßung weltlicher Herrschaft verbieten, aber er wollte als frommer Christ nicht den ehrwürdigen Bau untergraben, als dessen Schirmherrn er sich betrachtete.

In Rom hatten sich inzwischen die Verhältnisse in der bereits oben angedeuteten Weise weiter gestaltet. „Der Senat herrschte auf dem Kapitol, und Arnold von Brescia leitete gleich einem Volkstribunen der alten Roma die republikanische Gemeinde. Die Führer derselben strebten nach einer völligen Trennung des Geistlichen und Weltlichen. Auch sie waren von der Vorstellung der Zeit beherrscht, daß die christliche Welt durch „die beiden Schwerter“ regiert und Kaiser und Papst bei ihren Rechten und Ehren erhalten werden sollten, aber für sie war die Majestät des römischen Volkes die Quelle aller Macht, das römische Reich ein unzerstörbarer Begriff, der Kaiser die durch das Volk erwählte und eingesetzte Obrigkeit der Republik; Papst und Klerus habe mit den weltlichen Rechten nichts zu thun, die Konstantinsche Schenkung sei eine Fabel, das von Petrus mystisch abgeleitete Krönungsrecht eine Usurpation ohne Rechtsboden.“

„In diesem Sinne hatten die Leiter der Bewegung bereits nach seiner Wahl Boten und Briefe an Friedrich geschickt, wie einst an Konrad, und ihn eingeladen,

die Kaiserwürde aus den Händen des Senates und Volkes von Rom zu empfangen. Das Kaisertum sollte also ungeschwächt fortbestehen, aber nicht als eine durch Priesterhand verliehene Gewalt von Gottes Gnaden, sondern als ein dem Volke entflossenes, aber auf der Basis des römischen Rechts ruhendes und darum legitimes Herrscheramt. Friedrich, von den Vorstellungen seiner Zeit über das Kaisertum getragen, verschmähte ein solches Anerbieten und ließ die Botschaft unbeachtet."

Auch Hadrian IV., der im Dezember 1154 den päpstlichen Stuhl bestiegen, ein Mann von hoher Bildung, Rednergabe und seltener Kraft, erkannte den Senat nicht an und verlangte, um die republikanische Verfassung zu stürzen, die Ausweisung Arnolds von Brescia. Der Senat weigerte sich, den „gottbegeisterten Propheten" aus der Stadt zu verbannen, es kam zu tumultuarischen Auftritten, und ein Kardinal ward tödlich verwundet. Da belegte Hadrian die Stadt mit dem Interdikt und Arnold mit dem Banne. Nun hörte aller Gottesdienst auf, keine Glocke wurde geläutet, keine Messe gelesen, kein Sakrament gespendet, die Toten wurden nicht mehr in geweihter Erde bestattet und die Ehen auf dem Kirchhofe eingesegnet. Da geriet das Volk in Unruhe und Gewissensangst, es erhob sich ein Aufruhr, die Senatoren warfen sich dem Papste zu Füßen. Hadrian bestand auf der Verbannung Arnolds, und erst als diese zugestanden, nahm er den Fluch von der Stadt. Während der geächtete Tribun, von allen verlassen, von Burg zu Burg floh, zog Hadrian mit großem Gepränge in den Lateran, wo er bald erfuhr, daß Friedrich auf dem Wege nach Rom sei.

Als der Hohenstaufe beim Papste die Krönung nachsuchte, verlangte dieser als Beweis seiner kirchlichen Gesinnung die Auslieferung Arnolds. Friedrich mußte in dem Reformprediger um so mehr einen Rebellen erkennen, als er die Römer auch aufgefordert hatte, sich ihren eignen Kaiser selbst zu wählen. Er erzwang daher von den Grafen, welche den Flüchtling unterstützten und hegten, dessen Auslieferung an die Kardinäle, die ihn ohne Verzug noch vor Tagesanbruch, ehe das Volk zu seiner Rettung herbeieilen konnte, bei der porta del popolo (nach der gewöhnlichen Annahme) auf dem Scheiterhaufen verbrannten.

Arnold von Brescia „vergaß, daß die Zukunft der Gegenwart nur von Augenblick zu Augenblick zugezählt wird, und einzelne, wie Völker, nur schrittweise auf ihren Bahnen vorrücken; er verstand nicht, seine Pläne an irgend eine der großen Erscheinungen jener Zeit anzuknüpfen, sondern trat gegen den damaligen Staat und die damalige Kirche gleich feindlich auf, während er sich für etwas ganz Abgestorbenes begeisterte und mit dessen Wiederbelebung unnütz abmühte. Aus diesen Gründen scheiterte sein Bestreben: dessenungeachtet war es nicht völlig für die Nachwelt verloren." Arnold starb, seiner Zeit voraneilend, als Märtyrer der politischen und kirchlichen Freiheit, aber die Nachwelt feierte den verbrannten Ketzer als Propheten und Bannerträger der Freiheit, und Friedrich ahnte nicht, welch eine Waffe er freiwillig aus den Händen gab, indem er den Reformprediger verfolgte, anstatt dessen Plan, die Kirche von innen her zu erneuern, durch sein ganzes kaiserliches Ansehen zu unterstützen.

Nun erst begab sich der Papst in Friedrichs Lager nach Sutri. Allein das Mißtrauen war so groß, daß ein unbedeutender Vorfall das gute Vernehmen beinahe wieder gestört hätte. Friedrich ging zwar dem Ankommenden wie herkömmlich entgegen, hielt ihm indessen den Steigbügel nicht, sondern führte ihn ohne weiteres in sein Zelt. Hadrian aber klagte über die Vernachlässigung

des Gebrauches und weigerte sich, ihm den üblichen Friedenskuß zu geben. Friedrich entschuldigte sich mit Unkenntnis der alten Sitte und mit der Bemerkung, er habe sich nie aufs Bügelhalten verlegt, und entschloß sich endlich auf Zureden einiger älterer Fürsten, die eine Spaltung des Reichs und der Kirche besorgten, zu der demütigenden Handlung. Nun erst empfing er den Friedenskuß.

Bevor Friedrich nach Rom kam, sandten die Römer Abgeordnete an ihn, welche in einer anmaßlichen und prahlerischen Rede erklärten, daß sie ihn zum Kaiser machen wollten, wenn er sich zur Zahlung von 5000 Pfund Silber verstehe und durch einen Eid verpflichte, die neuen Einrichtungen bestehen zu lassen. Aber zornig unterbrach sie Friedrich: „Ich kann nicht genug erstaunen", sprach er, „daß eure Reden so gar nichts von der gepriesenen altrömischen Weisheit enthalten, daß sie nur angefüllt sind mit dem abgeschmackten Schwulst thörichter Anmaßung. Vergeblich erhebt ihr die ehemalige Würde und Herrlichkeit Roms; nicht bloß die Herrschaft ist übergegangen an die Deutschen, sondern auch die Tugenden. Darum regieren auch deutsche Könige, darum ratschlagen für euch deutsche Fürsten, darum kämpfen für euch deutsche Ritter. Ich komme, nicht um von euch zu empfangen, sondern um euch zu retten von innerem und äußerem Zwist, ich komme wie ein Glücklicher zu Elenden, ein Starker zu Schwachen, ein Mutiger zu Entnervten, ein Sicherer zu Geängsteten." Mag nun auch die Antwort Friedrichs nicht gerade so gelautet haben, wie sie ihm in den angeführten Worten sein Oheim und Geschichtschreiber, der gelehrte Bischof Otto von Freising, in den Mund legt, so enthielt sie doch den Ausdruck seiner Gesinnung, und die Gesandten kehrten erschreckt nach Rom zurück.

In der folgenden Nacht ließ Friedrich tausend Mann auserlesene Truppen in die Stadt ziehen und die Peterskirche besetzen. Am Morgen hielt er in Begleitung des Papstes seinen Einzug und ward, in Gegenwart seines ganzen 1155 Heeres, von Hadrian zum Kaiser gekrönt, am 18. Juni 1155, worauf er in sein Lager zurückkehrte.*) Aber mit Ingrimm vernahm man auf dem Kapitol, daß der Hohenstaufe, ohne die Gesetze der Stadt beschworen zu haben, mit der römischen Kaiserkrone beschenkt worden sei. Um diese Schmach zu rächen, drangen die erbitterten Römer zur Mittagszeit, wo die Deutschen der Ruhe pflegten, gegen deren Lager vor. Es entspann sich ein blutiges Gefecht, in dem 1000 Römer blieben und 200 gefangen genommen wurden. Die Deutschen siegten besonders durch die Tapferkeit des Herzogs von Sachsen, Heinrichs des Löwen. „So haben wir denn", sagte Friedrich, „den Wunsch der Römer erfüllt, und das Kaisertum erkauft, aber nicht mit Geld, sondern, wie es die deutsche Sitte verlangt, mit dem Schwerte!"

Jetzt trat an Friedrich die Erwägung heran, ob er seine Waffen gegen das widerspenstige Rom, das den Zugang in seine Mauern und die Lebensmittel weigerte, richten oder einen Feldzug gegen König Wilhelm unternehmen sollte, der seit Rogers Tode (Februar 1154) die Krone von Sizilien trug. Zwar rückte der Kaiser nach Capua und Benevent vor, um den Normannen im eignen Lande zu bekriegen und die alten Ansprüche des Reiches auf Unter-

*) Bei dieser Gelegenheit ließ Friedrich das Bild, welches die Erniedrigung des aus des Papstes Hand die Kaiserkrone zu Lehen empfangenden Kaisers Lothar darstellte und das bis dahin im Lateran zur Schau hing, verbrennen.

italien wieder aufzurichten, aber das durch Seuchen und Kämpfe zusammengeschmolzene Heer mahnte dringend zur Rückkehr, und Friedrich entließ die Vasallen, deren Dienstzeit abgelaufen war, und das Reichsheer. Der Kaiser selbst zog mit einer auserlesenen Mannschaft dem Etschthale zu.

Als er bei Verona vorbeizog, gedachten die Einwohner dieser Stadt die Zerstörung von Asti und Tortona an den Deutschen zu rächen. Sie hatten die Schiffbrücke, auf welcher das deutsche Heer nach altem Brauche über die Etsch setzen sollte, so locker gebaut, daß, wären die stromabwärts treibenden Flöße im beabsichtigten Augenblick wider die Kähne der Brücke angerannt, die ganze Mannschaft ihren Tod in den Wellen gefunden hätte. Zum Glück hatten die Deutschen schon das andre Ufer erreicht, als der verhängnisvolle Stoß eintrat. Sie zogen in dem Etschthale weiter und gelangten in die Berner Klausen. Hier erhob sich bei einem Engpaß eine steile Felsenburg, welche Alberich, ein Edler von Verona, mit starker Mannschaft besetzt hielt. Die Aufforderung des Kaisers um friedlichen Durchzug wurde mit Hohnreden, Steinwürfen und herabgerollten Felsblöcken beantwortet. Da rettete die aufopfernde Treue und Tapferkeit Ottos von Wittelsbach, des kaiserlichen Bannerträgers, den Kaiser und sein Heer aus der Not. Hoch über der Burg ragte eine Felsenhöhe empor, die, von hinten durch Berg und Wald gedeckt, für uneinnehmbar galt. Auf mühsamen Umwegen drang der Wittelsbacher mit 200 leichtbewaffneten Jünglingen zur hinteren Wand des Felsens hinauf: „aber wie abgeschnitten streckte auch diese sich in die Lüfte. Nichts jedoch konnte die Kühnen zurückschrecken. Einer stellte sich auf die Schultern des andern, aus Lanzen wurden Leitern gefertigt, Stufen eingehauen; endlich erreichte man den Gipfel: die kaiserliche Fahne wurde aufgepflanzt, und Freudengeschrei erhob sich in der Höhe, wie in der Tiefe. Da erschraken die Eingeschlossenen gewaltig: den Felsen hatten sie nicht geglaubt besetzen zu dürfen, der nur Vögeln erreichbar schien." Nach einem furchtbaren Kampfe wurden an 500 dieser Raubgesellen getötet, die übrigen, darunter Alberich mit elf Edlen, gefangen und zum Strang verurteilt. Einer von ihnen, ein junger schöner Franzose, der zu des Kaisers Knien versicherte, daß er nur gezwungen der Räuberbande sich angeschlossen, wurde unter der Bedingung begnadigt, daß er den Alberich und die elf Edlen mit eignen Händen aufknüpfte. Die Leichen wurden zum abschreckenden Beispiel für die Italiener an den Weg gelegt.



„FRIDERICV SIMPERATO"

Kaisermünzen: Brakteat Friedrichs I., Barbarossa. (Silber.) Gefunden im Odenwald, vielleicht in Mainz geprägt (die einzige Münze, welche den Kaiser bärtig zeigt).

Der Kaiser mit Schnurrbart, Krone und Kappe, in der Rechten das Lilienscepter, in der Linken den Reichsapfel. Der Thron, ein Faltstuhl, ist auf der rechten Seite in der Prägung schlecht gekommen. Links ist der Tierkopf und Tierfuß deutlich. Aus der Sammlung des Herrn Landgerichtsrats Dannenberg in Berlin.

b. Friedrichs zweite Romfahrt. Päpstliches Schisma. Mailands Zerstörung. Dritter Zug nach Italien.

Wie sich das deutsche Volk, nachdem seit Lothars Tode die Kaiserwürde geruht hatte, in seinem nationalen Bewußtsein gehoben fühlte, als Friedrich der Hohenstaufe, vom Glanze und der Macht der kaiserlichen Machtfülle umstrahlt, in die Heimat zurückkehrte, so erkannte auch Friedrich die hohe Verpflichtung, die er als Kaiser und Schirmvogt der Kirche übernommen hatte. Er ließ es sich daher besonders angelegen sein, Frieden und Recht im Reiche zu wahren und Ruhe und Sicherheit des Landes herzustellen. Es war dem König Konrad bei allem guten Willen und aller Tapferkeit nicht gelungen, die Fehdelust der Fürsten und Ritter entschieden niederzuhalten und die Wehrlosen und Schwachen vor Druck und Ungerechtigkeit kräftig zu schützen. Daher verfuhr jetzt Friedrich mit den Landfriedensbrechern auf das strengste. Der Pfalzgraf Hermann bei Rhein und der Erzbischof Arnold von Mainz, die miteinander in heftiger, verwüstender Fehde lagen, wurden zur altdeutschen Strafe des Hundetragens verurteilt. Dem Erzbischof freilich wurde die Strafe in anbetracht seines Alters und Standes erlassen; der Palzgraf aber und zehn mit ihm verbündete Grafen mußten jeder seinen Hund fast eine Meile weit auf dem Rücken tragen. Hermann grämte sich darüber so, daß er ins Kloster ging, wo er bald starb. Friedrich verlieh die Pfalzgrafenwürde bei Rhein seinem Halbbruder Konrad, der das alte Erbe des fränkischen Hauses am Mittelrhein im Speier- und Wormsgau mit den neuen Erwerbungen bei Kaub und Bacharach vereinigte und dadurch den Grund zur mächtigen Rheinpfalz legte, die durch die Gründung von Heidelberg am Eingang in das reizende Neckarthal zu hoher Blüte emporstieg.

Mit dem Rittertum und den Kreuzzügen hatte die Kriegslust dergestalt überhand genommen, daß es der niedere Adel auf seinen Burgen nicht mehr auszuhalten wußte. Viele Ritter lebten vom Raube, oder wie man es nannte, vom Stegreife. Ihre Schlösser und Burgen, die sie an den besuchtesten Land- und Wasserstraßen errichteten, dienten als Raubnester. Von hier aus überfielen sie ihre Privatfeinde oder die reisenden Kaufleute und störten dadurch Handel und Verkehr und den Betrieb friedlicher Geschäfte. Die Überfallenen wurden gefangen genommen, was man niederwerfen nannte, und nur gegen ein bedeutendes Lösegeld losgelassen. Friedrich schuf auch hier Ordnung und Sicherheit; er zog von Worms aus den Rhein entlang und zerstörte eine Menge Raubschlösser mit Mann und Maus. So hatte denn das Gesetz wieder einen mächtigen Schirmherrn, einen festen Hort gewonnen, der Bürger und Bauer blickte wieder mit Vertrauen in die Zukunft und betrieb sein Geschäft mit frohem Mute. Damals steigerte sich der Druck, den die hörigen Bauern von ihren adligen Herren, deren Bedürfnisse durch den Glanz und Luxus des Rittertums sich mehrten, zu dulden hatten. Eine Menge Bauern nahm Bürgerrecht in den Städten unter dem Namen der Pfahlbürger; sie erhielten dadurch den Schutz der Städte, wodurch dann viele kleine Fehden zwischen diesen und dem Adel entstanden.

Um mit voller Macht in Italien auftreten zu können, wo die Verhältnisse sich drohender gestalteten, ging Friedrich mit Eifer an die Beilegung des alten Streites

zwischen Heinrich dem Löwen und Heinrich Jasomirgott von Österreich, welcher letztere das jenem zugesprochene Bayern noch immer nicht abgetreten hatte. Auf einem glänzenden Reichstage zu Regensburg (September 1156) belehnte Friedrich 1156 den Welfen Heinrich abermals mit dem Herzogtum Bayern und vermochte auch dessen Gegner, Heinrich von Österreich, auf Bayern Verzicht zu leisten, indem er dessen Markgrafschaft Österreich, deren Gebiet er erweiterte, zu einem Herzogtum erhob, das in männlicher und weiblicher Linie erblich sein sollte, mit der besonderen Bestimmung, daß beim Abgang des babenbergischen Stammes der letzte Stammerbe das Recht der freien Verfügung über das Land haben sollte. So schien die Fehde zwischen Welfen und Waiblingen auf immer ausgeglichen, und Friedrich rechnete diesen Tag der Aussöhnung seiner nahen und geliebten Verwandten unter die glücklichsten seines Lebens.



„Conjux Beatrix Comitissa Burgundiae Ao. MCLXI (1161).

Friedrich Barbarossas Gemahlin Beatrix.
Skulptur an dem mit ihrer besonderen Unterstützung neugebauten Dome zu Freising. Noch in der unentwickelten Kunstform der Mitte des XII. Jahrhunderts.

Ebenso entschied Friedrich mit Hilfe Heinrichs des Löwen einen Bruderkrieg zwischen den Polenherzogen Boleslaw IV. und Wladislaw zu gunsten des letzteren und zwang ersteren durch die Waffen, die dem Bruder geraubten Teile von Polen herauszugeben (1157). Hierauf 1157 empfing der gehorsame Wladislaw II. von Böhmen*) die Königswürde aus des Kaisers Hand (1158).

Um diese Zeit erweiterte Friedrich seine eignen Besitzungen durch die Verheiratung mit Beatrix, der Erbtochter des Grafen Reinold III. von Burgund.

Sie war von ihrem Vetter Wilhelm in einen Turm gesperrt worden, damit sie umkommen und das ganze Erbe seines Bruders ihm verbleiben möchte. Jetzt suchte die unglückliche Fürstentochter Hilfe beim Kaiser, und dieser beschloß nicht bloß sie zu befreien, sondern, wie einst Otto I. die schöne Adelheid, so die schöne Erbin von Burgund zu heiraten. Um Pfingsten 1156 feierte er zu Würzburg das Vermählungsfest mit großer Pracht. Durch die Schönheit und Anmut ihres Wesens alle Herzen bezaubernd, geistreich und voll edler Sitte, in Sprachen, Wissenschaften und Dichtkunst erfahren, war Beatrix eine Zierde des hohenstaufischen Herrscherhauses. Sie beschenkte Friedrich mit fünf hoffnungsvollen Söhnen. Diese Verbindung

*) Ihn hatte schon König Konrad III. auf den Thron zurückgeführt, und er war seitdem ein treuer Anhänger der Hohenstaufen geblieben.

erhöhte auch die äußere Macht des Kaisers, und die herrlichen Lande am Jura und an der Rhone, wo das kaiserliche Ansehen immer danieder gelegen, kamen in engeren Zusammen-
1157 hang mit dem Reiche. Im Oktober 1157 auf dem Reichstage zu Besançon huldigten dem Kaiser die burgundischen Großen, und sein Einfluß erstreckte sich wieder über das lange vernachlässigte arelatensische Reich, ja bis zur Provence.

Damals hatte das Deutsche Reich den Höhepunkt seines Glanzes und Ansehens nach außen erreicht. Auf dem Reichstage zu Würzburg (1157) erschienen Gesandte aus Italien, Frankreich, Burgund, Dänemark, Spanien, England und Griechenland. König Heinrich II. von England schickte dem Kaiser ein künstlich gewirktes Zelt und schrieb bei der Überreichung kostbarer Geschenke: „England und was sonst zu unsrer Herrschaft gehört, bieten wir euch dar, damit alles nach eurem Wunsche eingerichtet werde. Es sei zwischen unsern Völkern Einigkeit und sicherer Verkehr, doch so, daß euch als dem Größeren der Befehl verbleibe, wogegen uns der Wille zum Gehorsam nicht fehlen wird."

Dagegen hatte sich das gute Verhältnis zwischen Kaiser und Papst bereits wieder getrübt, und es zeigte sich, daß zwei hervorragende Persönlichkeiten, jede befangen in den gesteigerten Vorstellungen von ihrer Würde, die zu so manchen Reibungen Veranlassung boten, nicht auf die Dauer in Frieden nebeneinander bestehen konnten. Eine feindselige Spannung war eingetreten.

Auf dem erwähnten Reichstage zu Besançon erschienen zwei päpstliche Gesandte und übergaben dem Kaiser ein Schreiben des Papstes, worin dieser die Erteilung der Kaiserwürde ein beneficium nannte. Da dieses Wort in dem Latein des Mittelalters die Bedeutung von Lehen hat, so verursachte das Vorlesen des Schreibens die größte Aufregung unter den deutschen Fürsten, indem man glaubte, der Papst habe durch diesen zweideutigen Ausdruck den Kaiser als seinen Lehnsträger bezeichnen wollen. Und als nun gar der eine der päpstlichen Legaten, der Kardinal Roland, in trotzigem Tone fragte: „Von wem hat denn der Kaiser das Reich, wenn nicht vom Papste?" da vermochte sich Otto von Wittelsbach nicht länger zu halten; er riß das Schwert aus der Scheide und würde dem stolzen Priester den Kopf gespalten haben, wenn es nicht Friedrich selbst verhindert hätte. Den Legaten aber erteilte er sogleich die Weisung zur Abreise nach Rom und ließ dann ein kaiserliches Rundschreiben veröffentlichen, in dem er feierlich erklärte, daß er die Reichsgewalt allein von Gott empfangen habe und jeden für einen Feind Christi halten werde, der seine Krone als ein päpstliches Lehen bezeichne. Bei diesem offenen Bruch mit dem Papste war es von der höchsten Bedeutung, daß die gesamten deutschen Bischöfe sich auf des Kaisers Seite stellten; sie erkannten in dem Zwist eine hochwillkommene Gelegenheit, ihren zu gunsten der Laienfürsten herabgeminderten Einfluß zurückzugewinnen, da der Kaiser einen solchen Streit nur mit Unterstützung des deutschen Klerus durchführen konnte und diesen deshalb mit allen Mitteln sich geneigt zu machen suchte. Die Seele dieser bischöflichen Bestrebungen, bei denen sogar die Frage auftauchte, ob nicht in Deutschland ein selbständiges Kirchentum mit einem Primas an der Spitze gegründet werden könnte, war der energische Reinald von Dassel, seit Frühjahr 1156 Kanzler, bald der allherrschende Ratgeber Friedrichs, derselbe der bei der Verdeutschung des päpstlichen Schreibens nicht ohne Absicht die zweideutigen Ausdrücke im Sinne päpstlicher Anmaßung übersetzt hatte und von dem aufgebrachten Papst schon als „Unkraut säender Satanas" bezeichnet worden war. Vergebens ermahnte deshalb der Papst die Bischöfe, bei dem Kaiser die Bestrafung Ottos von Wittelsbach und Reinalds zu erlangen: „sie nahmen Reinald in Schutz, sie betonten die sachlichen Differenzen der päpstlichen und kaiserlichen Politik, sie rieten dem Papste zur Nachgiebigkeit, zur Versöhnung." Der Schriftenwechsel zog sich bis ins nächste Jahr

hin, wo der Papst, durch die Vermittlung Heinrichs des Löwen bestimmt und durch Friedrichs Rüstungen zu einer neuen Romfahrt beängstigt, endlich nachgab und sich zu der Erklärung bequemte, er habe das Wort beneficium nicht in dem Sinne von Lehen, sondern in der gewöhnlichen Bedeutung von Wohlthat gebraucht.

Je höher die Beweise von Ehrfurcht und Botmäßigkeit, welche Friedrich aus allen Landen der Christenheit erhielt, seinen Stolz und sein Selbstgefühl steigerten, je mehr seine romantische Phantasie in den Heldengestalten Karls des Großen und seiner Paladine schwelgte und in dem gewaltigen Frankenkaiser das Ideal eines christlichen Herrschers feierte, dessen Verwirklichung er zu seinem höchsten Ziele erhob, um so verletzender mußten für ihn die Vorgänge in Italien sein, um so heftiger mußte sein Zorn entbrennen über den Trotz und Übermut der Lombarden. Nach des Kaisers Abzug hatten die Mailänder Tortona wieder hergestellt, über Pavia und den Markgrafen von Montferrat in mehreren Treffen ihr Übergewicht geltend gemacht; die kaiserlich gesinnten Städte sollten sich ihrem Joche beugen, und da Lodi die dem Kaiser gelobte Treue nicht brechen wollte, ward die Stadt dem Erdboden gleichgemacht. Friedrich, dem für die richtige Würdigung der freien Entwickelung des lombardischen Städtewesens der rechte Sinn und die rechte Auffassung durchaus fehlten, sah in diesen Vorgängen nur Übermut, Abfall und Verrat. Seine Kaiseridee wurzelte in einer längst entschwundenen Zeit, welcher der Boden der Wirklichkeit mangelte.



„Fredericus Romanorum Imperator Augustus".

Friedrich Barbarossa und Bischof Albert von Freising.

Skulptur am Portal des Freisinger Doms. Nach dem Brande des früheren Doms (1159) wurde der Neubau durch Bischof Albert unter besonderer Unterstützung Friedrichs und seiner Gemahlin Beatrix ausgeführt. Die Gleichzeitigkeit der Figuren folgt aus deren unmittelbarem Zusammenhange mit den Bausteinen des Portals. Die Kleidung des Kaisers scheint im XV. Jahrhundert eine Überarbeitung erlitten zu haben, da sie den Charakter dieser Zeit trägt.

Die Mailänder hatten inzwischen ihr Gebiet nach allen Seiten hin erweitert; mit ihnen verbündet waren besonders noch Piacenza, Brescia, Crema und Verona, und auch diese Städte griffen um sich oder setzten sich wenigstens in guten Verteidigungsstand. Friedrich dachte daran, den Trotz der Lombarden zu brechen und traf schon 1157 die großartigsten Rüstungen zu einem neuen Zuge. Er sandte Botschafter voraus, an ihrer Spitze den kühnen, streitbaren Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach und den klugen und gewandten Kanzler Reinald von Dassel,

1157

die mit großem Gefolge über Verona, Cremona nach Ravenna und Ancona zogen, um die Feinde des Kaisers zu schrecken und die ihm ergebenen Städte und Herren an sich zu ziehen. Bischöfe und Reichsvasallen bewiesen ihre Treue und Ergebenheit, besonders die pavesische Städtepartei beeiferte sich, ihre Dienstbeflissenheit zu zeigen. Im Sommer 1158 folgte Friedrich selbst mit fünf Heerzügen. In drei Heerhaufen vom Großen Bernhard, über welchen Berthold von Zähringen die burgundischen und lothringischen Scharen führte, bis nach Friaul an den Küsten des adriatischen Meeres, wo die Ritter aus Österreich und Kärnten herzogen, drangen die deutschen Kriegsmannen nach Italien vor. Der Kaiser selbst führte den Hauptzug der Franken, Bayern, Schwaben über den Brenner durch das Etschthal nach Verona. Mit den Sachsen kam Heinrich der Löwe nach. Das Reich hatte seine ganze Macht und Größe entfaltet, um den Italienern Furcht und Gehorsam einzuflößen. Bei Brescia, wo die Mannschaften der italienischen Vasallen und kaiserlich gesinnten Städte Pavia, Parma und Cremona zu ihm stießen, so daß das Heer auf 100000 Mann zu Fuß und 15000 Reiter anwuchs, machte Friedrich eine Zeit lang Halt, um den Mailändern Gelegenheit zu bieten, seine Gnade anzurufen. Da ihre Gesandten aber die unbedingte Unterwerfung, die der Kaiser forderte, verweigerten, sprach er die Acht über Mailand aus, und die Mailand feindlichen Städte jubelten, an der Demütigung der seit Jahrhunderten gehaßten und gefürchteten Stadt teilnehmen zu können. Während der Kaiser sein Lager auf den Trümmern von Lodi aufschlug, ward Mailand am 6. August 1158 von allen Seiten eingeschlossen: Friedrichs Plan war, die Stadt auszuhungern. Die Bürger machten viele tapfere Ausfälle.

1158



Ritter mit Gefolge. Abbildung v. J. 1190 aus den Miniaturen der Jahrbücher von Genua.

Zur Veranschaulichung kriegerischer Ausrüstung zur Zeit Barbarossas.

Ein Ritter tummelte einst nahe am Lager der Deutschen sein gewaltiges Streitroß und forderte den Tapfersten zum Zweikampf heraus. Ihm eilte Graf Albert von Tirol auf einem kleinen Pferde ohne Helm und Rüstung entgegen, nur mit Schild und Lanze bewaffnet. Nach kurzem Kampfe streckte er den übermütigen Italiener in den Sand und schenkte ihm dann großmütig das Leben.

Als die Belagerung, bei der von beiden Seiten mit großer Tapferkeit gestritten wurde, vier Wochen gedauert hatte, zwangen Hunger und Krankheit die Einwohner zu Unterhandlungen. Das gemeine Volk ward schwierig, der hohe Adel war dem Kaiser nie so ganz abgeneigt gewesen; endlich trat ein Graf Guido von Blandrata, beim Volke wegen seiner wohlwollenden Gesinnung beliebt und dem Kaiser wert als Führer der deutschen Partei in Mailand, als Vermittler auf. Anfangs September ward eine Kapitulation des Inhalts geschlossen, daß Como und Lodi ihre politische Unabhängigkeit wie vor ihrer Unterdrückung durch Mailand wieder erhalten, daß alle Mailänder vom 14. bis zum 70. Jahr dem Kaiser den Eid der Treue schwören sollten. Außerdem verpflichtete sich die Stadt dem Kaiser eine Pfalz zu bauen, 9000 Mark Silber zu zahlen, 300 Geiseln zu stellen, ihre Konsuln fortan vom Kaiser bestätigen zu lassen, alle Gefangenen auszuliefern und alle Reichsgüter und Hoheitsrechte zurückzugeben. Dagegen sollte die Reichsacht aufgehoben und das Heer aus der Umgegend abgeführt werden.

Sobald diese Bedingungen von beiden Seiten angenommen waren, entfernte sich Friedrich eine ansehnliche Strecke von der Stadt, und die Mailänder zogen am 8. September 1158 durch das zu beiden Seiten aufgestellte Heer hindurch; voran der Erzbischof, die Stiftsherren, die Geistlichkeit und die Mönche, mit Kreuzen und Rauchfässern; hierauf zwölf Bürgermeister, der Rat und die Edlen, barfuß und die bloßen Schwerter am Nacken hangend; endlich das Volk, mit Stricken um den Hals, bleich, abgezehrt und in Lumpen gehüllt. Alle fielen dem auf seinem Throne prangenden Kaiser zu Füßen; zuvörderst sprach der Erzbischof um Milde für Mailand: er erhielt den Friedenskuß und einen Platz unter den übrigen Erzbischöfen. Alsdann sprach der Bürgermeister Obertus ab Orte: „Wir haben gesündigt, wir haben unrecht gethan, wir bitten um Verzeihung, wir legen unsre Schwerter vor euch nieder und unser Leben in eure Hand.“ Solche Demütigung nach solcher Größe erweckte allgemeines Mitleid; Friedrich aber gab zur Antwort: „Es freut mich, daß die Mailänder endlich den Frieden dem Kriege vorziehen. Wie viel Unglück wäre verhütet, wie viel Gutes gestiftet worden, wenn die Bürger von Anfang an dieses bessere Teil erwählt hätten! Ich herrsche lieber über Willige als Gezwungene, ich belohne lieber als ich strafe; aber vergessen soll niemand, daß ich eher durch Gehorsam als durch Krieg zu besiegen bin. Im Vertrauen jedoch, die Stadt werde künftig auf dem rechten Wege beharren, soll sie nicht mehr meine Macht und Strenge, sondern nur meine Huld und Milde erfahren.“ Die Acht ward jetzt aufgehoben, und freundlich ergriff der Kaiser die Vornehmsten bei der Hand, küßte und tröstete sie. Da kehrte Freude in die Herzen der Mailänder zurück, und die Lombardei schien auf alle Zeit beruhigt.

Bald nach Übergabe der Stadt entließ Friedrich einen großen Teil des Heeres in die Heimat, ließ sich in Monza nach alter Sitte die italienische Königskrone aufsetzen und berief dann einen großen italienischen Reichstag nach der Ebene von Roncaglia. Dieser Reichstag sollte alle Unbestimmtheit und Unklarheit in den Rechten des Kaisers als Oberlehnsherrn beseitigen, insbesondere dem italienischen Freistädtetum die nötigen Grenzen setzen. Der

Kaiser bestellte eine Kommission, bestehend aus den vier berühmtesten Rechtsgelehrten (Bulgarus, Martinus, Ugo und Hugo Alberico) der Universität Bologna und aus achtundzwanzig Abgeordneten von vierzehn italienischen Städten, um die Rechte festzustellen, die dem Kaiser in Zukunft über die Lombarden zustehen sollten.

Begeistert für das neuerwachte Studium des altrömischen Rechts und beherrscht von der mittelalterlichen Fiktion, der römisch-deutsche Kaiser sei an die Stelle der alten Imperatoren getreten, auch wohl aus Schmeichelei und Furcht, leiteten die Rechtsgelehrten die Rechtsbestimmungen nicht aus dem Herkommen und der geschichtlichen Entwickelung, sondern aus dem für ganz andre Verhältnisse berechneten Gesetzbuche des Korpus Juris ab. Sie sprachen also dem Kaiser nicht nur die oben erwähnten Regalien, sondern auch alle Herzogtümer, Markgrafschaften und Grafschaften zu, so wie auch den Blutbann, die Einsetzung der Stadtobrigkeiten, der Konsuln und Richter, die letztern freilich unter der Bedingung der Volkszustimmung. Damit ward ein so scharf ausgeprägter monarchischer Feudalstaat geschaffen, wie er in Italien noch nie bestanden hatte, und der dem bis zum äußersten Trotze erstarkten Freiheitssinn der Städte aufs gründlichste widerstreben mußte. Die wichtigste Bestimmung war offenbar die, welche Friedrich die Ernennung der städtischen Obrigkeiten zusprach und ihn so nicht bloß zum Lehns-, sondern zum wahren Oberherrn der italienischen Städte machte. Er betrachtete es noch als besondere Gnade, daß er diesem neuen Staatsgesetze hinzufügte, daß, wer urkundlich irgend ein Recht als ihm von den Vorfahren im Reiche zugestanden nachweisen könnte, dasselbe behalten sollte, selbst wenn es dem neuen Staatsgesetze entgegenlaufe; ein solcher Nachweis war aber meist ein Ding der Unmöglichkeit, da es der alten Zeit fern lag, sich über herkömmliche und überlieferte Rechte Privilegien und Bestätigungen erteilen zu lassen. Die geistlichen und weltlichen Herren wie die Städte beschworen das neue Staatsgesetz, und Friedrich Barbarossa stand da in einer Machtfülle und Glorie, daß ihn die Schmeichelei der Hofjuristen als den „Herrn der Welt“ pries, der die Errungenschaft der Waffen durch die Hoheit des Gesetzes besiegele.

Es sollte jedoch bald offenbar werden, daß der Versuch, abgestorbene Rechtstheorien der Vergangenheit zu verjüngen, mit der lebensfrischen Wirklichkeit der gewordenen Zustände in harten Kampf geraten mußte. Diesen Kampf hatte Friedrich mit zwei Gegnern zu führen, der geistigen Macht der Kirche und dem Freiheitsstreben der lombardischen Städte.

Als Friedrich im Kirchenstaate Nachforschungen über die ehemaligen Regalien aus der Karolinger- und Ottonenzeit aufstellen, als er die Regalien von den Mathildischen Gütern, welche der apostolische Stuhl als sein Eigentum ansah, sowie aus dem päpstlichen Gebiete eintreiben ließ und von den Bischöfen die Lehnspflichten verlangte, da erhob sich zwischen Kaisertum und Papsttum der heftigste Streit. Als aber vollends Friedrich die Mathildischen Güter samt Spoleto und einem Teil Sardiniens dem Herzog Welf VI., dem Oheim Heinrichs des Löwen, zu Lehen erteilte, erreichte der Streit einen immer höheren Grad der Erbitterung, und beide Häupter der Christenheit wechselten Briefe, welche die derbsten Ausfälle gegen einander enthielten. Das Tier des Hochmuts, sagte Friedrich, sei zum Sitze des Apostels emporgestiegen, wogegen der Papst den Kaiser einen Rebellen gegen Gott, ja einen Heiden nannte und die Lombarden zum Widerstande gegen ihn ermunterte.

Denn in der Lombardei hatte die alsbald in Angriff genommene Durchführung der roncalischen Beschlüsse, zumal die Inanspruchnahme der

Regalien, von denen sich Friedrich gewaltige finanzielle Einnahmen (gegen 15 Millionen Mark jährlich nach unsrem Gelde!) versprach, zwar nicht offenen Widerstand, aber doch eine tiefgehende Unzufriedenheit zuerst in den handelsmächtigen Seeplätzen der Westküste, dann aber auch in den Städten des Binnenlandes um so mehr hervorgerufen, als „die deutschen Beamten sich in die Formen der neuen geldwirtschaftlichen Verwaltung so wenig zu finden wußten, wie Friedrich selbst, und durch ihr ungeschlachtes, jeder bureaukratischen Geschäftskenntnis bares Zugreifen sich die Sympathien der Bürger entfremdeten“. Zum offenen Ausbruch aber kam diese Unzufriedenheit in Mailand, wohin der Kaiser Gesandte geschickt hatte, um den roncalischen Beschlüssen gemäß die städtischen Obrigkeiten ernennen und einsetzen zu lassen. Die Mailänder hatten gehofft, weil ihnen in der Kapitulation das Wahlrecht der Konsuln gelassen worden und sie zufolge derselben nur eine kaiserliche Bestätigung einzuholen hatten, dieses Wahlrecht werde ihnen, gestützt auf jene Urkunde, auch nach den roncalischen Beschlüssen verbleiben. In dieser Hoffnung allein hatten wohl ihre Abgeordneten in diese Beschlüsse willigen können ohne Verrat an der Freiheit ihrer Vaterstadt; jetzt aber, als die Gesandten des Kaisers die frühere Freiheit für vernichtet erklärten durch die späteren und bereits anerkannten Reichsbeschlüsse, erhob sich in Mailand ein Volksaufstand, der durch die Persönlichkeit der kaiserlichen Bevollmächtigten wohl noch gesteigert wurde. Dem entschiedenen Kanzler Reinald und dem herrischen Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach war ein Graf Goswin zugesellt, der zwei früher mailändische Landschaften von dem Kaiser als Preis des Abfalls erhalten hatte, und neben ihnen galt ihr Freund Guido von Blandrata als Verräter der Volkssache. Das Volk rottete sich zusammen, warf Steine in die Fenster der Häuser, wo die kaiserlichen Gesandten wohnten, und wollte diese selbst ermorden, so daß es den Konsuln nur mit Mühe gelang, sie unverletzt aus der Stadt zu bringen. In seinem Zorn lud Friedrich die Mailänder vor sich, um sich zu rechtfertigen. Ihre Entschuldigungen fanden vor ihm kein Gehör, und endlich gingen sie in ihrer Gereiztheit so weit, auf die Frage, warum sie den geschworenen Eid gebrochen hätten, zu antworten: „Wir schworen zwar den Eid, doch schworen wir nicht, ihn zu halten,“ wobei zu ergänzen ist, „wenn man uns den Ver-

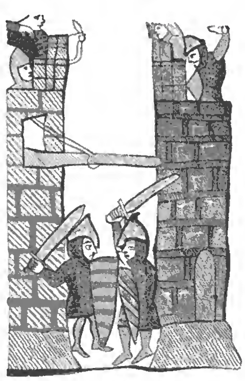


Abbildung eines Straßen- u. Festungskampfes in einer italienischen Stadt.

Aus einem Turm wird ein Mauerbrecher in Bewegung gesetzt; die Schützen oben sind durch Hürden gedeckt. Aus den Abbildungen der Jahrbücher von Genua vom Jahre 1194.

trag nicht hält." Diese unbesonnene Anwort brachte alle, auch die ihnen noch geneigten Fürsten gegen sie auf. Die Acht ward gegen Mailand ausgesprochen (16. April 1159), neue Heere wurden aus Deutschland berufen, die andern italienischen Städte, je nach ihrer Parteistellung, entweder mit Milde gewonnen oder durch Drohungen geschreckt, Lodi und Cremona auf alle Weise befestigt. Der Achtspruch entschied, daß die Güter der Mailänder geplündert, sie selbst zu Leibeigenen gemacht und die Stadt geschleift werden sollte.

1159

So war denn die Losung zu einem Kampfe gegeben, der alle Leidenschaften der streitenden Parteien aufwühlte und den Charakter eines mit allen Greueln geführten Bürgerkrieges annahm, der selbst Mordversuche gegen den Kaiser nicht ausschloß. Die meisten Städte hatten die kaiserlichen Obervögte (Podesta) aufgenommen und sich den roncalischen Beschlüssen unterworfen, nur Crema, Brescia und Piacenza folgten dem Beispiele Mailands. Da sich Friedrich zur Belagerung dieser Stadt noch nicht stark genug fühlte, begnügte er sich, vorläufig ihr Gebiet mit Feuer und Schwert



Auf den Heerbann bezügliche Abbildung der Heidelberger Handschrift des Sachsenspiegels: erklärend für das Zusammenbringen und Auseinanderlaufen der Heere nach verflossener Dienstzeit.

Die betreffende Stelle im Text der Handschrift lautet:

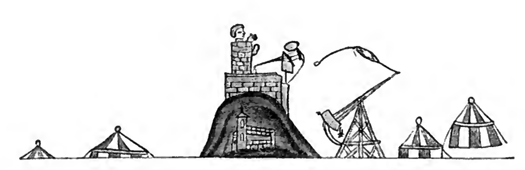
„Des riches dinest daz dem manne geboten wirt mit orteile sechs wochen
„Des Reiches Dienst der dem Manne geboten wird mit Urteil sechs Wochen
vor dem tage e he varen sulle, unn im d.z gekundeget wirt das iz
vor dem Tage ehe er fahren soll, und (wenn) ihm das verkündet wird so daß es
czwene man des herren horen, daz sal he dien bi phlicht biene duyscher
zwei Mannen des Herrn hören, dem soll er dienen pflichtgemäß innerhalb deutscher
czunge di romischeme riche undertan is. Alle di aber in osterhalp der
Zunge die dem römischen Reiche unterthan ist. Alle aber die ostwärts der
sale belent sin, die sallen dien czu wenden, czu bemen unn czu polen." —
Saale belehnt sind, die sollen dienen zu Wenden, zu Böhmen und zu Polen." —
Im oberen Teil des Bildes legt ein Vasall vor dem König das Gelöbnis ab, binnen sechs Wochen (durch die Zahl VI angedeutet) die Heerfahrt anzutreten, und daneben empfängt derselbe wiederum von seinem Vasallen (dem Reichs-Afterlehnsmann) das gleiche Gelöbnis. — Unten ist die Saale dargestellt, und ein östlich derselben belehnter Mann verpflichtet sich vor dem König zur Heerfahrt nach sechs Wochen; nach Ablauf der sechs Wochen röten sich die Schwerter im Blute der Wenden, Böhmen und Polen.

zu verwüsten und ihre Bewegungen von Lodi und Como überwachen zu lassen, und wandte zunächst seine Waffen gegen **Crema**.

Aber die Bürgerschaft verteidigte sich mit leidenschaftlicher Wut und Tapferkeit. Sieben Monate lag das kaiserliche Heer vor der stark befestigten Stadt. Während der Belagerung stieg die gegenseitige Erbitterung und Wildheit auf den höchsten Grad. Die Belagerer spielten mit den abgehauenen Köpfen der Gefangenen wie mit Bällen, und die Cremenser rissen Kaiserliche auf den Mauern in Stücke. Friedrich ließ eine Anzahl ihrer Geiseln, darunter mehrere Kinder, an einen Belagerungsturm binden, der den Mauern genähert ward, in der Hoffnung, dadurch den Widerstand zu lähmen. Aber die Bürger richteten dennoch ihre Wurfgeschosse dagegen, indem sie laut das Los der Kinder priesen, denen schon in so zartem Alter der Tod für Vaterland und Freiheit beschieden sei. Endlich brach sich die Kraft des Widerstandes, und Friedrich gewährte den Einwohnern unter Vermittelung Heinrichs des Löwen freien Abzug. So verließen 20,000 im strengsten Winter den heimischen Boden und wandten sich meist nach Mailand; die Stadt wurde der Plünderung und Zerstörung preisgegeben, wobei die Bewohner von Lodi und Cremona in ihrem Haß und Racheburst am heftigsten zugriffen (1160). Crema lag in Trümmern, ein Denkmal heldenmütigen Kampfes für bürgerliche Freiheit.

Noch während der Belagerung von Crema war Hadrian IV. gestorben (1159), 1159 noch auf dem Sterbelager mit dem Gedanken umgehend, durch den Bannstrahl gegen den Kaiser die Flamme des Aufruhrs in der Lombardei zu schüren. Nun entstand eine **zwiespältige Papstwahl**, indem sich die kaiserliche Partei für **Viktor IV.**, die Mehrzahl der Kardinäle für **Alexander III.** erklärten, jenen Kardinal Roland, der auf dem Reichstage zu Besançon so keck das Wort geführt hatte. Friedrich berief eine Kirchenversammlung deutscher und lombardischer Bischöfe nach Pavia und ließ hier Viktor bestätigen, während Frankreich und England Alexander III. als rechtmäßigen Papst anerkannten, weshalb dieser, da ihm die Römer die Aufnahme verweigerten, für die nächste Zeit seinen Aufenthalt in Frankreich nahm. Auf sein Betreiben setzten die Mailänder ihren Widerstand fort, Friedrich aber mußte, da die Dienstzeit der Deutschen abgelaufen war*), in den ihm ergebenen Städten abwarten, bis ein neues Heer aus Deutschland anlangte. Während daher Friedrich den Kardinal Roland als schismatischen Papst und Verräter gegen das Reich mit dem Banne belegen und „sein Fleisch dem Satan übergeben ließ, auf daß die Seele gerettet werde am Tage des Gerichtes", und Alexander den Kirchenfluch, den er bereits über Viktor IV. ausgesprochen, nun auch gegen des Kaisers Haupt schleuderte, fanden bis zum Frühling des Jahres 1161 in der Lombardei nur unbedeutende Unternehmungen statt. Um diese Zeit 1161 langten die deutschen Fürsten allmählich mit neuen Herhaufen an. Nun ward Mailand eng eingeschlossen, die Umgegend verwüstet und alle Zufuhr abgeschnitten. Der Krieg zog sich in die Länge. Auch bei dieser Belagerung suchten sich beide Teile an Grausamkeit und Wildheit zu überbieten. Um die Grausamkeiten der Mailänder, Verstümmelungen und Blendungen der Gefangenen, zu rächen, wurde auch von den Deutschen der größte Teil der Gefangenen aufgehängt. Alle, welche den Mailändern Zufuhr bringen wollten, verloren die rechte Hand. Friedrich schwor, nicht eher die Krone wieder auf sein Haupt zu setzen, als bis die Stadt

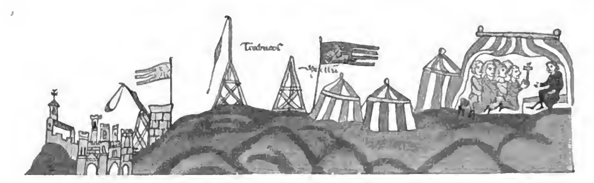
*) Vgl. die hierauf bezügliche nebenstehende Abbildung.



Belagerung einer italienischen Stadt zur Zeit der Hohen-
Charakteristisch und erläuternd für Städtebefestigung und Angriffsmittel während und kurz nach Babarossas Zeit.
Stadien der Thätigkeit; ferner die Lagerzelte der Belagerer, dazwischen das

1162 erobert sei. Zu Anfang des Jahres 1162 entstand bereits Hungersnot, zumal eine Feuersbrunst die Vorratshäuser in Asche gelegt hatte. Eine Zeitlang stärkte die dem Papste Alexander anhängende Geistlichkeit noch den Widerstand, endlich wurden Abgeordnete an Friedrich geschickt, die dem Kaiser erklärten: Mailand wolle alle Befestigungen zerstören, auf eigne Kosten eine kaiserliche Burg bauen, allen Bündnissen entsagen, das Heer in die Stadt aufnehmen, 300 Geiseln stellen, die Ernennung der Obrigkeiten dem Kaiser übertragen, sich aller Hoheitsrechte begeben und eine große Summe Geldes zahlen. Die Mailänder glaubten hiermit das Äußerste gethan zu haben, aber im kaiserlichen Rate war man geteilter Ansicht, ob man die Anerbietungen annehmen oder verwerfen sollte; insbesondere erklärte der von den Mailändern schwer beleidigte Kanzler Reinald, der diesen die ausgestandene Todesangst nicht vergessen konnte, daß unbegrenzte Beleidigung kaiserlicher Majestät nur durch unbedingte Unterwerfung gesühnt werden könne. So verlangte denn Friedrich die unbedingte Unterwerfung auf Gnade und Ungnade. Die Mailänder, durch Hungersnot, Krankheit und Zwietracht gezwungen, mußten sich endlich fügen.

1162 Am 1. März 1162, nach zweijähriger Belagerung, kamen die Konsuln von Mailand und die vornehmsten Edlen der Stadt ins kaiserliche Lager bei Lodi, fielen dem Kaiser zu Füßen und unterwarfen sich auf Gnade und Ungnade. Am 4. März brachten 300 Ritter die Schlüssel aller Thore und Burgen und 36 Fahnen der Stadt. Sie leisteten, wie die Konsuln, den Eid der Treue. Am 6. März kam das ganze Volk in hundert Scharen geteilt, barfuß, mit Stricken um den Hals und Asche auf dem Haupte. Mit Kreuzen in den Händen flehten sie um Gnade. Der Kaiser war gerade bei der Tafel und ließ die Mailänder lange im ärgsten Regen stehen. Endlich trat er hervor und nahm, umgeben von seinen Großen, auf einem hohen Throne Platz. In Totenstille ging der Zug in unabsehbarer Reihe an ihm vorüber, und jede Schar legte ihre Fahne vor dem Kaiser nieder. Nun kam das Carroccio, das erste Feldzeichen Mailands, ein mit Eisen beschlagener mächtiger Wagen, der mit einem beweglichen Mastbaum versehen war und an seiner Spitze ein Kreuz und das Bild des segenspendenden heil. Ambrosius, des Schutzpatrons der Stadt, trug (vergl. S. 344). Als es dem Kaiser gegenüber anlangte, senkte sich, wie um Gnade flehend, der Mast, und der Wagen wurde auf Befehl des Kaisers zertrümmert. Da brach das gesamte Volk von Mailand in ein lautes Wehgeschrei aus: alle stürzten zu Boden und flehten um Christi Willen um Erbarmung, denn mit Mailands Macht schien es nun aus zu sein. Alle weinten, nur der Kaiser blieb unbewegt und sprach mit fester Stimme:



staufen. Aus den Miniaturen der Jahrbücher von Genua v. J. 1227.
Die Abbildung zeigt die Steinschleudern (von denen eine erläuternd mit „trabucos" bezeichnet ist), in verschiedenen Heerbanner („vexillum" bezeichnet); rechts ist die Übergabe dargestellt.

„Ihr alle habt nach dem Gesetze das Leben verwirkt. Ich will es euch schenken, aber ich werde solche Maßregeln ergreifen, daß es euch künftig unmöglich sein wird, ähnliche Verbrechen zu begehen."

Auf einem Reichstage zu Pavia wurde Mailands Schicksal entschieden. Am erbittertsten waren die Abgeordneten der ihm feindlichen lombardischen Städte. „Mailand," sprachen sie, „soll den Becher der Trübsal, den es einst andern bereitete, jetzt selbst leeren. Es werde zerstört, wie es Lodi und Como zerstörte." Nach geendigter Beratung wurde den Mailändern folgender Beschluß verkündet: „Mailand soll wüst und leer sein, alle Einwohner verlassen binnen acht Tagen die Stadt und bauen sich in vier Flecken an, deren jeder zwei Meilen vom andern entfernt ist." Unbeschreiblich war der Jammer und die Verzweiflung der Ärmsten, als sie den teuren heimischen Boden, den Sitz ihres Wohlstandes und Glückes verlassen mußten, aber weder Bitten noch Flehen, weder Trotz noch Wut vermochten den harten Spruch rückgängig zu machen, und so eilten die meisten dahin, wo sie Verwandte, Freunde, Bekannte hatten, aber viele, selbst dieser schwachen Hoffnung beraubt, blieben hilflos zurück und verteilten sich in Hütten, Klöstern und Kirchen. Am 26. März erschien der Kaiser mit Heeresmacht und zog, nicht durch ein Thor, sondern über die an einer Stelle niedergerissene Mauer, siegprangend in die Stadt, welche darauf zerstört ward. Bei der Zerstörung zeigten sich die Einwohner von Lodi, Cremona, Pavia und Como am thätigsten. Über den wüsten Boden zog man den Pflug und streute Salz in die Furchen, zum Zeichen, daß die Stadt ewig wüst liegen sollte. Bei der Zerstörung wurden jedoch die Kirchen, Paläste und Kunstwerke verschont.

Jetzt, als die Stadt in Trümmern lag, setzte der Kaiser bei einem Dankfeste zu Pavia, wo er das Osterfest feierte, die Krone wieder auf: er hatte sein Wort gelöst. Nach einem so furchtbaren Beispiel des Schreckens beeilten sich die Städte Brescia, Piacenza, so wie die der Romagna, Imola, Faenza, Bologna, Ravenna, Unterwerfung anzuzeigen, die roncalischen Beschlüsse wurden überall durchgeführt, überall setzte der Kaiser die Konsuln ein, überall nahm er die Regalien in Anspruch. Bis nach Rom hin beugte sich alles in Furcht und Demut vor dem hohenstaufischen Herrscher. Italien schien unterworfen und beruhigt.

Der Kaiser verließ nun Italien und ging nach Burgund, wo er vergebens in dem Papststreite den König von Frankreich für Viktor IV. zu gewinnen suchte: Frankreich und England erklärten sich auf einer neuen zu Toulouse gehaltenen und auch von Friedrichs Gesandten beschickten Kirchenversammlung für Alexander III. Im Vertrauen auf diese Stützen that letzterer alles Mögliche, die Lombardei von neuem gegen den Kaiser aufzuwiegeln. In Deutschland angekommen, hatte

Friedrich manche Unordnungen zu beseitigen; insbesondere vollzog er an der Stadt Mainz, in der sich ähnliche Freiheitsgelüste wie in der Lombardei regten, und deren Einwohner ihren Bischof Arnold ermordet hatten, ein schweres Strafgericht, indem er der Stadt alle Freiheiten und Privilegien entzog.

Inzwischen mißbrauchten die kaiserlichen Kronboten in der Lombardei aller Orten ihre Gewalt und behandelten die Einwohner mit Hohn und Härte. Sie werden beschuldigt, in den Städten Italiens eine unerträgliche Tyrannei geübt zu haben und, um sich die Zufriedenheit des Herrschers zu verdienen, weit über das Maß hinausgegangen zu sein. Sie sollen Zwingburgen und Paläste erbaut, die Lombarden zu harten Frondiensten gezwungen, die gesetzlichen Abgaben auf das Sechsfache erhöht, bei der geringsten Widersetzlichkeit mit Kerker und Geldbuße gestraft und durch Käuflichkeit, Gewaltthätigkeit, Betrug und alle bösen Künste die ärgsten Frevel geübt haben, von denen der Kaiser nichts wußte und die er nicht beabsichtigte. Vergebens suchte dieser, als er davon erfuhr, durch häufigen Wechsel der Podestàs und durch außerordentliche Bevollmächtigte dem Übel zu steuern. 1163 Im Jahr 1163 kehrte Friedrich, jedoch ohne Heer, nach Italien zurück. Von seiner Rückkehr hoffte man Abhilfe aller Beschwerden. Aber wenn er auch Ungerechtigkeiten beseitigte und hier und da begangenes Unrecht wieder gut zu machen suchte, so konnte er es doch keinem Teile recht machen, und der Hochmut der Deutschen 1164 ward den Italienern immer unerträglicher.

Im Frühjahr 1164 starb der kaiserliche Papst Viktor. Friedrich hoffte dadurch eine Gelegenheit zu erhalten, das Schisma zu beendigen, allein ehe noch seine Weisung, keine neue Wahl vorzunehmen, den Kardinälen zukam, hatten diese und der zufahrende Kanzler Reinald, Erzbischof von Köln, schon Guido von Crema gewählt, der sich als Papst Paschalis III. nannte. Während Friedrich die in seinem Namen geschehene Wahl nicht zurücknehmen wollte, entschieden sich die Lombarden im stillen immer mehr für Alexander III., und Friedrich sollte erfahren, was es heiße, gegen Freiheit und Papst zugleich den Kampf zu führen.

---

c. Der Würzburger Reichstag. Friedrichs vierter Heereszug. — Heinrich der Löwe im Wendenlande. Fünfter Römerzug. Belagerung Alessandrias. Heinrichs des Löwen Felonie. Friedrichs Niederlage bei Legnano. Kongreß zu Venedig.

Die Hauptschuld an der immer mehr steigenden Erbitterung der Lombarden gegen das kaiserliche Regiment wird dem Kanzler Reinald, Erzbischof von Köln zugeschrieben, der nicht nur die Bedrückungen der Vögte duldete und alle Klagen verachtete, sondern die Gemüter auch dadurch ungemein aufbrachte, daß er die als Reliquie hochverehrten Gebeine der heiligen drei Könige aus der Mailänder Kirche wegnehmen und nach Köln bringen ließ. Überhaupt sollte Reinald seine einflußreiche Stellung besonders dazu benutzt haben, seinen Ehrgeiz und seinen Groll gegen die Mailänder zu befriedigen, und besonders hätten die in der Ver-

bannung lebenden Mailänder unter hartem Drucke zu leiden gehabt. Da nun die Hoffnung der Lombarden, durch die Anwesenheit des Kaisers aus der „ägyptischen Knechtschaft" erlöst zu werden, fehlschlug, ergriff Wut und Verzweiflung die Gemüter; eine allgemeine Gärung bemächtigte sich der Städte Ober- und Mittelitaliens, und entschlossen, lieber zu sterben als länger die Schmach der Tyrannei zu ertragen, traten zunächst die Städte der Mark Verona in einen engeren Bund, dem Venedig seine Unterstützung zusagte. Des Kaisers Vögte wurden verjagt, und selbst solche Städte, die es früher mit dem Kaiser gehalten und an der Zerstörung Mailands am eifrigsten mitgewirkt hatten, folgten jetzt dem Rufe zur Freiheit und gewährten den Flüchtigen und Verbannten Aufnahme. Aber Friedrich hatte nicht bloß den Geist des Widerstandes in Italien, sondern auch die im geheimen wirkende Macht Alexanders III. zu bekämpfen. Dieser gewaltige Papst entwickelte von Frankreich aus eine wunderbare Thätigkeit: durch Briefe und geheime Sendboten stand er mit allen Gegnern des Kaisers in Verbindung, bestärkte den veronesischen Städtebund in seinem Widerstande und förderte den Freiheitskampf der Lombarden durch die geistigen Waffen der Kirche. Sogar in Deutschland nahm die Partei Alexanders immer mehr zu, und es fehlte nicht an Sendboten, welche den Verkehr mit Italien übernahmen. Während so die heftigste Erregung alle Geister auf beiden Seiten der Alpen ergriffen hatte, kehrte Friedrich im Oktober 1164 nach Deutschland zurück, um Vorbereitungen für einen neuen Heereszug nach Italien zu treffen. Nachdem er hier an verschiedenen Orten die gestörte Ruhe wieder hergestellt hatte, hielt er um Pfingsten 1165 einen Reichstag zu Würzburg, um gegen Alexander III. energisch vorzugehen. 1165

Auch hier entwickelte Erzbischof Reinald seine hohe staatsmännische Begabung. Unmittelbar vorher hatte er den König Heinrich II. von England, der wegen des durch den Erzbischof Thomas Becket von Canterbury veranlaßten Kirchenstreites mit Alexander III. zerfallen war, zur Anerkennung des kaiserlichen Papstes unter der Bedingung gewonnen, daß Friedrich für diesen endgültig und auf immer eintrete. Jetzt wußte er, unter Hinweis auf diese Bedingung und getragen von dem Bewußtsein seines mächtigen Einflusses, die schwankende Stimmung des Reichstages in feste Haltung und Entschiedenheit zu verwandeln. Er machte den Vorschlag, um die kirchliche Spaltung zu beendigen, „sollten alle geistlichen und weltlichen Fürsten, der Kaiser voran, feierlich schwören, daß sie weder Alexander III., noch irgend einen von seiner Partei Erwählten, sondern nur Paschalis III. oder einen von dessen Anhängern Aufgestellten als rechtmäßigen Papst anerkennen wollten;" diesen Eid sollten auch alle künftigen deutschen Könige und alle Untergebenen leisten, im Weigerungsfalle Geistliche oder Laien ihre Lehen und Güter, Würden und Ämter verlieren. Der Kaiser legte den Eid ab, dann der Kanzler Reinald, die Fürsten und Prälaten, manche zögernd und mit schwerem Herzen. In den nächsten Wochen mußten alle Dienstmannen und Untergebenen in die Hände ihrer Vorgesetzten denselben Schwur leisten. Als Friedrich um Weihnachten 1165 nach Aachen kam, ließ er Karl den Großen, dessen Gebeine aus der Marmorgruft erhoben und im neuen prachtvollen Sarge ausgestellt waren, unter großen Feierlichkeiten heilig sprechen und gab durch diese symbolische Handlung zu erkennen, daß er ganz nach den Ideen des großen Frankenkaisers sein Herrscheramt auffasse und zu verwirklichen beabsichtige.

Indessen war aber auch die Thätigkeit Alexanders und seiner Anhänger nicht ohne Erfolg geblieben. In Rom war bei Senat und Volk ein solcher

Umschwung der Gesinnung eingetreten, daß Boten nach Frankreich eilten und den Papst zur Rückkehr einluden. Dieser folgte der Einladung um so mehr, als auch Frankreich, gedrängt durch Heinrich II. von England, der damals die Normandie und fast ganz Südfrankreich beherrschte, sich von ihm abwandte, sodaß Alexander begann, für seine Sicherheit in Frankreich besorgt zu werden. Auf einem normannischen Schiffe durch einen Sturm nach Messina verschlagen, wurde er von König Wilhelm ehrenvoll aufgenommen und von den Normannen nach Rom geleitet, wo er 1165 wieder einzog und von allem Volke anerkannt ward. Gleichwohl war seine Lage eine schwierige. Der Gegenpapst Paschalis hatte seinen Sitz zu Viterbo, wo ihn Christian, Erzbischof von Mainz, mit kaiserlichen Kriegsscharen schützte.

Dieser riesenhafte Prälat zeichnete sich durch Stärke und Tapferkeit unter allen Zeitgenossen aus, und wie im Kampfe weithin seine mächtige Stimme erscholl, so las er vor dem Altare mit aller Würde die Messe. Das veilchenblaue Bischofsgewand über dem eisernen Panzer, den goldenen Helm auf dem Haupte, tummelte er mit ritterlicher Kunst sein Schlachtroß und schwang die dreizackige schwere Keule in der gewaltigen Faust. Der Minne und ihrer Lust war er nicht abhold und diente so dem Herrn mehr im Irdischen als im Himmlischen.

Christian konnte aber auch in sechs Sprachen reden und war das Haupt der kaiserlichen Partei in Italien, zugleich der treue Verfechter der Sache Paschalis' III. Wenn nun auch Alexander größeren Anhang hatte, als sein Gegner, so konnte er sich doch nur durch fremden Beistand halten und betrieb deshalb mit allem Eifer die Verbindung mit den italienischen Städten. Das gleiche Interesse gegen den Kaiser führte bald zu einem Bunde, der Rom zum Mittelpunkte der italienischen Politik und das Papsttum zum Beschützer nationaler und republikanischer Entwickelung machte.

1166 Unter solchen Umständen zog Friedrich im Spätherbst 1166 zum viertenmale mit zahlreichem Heere über die Alpen. Seine Absicht war, die Würzburger Beschlüsse durchzuführen, Alexander aus Rom zu vertreiben, Paschalis III. nach Rom zurückzubringen und die kaiserliche Oberhoheit über kirchliches und städtisches Regiment zu erheben. Er zog mit dem Hauptheere nach Ancona, um diese Stadt den Griechen zu entreißen, während Reinald mit einer kleineren Schar Tuscien durcheilte und das stets kaisertreue Tuskulum besetzte. Als die Lombarden den Kaiser nach dem mittleren Italien ziehen sahen, ohne daß vorher ihren Leiden Abhilfe geschehen war, stieg ihre Erbitterung aufs äußerste. Cremona, Brescia, Bergamo, Mantua und Ferrara schlossen ein Bündnis gegen den Kaiser, sie wollten lieber alle zu Grunde gehen, als länger ein so schmachvolles Joch tragen. So erweiterte sich der veronesische Bund immer mehr zu einem allgemeinen lombardischen, der bald von den Abgeordneten von fünfzehn Städten auf zwanzig Jahre unter dem Vortritte Mailands geschlossen wurde, um ihre seit Heinrich IV. errungenen Freiheiten wieder zu erkämpfen oder mit Ehren unterzugehen. Kurz darauf führten bewaffnete Scharen der Verbündeten das mailändische Volk aus dessen Markt-

flecken unter Jubel zu den Trümmern seiner Vaterstadt und halfen ihm vor allem die Wälle, Gräben und Mauern wieder herstellen. Selbst Lodi mußte dem Bunde beitreten.

Der Kaiser hatte indessen lange Zeit mit der Belagerung von Ancona verloren. Als die Römer mit einem großen Heere Reinald in Tuskulum bedrohten, machte sich der streitbare Erzbischof von Mainz mit wenig mehr als 1000 Deutschen auf, schlug die Römer am 29. Mai 1167 so nachdrücklich, 1167 daß nicht der dritte Teil in die Stadt zurückkehrte, und gewann einen vollständigen Sieg und unermeßliche Beute. Die kleineren Nachbarstädte Roms, Tivoli, Alba, Tuskulum schlossen sich den Deutschen an: Alexander war in der größten Bedrängnis. Bald kam auch der Kaiser mit der Hauptmacht, um Roms Fall zu vollenden, und pflanzte die Reichsadler auf Monte Mario auf. Die Leostadt fiel in die Gewalt der Deutschen, aber die Peterskirche und der Turm von St. Maria ward von der römischen Landwehr allen Belagerungskünsten zum Trotz auf das hartnäckigste verteidigt. Da ward die Marienkirche ein Raub der Flammen und mit ihr viele Denkmäler der Kunst. Bald sprang das Feuer auf die Peterskirche über, und die Deutschen drangen durch die mit Axtschlägen zertrümmerten Thüren in das Innere des Domes. Da wurden Altäre und das Apostelgrab mit Blut befleckt, und die Leichen der Erschlagenen lagen auf dem geweihten Boden. Am 1. August 1167 hielten der Kaiser und sein Papst Paschalis ihren feierlichen Einzug in die gereinigte Kathedrale, und Friedrichs Gemahlin Beatrix ward als Kaiserin gekrönt. Alexander geriet in die größte Not, ließ sich aber, auf sein heiliges Recht vertrauend, auf keine Unterhandlungen ein und floh, kein irdisches Gericht über sich anerkennend, im Pilgergewand nach Benevent. Zwischen Kaiser und Rom kam ein gegenseitiger Vertrag zustande. Friedrich war auf dem Gipfelpunkte seiner Macht, Paschalis III. zog in den Lateran ein, der Ausführung der Würzburger Beschlüsse stand nichts im Wege, der apostolische Stuhl beugte sich vor der Macht und dem Glanze der Kaiserglorie, und den rebellischen Städten der Lombarden drohte der weltbeherrschende Imperator mit seinen Strafgerichten.

Aber in dem Augenblick, wo der stolze Herrscher der Verwirklichung seines Ideals am nächsten gekommen zu sein schien, geschah, unvorhergesehen und unberechenbar, ein furchtbarer Umschwung des Geschicks. Als im Monat August nach stechender Sonnenglut gewaltiger Regen und auf diesen von neuem glühende Hitze folgte, brach eine pestartige Seuche im Lager der Deutschen aus, die sich mit solcher Schnelligkeit verbreitete, daß ihr innerhalb einer Woche 25 000 Menschen zum Opfer fielen.

Es geschah, daß die, welche noch zu Pferd steigen wollten, tot niedersanken, und die, welche andre begruben, mit in die Grube stürzten. Obgleich Haufen von Leichen in die Tiber geworfen wurden, blieb doch eine Menge in den Straßen liegen und verpestete durch ihre Ausdünstung die Luft noch mehr. Viele, die am Leben blieben, verloren Haare und Gesichtsfarbe und trugen jahrelang den Tod in sich herum. Unter den hohen Häuptern, welche der Pest erlagen, war der Kanzler Reinald, der Herzog Friedrich

von Schwaben, Konrads III. Sohn, der junge Herzog Welf VII., der letzte Mathildische Erbe aus dem estischen Hause, viele Grafen und Bischöfe, im ganzen über 2000 Edle aus Schwaben, Franken und vom Rhein.

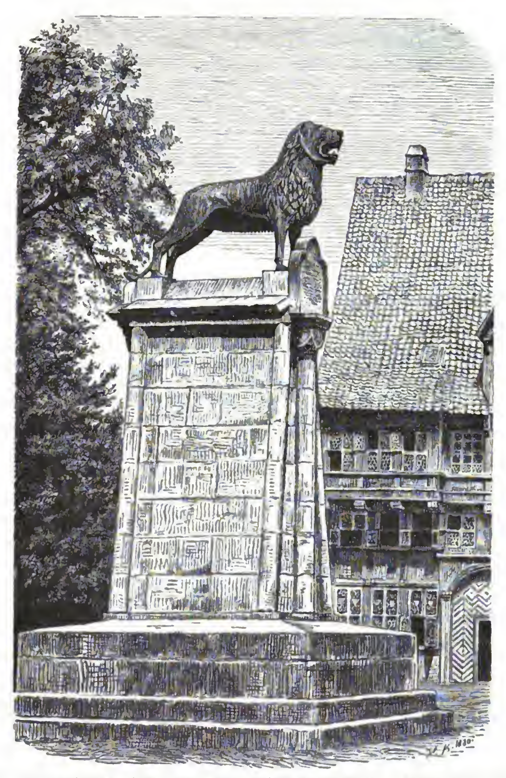
Dieses grauenvolle Elend, in dem die Deutschen ein Strafgericht Gottes für die Verbrennung gottgeweihter Stätten und die Mißachtung des Bannes erblickten, veranlaßte den Kaiser, Rom zu verlassen und nach Pavia zurückzukehren. Mit einem kleinen Haufen abgezehrter Gestalten zog er im September 1167 in diese Stadt ein. 1167

Wie dieses schreckliche Unglück die Gewissen der einen mit Qual und Angst erfüllte, so erhöhte es den Mut und die Zuversicht der Gegenpartei. Zunächst stieg Alexanders Ansehen. Man wandte auf Friedrich und sein Heer die Worte der Bibel (2. Chron. 32, 21) an: „Und der Herr sandte einen Engel, der vertilgte alle Gewaltigen des Heeres und Fürsten und Obersten im Lager des Königs von Assur, daß er mit Schanden wieder in sein Land zog.“ Aber auch die Siegeshoffnungen der Lombarden wurden durch diese Niederlage des Kaisers neu belebt. Dieser aber stand unter den Schlägen des Schicksals, das die Scharen seiner Mannen zu Boden warf, ohne Zagen und Wanken da und bewahrte ungebrochen die Kraft und den Mut seines Herrschergeistes. Über die lombardischen Städte, mit Ausnahme von Cremona und Lodi, sprach er die Reichsacht aus, machte mit seinen wenigen Getreuen verheerende Einfälle in das Gebiet von Mailand und andern feindlichen Städten und verteilte die Beute unter sein Kriegsvolk. Da aber mehrere der bisher treu gebliebenen Städte zu dem lombardischen Bunde übergingen und selbst Pavia schwierig wurde, aus der Heimat aber sobald keine Hilfe zu erwarten stand, so sah sich der Kaiser zur Rückkehr nach Deutschland genötigt.

Die Lombarden hatten alle Gebirgspässe nach Deutschland so gut besetzt, daß er nur durch heimliche Flucht entrinnen konnte. Er entwich nach Savoyen und ließ, um die Verfolger abzuschrecken, eine Anzahl lombardischer Geiseln an den Bäumen aufhängen. Er befand sich in der größten Gefahr. In Susa machten die Bürger sogar einen Anschlag auf sein Leben. Sie wollten ihn im Bette ermorden. Der Plan ward verraten, und ein treuer Ritter, Hermann von Siebeneichen, dem Kaiser an Gestalt ähnlich, legte sich in dessen Bett, während Friedrich in einer Verkleidung entkam. Als die Bürger die Täuschung erkannten, ehrten sie die edle Gesinnung des Ritters und schonten sein Leben.

Nach des Kaisers Entfernung verjagten die Italiener alle deutschen Beamten und die Besatzungen, fast ganz Italien trat zu dem großen Bunde, der auf fünfzig Jahre erneuert ward. Am Tanaro ward dem Kaiser zum Trotz eine Festung gebaut und dem Papste zu Ehren Alessandria genannt, und Mailand stieg schöner und mächtiger als zuvor aus seinen Trümmern. Man übte unablässig Kriegsvolk und knüpfte mit dem griechischen Kaiser Manuel und mit Wilhelm II. von Sizilien Verbindungen an; allenthalben erhob sich die Flamme der Begeisterung für die lombardische Freiheit, und sogar das sonst kaiserliche Pavia konnte dem patriotischen Aufschwunge nicht widerstehen.

Friedrich verweilte über sechs Jahre in Deutschland, teils um große, umfassende Rüstungen wider die verbündeten italienischen Städte zu treffen, teils



Der von Heinrich dem Löwen im Jahre 1166 zu Braunschweig als Zeichen fürstlicher Oberhoheit errichtete eherne Löwe.
Das Postament ist mehrmals erneuert worden.

um Streitigkeiten zu schlichten, die in seiner Abwesenheit entstanden waren. Insbesondere mußte er den Landfrieden herstellen, der durch die Fehde Heinrichs des Löwen mit seinen Nachbarn gestört war.

Dieser mächtige Fürst, bereits Herzog von Sachsen und Bayern, hatte Eroberungen im Wendenlande, in Holstein, Mecklenburg und Pommern gemacht, diese Eroberungen durch Anlage zahlreicher Burgen gesichert, ein reges Handels- und Städteleben gegründet und durch deutsche, holländische und flämische Ansiedelungen ein reiches Kulturleben entwickelt. Durch seine weit ausgedehnte Macht reizte er den Neid und die Eifersucht seiner fürstlichen Nachbarn, und sein herrisches und gewaltthätiges Wesen mußte die norddeutschen Grafen und Bischöfe, die ihm als dem Herzog von Sachsen zwar untergeordnet, aber nicht unterthänig waren, um so mehr verletzen, als er durch eigenmächtige Besetzung der Bistümer sich Eingriffe in ihre Rechte erlaubte. Es hieß von ihm, er spräche in seinem Stolze: „Von der Elbe bis an den Rhein, von dem Harze bis zur See ist mein." Wer sich nicht unbedingt seinem herrischen Willen fügte, hatte von ihm zu leiden. „Der eherne Löwe, den er vor der Burg in seiner Residenz Braunschweig als Sinnbild seiner Tapferkeit und als Schreckbild seiner Feinde aufgestellt hatte, ward von diesen als Sinnbild seiner Raubsucht und Tyrannei gedeutet." Da alle geistlichen und weltlichen Herren von der Übermacht und dem Übermut des Herzogs bedroht waren, so vereinigten sich auf Anregung des Kanzlers **Reinald von Köln**, der, wie wir sahen, mit Erfolg bestrebt war, den politischen Einfluß des hohen Klerus wieder zu heben und schon deshalb der überragenden Macht des Löwen, des geborenen Vertreters der fürstlichen Laiengewalt im Reiche, Abbruch thun wollte, die kleineren Fürsten und boten ihm von allen Seiten Fehde (1166). Zu seinen Gegnern gehörten die **Erzbischöfe von Magdeburg und Bremen**, die **Bischöfe von Hildesheim und Lübeck**, der **Markgraf Otto von Meißen**, der **Pfalzgraf Albrecht in Sachsen**, der **Landgraf Ludwig der Eiserne von Thüringen** und **Markgraf Albrecht der Bär in Brandenburg**, derselbe der einst von König Konrad III. Sachsen erhalten, dasselbe aber bald wieder verloren und durch das Testament eines slavischen Fürsten Brandenburg erworben hatte. Zu diesen Gegnern kamen noch viele Grafen, Ritter und Edle aus Sachsen, Westfalen und dem Kölner Gebiete, wie die **Grafen von Geldern, Jülich, Berg** u. a. Sie alle traten zu einem Schutz- und Trutzbündnis wider den gewaltigen Herzog zusammen. Nun entbrannte wieder einer jener verwüstenden einheimischen Kriege, der mit der größten Erbitterung geführt wurde und dem Lande schwere Wunden schlug. Heinrich zeigte sich bald allen seinen Gegnern gewachsen und war schon im Begriff, einen nach dem andern seine Übermacht fühlen zu lassen, als der Kaiser, aus Italien zurückkehrend, den Streitenden die Fehde verwies und den Landfrieden herstellte (1169). Daß Heinrich ohne Schaden und Verringerung seines Besitzes aus dem schweren Kampfe hervorging, hatte er der Vermittelung und den Friedensermahnungen des Kaisers zu danken, der die alte Freundschaft mit dem Welfen, dessen Waffenhilfe er in den bevorstehenden Kämpfen mit Italien bedurfte, so lange als möglich aufrecht zu halten wünschte. Der Sachsenherzog stand damals auf dem Höhepunkt seiner Macht. Während des Krieges hatte er sich mit der britischen Königstochter **Mathilde** vermählt, und der Dänenprinz **Knud** reichte seiner Tochter, der jugendlichen Witwe des Schwabenherzogs Friedrich, die Hand zum neuen Ehebunde, und als nun auch sein alter Widersacher, Albrecht der Bär, gestorben (1170), eröffnete sich dem Löwen ein weites Feld zu friedlicher civilisatorischer Thätigkeit. Er beförderte mit dem besten Erfolge deutsche Sprache, Kultur und Kolonisation; um die christlichen Klöster herum siedelten sich Einwanderer aus Sachsen, Holland und vom Niederrhein, bauten Dörfer und Städte, und Handel, Ackerbau und Viehzucht gediehen zu höherer Blüte. Die Bistümer Schwerin und Ratzeburg hoben sich, Mecklenburg und Rostock wurden Sitze des bürgerlichen Verkehrs, immer mehr legte sich der starre Widerstand der Slavenstämme gegen das Christentum, die sich allmählich der siegenden Macht der Kirche und deutscher Gesittung

unterwarfen. So fest stand Heinrich in seiner Macht, daß er unbesorgt einen Kreuzzug nach Jerusalem unternehmen konnte (1172—1173), von dem die Sage nachher so manches Abenteuer zu berichten wußte.

Wenn auch das hohenstaufische Kaisertum in Italien gesunken war, so nahm es in Deutschland einen um so kräftigeren Aufschwung. Besonders mehrte sich die Hausmacht des Kaisers. Viele Geschlechter waren durch die reiche Ernte, welche der Tod infolge des italienischen Sumpffiebers gehalten, erloschen, und ihre Güter und Lehen fielen an das hohenstaufische Haus; das Herzogtum Schwaben selbst stand unter Friedrichs vormundschaftlicher Verwaltung, da sein Sohn Friedrich, dem er es verliehen, noch ein Kind war. Den größten Zuwachs an Land gewann jedoch Friedrich durch das bedeutende Erbe Welfs VI.

Voll Kummer über den Tod seines an der Seuche verstorbenen Sohnes und ohne Hoffnung auf weitere Nachkommen, hatte sich Welf einem höchst üppigen, schwelgerischen und zugleich freigebigen Leben überlassen und schwere Schulden gemacht. Er bot daher seine Erbgüter in Schwaben und Bayern, sowie seine Mathildischen Güter in Italien seinem Neffen Heinrich dem Löwen gegen eine Geldsumme an. Dieser aber, in der Hoffnung, daß er doch Welfs Besitzungen dereinst erben werde, lehnte den Antrag ab, und nun bot Welf sie dem Kaiser an, der seinem Wunsche bereitwillig entgegenkam und für die Summe, die er ihm gewährte, sogleich dessen Besitzungen in Italien, Spoleto, Tuscien und Sardinien erwarb, die übrigen sich auf die Zeit des Ablebens Welfs zusichern ließ. Seitdem faßte Heinrich der Löwe einen tiefen Groll gegen den Kaiser, der auf den beabsichtigten Heereszug nach Italien den verderblichsten Einfluß üben sollte.

Zunächst aber gelang es Friedrich, nicht bloß seine Hausmacht zu vermehren, sondern auch seiner Familie die Krone zu sichern, indem er auf einem Reichstage zu Bamberg (1169) seinen erst fünfjährigen Sohn Heinrich zum König wählen ließ, worauf dieser durch den Erzbischof von Köln in Aachen die Krönung empfing. 1169

In den fast sieben Jahren, die Friedrich in Deutschland verweilte, wußte er die Ordnung vollständig herzustellen, sein Ansehen in Polen und Böhmen zu behaupten und das kaiserliche Regiment im vollen Sinne des Wortes zu handhaben. Die Mark Ancona, die Herrschaft Ravenna, das Herzogtum Spoleto, Tuscien und die andern Territorien der welfischen Erbschaft übergab er der Verwaltung deutscher Edlen, und in der Romagna hielt der kriegerische Erzbischof von Mainz die schwankenden Gemeinden im Gehorsam. Im September 1168 war Paschalis III. gestorben, aber die kaiserliche Partei blieb dem Würzburger Beschlusse getreu und wählte einen neuen Papst, der sich Calixtus III. nannte. Dennoch stieg Alexanders Macht und Ansehen immer mehr, „und es bildete sich ein enges Verhältnis zwischen dem Papsttum und dem lombardischen Städtebund aus, das indessen nur in dem Widerstand gegen den gleichen Feind, nicht in inneren Motiven seinen Grund hatte." Die neue Festung Alessandria hob sich an Macht und Bevölkerung und wurde ein Bollwerk der Freiheit und eine Wehr gegen die Deutschen. Die ganze Lombardei und Venetien bis in die Romagna hinein war zu einem großen Bunde vereinigt, während es dem klugen Reichskanzler Christian freilich gelang, im Westen Genua und Pisa, ja bald die ganze Küste, von Rom bis

zum getreuen Montferrat an das deutsche Interesse zu fesseln. Auch an der Ostküste versuchte er Fuß zu fassen und wußte die Venetianer dahin zu bringen, daß sie, eifersüchtig auf das mit ihnen in der Herrschaft über das Meer wetteifernde Ancona, dieses zur Seeseite einschlossen, während er selbst die Belagerung von der Landseite übernahm, aber die Bürger von Ancona widerstanden mit seltener Tapferkeit und Ausdauer, bis befreundete Hilfe aus Ferrara Entsatz brachte (1174). Unter Jubel und Festen feierte die Stadt ihre Befreiung.

1174 Als nun im Jahre 1174 Friedrich mit einem glänzenden Heere seinen fünften Zug nach Italien antrat und über den Mont Cenis in die lombardische Ebene einzog, hätte er in den Vorgängen von Ancona das Vorbild seines eignen Schicksals erkennen können. Zuerst nahm er Rache an Susa, das ihm einst Verderben bereitet, und brannte die Stadt nieder; dann zog er gegen Alessandria, um diese ihm als „Trutzkaiser" angelegte Stadt zu zerstören. Allein es war zu spät im Jahre. Die Stadt liegt in einer niedrigen, sumpfigen Gegend, die Herbstregen vermehrten das Ungemach, und die Einwohner verteidigten sich unter ihrem Podestà, den sie sich selbst gesetzt, mit der größten Entschlossenheit. Wiederholte Stürme wurden von den Belagerten abgeschlagen, im kaiserlichen Heere rissen Krankheiten ein, und die Fürsten rieten zum Abzug. Der Kaiser aber glaubte ehrenhalber aushalten zu müssen und lag sechs Monate vor der Stadt. Als nun auch ein Versuch, durch einen Minengang einzudringen, vergeblich war, und die Kriegsmannen, die aus dem unterirdischen Gange auf dem Marktplatz emporstiegen, von den Bürgern niedergehauen wurden, als ferner ein Heer der verbündeten Lombarden zum Entsatz heran-
1175 nahte, da hob Friedrich April 1175 die Belagerung auf und führte sein geschwächtes Heer dem Feinde entgegen. Es kam jedoch zwischen beiden Teilen zu Unterhandlungen, auch Papst Alexander, vom Kaiser zur Teilnahme eingeladen, entsandte drei Kardinäle. Schon schien der Abschluß des Friedens gesichert, da der Kaiser zu starken Zugeständnissen bezüglich der Regalien und der Selbständigkeit der städtischen Verwaltung, die Lombarden dagegen zu einer unter demütigen Formen kundzugebenden Unterwerfung sich bereit finden ließen: da vereitelte die Frage nach dem Schicksal der Trutzfeste Alessandria, auf deren Schleifung Friedrich bestand, noch zuletzt die friedliche Beilegung. Die Waffen mußten entscheiden. Der Kaiser entbot neue Hilfsvölker aus dem Reiche, da versagte ihm unerwarteter Weise Heinrich der Löwe, der mächtigste Vasall in Deutschland, seinen Beistand und beging somit das Verbrechen der Felonie (Hereslitz). Unter allerlei Ausflüchten, indem er bald sein Alter vorschützte — er war erst sechsundvierzig Jahre alt —, bald den Bann des Papstes, den er sechszehn Jahre lang nicht gescheut hatte, weigerte er sich standhaft, dem Rufe des Kaisers zu folgen. Sogar eine persönliche Zusammenkunft zu Chiavenna (oder nach andern zu Partenkirchen in Südbayern), wo Friedrich alle Mittel der Überredung erschöpfte, hatte keinen Erfolg (März 1176).

Heinrich verlangte von Friedrich die Stadt Goslar als Erblehen, die dieser, ohne dem Reiche zuviel zu vergeben, nicht abtreten konnte. Endlich als nichts fruchten wollte, soll der Kaiser dem unbeugsamen Heinrich zu Füßen gefallen sein und ihn gebeten haben, ihn doch in diesem Augenblicke der Not nicht im Angesicht des Feindes mit dem Kern des Heeres zu verlassen. Da lachte Jordanus, des Welfen Truchseß und Vasall, und sprach: „Die Krone, Herzog, die du zu deinen Füßen siehest, wird bald auf deinem Haupte glänzen", aber ein Mann des Kaisers erwiderte: „Ich fürchte, die Krone wird über dein Haupt emporwachsen." Da trat die Kaiserin Beatrix hinzu und sagte: „Stehet auf, lieber Herr, Gott wird euch helfen, wenn ihr einst dieses Tages und dieses Hochmutes gedenkt." Der Herzog warf sich auf sein Roß und sprengte davon: die Freundschaft zwischen Hohenstaufen und Welfen war zerrissen.

Nach den Beweisen von Freundschaft und Wohlwollen, mit welchen der Hohenstaufe den Welfen überhäuft hatte, in einem Umfange, daß letzterer im Norden Deutschlands mit königlicher Macht schaltete, konnte Friedrich mit Recht erwarten, daß Heinrich bei dem alten Bunde ausharren und ihn am wenigsten in der dringendsten Not verlassen würde. Aber die Gefühle der Dankbarkeit wurden in der Brust des ehrgeizigen Welfen durch die Rücksichten der Politik erstickt. Wenn das kaiserliche Ansehen der Hohenstaufen in Italien immer mehr sank oder gar erlosch, mußte notwendig der Glanz des Welfenhauses um so heller strahlen und seinen Träger zu unbeschränkter Selbstherrlichkeit, zu königlicher Machtfülle erheben: die alte Eifersucht und Nebenbuhlerschaft der beiden höchsten Häuser erwachte wieder, und noch immer konnte dem Welfen die Kaiserkrone dereinst zufallen. Außer dem tiefen Verdruß über den Verlust des welfischen Erbes und der Eifersucht auf die wachsende Größe des Kaisergeschlechts scheinen auch religiöse Bedenken gewaltet zu haben, indem Heinrich, der Tradition seines Geschlechtes getreu, im Herzen auf Roms Seite stand und Alexander III. als rechtmäßigen Papst anerkannte. Die blutigen Kämpfe in der Lombardei und im Kirchenstaat mußten ihm ferner um so mehr als verderblich für Deutschlands Wohlfahrt und als Schwächung seiner inneren Kraft und Entwickelung erscheinen, als Heinrich für Entfaltung städtischen Wesens und bürgerlichen Gemeindelebens eine entschiedene Neigung und Vorliebe hegte und hierin mit den feudalen Kaiserideen Friedrichs im geraden Widerspruch stand. Schließlich mag er auch wohl befürchtet haben, daß seine kaum beruhigten Feinde im Norden die Zeit seiner Abwesenheit benutzen und die Fackel des einheimischen Krieges von neuem entzünden würden. Diese und ähnliche Beweggründe scheinen den stolzen Welfen bestimmt zu haben, dem Kaiser die schuldige Lehnspflicht zu weigern.

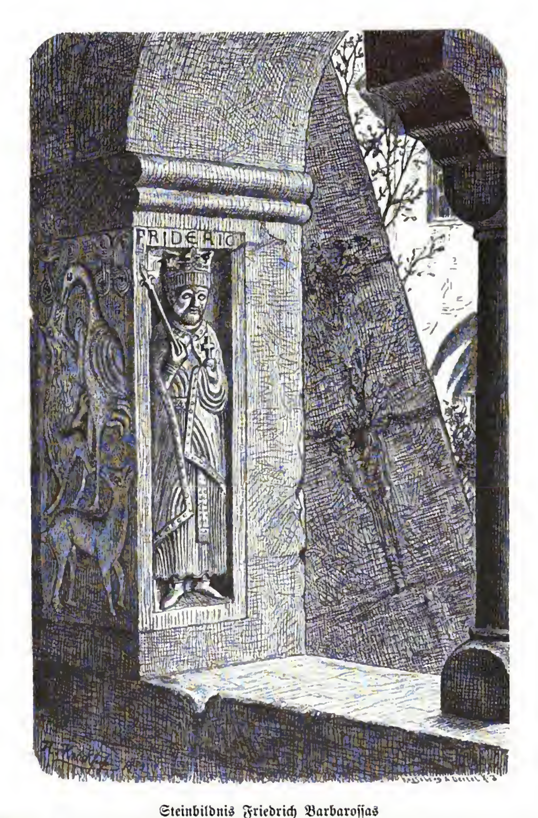
Im Frühjahr 1176 zogen dem Kaiser die rheinischen, niederländischen und andern Fürsten und Herren mit ihren Heerhaufen zu. Ehe er aber die Scharen Christians von Mainz, des Markgrafen von Montferrat und andrer reichstreuer Vasallen an sich gezogen, rückte er wider den Rat seiner Freunde, von Como aus über den Tessino, dem vor Begeisterung glühenden, 100 000 Mann starken Heere der Lombarden entgegen. Bald entwickelte sich hier aus einem Vorpostengefecht die Schlacht bei Legnano (29. Mai 1176). 1176

Im Anfang waren die Deutschen siegreich; in glänzender Rüstung, allen sichtbar, hieb der Kaiser mit den Seinen in die dichtesten Haufen der Feinde und brachte den einen Flügel zum Weichen, aber das Mitteltreffen, wo unter der Führung des riesigen Alberto da Giussano „die Schar des Todes", 900 erlesene Ritter aus edlen Geschlechtern, die geschworen hatten, zu siegen oder zu sterben, und daneben die heilige Schar des Carroccio, 300 Reiter, aufgestellt waren, stand mauerfest und undurchdringlich da. Die tapfere Schar des Todes drang mit solchem Ungestüm auf den Feind ein, daß sie, durch einen Flankenangriff der Brescianer unterstützt, die kaiserlichen Reihen durchbrach. Der Bannerträger fiel, und Friedrich selbst, dessen Roß tödlich getroffen unter ihm zusammensank, stürzte und verschwand im Getümmel. Nun erscholl plötzlich der Ruf: „Der Kaiser ist tot!" Schrecken und Verwirrung ergriff die Deutschen, die allen Widerstand aufgaben und in

regelloser Flucht das Schlachtfeld den Feinden überließen. Die Fliehenden wurden teils vom Schwerte der Lombarden erreicht, teils in den Tessino gedrängt; das reiche Lager samt des Kaisers Schild und Lanze fiel den siegreichen Lombarden in die Hände, aber er selbst wurde vergebens unter den Gefallenen gesucht, er hatte sich mit dem Schwerte in der Hand auf weiten Umwegen nach Pavia gerettet, wo er, wie durch ein Wunder, am vierten Tage nach der Schlacht zum Vorschein kam, als die Kaiserin, ihren Gemahl tot wähnend, bereits Witwentrauer angelegt hatte. Da aber konnte mancher Lombarde den Zweifel nicht unterdrücken, ob etwas Dauerndes gewonnen sei, da er noch lebe.

Der Tag von Legnano bildet einen Wendepunkt in Friedrichs Geschick und in seinem Verhältnis zum Papst und den Lombarden. Jetzt, wo es nach fünf Zügen mit der Anerkennung der kaiserlichen Oberhoheit schlimmer als je stand, sah sich Friedrich genötigt, dem Kaisertum nach dem Vorbilde Karls des Großen zu entsagen und aus den phantastischen Idealen einer erträumten Imperatorenmacht auf das Gebiet der realen Wirklichkeit hinabzusteigen. Er beschloß Unterhandlungen einzuleiten. Wie er aber klug genug war, durch diese seine Gegner, den Papst und die Lombarden, zu trennen, so zog er es auch vor, nicht mit den rebellischen Lombarden, sondern mit Alexander III., dem Oberhaupte der Christenheit, Beziehungen anzuknüpfen. Seine Gesandten begaben sich an den päpstlichen Hof zu Anagni. — Da sich der Papst noch zu wohl erinnerte, wie sehr einst die republikanischen Kommunen in der Lombardei den Herd für die Ketzereien Arnolds von Brescia abgegeben, und auch an dem römischen „Senat und Volk" die Erfahrung gemacht hatte, was der apostolische Stuhl von dem republikanischen Geiste zu erwarten habe, so kam zwischen den beiden Oberhäuptern bald eine Übereinkunft zu stande, „der zufolge der Kaiser Alexander III. als rechtmäßig gewählten Oberhirten der Kirche anerkannte und auf die Kaiserrechte in Rom und alles Eigentum der Kirche einschließlich der Mathildischen Güter verzichtete, der Papst dagegen die von Friedrich und seinen Gegenpäpsten getroffenen Besetzungen der Kirchenämter für gültig zu erklären versprach; zugleich bildete die Erzielung eines allgemeinen Friedens einen Hauptpunkt der Übereinkunft. So sehr auch die Lombarden ihre Unzufriedenheit mit diesem Abkommen an den Tag legten, so war doch dem Papste die Herstellung der kirchlichen Einheit ein zu hohes Ziel, als daß er den Frieden nicht hätte mit allem Eifer betreiben sollen." Nach längeren Verhandlungen mit den Lombarden wurde endlich Venedig als Ort des Kongresses bestimmt.

1177 Im Sommer 1177 kamen die Gesandten und Geschäftsführer aller Parteien in der berühmten Lagunenstadt zusammen, die durch die große Anzahl hochgestellter Persönlichkeiten, welche sich hier einfanden, noch mehr als sonst ein reiches, vielbewegtes Leben entfaltete. Bei den Unterhandlungen zeigte sich bald der Geist des Partikularismus, den Friedrich inzwischen zu wecken und zu stärken gewußt hatte. Eine große Anzahl Städte, unter ihnen das mächtige Genua, trennten ihre Sache von der der Lombarden und erklärten ihre kaiserliche Gesinnung, wie denn auch der Papst die Sache der lombardischen Städte preisgab und es ihnen überließ, für sich selbst zu sorgen. Bei der Verschiedenheit der Interessen ergab es sich bald, daß von einem endgültigen Friedensabschluß keine Rede sein konnte, und man vereinigte sich zunächst zu einem sechsjährigen Waffenstillstand, während dessen an einem dauerhaften Frieden gearbeitet werden sollte. Die Friedensartikel



Steinbildnis Friedrich Barbarossas

am Eckstein eines Fensters im Kreuzgange des Klosters S. Zeno bei Reichenhall in Bayern, noch in der rohen Kunstform des 12. Jahrhunderts. Die andre Seite des Steines zeigt eine Darstellung aus der Tierfabel, wie der Kranich dem Wolf den Knochen aus dem Halse zieht.

von Anagni wurden von den beiden Oberhäuptern sanktioniert, mit der Einschränkung, daß die Mathildischen Güter noch fünfzehn Jahre im Besitze des Kaisers verbleiben sollten. Mit den Lombarden wurde auf sechs Jahre, mit König Wilhelm II. von Sizilien auf fünfzehn Jahre ein Waffenstillstand abgeschlossen. Als der Kaiser diese Bedingungen beschworen, löste der Papst ihn vom Bann, und eine feierliche Zusammenkunft zu Venedig besiegelte zwischen den beiden höchsten Häuptern der Christenheit eine dauernde Versöhnung. Auf festlich geschmückten Galeeren fuhr der Kaiser mit seinem Hofstaat in die stolze Stadt, die damals der Sitz des Welthandels war, wo Morgenland und Abendland sich friedlich berührten. Alexander, im päpstlichen Schmuck und umgeben von seinen Kardinälen, empfing ihn am Eingang der Markuskirche. Der Hohenstaufe, den Mantel abwerfend, ließ sich vor ihm aufs Knie nieder und küßte dem Nachfolger des Apostels Petrus die Füße, worauf dieser den Kaiser aufrichtete und ihm mit Ehrerbietung den Friedenskuß und den Segen erteilte. Nach einem feierlichen Hochamte verließen sie die Kirche, und Friedrich schritt, den Steigbügel haltend, neben dem reichgeschmückten Zelter des Kirchenfürsten durch die dichten Reihen des Volkes. Wenn welfische Berichte sagen, bei dem Fußkusse habe der Papst dem Kaiser den Fuß auf den Nacken gesetzt mit den Worten der Schrift: „Auf Ottern und auf Löwen wirst du gehen!" worauf Friedrich geantwortet: „Nicht dir, sondern Petro diese Ehre", so beruht diese Behauptung auf Unwahrheit, indem die gleichzeitigen Briefe des Papstes selbst diesen Umstand nicht erwähnen. Am 1. August 1177 fand die feierliche Schlußsitzung des Kongresses statt. Der Papst auf erhöhtem Throne, zur Rechten den Kaiser, zur Linken den Abgesandten des Königs von Sicilien, sprach seine Freude aus, daß der teure Sohn der Kirche, der so lange verloren gewesen, nun wieder gefunden sei, und der Kaiser erklärte in seiner Rede, daß er in seinem Verhalten gegen die Kirche mehr der Gewalt als der Stimme der Gerechtigkeit gefolgt und darum in Irrtum geraten sei. Darauf wurden die Friedensartikel von den Reichsfürsten, den sizilischen Gesandten und den Konsuln der Städte beschworen und dann der Kongreß geschlossen.

Was das Verhältnis des Papsttums und Kaisertums anbelangt, so war in dem Kongresse zu Venedig die alte Streitfrage zu gunsten der Hierarchie entschieden worden. Der Gedanke einer selbständigen deutschen Nationalkirche im Sinne des Würzburger Beschlusses war dahin, Friedrich hatte das Übergewicht der kirchlichen Gewalt vollständig anerkannt: der Glanz und der Gewinn des Sieges fiel dem Papsttum anheim: „nun erst fing es an zu herrschen." Doch mochte dem Kaiser die Demütigung unter das Oberhaupt der Christenheit im Geiste der Zeit wohl immer noch als ein Akt kirchlicher Hingebung erscheinen; anders stand es mit seinem Verhältnis zu den Lombarden, denen er am liebsten als Reichsoberhaupt den Frieden diktiert hätte, aber auch hier sah er sich zum Nachgeben gezwungen, indem nach den Bedingungen des Waffenstillstandes die freie Wahl der städtischen Obrigkeiten zugestanden war. Zum erstenmal trat auf dem Kongresse zu Venedig neben der Hierarchie und dem kaiserlichen Lehnstaate eine dritte Macht ins christliche Staatsleben ein, das Bürgertum der freien Städte, eine Erscheinung von höchster Bedeutung und unendlicher Tragweite.

d. Heinrichs des Löwen Ächtung und Fall. Reichsfürstenstand und Reichsministerialen. Der Konstanzer Friede mit den Lombarden. Reichsfest zu Mainz. Sechster Zug. Vermählung Heinrichs mit Constanzia. Aussichten auf Unteritalien.

Friedrich kehrte über Burgund, wo er sich 1178 in Arles zum Könige krönen ließ, nach Deutschland zurück. Die Zeit war gekommen, wo **Heinrich der Löwe** wegen seines Ungehorsams gegen Kaiser und Reich zur Verantwortung gezogen werden sollte. Denn schon bestürmten den Kaiser die heftigsten Klagen der Fürsten und Bischöfe, besonders derer von Köln, Halberstadt und Münster, die Heinrich fortwährend geschädigt hatte. Friedrich zog den Löwen vor das Reichsgericht. Da er auf dreimalige Ladung nach Worms, Magdeburg und Goslar nicht erschien, so erklärten die Fürsten auf des Kaisers Frage, welche Bestrafung eine solche Widersetzlichkeit verdiene, daß er der Reichsacht verfallen und seiner Ehren und Würden, des Herzogtums und aller Lehen verlustig sei. Da Heinrich auch auf einem vierten Reichstage zu Würzburg nicht erschien, bestätigte der Kaiser dieses Urteil (Jan. 1180). Sachsen und Bayern wurden ihm abgesprochen. Friedrich folgte jetzt nach einer so bitteren Erfahrung noch mehr dem **Grundsatz**, den er schon bei der Verselbständigung Österreichs (1156) beobachtet hatte, nämlich **die großen Herzogtümer zu zerstückeln**, da von den kleineren Fürsten weniger Widerstand gegen die Reichseinheit zu befürchten stand.

1178

1180

Von dem Herzogtum Sachsen erhielt **Bernhard von Anhalt** (Askanien), der Sohn Albrechts des Bären, mit dem Herzogstitel den östlichen Teil, in dem Wittenberg Residenz ward; der westliche Teil kam an den **Erzbischof von Köln** unter dem Namen eines Herzogtums Westfalen; viele geistliche Fürsten empfingen die ihnen von Heinrich entrissenen Territorien zurück und wurden selbständig. Die **Markgrafen von Meißen** und von der **Lausitz**, die **Grafen von Anhalt, Holstein, Jülich, Kleve, Berg** wurden von dem herzoglichen Lehnsverbande frei, die **Fürsten von Pommern** und **Mecklenburg** huldigten dem Kaiser und erhielten den Herzogstitel, **Lübeck**, das dem Löwen viel verdankte, wurde zur freien Reichsstadt erhoben, **Bayern**, von welchem schon früher Kärnten und Östreich abgetrennt waren, bekam der treue **Pfalzgraf Otto von Wittelsbach**, der Stammvater des jetzigen bayrischen Königshauses; doch wurden der **Erzbischof von Salzburg**, die **Bischöfe von Passau, Eichstädt, Regensburg** u. a., sowie die Stadt **Regensburg** reichsfrei, desgleichen die **Markgrafen von Steyer** und **Krain** und die **Grafen von Andechs**, die sich **Herzöge von Meran** nannten.

Freilich noch blieb die Aufgabe übrig, das über den Welfen gesprochene Urteil zu vollstrecken. Der stolze, waffengeübte Herzog war entschlossen, sich das Seinige nicht gutwillig nehmen zu lassen, und stand drohend da an der Spitze seiner Vasallen und Kriegsmannen. Heinrich belagerte Goslar, zerstörte die Hüttenwerke und Erzgruben am Harz und verwüstete alles mit Feuer und Schwert. Beim Herannahen des Landgrafen von Thüringen und andrer Gegner hob er die Belagerung auf und rückte ihnen entgegen; Mühlhausen, Nordhausen und andre Orte gingen in Flammen auf, dann schlug Heinrich das zuchtlose Heer des Erzbischofs von Köln, nahm den Bischof von Halberstadt und den Landgrafen von Thüringen gefangen und kehrte mit reicher Beute nach Braun-

schweig zurück. Als sich aber jetzt der Kaiser mit Heeresmacht aufmachte, traf den Löwen ein schwerer Schlag nach dem andern. Seine Vasallen fielen von ihm ab und traten auf die Seite des Kaisers; gleichwohl wehrte sich der alte Löwe 1181 bis ins nächste Jahr (1181). Da mußten sich Haldensleben, Ratzeburg, endlich die mächtige Stadt Lübeck ergeben, und Heinrichs Macht war gebrochen. Auf dem Fürstentage zu Erfurt warf er sich dem Kaiser zu Füßen und bat um Gnade. Friedrich, tief ergriffen, hob ihn auf und umarmte ihn unter Thränen mit den Worten: „Du bist das eigne Werkzeug deines Falles!" aber verziehen wurde dem Herzog nicht; er blieb seiner Herzogtümer verlustig und behielt nur seine Allode, die braunschweigisch-lüneburgischen Lande. Auch mußte er auf drei Jahre Deutschland verlassen. Er ging nach England zu seinem Schwiegervater Heinrich II., wo ihm sein dritter Sohn Wilhelm geboren ward, von welchem die Herzöge von Braunschweig, die hannoversche und englische Königsfamilie ihren Ursprung ableiten.

Der Schlag, der so zermalmend auf das Haupt des einst so übermütigen und vermessenen Welfen niederfiel, hatte zugleich eine tiefgreifende Veränderung der inneren Lage in Deutschland zur Folge. Wie Friedrich schon in den letzten Jahren wesentlich mit bischöflichen Streitkräften seine Kämpfe in Italien ausgefochten, wie er die Leitung seiner Politik Kirchenfürsten wie Reinald und Christian von Mainz anvertraut hatte, so hatte er auch jetzt an der Spitze des deutschen Episkopats, den er nach seiner Aussöhnung mit der Kurie nun völlig beherrschte, den stolzen Löwen, das bisher übermächtige Haupt der fürstlichen Laiengewalten im Reich, gedemütigt. Es ist begreiflich, wenn der Kaiser, wie einst Otto der Große, in den Bischöfen fortan die ersten Stützen seines Thrones sah, mit ihnen die der Reichseinheit widerstrebenden Laiengewalten niederzuhalten begann. Wesentlich den geistlichen Fürsten kam der Sturz Heinrichs und die Zerstückelung seiner beiden großen Herzogtümer zu gut: nicht nur der Erzbischof Philipp von Köln wurde territorial ungemein gestärkt, auch alle Bischöfe östlich der Weser wie auch in Bayern erhielten die großen Lehen und Vogteien zurückgestellt, die sich Heinrich allmählich angeeignet. Die Mehrzahl der Bischöfe erschienen, da ihre Territorien im wesentlichen an Umfang und Bedeutung den stark verkleinerten Gebieten der weltlichen Fürsten nicht nachstanden, den letzteren völlig gleichgestellt. Ja, die geistlichen Großen gewannen alsbald schon durch ihre Zahl eine die Laienfürsten überragende Stellung, die sich am deutlichsten in der eben damals sich vollziehenden Veränderung des Begriffs des Reichsfürstenstandes kund giebt. Denn den Bischöfen, die seit dem Wormser Konkordat sämtlich vom König unmittelbar belehnt wurden, blieb sämtlich der Titel eines Reichsfürsten. Von den weltlichen Großen dagegen empfingen damals nur noch die Herzöge von Bayern, Schwaben, Sachsen, Lothringen, Brabant, Kärnten, Böhmen, Östreich, Steiermark, die Pfalzgrafen bei Rhein und von Sachsen, die Markgrafen von Brandenburg, Meißen und der Lausitz, die Landgrafen von Thüringen und die Grafen von Anhalt ihre Lehen vom Könige unmittelbar, sie allein erscheinen

in der Folge noch als weltliche Reichsfürsten, während die große Menge des weltlichen hohen Adels schon seit längerer Zeit Vasall fürstlicher Genossen und damit mehr und mehr zu einer untergeordneten Rangklasse herabgedrückt war, so zwar, daß selbst Grafen hinfort nur als Edle oder Magnaten, nicht als Reichsfürsten bezeichnet wurden. Was aber wollten jene sechzehn weltlichen Reichsfürsten besagen gegenüber den mehr als fünfzig geistlichen Fürsten, die sämtlich auf der ersten Stufe lehnsrechtlichen Ranges standen? Und je mehr nun die Bischöfe die ersten Vasallen des Reiches wurden, um so höher stiegen ihre Dienstmannen, die mit den Ministerialen des Reichs anfingen, den Kern der kaiserlichen Heere zu bilden. Von dem Norden Deutschlands bis zu den südlichen Küsten Italiens saßen bald Reichsministerialen als Wächter staufischer Burgen, deren Zahl Friedrich mit den von den Romfahrten heimgebrachten Geldmitteln stets zu mehren eifrig bedacht war. Der emporstrebende Stand der Ministerialen, mit denen bald selbst Magnaten und freie Herren um die Ehre staufischer Burgvogteien zu wetteifern begannen, sollte dem Kaiser ein Gegengewicht geben gegen das deutsche Fürstentum, eine Absicht, die freilich Friedrich nicht völlig gelungen, mit um so größerem Erfolge dagegen von seinem Sohn und Nachfolger wieder aufgenommen ist.

Die volle Herstellung der kaiserlichen Autorität im Norden gab Friedrich auch für seine italienische Politik bei dem nunmehr ablaufenden Waffenstillstand mit den Lombarden die Freiheit des Handelns zurück. Die Lombarden fühlten sich seit Friedrichs Aussöhnung mit dem Papste mehr und mehr vereinsamt, und die Besorgnis vor einem kraftvollen Einschreiten der nun wieder völlig einigen deutschen Macht machte sie zum Frieden willig, der am 25. Juni 1183 zu Konstanz geschlossen ward. Freilich verzichtete der Kaiser dabei auf die Schöpfung eines staufischen Lehnsstaates in der Lombardei, indem er zwar für das platte Land und die Burgen die unbedingte Lehnshoheit festhielt, dagegen den Stadtgemeinden ihre Selbständigkeit ließ, allerdings nicht ohne ihre reichen finanziellen Kräfte sich nutzbar zu machen.

1183

Die Städte durften ihren Bund nach Belieben erneuern, innerhalb ihres Weichbildes, beziehungsweise ihrer Ringmauern, alle Hoheitsrechte, außerhalb derselben aber nur die ihnen besonders verliehenen ausüben, die zweifelhaften wurden durch ein Schiedsgericht bestimmt oder jährlich durch 2000 Mark Silber (über 600000 Mark unseres Geldes) abgelöst. Für Appellationssachen sollte in jeder Stadt ein kaiserlicher Stellvertreter vom Kaiser, die Konsuln, Podestàs und andre Obrigkeiten von den Städten selbst ernannt werden, der Kaiser aber von ihnen, wie von allen italischen Vasallen, den Lehnseid zu fordern haben. Die Lieferungen für den Kaiser und sein Gefolge blieben nach wie vor, doch sollte der Kaiser die Städte nicht durch zu langen Aufenthalt drücken. Alle Bürger vom 17. bis zum 70. Jahre sollten dem Kaiser den Eid der Treue schwören und ihn alle zehn Jahre erneuern. Der größte Gewinn dieses Friedens fiel den Städten zu: der Eintritt derselben in die staatliche Ordnung als eines gleichberechtigten Gliedes war damit vollständig erklärt und der Weg zu vollkommener Selbstherrlichkeit der Städte gebahnt.

Den allgemein in Deutschland und Italien wieder hergestellten Frieden beschloß der Kaiser durch ein Reichsfest zu feiern, das an Pracht und Glanz alle bisherigen übertreffen sollte; es wurde zugleich die glänzendste Heerschau des

deutschen Rittertums, das eben jetzt in seine höchste Blütezeit trat und, in Treuen um das Kaisertum geschart, als Vorkämpfer deutscher Ehre nach neuen ruhmvollen Thaten verlangte.

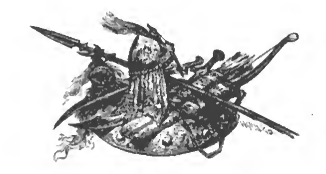
1184 Zu Pfingsten 1184 versammelten sich auf seine Einladung zu Mainz alle geistlichen und weltlichen Fürsten Deutschlands an der Spitze ihrer Vasallen und Ministerialen, dazu die auswärtigen Gesandten und eine große Menge von Fremden. Die Stadt Mainz faßte die zahllosen Scharen nicht, welche zum Feste herbeiströmten, so daß man genötigt war, auf einer großen Ebene am Rhein Gezelte aufzuschlagen, die sich wie eine Stadt ausdehnten. Die Gesamtzahl allein der deutschen, burgundischen, italischen, auch französischen Ritter wird auf 40000, nach andern auf 70000 angegeben; der Erzbischof von Köln allein hatte ein Gefolge von mehr als 4000 Menschen bei sich. Eine außerordentliche Menge von Lebensmitteln und Wein wurde herbeigeschafft und eigne Vorratshäuser dazu gebaut, wie denn für die Hühner allein zwei große Gebäude errichtet wurden. Der Kaiser bewirtete alle Anwesenden, Fürsten, Edle und das Volk, drei Tage lang auf das herrlichste. Ihn selbst bedienten die ersten Reichsfürsten als Truchsesse, Kämmerer, Mundschenke und Marschälle. Der Überfluß bei den Festmahlen, die schimmernde Pracht der Kleider, Waffen und Pferde der unzähligen Ritter, der Glanz der schönen Edelfrauen, die mannigfaltigen Spiele und Ergötzlichkeiten verbreiteten allgemeine Lust und hohe Freude. Der Kaiser erteilte seinen beiden Söhnen Heinrich und Friedrich, die sich in den Waffenspielen vor allen ausgezeichnet hatten, den Ritterschlag. Sänger und Künstler, „Spilmann und varende Diet,“ verherrlichten den Jubel des Festes. Und inmitten all dieser Herrlichkeit thronte der Kaiser, umgeben von fünf blühenden Söhnen, so daß alle Lust und aller Glanz des Lebens von ihm auszugehen schien, der durch seine Hoheit, Milde und Freundlichkeit alle Anwesenden bezauberte. Noch lange lebte das große Nationalfest im Wonnemonat Mai durch Sang und Klang im Angedenken der damaligen Menschheit.

Im demselben Jahre (1184) ging der Kaiser zum sechstenmale nach Italien. Er bedurfte jetzt keines Heeres; aller Groll gegen die lombardischen Städte war aus seinem Herzen gewichen, und diese selbst gedachten der vergangenen Kämpfe nicht mehr. Mit Freuden nahmen sie ihn auf, wie er sich denn jetzt auch selbst über die Blüte dieser Städte aufrichtig freute und bald dieser, bald jener neue Gnade spendete. Dies geschah zugleich infolge kluger Berechnung. Alexander III. war 1181 gestorben, und das Verhältnis Friedrichs mit seinem Nachfolger Lucius III. ward immer gespannter. Um so mehr suchte er in den Lombarden eine Stütze zu gewinnen und begünstigte die Mailänder insbesondere durch Überlassung des Blutbannes und der Hoheitsrechte in ihren Besitzungen zwischen Adda und Oglio; deshalb nahmen sie ihn mit den höchsten Ehren auf und baten es sich als eine Vergünstigung aus, daß die bevorstehende Vermählung seines Sohnes in ihrer Stadt gefeiert werde.

Es hatte sich nämlich dem Hohenstaufen eine Gelegenheit eröffnet, den Glanz seines Hauses durch eine neue Königskrone zu erhöhen. Er vermählte seinen Sohn Heinrich mit Constanzia, der Tochter Rogers I. und Schwester Wilhelms I, also der Tante des damaligen kinderlosen Königs Wilhelm II., der Erbin des normannischen Königshauses. Zwar war sie, 30 Jahre alt, elf Jahre älter als Heinrich und bereits dem Kloster bestimmt gewesen; dennoch reichte sie dem jüngeren Bewerber ihre Hand, der es seinerseits verstand, seine Neigung dem Zwecke der Politik unterzuordnen. Ungeachtet der Gegenbestrebungen des neuen Papstes Urban III., kam die Verbindung zu stande. Hundertfünfzig schwer beladene Saumrosse trugen den reichen Brautschatz nach Mailand, wo die Vermählung mit dem höchsten Glanze gefeiert wurde. Die Festlichkeiten und Ritterspiele,

zu denen die Edlen von allen Seiten zusammenströmten, übertrafen an Pracht alle früheren (1186). Durch diese Vermählung erhielt das hohenstaufische Geschlecht die Anwartschaft auf Neapel und Sizilien, ohne das tragische Geschick zu ahnen, das ihm aus diesem Länderzuwachs zu teil werden sollte.

Eine so bedeutende Hausmacht in Italien erfüllte die Päpste mit Besorgnis. Wie sie daher dem Kaiser seine Stellung erschwerten, so gingen auch dessen Bevollmächtigte wohl über die Grenzen des Rechten hinaus. Die Spannung zwischen den beiden höchsten Häuptern ward immer feindseliger, Urban III. trug sich bereits mit dem Gedanken, den Bannfluch über Friedrich auszusprechen, und suchte einen Rückhalt nicht nur beim Könige von England, dem Verwandten Heinrichs des Löwen, sondern auch bei den deutschen niederrheinischen Erzbischöfen von Mainz und Köln, von denen zumal der letztere, früher einer der treuesten Anhänger Friedrichs, jetzt durch die nach England weisenden Handelsinteressen seiner Stadt und der westfälischen, dem Niederrhein zugewandten Territorien in das Fahrwasser der englisch-welfischen, mithin kaiserfeindlichen Politik gezogen war. Aber es ist bezeichnend für die Thatkraft wie für die gewaltige Machtstellung des Kaisers in Deutschland, wie er dieser drohenden Gefahr zu begegnen wußte: während er in Italien das Patrimonium Petri in Beschlag nehmen und Urban in Verona einschließen ließ, während er sich mit König Philipp II. von Frankreich verband, der eben damals im Begriff war, gegen England auszuziehen, erklärten sich auf einer im November 1186 zu Gelnhausen tagenden Reichsversammlung fast alle deutschen Bischöfe einmütig gegen die neuen päpstlichen Anmaßungen. So konnte Friedrich getrost einem für das folgende Jahr drohenden Kampfe entgegensehen, da rief im Oktober 1187 der Tod Urban III. ab, und gleichzeitig erscholl aus dem Morgenlande die traurige Kunde, die alle heimischen Händel verstummen ließ, die Kunde, daß Jerusalem in die Hände der Ungläubigen gefallen sei. Von neuem regte sich die Begeisterung für das heilige Land, und auch der ritterliche, fromme Friedrich beschloß, sein ruhmreiches Leben durch einen solchen Gott wohlgefälligen Zug ins gelobte Land zu krönen. 1187



e. Friedrichs Kreuzzug. Sein Tod. Der dritte Kreuzzug. König Richard von England und Herzog Leopold von Österreich.

Während dieser Vorgänge im Abendlande befand sich im Morgenlande das Königreich Jerusalem in der bedauernswürdigsten Lage, da innere Fehde, Verrat und Mutlosigkeit immer mehr zunahm. Die Eifersucht der Pullanen und Fremden, der abendländischen Nationen unter einander, der kleinen Fürsten von Antiochia, Tripoli, Cypern gegen den König von Jerusalem, der Fürsten gegen die Ritterorden und der Orden unter einander hatte den höchsten Grad erreicht zu einer Zeit, wo die Mohammedaner in dem Sultan Saladin (eigentlich Salaheddin, d. i. Heil des Glaubens) einen gemeinsamen Führer hatten, der mit der entschiedensten Heldenkraft Bildung und Tugend vereinte.

Saladin, aus dem kurdischen Stamme entsprossen, stand im Dienste des Sultan Nureddin. Einst begleitete er ein Heer nach Ägypten, um einen vertriebenen Vezier wieder einzusetzen, und ward in der Folge selbst Statthalter dieses Landes. Nach dem Tode Nureddins ward Saladin selbständiger Herrscher und gelangte nun auch zum Besitz von Syrien. Dieser ausgezeichnete Fürst besaß so glänzende Eigenschaften, daß ihm auch die christlichen Schriftsteller die gebührende Anerkennung nicht versagten. Er war tapfer, gerecht, wohlthätig, edelmütig, ein Freund und Förderer der Wissenschaften. Seine Besitzungen schlossen die christlichen Herrschaften im Halbkreise ein, so daß diese einen gefährlichen Feind an ihm hatten. Nach langen Kämpfen war ein Waffenstillstand zwischen ihnen und Saladin geschlossen worden. Des Sultans Mutter zog im Vertrauen auf die Übereinkunft durch die Länder der Christen: da ward sie von christlichen Rittern unter Rainald von Chatillon überfallen, ihre Begleiter wurden getötet, ihre Schätze geraubt. Jetzt erhob sich Saladin, den Bruch des Vertrages zu rächen. In der Schlacht bei Hittin oder Tiberias (1187) erlitten die Christen eine vollständige Niederlage; der König von Jerusalem und viele Edle wurden gefangen. Saladin empfing die Gefangenen freundlich und reichte dem König den Becher der Gastfreundschaft, nur den Verräter Rainald streckte er mit eigner Hand zu Boden. Jerusalem und andre Städte fielen infolge des Sieges in Saladins Hand. Die Bewohner von Jerusalem sollten sich einem Vertrage gemäß mit Geld von der Gefangenschaft loskaufen, der Mann mit zehn, die Frau mit fünf, das Kind mit einem Goldstück. Als Saladin seinen Einzug in die Stadt hielt, wurden die Kreuze herabgestürzt und der Tempel Salomos von den heiligen Gefäßen der Christen geleert. Die Einwohner hatten eine Frist von vierzig Tagen, um das Lösegeld aufzubringen, und hätten sonst dem Vertrage gemäß Gefangene der Türken bleiben müssen, dennoch gab sie Saladin frei und bewilligte außerdem noch vielen Armen freien Abzug. Endlich zogen die Auswanderer an ihm vorüber. Da flehten Weiber und Kinder der in den Schlachten Gefangenen um Gnade, und Saladin schenkte allen ihren Angehörigen die Freiheit, ja er ließ sogar unter die Familien, deren Männer und Väter geblieben waren, 200000 Goldstücke austeilen. So milde behandelte Saladin die Feinde seines Glaubens, so wenig glich die Eroberung Jerusalems durch Kurden und Seldschucken der durch die christlichen Kämpfer des ersten Kreuzzuges.

1187

Die Kunde von dem Verluste der heiligen Stadt erweckte im christlichen Abendlande von neuem die Begeisterung, zur Eroberung Jerusalems auszuziehen. Auch Kaiser Friedrich beschloß auf dem Reichstage zu Mainz einen Kreuzzug (1188). Durch Bestrafung vieler Raubritter und Brechung ihrer Burgen sorgte er für die Ruhe des Reiches, zu dessen Verweser er seinen Sohn Heinrich ernannte, ließ einen allgemeinen Landfrieden beschwören und gebot Heinrich dem

1188

Friedrich Barbarossa als Kreuzfahrer.

Titelminiature einer von einem bayrischen Geistlichen (Propst Heinrich) im Jahre 1188 an den Kaiser gerichteten Schrift. Genaue Nachbildung des Originals in der vatikanischen Bibliothek zu Rom.

Die Inschriften lauten:

Bei den Figuren:

Fridericus Romanorum Imperator. — Heinricus präpositus dedicat.
(Friedrich, Kaiser der Römer.) (Gewidmet von Propst Heinrich.)

Oben links und rechts:

Hic est depictus Rome Cesar Fridericus
(Abgebildet ist hier der Kaiser von Rom Fridericus,)
Signifer invictus celorum regis amicus.
(Siegreicher Bannerträger, des Himmelsköniges Liebling.)

Äußerer Rand:

Cesar magnificus pius augustus Frtdericus
(Möge der herrliche Kaiser, der fromme, erhabene Friedrich)
De terra domini pellat gentem Saladini.
(Aus dem Lande des Herrn des Saladin Heiden vertreiben.)

Innerer Rand:

Nulli pacificum Sarraceno Fridericum
(Ihn, den niemals für Sarazenen friedreichen Friedrich)
Dirigat iste liber ubi sit locus a nece liber.
(Möge dies Buch geleiten zu Stätten wo Tod ihn verschonet.)



Friedrich Barbarossa als Kreuzfahrer.

Miniature eines bayrischen Geistlichen vom Jahre 1188 Genaue Nachbildung
des Originals in der Vatikanischen Bibliothek Zum erstenmal publiziert

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

Löwen, da er die Teilnahme am Zuge ablehnte, Deutschland auf weitere drei Jahre zu meiden. Zugleich hatte er sich durch Gesandte an Bela, den König von Ungarn, an Isaak Angelos, den griechischen Kaiser, ja sogar an den Sultan Kilidsch Arslan von Ikonium ihrer Unterstützung und des Durchzuges versichert. Um unnützes Gesindel fern zu halten, mußte jeder Teilnehmer wenigstens drei Mark Silber aufweisen können, die Zurückbleibenden hatten den sogenannten Saladinszehnten zu entrichten. Im Frühjahr 1189 brach dann der greise Heldenkaiser mit einem Heere von 50000 Rittern und ebenso viel Streitern zu Fuß von Regensburg auf. Mit dem Kaiser, der damals siebzig Jahre alt war, zogen sein zweiter Sohn, Herzog Friedrich von Schwaben, die Herzöge von Meran und Steyermark, der Markgraf Hermann von Baden, der Landgraf Ludwig von Thüringen, die Grafen von Kyburg, Nassau, Holstein, Henneberg, die Bischöfe von Würzburg, Passau, Osnabrück, Meißen u. a. Unangefochten gelangte das Heer nach Belgrad. Jetzt aber zeigte der griechische Kaiser Isaak die alte, an den Griechen gewohnte Treulosigkeit. Er ließ die kaiserlichen Abgeordneten in den Kerker werfen, und auf dem Weitermarsche durch die Bulgarei fand das Kreuzheer verlegte Pässe und Verhaue und Haufen von Bulgaren, die, von den Griechen bestochen, die Pilger mit vergifteten Pfeilen und Wurfgeschossen umschwärmten oder die Verirrten und Zögernden umbrachten. Dagegen trat denn auch Friedrich in Thrakien wie in einem feindlichen Lande auf, jagte die griechischen Truppen in die Flucht und ließ aus den geplünderten Städten unermeßliche Beute zusammentreiben. In Philippopolis erhielt Friedrich ein Schreiben des Kaisers Isaak, das mit den lächerlichsten und dünkelhaftesten Prahlereien und Drohungen angefüllt war. Der Kaiser nannte sich darin den Allerheiligsten und den Engel des Erdkreises, während er Friedrich nur als den ersten Fürsten Deutschlands bezeichnete. Dieser ließ das Schreiben mit Verachtung zurückgeben und würdigte es keiner Antwort. Isaak befürchtete, Friedrich wolle ihm sein Reich entreißen und seinem Sohn, dem Herzog von Schwaben, verleihen. Erst als Adrianopel in die Gewalt der Deutschen gefallen war, als die geängsteten Einwohner sich in Menge nach Konstantinopel flüchteten und die Nachricht von den Gewaltthaten des „eisernen Volkes der Alemannen" Furcht und Schrecken verbreiteten, kam es mit dem griechischen Kaiser zu einem Vertrage, demzufolge die Kreuzfahrer auf griechischen Schiffen nach Asien übergesetzt und mit Lebensmitteln versehen werden sollten. Die Überfahrt nach Asien fand in der Osterwoche 1190 bei Gallipoli unter Trompeten- und Hörnerschall statt.

1189

1190

Der Zug ging über Sardes und Philadelphia in das Gebiet des Sultans von Ikonium. Die Seldschucken erwiesen sich noch treuloser als die Griechen. Während die Grenzstädte billig und reichlich Lebensmittel überließen, um die Kreuzfahrer desto sorgloser zu machen, brachen auf dem weiteren Zuge allenthalben die leichten türkischen Reiter aus den Bergschluchten hervor, so daß der Zug nach Ikonium unzähligen Menschen und Pferden das Leben kostete. Bald

stießen die Christen auf ein 30 000 Mann starkes Heer des Sultans, sie durchbrachen seine Reihen und sprengten es in die Flucht; 10 000 Türken bedeckten die Walstatt. Aber schlimmer als der Feind war die öde Gegend; der Mangel an Lebensmitteln und an Wasser raffte fortwährend Menschen und Pferde dahin, das Fleisch und Blut der letzteren diente vielen, den Hunger und Durst zu stillen. Das Heer ertrug alle diese Drangsale mit beispielloser Geduld und Gottergebenheit und langte endlich vor Ikonium an, wo die überlegene Macht der Seldschucken versammelt war. Es erfolgte ein mehrtägiges verzweifeltes Treffen. Als die Gefahr am größten war, viele zagten und zurückwichen vor dem harten Drängen der Feinde, rief der Kaiser: „Was zögert ihr, was jammert ihr, die ihr aus der Heimat gezogen seid, mit eurem Blute das Himmelreich zu erkaufen? Christus gebietet, Christus siegt!“ Mit diesen Worten tummelte er sein Roß im Kreise herum und sprengte löwenmutig wider die Feinde. Solchem Andrange vermochten die Sarazenen nicht zu widerstehen; sie wichen, und in demselben Augenblicke wehten von der Stadt Ikonium die christlichen Fahnen, denn des Kaisers Sohn, der Schwabenherzog Friedrich, hatte sie während der Schlacht im Sturm erobert. Die Beute war so unermeßlich, daß sie die Pilger nicht alle wegschaffen konnten (1190). Friedrich schloß mit dem Sultan ein neues Bündnis und setzte seinen Zug fort.

Dann überstieg das Heer den Taurus und gelangte glücklich nach Seleukia am Flusse Kalykadnus in Cilicien (jetzt Seleph oder Saleph). Frohen Mutes schlugen die Christen auf den Wiesen ihr Lager auf, schon glaubten sie alle Gefahren überstanden zu haben, aber ihre Freude sollte bald in die tiefste Trauer verwandelt werden. Der Übergang über die schmale Brücke des Seleph dauerte dem jugendlich kühnen Greise zu lange; er spornte sein Roß und sprengte in die Fluten. Aber die Macht der Wogen war gewaltiger als der Mut des ritterlichen Greises, und die Seinen brachten ihn entseelt an das andre Ufer (10. Juni 1190). Nach andrer Erzählung wurde er beim Bade in dem kühlen Bergstrom vom Schlage getroffen. Über alle Beschreibung war die Bestürzung und Trauer des Heeres, das seine Eingeweide und sein Gehirn feierlich zu Antiochien begrub, den übrigen Körper aber zu Tyrus beisetzte. Viele von den Kreuzfahrern kehrten schon jetzt zu Schiffe nach Europa zurück, der größere Teil setzte, unter Herzog Friedrichs Anführung, den Zug fort und gelangte nach Akkon (Ptolemais), das von einem christlichen Heere belagert wurde. Hier starben auch Herzog Friedrich und Ludwig von Thüringen an einem hitzigen Fieber (1191); der Rest der Deutschen half den Belagerern.

Friedrich war siebzig Jahre alt, als er starb. Als die Kunde seines Todes nach Deutschland gelangte, erhob sich allenthalben Trauer und Klage. Ja, das Volk konnte sich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß sein ritterlicher Kaiser dahin sei. Und noch lebt er fort in der Sage: Tief unten im Kyffhäuser in der güldenen Aue sitzt er schlafend, geschlossenen Auges, am steinernen Tisch, durch den sein roter Bart gewachsen ist. Die Raben umkreisen den Gipfel des Berges, und erst, wenn ein Adler sie verscheucht, erwacht der alte Barbarossa

aus seinem Schlummer, und von seiner Wiederkunft erwartet das deutsche Volk des Reiches neuen Glanz und neue Herrlichkeit. Kein deutscher Kaiser hat seine Stellung großartiger aufgefaßt als Friedrich Barbarossa, wenn auch seine Ziele oft über die Wirklichkeit der Dinge hinausgingen; erhebend und veredelnd hat er auf sein Volk gewirkt, dessen schönste Zeit in Sitte, Poesie, Bildung und fröhlichem, nationalem Leben mit ihm anbricht. Darum trug das Volk die unsterbliche Idee des Kaisertums auf diesen Helden über, weil er sie im Leben am würdigsten dargestellt, und die ewige Sehnsucht nach einem wahren und echten deutschen Kaiser, der das Heil der Welt werden sollte, knüpfte sich unmittelbar an die Hoffnung einer einstigen Wiederkehr des Barbarossa. Diese tiefe Sehnsucht unsres Volkes ist in unsern Tagen in Erfüllung gegangen.



Das Häuflein Deutscher, das sich mit den Königen Richard Löwenherz von England und Philipp August von Frankreich, die gleichfalls einen Kreuzzug — den dritten (1190—1192) — unternommen, vereinigt hatte, wurde von den übrigen Kreuzfahrern mit Übermut behandelt, und insbesondere bekümmerte sich der Orden der Johanniter nicht um ihre Kranken und Verwundeten. Dieser Umstand gab Veranlassung zur Stiftung des deutschen Ritterordens, von welchem bereits oben im Zusammenhang mit den geistlichen Ritterorden überhaupt die Rede gewesen ist.

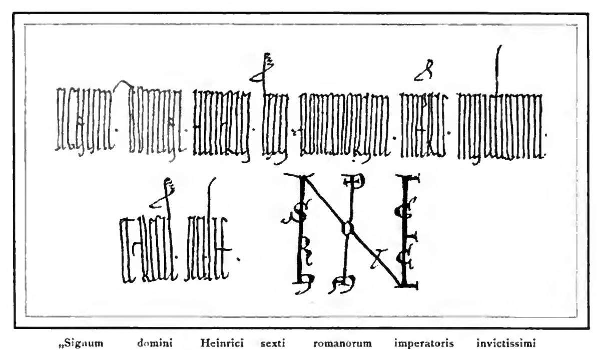
Die Stadt Akkon (Ptolemais) wurde von den Christen seit beinahe zwei Jahren belagert. Jetzt wechselten Franzosen und Engländer in der Bestürmung einen Tag um den andern, und die Belagerten ergaben sich endlich auf einen Vertrag hin (1191). Als bei dem Einzug in die Stadt Herzog Leopold von Österreich, der sich bei der Belagerung

1191

ausgezeichnet hatte, seine Fahne auf einen Turm pflanzte, ließ der stolze Richard sie herunterreißen und in den Kot treten, indem er behauptete, solches Recht stünde nur Königen zu, und Leopold sei nur ein Herzog. Dieser, zum Widerstande zu schwach, verschob die Rache und bezog ein Lager vor der Stadt. Andre erzählen diesen Vorfall folgendermaßen: Als Richard die von Saladin zerstörten Mauern Askalons wieder aufbauen ließ, wollte er zu diesem Geschäfte vorzüglich die Deutschen gebrauchen; aber Herzog Leopold weigerte sich dessen mit den Worten, er sei kein Maurer oder Zimmermann. In seinem Zorn ließ Richard Leopolds Fahne von dessen Gezelt herabreißen und durch den Kot schleifen. Unwillig verließ Leopold mit den Deutschen das Morgenland, vergaß aber die erlittene Schmach nicht. Als nun Richard auf der Heimfahrt (1192) Schiffbruch gelitten hatte und seinen weiteren Weg zu Lande durch Österreich nahm, lauerten ihm die Deutschen, erbittert wegen des bei Akkons erlittenen Übermutes, auf. Er suchte als Kaufmann verkleidet durchzukommen, aber sein Diener verriet sich zu Wien beim Einkauf von Lebensmitteln durch morgenländische Münzen und Richard selbst durch einen kostbaren Ring. So ward er entdeckt und von Leopold von Österreich, den er einst so schwer beleidigt, gefangen genommen und auf Schloß Dürrenstein bei Krems an der Donau gesetzt. Dieser mußte ihn jedoch bald an Kaiser Heinrich VI. ausliefern, der ihn in der Burg Trifels gefangen setzen und bewachen ließ, um für seine Auslieferung ein reiches Lösegeld zu erpressen. Hier erschien einst Blondel de Nesle (aus Arras), sein Sänger, der nach langem Suchen seinen Aufenthalt entdeckte. Unter dem Turme sang er die erste Strophe von Richards Lieblingsliede, eine Stimme aus dem Turme sang es zu Ende. Nun eilte Blondel nach England, um für des Königs Befreiung zu wirken. Nach einer Haft von dreizehn Monaten wurde Richard gegen ein Lösegeld von 100 000 Mark (etwa 30 Millionen Mark unsres Geldes) wieder freigegeben. — Nach den neuesten Forschungen hat zwischen Richard und Leopold nie eine Ursache zur Rache stattgefunden. Richard wurde von Leopold aus Gefälligkeit für Kaiser Heinrich VI. gefangen genommen. Des Kaisers Grund zur Feindschaft war, daß Richard auf seiten der Welfen stand (vergl. Seite 506). Leopold erhielt als Lohn die Vereinigung von Steiermark und Österreich auf Lebenszeit. Auch die Sage von Blondel ist nicht historisch; sie ist französischen Ursprungs aus dem 13. Jahrhundert.



Reichsapfel.
Aus den Krönungsinsignien des h. r. Reichs, jetzt in der k. k. Schatzkammer zu Wien.



„Signum domini Heinrici sexti romanorum imperatoris invictissimi et regis sicilie“ +

Signum Heinrichs VI. von einer Urkunde datiert „Gailinhusin“ (Gelnhausen) 28. Oktbr. 1195, bestätigt der Kirche zu Magdeburg die Schenkung der Güter Möckern und Schalen durch den Markgrafen von Brandenburg. Nach dem Original im Geh. Staatsarchiv zu Berlin um die Hälfte verkleinert.

6. Heinrich VI., 1190—1197.



Aus der „Vita S. Heinrici“ zu Bamberg.

ange und mächtig hatte Friedrich Barbarossa in Deutschland geherrscht und mit solcher Machtvollkommenheit gewaltet, daß der alte Gegensatz der Herzöge gegen die Kaisergewalt erloschen zu sein schien, als die plötzliche Kunde von seinem Tode die lange verhaltene Opposition wieder wach rief, als deren Haupt und Führer Heinrich der Löwe auftrat. Große Gefahren traten also dem jungen Kaiser **Heinrich** VI. entgegen, als dieser in einem Alter von fünfundzwanzig Jahren die Zügel der Regierung ergriff. Doch 1190 er fühlte in sich die Kraft und den Beruf, auf den von seinem Vater geschaffenen Grundlagen einen Bau aufzuführen, der den glorreichen Namen eines römischen Reiches deutscher Nation in Wahrheit führen sollte. Wie kein andrer Herrscher griff er das alte Erbübel der Zersplitterung an der Wurzel an, und nicht nach dem, was er vollbracht, sondern nach dem, was er erringen wollte und woran ihn ein frühzeitiger Tod gehindert, muß er beurteilt werden.

„In einem schmächtigen, zartgebauten Körper von nur mittlerer Größe wohnte bei Heinrich ein gewaltiger Geist. Sein klarer, durchdringender Verstand spiegelte sich auf

der hochgewölbten Stirn. Das hagere, farblose, allezeit ernste Gesicht verriet die von immer neuen Sorgen und Entwürfen bewegte Seele. In seinen jüngeren Tagen hatte er wohl mit eingestimmt in die Klänge des neu erwachten Minnegesanges: in zarten Liedern, die sich dem Schönsten anreihen, was unsre mittelalterliche Lyrik geschaffen hat, preist er die Geliebte, die er weniger missen möchte als seine Krone. Aber früh genug entwand er sein Herz den Banden der Minne, er sann hinfort auf ein Gedicht von höherem Schwung, auf die Schöpfung eines Weltreiches. Neben der Kunst war die Jagd mit Falken fast die einzige Erholung, die er sich gönnte. Sonst vergaß er in seiner rastlosen Thätigkeit Speise und Trank. Gleichgültig gegen alle Vergnügungen der Sinne, beherrschte ihn nur eine einzige Lust und Leidenschaft, die zu herrschen. Sie bestimmte sein ganzes Thun, seine guten wie seine bösen Eigenschaften. Was ihm an Kriegserfahrung und persönlichem Heldentum abging, das ersetzte er durch gewandte und umsichtige Führung der Geschäfte und durch den raschen und sicheren Blick seines Verstandes, dem die Gabe natürlicher Beredsamkeit und eine für seine Zeit ungewöhnliche, feine und gelehrte Bildung zu Hilfe kam. Unverrückten Auges auf sein Ziel blickend, war er oft wenig bedenklich in der Wahl seiner Mittel. Unnötige Großmut verschmähte er, Milde und Erbarmen war seinem Sinne fremd, wenn es galt, den gefährlichen Gegner zu strafen und zu schrecken. Verrat und Empörung gegenüber wurde die Strafe zur Rache, und vor keiner Grausamkeit bebte er dann zurück. Hart, ja gewaltthätig gegen die Fürsten und Lehnsherren, war er beliebt bei Volk und Ritterschaft: es freute sich der Unterdrückte seiner strengen Gerechtigkeitspflege, der Niedrige seiner Leutseligkeit, der Arme seiner reichen Gaben, alle aber des steigenden Ansehens, das er dem Reiche im In- und Auslande zu verschaffen und zu sichern wußte."

Der Regierungsanfang des jungen Herrschers war kein leichter. Kaum hatte der alte Barbarossa mit dem Kreuzheere Deutschland verlassen, als mehrere an Braunschweig und Lüneburg grenzende, geistliche und weltliche Herren in diese Stammgüter Heinrichs des Löwen einfielen. Alsbald kam dieser, der sich seines Eides nun entbunden hielt, von seinem Schwager Richard von England, der damals seinen Kreuzzug noch nicht angetreten, und von seinem Eidam Kanut von Dänemark angetrieben, über das Meer nach Deutschland, fand bei einigen sächsischen Großen Unterstützung, besiegte rasch seine Feinde, zerstörte die ungetreue Stadt Bardewiek, die ihn verhöhnt hatte, und ließ alle Männer in derselben töten (1189). Als Zeichen seiner Erfolge ließ er über den Eingang der Domkirche der zerstörten Stadt die Worte setzen: „Vestigia Leonis" (des Löwen Spur)! Einen großen Teil seines ehemaligen Herzogtums hatte Heinrich der Löwe fast ohne Schwertstreich wieder in seine Gewalt gebracht. Aber der Fortgang seiner Unternehmung, die ganz den Charakter eines unerwarteten räuberischen Überfalles trug, entsprach nicht dem Anfang. Die überraschten Völker griffen zur Wehr, da die Herstellung der Welfenmacht niemand behagte, und König Heinrich, damals noch Reichsverweser, rückte mit einem Reichsheere heran, während sich die Holsteiner von dem Löwen wieder abwandten. Zwar widerstand das feste Braunschweig, aber Hannover ging zur Rache für Bardewiek in Flammen auf. Da bequemte sich der Herzog zu dem Vergleiche von Fulda (Juli 1190), zu dem auch König Heinrich gern bereit war, da er vor Verlangen brannte, nach Italien zu ziehen, wo sich wichtige Ereignisse vorbereiteten. Heinrich der Löwe mußte seine beiden ältesten Söhne als Geiseln

1190

stellen, die Hälfte von Lübeck an den Grafen von Holstein abtreten und Braunschweig und Lüneburg zu offenen Orten machen.

Die schnelle Beilegung der Streitigkeiten mit dem Welfen machte es dem jungen König möglich, sich mit aller Kraft den italienischen Angelegenheiten zu widmen, um das seiner Gattin Constanzia im Süden zugefallene Königreich Neapel und Sizilien in Besitz zu nehmen. Im November 1189 war Wilhelm II., der letzte legitime Sprößling des alten Normannenhauses, kinderlos gestorben, und das reiche Erbe mußte nach dem Willen desselben an Constanzia und ihren Gemahl Heinrich kommen. Aber die Sizilianer, uneingedenk des Eides, den sie einst geleistet, und der deutschen Fremdherrschaft abgeneigt, übertrugen die Krone dem natürlichen Sohne des Herzogs Roger, dem Grafen Tankred von Lecce, Constanzias Neffen, einem Manne von ritterlicher Bildung und fürstlichem Wesen, und dieser bestieg schon im Januar 1190 den dargebotenen Thron. Die deutsche Partei in Italien war zu schwach, die Ansprüche Heinrichs durchzusetzen, Papst Clemens III. beeilte sich, dem neuen König die Belehnung zu erteilen, und auch der griechische Kaiser, der von dem mächtigen Hohenstaufen Gefahr für sein Reich fürchtete, erkannte ihn an.

Heinrich erhielt ungefähr zu gleicher Zeit die Kunde von diesen Vorgängen und vom Tode seines Vaters im Morgenlande. Rasch entschlossen hielt der junge König zu Mainz einen Reichstag, traf die nötigen Anordnungen zur Sicherung seiner Herrschaft in Deutschland und zog dann mit einem wohlgerüsteten Heere über die Alpen. Hier trat er als Schiedsrichter und Friedensstifter zwischen den in stetem Streite liegenden lombardischen Städten, wie zwischen Adel und Bürgern in den einzelnen Gemeinden auf und rückte, durch ihre Hilfsmannschaften verstärkt, mit dem Anfang des Jahres 1191 in das römische Gebiet ein. Zu Rom herrschte Zwietracht zwischen Papst und Volk; Clemens III., mit Besorgnis auf Heinrichs Annäherung blickend, stellte ihm die Kaiserkrönung in Aussicht, starb aber vorher, und Cölestin III. ward sein Nachfolger, der die Krönung verschob, um dem König einige Zugeständnisse abzunötigen. Da erschien eine römische Gesandtschaft mit der Erklärung, Senat und Volk von Rom würden sich der Krönung widersetzen, wenn Heinrich ihnen nicht Tuskulum preisgebe; thue er dies, so wollten sie beim Papste die sofortige Krönung durchsetzen. Heinrich VI. ging den schimpflichen Pakt ein und zog seine Besatzung aus Tuskulum, mit dem die Römer seit langer Zeit in Todfeindschaft lebten. Am 15. April wurde Heinrich mit seiner Gemahlin gekrönt, die Römer aber zogen vor die unglückliche Stadt, zerstörten sie von Grund aus und mordeten die Einwohner auf unmenschliche Weise hin; die Reste der Einwohner bauten sich auf den Trümmern ihrer Vaterstadt in Laubhütten (frasche) an, woraus in der Folge die heutige Stadt Frascati entstand. Mit dieser unwürdigen That eröffnete Heinrich VI. seine italienische Laufbahn und ging über die Grenze Apuliens, wo das für uneinnehmbar gehaltene Rocca d'Arce (Felsenburg) mit Sturm genommen ward. Im Siegeslauf zog das kaiserliche Heer dahin, und schon im Mai lagerte es vor dem festen Neapel, als eine schnelle Wendung der

1191

Dinge eintrat. Eine furchtbare Seuche, die im vierten Monate der Belagerung ausbrach, lichtete die Reihen des kaiserlichen Heeres, stürzte Edle und Gemeine ins Grab und warf Heinrich selbst aufs Krankenlager. Die Belagerung mußte aufgegeben werden, Heinrich ward in einer Sänfte nach Capua getragen und mußte seine Gemahlin in den Händen Tankreds zurücklassen, an welchen die treulosen Einwohner von Salerno sie ausgeliefert hatten. Tankred behandelte sie ihrem Range gemäß und setzte sie bald auf Verwendung des Papstes in Freiheit. Ohne Schwierigkeit nahm er die meisten Städte Apuliens wieder ein, während Heinrich ruhmlos und Rachegedanken im Herzen nach Deutschland zurückkehrte.

Hier warteten seiner neue Kämpfe. Hatte auch Friedrich I. seinem Sohne eine festbegründete Macht hinterlassen, so trat doch immer mehr das Streben vieler Reichsstände hervor, die Idee einer Erbmonarchie, die in dem hohenstaufischen Hause bereits tiefe Wurzeln geschlagen, zu unterdrücken und die fürstliche Gewalt vom Reichsoberhaupte unabhängig zu machen. Die Unfälle des Kaisers vor Neapel und seine eigne gefährliche Erkrankung erweckten neue Herrschergelüste, binnen kurzem waren die mächtigsten Reichsfürsten zu einem geschlossenen Bunde vereinigt, als dessen Bannerträger wieder der alte Löwe von Braunschweig voranging. Gelang es ihm, die allenthalben in Gärung begriffenen Elemente unter seiner Führung zu vereinigen, so konnte die Reichskrone doch noch als Ehrenpreis dem Welfenhause zufallen, oder doch, wenn das Kaisertum in seinem Innersten geschwächt war, das Fürstenregiment zu monarchischer Selbstherrlichkeit erhoben werden. So gähnte denn dem Kaiser ein tiefer Spalt entgegen, der über Deutschlands Grenzen hinaus ganz Europa vom skandinavischen Norden bis zum Bosporus und Sizilien hinab in zwei feindliche Heerlager teilte. Aber während der Krieg in Niedersachsen wütete, während sich in den Niederlanden eine wilde, verwüstende Fehde erhob und infolge der Koalition der Fürsten in Mittel- und Süddeutschland Kriegswirren auftauchten, so fehlte doch den Gegnern Heinrichs noch ein Mann in ihrem Bunde gegen den Hohenstaufen, König Richard von England, Heinrichs des Löwen Schwager, der sich stets als des Kaisers Feind gezeigt und, wie allgemein die Rede ging, durch sein Verhalten vor Akkon in Herzog Leopold von Österreich und den deutschen Kreuzfahrern die ganze Nation verletzt hatte, der, uneingedenk seiner gegen Heinrich VI. übernommenen Verpflichtungen, auf Tankreds von Sizilien Seite getreten war. Da geschah es, daß, wie oben erzählt, Richard in Leopolds Gefangenschaft geriet und von diesem an den Kaiser ausgeliefert ward. Damit ging nicht allein den Feinden des letzteren der mächtigste Bundesgenosse verloren, sondern Heinrich besaß auch in ihm eine Geisel, die er mit ungemeiner Staatsklugheit und mit dem besten Erfolge für seine Zwecke zu benützen verstand. Als die verbündeten Fürsten noch immer in ihrem feindlichen Widerstande verharrten, stellte er drohend ein Bündnis mit Frankreich in Aussicht. Richard fürchtete, der Preis zu werden für die von König Philipp von Frankreich dem Kaiser zu leistende Hilfe, und bot daher alles auf, die Fürsten zur Unter-



Kaiser Heinrich VI. in der Abbildung der Pariser (Manessischen) Minnesingerhandschrift.
(XIV. Jahrhundert.)

werfung zu bewegen, was bei der gefährlichen Lage, in welche sich diese plötzlich versetzt sahen, nicht allzuschwer hielt. Auf einer Fürstenversammlung zu Worms wurden die Bedingungen der Freilassung Richards festgestellt; damit war der **Fürstenbund gesprengt**, und selbst der alte Löwe bemühte sich eifrig um Frieden und Versöhnung mit dem Hohenstaufen. Es kam ein **Sühnevertrag** zu stande, den die Liebe des jungen Herzogs Heinrich von Braunschweig, des Sohnes des Löwen, zu des Kaisers schöner und tugendreicher Muhme Agnes, einer Tochter des rheinischen Pfalzgrafen Konrad, Bruders Friedrich Bar- 1194 barossas, erleichterte (1194).

Agnes und **Heinrich** waren schon von ihren Eltern einander zugedacht, aber der Bruch zwischen Hohenstaufen und Welfen schien die Verbindung unmöglich zu machen, ja die Braut sollte sogar ein Opfer der Politik werden, indem Philipp August von Frankreich um sie warb, in der Absicht, sich durch Verbindung mit dem Kaiser eine Stütze gegen den König von England zu verschaffen. Aber die Pfalzgräfin, von der großen Liebe der Verlobten überzeugt, eilte die Trauung zu vollziehen, und als einst der Pfalzgraf am Kaiserhof verweilte, wurde dieselbe in ihrer Gegenwart auf Burg Stahleck am Rhein durch Priesterhand vollzogen. Als der Pfalzgraf zurückkehrte und das Vorgefallene erfuhr, fürchtete er den Zorn seines kaiserlichen Neffen, der in der That durch die Nachricht davon äußerst aufgebracht war. Da ihm jedoch sein Heereszug nach Italien am Herzen lag, so vergab er das Geschehene, und die beiden Häupter der feindlichen Häuser reichten sich zu Tilleda am Kyffhäuser die Hand der Versöhnung. Dem alten Herzog wurde der Besitz des braunschweigisch-lüneburgischen Erbes, seinem Sohne, der einst den Kaiser vor Neapel heimlich verlassen, die Nachfolge in der rheinischen Pfalzgrafschaft gegen das Versprechen 1194 treuer Teilnahme am italienischen Zuge zugesichert (März 1194). Damit endete die fast zwanzigjährige Feindschaft, die dem deutschen Lande so viel Unheil gebracht hatte.

Von nun an lebte der alte Löwe in stiller Zurückgezogenheit in Braunschweig, eifrig beschäftigt mit dem Lesen alter Zeitbücher, die von Deutschlands Vergangenheit handelten, aus denen er sich ganze Nächte hindurch vorlesen ließ. In seiner letzten Krankheit schöpfte er Trost aus dem christlichen Glauben, der ihm Ruhe und Frieden gewährte. Als einst ein Blitzstrahl das Gebäude entzündete, in dem er lag, blieb er allein gefaßt, bis das Feuer gelöscht war. In seinen Schmerzen hörte man keine Klage von ihm, und mit den Worten: „Herr, sei mir Sünder gnädig!“ schied seine Seele von hinnen (6. Aug. 1195). Seine Gebeine ruhen neben denen seiner Gemahlin im St. Blasiusdom zu Braunschweig in dem von ihm selbst gegründeten Grabmal, das man noch jetzt mit den alten Steinbildern dort sieht.

Nach Bewältigung der Unruhen in Deutschland konnte Heinrich VI. seine **zweite Heerfahrt nach Italien** mit günstigeren Aussichten ins Werk setzen. Das Glück war ihm hold, als er im Mai und Juni 1194 mit einem stattlichen Heere durch Oberitalien zog. Sein Gegner, König Tankred, niedergebeugt durch den Tod seines ältesten Sohnes Roger, war im Februar desselben Jahres ins Grab gesunken, nachdem er kaum noch Zeit gehabt, die Krönung seines dreijährigen Sohnes Wilhelm anzuordnen. Aber Tankreds Witwe, Sibylle, vermochte es nicht, mit dem gekrönten Kinde die in sich zerrissene nationale Partei zum Widerstande zu ermutigen, sie löste sich auf, und alle



Grabfiguren Heinrichs des Löwen und seiner Gemahlin Mechtild in dem von ihm 1172—1194 erbauten Dome zu Braunschweig.

Diese bald nach dem Tode des fürstlichen Paares gefertigten Figuren gehören zu den hervorragendsten Beispielen der hohen Kunstentwickelung in Deutschland, besonders in den sächsischen Landen, im Laufe des XIII. Jahrhunderts.

die wilden Leidenschaften des normannischen Wesens traten entfesselt zu Tage. Auch Papst Cölestin III. legte dem Kaiser kein Hindernis in den Weg, und so zog denn Heinrich im raschen Siegeslauf nach Apulien, während die Schiffe der Genueser und Pisaner, die er durch große Versprechungen für seine Sache gewonnen hatte, das tyrrhenische Meer durchsegelten und die Küstenstädte besetzten. Städte und Herren huldigten durch ihre Friedensboten dem Kaiser, sogar Neapel unterwarf sich freiwillig, und nur Salerno mußte seine frühere Treulosigkeit durch Erstürmung und Plünderung büßen. Die sizilische Macht wurde bei Catanea von dem kaiserlichen Marschall Heinrich von Kalindin aufs Haupt geschlagen, Syrakus genommen, und am 20. November hielt Heinrich seinen feierlichen Einzug in die Hauptstadt des Normannenreiches, wo sich eine neue Welt nie gesehener Herrlichkeiten den erstaunten Blicken der Deutschen darbot. Heinrich, um in seinem Zuge nicht durch die Belagerung des festen Schlosses, in das sich Tankreds Witwe geworfen hatte, aufgehalten zu werden, versprach deren Sohne die angestammte Grafschaft Lecce und das Fürstentum Tarent und gelobte allen Sicherheit der Personen und des Eigentums. Nun legte der Knabe Wilhelm ihm seine Krone zu Füßen, und Heinrich ließ sich dieselbe feierlich aufs Haupt setzen.

Kaum hatte er dieses Ziel erreicht, als er einen sizilischen Gerichtshof berief und mit der Behauptung einer von einem Mönche entdeckten und gegen sein Leben gerichteten Verschwörung auftrat, an der auch die Glieder des königlichen Hauses beteiligt sein sollten. Die vorgelegten Briefe, welche die Schuld vieler Bischöfe, Grafen und Herren beweisen sollten, wurden von den einen für echt, von den andern für gefälscht und untergeschoben gehalten, vollständige Beweise sind niemals geliefert worden. Mögen nun auch die Schilderungen der Italiener von Heinrichs Grausamkeit übertrieben sein, soviel steht fest, daß dieser die Gelegenheit benutzte, das normannische Königshaus und dessen Anhänger zu vertilgen. Erzbischöfe, Bischöfe, Grafen und Herren wurden in die Kerker geworfen, einige gehenkt, andre geblendet, gespießt, in die Erde vergraben oder verbrannt, einem sogar, weil er nach der Krone gestrebt, eine Krone auf das Haupt genagelt; die Gräber Rogers und Tankreds wurden erbrochen und ihnen als unrechtmäßigen Königen die Kronen vom Haupte gerissen. Die Königin Sibylle sandte der Kaiser mit ihren drei kleinen Töchtern in das elsässische Kloster Hohenburg, den jungen Wilhelm (dessen Blendung zweifelhaft bleibt) nach Hohenems in Vorarlberg, um dort in ewiger Gefangenschaft ihr unglückliches Leben zu beschließen. Am Tage aller dieser Greuel, am zweiten Weihnachtstage des Jahres 1194, gebar ihm seine Gemahlin Constanzia einen Sohn, den nachmaligen Kaiser Friedrich II., an dessen Söhnen und Enkeln sich in der Folge diese Frevel rächen sollten.

1194

Heinrich VI. stand auf dem Höhepunkt seiner Macht und ging jetzt mit Bewußtsein darauf aus, das Kaisertum wieder zur weltgebietenden Stellung zu erheben und alle Fürsten in das Verhältnis kaiserlicher Vasallen herabzudrücken. Mit Eifer betrieb

er einen neuen Kreuzzug, der, in seinem Namen ausgeführt, so recht eigentlich ein deutscher Kreuzzug werden sollte, und ohne sich um den grollenden Papst und die Hoheitsrechte des apostolischen Stuhles zu kümmern, belehnte er seine getreuen Ministerialen mit Gütern aus dem Mathildischen Erbe und andern italienischen Territorien; gerade hier und in seinem sizilianischen Erbreich nahm der Kaiser die Gelegenheit wahr, den „militärischen und administrativen Kräften der deutschen Dienstmannen ein Feld unendlich weiter Wirksamkeit anzuweisen und sie zu einer Macht seines Willens zu entwickeln", die den Einfluß und die Macht der einheimischen Fürsten ohne weiteres matt setzen mußte. Die Erfüllung der den Pisanern und Genuesen gemachten Versprechungen wußte er zu umgehen, indem er die einen durch die andern im Schach hielt, und in der Lombardei die Zwietracht und Eifersucht der Städte so klug benutzte, daß die kaiserliche Autorität durch die republikanische Freiheit nicht beeinträchtigt ward. Auch in Deutschland schien das Glück den Kaiser für den Mut und die Ausdauer belohnen zu wollen, die er in der Bedrängnis früherer Jahre so oft bewiesen hatte. Der bald nach seiner Rückkehr eintretende Tod Heinrichs des Löwen raubte seinen Gegnern ihre stärkste Stütze und entband ihn von manchen Rücksichten. Rascher und entschlossener ging Heinrich jetzt an seine großen Pläne zur Erweiterung und Befestigung der kaiserlichen Macht. Auch in Deutschland hatte er, in wohl erwogener Befolgung der von seinem Vater eingeleiteten Politik, die Ministerialen des Reiches, deren goldene Jahre jetzt eintreten, immer mehr emporgehoben, in ihnen allzeit getreue und allgegenwärtige Werkzeuge seines Willens sich zu schaffen gewußt, durch die er über die weltlichen Großen und fast mehr noch über die Pfaffenfürsten, deren Bistümer der Kaiser nachgerade mit unumschränkter Allgewalt vergab, vollständig herrschte. So glaubte er jetzt, nachdem er noch die Mark Meißen mit der reichen Stadt Leipzig und den einträglichen Bergwerken von Freiberg als erledigtes Reichslehen eingezogen, mit seinem Antrage hervortreten zu können, der das ganze deutsche Staatsrecht umgestalten mußte, „derart, daß „Kaiser und Reich" als der Inbegriff der höchsten Machtvollkommenheit erscheinen sollte." Es handelte sich um Erreichung des großen Zieles, das Recht der Kaiserwahl, die Prärogative der Fürsten, aber auch „das Unglück unsrer Geschichte", zu beseitigen und Deutschland in ein Erbreich zu verwandeln. „Es war der letzte Versuch, in Deutschland eine höchste Reichsgewalt mit monarchischer Machtfülle zu schaffen, aber er wurde unter Umständen gewagt, die einen günstigen Erfolg hoffen ließen." Heinrichs Schätze gewannen manchen einflußreichen Mann im stillen für seinen Plan, und seine Macht und Staatsklugheit wußten wertvolle Gegengaben als Entschädigung zu bieten. Den Geistlichen gegenüber verzichtete er auf das Recht, den beweglichen Nachlaß der Prälaten für die kaiserliche Kammer einzuziehen (auf das jus spoliorum), den weltlichen Großen versprach er die Erblichkeit ihrer Lehen mit dem Rechte, sie auch auf Töchter und Seitenverwandte zu übertragen; dem Selbstgefühl der ganzen Nation endlich schmeichelte er mit dem glänzenden Anerbieten, sein sizilianisches

Königreich zu einem deutschen Reichsland zu machen. Allein dieses Streben, das allerdings die Macht und Einheit des Deutschen Reiches gesichert haben würde, scheiterte an dem Widerstand der Fürsten, obgleich er deren schon zweiundfünfzig für sich gewonnen hatte, besonders der sächsischen und niederrheinischen, und an den Gegenbestrebungen des Papstes, dem die Macht der antihierarchisch gesinnten Hohenstaufen schon allzu gefährlich schien. So hielt es denn Heinrich für geraten, die Sache nicht zu erzwingen und vorerst noch von seinem Vorhaben abzustehen. Er begnügte sich, seinen zweijährigen Sohn Friedrich zum römischen König wählen zu lassen, der zu Frankfurt von den versammelten Fürsten als König ausgerufen ward. Damit hatte er, wenn auch nicht im Grundsatz, doch thatsächlich sein Ziel erreicht und durfte hoffen, den Hohenstaufen auf eine Reihe von Jahren die Herrschaft gesichert, die Macht der alten Cäsaren in seinem Hause erneuert und die Fürsten in das Verhältnis kaiserlicher Vasallen zurückgeführt zu haben. Denn die Herrlichkeit der altrömischen Imperatoren mit ihrer unumschränkten Machtfülle war das erhabene Vorbild, das in seinem leuchtenden Strahlenglanze seiner Herrscherseele vorschwebte. Und in der That schienen die Verhältnisse danach angethan, dieses hohe Machtziel zu erreichen. König Richard von England übergab zu Mainz alle seine Staaten dem Kaiser, um sie als Lehen aus seiner Hand zurückzuempfangen, und entrichtete zum Zeichen seiner Botmäßigkeit einen jährlichen Zins von 5000 Pfund Sterling. Dazu kam, daß ihn Heinrich noch mit Südburgund und dem ganzen Länderstrich an der unteren Rhone zwischen den Alpen und Pyrenäen belehnte und ihn dadurch zum Bundesgenossen des Kaisertums gegen die Franzosen machte. Heinrich erklärte sich damit thatsächlich zum Oberlehnsherrn des französischen Königs, da die englischen Besitzungen von der Normandie bis zu den Grenzen Navarras französische Lehen waren. Auch dem Papste gegenüber handelte Heinrich VI. nach der Eroberung von Sizilien mit voller Selbständigkeit, ohne sich um die Lehnsherrlichkeit des römischen Stuhles über das Normannenreich und die alten Ansprüche der Kirche auf die Mathildischen Güter zu bekümmern. Während im Kirchenstaate selbst der Kaiser mehr gilt als der Papst, wirft Heinrich sein Auge nach den Landen der pyrenäischen Halbinsel, besonders nach Kastilien — denn das Mittelmeer mit all seinen Küsten und Inseln sollte wieder einem einzigen Scepter unterthan



„Heinricus D(e)i Gra(tia) Romanor(um) Imp(erato)r e(t) semp(er) Augustus."
Kaisersiegel Heinrichs VI. (Verkleinert.)
Vorzüglich schöner Abdruck in braunem Wachs, an einer Urkunde im städtischen Archiv zu Frankfurt a. M.

sein — am meisten aber schweift nach dem Osten des herrschsüchtigen Hohenstaufen ländergieriger Blick. Er trug sich mit dem großartigen Gedanken, „den Eifer der Kirche, den Thatendrang der Ritterschaft, die fromme Begeisterung der Masse, alle Kräfte, die seit einem Jahrhundert das Abendland in Bewegung gesetzt hatten, aber in planloser Zersplitterung vergeudet worden waren, in seiner allgewaltigen Hand zusammenzufassen." Der gesamte Orient sollte wieder in den Kreis der abendländischen Welt gezogen, die alte Einheit



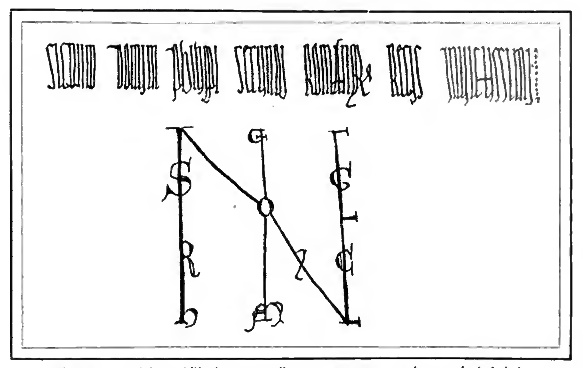
Kaiser Heinrichs VI. Grabmal im Dom zu Palermo.
An Ort und Stelle aufgenommen.

des weltbeherrschenden Römerreiches wiederhergestellt werden. Das Fürstentum Antiochien, das armenische Reich in Cilicia und die Insel Cypern waren Vasallenstaaten des römischen Reiches, und die Schlüssel des Morgenlandes lagen in des Kaisers Händen. Im Sommer 1196 über Italien nach dem Morgenlande aufbrechend, „pocht er mit mächtiger Faust an die morschen Pforten des griechischen Reiches." Die Lande von Epidamnus bis Thessalonich nimmt er als zum Normannenreiche gehörend in Anspruch, fordert Schiffe zur

1196

Überfahrt seiner Truppen nach Palästina und läßt seine Gesandten den stolzen Komnenen gegenüber mit der Losung auftreten: „Krieg oder Tribut!“ Schon wird im griechischen Reiche eine „Deutschensteuer“ ausgeschrieben, schon müssen die Kirchen ihre Schätze, die Gräber der alten Herrscher ihren Schmuck hergeben: da löst plötzlich der Tod alle Pläne und Entwürfe des stolzen Hohenstaufen und zerstört seine hochfahrenden Ideen römisch-deutscher Weltherrschaft. Ein Trunk kalten Wassers nach einer Erhitzung auf der Jagd machte seinem Leben im Alter von erst zweiunddreißig Jahren nach siebenwöchentlicher 1197 Krankheit ein Ende; er starb zu Palermo den 28. September 1197.

Eine riesige Gestalt auf schwarzem Rosse sitzend, sollte König Theodorich von Bern an den Ufern der Mosel erschienen sein, Jammer und Unheil dem römischen Reiche verkündend. Wie einst Alexander der Große, so schied Heinrich VI. von der Welt in einem Augenblick, wo die reiche Saat seiner weltbeherrschenden Ideen ihrer Ernte sich zu nähern schien. Das stolze Gebäude brach zusammen, mit ihm Deutschlands Glück und Größe.



„Signum domini Philippi secundi romanorum regis invictissimi.
(„Secundus" unter Mitzählung des römischen Imperators Philippus.)
Signum Philipps von Schwaben von einer Urkunde datiert „in civitate Aquisgrani" (Aachen), 12. Januar 1204. Stammend aus Köln, bestätigt dem Erzstift Köln das Herzogtum Engern und Westfalen. Jetzt im Geh. Staatsarchiv zu Berlin. Nach dem Original um die Hälfte verkleinert.

7. Philipp von Schwaben, 1198—1208. — Otto IV., 1198—1215.

Zum drittenmale, gerade auf der Höhe der Kaisermacht, wie nach dem Tode Ottos II. und Heinrichs III., ging die Krone des Reichs auf ein Kind über, da Heinrich VI. seine Witwe Constanzia mit einem erst dreijährigen Sohne, Friedrich, hinterließ. Von den Söhnen Barbarossas war noch Philipp übrig, Herzog von Schwaben, der im Jahre 1197 mit seinen Getreuen über die Alpen gezogen, um auf Geheiß seines kaiserlichen Bruders das kleine Königskind zur Krönung nach Deutschland abzuholen, als ihn die Kunde von des Kaisers Tod erreichte. Nur mit Mühe gelang es ihm, durch das gegen die Deutschen sich erhebende Land in die Heimat zu entkommen. Nun war sein Bemühen, dem dreijährigen Neffen die Nachfolge zu sichern, welche die Fürsten demselben das Jahr zuvor und zuletzt noch der Erzbischof Adolf von Köln zugeschworen hatten. Für diese Nachfolge erklärten sich auch die angesehensten Reichsfürsten, welche damals im heiligen Lande gegen die Ungläubigen kämpften. Allein unter den in Deutschland anwesenden Fürsten war keiner gesonnen, die Krone auf das Kind übergehen zu lassen, und Philipp, um nur überhaupt seinem Hause die höchste Würde zu wahren, sah sich genötigt, es zuzulassen, daß die hohenstaufisch gesinnten Großen, unter ihnen die Herzöge von Bayern und Sachsen, ihn selbst zu Mühlhausen zum König wählten

1198 (6. März 1198). Aber die welfische Partei, die Fürsten und Herren vom Niederrhein, Erzbischof Adolf von Köln an der Spitze, weigerten sich, die Wahl anzuerkennen, und erhoben, nachdem Berthold von Zähringen, den sie zuerst in Aussicht genommen, seine Ansprüche für 11000 Mark an Philipp abgetreten, Otto, den dritten Sohn Heinrichs des Löwen, der von seinem Oheim Richard Löwenherz von England unterstützt ward, als Otto IV. auf den Thron. So entbrannte denn der alte Kampf der Welfen und Ghibellinen von neuem, um die ganze zehnjährige Regierung Philipps von Schwaben auszufüllen. Die deutsche Nation war wieder in zwei Heerlager geteilt. „Der welfische König, der gleich dem Hohenstaufen das Jünglingsalter kaum überschritten hatte, fand Anerkennung im Norden, am Niederrhein, in Flandern und Brabant und hatte zum Hauptstützpunkt die Stadt Köln, die sich aus der Verbindung mit England große Vorteile für ihren Handel versprach; der Hohenstaufe zählte die meisten Bischöfe und Reichsfürsten von Süd- und Mitteldeutschland zu seinen Anhängern, unter ihnen den Herzog Ottokar von Böhmen und den Markgrafen Dietrich von Meißen. Der Bürgerkrieg loderte in hellen Flammen auf, doch trug er nicht mehr ganz den früheren Charakter, und die Losung: „Hie Welf! Hie Waibling!“ nahm einen andern Sinn an: es war weniger ein Kampf der Welfen gegen die Hohenstaufen, als ein Kampf der Fürsten gegen das deutsche Königtum, ein Kampf der Kirche gegen das deutsche Kaisertum, in dem Otto, statt als der Lenker, nur als das Werkzeug seiner Partei erscheint.“

Die beiden Fürsten, welche jetzt den Streit um den deutschen Thron begannen, waren persönlich von einander sehr verschieden. Otto hatte seine Jugend meist in der Nähe seines Oheims Richard Löwenherz in Frankreich und England verlebt und blieb stets ein Fremdling auf deutscher Erde, ohne sich jemals Liebe und Vertrauen erworben zu haben. Er war der Liebling seines Oheims, dem er an Tapferkeit, an Roheit und Leidenschaftlichkeit, an wilder Kriegs- und Fehdelust ähnelte, der ihn zum Grafen von Poitou und Herzog von Aquitanien erhoben hatte und jetzt alle Mittel in Bewegung setzte, seinen Liebling auf dem deutschen Königsthron zu sehen und zu erhalten, wobei ihm die Habgier und Selbstsucht der geistlichen und weltlichen Fürsten in Deutschland nur zu bereitwillig entgegenkam. Den geraden Gegensatz zu dem trotzigen Welfen bildete der Hohenstaufe durch seine Leutseligkeit, Freundlichkeit und Milde, durch die Feinheit seiner Sitten und seinen fromm-kirchlichen Sinn. In seiner Jugend zum geistlichen Stande bestimmt, hatte er eine gelehrte Erziehung genossen und war bereits zum Bischof von Würzburg gewählt, als ihn der Wille seines kaiserlichen Bruders auf andre Lebensbahnen führte. Doch bewahrte er auch jetzt seine Vorliebe für Wissenschaft und Bildung, und auch unter dem Getöse der Waffen pflegte er die Liebe zur deutschen Dichtkunst. Ohne unkriegerisch zu sein, suchte er doch mehr durch kluge und geschickte Unterhandlungen als durch die Gewalt der Waffen seine Ziele zu erreichen. Philipp, ein jugendlich schöner Mann, und seine anmutige Gemahlin, die griechische Prinzessin Irene, später Maria genannt, gewährten dem deutschen Volke das Bild feiner Sitte und häuslichen Glückes auf dem Königsthrone.

Beide Gegner mußten auf Vermehrung ihres Anhanges bedacht sein. Auf seiten Ottos, der sich zu Aachen krönen ließ, standen sein Oheim König Richard von England, sein Schwager Kanut VI. von Dänemark, sein Schwiegervater, der Herzog von Brabant, der Erzbischof Adolf von Köln und andre nieder-

ländische Herren, dazu die nicht zu verachtende Macht der niederrheinischen Städte. Größer war jedoch die Zahl derer, die sich an den Hohenstaufen anschlossen, denn zu Philipp, der zu Mainz gekrönt ward, standen der König von Frankreich, die Erzbischöfe von Bremen, Magdeburg und Trier, nebst zweiundzwanzig Bischöfen, die Herzöge von Sachsen, Bayern, Österreich, Böhmen, Zähringen, Kärnten, Meran und Lothringen, die Markgrafen von Meißen, Brandenburg, Mähren, die Pfalzgrafen von Burgund, Thüringen, Wittelsbach und viele Grafen und Herren, vor allem aber die Menge der Ministerialen auf den zahlreichen staufischen Burgen. Doch suchten beide Parteien vor allem den Papst Innocenz III. für sich zu gewinnen. Dieser ermahnte anfangs zu gütlicher Beilegung des Streites, widrigenfalls er die Krone dem Würdigsten zusprechen werde; da jedoch auch auf wiederholte Mahnung bei der Leidenschaftlichkeit der Parteien keine Verständigung erfolgte, so entschied er sich endlich, weil er von dem Hohenstaufen Gefahr für die Selbständigkeit Italiens und des päpstlichen Stuhles befürchtete, für den Welfen Otto. Als letzterer nun vollends in dem demütigenden Vertrage zu Neuß auf alle kaiserlichen Rechte, auf Ravenna, die Pentapolis und die Mathildischen Güter Verzicht leistete, und eidlich gelobte, sich stets nach des Papstes Rat und Weisung zu richten, so erfolgte am 29. Juni 1201 der päpstliche Befehl, daß „alle Stände bei Strafe des Bannes den Welfen Otto als König anerkennen sollten." Dies hatte zunächst die Folge, daß mehrere geistliche Fürsten auf Ottos Seite traten, und auch der Landgraf von Thüringen und Ottokar von Böhmen, dessen Herzogtum Philipp vergebens zum Königreiche erhoben, von diesem abfielen, so daß in dem nun entbrennenden Bürgerkriege*) Otto im Jahre 1203 auf dem Höhepunkte seiner Macht stand; aber schon im folgenden Jahre fing sein Ansehen an unaufhaltsam zu sinken, da Philipp durch seine persönliche Tüchtigkeit immer mehr Anhang gewann. Nachdem Philipp siegreich in Thüringen eingerückt war, wurde Otto erst von Böhmen, dann von seinem eignen Bruder, Pfalzgraf Heinrich, der zu Philipp überging, und endlich auch von dem Landgrafen von Thüringen, der sich unterwerfen mußte, verlassen. Seine Lage gestaltete sich immer schlimmer, als auch die niederrheinischen Fürsten, Erzbischof Adolf von Köln**) und Heinrich von Brabant, die ihn ursprünglich erhoben, zu

1201

1203

*) Der Krieg wütete an der Mosel, am Ober- und Niederrhein, in Sachsen und Thüringen mit allen den Greueln, welche Bürgerkriege begleiten. Städte (Bonn, Andernach am Rhein) und Dörfer gingen in Rauch auf; Raub und Verwüstung waren an der Tagesordnung, Frauen und Jungfrauen wurden mißhandelt. Übermütige Böhmen bestrichen eine Nonne am ganzen Leibe mit Honig, wälzten sie in Federn und führten sie unter Hohn und Spott auf einem Pferde umher. Dafür ließ Philipp die Übelthäter zur Strafe in kochendem Wasser ersäufen.

**) Ihn sowohl als die sächsischen Fürsten hatte Otto durch seine dänenfreundliche Politik verstimmt, indem er, statt als Schirmer des Reiches den Übergriffen Königs Kanut, der die Ostseeküste eroberte und im Jahre 1201 auch den thatkräftigen Grafen Adolf III. von Holstein schlug, entgegenzutreten, vielmehr dem Dänenkönig die welfischen Besitzungen im Nordosten abtrat und seinen jüngeren Bruder Wilhelm mit einer dänischen Königstochter verlobte.

1205 Philipp übertraten, der sich am 6. Januar 1205 zu Aachen nochmals krönen ließ. Otto war auf Sachsen, Braunschweig und am Niederrhein auf die Stadt Köln beschränkt. Er sah sich genötigt, nach England zu gehen und sich bei 1207 König Johann nach auswärtiger Hilfe umzusehen (1207). Nach seiner Rückkehr forderte der Papst zu friedlicher Ausgleichung auf; aber obgleich Philipp seinem Gegner eine seiner Töchter zur Ehe und das Herzogtum Schwaben zur Entschädigung antrug, so wollte dieser sein Königtum nicht aufgeben und hoffte, durch englischen und dänischen Beistand die Krone zu behaupten. Da jedoch Philipp die Oberhand hatte und durch Gewährung eines einjährigen Waffenstillstandes dem Papste seine friedliebende Gesinnung bewährte*), so hob Innocenz den Bann auf und war schon im Begriff, die Anerkennung des Hohenstaufen auszusprechen, als dieser noch vor Ablauf des Waffenstillstandes am 21. Juni 1208 1208 durch den Stahl des Meuchelmörders seiner siegreichen Laufbahn entrafft wurde.

Am Morgen dieses Tages hatte Philipp zu Bamberg, das er zum Sammelplatz der süddeutschen Heerhaufen bestimmt hatte, die Vermählung seiner Nichte Beatrix, der einzigen Tochter und Erbin seines verstorbenen Bruders, des Pfalzgrafen Otto von Burgund, mit dem Herzoge Otto von Meran gefeiert. Nach dem Hochzeitsmahle geleitete der König mit vielen Rittern das Brautpaar eine Strecke Weges und ließ sich dann nach der Rückkehr, um bei der drückenden Hitze einer Krankheit vorzubeugen, auf beiden Armen zur Ader. Den Nachmittag verbrachte er auf der bischöflichen Pfalz Altenburg unweit Bamberg auf einem Ruhebette unter heiteren Gesprächen mit Bischof Konrad von Speier, seinem Kanzler, und Heinrich von Waldburg, seinem Kämmerer und Truchseß. Da trat Otto von Wittelsbach, Neffe jenes Otto von Wittelsbach, dem einst Friedrich I. Bayern verliehen, ein heftiger, jähzorniger Herr, mit geschwungenem Schwert ins Gemach. „Hier ist nicht der Ort zum Fechten!" rief ihm Philipp entgegen. — „Aber der Ort, den Verrat zu bestrafen!" schrie der Pfalzgraf und versetzte dem König einen Hieb in den Hals. Als der Truchseß zu Hilfe kam, verwundete er auch diesen und eilte auf einem bereit stehenden Rosse davon. Philipp trat noch einige Schritte vor und sank dann entseelt zu Boden. Die Gründe dieser schrecklichen That liegen im Dunkel, aber niemand bezichtigte Otto IV. der Mitschuld. Pfalzgraf Otto, erzählt die Sage, hatte wegen seiner dem König Philipp geleisteten Dienste von diesem die Hand seiner Tochter Kunigunde zugesagt erhalten. Da aber Otto ein überaus grausamer Mann war, auch an einem Edelmanne einen Mord begangen hatte, so änderte Philipp seinen Sinn und gab unter dem Vorwande zu naher Verwandtschaft die beabsichtigte Verbindung auf. Hierauf bat ihn der Pfalzgraf, ihm bei dem Herzog Heinrich I. von Schlesien (Polen), um dessen Tochter er werben wollte, sein Fürwort zu geben. Aber Philipp gab dem Pfalzgrafen einen Uriasbrief, der statt einer Empfehlung eine Abmahnung enthielt. Otto öffnete, Verdacht schöpfend, das Schreiben, und in seinem Herzen stiegen die Gedanken der Rache und des Mordes auf. Was indessen auch der Beweggrund dieser gräßlichen Frevelthat war, die durch die Annahme eines unglücklichen Spiels mit der entblößten Waffe nicht erklärt wird, so legt sie jedenfalls von der Verwilderung der Gemüter durch den langen Bürgerkrieg und der Leidenschaftlichkeit des damaligen deutschen Adels ein schreckliches Zeugnis ab.

*) Es kam damals sogar so weit, daß Philipp die Hand seiner zweiten Tochter dem Grafen Richard, einem Bruder des Papstes, zusicherte, wogegen dieser auf seine Ansprüche auf Tuscien, Spoleto und die Mark Ancona zu gunsten des künftigen königlichen Schwiegersohnes und päpstlichen Nepoten zu verzichten versprach!

So neigte sich Philipps Leben zu Ende in dem Augenblick, wo sich sein Glück zu stolzerem Fluge erhob. Und um die Greuel des **Königsmordes** noch zu vergrößern, fiel er durch die Hand eines Mannes, dessen Geschlecht von den Hohenstaufen mit Gunst und Gnade überschüttet worden, und die Brüder des eben vermählten Herzogs von Meran, die das heilige Gastrecht so frevelhaft verletzten, galten als Mitschuldige. Am folgenden Tage wurde die königliche Leiche im Dome zu Bamberg beigesetzt, bis sie fünf Jahre später nach der kaiserlichen Ahnengruft zu Speier gebracht ward. So lag denn von den blühenden Söhnen, welche einst Friedrich Barbarossa umgaben, auch der letzte im Grabe, und nur ein einziger Sprößling des Heldenstammes grünte noch im fernen Süden, Kaiser Heinrichs Sohn, „das Kind von Apulien." Philipps Gemahlin war auf die Kunde von der Frevelthat nach Schloß Hohenstaufen geflohen, wo sie frühzeitig niederkam und mit dem Kinde vor Gram und Schmerz starb. Im nahen Kloster Lorch liegt dem Stammherrn der Hohenstaufen zur Seite „die griechische Maria," die einst in den Tagen des Glückes Walter von der Vogelweide als „Rose ohne Dorn", als „Taube sonder Gallen" besungen hatte.

Der Zustand des Reiches war trostlos; das Ende aller Dinge, das ein prophetischer Mönch für das Jahr 1208 geweissagt hatte, schien heranzunahen. 1208 Im Norden befestigte der Dänenkönig seine Herrschaft über deutsche Länder, Englands und Frankreichs Könige warfen lüsterne Blicke herüber, und im Süden herrschte Verwirrung und Gesetzlosigkeit; die wildeste Fehdelust erhob sich unter den ritterlichen Herren, das aufgelöste hohenstaufische Heer, des Hauptes und Führers beraubt, ergoß sich in zügellosen Banden über das ganze Reich, in Franken, Schwaben und im Elsaß waren Frevel und Gewaltthat an der Tagesordnung, und rote Feuersäulen stiegen zum Himmel empor. Das Reich ging seiner Auflösung entgegen, die Frage über den zu wählenden König ward immer dringender. Da der jetzt vierzehnjährige Friedrich, der außerdem in weiter Ferne weilte, wegen mangelnder Kraft und Erfahrung noch wenig geeignet schien, das Scepter zu führen, so schien die allgemeine Anerkennung des eben noch ohnmächtigen **Otto**, der doch einmal König hieß, das beste Mittel, dem Zustande der inneren Zerissenheit ein Ende zu machen, auch Otto selbst setzte alle Hebel in Bewegung, seinen Anhang zu vermehren, und ward auf einem Reichstag zu Halberstadt von den geistlichen und weltlichen Fürsten in Sachsen und Thüringen als König anerkannt. (September.) Da sich der Welfenkönig gleich nach Philipps Hingange dem römischen Stuhle völlig hingegeben hatte, so versicherte ihn **Innocenz** III. seines väterlichen Beistandes, und Otto bestätigte den Vertrag von Neuß (März 1209). Als nun Bischof Konrad von Speier, das Haupt 1209 der hohenstaufischen Partei, sich für ihn erklärt hatte, da konnte Otto sein Königtum für gesichert halten, und Ritter und Dienstmannen der Hohenstaufen huldigten dem neuen Herrscher. Auf dem Fürstentage zu Frankfurt ließ sich **Otto nochmals zum König wählen** (1208), obwohl dadurch, daß er als Philipps Nachfolger bezeichnet ward, anerkannt wurde, daß Philipp der rechtmäßige König gewesen war. Als nun König Otto auf das Evangelium geschworen, den Frieden zu wahren, ein gerechter Richter zu sein und jeden Feind der Christenheit zu bekämpfen, als er dann, die heilige Lanze in der Hand, die Krone Karls des Großen auf dem Haupte, den Thron bestiegen hatte: da trat die schöne zehn=

jährige Beatrix, Philipps Tochter, in den fürstlichen Kreis und bat unter Thränen um Sühne wider den Mörder ihres Vaters. Alle Anwesenden stimmten gerührt ihr bei, und Otto IV. sprach über Otto von Wittelsbach die Acht und Aberacht aus und erklärte ihn mit seinen Gesellen für recht- und friedelos.*) Nach diesem Akte der Gerechtigkeit erklärte der König, daß er die hohenstaufische Beatrix unter seine vormundschaftliche Obhut nehme, und daß er, sobald sie das Alter erreicht, sie zu seiner Gemahlin machen werde, bis dahin solle sie in Braunschweig erzogen werden. Mit schwerem Herzen sahen ihre Getreuen sie aus ihrem schwäbischen Heimatlande scheiden, das sie nicht wiedersehen sollte. Diese Verbindung, die in der Folge wirklich vollzogen ward, war in der That das einfachste Mittel, die Zwietracht der Parteien und den Haß der Geschlechter zu beenden und die königliche Macht zu verstärken, da die hohenstaufische Erbtochter ihrem Gemahl 350 Burgen und Schlösser zubrachte. Der König ließ es jetzt seine nächste Sorge sein, den Reichsfrieden und die gesetzliche Ordnung wieder herzustellen und die Wunden zu heilen, die der zehnjährige Bürgerkrieg dem Lande geschlagen hatte. Die Werke des Friedens kamen wieder in Aufschwung, die Völker träumten von neuem Glück und erwarteten den Anfang eines friedlichen Zeitalters, und doch war es nur die Täuschung einer vorübergehenden Ruhe und Windstille, auf welche bald die alten, eben ausgetobten Stürme folgen sollten.



Brakteat
Philipps von Schwaben.
Original im Germanischen Museum
zu Nürnberg.



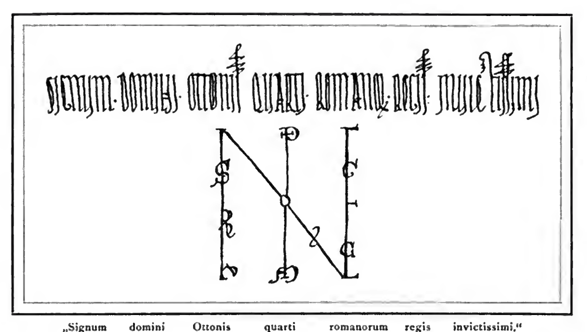
Silberbrakteat
Philipps von Schwaben.
Dannenbergische Sammlung
in Berlin.



„Otto Imp(er)ator."
Silberbrakteat Ottos IV.
(Sammlung Dannenberg.)

---

*) Philipps treuer Reichsmarschall von Kalindin und der Sohn jenes von dem Pfalzgrafen ermordeten Edelmannes fanden den umherirrenden Mörder in einer Scheune zu Oberndorf bei Regensburg und töteten ihn mit vielen Wunden. Darauf trennte der Marschall das Haupt vom Rumpfe und warf es in die Donau. Der Leichnam blieb unbestattet liegen und erhielt erst nach sieben Jahren auf päpstliche Erlaubnis ein christliches Begräbnis.



„Signum domini Ottonis quarti romanorum regis invictissimi."

Signum Ottos IV. von einer Urkunde datiert „Brunswich" (Braunschweig) 19. Mai 1209, stammend aus dem Erzstift Magdeburg, verzichtet zu gunsten des Erzbistums auf verschiedene, bisher dem Reich zuständige Münz- und Zollrechte. Jetzt im Geh. Staatsarchiv zu Berlin. Nach dem Original um die Hälfte verkleinert.

Nach altdeutschem Brauche unternahm nun Otto den festlichen Umritt in seinem Reiche und übte strenges Gericht gegen Friedensbrecher und Übelthäter, vermochte aber nicht die Liebe der süddeutschen Großen für sich zu gewinnen. Indessen konnte er dieselbe verschmerzen, da ihm als dem Verlobten der Beatrix und damit Erben des staufischen Hauses in Deutschland die Reichsdienstmannen, die schon Heinrichs VI. festeste Stützen gewesen, unbedingt anhingen. Und „je mehr die Fürsten in den Kampfjahren des Doppelkönigtums haltlos zwischen Otto und Philipp geschwankt hatten, um so mehr war die treue Ministerialität zur entscheidenden Rolle gelangt." Sie setzte jetzt Otto in stand, mit einem stattlichen Heere über die Alpen zu ziehen, wo er sich in Mailand die lombardische Krone aufsetzte, ohne Widerstand zu finden, von den lombardischen Städten die seit dem Tode Kaiser Heinrichs zurückgehaltenen Steuern einzog und selbst von Venedig und Genua die Versicherung dienstwilliger Gesinnung erhielt. Nach einer Zusammenkunft mit Innocenz in Viterbo erfolgte am 4. Oktober 1209 die Kaiserkrönung Ottos IV., bei welcher auch diesmal sowohl vorher als während des Krönungsmahles die herkömmlichen blutigen Kämpfe zwischen den Römern und Deutschen nicht fehlten. Kaum aber hatte er sein Ziel erreicht, so setzte der Kaiser, der sich bisher dem Papste so willfährig bewiesen und sich „König von Gottes und des Papstes Gnaden" nannte, dem römischen Stuhle die volle Kraft eines energischen Willens entgegen. Im Widerspruch mit seinen früheren Zusagen nahm er

1209

in päpstlichen Gebieten Belehnungen vor, verweigerte die Herausgabe der Mathildischen Güter und wußte auch in Mittelitalien seine Herrschaft allenthalben zur Anerkennung zu bringen. Doch dabei blieb Otto nicht stehen; er machte jetzt Anstalten, auch Sizilien und Apulien als dem Reiche zugehörig in Besitz zu nehmen. Offenbar betrachtete er sich als Erben der von Heinrich VI. aufgerichteten Universalmonarchie, und schon hatte er fast ganz Unteritalien erobert und war im Begriff, nach Sizilien überzugehen und mit den Sarazenen in Verbindung zu treten: da schleuderte der Papst wider den meineidigen Herrscher den Bannstrahl, (1210), forderte die deutschen Fürsten zur Empörung auf und bezeichnete ihnen sein Mündel, den jungen Hohenstaufen Friedrich von Sizilien, den er bisher grundsätzlich, um die gefährliche Vereinigung der deutschen und sizilischen Krone zu hindern, vom deutschen Throne ausgeschlossen hatte, als König.



„Dei Gratia Otto Romanorum Imperator et semper August(us).

Kaisersiegel Ottos IV. (Verkleinert.)
Charakteristisches Beispiel für die auch in kleinsten Werken sich zeigende eigentümlich freie und hohe Entwickelung der sächsischen Kunst im XIII. Jahrh.

1210

Daß aber die Waffe des Bannes, die so viel von ihrer Bedeutung verloren und schon gegen König Philipp wenig mehr gefruchtet hatte, nicht auch dieses Mal wirkungslos zu Boden fiel, kam daher, weil die Fürsten, schon längst mit dem Ministerialenkaiser innerlich zerfallen, „in Furcht vor der Erneuerung der Zeiten Heinrichs, das Vorgehen des Papstes als Erlösung begrüßten." Alsbald verkündete der Erzbischof von Mainz die Bannbulle in Deutschland, und schon im Frühjahr 1211 fielen er sowie die Erzbischöfe von Köln und Trier, der König von Böhmen, die Herzöge von Bayern und Österreich, der Landgraf von Thüringen von dem stolzen Welfen ab und beschlossen auf einer Versammlung zu Nürnberg, Friedrich zum römischen König zu wählen. Zwei Edelleute wurden abgeordnet, Friedrich nach Deutschland zu holen. So ward das Reich nach kurzer Friedenszeit in den Jammer des Bürgerkrieges zurückgeschleudert, als Otto wieder in Deutschland erschien und noch Anhang genug hatte, mit Heeresmacht in Thüringen einzufallen. Um als berechtigter Erbe König Philipps dem jungen Hohenstaufen entgegenzutreten, vollzog er jetzt die Ehe mit Beatrix. Doch die Ehe war allzukurz; Beatrix starb schon nach vier Tagen eines plötzlichen Todes, ungewiß aus welchen Ursachen, obwohl einige an Gift durch Ottos Kebsweiber glaubten. Sofort auf die Kunde von dem Tode ihrer Erbherrin zogen die Schwaben nach Hause, so auch die Bayern: die starke Stütze der staufischen Ministeria-

lität war für Otto verloren, alle Ghibellinen verlangten mit Entschiedenheit Friedrichs Erscheinen in Deutschland. Dieser gestand dem Papste das Lehnsrecht über Apulien und Sizilien zu, übertrug die Regierung dieser Lande seiner Gemahlin Konstanze, einer Tochter König Peters von Aragonien, und ließ seinen ihm eben geborenen Sohn als Thronfolger krönen. Darauf segelte er im März 1212 von Messina ab, empfing zu Rom gegen wiederholte Anerkennung der päpstlichen Oberlehnsherrlichkeit den apostolischen Segen und gelangte unter vielen Gefahren, die ihm die Welfischen bereiteten, durch das Tridentiner Thal nach Chur in Graubünden, von da unter stets wachsendem Zustrom seiner Anhänger über Konstanz und Basel nach dem Elsaß, wo er die freudigen Huldigungen der Seinen entgegennahm. Auch schloß er hier im November ein Bündnis mit König Philipp August von Frankreich wider seinen welfischen Gegner und dessen englische Schutzmacht, nicht ohne Betreiben des Papstes, der nun daran ging, die längst angestrebte Suprematie des Papsttums über die Kaisermacht zu vollenden. Denn kaum war Friedrich, auch ein König von Gottes und des Papstes Gnaden, wie er sich selbst nannte, im Dezember von einer stark besuchten Fürstenversammlung zu Frankfurt zum König gewählt und zur Krönung nach Mainz geleitet, so verlangte Innocenz die offene Anerkennung alles dessen, was ihm von Otto IV. in geheimen Verträgen zugestanden war. Und wirklich gaben König und Fürsten in einer am 12. Juli 1213 zu Eger ausgestellten Urkunde die bis dahin in harten Kämpfen behaupteten Errungenschaften des Wormser Konkordates preis, räumten dem Papst die freie Kapitelwahl der Bischöfe, die ungehinderte Appellation der Geistlichen nach Rom, die Verzichtleistung auf das Spolienrecht und Regalienrecht ein und beließen ihm alle von Otto IV. ihm wieder entrissenen Hoheitsrechte in Mittelitalien.

1212

1213

Indes ward Otto immer mehr nach Sachsen gedrängt und faßte jetzt in falscher politischer Berechnung den Plan, sich in englischem Solde gegen Frankreich zu wenden, um Friedrich die Hauptstütze seiner Macht zu entziehen. Allein Otto erlitt bei Bouvines in Flandern (unweit Valenciennes) eine solche Niederlage (1214), daß seitdem sein ganzes Ansehen in Deutschland immer mehr ins Sinken geriet. Hilflos eilte er von Köln nach seinen Erblanden, während der siegreiche Staufe den Rhein hinabzog und zu Aachen vom Erzbischof von Mainz in Gegenwart der geistlichen und weltlichen Fürsten feierlich gekrönt ward (24. Juli 1215). Otto setzte den Krieg noch ohne allen Erfolg in Niederdeutschland fort und starb arm und ungeehrt auf der Harzburg (1218).

1214

1215

Friedrich beschäftigte sich die nächsten Jahre mit der Ordnung des Reiches und der hohenstaufischen Hausgüter, die er ansehnlich vermehrte, indem er nach dem kinderlosen Aussterben der Zähringer (1218) deren erledigte Lehn- und Erbgüter, nämlich den Breisgau, das Gebiet des Schwarzwaldes, den Aargau, Wallis und Üchtland zum Besten des Reiches einzog und die durch Philipps Vergebungen geschwächten Rechte seines schwäbischen Hauses erweiterte. Zugleich förderte er Ackerbau und Handel und pflegte Wissenschaften und Künste.

1218

8. Innocenz III., 1198—1216. Der Höhepunkt der päpstlichen Macht. — Bettelorden und Ketzer.



Initial A, in dessen Mitte ein Erzbischof in althistorischer Kirchentracht. Original aus einem Kodex des Stiftes Heiligenkreuz in Österreich. XII. Jahrh.

Auf den neunzigjährigen Papst Cölestin war der schon mehrfach erwähnte Innocenz III. gefolgt. Ehe wir die fernere Regierung Friedrichs schildern, müssen wir bei diesem gewaltigen Papste verweilen, welcher seiner Zeit den Stempel seines großartigen Herrschergeistes aufprägte und jedenfalls — ob ihn unsre Sympathie oder Antipathie begleite — zu den hervorragendsten Erscheinungen der Weltgeschichte gehört.

Aus dem Hause der Grafen von Segni (Signia) entsprossen, durch ernste Studien gebildet, scharfsinnig, besonnen und in Geschäften gewandt, bestieg er im Alter von 37 Jahren den apostolischen Stuhl. Gar bald erhielt der deutsche Dichter Walter von der Vogelweide Anlaß zu klagen: „O weh, der Papst ist zu jung, hilf, Herre, deiner Christenheit.“ Denn im Vollbesitz männlicher Jugendkraft machte er sich daran, Gregors VII. Pläne im weitesten Sinne zu verwirklichen; war doch die Gelegenheit nur allzugünstig. Sein Ideal war: die päpstliche Weltherrschaft ebenso in weltlichen, wie in geistlichen Dingen zu begründen. An dem Firmament des Weltalls war ihm die päpstliche Hoheit das große Licht, die königliche Gewalt das kleine, welches von jenem seinen Glanz erhält. In der Zeit, da Karl der Große die Kaiserkrone von dem Papste erhielt, den sein mächtiger Arm nach Rom zurückgeführt, war das Verhältnis das umgekehrte gewesen: noch ein Heinrich III. hatte Päpste absetzen lassen, — aber wohin waren jene Tage? Den Anspruch auf die höchste Gewalt hatte das Papsttum nie aufgegeben, jetzt ließ er sich durchführen.

Innocenz begann damit, zunächst in Rom selbst, wo er den Stadtpräfekten wiederum zum päpstlichen Beamten machte, und im römischen Dukat die volle Gewalt wieder an sich zu bringen. Dann trat er als Befreier Italiens von der Herrschaft der Deutschen auf, vertrieb aus dem Herzogtum Spoleto, aus Ravenna, der Mark Ancona und der Romagna die staufischen Reichsvögte und ließ die Gebiete dem Papsttum huldigen, während die zwiespältige Königswahl in Deutschland jedes Einschreiten von dort unmöglich machte. Ja, auch die tuscischen Städte, die, der deutschen Oberhoheit abhold, mit Ausnahme des kaiserlich gesinnten Pisa eine Eidgenossenschaft gebildet hatten, verpflichteten sich, die römische Kirche zu verteidigen und ohne die Genehmigung des Papstes

in ihren Gebieten keinen Kaiser anzuerkennen. Ihrem Beispiel folgend, stellte sich weiterhin der lombardische Städtebund unter des Papstes Schutz. Auch Heinrichs Witwe Konstanze, die ihr dreijähriges Söhnchen im Frühjahr des Jahres 1198 in Palermo zum König hatte krönen lassen, sah sich genötigt, in den Lehnseid, in einen Lehnszins zu willigen. Ehe sie den Schwur leistete, schied sie aus dem Leben (27. November 1198), sie hatte den Papst zu Friedrichs Vormund bestellt. Allerdings brach in dem sizilischen Königreich ein verheerender Krieg zwischen deutschen und italienischen Parteiführern aus, aber dennoch war die ganze Halbinsel fast eine Provinz des Papstes, der im Interesse seines Mündels auch in Apulien und Sizilien wenigstens den Namen der königlichen Macht wahrte.

Aber weit über Italien hinaus schweiften bald die Pläne dieses gewaltigen, zum Herrschen geborenen Geistes. Wir sahen, mit welchem Geschick Innocenz den deutschen Thronstreit zum Zweck der Erweiterung der päpstlichen Machtbefugnisse auszunutzen verstand, dergestalt, daß die deutsche Krone schließlich gar als ein Geschenk des Papstes erschien, für welches als Gegenleistung Friedrich II. bei seiner definitiven Krönung zu Aachen die Teilnahme an einem Kreuzzuge geloben mußte, bei dem das gesamte Abendland den Winken des allgewaltigen Papsttums sich dienstbar erweisen sollte. Denn schon vorher hatten dem vielgewandten Nachfolger Petri ähnliche Zwistigkeiten in andern Ländern, Ärgernisse in den auswärtigen königlichen Häusern, Gelegenheit geboten, eine oberste schiedsrichterliche Gewalt zu erringen.

Philipp II. Augustus von Frankreich ward durch die Schrecken der Kirchenstrafen gezwungen, seine verstoßene dänische Gemahlin Ingeborg wieder zu sich zu nehmen, Alfons von Leon mußte sich wegen zu naher Verwandtschaft von der geliebten Berengaria von Kastilien scheiden. Der Fürst von Bulgarien empfing aus Innocenz' Händen die Königskrone; Peter II. von Aragonien nahm (1204) sein Land zu Lehen und machte sich zinsbar; dem charakterlosen Johann von England wurde sein Königreich abgesprochen (1212), nur gegen einen Tribut erhielt er es zurück.

Es war der Höhepunkt des mittelalterlichen Papsttums: der Erdkreis gehorchte den päpstlichen Bullen. Und ein glänzendes Abbild von der großartigen Machtstellung, die Innocenz errungen, bot im Jahre 1215 die vierte Lateransynode, zu welcher nicht weniger als 71 Erzbischöfe und Patriarchen, 412 Bischöfe, über 800 Äbte und Prioren aus allen Ländern der Christenheit und neben ihnen Abgesandte von fast sämtlichen Herrschern des Abendlandes, von den Fürsten von Byzanz, Cypern, Jerusalem nach Rom zusammenströmten. Wie es hier einerseits Innocenz in der That gelang, einen gemeinsamen Kreuzzug des Abendlandes auf den 1. Juli 1217 festzusetzen, so wurde andrerseits durch eine Reihe der wichtigsten kirchlichen Beschlüsse, durch die Festsetzung der pflichtmäßigen Ohrenbeichte und die Kelchentziehung beim Abendmahl die Herrschaft der Priester über die Laienwelt vollendet, dem Papste aber, der Spitze der Hierarchie, geradezu göttliche Gewalt zuerkannt, sodaß er seit Innocenz nicht mehr als Statthalter oder Stellvertreter Petri, sondern geradezu Gottes oder Christi erscheint, als ausschließlicher Inhaber der gesetzgebenden und höchsten richterlichen Gewalt in der Kirche, neben dem den

1215

Konzilien fortan nur ein beratender Einfluß zukam. Und zur Behauptung dieser geradezu unumschränkten Machtfülle der Kirche gegenüber erwuchsen dem Papsttum eben damals neue Stützen durch die Stiftung der **Bettelorden**, des Franziskaner- und Dominikanerordens, durch Franz von Assisi und Domingo de Guzman.

Franzesko Bernardone, Sohn eines begüterten Kaufmanns, wurde durch die Predigt von der Aussendung der Jünger von heiliger Glut erfaßt, verzichtete auf sein Vermögen, widmete sich der Armen- und Krankenpflege und zog, von seinem Vater verstoßen, in härenem Gewand als Bußprediger umher. Im Jahr 1209 stiftete er den Orden der „geringeren Brüder" (Minoriten); die Brüderschaft, die meist nach ihm benannt wird, nahm außer den üblichen Mönchsgelübden die Verpflichtung gänzlicher Armut auf sich. Nach zehn Jahren zählte der Orden, welchem Honorius III. auch das Recht, zu predigen und die Beichte zu hören, verlieh, bereits 5000 Mitglieder. Die Persönlichkeit des Ordensstifters, der die neue Lehre in den südeuropäischen Ländern, selbst auch in Ägypten verkündete, beförderte die Ausdehnung des Ordens, der dann unter den Befehl eines Ordensgenerals in Rom gestellt und in Provinzen und Konvente gegliedert wurde. Franziskus starb im Jahr 1226 und wurde zwei Jahre später heilig gesprochen. Nach der Franziskanerregel gründete Klara von Assisi im Jahr 1212 den Orden der Klarissinnen. Die sogenannten „Tertiarier", noch von Franziskus im Jahre 1221 gestiftet, waren Laien, die, ohne dem Familienleben zu entsagen, sich zu dem Orden hielten. Die Lehre von der geistlichen Armut führte später zu einem folgenreichen Zerwürfnis, indem die strengere Richtung selbst der Bruderschaft, die mildere nur dem einzelnen kein Eigentum gestattete.

Domingo (de Guzman) stammte aus altadeligem Geschlechte und war im Jahr 1170 zu Calarunga, einem Flecken in Altkastilien, geboren. Schon auf der Universität zeichnete er sich durch aufopfernde christliche Liebe aus. Ihn bewegte aber namentlich der Wunsch, den Ketzereien entgegenzutreten, die er im Jahre 1204 auf einer Reise in Südfrankreich kennen gelernt. Seine Absicht war, durch Belehrung und Beispiel zu wirken: darum verwarf er allen weltlichen Prunk, welcher der Ketzerei Vorschub leistete. Demgemäß stellte er die Forderung apostolischer Armut auch für seinen Orden, der im übrigen nach der Regel des heil. Augustinus eingerichtet wurde. Innocenz III. genehmigte im Jahre 1215 den Orden, welchem Honorius III. das Recht, zu predigen und Beichte zu hören, verlieh. Dominikus führte bis an seinen Tod im Jahre 1221 ein hartes Büßerleben, ward zu Bologna begraben und zwölf Jahre später von Gregor IX. heilig gesprochen.

Diese beiden Orden, mit reichen Vorrechten ausgestattet, der Jurisdiktion der Bischöfe enthoben, unmittelbar unter der päpstlichen Regierung stehend, wurden in der Folge außerordentlich brauchbare und nützliche Werkzeuge des römischen Priesterfürsten. Stets wirkten sie in seinem Interesse, ob es nun galt, Ketzer aufzuspüren, das Kreuz zu predigen oder für die mannigfachen Bedürfnisse der Kirche und ihres Oberhauptes reiche Gaben in allen Ländern einzusammeln. Die **Franziskaner** waren besonders bei dem gemeinen Mann beliebt; als Prediger und Beichtväter übten sie einen unbegrenzten Einfluß auf den großen Haufen. Die **Dominikaner** beschäftigten sich mehr mit gelehrten Studien; die bedeutendsten Kirchenlehrer gingen aus ihnen hervor. Außerdem aber wachten sie, wie Dominikus gewollt, über der Reinheit der Lehre; als Inquisitoren und Ketzermeister haben sie sich eine traurige Berühmtheit erworben.

Gerade die Zeit Innocenz' III. wies ihnen eine weite Stätte zur Entfaltung ihres Glaubenseifers an. Während das römisch-katholische Kirchenwesen immer mehr zu totem Werkdienst herabgesunken war, machten sich vielfach **reformatorische Strömungen** geltend. Dazu kam freilich, daß infolge der Kreuzzüge

durch den regen Verkehr mit Andersgläubigen auch die Grundwahrheiten des Christentums in Gefahr gerieten. Indes fürchtete die Kirche vornehmlich jene ersterwähnten Bestrebungen, welche sich gegen das Unchristliche und Unapostolische der römischen Hierarchie richteten. Denn die bösen Ketzer bekämpften die Verweltlichung der Kirche: in ihrem Besitz an irdischem Gut sahen sie den Urquell alles Verderbens, wie jener Arnold von Brescia, dessen Wirksamkeit und Untergang bereits geschildert ward.

Die Kirche bezeichnete jede Abweichung von ihrer Lehre als Ketzerei oder Häresie; der Name „Ketzer" wird meist mit dem Namen der Katharer, d. i. der „Reinen", — sie glaubten die reinere Lehre zu haben — zusammengebracht.

Die meisten Sekten erlagen im Kampfe gegen die Kirche, eine einzige hatte sich erhalten, die der Waldenser, welche Petrus Waldus, ein angesehener Kaufmann in Lyon, um das Jahr 1160 gestiftet hatte. Einerseits machte er die apostolische Armut zum Ausgangspunkt seiner Lehre; er verteilte seine Güter den Armen, und in gleicher Verachtung irdischen Besitzes nannten sich seine Anhänger die „Armen von Lyon". Schon dieser Teil seiner Lehre konnte dem verweltlichten Klerus wenig behagen, aber noch weit mehr mißfiel der Geistlichkeit ein zweites Moment. Als ein echter Reformator wollte Waldus den Seinigen den Urquell des Heils erschließen: er übersetzte ihnen die heilige Schrift. Je mehr die Waldenser mit derselben vertraut wurden, desto mehr verwarfen sie die kirchliche Tradition, Fegfeuer, Wallfahrten, Messen und Ablaß. Sie glaubten nur an einen Mittler, sie bedurften keines Stellvertreters Christi, das Papsttum war ihnen die Wurzel alles Übels. Auf dem Konzil zu Verona im Jahr 1184 gebannt, waren sie in Südfrankreich nicht auszurotten.

Im südlichen Frankreich wurden sowohl die Waldenser, wie alle andern Häretiker zusammengefaßt unter dem Namen der Albigenser, mit welchem man ursprünglich nur die Einwohner der Stadt Albi und der Grafschaft Albigeois bezeichnete. Die häretischen Gemeinden hatten an dem Grafen Raimund VI. von Toulouse einen mächtigen Beschützer und gewannen bald so an Anhang, daß man schließlich die ganze Wut des Ketzerkrieges gegen sie entfesselte. Innocenz hatte anfangs an friedliche Bekehrung gedacht; als aber seine Verbote gegen das Bibellesen und andre „Mißbräuche" unbeachtet blieben, im Jahr 1209 auch die Ermordung eines päpstlichen Legaten einen erwünschten Vorwand zu gewaltsamem Einschreiten gab, rief Innocenz zum Kreuzzug gegen die Albigenser auf. Der Abt von Citeaux entflammte besonders den Fanatismus, welcher zwanzig Jahre lang das blühende Land verheerte und Greuel verübte, vor denen selbst der Papst zurückbebte. Raimund, welcher die Ketzer unterstützte, behauptete sich bis zu seinem Tode (1222), aber sein Sohn mußte nach schimpflicher Kirchenbuße sein Land der französischen Krone abtreten (1229), und die gleichzeitig zu Toulouse errichtete päpstliche Inquisition vollendete die gewaltsame Bekehrung des Landes.

Schon die Beschlüsse der erwähnten 4. Lateransynode vom Jahre 1215 hatten, um auch nach der Vertilgung offenkundiger Ketzerei noch etwa vorhandene geheime Überreste ausrotten zu können, die Einsetzung bischöflicher Sendgerichte angeordnet, denen eine beständige Nachforschung, d. i. Inquisition, oblag. Spätere Synoden, namentlich die zu Toulouse (1229), erweiterten und verschärften noch die Bestimmungen über diese den Bischöfen übertragene Befugnis. Gregor IX. verfügte aber schon 1232 und 1233 die Einrichtung förmlicher Inquisitionstribunale, welche, mit Dominikanern besetzt, von den Bischöfen unabhängig waren. Durch Martern erpreßte man den Beschuldigten Geständnisse, bestrafte die Widerrufenden mit schweren Bußen, oft lebenslänglichem Gefängnis. Hartnäckige Ketzer starben auf dem Scheiterhaufen.

1215

1229



„Friedericus D(e)i Gra(tia) Romanor(um) Rex et semp(er) August(us) et Rex Sicil(iae)."

Siegel Friedrichs II.

Vorzüglich schöner Abdruck in rotem Wachs an einer Urkunde im städtischen Archive zu Frankfurt a. M.

9. Friedrich II., 1215—1250.

a. Bis zum Frieden von San Germano, 1230.

Als der gewaltige Innocenz III. am 13. Juli 1216 gestorben war, fühlte sich Friedrich II. befreit von dem Übermaß kirchlichen Druckes, der bis dahin auf ihm gelastet. Zwar hatte er noch kurz vorher feierlich der Kurie versprechen müssen, seinem Sohne Heinrich das sizilische Königreich als ein von Deutschland völlig unabhängiges Lehen der römischen Kirche zu überlassen. Allein ein Meister diplomatischer Gewandtheit und an dem Vorbilde päpstlicher Politik erlernter Verstellungskunst, wußte er dieses Versprechen um so leichter zu umgehen, als Innocenz Nachfolger, der greise, milde und friedliebende Honorius III., sich nicht mit dem Könige verfeinden mochte, dessen Unterstützung er für den schon lange geplanten Kreuzzug nicht entraten konnte. In der richtigen Erkenntnis, daß für ihn alles darauf ankommen müsse, die gleiche Verfügungsgewalt über Sizilien wie über das Reich zu erringen, faßte Friedrich von vornherein den Gedanken, seinem Sohne Heinrich statt Siziliens vielmehr die,

natürlich von ihm abhängige, Herrschaft in Deutschland zu verschaffen. Schon im Jahre 1216 ließ er den jungen Heinrich nach Deutschland kommen und ernannte ihn zum Herzog von Schwaben und Rektor von Burgund. Als dann im Jahre 1218 der Tod Ottos IV. ihm die völlige Freiheit des Handelns in Deutschland zurückgab, begann er mit den deutschen Fürsten wegen der Wahl Heinrichs zum deutschen Könige zu unterhandeln. Freilich mußte er, um dieselbe durchzusetzen, einen großen Teil der kaiserlichen Rechte den Fürsten opfern, zumal den geistlichen, die die Mehrheit der Königswähler bildeten. Denn wenn in einem Privilegium vom 26. April 1220 unter anderem „festgesetzt wird, daß niemand auf bischöflichem Lande Zölle und Münzstätten, sowie Städte, Dörfer und Burgen anlegen dürfe ohne Erlaubnis des Bischofs, wenn in den großen Städten, soweit sie Sitze von Bischöfen waren, jede regelmäßige Einwirkung der königlichen Verwaltung versagt ward, so bedeutete das die finanzielle und militärische Verselbständigung der geistlichen Territorien, es bedeutete zugleich die Parteinahme des Königtums ausschließlich zu gunsten der Fürsten in der bevorstehenden Auseinandersetzung zwischen Bürgertum und Landesgewalt." Indes Friedrich hatte durch diesen Verzicht auf eine kraftvolle Königsherrschaft dem Fürstentum gegenüber seinen nächsten Zweck erreicht: im April 1220 erfolgte die Wahl des jungen Heinrich, sie erfolgte, was das Wichtigste war, ohne vorherige Zustimmung des Papstes, dem nichts übrig blieb, als die vollendete Thatsache anzuerkennen. Friedrich stellte seinem Sohne einen Regentschaftsrat an die Seite, in welchem die vornehmste Stelle als Gubernator und Berater des Königs der Erzbischof Engelbert von Köln einnahm, „eine Säule der Kirche, eine Zierde des Klerus, eine Stütze des Reichs," dann kehrte er nach Italien zurück und empfing am 22. November des Jahres 1220 nebst seiner Gemahlin „unter unbeschreiblichem Jubel des Volkes" die Kaiserkrone. Ohne Zugeständnisse freilich nicht. Da Papst Honorius die Personalunion Deutschlands und Siziliens anerkannt hatte, verzichtete der Kaiser jetzt noch einmal ausdrücklich auf den Plan, diese Verbindung zu einer wirklichen zu machen (Realunion): er erklärte, er habe das Königreich Sizilien nicht von seinen Vorfahren als Eigentum, sondern durch seine Mutter als Lehen von der römischen Kirche überkommen. Auch wiederholte er das Gelöbnis, welches er schon bei seiner Krönung zu Aachen gethan: aus den Händen des Kardinals Hugolin von Ostia nahm er das Kreuz. Mit Bestimmtheit rechnete der Papst darauf, daß der Kaiser spätestens im August des folgenden Jahres nach dem Orient aufbrechen würde, denn gerade damals drohte der Kreuzzug, welcher vom König Andreas von Ungarn im Jahre 1217 unternommen war und 1219 zur Einnahme der Stadt Damiette geführt hatte, infolge eines verfehlten Zuges gegen Kairo völlig zu scheitern, und sehnsüchtig harrte man nach dem Verluste Damiettes (Sept. 1221) des endlichen Eintreffens der deutschen Unterstützung. Aber wie Friedrich schon von Deutschland aus den Papst zur Verlängerung der ihm für die Kreuzfahrt gestellten Frist dadurch zu bewegen gewußt hatte, daß er darauf bestand, Deutschland nicht verlassen zu können, ohne vorher für

1220

1221

eine genügend gesicherte, seinem Sohne zur Seite stehende Reichsregierung Sorge getragen zu haben, so erlangte er auch jetzt trotz jener Unglücksbotschaften aus Ägypten von Honorius wiederholt einen erneuten Aufschub, indem er darauf hinwies, daß es unumgänglich notwendig sei, zunächst in seinem sizilischen Königreich der seit dem Tode seines Vaters eingerissenen zügellosen Willkürherrschaft der Großen und dem Ungehorsam der Sarazenen auf dem Inselland ein Ende zu machen. Erst nachdem ihm dies gelungen war und er dort mit dem ihm eigenen „absolutistischen Organisationstalent die ersten Grundlagen rein staatlicher Beamtenjustiz und Beamtenverwaltung gelegt“ hatte, gelobte er im Ver-
1225 trage von San Germano im Jahre 1225 feierlich, er wolle mit 1000 Rittern bis zum August des Jahres 1227 nach dem heiligen Lande absegeln, widrigenfalls er eine Geldbuße von 100 000 Goldunzen erlegen und obendrein dem Banne verfallen sein wolle. Den erneuten zweijährigen Aufschub aber hoffte er dazu benutzen zu können, auch in der Lombardei die alte kaiserliche Macht
1226 wiederherzustellen. Als er indes im Jahre 1226 die Lombarden zu einem Reichstage nach Cremona entbot, blieben die Mailänder mit ihren Anhängern aus, erneuerten vielmehr mit 14 andren Städten den alten Bund und versperrten dem deutschen Könige Heinrich, dem der Vater ein Heer nach Cremona zu führen befohlen hatte, den Weg durch die Alpen. Friedrich ächtete die Städte, und nur der Vermittelung des Papstes Honorius, die freilich weniger die Rechte des Reiches als die der Kirche wahrte, gelang es noch einmal, den drohenden Bruch, der den vom Papste so heißersehnten Kreuzzug gänzlich in Frage gestellt hätte, zu verhüten.

Wohl hatte Friedrich bereits durch umfassende Rüstungen bewiesen, daß es ihm mit der Erfüllung seines Kreuzzuggelübdes, für welche er allerdings den Zeitpunkt, wie billig, nach politischen Rücksichten selbst zu bestimmen gedachte, in der That Ernst sei, und durch seine am 9. November 1225 zu Brindisi unter glänzenden Festlichkeiten vollzogene Vermählung mit Jolanthe, der Tochter des länderlosen Titularkönigs von Jerusalem, Johann von Brienne, hatte er sogar einen Rechtsanspruch auf im Orient zu machende Eroberungen erworben, damit zugleich das erwachende Mißtrauen des Honorius beruhigt.
1227 Als aber nach Honorius' Tode (März 1227) der trotz seiner achtzig Jahre jugendlich leidenschaftliche Gregor IX. den Stuhl Petri bestieg, hielt Friedrich es doch für geraten, nunmehr die Kreuzfahrt anzutreten. So fand denn der August des Jahres 1227 ein ziemlich bedeutendes Kreuzheer, in welchem die Deutschen nur spärlich vertreten waren, in Brindisi versammelt. Die Abfahrt verzögerte sich, und die Sommerhitze erzeugte ein gefährliches Fieber. Friedrich fand sich gleichwohl ein, mit ihm der Landgraf Ludwig von Thüringen: nun segelten die Pilger ab, am 8. September auch jene beiden Fürsten. Kaum aber hatten sie sich eingeschifft, als sie von dem Fieber ergriffen wurden. Auf den Rat der Ärzte kehrte man um; der Landgraf starb, Friedrich genas, konnte sich aber den Anstrengungen der Fahrt nicht gleich wieder aussetzen. Obwohl unter diesen Umständen Nachsicht hätte geübt werden müssen, ließ Gregor IX.

jene Krankheit nicht als Entschuldigungsgrund gelten. Dem Wortlaute nach hatte Friedrich das feierliche Gelöbnis gebrochen und die Strafe verwirkt. Noch im September wurde die Exkommunikationsbulle verbreitet; vergeblich wies Friedrich auf die umfassenden Vorbereitungen hin, die er getroffen und die für die Aufrichtigkeit seiner ursprünglichen Absicht zeugten; am 17. November wurde der Bann zum zweitenmale verkündigt.

Der Kaiser rechtfertigte sich in einem Manifest und befahl den Priestern in seinem Reiche bei der schwersten Strafe, sich um das Interdikt, welches auf den Bann gefolgt war, nicht im geringsten zu kümmern. Dann aber trat er ohne Genehmigung, ja gegen den ausdrücklichen Willen des Papstes, den Kreuzzug an, obgleich die Verhältnisse im Morgenlande dem Unternehmen nicht mehr ganz so günstig waren, wie noch kurz zuvor. Der Gegner des Sultans Kamil von Ägypten, mit welchem letzeren Friedrich im Jahre 1226 freundschaftliche Beziehungen angeknüpft hatte, war gestorben; es fragte sich daher, ob Kamil den früheren Verabredungen treu bleiben werde.

Am 7. September 1228 traf der Kaiser im Hafen von Acre ein; zwar ward er mit den ihm geziemenden Ehren empfangen, aber die Geistlichkeit wollte mit dem Gebannten keine Gemeinschaft haben. Auch die Templer bewiesen sich besonders feindselig, und als nun gar päpstliche Schreiben anlangten, denen zufolge niemand dem Kaiser Gehorsam leisten sollte, sah sich Friedrich allein auf die Hilfe seiner Vasallen und des deutschen Ritterordens angewiesen. Es konnte nicht fehlen, daß Sultan Kamil, sobald er von der Entzweiung der Christen hörte, das Maß seiner Zugeständnisse zu beschränken gedachte. Äußerlich zwar herrschte zwischen ihm und Friedrich die beste Eintracht; Höflichkeiten und Geschenke wurden gewechselt, aber im geheimen wünschte der Sultan doch, Friedrichs Notlage auszunutzen. Anfangs wollte dieser von seinen Forderungen nichts ablassen, als er aber die Nachricht bekam, daß die Kurie seine Erblande angreife, gab er nach; auch Kamil wurde durch die drohende Haltung seines Neffen einem Abkommen geneigter: am 18 Februar kam ein für die Christen durchaus nicht ungünstiger Vertrag zustande. Der Sultan trat außer Nazareth und Bethlehem die heilige Stadt, sowie das Land von dort bis zum Gestade und der Burg Joppe ab, „damit die Christen eine freie und sichere Straße zum Grabmal des Herrn hätten." Den Sarazenen verblieb freilich die von ihnen so hoch verehrte Omar-Moschee, doch sollten sie dieselbe nur unbewaffnet und in einer von den Christen bestimmten Zeit zur Verrichtung ihrer Andacht besuchen dürfen. Auch in vielen andern Nebenbestimmungen war der ohne Schwertstreich erlangte Vertrag den Christen so vorteilhaft, daß bei den Sarazenen lauter Unwille sich kund that. Und doch hätte sich noch viel Größeres erreichen lassen, wäre der Papst nicht in entgegengesetzter Richtung thätig gewesen. Dieser Ansicht giebt der Dichter Freidank Ausdruck, indem er singt: „Wären dem Kaiser die gestanden, die ihm sin Ehre wanden, das Grab und alle diese Land, die stunden gar in seiner Hand."

(Randnotizen: 1228, 1229)

Obwohl der Patriarch von Jerusalem allen Pilgern den Besuch der Stadt untersagte, zog der Kaiser dennoch am 17. März unter lautem Jubel des Heeres und der Einwohner in Jerusalem ein. Tags darauf, am Sonntag Okuli, besuchte er die heiligen Stätten, die seit den Tagen Gottfrieds von Bouillon kein König betreten hatte. Dann nahm er im Bewußtsein seiner Selbständigkeit in der Kirche des heiligen Grabes die Krone vom Altar und setzte sie sich ohne priesterlichen Segen selbst auf das Haupt. Darauf ließ er durch Hermann von Salza ein Schriftstück vorlesen, in welchem die ganze Kreuzzugsangelegenheit dargestellt und des Papstes in versöhnlicher Weise gedacht war. Am Montag nach der Krönung aber belegte der Erzbischof von Cäsarea im Auftrage des Patriarchen

(Randnotiz: 1229)

die heil. Grabeskirche und die andern heiligen Stätten zum größten Unwillen des Kreuzheeres mit dem Interdikt.

Am 1. Mai brach Friedrich, nachdem er die beschwerlichen Frachtschiffe zerstört, in aller Stille nach Cypern auf. Konnte er bei seiner kurzen Anwesenheit im heiligen Lande, bei der Mißgunst des Patriarchen und der engherzigen Templer auch nichts Dauerndes schaffen, so hatte er doch den Christen nicht unbedeutende Vorteile erwirkt und durch das freundschaftliche Abkommen mit Kamil zwischen Christen und Mohammedanern eine Verständigung angebahnt, welche dem Weltverkehr und der abendländischen Kultur nur ersprießlich sein konnte.

Die Lage seiner Erblande hatte Friedrichs Heimkehr beschleunigt. Es war ganz natürlich, daß in seiner Abwesenheit dort all die Parteien, welche Friedrich niedergehalten, ihr Haupt wieder erhoben; dazu kamen die Aufreizungen des Papstes, schließlich sein thatsächliches Eingreifen. Wo die Bettelmönche mit päpstlichen Bullen und Ablaßbriefen nichts ausrichteten, schaffte die Kriegsfurie der mit dem Schlüssel Petri bezeichneten Söldner (seitdem „Schlüsselsoldaten") augenblicklichen Gehorsam. Auch wurde geflissentlich eine falsche Nachricht vom Tode des Kaisers verbreitet. Nicht lange sollte die päpstliche Tücke triumphieren. Am 10. Juni 1229 landete Friedrich in der Nähe von Brindisi, die deutschen Kreuzfahrer vorzüglich, durch Wind und Wetter von der Heimat fern gehalten, halfen ihm bei der Wiedereroberung seines Landes. Bald war Apulien in seinen Händen, bald stand ihm frei, einen Einfall in das Gebiet des Papstes zu machen, der hartnäckiger als je zuvor bei der Feindschaft gegen den Kaiser beharrte. Allein von den Lombarden in Stich gelassen, von Geldmitteln entblößt, mußte 1230 sich Gregor zum Frieden bereit finden lassen, der am 23. Juli 1230 unter Vermittlung deutscher Fürsten, besonders Hermanns von Salza, zu San Germano geschlossen wurde. Völlige Amnestie ward gewährt: der Papst und der Kaiser hatten am 1. September in Anagni eine Zusammenkunft, welche äußerlich das beste Einvernehmen zwischen beiden zur Folge hatte.

---

b. Friedrichs Gesetzgebung für das Königreich Sizilien und seine Thätigkeit in Italien bis zum Jahre 1235.

Nach dem Frieden von San Germano wandte Friedrich noch fünf Jahre lang seine ganze Thätigkeit Italien zu, während er die deutschen Angelegenheiten seinem Sohne Heinrich überließ. Vor allem galt es die Vollendung und Befestigung der in seinem Erbreich Sizilien aufgerichteten königlichen Macht. Staatlich, wirtschaftlich und militärisch wurde das Land neu organisiert, und mit bewußter Konsequenz ließ Friedrich an die Stelle der deutschen Ministerialen und Vasallen, mit denen einst Friedrich I. und Heinrich VI. zur Behauptung und Beherrschung des Landes die Burgen besetzt hatten, vielmehr wohl geschulte und besoldete sizilische Beamte treten. Von ihm selbst, wie von dem Erzbischof Jakob von Capua und dem Großhofrichter Peter von 1231 Vinea ausgearbeitet, umschrieben die im August 1231 zu Melfi publizierten sizilischen Konstitutionen „endgültig die Verfassung des Königreiches im Sinne

eines absolut regierten Beamten- und Polizeistaates, wie die Welt bisher noch keinen gesehen hatte; sie wiesen Friedrich die fast unumschränkte Verfügung zu über die finanziellen Kräfte des Landes." Wenn nun auch dieser Teil von Friedrichs Thätigkeit der deutschen Geschichte weniger angehört, so verdient eine so großartige und eigentümliche Schöpfung doch eine ausführlichere Schilderung.

Ein hohes Herrscherideal schwebte Friedrich vor. „Durch den Willen der Vorsehung," sagt er, „erhoben sich inmitten irdischer Sündhaftigkeit die Fürsten, um frevelhafte Willkür zu zügeln, als Richter über Leben und Tod, um gleichsam als Vollstrecker des göttlichen Willens jedem sein Glück, seine Stellung, seinen Anteil zuzuweisen." Demnach ist dies Königtum von Gottes Gnaden berechtigt, „falls im Wechsel der Dinge und Zeiten die alten Rechtsgewohnheiten nicht mehr ausreichen, das alte Unwesen zu entwurzeln und die Keime zu neuer Thätigkeit zu legen, täglich neue Verordnungen zu erlassen, um die Tugendhaften zu belohnen, die Lasterhaften zu vertilgen." Über des Kaisers Urteilssprüche, Beschlüsse und Handlungen, über die Würdigkeit der von ihm eingesetzten Beamten zu disputieren, ward verboten. Mit einer solchen Vorstellung vom Wesen der Monarchie vertrug es sich nicht, daß Prälaten, Barone und Städte als selbständige politische Körperschaften in die Ausübung der Staatsgewalt eingriffen; darum wurde sowohl dem Adel jede Selbsthilfe untersagt, als auch ihm und der Geistlichkeit keine Kriminalgerichtsbarkeit gestattet. Das Gefühl staatlicher Zusammengehörigkeit dagegen wurde durch die „Hof- und Landtage" erweckt und wach erhalten. Geistliche und weltliche Große, dann auch die Abgeordneten der Städte, wurden entboten, um über die wichtigsten Staatsangelegenheiten, namentlich auch die Bewilligung von Steuern, abzustimmen oder zu beraten. Auf diesen Versammlungen kamen die Wünsche der Landschaft, ihre Beschwerden über die Beamten zur Sprache.

Die hervorragendste Stellung im Königreich nahm der Großrichter ein; in den einzelnen Regierungsbezirken waren die obersten Beamten die Justitiare, welche in allen peinlichen Sachen zu richten hatten. Zur Wahrung des Landfriedens wurden die strengsten Bestimmungen getroffen. Neben den Justitiaren standen die Kämmerer, welchen namentlich die Verwaltung und Eintreibung der Steuern oblag. Zur Kontrolle der Beamten setzte Friedrich nachmals (im Jahre 1240) einen Abrechnungshof ein.

Mit Sorgfalt und Umsicht war der Kaiser auch für die Hebung des materiellen Wohlstandes thätig. Wüste Gegenden wurden urbar gemacht, schädliche Tiere ausgerottet, fremde Gewächse, wie die Dattelpalme, eingeführt, die Zucht der Baumwolle und des Zuckerrohrs gehoben. Gleich dem großen Karl fand Friedrich Zeit, sich auf die geringfügigsten wirtschaftlichen Dinge einzulassen. Den Aufschwung des Handels beförderte er durch die weisesten Verordnungen; Einfuhr und Ausfuhr sollten thunlichst frei sein, fremden Kaufleuten der Verkehr nach Kräften erleichtert werden. Mit den italienischen Handelsstädten, im Jahre 1230 selbst mit Tunis, wurden vorteilhafte Verträge geschlossen. Zum Schutze des Handels diente eine stattliche Flotte.

Der Kriegsdienst ruhte teils auf dem Lehnswesen, teils hielt sich Friedrich Söldner, die meist unter den Deutschen oder den Sarazenen geworben wurden. Die Steuern waren sowohl direkte, als indirekte. Zur Leistung der ersteren waren die geistlichen und weltlichen Lehnträger ursprünglich — wie in Deutschland bei den Landbeden — nur in bestimmten Ausnahmefällen verpflichtet, Friedrich aber führte regelmäßige Abgaben, sogenannte Kollekten, ein. Die indirekten Steuern trafen die notwendigen Lebensmittel weniger schwer, als die Luxusartikel. Der Handel mit Salz, Eisen, Stahl, Kupfer und Seide war staatliches Monopol; auch der Handel mit Getreide befand sich hauptsächlich in der Gewalt des Staates und war höchst einträglich.

Es war begreiflich, daß das Papsttum, welches seit Innocenz' Tagen ein eigenes Herrschaftsrecht über ein von Deutschland losgelöstes Italien be-

anspruchte, dieser Begründung eines absoluten staufischen Königtums in Sizilien nur mit tiefem Mißbehagen zusah. Und wenn auch Friedrich zweimal, im Jahre 1232 und 1234, dem von seinen Römern bedrängten Papste bereitwillig Hilfe gewährte, sodaß noch ein freundliches Einvernehmen zwischen Kaiser und Kurie fortzudauern schien, so war doch ein neuer Streit mit dem Papsttum vorauszusehen, sobald der König die Oberhoheit des Reiches auch in der widerstrebenden Lombardei durchzuführen Miene machen würde. Und schon hatten die lombardischen Städte die kaiserliche Ausschreibung eines Reichstages nach Ravenna mit der abermaligen Erneuerung des alten Lombardenbundes beantwortet, schon rüsteten sie sich zu offenem Widerstande, als Schwierigkeiten in dem so lange vernachlässigten Deutschland den Kaiser zwangen, zunächst den Angelegenheiten des deutschen Reiches seine Aufmerksamkeit zuzuwenden.

---

c. Deutschland unter König Heinrichs Regierung bis zum Jahr 1235.

1220 In Deutschland hatte sich das von Friedrich im Jahre 1220 zurückgelassene Reichsregiment unter Engelbert von Köln, welchem neben dem Bischof Konrad von Speier hervorragende Reichsministerialen zur Seite standen, auf die Dauer doch nicht bewährt. Zwar hatte sich der Reichsverweser um die Wiederherstellung des Landfriedens, für welchen der beendigte Bürgerkrieg äußerst nachteilig gewesen war, unbestreitbare Verdienste erworben. Allein beherrscht wie seine Vorgänger von den nach England neigenden Interessen seiner niederrheinischen Lande und der Stadt Köln, verfolgte er bald eine den Absichten des Kaisers entgegengesetzte Politik, wußte er die von Friedrich begonnenen und seinem Sohne zur Fortsetzung empfohlenen, gegen England gerichteten Verhandlungen mit dem französischen König zu hintertreiben und strebte statt dessen die Vermählung des jungen Königs Heinrich mit einer englischen Königstochter an, während Friedrich vielmehr Margarete, die Tochter des Herzogs Leopold von Österreich, zur Gemahlin seines Sohnes erwählte, um die staufische Herrschaft in Süddeutschland noch mehr zu stärken. Verhängnisvoller noch war, daß Engelbert im Norden des Reiches Ehre nicht zu wahren wußte, sich vielmehr in den wichtigen Verhandlungen mit dem übermütigen Dänemark päpstlichen, den Interessen der kaiserlichen Politik und des Reiches zuwiderlaufenden Einflüssen zugänglich zeigte.

Die Dänen hatten nach dem Sturze Heinrichs des Löwen und während der Wirren des Bürgerkrieges in Deutschland vor allem unter ihrem König Waldemar II. die außerordentlichsten Fortschritte gemacht, ja Friedrich selbst hatte dem letzteren im Jahre 1214 in einer Urkunde von Metz das nordöstlich zwischen Elbe und Elde bis zum Meere gelegene Land abgetreten. Der immer weiter greifenden dänischen Macht gegenüber griffen die Deutschen, vom

Reiche verlassen, endlich zur Selbsthilfe, und durch einen kühnen Handstreich nahm Graf Heinrich von Schwerin am 6. Mai 1223 den König Waldemar 1223 und seinen Sohn auf einer kleinen Insel bei Fühnen gefangen und veränderte dadurch die ganze Lage. Friedrich gedachte den glücklichen Fang, ähnlich wie einst sein Vater Heinrich VI. die Gefangennahme Richards Löwenherz, auszunutzen und beauftragte den Gubernator Engelbert, von Reichswegen mit dem gefangenen König zu verhandeln. Aber Engelbert, bestimmt durch den Einfluß des damals auf den Kaiser ungehaltenen Papstes Honorius, brachte weder selbst die Verhandlungen vorwärts, noch auch einen endlich durch Hermann von Salza am 4. Juli 1224 abgeschlossenen, für das Reich 1224 und die Nation außerordentlich günstigen Vertrag zur Ausführung. Da, als schon Friedrich an seine Entfernung vom Reichsregiment dachte, fiel er als Opfer persönlicher Rache durch Meuchelmord im November 1225. 1225

Der Mörder Engelberts war sein Neffe, Graf Friedrich von Isenburg, der den Erzbischof auf der Höhe des Gevelsberges bei dem Städtchen Schwelm in Westfalen überfiel. Der Mörder suchte umsonst Verzeihung nach, ward später in Lüttich ergriffen und in Köln aufs Rad geflochten.

Die Deutschen an der Elbe aber benutzten auf eigene Hand des Dänenkönigs Gefangenschaft, um die von Waldemar ihnen entrissenen Gebiete und Gerechtsame wieder zu gewinnen, und der letztere wurde erst am 17. November 1225 seiner Haft entlassen, nachdem er auf die ihm vom Grafen Heinrich von Schwerin vorgelegten Bedingungen eingegangen war und gelobt hatte, 45000 Mark Lösegeld zu zahlen, auf seine Eroberungen im Reichsgebiet zu verzichten und den lübischen und Hamburger Kaufleuten die alten Privilegien in seinem Lande zu bestätigen. Freilich war er nicht gesonnen, den beschworenen Vertrag zu erfüllen, ließ sich vom Papst seines Eides entbinden und fand einen Bundesgenossen an Otto dem Kinde von Braunschweig, dem Erben des welfischen Stammbesitzes. Allein die vereinigten Fürsten und Herren des Nordens, der Erzbischof von Bremen, der Herzog Albrecht von Sachsen, die Grafen Adolf IV. von Holstein und Heinrich von Schwerin, unterstützt von den Bürgern der Städte Lübeck und Bremen und dem freien Aufgebot der ditmarsischen Bauern, schlugen ihn bei Bornhövede im Juli 1227 völlig aufs 1227 Haupt und gewannen ruhmvoll und endgültig die dänischen Eroberungen zurück.

Das Reichsregiment hatte dieser Entwicklung unthätig zugeschaut. Nach Engelberts Tode hatte der Kaiser nicht abermals einen geistlichen Großen, sondern den Herzog Ludwig von Bayern zum letzten Reichsverweser ernannt, neben dem die ministerialischen Beiräte bestehen blieben. Freilich hat Ludwig auf den schwankenden Charakter des leichtsinnigen, „durch den frühen Nimbus der Macht mißleiteten" königlichen Jünglings nur geringen Einfluß ausgeübt, und schon im Jahre 1229 wurde er wegen angeblicher Teilnahme an den 1229 Umtrieben, durch welche der Papst auch den Sohn des gebannten Kaisers hatte stürzen wollen, beseitigt. Allein schon der Umstand, daß jetzt die Bischöfe vor

dem Laienfürstenregiment zurückgetreten waren, hatte die Stellung der mächtig emporgeblühten, meist bischöflichen Städte wesentlich freier gestaltet, und jemehr das fürstliche Interesse allenthalben den Städten entgegenzutreten bemüht war, um so mehr neigte sich Heinrich, der, nunmehr sich selbst überlassen, bald dem Rat der vordem erst an zweiter Stelle stehenden Ministerialen und freien Herren folgte, den großen Städten zu und setzte sich dadurch in Gegensatz zu der Politik seines Vaters, der längst entschlossen war, auf die Fürsten sich zu stützen, da er nur von ihnen militärischen Zuzug für die bevorstehenden italienischen Kämpfe erwartete. So bereitete sich ein Bruch zwischen Friedrich und seinem ihm längst entfremdeten Sohne vor, und der junge Heinrich, in der richtigen Erkenntnis, „daß sein Vater, von den Fürsten unterstützt, ihn 1231 leicht überwältigen werde, suchte diese im Januar und Mai 1231 durch eine



Darstellung friesischer Bauern aus der Zeit kurz nach der Unterwerfung

Repräsentanten sieben friesischer Gaue, welche der Jurisdiktion der Bischöfe von Münster unterworfen waren, bringen knieenden Häuptlinge überreichen Schalen von Goldstücke. — Beispiel von Wandmalerei aus der Mitte des XIII. und interessant wegen Veranschaulichung

Fülle von Zugeständnissen zu sich herüberzuziehen, deren Kosten das Reich und die städtische Entwickelung zu tragen hatten.“ Es sind dies die folgenschweren **Wormser Reichsgesetze**, in denen die **Fürsten** zum ersten Male als **Landesherren** (domini terrae) bezeichnet, ihre Rechte mit Nachdruck hervorgehoben, den Städten aber alle und jede Einungen und Bünde ohne Zustimmung von König und Landesherrn, die Ausdehnung ihrer Gerichtsbarkeit über ihr Gebiet hinaus und zumal die Aufnahme von Außenbürgern (sogenannten Pfahlbürgern), die Hörige von Fürsten, Adligen, Ministerialen oder Kirchen wären, ausdrücklich verboten wurde. Durch diese weitgehenden Zugeständnisse glaubte König Heinrich die Fürsten sich so sehr verpflichtet und seine Stellung derart befestigt zu haben, daß er dem Vater geradezu den Ge-

horsam verweigerte und sich zu dem Reichstag von Ravenna, den Friedrich auf den 1. November 1231 berufen hatte, nicht einfand. Allerdings hatten die Lombarden die Klausen von Verona gesperrt, aber so gut wie die andern Fürsten hätte auch Heinrich nach Italien gelangen können. Die Unbotmäßigkeit des Sohnes hatte zur Folge, daß Friedrich nun erst recht die fürstliche Macht förderte und, um seinen abtrünnigen Sohn mit dessen eigenen Waffen zu schlagen, nicht nur jene Wormser Reichsgesetze im Januar 1232 zu Ravenna 1232 vollinhaltlich bestätigte, sondern noch überbot, indem er „alle städtischen Freiheiten aufhob, jede bürgerliche Autonomie für null und nichtig erklärte, soweit sie sich nicht der Zustimmung der Stadtherren erfreue, und die städtischen Regalien und die Stadtverwaltung von neuem den Stadtherren übertrug." Es war vergebens, daß Heinrich demgegenüber den Städten, um sie für sich



der freien friesischen Stedinger; Wandgemälde im Dom zu Münster von ca. 1250.

dem heiligen Paulus, als dem Schutzpatron des Doms, Opfergaben: Butter, Käse und Haustiere; die beiden Jahrhunderts. Höchst beachtenswert als eine der wenigen Darstellungen deutschen Bauernstandes aus jener Zeit der eigentümlichen friesischen Trachten.

zu gewinnen, wieder einige Vergünstigungen gewährte: er sah sich genötigt, die Verzeihung des Vaters anzurufen, welche ihm im April des Jahres 1232 auf einer Zusammenkunft in Cividale bewilligt wurde. Doch mußte er geloben, in Zukunft nichts dem Vater Mißfälliges zu unternehmen und bei Strafe der Exkommunikation keinen Verführungen Raum zu geben. Die Innehaltung dieses Eides wurde von den Fürsten verbürgt und die Urkunde dem Papste übersandt.

Nur der Not gehorchend, hatte sich Heinrich zur Unterwerfung bequemt, es war nur eine Frage der Zeit, wann Ehrgeiz und Trotz ihn zum Bruche seines Eides verleiten würden. Ehe wir diese Katastrophe erzählen, müssen wir aber über die innere Lage Deutschlands einen Überblick halten.

Auf jenem Reichstage zu Ravenna war es auch, wo der Kaiser, um sich der Bundesgenossenschaft der Kurie in dem bevorstehenden Kampf mit den durch die fürstenfreundliche Gesetzgebung in ihrer Selbstverwaltung bedrohten lombardischen Städten zu versichern, die wegen ihrer barbarischen Strenge berüchtigten Ketzergesetze von Ravenna erließ und durch ein Edikt ausdrücklich die Einführung der Inquisition auch in Deutschland genehmigte.

Drei Jahre lang loderten auch in Deutschland die Scheiterhaufen, welche die Dominikaner, die Richter ohne Erbarmen, entzündeten; der Eigennutz der Fürsten unterstützte sie, denn die Habe des Ketzers fiel dem Lehnsherrn zu. Der Predigermönch Konrad von Marburg, der grausame Beichtvater der Landgräfin Elisabeth von Thüringen, durch finsteren Glaubenseifer vorzüglich zu diesem Amte geeignet, ward Deutschlands erster Ketzermeister. Aber seine Tage und die seiner Helfershelfer waren gezählt. Als er sich an den untadeligen Grafen Heinrich von Sayn machte, wurde eine Beschwerde nach Rom gerichtet; ehe sie beantwortet ward, hatten die Bedrohten sich selbst geholfen. Am 30. Juli 1234 ward Konrad von Marburg erschlagen; sein getreuer Konrad Dorso fand bald darauf den Tod bei Straßburg; dessen Helfer Johannes, der „einäugig war und ein Krüppel und durchaus ein Taugenichts“, ward bei Friedeberg gehängt.

1234

„So wurde durch göttliche Hilfe Deutschland von jenem gräßlichen und unerhörten Gerichte befreit,“ heißt es in den Wormser Annalen.

Aber zu derselben Zeit, wo der Unwille des Volkes der Inquisition ein Ziel setzte, erlag ein ganzer germanischer Stamm — die biederen Stedinger — wegen angeblicher Ketzereien dem Strafgericht (27. Mai 1234).

1234

Die Stedinger, ein friesischer Stamm, westlich der Elbe, hatten die alte germanische Bauernfreiheit bewahrt. „Liewer dued, üs Slaw,“ war ihr Losungswort, das sie namentlich gegenüber den Grafen von Oldenburg und dem Erzbischof von Bremen zur Wahrheit machten. Da man ihnen nicht anders beikommen konnte, wurden sie der Ketzerei bezichtigt und Kreuzfahrten gegen sie gepredigt. Alle Angriffe scheiterten an dem Widerstande des kräftigen Stammes, der um seine Existenz kämpfte (von Weihnachten des Jahres 1230 bis zum Frühling des Jahres 1234). Da aber zogen 40000 Kreuzfahrer unter dem Herzoge von Brabant, den Grafen von Oldenburg, Kleve und Holland heran: am 27. Mai 1234 bei Oldenesche erlagen die Bauern nach heldenhafter Gegenwehr der Übermacht. „Der Herr schlug die Ungerechten,“ triumphierte der Unverstand; ein starkes Bollwerk gegen Dänemark war vernichtet.

An der einzigen Stelle aber, wo in dieser Zeit wahrhaft Großartiges geschaffen wurde, war weder der König noch der Kaiser selbstthätig; nur ein sehr beschränktes Verdienst hat Friedrich an den Erwerbungen, welche der deutsche Ritterorden an der Ostmark des Reiches seit dem Jahre 1226 zu machen begann.

Eben hatte der Orden einen Schauplatz seiner Wirksamkeit verloren, auf welchem er mit glänzendem Erfolge vierzehn Jahre thätig gewesen war: das Burgenland im südöstlichen Siebenbürgen, welches ihm König Andreas von Ungarn im Jahre 1211 zugleich mit dem Auftrage der Grenzwehr gegen die räuberischen Kumanen übergeben, aber im Jahre 1225 aus Mißtrauen wieder entzogen hatte. Daher war es dem Orden nicht unerwünscht, daß er auf Anregung des Bischofs Günther von Ploczk im Jahre 1226 nach Preußen gerufen wurde, wo er nun in den Kämpfen eines halben Jahrhunderts alten germanischen Besitz fremden Eindringlingen wieder abnahm.

Unter den Preußen hatte der Cisterzienser Mönch Christian von Oliva (im Jahr 1215 zum Bischof geweiht) die Mission mit Erfolg wieder aufgenommen. Indessen

die Furcht, mit dem nationalen Glauben auch die Freiheit zu verlieren, weckte den Widerstand der im Heidentum verharrenden Preußen, die angriffsweise gegen die benachbarten christlichen Gebiete vorgingen und das Kulmerland sowie die polnischen Landschaften Kujaviens und Masoviens verheerten. Vergebens hatte man gegen ihre Plünderungszüge in Polen und Deutschland anfangs das Kreuz gepredigt. Auch die Kreuzfahrten, die in den Jahren 1222 und 1223 zustande gekommen waren, hatten keinen dauernden Erfolg. Von dem durch innere Fehden zerrissenen Polen konnte keine Hilfe kommen, und so wandte sich Herzog Konrad von Masovien in seiner Bedrängnis an den Hochmeister des deutschen Ordens Hermann von Salza, den Freund des Kaisers und des Papstes, der mit politischem Scharfblick die Lage des Ordens in Preußen zu einer von dem polnischen Reiche wie der polnischen Kirche gleich unabhängigen zu gestalten wußte, ihm den Besitz des Kulmerlandes auswirkte und den Kaiser im Jahre 1226 zu einem Privilegium veranlaßte, das dem Orden dies Land wie alle künftigen Eroberungen als ein Fürstentum des römischen Reiches zusicherte. Seitdem erscheint der Adler in des Ordens Schild und Wappen, führen die Hochmeister die Würde eines deutschen Reichsfürsten. Noch im Jahre 1226 kamen zwei Ordensbrüder zum Herzog Konrad, der alsbald den Bau der ersten Ordensburg „Vogelsang" auf dem linken Weichselufer in Angriff nahm. Nachdem dann noch der Papst für das Unternehmen gewonnen war und 1230 die Predigt des Kreuzes gegen die Preußen durch Norddeutschland und die Slavenländer des Ostens angeordnet hatte, übernahm als erster „Landmeister" (magister Prussiae) Hermann Balke die Führung des Ordenskrieges und setzte im Jahre 1231 mit sieben Ordensbrüdern und einem Kreuzheer über die Weichsel. Die erste Befestigung geschah unter einer alten Eiche auf einem Hügel, an deren Fuße sich bald darauf Thorn erhob; Kähne lagen bereit am Ufer, um einem Überfall weichen zu können. Und schon gelang es im selben Jahre, auch die alte Preußenburg Kulm zu besetzen, als dritte Weichselburg Marienwerder anzulegen und in der furchtbaren Schlacht an der Sirgune zum erstenmale (Ende des Jahres 1233) die Heiden in offener Feldschlacht aufs Haupt zu schlagen. Ein gewaltiger Zuzug deutscher Ansiedler ergoß sich in das eroberte Land, zumal nachdem im Jahre 1237 die ganze Wasserstraße der Weichsel gewonnen und der Ausfluß derselben durch die Anlage der Burg Elbing gesichert ward. Und noch größere Aufgaben erwuchsen dem Orden durch die in dem nämlichen Jahre erfolgende Verschmelzung mit dem Schwertbruderorden, der, früher in Livland segensreich thätig, in der blutigen Schlacht bei Bauske (1235) den Littauern erlegen war. Durch die kühne Anlegung der Memelburg im Jahre 1251 wurde die so notwendige territoriale Verbindung zwischen den Gebieten der beiden Zweige des Ordens in Preußen und Livland angebahnt, worauf im Jahre 1255 am nördlichen Pregelufer auf der Anhöhe Tuwangste Königsberg als Zwingburg gegründet wurde, die die Behauptung des ganzen Samlandes, der Küste von Elbing bis Memel sicherte. So hatte der Orden trotz des hartnäckigsten Widerstandes der freilich unter sich meist uneinigen Preußenstämme, trotz der neidischen Einmischung des Herzogs Swantopolk von Pommern Erfolge gewonnen, von denen Hermann von Salza († 20. Mai 1239) nur die freilich vielverheißenden Anfänge geschaut hatte, Erfolge, die allerdings noch gegen manche Rückschläge und Aufstände in der Folge gesichert werden mußten.



Zur Kolonisation des slavischen Ostens durch den Deutschorden: Ein sächsischer Kolonist mit einem gefangenen Wenden.

Der erstere durch das große Messer (sahs), der andre durch den weißen Rock und die Schenkelbinden, diese eine vorzugsweise als heidnisch angesehene und deshalb den Ordensrittern verbotene Tracht, charakterisiert. Aus dem Heidelberger Sachsenspiegel.

1231

1233

Noch waren nicht ganz zwei Jahre vergangen seit der Versöhnung von Cividale, da hatte König Heinrich seine Eide vergessen. Mit tiefem Widerstreben hatte er sich während dieser Zeit dem von seinem Vater aufgerichteten Fürstenregiment gefügt, doch mehr und mehr gewannen die niemals ganz aus seiner Umgebung entfernten Reichsministerialen des jungen Königs Herz. Sie, die in Italien schon längst, in Deutschland letzthin aus ihrer einflußreichen Stellung sich verdrängt und zugleich mit König Heinrich gedemütigt sahen, machten den letzten Versuch, ihre Bedeutung wiederzugewinnen, und reizten Heinrich zum offenen Abfall (1234); auf einer Versammlung zu Boppard begann dieser, sich in Deutschland weiteren Anhang zu werben. Da derselbe aber wenig bedeutete, verband er sich (21. Dezember) mit den auswärtigen Feinden seines Vaters und verkaufte seine Ehre an den Lombardenbund, der von ihm anerkannt wurde und dafür seine Hilfe verhieß. Auch durch ein verwandtschaftliches Bündnis mit Frankreich gedachte Heinrich sich zu stärken, während Friedrich gerade in England um die Hand der schönen Isabella für sich werben ließ. Sowie der Kaiser von dem Empörungsversuch die erste Kunde erhielt, entband er die deutschen Fürsten von dem Treueid, den sie Heinrich geleistet; auch der Papst mußte, so unbequem es ihm war, den Königssohn mit der Exkommunikation bedrohen.

1234

Im Frühling des Jahres 1235 rüstete sich Friedrich zur Heerfahrt, und sowie des Kaisers Nahen gemeldet wurde, kam ein eisiger Schrecken über die Aufständischen. Alle Fürsten standen zu ihrem wahren Herrn, der nirgends auf eigentlichen Widerstand stieß. Mehr und mehr lichtete sich des Königs Anhang; Heinrich überlegte noch, ob er sich mit den Seinen auf das Schloß Trifels zurückziehen solle. Endlich entschloß er sich jedoch, um Gnade zu bitten; in Worms

1235

Landgraf Konrad von Thüringen († 1241) im Ordenskleid der Deutschherren.

Grabstein in der Elisabethkirche zu Marburg.

erhielt er Vergebung und gelobte seine Burgen auszuliefern. Da er sein Gelübde nicht hielt, sah sich der Vater genötigt, ihn gefangen zu setzen; in Apulien brachte er den Rest seines freudlosen Lebens im Kerker zu. († 12. Febr. 1242.)

Am 15. Juli fand Friedrichs Vermählung mit der englischen Königsbraut statt, der zu Ehren schon Monate vorher das reiche Köln die herrlichsten Feste veranstaltet hatte. Vier Tage dauerten die Lustbarkeiten in Worms; dann begab sich der Kaiser nach Mainz, wo die Reichsstände und Ritter in größter Vollzähligkeit erschienen waren. „Hier ward von allen Fürsten der Landfriede beschworen, alte Rechte wurden befestigt, neue gegeben und in deutscher Sprache auf Pergament geschrieben, veröffentlicht", berichtet ein Augenzeuge der Reichsverhandlungen. Auch das Landfriedensgesetz wurde in deutscher und lateinischer Sprache bekannt gemacht; zu ernster Mahnung, in Erinnerung an den treulosen Heinrich, wurde an die Spitze der deutschen Fassung eine Strafbestimmung gestellt, welche ungetreue Söhne erblos machte.



„Henricus D(e)i Gra(tia) Romanorum Rex Semp(er) Augustus et Dux Sueviae." 1235

Siegel Heinrichs, des Sohnes Friedrichs II. Original in gelbem Wachs an einer Urkunde im städtischen Archiv zu Frankfurt a. M.

Neben der Wiederherstellung des öffentlichen Rechtszustandes war das wichtigste Ereignis des Mainzer Reichstages die völlige Aussöhnung zwischen Staufen und Welfen. Die Haltung des süddeutschen Adels und des Herzogs Friedrich von Österreich, das Streben der Wittelsbacher nach Erweiterung ihrer Macht legten dem Kaiser die Versöhnung nahe, welche ihm auch verschiedene Fürsten schon im Jahre 1234 empfohlen hatten. Am 21. August empfing Otto von Lüneburg, der Enkel Heinrichs des Löwen, mit gebeugtem Knie sein braunschweigisches Land aus der Hand des Kaisers als erbliches Herzogtum, als ein Fahnenlehen des Reiches.

Am folgenden Tage hielt Friedrich einen feierlichen Dankgottesdienst, dann wurde unter freiem Himmel ein glänzendes Fest gefeiert. Wohl manchem mochte da die Erinnerung kommen an die Maienlust des Jahres 1184, wo des mächtigen Barbarossa blühende Söhne eine dauerhafte und heilsame Ordnung der Reichsregierung zu verbürgen schienen. Nach schweren Schicksalsschlägen, die das staufische Haus trafen, schien der Enkel erreicht zu haben, was Barbarossa erstrebt hatte. Allein die Grundlagen des stolzen Gebäudes kaiserlicher Hoheit waren nichts weniger als fest und zuverlässig. Nach der Verselbständigung des geistlichen und weltlichen Fürstentums hatten die territorialen Gewalten fortan in Deutschland den freiesten Spielraum; ihnen lag sowohl die Aufrecht-

haltung jenes durch allgemeine Verständigung mit den Fürsten unter kaiserlicher Autorität zu stande gekommenen Landfriedens als der Schutz der Grenzen ob. Das staufische Kaisertum sagte sich von den deutschen Angelegenheiten los; Friedrichs Sinnen und Trachten war auf die Auseinandersetzung mit den Lombarden gerichtet, und als die deutschen Fürsten ihm ihre militärischen Kräfte zur Verfügung stellten und zu Mainz den *Reichskrieg gegen die Lombarden beschlossen*, hatte er die eigentliche Absicht seiner fürstenfreundlichen Politik in Deutschland erreicht.

Im folgenden Jahr wohnte Friedrich in Marburg am 1. Mai der Beisetzung der Landgräfin *Elisabeth von Thüringen* bei, die dort am 19. November 1231 im 24. Lebensjahr gestorben und wegen ihres frommen Wandels am 1. Juni 1235 von Gregor IX. heilig gesprochen war. Über eine Million Zuschauer hatte die Feier nach Marburg gezogen.



Statue Friedrichs II., welche bis vor einigen Jahrzehnten am römischen Thore von Capua stand, dann herabgestürzt wurde und sich jetzt verstümmelt im Museum zu Capua befindet.

d. Friedrich, die lombardischen Städte und Papst Gregor IX. bis zum Jahr 1241.

Bei dem Städtekampf, der seit Jahren in der Lombardei geführt wurde, handelte es sich längst nicht mehr um den alten Parteiunterschied zwischen Guelfen und Ghibellinen, sondern um den Gegensatz zwischen der Volkspartei und der Aristokratie, welche in den einzelnen Städten nach unbeschränkter Herr-

schaft strebte. Vorübergehend hatte ein begeisterter Friedensapostel, Johannes von Vicenza, zur Buße gemahnt und zur Wiederherstellung bürgerlicher Ruhe (1233), aber gar bald unter dem Spott der wankelmütigen Menge seine Thätigkeit einstellen müssen. Unter diesen Verhältnissen konnte Friedrich hoffen, daß es ihm gelingen werde, die Oberhoheit des Reiches zur Anerkennung zu bringen, die in der Zeit des Thronstreites fast ganz in Vergessenheit geraten war. Fast alle Städte hatten unter Mailands Führung den alten Bund erneuert, nur Cremona, Pavia, Ferrara, Modena, Reggio, Parma und Asti hielten zum Kaiser. Von den lombardischen Machthabern standen auf Friedrichs Seite nur Ezzelin von Romano und sein Bruder Alberich, namentlich der erstere ein Mann von ausnehmender Thatkraft, hohem Ehrgeiz und unwandelbarer Treue, freilich auch von solcher Grausamkeit, daß ihn die Zeitgenossen und Nachlebenden als „einen Teufel in Menschengestalt" brandmarkten.

Bisher hatte Friedrich gegen die Lombarden nichts Ernstliches unternehmen können, weil ihn andre Dinge in Anspruch nahmen, aber auch weil der Papst in diesem Punkte eine zweideutige Politik trieb. Gern hätte Gregor den heranziehenden Sturm beschworen, am liebsten den Kaiser durch neue Unternehmungen gegen die Ungläubigen von der Lombardei abgelenkt. Aber seitdem sich die Städte in jene hochverräterische Verbindung mit König Heinrich eingelassen, durfte der Kaiser seine Autorität nicht länger verhöhnen lassen. Sein erster Feldzug (im Jahre 1236) hatte nur ein unvollkommenes Resultat, die Einnahme von Vicenza: Friedrich mußte das Unternehmen abbrechen, weil er zuvor den unbotmäßigen Herzog von Österreich, Friedrich den Streitbaren, zu züchtigen hatte. Nachdem er dies vollbracht und*) an Stelle des gefangenen Heinrich seinen neunjährigen Sohn Konrad zum König hatte wählen lassen (März 1237), dem er den Erzbischof Siegfried von Mainz als „Archicancellarius und Procurator des heiligen Imperiums in Deutschland" zur Seite stellte, kehrte er nach der Lombardei zurück. Seine Abwesenheit hatte den Gegnern neuen Mut gegeben. Belagerungen einzelner Städte und Kastelle nahmen die Zeit bis zum Spätherbst in Anspruch; schon glaubten die Mailänder die Entscheidung vertagt, als sie (November 1237) bei Cortenuova durch eine Kriegslist Friedrichs zu einer Schlacht gedrängt wurden. Sie endigte mit einer völligen Niederlage der Lombarden: das Palladium der Städtefreiheit, Mailands Fahnenwagen, das berühmte Carroccio, fiel in die Hand des Siegers, der ihn zu Rom auf dem Kapitol aufstellen ließ. Natürlich unterwarfen sich infolge dieses Sieges viele Städte dem Kaiser, mit Mailand aber konnte er sich nicht einigen, da seine Bedingungen der stolzen Stadt zu hart erschienen. Durch gleichzeitigen Angriff auf ihre Hauptstützen, die Städte Alessandria und Brescia, gedachte Friedrich jenen Freiheitsstolz zu brechen. Aber das Glück

1236

1237

*) Zu Wien, wo er sich drei Monate lang aufhielt, der Stadt ausgedehnte Privilegien verlieh und sie, ähnlich wie Barbarossa Lübeck, zur kaiserlichen Stadt (freien Reichsstadt) machte; Österreich, Steiermark und Krain zog er für das Reich ein.

krönte seine Bemühungen nicht. Nachdem sich vor dem trefflich verteidigten Brescia all die Greuel wiederholt hatten, die zu Barbarossas Zeit bei der Belagerung von Crema begangen waren, gab Friedrich (im Oktober 1238) die Unternehmen auf. Ein verhängnisvoller Mißerfolg! Wer bisher noch geschwankt hatte, ließ den Kaiser im Stich oder schloß sich seinen Feinden an.

1238

Schon hatte auch der **Papst** den Sturz des Kaisers beschlossen. Beschwerden über angebliche Beeinträchtigungen, welche die Kirche im Königreich Sizilien erlitten, bereiteten den Bruch vor. In Wahrheit aber leitete den Papst der Groll über des Kaisers wachsende Macht. Denn schon begann dieser die Lombardei nach der Art seines sizilischen Reiches durch besoldete Beamte neu zu ordnen, schon trat er auch in Mittelitalien als unumschränkter Herr auf, staufische Verwaltung in Unter- und Oberitalien schloß den Kirchenstaat ringsum ein, und eben war Friedrich dabei, die Insel Sardinien, welche unzweifelhaft zum Reiche gehörte, vom Papst aber beansprucht wurde, zurückzuerwerben, indem er seinen natürlichen Sohn, **Enzio**, einen schönen achtzehn-

✱CESARIS AVGVSTI FRIDERICI ROMA SECVNDI
HIC MEDIOLANI CAPTVS DE STRAGE TRIVMPHOS
HOSTIS IN OPPBRIVM PENDEBIT IN VRBIS HONOREM

Inschrift Friedrichs II., betreffend die Aufstellung des den Mai-
Die Inschrift — Marmortafel — befindet
Cesaris Augusti Friderici Roma secundi | Dona tene currum perpes in urbe decus | Hic Mediolani captus de
Nimm vom erhabenen Cäsar, o Rom, von Friedrich dem zweiten | Dieses Wagens Geschenk, ewig zu zieren die Stadt. |
Mictitur (i. e. mittitur); hunc
Hängen wird er dem Feinde zum Schimpf, zur Ehre der Stadt

jährigen Jüngling, mit Adelasia, der Erbin Sardiniens, vermählte. Dies Ereignis erfüllte den Papst mit nicht geringerem Zorn, als einst die Unterlassung des Kreuzzuges: er handelte, wie zuvor. Friedrich befand sich zu Padua, jubelnd aufgenommen von der begeisterten Menge, da wurde, am Palmsonntag des Jahres 1239 (20. März), die **Exkommunikation** über ihn zu Rom verhängt. An demselben Tage starb auch Friedrichs treuer Ratgeber Hermann von Salza, der bisher mit allen Kräften seiner edlen Seele an der Einigung des Kaisers und des Papstes gearbeitet hatte.

1239

Vor den Fürsten Europas rechtfertigte sich Friedrich durch ein Manifest, den Bann beantwortete er durch die Forderung eines allgemeinen Konzils: von beiden Seiten brach der lang verhaltene Groll los und machte sich in schonungslosen Schriften Luft.

Ein Pamphlet, das von kaiserlicher Seite ausging, schloß mit der Mahnung und Drohung: „Nimm den Sohn, welcher gern in den Schoß der Kirche zurückkehren will, milde auf, damit er nicht aus seinem scheinbaren Schlafe wie ein Löwe erwache, das Recht

neu gründe, die Kirche regiere und die stolzen Hörner der Gewaltigen zerbreche." In Gregors Antwort (vom 21. Juni 1239) heißt es: „Aus dem Meere ist ein Tier aufgestiegen voll Namen der Lästerung, mit den Füßen eines Bären, dem Rachen eines wütenden Löwen und an den übrigen Gliedern einem Pardel gleich. Es öffnet den Mund zur Schmähung des göttlichen Namens und richtet giftige Pfeile wider das Zelt des Himmels und die dort wohnenden Heiligen." Weiter wird Friedrich ein „König der Pestilenz" genannt und ihm eine Reihe der schmählichsten Gotteslästerungen in den Mund gelegt.

Auch in Deutschland suchte der Papst seinem Gegner die Stützen seiner Macht zu entziehen, und er mochte auf Erfolge rechnen, da sich hier in den Herrschern von Böhmen, Bayern und Österreich, die alle das staufische Übergewicht fürchteten, eine starke antikaiserliche Macht gebildet hatte. Auch fand Gregor einen fanatischen Helfershelfer in einem an sich untergeordneten Geistlichen, dem Archidiakonus von Passau, Albrecht dem Böhmen. Mit Eifer war dieser bestrebt, die Exkommunikation in Deutschland zu verbreiten. Jene Fürsten dachten an nichts Geringeres, als daran, einen Femdling, den Prinzen Abel von Dänemark, auf den deutschen Thron zu heben. Aber die Partei

DONA TENE · CURRUM · PPES IN URBE DECUS ·
CESARIS UT REFERAT · INCLITA PREDA VENIT ·
MICTITUR · HUNC URBIS MICTERE IUSSIT AMOR ∴

ländern abgenommenen Carroccio auf dem römischen Kapitol.

sich noch auf dem Kapitol; sie lautet:

strage triumphos | Cesaris ut referat, inclita preda venit.] Hostis in opprobrium pendeblt, in urbis honorem|
Bei dem Falle gewonnen von Mailand, kommt, vom Triumphe | Cäsars zu geben Bericht, herrliche Beute er hier.|
urbis mictere iussit amor.
wird | Her er gesendet; ihn hieß senden die Liebe zur Stadt.

hatte keinen Boden im deutschen Volke, fand keinen Anhang bei den übrigen deutschen Fürsten. Nicht einmal auf die Bischöfe und Erzbischöfe wirkten Gregors Anklagen und Drohungen; sie rieten dem Papst zur Versöhnung, welche auch die Mehrzahl der weltlichen Fürsten dringend forderte. Bald stand Herzog Otto von Bayern ganz vereinsamt: der Österreicher söhnte sich mit dem Kaiser aus (1240), Wenzel von Böhmen war nahe daran, mit ihm ein Bündnis zu schließen. Auch auswärts, in England, hatte der Kaiser die Stimmen des Landes für sich; der heilige Ludwig von Frankreich ließ sich durch die gröbsten Schmeicheleien des Papstes nicht bewegen, seine Neutralität aufzugeben.

1240

In Italien begann Friedrich, nachdem er sein Königreich Sizilien möglichst gesichert, von neuem den Kampf mit den Lombarden; er nahm das Patrimonium Petri ein, noch mehr, er konnte daran denken, sich sogar der Stadt Rom zu bemächtigen. Nicht wirkungslos verhallte ein Manifest, das er im Jahr 1240 an die Römer richtete, doch gelang es Gregor, durch geflissentliche Zurschaustellung seiner Hilflosigkeit das bewegliche Volk umzustimmen; alles

drängte sich begeistert heran, den Ablaß und das Kreuz als Kampfeszeichen aus seiner Hand zu empfangen.

Da Gregor indes auf dauernde militärische Erfolge nicht zu rechnen hatte, beschloß er, den Kampf auf ein andres Gebiet zu übertragen. Im August des Jahres 1240 schrieb er ein allgemeines Konzil für das nächste Osterfest aus (31. März 1241) und verlangte von Friedrich, er solle den Lombarden bis dahin Waffenstillstand gewähren. Die friedlichen Absichten, die er bekundete, waren eitel Lüge: ließ er doch gleichzeitig die deutsche Krone dem Bruder des französischen Königs anbieten, da in Deutschland selbst Otto von Bayern zum Kaiser überzugehen drohte. Die Franzosen lehnten Gregors Anerbieten ab, sowie sie sich von der Grundlosigkeit der gegen Friedrich gerichteten Beschwerden überzeugt hatten, und Gregor beschloß nun, unter Fernhaltung der deutschen Geistlichkeit, ein ihm ergebenes Konzil zusammenzubringen. Etwa hundert Prälaten, meist aus Frankreich, sammelten sich in Genua und Nizza. Friedrich ließ ihnen freien Durchzug anbieten, wenn sie zuvor in seinem Lager bei Faenza, welche Stadt er eben belagerte, seine Auseinandersetzungen anhören wollten; man glaubte aber den Ränken eines Exkommunizierten keinen Glauben schenken zu dürfen. Der Kaiser nahm, während die Prälaten sich auf die Abreise — zur See — vorbereiteten, die Städte Faenza und Benevent ein und erwarb sich hier durch die Schonung, mit welcher er verfuhr, gar manchen Anhänger. Als nun die Flotte, welche die Prälaten trug, nach Italien überzugehen versuchte, 1241 wurde sie durch die kaiserlichen Admirale südöstlich von Elba (3. Mai 1241) völlig vernichtet. Die meisten Schiffe wurden erbeutet, drei gingen unter, auf einem derselben der Erzbischof von Besançon. Es war begreiflich, daß Friedrich seinen Sieg als ein Urteil Gottes pries, der die gerechte Sache triumphieren lasse. Dennoch war jener 3. Mai ein Unglückstag für ihn: er konnte nicht mehr behaupten, er führe nur mit dem ungerechten Gregor, nicht mit der Kirche Krieg. Das Absetzungsurteil durch jene Prälaten wäre ihm weniger verderblich gewesen als sein Triumph. Allerdings war vorläufig sein Glück in Italien wie in Deutschland noch im Steigen, aber von Nachgiebigkeit war Gregor weit entfernt: „Krieg bis zur Vernichtung" blieb seine Losung bis zum letzten Hauch.

Und doch mahnte eine Gefahr, wie man sie seit den Tag der Hunnen nicht gesehen, an das Heil der Christenheit zu denken.

Batu, der Enkel des gewaltigen mongolischen Eroberers Temudschin (genannt Tschingiskhan, † 1227) hatte seine Herrschaft über das ganze europäische Rußland ausgebreitet; nachdem am 6. Dezember 1240 das alte Kiew gefallen, ergossen sich drei unermeßliche Heere nach Polen, Böhmen und Ungarn. Das letztgenannte Land, dessen schwacher König Bela sich trügerischer Sicherheit hingab, war im nächsten Frühling überflutet, dagegen rüsteten sich Böhmens König und die schlesischen Herzöge zu mannhafter Gegenwehr. Ehe König Wenzel sich aber mit dem Herzog Heinrich von Liegnitz vereinigen konnte, war auf der Walstatt bei Liegnitz bereits die Entscheidung gefallen. Am 9. April 1241 starb der Herzog, ein zweiter Leonidas, als ein treuer Wächter an der Pforte Deutschlands, mit fast seinem ganzen Heere von 30000 Mann den Heldentod. Eine

rettende Niederlage! Die Angriffsmacht der Mongolen war gebrochen; noch verwüsteten sie Mähren, dann wichen sie nach Ungarn und befehdeten Österreich, bis sie vor dem vereinigten Heere der Fürsten der bedrohten Gegenden in wilder Flucht davon eilten.

Friedrich hoffte, mit Rücksicht auf diese anscheinend nur für den Augenblick abgewehrten Gefahren, Gregor zum Frieden bestimmen zu können. Aber dessen Bündnis mit den Lombarden blieb ein dauerndes Hemmnis des Friedens. Nun zog der Kaiser gegen Rom, wo die Colonna ihm geneigt waren: da starb der hochbetagte, unversöhnliche Priesterfürst am 21. August. Endlich durfte 1241 der Kaiser auf Frieden rechnen. „Der Himmel," das war seine Überzeugung, „wird zum Trost der wehklagenden Christenheit auf den apostolischen Stuhl einen Mann nach seinem Herzen erheben, einen Mann, der Gregors Krümmungen gerade, seine Missethaten wieder gut macht und uns liebevoll in die mütterliche Kirche wieder aufnimmt."

---

e. Friedrich und Innocenz IV. bis zum Konzil von Lyon (1245).

Nach Gregors Tode wurde am 26. Oktober 1241 ein neuer Papst, 1241 Cölestin IV., gewählt, der aber nach 17 Tagen dem Fieber erlag. Da nun zu der gewöhnlichen Uneinigkeit der Kardinäle noch der Umstand hinzukam, daß eine große Zahl Prälaten von dem Kaiser — seit der berühmten Seeschlacht von Elba —, ein kaiserlich gesinnter Kardinal von den Römern gefangen gehalten ward, so trat eine ungewöhnlich lange Sedisvakanz ein. Zwar hätte Friedrich eine schleunige Papstwahl gern gesehen, wofern sie ihm den Frieden brachte; aber auch die Unterbrechung kam ihm an einem Punkte zu statten. Schon seit dem Jahre 1238 hatten sich in Deutschland Spuren verräterischer Umtriebe bemerkbar gemacht, der Mongoleneinfall hatte dieselben für kurze Zeit gehemmt, jetzt brach die Empörung aus. Die Verschwörer, an deren Spitze die Erzbischöfe von Mainz und Köln standen, — der erstere war bisher Reichsverweser gewesen und belohnte Friedrichs Gunst übel — hatten zu den italienischen Widersachern des Kaisers geheime Beziehungen. Daher mußte Friedrich zunächst an die Sicherung Deutschlands denken, und wahrscheinlich hat er sich im Frühjahr 1242 zu diesem Zwecke in größter Heimlich- 1242 keit eine Zeitlang dort aufgehalten. Jetzt erkannte er, welch ein treffliches Gegengewicht gegen die geistlichen Fürsten die Städte gewährten: die imposanteste und zugleich ehrenvollste Stellung nahm in dieser Zeit die Stadt Worms ein. Dem Kaiser gelang es, den Landgrafen Heinrich von Thüringen, auf dessen Beitritt die Erzbischöfe gerechnet, für sich zu gewinnen: er ward zum Reichsverweser ernannt. Nach Friedrichs Rückkehr brach der Kampf los (1242), nahm aber eine dem Kaiser günstige Wendung, da der Erzbischof von Köln in die Gewalt des städtefreundlichen Grafen von Jülich fiel, Siegfried von Mainz aber von König Konrad in Gemeinschaft mit dem Wormser Bürgern in Schach gehalten wurde.

Inzwischen hatte Friedrich vergebens danach getrachtet, die Stadt Rom in seine Gewalt zu bringen, um nach erfolgter Papstwahl als unumschränkter Herr Italiens dazustehen. An der Herbeiführung der **Papstwahl** wirkte vor allem der auf Friedrichs Machtstellung neidische König von Frankreich: Ludwig IX. mahnte die Kardinäle, ihrer heiligen Pflicht nachzukommen; von französischer Seite drohte man, dem Occident selbständig ein Oberhaupt zu geben, wenn jene noch lange zauderten. Vom Kaiser erlangte Ludwig die Freilassung der französischen Prälaten; doch konnte man es Friedrich nicht verdenken, daß er seinen gefährlichsten Gegner, den Kardinal von Präneste, nicht ohne bestimmte Bürgschaften losgeben wollte. Dennoch bequemte er sich 1243 auch hierzu im Frühjahr 1243: die augenblickliche politische Lage gestattete dem Kaiser, die Papstwahl geschehen zu lassen. Freilich aber war es übertriebene Großmut, daß er, nahe daran, Rom zu erobern, sein Heer zurückzog, um die Freiheit der Wahl nicht zu beeinträchtigen. Er sollte üblen Lohn ernten. Am 25. Juni 1243 wählte man den sittenreinen, gelehrten Kardinal **Sinibald von Fiesko**, aus dem genuesischen Grafengeschlecht von Lavagna. Seine wahren Gesinnungen waren wenig bekannt; schwerlich hätte sonst Friedrich zur Erhebung dieses Kardinals beitragen, schwerlich Sinibald als Freund Friedrichs gelten können.

Die bekannte Äußerung: „Ich fürchte, daß ich einen Freund unter den Kardinälen verloren und einen feindlichen Papst wiederfinde; kein Papst kann ein Ghibelline sein," ist dem Kaiser aber erst von Späteren in den Mund gelegt worden.

In welchem Geist die Kirche fortan regiert werden solle, konnte Friedrich daraus ersehen, daß der neue Papst den Namen **Innocenz IV.** annahm; aber zunächst zeigte er nicht das geringste Mißtrauen: wegen der glücklichen Wahl ließ er in seinem Königreich ein allgemeines Dankfest halten. Die ersten Verordnungen des Papstes aber zeigten, daß Innocenz auf den Trümmern der kaiserlichen Macht das alte stolze Gebäude wieder aufzurichten gedachte, und was das Verhältnis zum Kaiser betrifft, so ist nichts verkehrter, als an die Aufrichtigkeit seiner salbungsvoll ausgesprochenen Friedensliebe ernstlich zu glauben. Innocenz war zum Frieden bereit, wenn sich Friedrich demütigte, wie Heinrich IV. vor Gregor VII., wenn er vor allem die Reichshoheit in der Lombardei aufgab. Außerdem sollte ein Konzil erst jetzt noch entscheiden, ob die über Friedrich verhängte Exkommunikation ungerechtfertigt sei. Wer bürgte dafür, daß nicht eine kleine, parteiische Versammlung jenen ungerechtfertigten Spruch bestätigte? Dennoch ging Friedrich, wohl bestimmt durch die gleichzeitig in Deutschland auftauchende Opposition, in seiner Nachgiebigkeit bis an die Grenze des Möglichen; ein Vertrag, den seine beiden Großrichter, Thaddäus von Suessa und Peter von Vinea, mit dem päpstlichen Unterhändler Grafen Raimund am 31. März schlossen, war der Hauptsache nach eine Demütigung Friedrichs. Schon gab man sich der Hoffnung hin, daß die Versöhnung nahe bevorstehe, und feierte das Osterfest in frohester Stimmung, da scheiterte der Ausgleich an der lombardischen Frage. Die „Ehren und

Freiheiten" des Kaisertums und seiner Königreiche hatte sich Friedrich vorbehalten: er wollte die Schlichtung des Streites mit den lombardischen Städten dem Schiedsspruch des Papstes anheimstellen, aber nicht bedingungslos. Schon zu Pfingsten erklärte Innocenz, der Kaiser habe seine Schwüre gebrochen, dann entwich er, um die Pläne, die er längst im Schilde geführt, zu vollziehen, aus Rom. In Genua, wo er am 6. Juli 1244 ankam, glaubte er erst die volle Freiheit seiner Bewegungen wieder gewonnen zu haben: „unsre Seele," frohlockte er, „ist entronnen, wie ein Vogel dem Stricke des Voglers, der Strick ist zerrissen, und wir sind los." 1244

Innocenz hatte sich eigentlich Hoffnung gemacht, der heilige Ludwig werde ihm eine Freistätte gewähren, aber der König blieb neutral. Nun ersah Innocenz die damals noch zum deutschen Reich gehörige, thatsächlich aber freie Stadt Lyon zum Sitz seines Hasses, zur Werkstätte der Vergeltung. Am 27. Dezember 1244 berief er „Könige, Prälaten und Fürsten, geistliche und weltliche", zu einem Konzil, das am Johannistag des folgenden Jahres in Lyon stattfinden sollte.

War in dem Berufungsschreiben auch nur in letzter Stelle von dem Streit mit Friedrich die Rede, so lag doch auf der Hand, daß die Versammlung wesentlich zum Sturze des Kaisers ausgenutzt werden sollte. Am 23. April 1245 wurde Friedrich nebst seinem Sohne Enzio noch einmal gebannt, am 18. zur Verantwortung nach Lyon geladen. Die Vorladung wurde nicht einmal an Friedrich persönlich gerichtet; blieb der Kaiser infolge dieses Formfehlers aus, um so besser für den Papst. Namentlich die hohe Geistlichkeit Frankreichs zeigte sich dem Papste blind ergeben; die französische Pfarrgeistlichkeit erlaubte sich dagegen zum Teil Zweifel an der Rechtmäßigkeit des gegen Friedrich ausgesprochenen Bannes. 1245

Das Konzil, welches sich nun zusammenfand, wird zwar von der römischen Kirche als ein „allgemeines" betrachtet, indessen war das wichtigste Land, Deutschland, so gut wie gar nicht vertreten: überhaupt waren nur 150 Teilnehmer, meist unbedingte Anhänger des Papstes, erschienen. Friedrich hatte als seine Anwälte den Großrichter Thaddäus und den Magister Walter von Ocra abgeordnet. Bereits in der Vorversammlung, welche am 26. Juni stattfand, brachte Innocenz gegen Friedrich seine Anschuldigungen vor, auf die Thaddäus antwortete. Auch machte er im Namen seines Herrn neue Anerbietungen, die aber Innocenz ablehnte, da sie nur auf Hintertreibung der Kirchenversammlung zielten. Am 28. Juni fand erst die eigentliche Eröffnung des Konzils und die erste Sitzung statt. Eingehend und unter vielen Thränen schilderte Innocenz die unerhörten Vergehungen des Kaisers, seine Gottlosigkeit und Ketzerei. Ebenso eingehend legte der treue Thaddäus die Grundlosigkeit der Beschwerden dar und verlangte Aufschub, damit sein Herr entweder selbst erscheinen oder ihm neue Vollmachten senden könne. Trotz der Einreden des Papstes wurde auf das Drängen der Gesandten Englands und Frankreichs eine Frist von zwanzig Tagen zugestanden. Diese Verzögerung war eigentlich überflüssig: der Papst war entschlossen den Kaiser auf jeden Fall abzusetzen, Friedrich war nicht gewillt zu erscheinen und hatte von Anfang an, in sicherer Voraussicht des Kommenden, den Großrichter bevollmächtigt, an ein allgemeines Konzil zu appellieren, wenn diese Parteiversammlung seine Absetzung ausspräche.

Trotz der bewilligten Frist stellte man das Verfahren gegen den Kaiser nicht ein, schon aus Besorgnis, er könne kommen, das Konzil zu sprengen.

Am 5. Juli fand eine zweite, am 17. Juli die entscheidende Sitzung statt. Umsonst appellierte Thaddäus an ein allgemeines Konzil — der Papst er-

klärte die gegenwärtige Versammlung für ein solches — vergebens verlangten die Gesandten Englands und Frankreichs weiteren Aufschub, Innocenz schritt zur That. Wegen Meineids, Kirchenraubes, Ketzerei und Felonie ward Friedrich entsetzt. Eine freie Wahl sollte über die Person seines Nachfolgers auf dem Kaiserthron entscheiden; über das Königreich Sizilien wollte Innocenz selbst nebst den Kardinälen verfügen. Thaddäus rief: „Das ist der Tag des Zorns, des Unglücks und des Elends." Der Papst aber sprach: „Ich habe gethan, was ich thun mußte; möge Gott es vollenden nach seinem Willen." Die Geistlichen fielen in das von ihm angestimmte „Herr Gott, dich loben wir" ein, dann senkten sie ihre Fackeln zur Erde. Gleich ihnen sollte des Kaisers Glanz erlöschen.

---

f. Vom Konzil zu Lyon bis zum Tode Friedrichs (1250).

Selbstverständlich wiederholten sich nunmehr die Vorgänge, die einst auf Friedrichs erste Exkommunikation gefolgt waren, nur daß der Gegensatz schärfer, der Kampf erbitterter geworden war. Papst und Kaiser erklärten einander für den Antichrist, Friedrich griff nicht allein den Papst, sondern die entartete Kirche an, Innocenz bekämpfte die Gleichberechtigung der höchsten weltlichen Gewalt. Unter diesen Verhältnissen war keine Versöhnung möglich: die Versuche, die der heilige Ludwig anstellte, prallten an der eisernen Energie des Papstes ab.

Auch blieb es nicht bei Worten. Sollten die zahlreichen Widersacher, die Friedrich in seinem Königreich Sizilien hatte, nicht dazu schreiten, den Verfluchten samt seinem Sohn zu beseitigen? Eine päpstliche Bulle rief sie zur Unbotmäßigkeit förmlich auf. Unter den Männern, welche Friedrich mit besonderem Vertrauen geehrt, fanden sich Verschwörer, bereit, ihren Wohlthäter aus dem Wege zu räumen (1246). Aber der Kaiser erhielt rechtzeitig Kunde von dem Vorhaben seiner Gegner, am 7. Juli 1246 fiel ihre letzte Burg, Capaccio, ein entsetzliches Los traf die Verschwornen. Mit gleicher Schnelligkeit vereitelte König Enzio im Norden Italiens alle Anschläge der Päpstlichen. (1246)

In Deutschland stellte Innocenz wider den Kaiser einen Gegenkönig auf, den bereits früher zweideutigen Landgrafen Heinrich (Raspe) von Thüringen, der am 22. Mai 1246 zu Veitshochheim bei Würzburg erwählt wurde, wenn auch nur von einigen Bischöfen und zwei Herzögen und den drei geistlichen Kurfürsten, an deren Spitze Siegfried von Mainz stand. Der „Pfaffenkönig" war von den besten Hoffnungen erfüllt und säumte nicht, die Lombarden, besonders die Mailänder, zum ruhmwürdigen Kampfe gegen Friedrich, „den Feind des Kreuzes", aufzurufen. Nachdem er den jungen König Konrad in einem Treffen bei Frankfurt (am 5. August) infolge der Verräterei des schwäbischen Adels besiegt, setzte er ihn, unter Mitwirkung eines päpstlichen Legaten, förmlich ab. (1246)



Sifrid von Eppstein, Erzbischof von Mainz
mit den Deutschen Konigen Heinrich Raspe und Wilhelm von Holland

(Grabmal des Erzbischofs im Dom zu Mainz.)

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld u. Leipzig.

Zwar gewann die Staufenpartei einen treuen Helfer an dem Herzog Otto von Bayern, der mit Rücksicht auf die östreichischen Verhältnisse zum Anschluß an König Konrad genötigt war, aber dennoch war ein heilloser Bürgerkrieg, namentlich in Süddeutschland, unvermeidlich. In Schwaben war der Adel meist päpstlich, das Bürgertum staufisch. Indes gelang es dem Pfaffenkönig nicht, seine Stellung zu befestigen; nachdem er noch einen Reichstag zu Nürnberg gehalten und Ulm vergeblich belagert hatte, starb er am 17. Februar 1247 auf der Wartburg: seine Partei war ohne Leitung, der päpstliche Legat suchte eiligst das Weite. Friedrich führte nach dem Tode des Gegenkönigs eine auffallend milde Sprache. Er gedachte nach Lyon zu gehen und sich offen gegen die schweren Beschuldigungen zu rechtfertigen. Durch geschickte Verhandlungen mit dem Grafen von Savoyen sicherte er sich die Verbindung mit Italien. Allerdings sammelte er auch ein Heer am Fuße der Alpen, um es, nach den Umständen, gegen seine Widersacher in Deutschland oder gegen Innocenz zu gebrauchen. Schon standen die Wege nach Lyon dem Kaiser offen, da traf ihn die Kunde von dem Abfall der wichtigen Stadt Parma; er mußte seinem Sohn Enzio zu Hilfe kommen. Der Kaiser machte außerordentliche Anstrengungen, die Stadt wieder zu gewinnen, und da er auch anderwärts siegreich war, schien im Februar des Jahres 1248 die Übergabe Parmas unabwendbar. Da machten sich die Belagerten die Siegeszuversicht Friedrichs zu nutze; als der Kaiser am 18. Februar mit seinem Gefolge in den Gegenden des Taro sich an der Jagd erlustigte, brachen sie hervor, steckten Friedrichs Kriegslager, das er voll Siegeszuversicht „Vittoria" genannt, in Brand, erschlugen 1500 Belagerer, darunter den vielgetreuen Thaddäus von Suessa, und kehrten mit 3000 Gefangenen in die befreite Stadt zurück. Mit Mühe entkam der Kaiser auf seinem „Drachen"; der kaiserliche Schatz, Scepter, Reichssiegel und Krone fielen in die Gewalt der Sieger.

1247

1248

In Deutschland freilich gelangte die päpstliche Partei, aller Anstrengungen ungeachtet, nicht zum Siege. Die weltlichen Fürsten kümmerten sich um den Kronstreit wenig und waren nur darauf bedacht, ihre Territorialmacht auszubilden. Nur die Städte traten meist für die kaiserliche Sache ein, während der mißvergnügte niedere Adel, in dem die Reichsministerialität mehr und mehr aufgegangen war, sich den gegenkaiserlichen Bischöfen anschloß. Nach dem Tode des Heinrich Raspe war bald Ersatz gefunden; auf einem „deutschen Konzil" zu Neuß wurde am 3. Oktober 1247 der Graf Wilhelm von Holland gewählt; Erzbischof Siegfried von Mainz konnte sich rühmen, zum zweitenmal seine segnenden Hände auf das Haupt eines deutschen Königs, wenn auch wieder nur eines Pfaffenkönigs, gelegt zu haben.

Wohl fand er größeren Anhang, als Heinrich gehabt; selbst ein Herzog, Matthias von Lothringen, erkannte ihn an (April 1248); aber über den Rhein hinaus erstreckte sich sein Ansehen nicht; außerdem ließ sich ein jeder, wie z. B. das reiche Köln, nur um hohen Preis erkaufen. Der König konnte nicht einmal die Krönungsstadt Aachen erobern: als ihn endlich am

1248

1. November 1248 der Kardinalbischof von Sabinum krönte, mußte eine nachgemachte Krone den Herrscherschmuck Karls des Großen ersetzen.

Bedeutungsvoll für diese Kämpfe in Deutschland war die Erledigung des Herzogtums Österreich durch den am 25. Juni 1246 erfolgten Tod des Herzogs Friedrich des Streitbaren. Der Böhmenkönig wollte seinen Sohn mit Friedrichs Nichte Gertrud vermählen, um sich eine Anwartschaft auf das Land zu erwerben. Sie ward aber im 1248 Sommer des Jahres 1248 mit dem Markgrafen Hermann von Baden, auf Betrieb des Papstes, vermählt: jedoch wurde der Markgraf nur als Usurpator betrachtet. Mit dem Tode Heinrich Raspes war auch der Mannesstamm der thüringischen Landgrafen erloschen, es begann im Jahre 1247 der thüringische Erbfolgestreit.

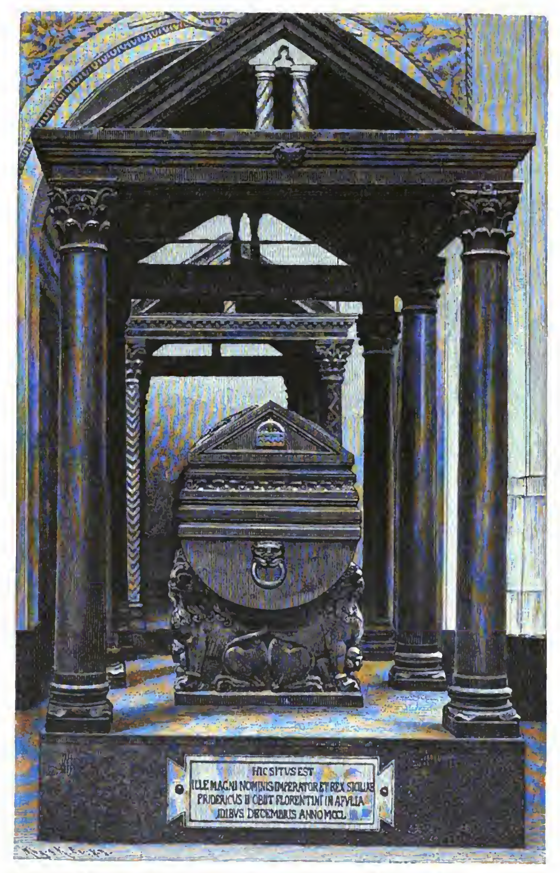
Da die staufische Partei in Deutschland mit den gewöhnlichen Mitteln nicht zu bewältigen war, beschloß man, durch feigen Meuchelmord den Dank des Papstes zu erwerben. Im Verlauf eines Streites mit dem Bischof von Regensburg ließ sich König Konrad verleiten, zum Zwecke von Unterhandlungen diese Stadt zu betreten. Ahnungslos verbrachte er die Nacht 1250 vom 28. zum 29. Dezember 1250 im Kloster St. Emmeran, da brachen die Vasallen des Bischofs, der vor den Thoren der Stadt den Ausgang besorgt abwartete, in das Schlafgemach ein. In der Meinung, der König habe nur vier Begleiter bei sich, glaubten sie ihr Werk gethan zu haben, als sie zwei Männer erschlagen und drei gefesselt hatten. Zufällig aber war in der Nacht ein fünfter — man nennt ihn Friedrich von Evesheim — hinzugekommen, und dieser empfing den Todesstreich statt des Königs, der, unter einer Bank verborgen, gerettet wurde.

Aber den verhängnisvollsten Verlust hatte das staufische Herrschergeschlecht 1250 schon zwei Wochen vorher erlitten: am 13. Dezember war Kaiser Friedrich zu Fiorentino an der Ruhr gestorben.

Er hatte in den letzten zwei Jahren männlich für sein gutes Recht gestritten, nachdem alle Vermittelungsversuche gescheitert waren. Sein Mut war ungebrochen, aber zwei Ereignisse hatten ihn noch zuletzt getroffen, die ihn mit tiefstem Schmerze erfüllten. Als der Kaiser im Jahre 1249 heftig erkrankte, — zu Cremona — wurde ihm von dem Leibarzte seines viel erprobten Dieners, Peter von Vinea, statt heilsamer Medizin der Giftbecher gereicht. Der Kaiser war von der Untreue des Kanzlers überzeugt: er ließ ihn blenden und bestimmte ihn zum Tode, den der Unglückliche im Kerker freiwillig suchte und fand. So viel Verteidiger sich auch nachmals für die Unschuld des Kanzlers erhoben haben — unter ihnen der große Dichter Dante — ist die Grundlosigkeit der schweren Anschuldigung, die Ungerechtigkeit des kaiserlichen Richterspruchs nie nachgewiesen worden.

Schwerer noch verwundete der zweite Schlag das Herz des Kaisers. König Enzio, sein in Jugendschönheit und Manneskraft glänzendes Ebenbild, ward am 26. Mai 1249 bei Fossalta von den Bolognesen überwältigt und gefangen genommen; im Gemeindepalast wurde er in goldene Ketten gelegt. Was half es, daß Ezzelin von Romano mit rücksichtsloser Härte fortfuhr, in seinem Interesse des Kaisers Feinde zu bekämpfen, daß andre für Friedrich siegten — den geliebten Sohn machten keine Drohungen, keine Siege frei.

Eben hatten Friedrichs Truppen vor Parma in einem glücklichen Gefecht den Fahnenwagen der übermütig gewordenen Stadt abgefangen, eben ließ Friedrich selbst in Apulien ein neues Heer gegen die Lombarden sammeln,



Kaiser Friedrichs II. Grabmal im Dom zu Palermo. (An Ort und Stelle aufgenommen.)
Inschrift: Hier ruht der Kaiser großen Namens Friedrich II., König von Sizilien, gestorben zu Fiorentino in Apulien, am 13. Dezember 1250.

das er selbst zu Kampf und endgültigem Siege zu führen gedachte, als seiner irdischen Laufbahn ein Ziel gesetzt wurde. Sein Leichnam wurde, seinem Wunsche gemäß, in der Kathedrale zu Palermo beigesetzt: in überschwenglicher Weise verkündet die Grabschrift die Herrschertugenden des Kaisers. (Vgl. die Abbildung seines Grabmals.)

Friedrich besaß zum großen Teil Natur und Wesen seines Vaters. Er war, wie dieser, von mittlerer Statur, doch mit den Vorzügen des Körpers weit reicher ausgestattet. Seine Bildung war durch die Einwirkung morgenländischer Gelehrsamkeit vielseitiger; voll regsten Lerntriebes suchte er in die Geheimnisse der Astrologie einzudringen, gab er sich naturwissenschaftlichen, mathematischen und medizinischen Studien hin. In seinem Werke über die „Falkenierkunst“ (die Kunst, mit Falken zu jagen) zeigte er sich nicht nur als Kenner des edlen Weidwerks, sondern auch als Naturforscher, indem er Leben und Natur der Vögel schilderte. Auch der Vorgang, den Schiller in seinem „Taucher“ behandelt, wird von einigen in die Zeit des forschungseifrigen Friedrich verlegt.

Auch seine Charaktereigenschaften sind väterliches Erbteil, sein Gerechtigkeitssinn nicht minder, als seine Leidenschaftlichkeit. Doch war er im Umgang heiter, herablassend und von gewinnender Herzensgüte, gern geneigt, Gnade vor Recht ergehen zu lassen, wenn er damit nur Unterwerfung unter seinen Willen erreichte.

„Er war Gegenstand des Staunens und Schreckens der Welt.“

Lange noch lebte die Erinnerung an den gewaltigen Kampf, den er wahrlich nicht gesucht hatte. Noch nach einem Jahrhundert prophezeite das Volk in Deutschland: „Er wird kommen, unser Heiland Friedrich II., in gewaltiger Majestät, und wird die verrottete Kirche läutern und verbessern.“ Erst mit dem Mittelalter ist diese Friedrichslegende erstorben (vgl. die „falschen Friedriche“ zur Zeit Rudolfs von Habsburg).



Miniature aus Friedrichs II. Buch über Falkenjagd, Handschrift der vatikanischen Bibliothek zu Rom.
Zum Kapitel: de conciliatis falconibus (von der Beruhigung der Falken).

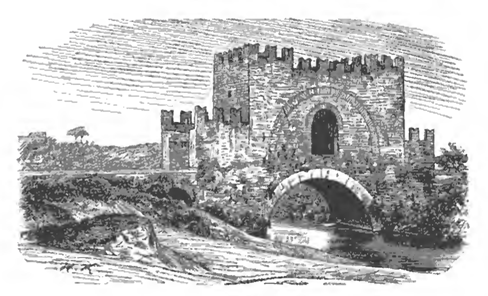


Kaiser Friedrich II und sein Falkenmeister.

Vom Titelblatt der Handschrift von Friedrichs Werk über Falkenjagd („Liber de arte venandi cum avibus.“)
Aquarellkopie nach dem Originale in der Vatikanischen Bibliothek zu Rom.

(Der Fittich am Gürtel des Falkeniers ist das „Federspiel“ zum Zurücklocken des Falken.)

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld u. Leipzig



Ponte Nomentano.
Befestigter Flußübergang vor Rom, Stätte zahlreicher Hohenstaufenkämpfe. Als Beispiel der Befestigungsart dieser Zeit.

10. Das Ende der Hohenstaufen und das Interregnum 1250—1273.
Konrad (IV.) und Konradin.

Kaiser Friedrich II. hinterließ außer dem Könige Konrad IV. von Deutschland und dem gefangenen Enzio noch zwei Söhne: Heinrich, der von der englischen Isabella stammte, war zum Könige der Reiche von Arles und Jerusalem bestimmt; Manfred, aus einer nicht ebenbürtigen Ehe Friedrichs mit Blanka Lancia, hatte von seinem Vater das Fürstentum Tarent erhalten. Gleich dem schönen Enzio wird auch er, selbst von seinen Widersachern, als ein mutiger und herrlicher, milder, freigebiger und liebenswürdiger Fürst gepriesen. Ihm fiel die schwere Aufgabe zu, das Königreich Sizilien gegen die Angriffe des nach Italien zurückgekehrten Innocenz zu verteidigen, bis König Konrad selbst zur Wahrung seines Erbes über die Alpen ziehen würde. Außer diesen zwei Söhnen Friedrichs lebten noch zwei Enkel von ihm, die Kinder des unglücklichen, abgesetzten Heinrich.

Schon im Herbst des Jahres 1251 gab Konrad den Kampf in Deutschland auf, traf im November in Verona ein, begab sich zur See nach dem Süden und landete am 8. Januar 1252 bei Siponto in Apulien. Nicht ohne Glück machte er sich an die Befestigung seiner Herrschaft, wiewohl der Papst ihn als abgesetzt betrachtete und über die sizilischen Lehen nach Willkür verfügte. 1251

Die Königswürde bot Innocenz zuerst dem Grafen Karl von Anjou an; diesmal noch vergebens, da die päpstlichen Bedingungen unannehmbar waren und Karls Bruder, König Ludwig, noch immer hilflos in Afrika weilte. Auch der reiche Graf Richard von Cornwallis, der Bruder Heinrichs III. von England, hielt die Sache für schwierig und unvorteilhaft; so bot Innocenz die Krone zum drittenmale aus, und König Heinrich nahm sie für seinen

zweiten Sohn Edmund an. In England erpreßte er reiche Summen und schickte sie nach Italien, damit sie zum Kampf gegen Konrad verwendet werden 1253 könnten. Dennoch blieb dieser siegreich; am 10. Oktober 1253 öffnete ihm sogar Neapel die Thore.

Obwohl Manfred dem Könige mit größter Selbstlosigkeit zur Seite stand, haben seine Gegner seinen Namen durch die niedrigsten Verleumdungen geschändet und ihn der Nachwelt als einen tückischen Giftmischer geschildert. Die hohenstaufischen Sprossen starben nämlich außerordentlich schnell; gegen Ende des Jahres 1252 Friedrichs gleichnamiger Enkel, im Dezember 1253 1254 der junge Heinrich, am 21. Mai 1254 auch König Konrad. Da plötzliche Todesfälle im Mittelalter stets Verdacht erregten, ist es nicht wunderbar, daß man gerüchtweise von unnatürlichen Todesarten fabelte und der Parteihaß Manfred mehrfachen Mordes bezichtigte. So ungerecht diese Beschuldigung ist, so war doch der Tod des erst 26jährigen Königs ein schweres Verhängnis für das Staufengeschlecht: nun lebte von der ebenbürtigen Nachkommenschaft Friedrichs nur noch der zweijährige Sohn Konrads, den die Italiener Konradin nannten. Zum Unglück brachen noch Zwistigkeiten über die Vormundschaft aus. So hatte Manfred eine sehr schwierige Stellung. Etwas Erleichterung brachte ihm der Tod des unbeugsamen Innocenz (am 13. Dezem-1254 ber 1254, dem vierten Jahrestage des Todes seines Gegners), denn sein Nachfolger Alexander IV. besaß nicht die gleiche Festigkeit. Das sizilische Reich, welches der Papst eben dem englischen Prinzen Edmund verkauft, verwaltete 1255 Manfred seit dem 20. April 1255 als Statthalter Konradins: im Jahr 1258 aber ließ er sich auf den allgemeinen Wunsch der Barone in Palermo zum König krönen, unbekümmert um die Rechte seines Mündels. Indes kann die Notlage des staufischen Hauses diesen Willkürakt ebenso entschuldigen, wie die fünfzig Jahre früher erfolgte Krönung Philipps von Schwaben. Sollte Sizilien nicht an einen Fremdling verloren gehen, so bedurfte es eines energischen und umsichtigen Herrschers, in dessen Adern doch wenigstens staufisches Blut floß.

In Deutschland kam Konrads Tod seinem Gegenkönige Wilhelm von Holland auch sehr gelegen, der inzwischen durch Verschleuderung des Reichsgutes und Vergebung von Privilegien einen immerhin nicht unbedeutenden Anhang erworben hatte. Jetzt machte er den Versuch, die bisher staufischgesinnten Städte auf seine Seite zu ziehen, zum erstenmale die königliche Macht auf das Bürgertum der emporstrebenden Städte zu stützen, die ihr eigenstes Interesse schon längst auf ein Eintreten für eine starke Centralgewalt im Reiche hingewiesen hatte. Eine sehr willkommene und mit bemerkenswertem Geschick benutzte Handhabe dazu war für den jungen König der eben damals gegründete rheinische Städtebund.

Schon im Jahre 1251 hatten zuerst die westfälischen Städte Soest, Dortmund, Münster und Lippstadt einen Bund geschlossen, um die Verkehrsstraßen zu schützen. Im Februar 1254 war es dann der reiche und angesehene Mainzer Bürger Arnold Walpot, der die Durchführung dieses Gedankens im Sinne des von Kaiser Friedrich II. im Jahre

1235 aufgerichteten Landfriedens auch für das rheinische Verkehrsgebiet in Anregung brachte. An Mainz schloß sich alsbald das längst befreundete Worms an, es folgten Köln sowie bald alle wichtigeren rheinischen und westfälischen Städte. Ein Zwölferkollegium als ständige Bundesbehörde ward eingesetzt, dem auch die schiedsrichterliche Beilegung von Streitigkeiten zwischen den einzelnen Bundesgliedern obliegen sollte. Schon im Februar 1255 traten auch Fürsten und Edle dem Bunde bei, einige Monate später auch der Herzog von Bayern als rheinischer Pfalzgraf, und so sehr stieg das Ansehen und die Bedeutung des Bundes, daß selbst so weit entfernte Städte wie Lübeck, Hamburg, Nürnberg und Regensburg, Fürsten wie der Bischof von Würzburg unter seinen Mitgliedern sich finden. So schien der Bund sogar ein Organ zu bieten, um die widerstreitenden städtischen und fürstlichen Interessen auszugleichen, und in der That sind schon im Jahre 1255 eine Reihe wichtiger Beschlüsse in diesem Sinne gefaßt, die König Wilhelm, seit Februar des Jahres Protektor und formelles Haupt des Bundes, feierlich bestätigte.

Hatte König Wilhelm von Anfang an diese städtische Bewegung der Erweiterung seines königlichen Einflusses dienstbar zu machen verstanden, so versuchte er bald „darüber hinaus die ersten Schritte, sich zu schiedsrichterlicher Stellung über Städte und Fürsten zugleich zu erheben.“ Da wurden die verheißungsvollen Anfänge dieser neuen Entwickelung jäh unterbrochen. Bei dem Versuche, die freiheitsliebenden Friesen zu unterjochen, fand der König am 28. Januar 1256 in der Gegend des Berkmeers seinen Tod. Er war seinen Begleitern zu weit vorangeeilt, brach seiner schweren Rüstung halber im Eise ein und wurde ohne Rücksicht auf ein reiches Lösegeld, das er bot, unrühmlich erschlagen. Nach seinem Tode beschlossen die Fürsten, unter denen kein einziger für sich selbst nach der Krone trachtete, dieselbe einem fremden Herrscher anzubieten. Ging dabei auch des Reiches Herrlichkeit in Trümmer, so konnte die Fürstenmacht um so gebieterischer sich erheben. Von einem Fremden, der womöglich nie ins Reich kam, war weder eine straffe Regierung zu befürchten, noch stand zu besorgen, daß er die Herrschaft in seiner Familie erblich machen würde. Dazu kam noch ein viel gemeinerer Beweggrund: man ließ sich durch den Wunsch leiten, die Wahlstimmen möglichst teuer bezahlt zu erhalten, und die deutschen Erzbischöfe gingen in diesem ehrlosen Verfahren am weitesten. Zürnend rief der Dichter: „Gieb nicht dein Erbe in fremde Land, das dir dein Schöpfer hat angeerbt;“ die eine Hälfte der Fürsten, den Erzbischof Konrad von Köln an der Spitze, wählte am 13. Januar 1257 Friedrichs II. Schwager, den reichen Richard von Cornwallis; am 1. April desselben Jahres ernannte Arnold von Trier, zugleich im Namen der Wahlfürsten von Sachsen, Brandenburg und Böhmen, die je 20 000 Mark Silber erhalten sollten, Alfons X. von Kastilien zum deutschen König. Richard aber wurde schon am 17. Mai zu Aachen gekrönt; er hat auch nachmals größeres Ansehen genossen, als Alfons, der nicht einmal nach Deutschland kam.

1256

1257

Keinem war die Doppelwahl erwünschter, als dem Papst, der sich das Recht der Entscheidung anmaßte, sich aber wohl hütete, den endgültigen Spruch zu thun. So haben beide Fürsten nebeneinander den Königstitel getragen, ohne daß auch nur der eine für die wahre Wohlfahrt des Reiches zu sorgen

bemüht gewesen wäre. In Italien aber hatten die Gegenkönige selbstverständlich fast gar keinen Einfluß; ihren Gesandten bewies man kaum äußerliche Ehre, ihre Freibriefe wurden nur geachtet, so weit sie mit den eignen Wünschen übereinstimmten. Für Deutschland aber begann nunmehr „die kaiserlose, die schreckliche Zeit" des „Interregnums" (der Zwischenherrschaft), in welcher Recht und Gesetze machtlos darniederlagen, die rohe Gewalt — das Faustrecht — obsiegte und besonders in dem immer mehr an schmählichen Raubzügen Gefallen findenden Ritterstande bald in erschreckender Weise die Entartung sich geltend machte. Zumal den Städten brachte diese Zeit des Faustrechts schwere Not, sie knickte auch frühzeitig die Blüte des rheinischen Bundes.

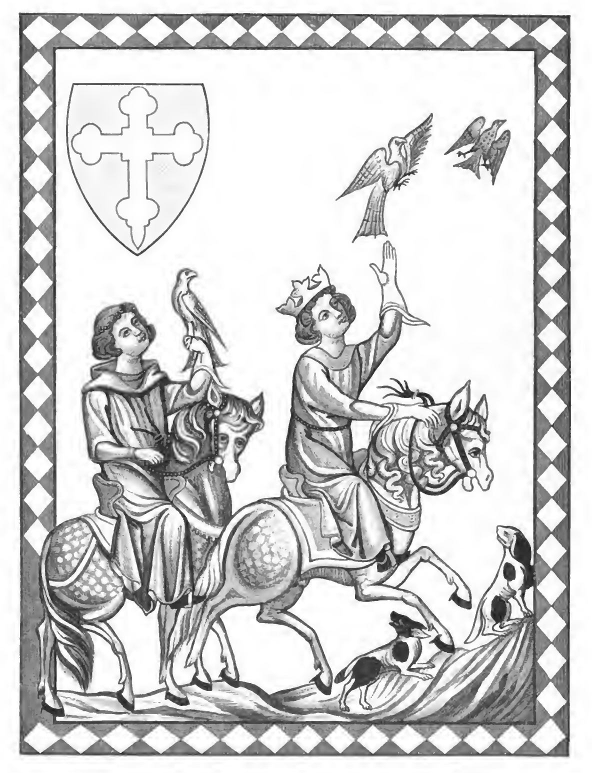
Nach dem Tode Wilhelms von Holland hatten die sechzig Bundesstädte sogar eine bedeutende politische Rolle gespielt, indem sie sich ausdrücklich verpflichteten, nur dem zu gehorchen, welchen die Fürsten einstimmig wählen würden; bei einer zwiespältigen Wahl wollten sie keinem beistehen, keinen aufnehmen, ihm Geld leihen oder Dienste leisten. Aber schließlich konnten sie doch nicht umhin, sich für König Richard zu erklären, und nun traten infolge dessen alle Landesfürsten allmählich aus dem Bunde aus. Den vereinsamten Städten aber vermochte der Schattenkönig Richard keinen wirksamen Schutz zu gewähren, wenn er auch einen Anlauf nahm, die Politik Wilhelms von Holland fortzusetzen: der Bund verfiel; an seiner Stelle erhoben sich die ersten Anfänge der spätmittelalterlichen Landfriedensbündnisse.

Während Deutschland unter seiner Herrscherlosigkeit litt, erfreute sich König Manfred des Besitzes des unteritalischen Reiches, das er dem berechtigten Erben vorenthielt. Durch die Vermählung seiner schönen Tochter Konstanze mit Peter von Aragonien (13. Juni 1262) sicherte er seine Stellung; umsonst hatte der 1261 Papst, seit dem 29. August 1261 Urban IV., dieses Familienbündnis zu hintertreiben gesucht. Daher wandte er sich noch einmal an Karl von Anjou, um den verhaßten Hohenstaufen zu stürzen. Die Verhandlungen zogen sich in die Länge, zumal Ludwig IX. die Absicht seines Bruders mißbilligte. Urban IV. 1264 starb darüber (2. Oktober 1264), aber sein Nachfolger, Klemens IV., führte 1265 sie zum Abschluß. Am 21. Mai des Jahres 1265 traf Karl in Rom ein, wo ihm sowohl die Senatorenwürde von seiten der Stadt, als auch das ganze sizilische Königreich durch den Papst übertragen wurde: am 1266 6. Januar 1266 ward er gekrönt.

Gleichzeitige Geschichtschreiber schildern den Thronräuber Karl als eine höchst unsympathische Persönlichkeit von olivenfarbiger Haut, mit großer gebogener Nase, strengem, wildem Blick und finsterer Stirn. Er schlief wenig — im Schlafe verliere man nur die Zeit — die Jagd langweilte ihn, Sänger und Tonkünstler waren ihm zuwider. Schönheit und Tugend machten auf ihn nicht den mindesten Eindruck. Ihn beseelte allein Ehrgeiz und Habgier, und zur Befriedigung derselben schien ihm kein Mittel verwerflich. Auch seine Gemahlin Beatrix, deren Schwestern sämtlich an Könige verheiratet waren, trieb ihn ungeduldig vorwärts.

Während des Sommers des Jahres 1265 hatte Manfred seinen Gegner, der sich trotz des äußeren Erfolges keineswegs in günstiger Lage befand, durch mehrere Einfälle in den Kirchenstaat vergebens zur Schlacht gereizt. Als aber Karl durch neue Scharen, welche durch die Lombardei zogen, verstärkt wurde,

Kunig Chůnrat der Junge



Konradin („Kunig Chuonrat der Junge") auf der Falkenjagd.

Miniature aus der Pariser (Manessischen) Minnesingerhandschrift. XIV. Jahrhundert.

mußte Manfred an die Sicherung des eignen Landes denken. Er stellte sich hinter den Bergen auf, welche den Kirchenstaat von dem Neapolitanischen scheiden, besetzte die beiden Hauptpässe und mahnte seine Getreuen zum Kampfe gegen den fremden Unterdrücker. Als aber die Franzosen von Frosinone her bei Ceperano anlangten, gab der Graf von Caserta, feige oder verräterisch, den wichtigen Paß preis, und der Feind bemächtigte sich bald der wichtigsten Punkte. Am 26. Februar 1266 kam es bei Benevent zum Entscheidungskampfe.

Karl war entschlossen, zu siegen oder zu sterben; in Manfreds Heere zeigten sich unter den Großen schon Spuren von Meuterei; nur auf seine deutschen Reiter durfte er unbedingt vertrauen. Die Schlacht selbst bestand in einer Reihe von einzelnen Gefechten, in denen auf beiden Seiten mutvoll gestritten wurde. Da ging eine Schar welscher Reiter zum Feinde über: als sich Manfred erschrocken umwandte, fiel ihm der mit silbernem Adler gezierte Helm auf den Sattel — ein übles Zeichen. In das wildeste Getümmel stürzte der König und ward lebend nicht wieder gesehen; zwei Tage nach der Schlacht fand man den Leichnam mit tödlichen Wunden am Haupt und in der Brust. Dem Gebannten und Ketzer versagte der Sieger ein ehrliches Begräbnis, in aller Stille vergrub man ihn nahe bei der Brücke über den Fluß Calore. „Fels der Rosen" nannte das Volk den Steinhügel, welchen die Franzosen selbst zum Ehrendenkmal häuften, aber der Papst ließ auch diese Friedensstätte nicht ungestört.

Nirgends waren die vereinzelten, ihres Hauptes beraubten Anhänger Manfreds nach der Schlacht bei Benevent fähig, Widerstand zu leisten; das ganze Reich kam in die Gewalt König Karls. Er schaffte hier in unbegrenztem Haß gegen die Staufen alles ab, was an die segensvolle Thätigkeit Friedrichs II. erinnerte, und setzte ein System der unerhörtesten Bedrückung in Vollzug. Spurlos verhallten die Mahnungen des Papstes, der sich gar bald über Karls Vertragsbrüchigkeit zu beschweren hatte: wirkungslos blieben die Klagen des mißhandelten Volkes, so daß dieses sehnsüchtiger und immer sehnsüchtiger seine Hoffnungen auf Deutschland lenkte: von dorther sollte der Erlöser kommen, der junge Konradin.

Am 25. März 1252 geboren, ward Konradin nach dem Tode seines Vaters von seiner Mutter, der bayrischen Elisabeth, und deren Bruder, dem strengen und leidenschaftlichen Herzog Ludwig von Bayern erzogen. Von den Besitzungen seines Hauses in Schwaben hatte ihm die Treue des Bischofs von Konstanz nur einen Bruchteil retten können. An den schönen Ufern des Bodensees wuchs der mit ausnehmender Schönheit und dichterischer Phantasie begabte Jüngling heran, in trauter Freundschaft mit dem etwas älteren Friedrich von Baden, dem Sohn der österreichischen Gertrud. Der letzte Hohenstaufe und der letzte Babenberger, reiften sie mit gleichen Hoffnungen, gleichen Leiden, dem gleichen Todeslose entgegen.

In Deutschland war Konradin schon im Jahre 1262 einmal als Thronkandidat in Aussicht genommen worden: schon war ein Wahltag angesetzt, und einige Fürsten betrieben ernstlich seine Wahl: da brachte ein Schreiben Urbans, dem Ottokar von Böhmen davon Kunde gegeben, ein strenges Verbot gegen jenen Plan. Derselbe ward im Jahre 1266 aufgenommen, scheiterte aber wiederum an der heftigen Einsprache Klemens' IV. Als nun aber die treuen Pisaner, die Grafen Lancia, nach Deutschland eilten und Konradin aufforderten, in Italien das Erbe seiner Väter anzutreten, konnten die Einwände und die Thränen der

1266

Mutter den jungen Fürsten in Deutschland nicht mehr zurückhalten. Auch sein Oheim Ludwig und sein Stiefvater, Graf Meinhard von Görz, dem Elisabeth im Jahre 1259 ihre Hand gereicht, schenkten dem Unternehmen Beifall, zahlreiche Vasallen strömten dem Königssohne zu. Im Herbst des Jahres 1267 zog **Konradin über die Alpen** mit 10000 Mann, erreichte am 20. Oktober Verona und fand in der Lombardei überraschend zahlreiche, leider aber nicht ausdauernde Anhänger. Bald fehlte es an Geld, und viele der deutschen Herren zogen heim — kein Wunder, da Konradin selbst von seinem Oheim und seinem Stiefvater unter nichtigen Vorwänden verlassen wurde. Der Papst, wenngleich in vielen Punkten mit Karl unzufrieden, sah sich gegenüber den unleugbaren Ansprüchen Konradins genötigt, es mit dem von ihm berufenen Thronräuber zu halten; er schleuderte sofort den Bann gegen Konradin und seine Anhänger, die er zugleich für vogelfrei erklärte. Indessen fand Konradin einen Bundesgenossen in dem mit Karl verfeindeten Prinzen Heinrich von Kastilien, durch dessen Hilfe ein Aufstand im Süden erregt wurde; die mächtigsten lombardischen Städte, wie Mailand, legten dem jungen Fürsten keinerlei Hindernisse in den Weg; am 4. April 1268 erreichte er auf Schiffen der Pisaner deren Stadt und vereinigte sich dort mit Friedrich von Österreich. Karl beschloß, den Gegner im Süden zu erwarten, und ließ in Tuscien seinen Marschall zurück, der aber am 25. Juni bei Ponte di Valle (am Arno) gefangen wurde. Dieser Sieg schreckte alle Guelfen sehr, nur der Papst verzagte nicht. An dem wohlbesetzten Viterbo vorbei zog Konradin nach Rom, wo ihm Heinrich von Kastilien einen glänzenden Empfang bereitete. Umrauscht von dem Jubel des Volkes, stand am 24. Juli der letzte Hohenstaufe in jugendlicher Schönheit und Heiterkeit auf dem Kapitol, — im Scheideglanz des Glückes.

1267

1268

Nachdem am 11. August auch die Flotte, welche namentlich die Pisaner gestellt, Karls Flottenführer Robert von Lavena besiegt und damit den Besitz Siziliens so gut wie gesichert hatte, brach Konradin gegen Karl selbst auf. Nicht auf dem gewöhnlichen Wege, den dieser besetzt hielt, versuchte Konradin in Apulien einzudringen und gelangte glücklich an Tagliacozzo vorbei bis in die Nähe von **Scurcola**, wo ihm das Geschick erbarmungslos ein gebieterisches „Halt!“ entgegenrief.

Am 23. August siegten hier Schlauheit und List über Heldenmut und Tapferkeit. Auf den Rat des erfahrenen Ritters Erard von Valery legte Karl 800 auserlesene Ritter in einen Hinterhalt; er übernahm selbst den Oberbefehl über diese Schar und ließ, um einer Entdeckung der Kriegslist vorzubeugen, seinen Marschall Heinrich von Cousance die Abzeichen der königlichen Würde anlegen. Dieser fand, nachdem Heinrich von Kastilien das erste Treffen Karls geschlagen, an der Spitze des zweiten den Tod; auch seine Leute flohen nach dem Tode ihres Führers. Mit Mühe hielt Valery den König Karl zurück, der mit Unmut sein Heer zersprengt sah. Als sich aber die Sieger, froh in der Überzeugung, auch Karl sei gefallen, sorglos zum Plündern zerstreuten, brachen die 800 Auserlesenen hervor und bemeisterten sich in kurzer Zeit des Schlacht-

feldes. Noch einmal stellte Heinrich von Kastilien, der von der Verfolgung zurückkehrte, den Kampf wieder her, dann mußte auch er entweichen. In Montecassino nahm ihn der Abt gefangen und lieferte ihn auf päpstlichen Befehl an Karl aus.

Konradin, Friedrich von Österreich, Graf Gerhard von Pisa, der Graf Lancia mit seinen Söhnen waren zuerst nach Rom geflohen, beschlossen aber, da sie hier nur auf Gleichgiltigkeit stießen, sich nach Pisa zu begeben. In Astura schifften sie sich ungehindert ein, dann aber schöpfte man Verdacht; Johann Frangipani, der Herr von Astura, setzte den Flüchtigen nach, holte sie ein und lieferte sie an Karl aus, uneingedenk der Wohlthaten, welche sein Haus von den Hohenstaufen erfahren.

Da Karl von Anjou und seine Unterfeldherrn gegen alle, die nur in den entferntesten Beziehungen zu Konradin gestanden, mit ausgesuchter Grausamkeit verfuhren, ließ sich das Schicksal des unglücklichen Königssohnes voraussehen.

Jedoch wollte Karl den Schein des Rechtes wahren und berief einen Gerichtshof, der den besiegten Fürsten als Hochverräter zum Tode verurteilen sollte. Allerdings schwiegen die meisten Richter aus Furcht vor ihrem Könige, als sie die ungerechte Anklage vernahmen; aber der edle Guido von Suzara trat energisch für Konradin ein, der im Vertrauen auf sein angestammtes Recht den Kampf gewagt habe und als Gefangener milde zu behandeln sei. Trotz aller Einwände des Königs ward Konradin freigesprochen; ein einziger Richter, Robert von Bari, erklärte ihn für schuldig, und Karl sprach über alle Gefangenen das **Todesurteil** aus. Am 29. Oktober 1268 ward es auf dem Markte von Neapel vollzogen.

1268

Karl ließ es sich nicht nehmen, dem letzten Akt des Trauerspiels beizuwohnen. Robert von Bari verkündete das Todesurteil — noch einmal wallte das Mitgefühl aller auf. „Wie darfst du frecher und ungerechter Schurke einen so großen und herrlichen Ritter zum Tode verurteilen!“ rief Graf **Robert von Flandern**, des Königs eigner Schwiegersohn, und traf den Richter mit dem Schwerte, daß er für tot weggetragen wurde. Aber dieser Zwischenfall änderte nichts an dem Geschick des Gefangenen. **Konradin** beteuerte noch einmal seine Unschuld, dann nahm er von seinen Todesgenossen Abschied und befahl seine Seele Gott. Sein letzter Gedanke galt seiner Mutter. Seine letzten Worte waren: „O Mutter, welches Leid bereite ich dir!“ Laut auf schrie **Friedrich von Österreich**, als er das Haupt seines Freundes fallen sah, dann folgte er ihm in den Tod. Noch weitere Opfer fielen; Graf Galvan Lancia wurde erst hingerichtet, nachdem in seinen Armen sein Sohn getötet war. Eine Säule aus rotem Porphyr bezeichnete noch lange die Richtstätte, welche der mitfühlenden Sage gemäß zum Andenken so thränenwerter Ereignisse ewig feucht geblieben ist.

Überhaupt hat Sage und Dichtung diese Trauerscene mit manchen Einzelheiten ausgestattet. So heißt es, ein Adler sei aus den Lüften herabgestoßen, habe seinen rechten Flügel im Blute Konradins genetzt und sich dann wieder emporgeschwungen. Auch wird berichtet, Konradin habe seinen Handschuh vom Blutgerüste hinabgeworfen, damit er dem Könige Peter von Aragonien als Unterpfand seines Erbrechts auf das Königreich Sizilien überbracht werde. Diesen Wunsch soll der treue Ritter **Heinrich Truchseß von Waldburg** erfüllt haben. Wenigstens erstand dem unglücklichen Konradin in jenem Könige ein Rächer, und in der „sizilianischen Vesper“ (1282) wurde das Verbrechen des grausamen Karl von Anjou durch das Blut seiner Landsleute vieltausendfach gesühnt.

Auch das Ende der übrigen Mitglieder des staufischen Hauses war traurig. Friedrichs II. Tochter Margarete, an den Markgrafen Albrecht den Entarteten von Meißen vermählt, mußte vor ihrem Gatten, der sich sträflicher Liebe zu Kunigunde von Eisenberg ergeben hatte, von der Wartburg fliehen; am 8. August 1270 endete der Tod die Leiden der Verstoßenen. Zwei Jahre später (den 14. März 1272) ging auch der unglückliche Enzio, den man fast dreiundzwanzig Jahr lang, seit einem verfehlten Fluchtversuch, in strenger Haft gehalten, zur ewigen Freiheit ein. 1272



Reichsadler. C(onradus) Secundus. + IER (osolymae) ET·SICIL(iae)·R(ex).
Münze Konradins. Silber.
Königliches Münzkabinett zu Berlin.

11. Rückblick auf Kultur und Geistesleben der fränkischen und hohenstaufischen Epoche.



Gemalter Buchstabe aus einem Kodex des Stifts Heiligenkreuz in Österreich. XII. Jahrh. Darstellung einer Belehnung mittels des Fähnleins (Fahnenlehn).

rotz aller Verwirrungen der fränkischen und hohenstaufischen Zeiten war das Deutsche Reich durch die Entwickelung des Lehnswesens zu einem ständisch-gegliederten Gemeinwesen gediehen, in dem jedoch die Stellung und die Rechte des einzelnen und des Standes nicht von vornherein nach bestimmten Grundsätzen geregelt waren, sondern sich allmählich durch Gewohnheit, Gebrauch und Übung herausbildeten. An der Spitze des Reiches stand der Kaiser; seine Rechte waren nach Zeiten, Ansichten und Persönlichkeiten verschieden, und während er die unbedingte Herrschaft der Welt in Anspruch nahm, fehlten ihm oft die Mittel, auch nur in Deutschland Ordnung und Frieden aufrecht zu erhalten. Sein vornehmstes Recht bestand in der Erteilung der großen Reichslehen: er war oberster Lehnsherr und im Zusammenhang damit oberster Kriegsherr, hatte von den Lehnsträgern die Heeresfolge zu fordern und das Reichsheer zu befehligen. Auch betrachtete man alle Rechtspflege als einen Ausfluß der Hoheit des Königs; er allein konnte ursprünglich die Gerichtsbarkeit verleihen. Zur Anerkennung des Grundsatzes, daß der Kaiser die lebendige Quelle des Rechts sei, trug namentlich das Eindringen des römischen Rechtes bei. Auch einzelne Freiheiten und Privilegien konnte der Kaiser kraft seiner Würde gewähren: in vielen Dingen, namentlich

hinsichtlich der Zölle, zwang ihn die Not häufig, seine Rechte andern abzutreten. Im allgemeinen beruhte sein wirkliches Ansehen auf seiner Hausmacht; darum ließ man den Grundsatz fallen, daß der König nicht zugleich Fürst des Reiches sein könne; die königliche Macht sank in dem Maße, als die Hohenstaufen ihren Hausbesitz einbüßten.

Eine ständige Residenz der Kaiser gab es nicht; ihr Amt verlangte, daß sie allenthalben im Reich erschienen, wo ihre Anwesenheit im Interesse der Ordnung oder des Friedens nötig war. Sie nahmen also vorübergehend in einer ihrer zahlreichen Pfalzen ihren Aufenthalt oder in einer angesehenen Stadt, welcher ihr Besuch noch besondere Ehre brachte.

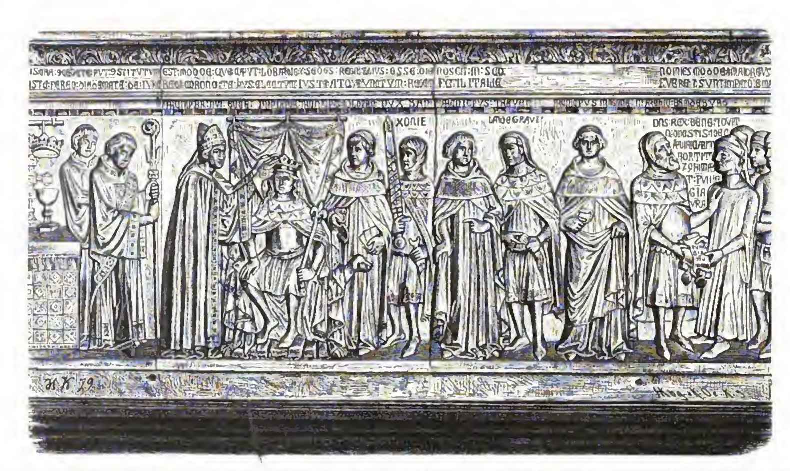
Des Kaisers Schildträger (vom alten Kaufhause zu Mainz, Anfang des XIV. Jahrh.)

Dieses durch die Franzosen zerstörte Gebäude schmückten acht große Reliefplatten, auf welchen acht Ritter in voller Rüstung mit den Wappenschildern und Wappenhelmen des Königs und der sieben Kurfürsten dargestellt sind (aufbewahrt im städtischen Museum zu Mainz).

Ebenso unbestimmt, wie die Machtsphäre des Kaisers, war auch die Art und Weise seiner **Erwählung**. Mochte auch das gesamte Volk das Wahlrecht beanspruchen, es konnte dasselbe nie thatsächlich ausüben. Da man stets auf die einmal im Besitz der höchsten Würde befindliche Familie Rücksicht nahm, so kann in den älteren Zeiten von einer freien Wahl eigentlich gar nicht die Rede sein: Die Ottonen und Salier setzten schon bei ihren Lebzeiten die **Designation** ihres Sohnes zum Nachfolger durch, und das ganze Wahlrecht sank mehr und mehr zu der Formalität der freilich niemals unterlassenen Einholung des Einverständnisses der Großen des Reiches zu dieser Designation herab. In den unter Heinrich IV. ausbrechenden Wirren wird dann von gegenkaiserlicher Seite das Recht der freien Wahl aufs eifrigste verfochten und leidenschaftlich gegen das bisher geltende Gewohnheitsrecht (consuetudo) polemisiert. Und wenn auch der designierte Heinrich V. ohne weiteres folgte, so ist es doch erklärlich, daß die einmal aufgerührte Frage nicht zur Ruhe kam und bei den ohne Designation vorzunehmenden Wahlen der Jahre 1125, 1138, 1152 das Recht der freien Wahl vor dem Erbrecht überwog. Bei diesen Wahlen scheint sich ein Verfahren derart ausgebildet zu haben, daß ein Ausschuß der mächtigsten und einflußreichsten geistlichen und weltlichen Fürsten, dessen Zusammensetzung

---

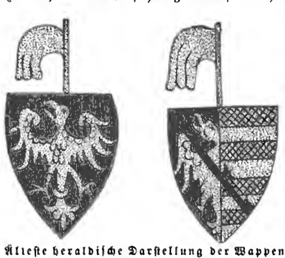
Fortsetzung der Erklärung gegenüberstehender Abbildung: 2) Über der Gruppe der Bürger: „Homines Modoetiae a majore usque ad minorem semper fuere et sunt imperatoriae majestatis fideles.“ Zu deutsch: „Die Männer von Monza vom Höchsten bis zum Geringsten waren immer und sind der kaiserlichen Majestät Getreue.“ 3) Bei den einzelnen Personen (von links nach rechts): „Archipresbyter hujus ecclesiae.“ (Erzpriester dieser Kirche.) „Imperator.“ (Kaiser.) „Archiepiscopus Coloniensis.“ (Erzbischof von Köln.) „Dux Saxoniae.“ (Herzog von Sachsen.) „Archiepiscopus Trevirensis.“ (Erzbischof von Trier.) „Landegravius.“ (Landgraf, d. i. Pfalzgraf vom Rhein.) „Archiepiscopus Mogantiae.“ (Erzbischof von Mainz.) „Marchio Brandeburgicus.“ (Markgraf von Brandenburg.) 4) Zwischen dem Markgrafen und den Bürgern: „Dominus rex bene novit quod dixistis; ideo amplificabit fortiter et confirmabit privilegia vestra.“ Zu deutsch: „Der Herr König weiß wohl, was ihr gesagt habt; darum wird er eure Privilegien kräftig erweitern und bestätigen. 5) Auf der Urkunde in der Hand des Markgrafen von Brandenburg: Privilegia Civitatis Modoetiae“ (Monzas).



Krönung eines deutschen Kaisers mit der eisernen Krone zu Monza im Beisein von sechs Kurfürsten. Zugleich eine der ältesten bekannten Darstellungen von Kurfürsten. Marmorrelief aus der Wende des XIII. Jahrh. im Dom zu Monza.

Die schwer zu entziffernden Inschriften lauten: 1) über der Hauptgruppe in zwei Zeilen (vervollständigt): „Altissimi dei et sanctae apostolicae sedis cura concedente, prout constitutum est, Modoetiae, quae caput Lombardiae et sedes regni illius esse dignoscitur, in sancto oraculo sancti Johannis Baptistae ferreo diademate de jure regni corono te pius electum juste atque unctum regem fertilis Italiae.“ Zu deutsch: „Mit Genehmigung der Fürsorge des höchsten Gottes und des heiligen apostolischen Stuhles kröne ich, wie es festgesetzt ist, zu Monza, welches man als die Hauptstadt Lombardiens und den Sitz jenes Reiches erkennt, im heiligen Bethause des heiligen Johannes des Täufers Dich in Ehrfurcht mit der eisernen Krone nach dem Rechte des Königreichs als rechtmäßig erwählten und gesalbten König des fruchtbaren Italiens.“ (Fortsetzung der Erklärung siehe als Anmerkung auf der vorhergehenden Seite.)

verschieden und keineswegs fest bestimmt war, sich über die Person des zu Wählenden verständigte, dann der Erzbischof von Mainz, als Kanzler des Reichs, den Namen des thatsächlich schon Gewählten zuerst feierlich verkündete und die anwesenden Wähler dem neuen Könige huldigten. Vergebens hat dann selbst ein so kraftvoller Herrscher wie Heinrich VI. die Einführung eines förmlichen Erbkönigtums versucht; ja, als nach seinem Tode zum ersten Male in der deutschen Geschichte eine gleichzeitig gethätigte Doppelwahl, die Philipps und Ottos IV., vorlag, mußten die bisher niemals nachdrücklich aufgeworfenen Fragen, wer denn eigentlich wählen dürfe oder müsse, ob sich die Minderheit der Mehrheit unterzuordnen, jede Stimme gleiche Bedeutung habe, zur Entscheidung drängen. Da ist es denn bezeichnend, daß der um das Jahr 1230 entstandene Sachsenspiegel (siehe unten) außer dem undeutschen Böhmen sechs Fürsten den Vorzug giebt, nämlich den drei rheinischen Erzbischöfen, dem rheinischen Pfalzgrafen, dem Herzog von Sachsen und dem Markgrafen von Brandenburg, freilich aber hinzusetzt: Sint kysen des riches vorsten alle, phaffen un leyen. („Hernach wählen des Reiches Fürsten alle, Pfaffen und Laien“). Die Auswahl ist auffällig genug: statt des unbedeutenden Trier könnte Magdeburg oder Salzburg wohl eine Stimme beanspruchen, das verhältnismäßig junge Fürstentum der Mark Brandenburg wird an der Wahl beteiligt, das alte, mächtige Herzogtum Bayern geht leer aus und muß hinter Pfalz zurückstehen, und bei dem undeutschen Böhmen scheint gar das Gewicht der Königswürde vielleicht die Einreihung unter die Siebenzahl — sieben Fürsten nennt als wahlberechtigt auch Reinmar von Zweter († nach 1240) — bewirkt zu haben. So bricht sich mehr und mehr die Anschauung Bahn, daß vor den übrigen, ursprünglich auch in gleicher Weise zur Wahl berechtigten Fürsten „ein besonderes Wahlkollegium bestimmter Personen als Kern der Wählenden“ herauszuheben sei. Und während bei der Erhebung der beiden Pfaffenkönige Heinrich Raspe und Wilhelm von Holland die Kirchenfürsten ausschließlich bestimmenden Einfluß üben, König Wilhelm freilich hinterher ausdrücklich die Anerkennung des Herzogs von Sachsen, des Markgrafen von Brandenburg und des Böhmenkönigs gewinnt, wird, wenigstens nach der späteren Überlieferung, bei der Doppelwahl Alfons' und Richards 1257 die vom Sachsenspiegel aufgestellte Siebenzahl der Wahl- oder Kurfürsten offiziell erwähnt, in welcher nun, entgegen dem früheren Übergewicht der Bischöfe, vielmehr die Laienfürsten die Majorität haben. Und doch werden selbst bei dieser Gelegenheit noch andere Fürsten als zustimmend, vielleicht sogar als mitwählend genannt: erst bei der Wahl Rudolfs von Habsburg vollziehen ausschließlich die genannten — an Stelle des Rudolf feindlich gesinnten Böhmen übte Bayern die Kur aus — sieben Kurfürsten die Wahl.

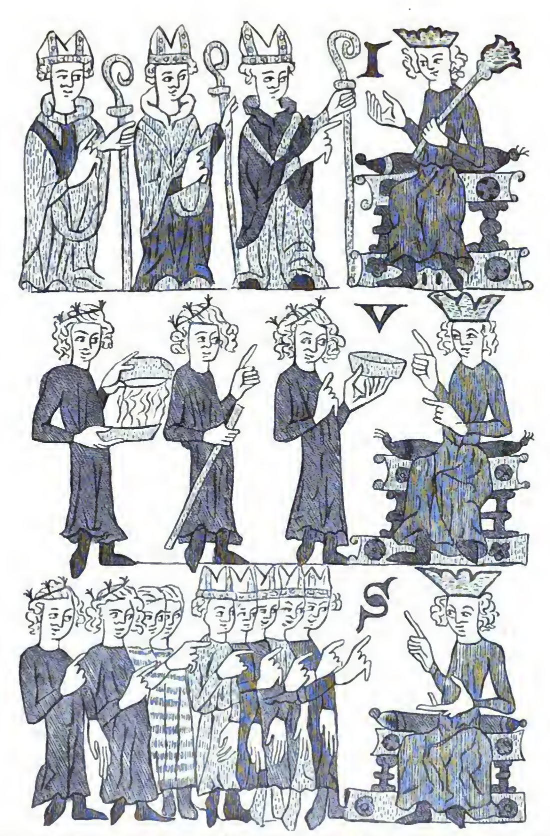


Älteste heraldische Darstellung der Wappen der Erzämter und Kurfürstentümer

Brandenburg.	Sachsen.
„Die marke czu brandenburck.“	„Daz herczogetum czu Sachsen“
(Durch die Fahne als Fahnenlehn bezeichnet.)	(Ebenfalls als Fahnenlehn charakterisiert.)

(Aus den Miniaturen der gemalten Handschrift des Sachsenspiegels zu Heidelberg.)

Mit dem Rechte der Königswahl sind bei den geistlichen Kurfürsten die Kanzlerwürden für Deutschland, Italien und Arelat (Mainz, Köln, Trier) verbunden; die weltlichen haben die sogenannten „Erzämter“ als Schenk, Kämmerer, Marschall und Truchseß inne. (Böhmen, Brandenburg, Sachsen, Pfalz.) Doch läßt sich nicht genau feststellen, wann diese Verbindung stattgefunden hat, denn bei der Wahl Ottos I. sind zwar schon die Erzämter, nicht aber Kurfürsten erwähnt. Frankfurt wurde allmählich Wahlort, Aachen Krönungsstadt des Königs.



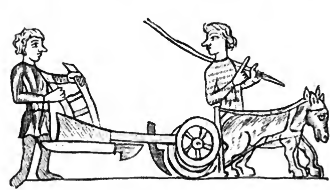
Das zu den Bestimmungen über die Königswahl gehörige Bild des Sachsenspiegels, Heidelberger Handschrift.

(Die Buchstaben in den Bildern sind jedesmal die Anfangsbuchstaben der betreffenden Textstellen, auch mit denselben Farben gemalt wie im Text, um das Nachschlagen zu erleichtern.) — Das Blatt, welches die zu dem obersten Teile des Bildes (die geistlichen Kurfürsten) gehörige Stelle enthält, fehlt in der Heidelberger Handschrift, die beiden andern lauten: „Vnd' (unter) den leyen is d' erste an der kore (Wahl) d' phalen greve von deme rine, des riches trucsese, d' ande' d' marschalk, d' herczoge von sachsen, d' dritte d' kemerer, d' marcgreve von brandēburk. Der schenke des riches, der kunic von bemen, en hat keine kore, umme daz he nicht duisch (deutsch) en is. — Sint (hernach) kysen des riches vorsten alle, phaffen un leyen Die czu dem ersten an die kore sin genant die en sullen nicht kisen nach ieme mutwillen“ etc.

Den Kurfürsten zunächst standen die übrigen Fürsten, die Herzöge, Land-, Mark-, Pfalz- und sonstige Grafen, von denen die erstgenannten sich bereits einen guten Teil der königlichen Vorrechte erworben hatten. Diesen obersten Vasallen schloß sich in verschiedenen Abstufungen der Adel des Reiches an, der aus Lehnsträgern (beneficiales) und Dienstmannen (ministeriales) bestand. Die Ministerialen, von deren in der Hohenstaufenzeit mehr und mehr sich steigerndem Einfluß die Rede war, besaßen die höheren Verwaltungsämter an den fürstlichen Höfen oder auch an dem des Königs; natürlich waren diese, die nur vom Kaiser abhängig waren, die vornehmeren. Ursprünglich waren Lehnsrecht und Dienstrecht, Edelmann und Dienstmann streng geschieden; allmählich verschmolz bei der Gleichheit der Dienstleistung die Stellung beider: Vasallen waren zugleich Dienstmannen und umgekehrt. Obwohl mit der Dienstbarkeit das Aufgeben der Freiheit verbunden war — das Kaiserrecht bezeichnet die Dienstmannen als eigene Leute — lag in diesem Abhängigkeitsverhältnis nichts Unehrenhaftes. Bald bestand der Kern der Heere aus Ministerialen, und der Kriegsdienst und die Waffenehre ließen den Unterschied von Freiheit und Unfreiheit übersehen. So hört man denn auch von „edlen Ministerialen", welche in der vornehmsten Gesellschaft, auf Turnieren erscheinen und der Gerichtsbarkeit der Grafen entzogen sind. Häufig hatten sie selbst wieder eigene Leute.

Armut, Anhänglichkeit, Aussicht auf Ämter und Einfluß bewog viele, sich freiwillig in Dienstbarkeit zu begeben, und so nahm die Zahl der Freien immer mehr ab. Manche blieben auf ihrem Eigentum als freie Bauern, andre, die sich inmitten zahlreicher Dienstmannen auf einem größeren Besitztum frei erhielten, rückten gerade dadurch in die Klasse der Adligen ein; aus ihnen und den Dienstmannen der Fürsten und Prälaten entstand der niedere, landsässige Adel.

Bei dem Bauernstande möchten außer den Altfreien sich namentlich zwei Klassen unterscheiden, die Zinsbauern mit gemessenen Abgaben und Diensten, und die hörigen oder leibeignen mit ungemessenen Pflichten und Lasten. Die Zinsbauern, in deren Stellung auch wieder Abstufungen vorkommen, bewirtschafteten fremdes Eigentum gegen Zins und Naturalabgaben, mußten bestimmte Hof- und Spanndienste gegen Vergütung übernehmen. Sie behielten die Grundstücke meist in Erbpacht, doch wurde oft festgesetzt, daß ihre Herren sie gegen ihren Willen nicht festhalten durften.



Bauern und Pflug des XIII. Jahrhunderts.
Aus den Miniaturen des Heidelberger Sachsenspiegels.

Die Leibeigenschaft oder Hörigkeit dürfte in den seltensten Fällen auf freier Entschließung der Betreffenden beruhen, sondern mehr auf willkürlichem Druck; zuweilen wurden Zinsbauern zur Strafe in dies Verhältnis gedrängt. Waren die Leibeignen auch noch lange keine Sklaven, so durfte der Herr doch in ihre persönlichsten Angelegenheiten, wie z. B. die Heiraten, eingreifen: in Wirklichkeit waren sie rechtlos, außerdem an die Scholle gebunden. Sie mußten alle ihnen anbefohlenen Geschäfte ohne Lohn und Vergütung leisten, zuweilen Dienste, die einer Verhöhnung des ohnehin Gedrückten ähnlich sehen (z. B. zwei Metzen Mücken abliefern). Im allgemeinen behandelten Kirchen und Klöster ihre Leute billiger als der Adel: galt doch für den eigentlichen Herrn der Schutzheilige der Kirche. Die Hörigen namentlich, aber auch die Zinsbauern suchten allmählich durch Entweichen in die Städte sich eine erträglichere Lebensstellung zu verschaffen.

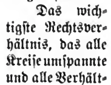
Noch eine dritte Art von Bauern, deren Lage eine verhältnismäßig günstige war, ist zu erwähnen. Bei der Anlegung neuer Dörfer in Niedersachsen, Brandenburg, Anhalt,



Bauern, welche ein neues Dorf anlegen.

Der Herr des Dorfes erteilt dem Bauernmeister das Erbzinsrecht durch ein Dokument („ego dei gratia") mit angehängtem dreieckigen Siegel. Aus der Heidelberger Handschrift des Sachsenspiegels. Bemerkenswert wegen der Seltenheit der Darstellung von Personen niedrigen Standes zu jener Zeit.

Pommern und Preußen erhielten die Ansiedler die Grundstücke gegen äußerst mäßige Abgaben und durften mit jenen wie Eigentümer schalten. In Bezug auf Erben, Kaufen, Verkaufen und Wegziehen fanden in der Regel keine Beschränkungen statt.



Das wichtigste Rechtsverhältnis, das alle Kreise umspannte und alle Verhältnisse des Lebens durchdrang, war das Lehnswesen. Im allgemeinen gab der Höherstehende dem Geringern das Lehngut, der Reichslehnsmann dem niedrigeren Afterlehnsmann, doch kam auch das Gegenteil vor. Der Grundsatz übrigens, daß der König oberster Lehnsherr alles Grundeigentums sei, hat sich nie völlig Bahn gebrochen. Friedrich II. und sein Sohn König Heinrich erkannten an, Lehen vom Würzburger und Bamberger Bistum zu haben. Besitz ohne Belehnung (Investitur) war eitel; dem Geächteten, Gebannten, schwerer Verbrechen Angeklagten, konnte sie bis auf weiteres verweigert werden. Königreiche gab der Kaiser mit dem Schwerte, Landschaften mit der Fahne zu Lehen. Erledigte Fahnenlehen sollten binnen Jahresfrist weiter vergeben werden.



Erteilung eines Fahnenlehns durch den König.

Aus den Miniaturen des Sachsenspiegels, Heidelberger Handschrift.



Älteste heraldische Darstellung des deutschen Reichsadlers.

„Des kuniges herschilt"

Aus dem Heidelb. Sachsenspiegel.

Der Lehndienst begründete wesentlich die Verpflichtung zur Heeresfolge, doch zahlten Vasallen zuweilen Geld, statt den Kriegsdienst persönlich zu leisten. Wer seinen Verpflichtungen nicht nachkam, ging seines Lehens verlustig. Die Vererbung des Lehens vom Vater auf den Sohn war längst üblich, weibliche Nachfolge galt noch in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts als Ausnahme, die besonders gewährt werden mußte. Die Abstufung im Lehnswesen stellte sich in den sieben Heerschilden dar. Den ersten Heerschild „hebt" der König, den zweiten heben die Priesterfürsten, den dritten die Laienfürsten, den vierten die Grafen und Herren. Dann folgen Mittelfreie, Dienstmannen und sendbare (freie) Leute.

Zur Verwaltung des Reichsregiments und zur Gesetzgebung berief der Kaiser die Reichstage. Wie zur Heeresfolge, wurden die Ladungsschreiben wenigstens sechs Wochen

vor der Eröffnung erlassen, und niemand durfte ohne triftige Gründe ausbleiben. Wer zu berufen sei, stand nicht fest; den unmittelbaren weltlichen und geistlichen Fürsten stand jedenfalls Sitz und Stimme zu, aber im übrigen hatte der Kaiser den weitesten Spielraum: oft wurden Reichsdienstmannen berufen. Die Städte waren in diesem Zeitabschnitt auf den Reichstagen nicht vertreten. Zu einer konsequenten Regelung der Abstimmung, zu allgemein giltiger Beschlußfassung haben es die Reichstage weder damals, noch später gebracht. In die Gesetzgebung des Reiches konnte ohnehin die geistliche Gewalt allzuleicht eingreifen.

Den Reichstagen entsprachen in den Territorien die **Landtage**, auf denen Adel und Geistlichkeit, aber auch Hofwürdenträger erschienen. Die Befugnisse der Landtage lassen sich aber um so schwerer bestimmen, als den Fürsten bis jetzt noch keine unbedingte Landeshoheit zukam.

Nur an wenigen Stellen Deutschlands hatten die Gemeinfreien die eigentliche Entscheidung, wie in Friesland, wo die allgemeine Volksversammlung zu Upstalsboom bei Aurich über Annahme und Verwerfung von Gesetzen beschloß.

Was das **Rechtsleben** des deutschen Volkes betrifft, so muß beachtet werden, daß bei der landschaftlichen Sonderung der einzelnen Stämme auch **verschiedene Land- oder Volksrechte** bestehen. Kein Kaiser vermochte Gesetzgeber des ganzen Volkes zu werden, kein einzelner Mann, keine oberste Behörde schuf eine allgemein gültige Rechtslehre. Das Örtliche und Persönliche machte sich überall geltend. Gleichwohl kann nicht geleugnet werden, daß ein gemeinsamer Zug durch die verschiedenen Volksrechte geht, und in diesem Sinne darf man früh von einem gemeinen deutschen Rechte sprechen. Indem man sammelte und niederschrieb, was durch Sitte oder bestimmte Entscheidungen Rechtskraft gewonnen hatte, entstanden Rechtsbücher, die auch für weitere Gebiete zu förmlichen Volksrechten wurden.

Als die älteste unter den wichtigeren Sammlungen dieser Art ist der sogenannte „**Sachsenspiegel**“ zu nennen. Er wurde um das Jahr 1230 von dem gräflich Falkensteinischen Gerichtsschöffen **Eike von Repgow** verfaßt, ist in niederdeutscher Mundart geschrieben und enthält die im nördlichen Deutschland geltenden Rechtsgewohnheiten.

Der Name ist in den Worten motiviert: „Spigel der Saxen sal diz buch sin genannt, wende saxen recht ist hiran bekant, als an einem spiegele de vrouwen ire antlitze beschouwen.“ Der Sachsenspiegel erhielt nicht allein in den norddeutschen Gebieten, sondern selbst in Polen und Dänemark allgemeine Anerkennung. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts wurde ihm der **Schwabenspiegel** nachgebildet, der, in oberdeutscher Mundart geschriben, gleichfalls das Lehnrecht und das Landrecht umfaßt. Auch andre Rechtsbücher, wie das **Braunschweiger** Stadtrecht und das **lübische** Recht stammen aus dieser Zeit; allmählich aber wurde das deutsche Recht überhaupt von dem **römischen** verdrängt, weil die Kaiser sich als die Fortsetzer des alten römischen Kaisertums betrachteten.

Der Abstufung der Stände und Einwohner des Reichs entsprechend gab es auch eine Stufenfolge der Gerichte. Das **niedere Gericht** stand dem Grundherrn zu. Zu einem Gericht dieser Art gehörten ein Richter und eine Anzahl Schöppen, welche durchaus unbescholtene Personen sein mußten. Im engeren Sinne verstand man darunter ritterbürtige, von jedem Dienstverhältnis freie Männer. Kein Niederer konnte Richter eines Höheren sein Die Vorladungen erfolgten, je nach dem Stande des Angeklagten, vierzehn Tage bis sechs Wochen vor dem Gerichtstage. Jeder Mann konnte ohne „Vorsprecher“ Klage führen, Frauen erhielten einen solchen in ihrem eigenen Interesse. Die Zahl der Zeugen war nach Maßgabe der Personen und Sachen verschieden; falsches Zeugnis zog schwere Strafe nach sich; vor dem 17. Jahre wurde niemand zum Zeugnis zugelassen. Beweis durch Eid wurde verstattet, an Festtagen aber kein Eid abgenommen. Die Vorladungen, Pfändungen, Ausweisungen aus dem Besitz, nahm der Fronbote vor. Über dem niedern Gericht stand das der **Grafen**, doch gab es allenthalben viel örtliche Verschiedenheiten, so daß namentlich hinsichtlich der Berufungen (Appellationen) keine völlige

Gleichmäßigkeit herrschte. Zuletzt ging die Berufung an den König: gegen dessen Urteil konnte man ursprünglich noch den Kampf von sieben gegen sieben anbieten; die Sieger behielten recht. Den König begleiteten in der Regel Hofrichter; zog er aus dem Reiche, so betraute er den Pfalzgrafen mit dem höchsten Gericht.

Ein schriftliches Verfahren fand nicht statt, selbst die Urteile wurden meist nicht aufgeschrieben. Das Verfahren war öffentlich: die zuhörenden Gerichtsgenossen bildeten den „Umstand", welcher den Schöppen in der Auffindung des Urteils behilflich war.

Die peinliche Gerichtsbarkeit stand allein dem Könige zu, der sie aber andern verleihen konnte, doch nur an Personen höheren Standes bis zum vierten Heerschilde. In einzelnen Gegenden bemächtigten sich des Blutbanns freie (nur vom König abhängige) Gerichte, aus denen die Femgerichte hervorgingen; doch gehört ihre Haupttätigkeit einer späteren Zeit an. Peinliche Strafen gingen in der ältesten Zeit nicht auf Leib und Leben; noch im 12. und 13. Jahrhundert konnte man wörtliche Beleidigungen, wie schwere Verwundungen mit Geld büßen, falls sich der Beleidigte dabei beruhigte. Buße und Wergeld waren verschieden auch nach dem Stande des Beleidigten. Zwei wollene Handschuhe und eine Mistgabel hieß der Tagelöhner Wergeld; Spielleute und andre, die Gut für Ehre nahmen, durften sich nur am Schatten des Beleidigers rächen.



Tagelöhner, welcher zur Buße Handschuhe und Mistgabel erhält. Heidelberger Handschrift des Sachsenspiegels.



„Spilluyte un alle di sich czu eigen geben. den gibit man czu buze den schaten eines mannes" Aus den Bildern des Sachsenspiegels, Heidelberger Handschrift.

Es war erlaubt, das Schuldbekenntnis durch gewaltsame Mittel zu erzwingen, wenn jemand gegenüber zwei einwandfreien Zeugen beharrlich leugnete. Diebstahl konnte durch Erstattung des Doppelten oder Dreifachen gesühnt werden; größere Diebereien bei Nacht und wissentliche Hehlerei zogen den Tod nach sich. Nur durch drei Zeugen konnte man den Totschlag als Notwehr beweisen. Mörder, Mordbrenner, Räuber wurden gerädert; die tüchtigeren Kaiser und Fürsten ließen auch die Raubritter ohne Umstände aufhängen.

Wer sich dem niederen Richter nicht stellte, verfiel in die niedere Acht; wenn er sich binnen sechs Wochen nicht löste, in die Acht des höheren Richters. Zog sich jemand nicht binnen Jahresfrist aus der Acht, so kam er in des Reiches Acht und Aberacht, die aber nicht gleich vollstreckt ward. Der Geächtete verlor Lehen und Eigentum, oft auch die Ehre, und war rechtlos. Nur der König löste aus der Reichsacht.

Eigentümlich sind dieser Zeit die Schuld- oder Unschuldbeweise durch Kampf oder Gottesurteil. Kampf wurde gemeiniglich gestattet, wo die Beschuldigung auf Friedbruch, Raub, Totschlag, Verrat, Giftmischerei lautete. Wer den Zweikampf ablehnte, galt für überwunden. Ritter kämpften gewöhnlich zu Pferde in voller Rüstung. Unter Aufsicht der vom Richter dazu bestellten Personen kleideten sich andre Kämpfer nach Willkür in Leder oder Leinwand, doch mußten Haupt und Füße vorn entblößt, der Rock ohne Ärmel, die Handschuhe nur dünn sein. Wer verwundet wurde, niederfiel oder aus dem Kreise wich, war besiegt und erlitt die gesetzliche Strafe. Da die Beweisführung durch



Zu Acht und Bann: Lossprechung der Mainzer Bürgerschaft von Acht und Bann, 1332. Relief im Kreuzgange des Doms zu Mainz. Die Bürgerschaft repräsentiert durch alle Stände, tritt mit den Ketten des doppelten Fluchs gebunden wehklagend vor Kaiser und Papst, um die Lösung zu erflehen; zwischen Kaiser und Papst sieht man den Erzbischof von Mainz, Balduin, gegen dessen Einführung sich die Stadt aufgelehnt hatte.

Kampf den kirchlichen Ansichten widersprach, suchten die Geistlichen dieselbe thunlichst zu verhindern.

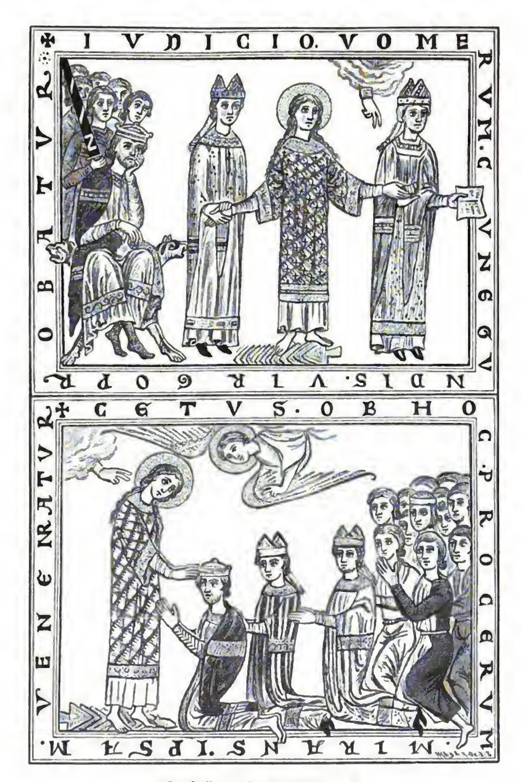
Wenn jemand nicht kämpfen wollte oder konnte, auch keinen Stellvertreter fand, oder Beweismittel fehlten, ließ das Gericht Gottesurteile (Ordalien) zu oder ordnete sie an. Die gebräuchlichsten waren die des glühenden Eisens, des siedenden und kalten Wassers. Bei der ersten Probe nahm der Beschuldigte nach feierlicher Beteuerung seiner Unschuld und Genuß der Hostie glühendes Eisen in die Hand, bei der Probe des siedenden Wassers wurde der Arm bis an den Ellbogen hineingesteckt. Die Verletzungen bewiesen die Schuld. Wenn ein Beschuldigter, ins (kalte) Wasser geworfen, schwamm, galt er als schuldig. Die eigentliche Feuerprobe bestand darin, daß jemand, leicht bekleidet, zwischen zwei brennenden Holzstößen hindurchgehen mußte. In eigentümlicher Weise läßt die mittelalterliche Legende die Kaiserin Kunigunde, Heinrichs II. Gemahlin, ihre Unschuld erweisen, indem sie über zwölf glühende Pflugscharen barfüßig unverletzt dahinschreitet.



Die zum gerichtlichen Zweikampf vorgeschriebene Tracht und Bewaffnung. Kopf und Vorderteil der Füße bloß, Haar rund geschnitten, Rock ohne Ärmel, nichts Eisernes außer dem Schwert und dem Buckel des kreisrunden Schildes. — Heidelberger Handschrift des Sachsenspiegels.

Kampf wie Gottesurteil waren natürlich höchst ungeeignete Mittel, die Schuldfrage der Wahrheit gemäß zu entscheiden, und gewiß hat oft genug der Unschuldige unter dem Zufall oder dem Betruge gelitten.

Was das äußere Leben der einzelnen Stände der Nation angeht, so steht das ritterliche Leben, über das anderweitig gehandelt ist, bei weitem im Vordergrund; schon um das Jahr 1200 sind die Ritter die eigentlichen Tyrannen der Landschaft. Eifersüchtig wachen sie darüber, daß sich in ihren Kreis kein Bauer drängt, was in diesem Zeitraum jedoch noch an einzelnen Stellen geschieht. Umsonst



Darstellung eines Gottesurteils.

Kaiserin Kunigunde (Gemahlin Heinrichs II.) geht zum Beweise ihrer Unschuld über glühende Pflugscharen und wird dann vom Kaiser und den versammelten Edlen wie eine Heilige verehrt. — Titelbild einer Lebensbeschreibung der heil. Kunigunde in der Bibliothek zu Bamberg, zusammengebunden mit der „Vita E. Heinrici". Das Bild, Federzeichnung mit leichter Farbenangabe, stammt nach Stil und Technik aus dem XII. Jahrhundert.

Umschrift: „Iudicio vomerum Cunegundis virgo probatur: Cetus ob hoc procerum mirans ipsam veneratur."
„Probe der Pflugscharen hat Kunigundens Unschuld erwiesen: Staunend sinkt ihr darum der Edlen Versammlung zu Füßen."

verbot man wohl in Bayern (1244) und Österreich den Bauern, Waffen zu führen, immer von neuem wird geklagt, daß sie in Ritterkleidern prangen, Kettenpanzer tragen und mit dem Schwert klirren.

So muß man annehmen, daß in einigen Gegenden die Lage des **Bauernstandes** eine ganz behäbige war. Auch gereichten die neuen Ansiedelungen, wie erwähnt, dem Bauernstande im Norden und Osten zu wesentlicher Hebung und Förderung. Die ländlichen Beschäftigungen entwickelten sich auf Grund früherer Erfahrungen; gerade nach dem Jahr 1200 begann der Bauer sein Feld sorgfältiger zu bestellen, doch war man in Ackerbau und Viehzucht von einem systematischen Wirtschaftsbetriebe noch weit entfernt. In der Nähe der Klöster gedieh die feinere Gartenkultur: die Weinberge wurden eifrig gepflegt; Holländer und Flamländer verbreiteten die Kunst, Moorgegenden in fruchtbare Gefilde zu verwandeln.

Von den größeren **Städten** Deutschlands bestanden die meisten schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts; unter den Hohenstaufen entwickelten sie sich zusehends, ohne sich von seiten der Kaiser besonderer Fürsorge zu erfreuen. Selbst Städte, wie Basel und Straßburg, waren um das Jahr 1200 noch arm an Kirchen und großen oder festen Häusern, selbst diese aber hatten nur wenige und kleine Fenster. Handwerker und Kaufleute waren nur in geringer Zahl vorhanden. Alles dies änderte sich in den nächsten zwei Menschenaltern unter dem Einflusse des erstarkenden Bürgersinns und des zunehmenden Verkehrs.

Wie die Entstehung der Städte eine verschiedene war, entwickelte sich ihre **staatsrechtliche Stellung verschieden**, je nachdem königlicher, bischöflicher oder fürstlicher Einfluß fortdauerte. Die ältesten Vorgesetzten in den Städten waren nämlich Vögte, die vom Könige, Fürsten oder Prälaten bestellt wurden. Gelang es den Städten, durch Gewalt oder Vertrag sich den Vögten zu entziehen, so wurden sie zu Reichsstädten: siegten die landesherrlichen Ansprüche, so ward die Stadt zur Landstadt.

Weder die Zahl, noch die Amtsdauer, noch die Rechte der **Bürgermeister und Ratsherren** waren überall gleich. Der älteste Geschäftskreis des Rates umschloß die Polizei und die Verwaltung des Gemeindegutes, dann bildeten die Strafgesetze den wesentlichsten Teil der Stadtrechte.

Die Einwohner zerfielen ihren Rechten nach in Hörige, Einsassen, Schutzverwandte, Halbbürger, Vollbürger, Patrizier. Anfänglich standen die erstern oft unter besondern Obrigkeiten; trat eine innigere Gemeinschaft ein, so befand sich die **Regierung der Stadt ausschließlich in den Händen der Altbürger**, der patrizischen „Geschlechter", d. h. der ersten städtischen Ansiedler. Die Spießbürger, von ihrer Waffe so genannt, die Pfahlbürger, die außerhalb der Umpfählung der Stadt selbst wohnten, mußten sich ihre politischen Rechte erst noch erkämpfen. Diese Aufgabe lösten in der Folgezeit die **Zünfte**, die sich im Laufe des 12. Jahrhunderts als Handwerksvereine bildeten*), um ihr gemeinsames gewerbliches Interesse zu wahren.

Die bürgerlichen **Gewerbe** wie die der Bäcker, Müller, Schlächter standen unter strenger Aufsicht der Obrigkeit; gesetzliche Taxen schützten den gemeinen Mann vor Überteurung; auch der Lohn der Arbeiter, der Zimmerleute, Dachdecker, Maurer wurde festgestellt. Von den Erzeugnissen des deutschen Handwerks werden namentlich gewebte Stoffe, Goldschmiedearbeiten, Panzer und Lederarbeiten gerühmt.

Der **Handel**, durch die Römer- und Kreuzzüge gefördert, bewegte sich einstweilen noch in ziemlich engen Grenzen, besonders auch wegen der Unsicherheit der Straßen, welche bewaffnetes Geleit notwendig machte. Die Befriedung der Landstraßen ließen sich die Kaiser freilich schon früh angelegen sein: nach einem Gesetz Lothars (1137) zahlte jeder, der Kaufleute belästigte, 100 Pfund Goldes, zur Hälfte an die kaiserliche Kammer, zur Hälfte an den Beschädigten. Nachbarfürsten schlossen zuweilen Bündnisse zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit. Im allgemeinen ließ dieselbe aber das ganze Mittel-

*) Die erste Zunft, die (für das Jahr 1149) erwähnt wird, ist die der Bettziechenweber in Köln.

alter hindurch soviel zu wünschen, daß man sich fast wundern kann, wie die Städte trotz zahlreicher Fährlichkeiten emporblühten und der Handel immer weitere Ausdehnung gewann. Die Städtebündnisse waren jedenfalls wirksamere Schutzmittel, als die Geleitsbündnisse wohlmeinender Fürsten. Nachteilig für den Gesamtverkehr waren auch viele Rechte und Vorrechte, die einzelnen Städten erteilt wurden. Dahin gehörten namentlich das Stapelrecht, das Köln, Regensburg, Straßburg, Wien besaßen, und das gleichartige Niederlagsrecht, das z. B. Frankfurt a. O. und Landsberg a. W. 1253 und 1257 erhielten. In Stade mußten alle von der See einlaufenden Schiffe die Zeit von drei Fluten hindurch anlegen; ein schlesischer Herzog setzte im Jahre 1273 fest, daß nur in Breslau eine Warenniederlage sein dürfe.

Endlich hinderten den Verkehr auch förmliche Ausfuhr- oder Einfuhrverbote. So durfte — zu gunsten des Wiener Handels — kein Bürger aus Schwaben oder Regensburg mit Waren nach Ungarn ziehen. Fremde und Einheimische waren hinsichtlich des Handels bald gleich, bald ungleich gestellt. In Köln durfte (1259) kein fremder Kaufmann länger als jährlich dreimal sechs Wochen verweilen, mit gewissen Gegenständen nicht im einzelnen handeln und kein Silber kaufen.

Der Geldverkehr befand sich fast ausschließlich in den Händen der Juden, da die christliche Kirche, entgegen den Bedürfnissen des praktischen Lebens, das Zinsennehmen untersagte. Die Juden, welche, ausgeschlossen von der übrigen bürgerlichen Gesellschaft, in den Städten in besonderen Stadtvierteln lebten, ja als „Kammerknechte" des Kaisers nur gegen ein Schutzgeld geduldet wurden, rächten sich für diese Intoleranz oft durch übermäßigen Wucher. Mit welcher Zähigkeit und Pfiffigkeit sie ihre Geldgeschäfte betrieben, lehrt namentlich der Umstand, daß sie nach den heftigsten Verfolgungen immer wieder an den frühern Wohnplätzen erscheinen und auch bald wieder zu großem Wohlstand gelangen. Leider brachte es auch in Deutschland der religiöse Fanatismus zu Judenverfolgungen, welche nicht zu rechtfertigen sind, selbst wenn die gegen die Juden erhobenen Beschuldigungen begründet gewesen wären. Übrigens wandten sich die Juden frühzeitig auch dem Studium der Medizin zu und wurden wegen ihrer Geschicklichkeit nicht selten Leibärzte der Fürsten. Die Päpste zeigten sich den Juden gegenüber weit humaner, als die oft interessierten Fürsten: die deutschen Kaiser, denen der Judenschutz große Summen einbrachte, haben sie fast stets milde und gerecht behandelt. Insbesondere gilt dies von dem in religiösen Dingen gleichgültigen Friedrich II., aber schon Friedrich I. wurde von Ludwig VII. wegen übermäßiger Begünstigung der Juden getadelt.



Jude, aus der Heidelberger Handschrift des Sachsenspiegels.

Wegen des großen Gewinns, den das Zinswesen gewährte — denn zehn bis zwölf Prozent war der gewöhnliche Zinsfuß und zwanzig Prozent durchaus nicht unerhört — widmeten sich auch viele Christen trotz des Kirchenverbots solchen Geschäften, besonders die Kaufleute aus der Lombardei und Mittelitalien, aus Florenz, Siena, Lucca, Genua, Asti u. s. w. Daher stammen denn viele Ausdrücke im Geldverkehr; auch die Erfindung der Wechsel und das Wechselrecht hat in Italien seinen Ursprung. Das Wechslergewerbe war im Mittelalter bei der Unzahl von Münzstätten noch notwendiger und verbreiteter als heutzutage. Das Verhältnis des Goldes zum Silber schwankte zwischen 1 zu 10 und 1 zu 12; die schönsten Goldmünzen dieser Epoche waren die Augustalen Friedrichs II., die gangbarsten venetianische Dukaten und florentinische Goldgulden (Floreni), die zuerst im Jahr 1252 geschlagen wurden. (Die Abzeichen und Inschriften der Münzen sind sehr mannigfacher Art. Die Florentiner Gulden zeigten auf der einen Seite Johannes den Täufer, auf der andern eine Lilie; das Reichsgeld, welches Friedrich I. in

Aachen schlagen ließ, wies auf der einen Seite sein Brustbild, auf der andern das Karls des Großen.)



Goldener Augustal Friedrichs II.

Vorderseite: Der Imperator mit IMP(erator) ROM(anorum) CESAR AVG(ustus), | Rückseite: stehender Adler im byzantinischen Stil mit „FRIDERICVS."

Diese prachtvollen Augustalen sollen zu Brindisi geprägt worden sein; sie stehen in ihrer charaktervollen Schönheit allein in ihrer Epoche. — Sammlung Dannenberg in Berlin.



Florentinischer Goldgulden.

Vorderseite: Johannes der Täufer mit Umschrift: S(anctus) JOHANNES B(aptista). | Rückseite: Stilisierte Lilie (das Wappen von Florenz) m. Umschrift: FLORENTIA.

Aus dem königl. Münzkabinett zu Berlin.



Venetianischer Dukaten.

Vorders.: Der heil. Markus reicht dem knieenden Dogen IO(hannes) DANDVL(us) (1280—89) die Fahne, neben derselben steht DVX. Hinter dem h. Markus S(anctus) M(arcus) VENETI(a). | Rückseite: Christus im Nimbus mit 9 Sternen, und der gereimte Hexameter: SIT T(ibi) X E (Christe) DAT(us) Q(uem) TV REGIS ISTE DVCAT(us).

Aus dem königl. Münzkabinett zu Berlin.

Was die Volksbildung jener Zeiten betrifft, so war sie natürlich weit weniger allgemein als heutzutage; selbst ausgezeichnete Dichter, wie Wolfram von Eschenbach, konnten nicht schreiben. Der Unterricht selbst war noch vorwiegend in den Händen der Geistlichkeit und zielte auf die geistliche Bildung. Denn der Unterricht in den sieben „freien Künsten" (Grammatik, Rhetorik, Dialektik, — das „trivium" — und Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie, — „quadrivium") gewährte eigentlich nur die Anfangsgründe der Kenntnisse, die der zukünftige Geistliche brauchte. Obendrein vernachlässigte man im 13. Jahrhundert oft die sieben freien Künste zu gunsten unfruchtbarer philosophischer Spekulationen. Für die wahre Geistesbildung ist diese „scholastische" (schulgerechte) Philosophie trotz der meisterhaften Leistungen einzelner großer Geister — unter den Deutschen ragte hervor Albert der Große, geb. zu Lauingen, † 1280 — ziemlich wertlos. Es war eine Ausnahme, wenn sich jemand wirklich wissenschaftlicher Forschung, der Beobachtung naturwissenschaftlicher Dinge widmete, wie der geniale Friedrich II. Im wesentlichen änderte sich in dem Unterrichtsverfahren auch nichts, als die Bürgerschaften Schulen zu errichten begannen, denn Lehrer waren nach wie vor doch Geistliche, und in der Regel war zur Errichtung einer neuen Schule die Erlaubnis des zuständigen Prälaten erforderlich. Kleine Schulen mit geringem Lehrziel durfte freilich jeder errichten, und im eignen Hause konnte man seine Kinder unterrichten lassen, von wem man wollte. Schulgeld zu nehmen war ursprünglich untersagt, doch wurde es an unzureichend begabten Stadtschulen allmählich nötig. An Schulbüchern und Vorschriften für Lehrer war kein Mangel. In Bezug auf die Schulzucht wissen wir, daß der Lehrer in Schwaben dem Schüler Rutenstreiche, aber nicht mehr als zwölf hinter einander, geben durfte. Kam ein Knabe mit blutiger Nase nach Hause, so durften die Eltern keine Klage erheben. Nach der Wormser Schulordnung vom Jahre 1260 sollte niemand wegen Armut aus der Schule gewiesen werden. Niemand durfte Schüler aufnehmen, die irgendwo schon weggejagt

waren; dagegen sollte es den Schülern freistehen, ohne Entrichtung des Schulgeldes zu einem andern Lehrer überzugehen, wenn der frühere Wunden oder die Knochen entzwei schlüge. Die Schulbildung erstreckte sich fast nur auf die Knaben, doch finden sich Beispiele, daß auch Frauen aus den höheren Ständen Latein sprachen und schrieben, und daß Frauen Mädchenschulen errichteten.

Bücher waren sehr teuer, sowohl wegen der mühseligen und zugleich kunstvollen Art des Abschreibens, als auch wegen der Kostspieligkeit des Schreibmaterials; doch hat es vielleicht schon vor dem 12. Jahrhundert in Deutschland schönes Baumwollenpapier gegeben.

Hochschulen (Universitäten) gab es in Deutschland noch nicht; zum Studium der Theologie ging man nach Paris, in Bologna studierten die Juristen. Die Stellung war sehr frei; erst im 13. Jahrhundert war es Sitte, die Bestätigung der Päpste einzuholen, um der Hochschule größeres Ansehen zu verleihen. Die Päpste waren ihnen günstig gesinnt, die Kaiser standen den Päpsten nicht nach; insbesondere hat Kaiser Friedrich I. bereits auf dem roncalischen Reichstage (1158) ein Gesetz zum Besten der Universitätslehrer und Studenten gegeben.

Es heißt darin: „Wir halten es für billig, daß, da alle guten Menschen unser Lob und unsern Schutz verdienen, diejenigen, durch deren Wissenschaft die ganze Welt erleuchtet wird, und die ihre Zöglinge zum Gehorsam gegen Gott und uns, dessen Diener, bilden, mit einer ausgezeichneten Sorgfalt wider alle Beleidigungen geschützt werden."

Auf dem Gebiete der Künste hat das 12. und 13. Jahrhundert wesentlich Neues geschaffen: Musik und Malerei treten, was Deutschland angeht, in den Hintergrund; von größter Bedeutung aber waren die Leistungen in der Baukunst und Dichtkunst.

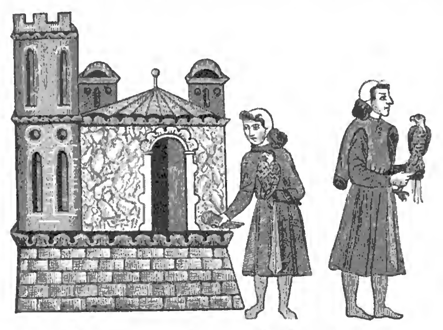
Die Verbindung des deutschen Königtums mit dem römischen Kaisertum hatte sich früher, wie den übrigen Künsten, so auch der Architektur Deutschlands förderlich erwiesen. Von Italien entlieh die kirchliche Baukunst in Deutschland Hilfe und Beistand, so lange man sich des Rundbogens, des romanischen Stils, bediente.

Der romanischen Baukunst (10. bis 12. Jahrhundert) liegt wesentlich der römische Basilikenbau zu Grunde, in Verbindung gesetzt mit kirchlichen Zwecken, Kreuzgewölben, Pfeilern, Halbsäulen. Dann schritt man weiter zur Form des griechischen oder häufiger des lateinischen Kreuzes mit einem gegen Morgen gerichteten Chore, welches die Geistlichen von den Laien trennt.

Allmählich ward der deutsche Meister selbständiger, und schon der romanische Stil des 12. Jahrhunderts zeigt viel Mannigfaltigkeit und große Fortschritte. Das Aufwärtsstrebende, die Einführung mächtiger Strebepfeiler und Gewölbe, entsprang schon aus deutschem Geiste und deutscher Kunst. Der neue Stil aber, welcher sich seit der Mitte des 12. Jahrhunderts herausbildete und namentlich den Rundbogen mit dem Spitzbogen vertauschte, verdient den Namen des deutschen oder, wenn man will, germanischen. Lange hat man dies verkannt und diesen Stil den maurischen genannt, indem man auf das vereinzelte Vorkommen des Spitzbogens in maurischen Bauwerken unverdientes Gewicht legte; noch weniger Grund hat die Bezeichnung „gotischer Stil." Überhaupt ist der Spitzbogen nicht das einzige charakteristische Merkmal der neuen deutschen Architektur. Sie folgt dem Grundsatz: weniger Mauern, mehr hohe Fenster und Seitenschiffe, ein Wald von Pfeilern und Baumhallen, alles Finstere, Geschlossene verbannt.

Schon zu Friedrichs I. Zeit kam neuer Geist, Reichtum und eigentümliche Schönheit in die deutsche Baukunst, wie die Kapellen in Eger, die Unterkirche in Freising, die kaiserliche Pfalz in Gelnhausen beweisen. Unter Friedrich II. zeigte sich die Kunst in ihrer Vollendung, und wie in den klassischen Zeiten die Tempel, stellen nunmehr die Kirchen den Gipfel der Kunst dar. Die berühmtesten Denkmäler unsrer nationalen Baukunst sind der Kölner Dom (gegründet 1248), das Freiburger Münster (ausgebaut im Jahr 1300) und das Straßburger Münster, dessen Fassade der geniale Meister Erwin von Steinbach im Jahr 1277 begann. — Vollendet ward es erst im Jahr 1439.

Auch im Auslande waren deutsche Baumeister gesucht. Friedrich I. schickte dem russischen Großfürsten Andrei deutsche Künstler, welche den Dom zu Wladimir an der Kljasma erbauten. Beim Kirchenbau zu Assisi, um das Jahr 1228, ward der Plan eines Deutschen, Jakob, allen übrigen vorgezogen. Um dieselbe Zeit bauten Deutsche eine Marienkirche in Bologna; noch früher leitete ein Deutscher, Wilhelm aus Innsbruck, neben Bonanno den Bau des berühmten — allerdings schiefen — Turmes zu Pisa.



Architekturbild aus Friedrichs II. Falkenjagdbuch.

Bild zu dem Kapitel: de mansuefactione in domibus. (Von der Zähmung in Häusern.) Die dargestellten Architekturen geben ein Bild von der selbst in Nebengebäuden angewandten Pracht der hohenstaufischen Bauten.

Irrig wäre es zu glauben, man habe damals nichts als Kirchen, allenfalls auch Klöster und Krankenhäuser gebaut. Rathäuser und Paläste entstanden in großer Zahl und Schönheit; wir erinnern nur an die kaiserliche Pfalz in Hagenau und an den erwähnten Palast in Gelnhausen. Älteren Ursprungs ist die von Friedrich I. im Jahr 1184 erweiterte, jetzt in Trümmern liegende Pfalz zu Kaiserswerth, aus welcher Erzbischof Anno im Jahr 1062 den zwölfjährigen Heinrich IV. entführte.



Alte Zeichnung von der Hohenstaufenpfalz zu Hagenau.



Rekonstruktion der Pfalz Friedrich Barbarossas zu Kaiserswerth am Rhein.
Nach den erhaltenen Resten. Umstehende Inschrift befand sich ehemals über dem Hauptportal.

ANNO·AB·INCARNAT·DNI·NRI·IHV·X·MCLXXXIIII
HOC·DECVS·IMPIO·CESAR·FREDERIC²·ADAVXIT·
IVSTICIĀ·STABILIRE·VOLĒS·ET·VT·VNDIQ·PAX·SIT

Inschrift über dem Hauptportal von Barbarossas Pfalz zu Kaiserswerth.

Anno ab incarnatione domini nostri Jesu
Im Jahre der Fleischwerdung unsres Herrn Jesu
Christi MCLXXXIIII Hoc decus imperio Ce-
Christi 1184 Hat diese Zierde fürs Reich der
sar Fredericus audaxit Just'ciam stabilire
Kaiser Friedrich vergrößert, Wünschend zu sichern
volens et ut undique pax sit.
das Recht und daß Frieden sei allerorten.

Allein, welche gewaltige Sprache von der Herrlichkeit vergangener Tage die großartigen Baudenkmäler der Hohenstaufenzeit auch führen mögen, verständlicher für die große Mehrzahl sind die *litterarischen Schätze*, welche jene Periode nationalen Glanzes hinterlassen hat.

Vom zehnten Jahrhundert an war die deutsche Poesie in einen tiefen, andauernden Schlummer gesunken. Gewiß ruhte das poetische Vermögen nur, aber äußerlich ließ es sich nicht wahrnehmen: eine lateinische Kloster- und Hofpoesie herrschte, die deutschen Sprachdenkmäler des 11. Jahrhunderts sind von untergeordnetem Wert. Die Zeit der Hohenstaufen dagegen ist die Blüteperiode der deutschen Dichtung: mit dem Emporkommen dieses Kaisergeschlechtes erhebt sich auch die Anmut, Fülle und Großartigkeit der Poesie — mit dem König geht der Dichter, gleichen Schritt haltend; dem Fall der Hohenstaufen folgt die Entartung und Verwilderung der nationalen Dichtung. Man könnte bei der Betrachtung dieses parallelen Entwicklungsganges leicht auf den Gedanken kommen, als habe jenes ruhmreiche Kaisergeschlecht einen persönlichen und unmittelbaren Anteil an dem Blühen und Welken dieser herrlichen Geistestriebe. Allerdings kann diese Vermutung nicht als ganz unrichtig bezeichnet werden: glänzten doch einige jener Herrscher selbst als Dichter, gaben sie doch durch Förderung und Pflege der edlen Kunst den übrigen Fürsten ihrer Zeit ein nachahmenswertes Beispiel und den Sängern zugleich Anregung zu schöpferischer Thätigkeit. Auch ist es kein Zufall, daß der geistige Aufschwung sich vor allem im Süden Deutschlands, in Schwaben, Franken und Österreich bekundete, daß die schwäbische und österreichische Mundart die Sprache der mittelhochdeutschen Epik und Lyrik wurde.

Allein, wieviel auch von obenher, von den Königen und Höfen zur Weckung und Belebung dichterischen Geistes geschehen sein mag — und die Dichtung der Blütezeit wird wahrlich mit Recht „höfisch“ genannt — jede echte Litteratur ist nicht das künstliche Produkt eines einzelnen oder einer Familie, sondern das naturgemäße Erzeugnis der geschichtlichen Durchlebungen von Generationen. Die Ideen, welche jene Ereignisse hervorrufen oder durch sie hervorgerufen werden, die Kulturzustände, welche durch dieselben Vorgänge geschaffen werden, finden mit einer gewissen Notwendigkeit ihre Ausprägung in den Geistesdenkmälern einer Nation.

So beruht denn auch der Aufschwung, welchen die deutsche Poesie unter den Hohenstaufen nahm, im wesentlichen auf den Einwirkungen des mittelalterlichen Rittertums und der mittelalterlichen Kirche, auf der Verschmelzung beider, deren Resultat die Kreuzzüge waren. Wie der kirchliche Kultus allenthalben der Hauptsache nach der gleiche war, so wurde durch die Kreuzzüge auch die ritterliche Kultur in allen ihren Erscheinungsformen überallhin gleichmäßig verbreitet. So wenden sich die Geister teils dem Preise der heiligen Gottesmutter, der jungfräulichen Maria zu, um dann überhaupt alles, was zur Seligkeit dienen kann, in den Kreis ihrer Betrachtung zu ziehen, das Leben der heiligen Männer, der frommen, weltentsagenden Büßer: ja, sie berühren wohl gar das große Geheimnis, wie der Mensch — in dieser Zeit immer ein Ritter oder sonst ein vornehmer Mann — durch den Sieg über alle weltliche Begier, weltliche Lust, irdischen Glanz und Schein die Seligkeit, schon auf Erden den Himmel, erkämpfen kann. Auf der andern Seite spiegelt sich in den Dichtungen alles das wieder, was dem weltlichen Rittertum begehrens-, lobenswert und preiswürdig erschien. Gefahrvolle Abenteuer, zum eignen Ruhm oder zu Ehren einer edlen Dame unternommen, Errettung der bedrohten und bedrängten

Unschuld, glänzende Turniere — das sind die Stoffe, in denen die Phantasie so gerne schwelgt, die Vorgänge des wirklichen Lebens schildernd, ausschmückend, idealisierend. Dazu gibt dann der üppige Orient seine Symbolik, seine wundervolle Märchenwelt her; die Erlebnisse der Kreuzzüge verschmelzen sich mit dem, was man dort gehört und aus dem geistigen Schatz eines fremden Volkes mit in die Heimat gebracht: eine „mondbeglänzte Zaubernacht" thut sich vor uns auf. In dem Maße freilich, als die staufische Politik unser Vaterland in den Weltverkehr hineinzog, welchen die Kreuzzüge geschaffen, hat dies Kaiserhaus zur Übertragung und Einpflanzung aller jener belebenden Keime mitgewirkt.

Weil nun die treibenden Kräfte, die sich in dem Geistesleben jener Epoche offenbaren, universaler Art sind, ist die höfische Litteratur der deutschen Blüteperiode nach dem Stoff und auch zum größten Teil nach der Form keineswegs national: nur wenigen Dichtern, die dann freilich um so höheren Lobes würdig sind, ist es gelungen, dem fremden Stoff echten, innigen deutschen Geist einzuflößen. Das Material, fränkisch-karolingische, keltisch-bretonische und normannische Sagen, entnahmen die deutschen den nordfranzösischen Poeten (trouvères), eben daher holten sie ihre kirchlichen Legenden, ihre romantisierten antiken Geschichten und Mythen; nicht minder fanden die Lyriker, die Minnesinger, ihre Vorbilder in den südfranzösischen Troubadours. An dem Frauen- und Minnedienst hat, wenn man von den Beziehungen auf das Ideal aller Weiblichkeit, die Jungfrau Maria absieht, die französische Galanterie gegen die „Dame" mindestens ebensosehr Anteil, wie der echt-germanische Respekt vor dem Weibe. Sehen wir einen deutschen Sänger sich in den politischen Kampf wagen, hören wir seine Stimme „von der Zinne der Partei" erschallen, — er hat auch auf diesem Gebiet seine Vorgänger in Frankreich: man denke nur an Bertrand de Born (bis 1195), „der mit einem Lied entflammte Perigord und Ventadorn, dem zu liebe Königskinder (die Söhne Heinrichs II. von England) trugen ihres Vaters Zorn." Indes soll nicht geleugnet werden, daß in der Lyrik, besonders im Minnelied, der deutsche Geist und das deutsche Gemüt sich charakteristischer ausprägten, als in den epischen Dichtungen.

Nach der keltischen Sage hält König Artus mit seiner schönen Gemahlin Ginevra zu Kaerlleon am Usk in Wales Hof, umgeben von lieblichen Frauen und tapfern Rittern. Den Mittelpunkt des glänzenden Kreises bilden die zwölf Ritter der Tafelrunde: Iwein, Erek, Gawein, Wigamur, Lanzelot und Parzival sind die namhaftesten. Mitglied der Tafelrunde zu sein, ist die höchste Ehre; ausgeschlossen zu werden, die tiefste Schmach. Auf abenteuerlichen Fahrten vollbringen die Helden Ritterthaten; der Hauptschauplatz ihres Treibens ist der Wald Brezilian, d. i. Wald der Einsamkeit. Den Helden feindlich ist der Zauberer Klingsohr; auch die Mythe von Merlin, dem Sohn des Bösen, spielt in die Artussage hinein, der es sonst an jedem tieferen Gehalt gebricht.

Die Sage vom heiligen Gral (vom altfranz. gréal = Schüssel) behandelt in mystisch-christlicher Auffassung die altarische Vorstellung von einem auf Erden zu erreichenden paradiesischen Zustand. Aus dem Gral, welcher ein zu einer Schüssel verarbeiteter unvergleichlicher Edelstein ist, hat der Tradition zufolge der Erlöser seinen Jüngern das Abendmahl gereicht; in dem Gral hat Joseph von Arimathia das Blut aufgefangen, das aus der von Longinus durchbohrten Seite des Gekreuzigten floß. Da Christi Blut die Welt erlöst, hat der Gral wundersame, heilende und erlösende Kräfte. Ein sagenhafter französischer Prinz von untadliger Tugend, Titurel, ward gewürdigt, dem bis dahin von Engeln bewahrten Kleinod eine irdische Heimstätte zu gewähren. Auf dem Berge Montsalvage, bei Salvaterra in Biscaya, baute er dem Gral einen Tempel von unvergleichlicher Pracht. Dort hütet die ritterliche Gesellschaft der Templeisen das Heiligtum. — Später ist dasselbe von Engeln fernhin nach Osten in das Land des Priesters Johannes entführt worden.

Ehe wir die Gestalten der vornehmsten höfischen Dichter an uns vorübergehen lassen, ist noch ein Punkt hervorzuheben. Die Entwickelung der Kultur geht nie sprungweise vor sich, und so wird die Blütezeit der ritterlichen Dichtung eingeleitet durch eine Periode der

Vorbereitung, in welcher noch die Geistlichen die Träger der Geistesbildung sind; denn die Beschäftigung mit den fremden Stoffen erforderte Kenntnisse, welche die Geistlichen besaßen, die Ritter sich erst erwerben mußten: war doch selbst Wolfram von Eschenbach, wie oben bemerkt, noch des Schreibens unkundig. So hat denn die Geistlichkeit, in deren Händen die Poesie des 10. Jahrhunderts als gelehrte Dichtung entschlummert war, an der Wiedererweckung der Kunst tüchtig mitgearbeitet. In dem „Rolandsliede" des Pfaffen Konrad (um 1175), in dem „Alexanderliede" des Pfaffen Lamprecht — beide folgen französischen Mustern — zeigen sich bereits die Eigentümlichkeiten der etwas späteren ritterlichen Dichtung. Den Reigen der höfischen Dichter eröffnete — merkwürdig genug — ein Niederdeutscher, Heinrich von Veldeke, mit seiner „Eneit", in welcher er die antike Sage von Äneas im Geschmacke seiner Zeit behandelte: natürlich ist die „Minne" Mittelpunkt des Ganzen, und seine Schilderung von diesem mittelalterlichen Herzensideal blieb denn auch das Vorbild der höfischen Dichter. Da er zudem Reinheit der Sprache, strengeren Rhythmus im Verse pflegte, verdient er in der That das Lob: „er impfete das erste Reis in unsrer deutschen Zungen."

Der Schwabe, Hartmann von Aue (gest. zwischen 1210 und 1220), galt durch seinen „Erek" und „Iwein", Dichtungen, in denen der Kreis der Artussage behandelt wird, seinen Zeitgenossen als der in Sprache und Stil ausgezeichnetste Vertreter der höfischen Epik. Aber während die Nachwelt jenen abenteuerlichen Heldenthaten weniger Interesse entgegenbringt, beugt sie sich bewundernd vor dem großen Meister Wolfram von Eschenbach (bei Ansbach), welcher wohl die herrlichste Zierde des sangesreichen thüringischen Hofes ausmachte. Ihm schwebte ein höheres Ziel vor, als die farbenreiche Aneinanderreihung wundersamer Abenteuer, er gedachte den Triumph des inneren Menschen über Weltlust und weltliche Begier, wie ihn das Christentum fordert, die Begebenheiten einer ringenden Seele, die Thaten eines irrenden Geistes darzustellen. So schuf er seinen „Parzival." Die Artus- und die Gralsage boten ihm einen für solchen Zweck vortrefflich geeigneten Stoff, in den er aber deutsche tiefsinnige Speculation, deutschen Idealismus hineinlegt. Drei Abschnitte sind im Leben des Helden zu unterscheiden: in kindlicher Einfalt und Unbesonnenheit bringt der Sohn Gamurets und Herzeloidens zuerst sein Leben hin; dann erwacht in ihm sowohl der Drang, das Geheimnis von Gott zu erfahren, als auch die Welt zu schauen; vergebens sucht ihn die liebende Mutter zurückzuhalten, vergebens, ihm die Welt von vornherein zu verleiden, indem sie ihm Narrenkleidung anlegt.

Zwar lächelt ihm das Glück, aber selbst der Besitz der schönen Kondwiramur, die er in echtem Ritterkampf erworben, läßt ihn unbefriedigt, er zieht auf weitere Thaten aus. Da wird ihm die Gelegenheit geboten, das höchste Heil zu erwerben: unvermerkt gelangt er zur Burg des heiligen Gral, aber er fragt nicht nach den Geheimnissen desselben — wer nach dem Himmel nicht fragt, ist nicht wert ihn zu erwerben. Wie im Traume zieht Parzival von dannen, nachdem er jenes Glück verscherzt: schon soll ihn, so scheint es, weltliche Ehre entschädigen, — da verhindert das Erscheinen der Gralbotin Kundrie seine Aufnahme in die Tafelrunde des Königs Artus.

Nun begiebt sich der doppelt Unglückliche auf ruhelose Fahrt, an Gott und der Welt verzweifelnd. Der Dichter nimmt nun Gelegenheit, uns in der Person Gaweins das weltliche Rittertum von seiner glänzendsten Seite zu schildern, dann läßt er den Parzival nach jahrelangem Umherirren den Weg zu Gott wiederfinden. Sein Oheim, der Einsiedler Trevrizent, macht ihn mit den Geheimnissen des Gral, mit seiner eignen Bestimmung bekannt; Parzival ist von dem Höchsten nicht verworfen und bleibt nunmehr Gott getreu. Neidlos und gleichgültig verschmäht er den Ruhm des weltlichen Rittertums, und nachdem er dies in der Person des thatenreichen Gawein besiegt, nimmt er, innerlich gereinigt und entsühnt, Besitz von dem heiligen Gralkönigreich auf Montsalvage, wo er an der Seite seiner wiedergefundenen Gemahlin gerecht regiert. So folgt auf Unbesonnenheit und Zweifel die Seligkeit.

Ein zweites Gedicht aus demselben Sagenkreis, „Titurel", ließ Wolfram unvollendet: im Jahr 1270 nahm Albrecht von Scharffenberg den Stoff wieder auf und spann ihn zu einem langen Gedichte aus, das dem „Parzival" in keiner Hinsicht ebenbürtig ist.

Im schroffsten Gegensatz zu Wolframs Parzival steht nach Inhalt und Form, nach Sprache und Tendenz das Hauptwerk des dritten Meisters der höfischen Epik: „Tristan und Isolt" von **Gottfried von Straßburg**. Dort grübelnde Mystik und ein Held von hohem, idealem Streben, hier menschliche Leidenschaft und ein Liebespaar, welches mit vollem Bewußtsein sich dem berauschendem Trank irdischer Liebe ergiebt, unbekümmert um irdisches Gesetz. Minne — nicht das sehnsüchtige Bangen nach dem Besitz, sondern der Besitz selbst ist das Ziel des Lebens. Im Vollgenuß dieses Glückes sich und die Welt vergessen, das ist die höchste Glückseligkeit. Dies ist der mit großer Meisterschaft ausgeführte Grundgedanke des Gedichtes, das mit einer gewissen Notwendigkeit gerade in dieser Epoche entstehen mußte. Welchen Abschluß der Dichter seinem Gegenstande zu geben gedachte, wissen wir nicht; die Dichtung blieb unvollendet, und die späteren Fortsetzer, Ulrich von Türheim und Heinrich von Freiberg, waren nicht im stande, den Meister zu erreichen.



Zur Minnedichtung: Darstellung der Frau Minne.

Elfenbeinerne Spiegelkapsel aus dem 13.—14. Jahrhundert. Berliner Museum. Diese anmutige Schnitzerei kann als höchst bezeichnende gleichzeitige Veranschaulichung des Minnedienstes gelten.

Die Späteren nahmen Gottfried von Straßburg, oder, wie erwähnt, Hartmann von Aue zum Muster. Es sind dies **Konrad Fleck**, der um das Jahr 1220 die provençalische Erzählung von „Flos und Blancflos" (Rose und Lilie) bearbeitete, **Rudolf von Ems** († um das Jahr 1254), dessen Legenden von besonderem Wert sind, endlich **Konrad von Würzburg**, ein Dichter von erstaunlicher Fruchtbarkeit: sein „Trojanerkrieg" umfaßt 60000 Verse. Er bildet († 1287 zu Basel) den Endpunkt dieser Periode, in der sich schon früh neben dem Respekt vor der Kirche und neben der Verherrlichung des ritterlichen Wesens Neigung zur Parodie und zur Verspottung beider Elemente kundgiebt. Die Geistlichkeit geißelt der Humor des „Stricker" im „**Pfaffen Amis**"; im „Meier Helmbrecht" wird die Sucht, es dem — entartenden — Rittertum gleich zu thun, durchgezogen.

Aus der großen Zahl der **Minnesänger**, von denen wir wissen, genügt es, den ausgezeichnetsten hervorzuheben. In **Walter von der Vogelweide** (geb. wahrscheinlich in Tirol, gest. bald nach 1230) finden wir alle Elemente des Minnegesanges vereinigt. Dem Frühling singt er sein Loblied: „Mögt ihr schauen, was dem Maien Wunders ist beschert?" die Blumen, die Laubbäume, Rose und Linde sind seine Freude. Aber seine höchste Lust ist sein „herzliches Frowelin"; sie ist die holdeste unter allen deutschen Frauen, die doch in keinem Lande der Welt gleich lieblich und sittig zu schauen sind.

Nicht allein der Minne und der Frau klingt sein Lied, er singt auch den Preis des Vaterlandes. „Viele Lande," sagt er, „habe ich gesehen und mich wohl in ihnen umgeschaut, aber deutsche Zucht geht allen vor." Schmerz bereitet ihm die Zerrüttung Deutschlands nach dem Tode Heinrichs VI., mit Entrüstung erfüllt ihn die Scheinheiligkeit der Geistlichkeit, die Hinterlist und Überhebung des Papsttums. Die Fürsten mahnt er zur Einigkeit, dem hohenstaufischen Philipp ruft er begeistert zu, des kaiserlichen Amtes zu walten. So dürfen wir in Walter einen nationalen Dichter verehren, dessen Lieder die höfische Epik vielleicht lange überleben dürften.

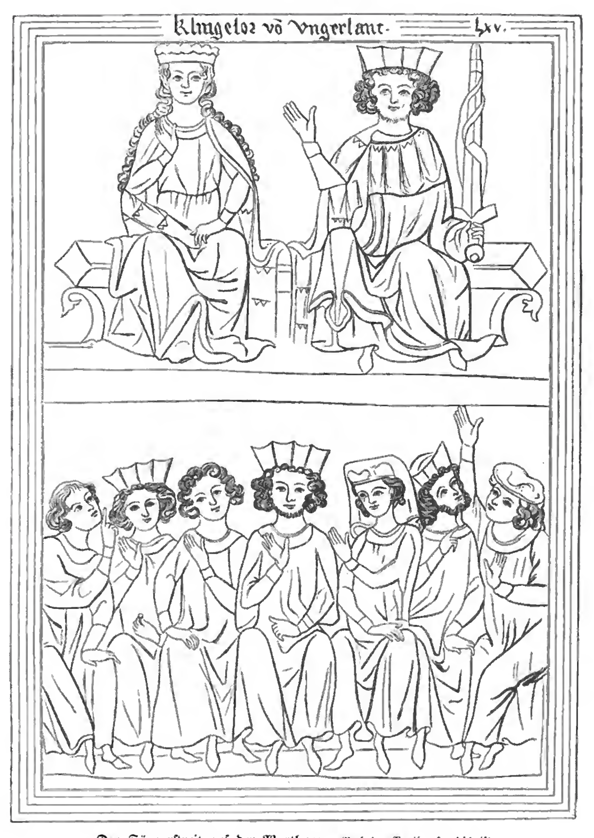
Der Minnegesang geriet gleichzeitig mit dem Minnedienst in Verfall; die Entartung beider zeigt sich teils in dem wunderlichen „Frauendienst" des Ritters Ulrich von Lichtenstein († um 1275), teils in den derben Schwänken des Ritter Nithart, der mit der Schilderung bäurischer Plumpheit die höfischen Kreise ergötzt. Nachdem sich dann der Geschmack immer mehr der nüchternen didaktischen Poesie zugewendet, strandet im folgendem Jahrhundert die Muse in der Werkstätte ehrsamer deutscher Handwerksmeister, der „Meistersinger", deren Verskünsteleien nur als kulturgeschichtliche Kuriositäten ein beschränktes Interesse beanspruchen können.



Bildnis Heinrichs von Meißen (Frauenlobes) von seinem Sarkophage im Kreuzgange des Doms zu Mainz. Unten die Darstellung der von Frauen getragenen Bahre Umschrift: „† Anno Domini MCCCXVIII (1318) . . . . . (unleserlich) henricus frowenlob dem got genadt." Die Schrift auf den beiden Täfelchen zu seiten des Kopfes nicht zu entziffern, wahrscheinlich Angabe des Sterbetages.

Ein Nachklang von dem lebens- und sangesfrohen Treiben am Thüringer Hofe ist die Sage von dem Sängerkriege, der im Jahr 1207 auf der Wartburg stattgefunden haben soll. Angeblich gerieten die sechs Sänger, die sich dort zusammenfanden, in Streit über die Vorzüge etlicher Fürsten, namentlich des Herzogs Leopold von Österreich und des Landgrafen Hermann. Heinrich von Ofterdingen, welcher für den ersteren eintrat, verwirkte im Kampf der Lieder sein Leben und wurde nur mit Mühe von der Landgräfin vor dem Strange bewahrt. Man giebt dem Sänger ein Jahr Frist; zur Entscheidung des Streites soll Ofterdingen den Zauberer Klingsohr aus Ungarland herbeiholen. Das bewirkt er auch mit Unterstützung des Herzogs Leopold, aber von der Entscheidung wird nichts berichtet, sondern Klingsohr und Wolfram führen mit kunstvollen Rätseln einen Wettkampf. Immerhin mag ein Sängerwettstreit auf der Wartburg im Jahr 1207 stattgefunden haben, aber die uns unter dem Namen des „Wartburgkrieges" überlieferten Lieder sind dort jedenfalls nicht erklungen.

Ein später Nachhall des Minnegesanges findet sich in den Gedichten Heinrichs von Meißen, der den Namen „Frauenlob" erhielt, weil er der Bezeichnung frowe, d. i. die Herrin im ritterlichen Sinne, den Vorzug



Der Sängerstreit auf der Wartburg. Nach der Pariser Handschrift.

Oben: Landgräfin Sophia und Landgraf Hermann von Thüringen.

Unten: Herr Biterolf. Wolfram v. Eschenbach. Heinrich v. Osterdingen. Klingsohr v. Ungarland. Reinmar d. Alte. Walter v. d. Vogelweide. Heinrich v Rispach.

gab vor dem Namen wîp (im Gegensatz zu „Mann“ oder „Gemahl“), allein er legt schon unverhältnismäßig viel Gewicht auf die Form und bildet den Übergang zu den Meistersingern. Er soll zu Mainz die erste Meistersingerschule errichtet haben; die gepriesenen „frowen“ trugen ihn im Jahre 1318 zur letzten Ruhestätte im Kreuzgange des Mainzer Doms.

Als wertvollsten Schatz aber hat uns die Hohenstaufenzeit die beiden großen Volksepen, das „Nibelungenlied“ und die „Gudrun“ hinterlassen, die deutsche Ilias und Odyssee, wie man wohl mit Recht diese Dichtungen genannt hat. Nur die Aufzeichnung der Lieder fällt in diese Zeit (um 1210): schon zu Ausgang des zwölften Jahrhunderts (um 1170) mögen sie ihre gegenwärtige Gestalt gewonnen haben, aber Sammlung und Aufzeichnung erfolgte doch eben unter der Einwirkung der Geistesthätigkeit, die wir geschildert.

Wie es kam, daß die nationale Heldensage, welche in die Zeit der Völkerwanderung zurückreichend, mit Resten germanischer Mythologie stark versetzt, neu an das Tageslicht gezogen wurde, während das höfische Epos die ritterliche Schaffenskraft beschäftigte, ist gar nicht anders zu erklären, als durch die Annahme, die Freude an Wort und Lied habe sich weit über die ritterlichen Kreise hinaus bis auf die breite Masse des Volkes erstreckt. Gewiß waren die Heldenlieder durch Vermittelung fahrender Sänger von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt; aber zwischen dieser gelegentlichen Verbreitung einzelner Bruchstücke und der planvollen Zusammenfügung zu einem Ganzen liegt doch ein gewaltiger Unterschied. Denn einen berufsmäßigen Dichter, welcher dem Stoffe eine gewisse Abrundung gab, wird man immerhin annehmen müssen, wiewohl es eine Versündigung am deutschen Volksgeiste wäre, an die eigentliche Urheberschaft eines einzelnen, etwa des Kürenbergers, im Ernste zu glauben. Ein Dichter des beginnenden 13. Jahrhunderts, unter dem Einfluß der oben geschilderten fremdartigen Epik stehend, war sehr wenig geeignet, die Eigenartigkeit der deutschen Volks- und Heldensage zu erfassen, eine Eigenartigkeit, die so sehr hervortritt, daß man eher an eine Reaktion des Vaterländischen gegen das Ausländische, des Volksmäßigen gegen das Ritterliche glauben möchte.

Im Nibelungenliede handelt es sich nicht um die Abenteuer eines wagemutigen Helden, wir sehen vielmehr, wie sich an den Stammesahnen des deutschen Volkes ein finsteres Geschick, nicht ohne Schuld der Beteiligten, vollzieht: wohl erglüht Siegfried von Liebe zur schönen Kriemhild, aber das ist nicht die Minne, die in Liedern aller Welt entgegenjubelt, sondern jenes keusche, innige Gefühl, das vor sich selbst erschauernd in der Mannesbrust verborgen liegt, bis es sich der Einen gegenüber äußern darf. Und Kriemhild selbst, groß in Liebe, fast größer noch in Haß — wahrlich sie ist keine „Frowe“, um deren Gunst süße Minnelieder werben dürfen. Eine Gestalt, so eigenartig, wie die des grimmen Hagen, geht über die Auffassungskraft, geschweige denn über die Phantasie des höfischen Epikers. Auch der Grundgedanke beider Volksepen, in den Nibelungen die Lehns- und Vasallentreue, in der „Gudrun“ die schwergeprüfte und bewährte Frauentreue, liegt dem ritterlichen Dichter unendlich fern. Und an der Stelle des kirchlich-mystischen haben wir einen heidnisch-mythischen Hintergrund. Somit bleiben die Dichtungen, deren Inhalt hier nicht vollkommen wiedergegeben werden soll, nach Entstehung und Inhalt ureigner Besitz des gesamten deutschen Volkes. Begreiflich aber ist, daß mit dem Verfall des deutschen Volkstums auch die Teilnahme an diesen Dichtungen gemindert wurde; erst am Ausgange des 15. Jahrhunderts, wo sich nationales Bewußtsein besonders in den bürgerlichen Kreisen regt, erwacht auch die Freude an der Heldensage, die nunmehr in Verbindung mit den Lieblingsgestalten der höfischen Epik in die prosaischen Volksbücher übergeht.



Darstellung der dem deutschen Könige geleisteten und von diesem angenommenen Huldigung.
Zeit Rudolfs von Habsburg. Aus der Kasseler Prachthandschrift des Wilhelm von Oranse.

VIII. Begründung der habsburgischen Macht.

1. Rudolf von Habsburg, 1273—1291.

Gotisches Initial aus der Zeit Rudolfs von Habsburg. Aus einem Prachtmissale des Stifts Admont in Österreich. Nach dem Original kopiert.

Nachdem im Jahre 1272 Richard von Cornwallis, welcher fünfzehn Jahre lang den Titel eines deutschen Königs geführt hatte, gestorben war, erwachte in Deutschland die allgemeine Sehnsucht nach einem Reichsoberhaupt, welches im stande wäre, der Unordnung zu steuern, der Zerrüttung Einhalt zu thun und friedliche Zustände herbeizuführen. Nicht allein die Schwachen und Geringen erhofften von einem kräftigen Herrscher die Wiederkehr besserer Tage, auch die Mächtigen, die Fürsten, waren nicht abgeneigt, sich einem Herrn unterzuordnen; denn die wachsende Auflösung des Reiches mußte nachgerade auch sie mit schwerer Sorge erfüllen.

Auch das Papsttum, welches durch den Sturz der Hohenstaufen den Sieg über das Kaisertum davongetragen und die heillosen Zustände Deutschlands nicht zum kleinsten Teile mitverschuldete, hatte inzwischen eingesehen, daß sich seine Stellung in der kaiserlosen

Zeit nur verschlechtert hatte. Das französische Herrschergeschlecht, welches vom Papste in der Hitze des Gefechts zur Hilfe gerufen war, ließ sich keine Grenzen vorschreiben und gefährdete bereits die Selbständigkeit des römischen Stuhles. Schon stellte der französische König den Antrag, ihm die kaiserliche Würde zu erteilen. Ein deutscher König war jetzt sogar erwünscht.

Außer dieser Rücksicht war für den Papst Gregor X., welcher im Jahre 1272 den apostolischen Stuhl einnahm, noch ein andres Moment entscheidend. Ihn beseelte der Gedanke eines großen Kreuzzuges, bei welchem ihm ein Kaiser als Oberhaupt des römischen Reiches hilfreich zur Seite stehen sollte. Daher wies Gregor Frankreichs Anträge zurück und ermahnte die Kurfürsten, zu einer Neuwahl zu schreiten. Allerdings lebte König Alfons von Kastilien noch, aber er war im Reiche so gut wie verschollen.

Trotz der im allgemeinen günstigen Stimmung mußte eine Neuwahl auf erhebliche Schwierigkeiten treffen. Die rheinischen geistlichen Kurfürsten standen nicht im besten Einvernehmen, das größte Hindernis aber schien die machtvolle Stellung des Königs Ottokar von Böhmen zu bereiten.

Nach dem Aussterben des babenbergischen Herzogsstammes von den Ständen des bedrängten Landes zum Herrscher über Österreich und Steiermark erkoren, dann auch im Besitze von Kärnten und Krain, streckte er seinen mächtigen Arm von der Oder bis zum adriatischen Meer. Kreuzzüge gegen die heidnischen Preußen bahnten ihm den Weg an die Ostsee, Ungarn eroberte er bis zur Raab, im Westen schwächte er Bayern und besetzte die Bischofsstühle zu Passau und Salzburg mit Männern seiner Wahl.

Ward ihm die deutsche Krone nicht zu teil, so war er voraussichtlich wenig geneigt, dem Reiche einen König zu geben, dessen Walten ihn selbst schädigen oder beschränken konnte. Und endlich, wem sollte man denn die Krone übertragen? Denn so weit ging auch der Patriotismus der Kurfürsten nicht, daß sie etwa nach dem Mächtigsten ausgeschaut hätten; um keinen Preis durfte man einen Fürsten wählen, der, im Besitze einer bedeutenden Hausmacht, daran denken konnte, das Königtum auf Kosten der Kurfürsten zu stärken. Wo aber sollte man unter den kleinen Machthabern die Persönlichkeit finden, welche, stark genug, um Frieden und Ordnung herzustellen, dem hochfürstlichen Wesen nicht gefährlich werden konnte?

Dem Erzbischof Werner von Mainz gebührt das Verdienst, die richtige Wahl getroffen zu haben, indem er die Aufmerksamkeit der Kurfürsten auf den Grafen Rudolf von Habsburg lenkte.

Einer nicht unbegründeten Nachricht zufolge hatte der Erzbischof die Tüchtigkeit dieses ritterlichen Herrn zuerst kennen gelernt, als er nach seiner Erhebung auf den Mainzer Stuhl nach Rom ziehen wollte, um sich das Pallium zu holen. Rudolf gab dem Kirchenfürsten das Geleit von Straßburg bis an die Alpen, und Werner soll schon damals gelobt haben, dieses wichtigen Dienstes sein lebelang eingedenk zu sein.

Ein andrer Vorgang, der mit geringerem Recht in Verbindung mit Rudolfs Wahl gebracht wird, aber durch Schillers „Graf von Habsburg“ verewigt worden ist, mag hier gleichfalls Erwähnung finden. „Einstmals ritt Graf Rudolf auf das Weidwerk. Da begegnete er einem Priester mit dem Sterbesakramente, dem der Mesner das Glöcklein vortrug. Rudolf stieg vom Pferde, um dem Sakramente seine Ehrfurcht zu beweisen. Nun

floß aber quer über den Weg ein Bächlein, welches der Priester überschreiten mußte. Als er sich die Schuhe auszog, um das Wasser zu durchwaten — denn er hatte Eile und wollte einen Todkranken durch das Sakrament stärken — hieß ihn der Graf sich seines Pferdes bedienen, damit er seine geistliche Pflicht desto eher erfüllen könne. Der Priester brachte dem Grafen dankend das Pferd zurück, aber Rudolf wollte es nicht wieder besteigen, seitdem es in dem Sakramente seinen Herrn und Schöpfer getragen. So ließ er das Pferd dem Priester." Bald nachher wurde dem frommen Grafen die Weissagung zu teil, er sei zu hohen Ehren berufen, und eine spätere Überlieferung fügt hinzu, der Priester, welchem Rudolf jenen Dienst geleistet, sei nachmals Kaplan bei dem Erzbischof Werner geworden und habe durch die Erzählung dieses Vorfalls dem Grafen die Sympathie des hohen Kirchenfürsten gewonnen.

Während Werner auf die geistlichen Kurfürsten einwirkte, war der Burggraf Friedrich von Nürnberg, welcher mit Rudolfs Schwester vermählt war, im Interesse desselben bei den weltlichen Fürsten thätig. Der Hinweis auf die Tüchtigkeit und den Biedersinn des Grafen war erfolgreich, auch ließen sich einige der Wahlfürsten, insbesondere der Pfalzgraf vom Rhein, durch die Aussicht bestimmen, mit dem zukünftigen Könige in eine Familienverbindung zu treten. Von Bedeutung aber war es ohne Zweifel, daß Rudolfs Machtverhältnisse etwa den Wünschen und Meinungen der Kurfürsten entsprachen: sie waren mäßig, erschienen aber ausreichend, um als Grundlage der königlichen Stellung zu dienen.

Die Habsburger gehörten zu den Grafengeschlechtern Südwestdeutschlands, die sich allmählich, namentlich im 12. Jahrhundert, eine besonders angesehene Stellung errungen hatten. Ihre Stammgüter lagen an den freundlichen Ufern der Aar und Reuß, beherrscht von der kleinen Feste Habsburg oder Habichtsburg, nach welcher das Geschlecht sich nannte. Durch Heirat und kaiserliche Gnade erweiterte sich ihr Gebiet. Nach einander erlangten die Habsburger die Landgrafschaft im oberen Elsaß, den Zürichgau, Teile von dem Besitz der Lenzburger Grafen und die Grafschaft im Aargau. Als sich dann im Jahre 1232 das Geschlecht in zwei Linien teilte, erwarb Graf Albrecht, der Begründer der älteren Linie, neue Ansprüche durch seine Vermählung mit der Gräfin Helwigis von Kyburg.

Am 1. Mai 1218 gebar sie einen Sohn, Rudolf, welcher vom Kaiser Friedrich II. aus der Taufe gehoben und von der Vorsehung bestimmt wurde, dereinst selbst das Scepter des Reiches zu führen. Von seinen Jugendjahren wissen wir wenig; im Jahre 1241, nach dem Tode seines Vaters, finden wir ihn in Faenza bei Kaiser Friedrich II., denn in dem großen Kampfe zwischen dem Papst und den Hohenstaufen hielt das Geschlecht treulich zum Kaiser. In die Heimat zurückgekehrt, vermählte er sich 1243 mit einer Gräfin von Hohenberg, begab sich aber bald darauf wieder an das kaiserliche Hoflager nach Verona. Wie Friedrich II., so leistete er auch dessen Nachfolger, Konrad IV., und dem unglücklichen Konradin manchen Dienst, der nicht unbelohnt blieb. Aber freilich verfeindete er sich dadurch mit der Kirche, die ihn mit dem Banne belegte, und mit seinem Oheim von Kyburg, der, wie auch die jüngere Linie des Hauses Habsburg, auf seiten des Papstes stand. Obwohl im Jahre 1261 eine Aussöhnung erfolgte, gelang es dem Grafen Rudolf beim Tode des letzten Kyburgers nicht sogleich, das ganze Erbe in seine Hand zu bringen; denn König Richard gab es dem Grafen Peter von Savoyen. Aber der Tod befreite Rudolf von diesem Nebenbuhler, und so war die habsburgische Hausmacht wieder um ein Beträchtliches vermehrt worden. Schon im Jahre 1262 hatte Rudolf als Bundesgenosse der Stadt Straßburg den dieselbe befehdenden Bischof von Straßburg bei Hausbergen in offener Feldschlacht besiegt und sorgte seitdem in löblicher Weise für die Aufrechterhaltung des Landfriedens in diesen Gegenden. Doch geriet er

wegen einiger Plätze, die ihm vor langer Zeit vom König verpfändet waren, in Streit mit dem Bischof von Basel; vor dieser Stadt lagerte er, als ihm die Kunde ward, daß ihn die Fürsten zu ihrem Oberhaupte erwählen wollten.

Dies wichtige Ereignis hatte sich in folgender Weise vollzogen. Am 1273 11. September hatten die vier rheinischen Kurfürsten sich dahin verständigt: wenn drei von ihnen über die Person des zu Erwählenden einig wären, sollte der vierte zustimmen. Als sie dann unter sich und mit den andern weltlichen Kurfürsten übereingekommen waren, Rudolf zu wählen, setzten sie unter sich die Bedingungen fest, an welche sie ihre Stimme knüpften, und schrieben den Wahlakt auf den 29. September nach Frankfurt aus.

Alle Kurfürsten, mit Ausnahme des Böhmenkönigs Ottokar, erschienen; dieser ließ sich durch den Bischof von Seckau und Bamberg vertreten. Der letztere bestritt dem Herzoge Heinrich von Bayern,*) welcher nach einem früheren Vorgange an Stelle Böhmens an der Wahl teilnehmen wollte, dies Recht, und dadurch verzögerte sich die Verhandlung bis zum 1. Oktober. Die Kurfürsten schlossen Ottokar, in dem sein Gesandter voreilige Hoffnungen erweckt hatte, von der Wahl aus, übertrugen ihre Stimmen auf Ludwig von der Pfalz, und dieser erklärte nun im Namen der Dreieinigkeit den Grafen Rudolf für erwählt.

Der Bischof von Seckau — so erzählt ein Zeitgenosse — rief betrübt dem Mainzer zu: „Ach, daß ich je geboren ward! Herre von Mainz, wie habt Ihr also verfahren mit mir, daß ich längst habe Boten fürgesandt zu dem König in Böhmenland mit der Kunde, ihm sei das Reich worden.“ Doch muß es fraglich bleiben, ob Ottokar in der That ernstlich nach der deutschen Krone gestrebt hat, da er, schon früher mehrmals in diesem Sinne ausgeforscht, niemals zur Annahme sich bereit erklärt hatte.

Rudolf hatte während der Wahlverhandlungen mit dem Bischof von Basel Waffenstillstand geschlossen und erreichte schon am Tage nach dem Wahlakte, dessen Verlauf er sogleich erfahren hatte, Frankfurt, wo er festlich eingeholt und in den Dom geleitet wurde. Als nach der kirchlichen Feier die Belehnung der Anwesenden erfolgen sollte, fehlten die Reichsinsignien. Rudolf wußte Rat: er ergriff ein Kruzifix, küßte es und sagte: „Dies Zeichen, in dem die ganze Welt erlöst worden, mag ich wohl gebrauchen an der Stelle des Scepters.“ Erst vierzehn Tage später kam der König in den Besitz der Reichskleinodien, die in Boppard aufbewahrt waren. Auf der Krönungsfahrt nach Aachen traf seine Gemahlin bei ihm ein, welcher die elsässischen Städte schon 1273 ihre Verehrung bezeugt hatten. Am 24. Oktober wurde das Königspaar in Aachen durch den Erzbischof von Köln gesalbt und gekrönt. Nachdem er die Wahlfürsten für ihre guten Dienste mit Reichsgut und Gnadenbeweisen belohnt und am Abend seines Krönungstages zwei seiner Töchter mit den Herzögen von Pfalz-Bayern und Sachsen verlobt hatte, kehrte er zunächst nach seinen

*) D. h. von Niederbayern, denn im Jahre 1255 war das Herzogtum so geteilt, daß der ältere Bruder Ludwig (der Strenge) Oberbayern und die Pfalz am Rhein, der jüngere Heinrich Niederbayern erhielt.

Stammlanden zurück, schloß mit dem Bischof von Basel Frieden und erklärte die Stadt für eine freie Reichsstadt.

Rudolf hatte wahrscheinlich schon vor seiner Krönung dem Papste seine Wahl angezeigt.

„Mein Gewissen ist Zeuge", schrieb er an ihn, „daß ich nicht nach dieser Würde gestrebt. Denn zitternden Herzens und wohlüberlegend, welch bedeutungsvoller Ruf der Vorsehung an mich ergangen ist, schreckte ich vor dieser Würde zurück und unterzog mich der Ausübung dieses Amtes nur im Vertrauen auf den, der auch den Stammelnden Beredsamkeit verleiht, zur Verherrlichung Gottes, zur Stütze für seine Kirche und zur endlichen Beseitigung der Parteiung und Auflösung. Auf Euch, dem Papste, ruht der Anker unsrer Hoffnung; Euch bitte ich, meine und des Reiches Sache zu unterstützen; möge es Euch gefallen, uns mit dem Diadem kaiserlicher Hoheit zu versehen."

Sieben Monate nach der Wahl begrüßte Gregor den Herrscher, der eine so demütige Sprache führte, als römischen König und mahnte Alfons von Kastilien, zu gunsten der Einigkeit die deutsche Krone niederzulegen. Freilich verzichtete Rudolf durch eine Gesandtschaft an den Papst feierlich und für immer auf alle Rechte, welche die staufischen Kaiser in Italien, namentlich in Bezug auf das Königreich Sizilien, ausgeübt hatten. Er gelobte die Erfüllung aller Versprechungen, welche Friedrich II. vormals dem Papste Innocenz gethan, damit die Ursache des ärgerlichen Zwistes zwischen der Kirche und dem Reiche beseitigt werde.

Für die Aufgabe jener Ansprüche, die doch nicht mehr durchführbar waren, erhielt Rudolf die Hilfe des Papstes gegen den Böhmenkönig. Ottokar hatte bisher im besten Einvernehmen mit dem Papste gestanden und gleich nach Rudolfs Erwählung in hämischer Weise gegen ihn gewirkt, indem er ihn als unrechtmäßig gekoren, als untauglich zur Königswürde schilderte. Aber die Gesandten, welche in diesem Sinne den Papst beeinflussen sollten, überbrachten im Gegenteil die Aufforderung, Ottokar möge sich dem römischen König unterwerfen: bald darauf that ihm der Papst in einem Schreiben kund, er habe Rudolf anerkannt, und wenn sich dieser nun zum Krönungszuge rüsten werde, solle er jeden Streit meiden und jenem behilflich sein, seinen königlichen Pflichten nachzukommen. Auf den Allerheiligentag des Jahres 1275 wurde dann Rudolfs Kaiserkrönung angesetzt. 1275

Zuvörderst aber mußte der König daran denken, seinen Streit mit Ottokar zum Austrag zu bringen, und energisch ging er zu Werke. Er gedachte, den Böhmenkönig nicht nur zur Anerkennung zu zwingen, sondern ihm womöglich all das Reichsgut abzunehmen, welches Ottokar sich in der Zeit des Interregnums angeeignet hatte. Eine vorzügliche Handhabe dazu bot Rudolf das Übereinkommen, das er bei seiner Erwählung mit den Kurfürsten getroffen hatte. Indem er sich dazu herbeiließ, das von den Fürsten schon zu den Zeiten der Salier und Staufen beanspruchte Recht der Teilnahme am Reichsregiment nunmehr thatsächlich als dem Kreis des Kurfürstenkollegiums zustehend anzuerkennen, erlangte er als wichtige Gegenleistung von den Kurfürsten deren Zustimmung dazu, daß für alles seit dem Jahre 1245 verliehene Reichsgut noch

die königliche Belehnung oder Bestätigung nachgesucht werden müsse, eine Maßregel, die seit der unglaublichen Verschleuderung des einst fast unerschöpflichen Reichsgutes unter den späteren Staufern die einzige Möglichkeit bot, der königlichen Gewalt nennenswerte finanzielle Einkünfte zu sichern. Denn diesen Grundsatz der Rückforderung der zu Unrecht vergabten Reichslehen wandte Rudolf jetzt gegen Ottokar an. Auf einem Nürnberger Reichstage im November 1274 wurde das Urteil gefällt, daß ein jeder, welcher das in seinen Händen befindliche Reichsgut nicht binnen Jahr und Tag nach der Krönung beim Könige als zu bestätigendes Lehen nachsuche, sich damit freiwillig desselben begebe; Ottokar ward vorgeladen, bis zum 23. Januar 1275 vor dem Pfalzgrafen in Würzburg zu erscheinen.

Ottokar gehorchte nicht; auf dem nächsten Reichstage, der sich im Mai 1275 des Jahres 1275 zu Augsburg versammelte, ließ sich der Böhmenkönig durch den Bischof von Seckau vertreten, aber nicht, um sich zu entschuldigen oder seine Versäumnis nachzuholen, sondern um noch einmal die Rechtsgültigkeit der Wahl Rudolfs anzuzweifeln. Dies geschah in so leidenschaftlicher Rede, daß die Anwesenden sich an dem böhmischen Gesandten beinahe thätlich vergriffen hätten, wenn nicht Rudolf dazwischen getreten wäre. Um der Form zu genügen, erfolgte noch eine dritte und letzte Vorladung.

Vergeblich suchte Ottokar den Papst für sich zu gewinnen, indem er einen Kreuzzug gelobte, der, wie er wußte, dem Papste so sehr am Herzen lag; aber Gregor blieb sich und seinem Erwählten treu. Streng wies er den Böhmenkönig auf den Weg der Pflicht; ja, er war auch außerdem für Rudolf thätig. 1275 Auf einer Zusammenkunft in Beaucaire, welche er im Jahre 1275 dem König Alfons bewilligte, wies er dessen Ansprüche auf die Krone zurück, und nachher drohte er mit Kirchenstrafen, falls Alfons sich noch länger des Reichssiegels zu bedienen wage.

Trotz dieses guten Verhältnisses zwischen Papst und König mußte Rudolf für dieses Jahr den Römerzug aufgeben, wiewohl Gregor ihn aufforderte, sich der Angelegenheiten Italiens anzunehmen. Dagegen fand im Oktober des Jahres 1275 eine feierliche Zusammenkunft des Papstes und des Königs in Basel statt. Nach den üblichen kirchlichen Feierlichkeiten erschien Rudolf im Dome und leistete dem Papste einen Eid, alle Besitzungen und Rechte der römischen Kirche getreulich zu beschützen und zu erhalten, gelobte dem Papste und allen seinen Nachfolgern Gehorsam und Ehrfurcht und versprach der Kirche alle Unterstützung, wenn sie seinetwegen in einen Krieg verwickelt würde. Tags darauf verzichtete er ausdrücklich auf den letzten Rest der geistlichen Gewalt, welche die Kaiser allenfalls noch beansprucht hatten.

Wurde das Verhältnis zu Rom nach Gregors Tode — er starb im Ja- 1276 nuar 1276 — etwas getrübt, so konnte Rudolf doch getrost, ohne von dieser Seite Feindseligkeiten zu befürchten, daran gehen, seinen Streit mit Ottokar auszufechten.

In der That durfte der König nicht länger warten, wenn er sich nicht unverzeihlicher Schwäche schuldig machen wollte. Die Gesandtschaft, welche nach dem Augsburger Reichstage, geführt vom Burggrafen von Nürnberg, an Ottokar

ergangen war, hatte eine wenig ehrenvolle Aufnahme gefunden. Rudolfs Befehl, die babenbergischen Herzogtümer nebst Kärnten herauszugeben, widrigenfalls ihm auch seine Erbländer Böhmen und Mähren abgesprochen werden würden, hatte Ottokar mit Hohn beantwortet. Wie nur die Fürsten auf den Einfall geraten wären, einen so unbedeutenden Grafen zum König zu erheben, der nie besitzen werde, was ihm nie gehört habe! Jene Lande, war Ottokars Antwort, habe er teils erheiratet, teils siegreich gewonnen. Rudolf möge draußen im Reiche walten, in seinen Landen habe er nichts zu schaffen.

Jetzt wurde am 24. Juni 1276 über den Böhmenkönig Bann und Acht verhängt, damit war der Reichskrieg erklärt. Die Aussichten Rudolfs standen nicht ungünstig. Die österreichischen Landherren, des strengen böhmischen Regiments satt, forderten Rudolf auf, bei ihnen zu erscheinen, in Steiermark bildete sich ein mächtiges Adelsbündnis zur Unterstützung des römischen Königs; der Adel von Kärnten war mit Ottokar besonders verfeindet, seit er den Seifried von Marenberg ungerecht hatte hinrichten lassen; in beiden Ländern wirkte besonders der Erzbischof Friedrich von Salzburg für Rudolfs Sache. Wichtige Bundesgenossen Rudolfs waren auch die Grafen von Görz, deren Geschlecht unlängst die reichen Besitzungen der Grafen von Tirol zugefallen waren; mit der Tochter des in Tirol herrschenden Grafen Meinhard verlobte Rudolf seinen Sohn Albrecht und bewog den Görzer Grafen noch mehr zu thatkräftiger Unterstützung dadurch, daß er ihm für den Fall des Sieges die Herrschaft über Kärnten in Aussicht stellte.

Sowie der Reichskrieg beschlossen war, begab sich Rudolf schnell an den Mittelrhein und begann seine Rüstungen. So geschickt er indes im Südosten den Feldzug vorbereitet hatte, so wenig fand er Unterstützung im Reiche selbst: nur wenige Reichsfürsten leisteten Heeresfolge, und im wesentlichen sah er sich auf seine eignen Mittel angewiesen, verlor aber den Mut nicht. Als ihn in Mainz ein Herr von Klingen fragte: „Herr, wer ist der Hüter Eures Schatzes?“ sagte Rudolf gleichmütig: „Ich habe keinen Schatz, ich besitze nur fünf Solidi schlechter Münze.“ Indessen, wenn er auch nur geringfügige Streitkräfte zusammenbrachte, gelang es ihm, in andrer Weise seine Sache zu stärken: indem Rudolf Ottokars bisherigen Verbündeten Heinrich von Bayern für dessen Sohn Otto seine Tochter Katharina zur Gemahlin und Oberösterreich als Pfand des Brautschatzes versprach, zog er den Herzog auf seine Seite.

Nach einem Kriegsplane, den der Erzbischof Friedrich von Salzburg entwarf, hatte ursprünglich der Hauptangriff auf Böhmen gerichtet werden sollen, während Graf Meinhard durch Steiermark von Süden her nach Österreich eindringen sollte. Der Plan wurde aber aufgegeben, weil Meinhard, der vor Rudolfs Eintreffen die Feindseligkeiten begonnen hatte, Kärnten fast ohne Schwertstreich einnahm, und auch Krain ebenso rasch erobert wurde. So zog Rudolf denn gleich nach Österreich, am 18. Oktober stand er vor Wien. Ottokar, welcher den Angriff auf Böhmen vergeblich erwartet hatte, wandte sich nun auch zur Donau und lagerte sich auf dem linken Ufer zwischen Krems

und Korneuburg. Wien ergab sich freiwillig den Reichstruppen nicht, doch waren diese nach der Einnahme des festen Klosterneuburg im stande, den Verkehr der Stadt mit Ottokar zu hindern. Bald traf den Böhmenkönig Schlag auf Schlag. In Böhmen erhob sich eine ihm feindliche Partei, die Ungarn machten Miene, mit Rudolf ein Bündnis zu schließen. Der Unmut der Wiener wurde zwar noch durch den böhmenfreundlichen Bürgermeister Paltram niedergehalten, aber nun nahte zur Bezwingung der Stadt der siegreiche Meinhard von Tirol, der eben auch von Steiermark Besitz ergriffen hatte.

Da Ottokar sah, wie sein Gegner sich anschickte, auf dem linken Ufer die Entscheidungsschlacht zu wagen, knüpfte er Unterhandlungen an, namentlich bewogen durch den Erzbischof von Mainz, welchem eine vollständige Demütigung des Böhmenkönigs nicht erwünscht war. Man kam überein, durch ein Schiedsgericht dem Streit ein Ende zu machen (November 1276). Der Hauptinhalt der elf Artikel des Vertrages war, daß Ottokar von Bann und Acht gelöst, auf Österreich, Steiermark, Kärnten, Krain, die Mark Portenau und Eger verzichten, mit Böhmen und Mähren aber belehnt werden solle. Zur Befestigung der Freundschaft sollte Ottokar seine Tochter Kunigunde dem Sohne Rudolfs, Hartmann, zur Gemahlin geben und seine sämtlichen Besitzungen in Österreich dem römischen Könige abtreten, welcher sie dann seinem Sohne als Heiratsgut für 40 000 Mark Silbers anweisen werde. Ferner sollte Rudolf seine Tochter mit Ottokars Sohn vermählen und für die Mitgift von 40 000 Mark die jährlichen Einkünfte in Österreich jenseits der Donau (Krems und Stein ausgenommen) in Höhe von 4000 Mark zum Pfande setzen.

1276 Der Friede, welcher am 26. November 1276 auf diese Bedingungen hin zu stande kam, war für Ottokar noch immer günstig genug, bot aber in seinen Einzelbestimmungen so viele Veranlassungen zu neuen Zerwürfnissen, daß er eigentlich nur als Waffenruhe bezeichnet werden kann.

Dem Vertrage gemäß erschien Ottokar im Lager Rudolfs, um die Belehnung zu empfangen. Prächtig geschmückt mit Gold und edlem Gestein, kam der Böhmenkönig; Rudolf empfing ihn in seinem gewöhnlichen grauen Mantel, nicht ohne ein gewisses Behagen über die Demütigung des stolzen Nebenbuhlers. Seinen Mannen aber hatte er befohlen: „Leget eure Waffen an, rüstet eure Streithengste und stellet euch in Reihen an beiden Seiten des Weges auf, daß ihr den Ruhm der deutschen Waffen den fremden Völkern weiset.“

Gleich nach dem Abschlusse des Friedens trug Rudolf Sorge, in dem zerrütteten Lande geordnete Verhältnisse wieder herzustellen, und erließ zu diesem 1276 Zwecke (3. Dezember 1276) einen Landfrieden für Österreich, Steiermark und Kärnten. Seine Absicht war zugleich, das königliche Ansehen in diesen reichsunmittelbaren Gebieten zur Geltung zu bringen und die Zuneigung aller Schichten der Bevölkerung zu erwerben. Im Sommer des nächsten Jahres schloß 1277 Rudolf ein Bündnis mit dem Könige Ladislaus von Ungarn, dessen Beistand bei einem Wiederausbruch des Kampfes von höchster Wichtigkeit war.

Gewiß hat Rudolf schon nach seinem ersten Triumph über Böhmen die Absicht gehabt, die neu erworbenen Lande zur Stärkung seiner Hausmacht zu

benutzen. Sehen wir ihn doch bald darauf mit weitgehenden Plänen beschäftigt. Es trat ihm der Gedanke wieder näher, nunmehr die Kaiserkrone zu erwerben, dann wollte er das arelatische Reich wieder gewinnen und seinen Sohn Hartmann mit der Krone desselben schmücken; ja schon jetzt hielt er es nicht unmöglich, die Herrschaft in seiner Familie erblich zu machen, eben jenen Hartmann schon bei seinen Lebzeiten zum römischen Könige wählen zu lassen. Eine königliche Braut hatte er für ihn ausersehen: König Eduard von England nahm die Werbung an, welche eine Gesandtschaft Rudolfs zu Ende des Jahres 1277 vorbrachte; selbst der Tag der Vermählung ward festgesetzt. 1277

Daneben aber nahm den König das Verhältnis zu Ottokar fast ununterbrochen in Anspruch. Der Vertrag von 1276 hatte sich als unzulänglich erwiesen und wurde im nächsten Jahre wiederholten Veränderungen unterzogen, wie ja auch Hartmann ursprünglich für Ottokars Tochter bestimmt gewesen war. Aber soviel man auch nachzuhelfen suchte, das Verhältnis zwischen Ottokar und Rudolf war unverbesserlich; unaufhörlich beklagten sich die Könige über einander, Rudolf wegen Bedrückung seiner Anhänger, Ottokar wegen Beschränkung seiner Landeshoheit.

Nach einer mehr poetischen, als sicheren Nachricht war es vor allem König Ottokars zweite Gemahlin, die ihn zum Kriege reizte. Mit Hohnreden soll sie den König empfangen haben, als er von dem Lehnsempfang zurückkehrte: „Euch ist recht geschehen, mein Herr und Gemahl! Seid ihr nicht dem Maultier gleich, das, so es den Wolf von ferne wittert, die Ohren spitzt, sich bäumt und laut schreiend hinten und vorn ausschlägt; wenn aber der Wolf nahe kommt und es angreift, dann läßt es davon und wird ihm ohne Widerstand zum Fraße. Da Ihr zu Schwaben gewittert den Wolf, da schluget Ihr aus vorn und hinten gegen den König Rudolf. Die Schwaben können sich jetzt rühmen, durch wenig Schwertschläge einen Mann in Zagheit gebracht zu haben, vor dem die ungarische Macht so oft gewichen ist. Obgleich ich ein Weib bin, hättet Ihr meinen Sinn gehabt, so wäret Ihr, ehe er seine Kraft sammelte, gegen ihn ausgezogen, und erschlagen oder gefangen wär er jetzt in Euren Händen. Aber nun dienen ihm alle Länder zur Ehre und Gewalt. O, mein Herz weissagt mir, daß uns noch größeres Leid von ihm und seinem Geschlecht bevorsteht. Doch was hilft's, mehr davon zu reden? Verloren ist verloren!" Diese Rede, so wird erzählt, bewog den König wider seine bessere Meinung und entgegen der Einsicht seiner Räte zur Wiederaufnahme der Feindseligkeiten.

Auch im Reiche, wo Werner von Mainz nach Kräften für den Landfrieden wirkte, suchte und fand der Böhme Anhang. Der Erzbischof von Köln stand ihm gar nicht fern; Heinrich von Bayern aber trat wieder offen zu Ottokar und versprach ihm, nötigenfalls den Reichstruppen den Durchzug durch sein Land zu verweigern.

Außerdem standen die meißnischen und thüringischen Fürsten, die schlesischen Herzöge und die Markgrafen von Brandenburg auf Ottokars Seite, und auch in Österreich konnte er auf die Hilfe zahlreicher Mißvergnügter rechnen, zumal bei den Bürgern von Wien, deren Unzufriedenheit Rudolf durch Auflage schwerer Steuern erregt hatte. Wenn Rudolf, welcher eben erst die Vorboten der Gefahr wahrnahm, schleunig überfallen wurde, durfte Ottokar auf Erfolg hoffen. Aber er vergeudete die kostbare Zeit mit der Belagerung un-

wichtiger Burgen, bis sein Gegner Hilfe bekam; freilich waren die Reichstruppen so wenig zahlreich, daß Rudolf seine kleinmütigen Anhänger mit der Vorspiegelung trösten mußte, diese Streiter seien nur der Vortrab des großen Heeres, das sein Sohn Albrecht heranführe.

Bei Hainburg ging Rudolf über die Donau, im Marchfelde standen die Gegner schon am 22. August in geringer Entfernung von einander. An diesem Tage trafen im deutschen Lager die verbündeten Ungarn ein, und da auch sonst noch kärntnische und steirische Herren angelangt waren, mochten die feindlichen Heere etwa gleich stark sein.

Rudolfs Heer stand in drei Treffen und einer Nachhut unter Ulrich dem Capeller; die im ungarischen Heere dienenden Kumanen hatten die Flügel zu decken. Ebenso war Ottokars Heer geordnet; seine Nachhut befehligte Milota, zuvor Landeshauptmann der Steiermark. Am Morgen des Schlachttages empfingen die deutschen Krieger das Abendmahl, dann ritt der König durch die Reihen und sprach den Seinigen ermunternd zu. Auch trat mancher „fromme" Edelknecht vor Rudolf, um sich vor der Schlacht zum Ritter schlagen zu lassen. Rudolfs Krieger hefteten Kreuze an ihre Kleider, das gleiche thaten die böhmischen Streiter. Jene wählten das Wort „Christus" zum Kampfgeschrei; die Böhmen zogen mit dem Rufe „Praga" aus. Ein schwäbischer Ritter, Heinrich Schorlin, eröffnete die Schlacht, bald ward das Gefecht allgemein, und auf beiden Seiten nahmen die Könige persönlich teil an dem Streit: Ottokar durch glänzende Rüstung ausgezeichnet, Rudolf in dem Kriegsgewande eines einfachen Ritters.

Nach stundenlangem Ringen schien sich der Vorteil den Böhmen zuzuwenden, welche die feindliche Stellung an einer Stelle zum Schwanken brachten. Als Rudolf heranstürmte, das Gleichgewicht herzustellen, sah er sich plötzlich selbst angegriffen. Eine Gruppe thüringischer Ritter — einer von ihnen wird Herbord von Füllenstein genannt — hatte sich gegen das Leben des Königs verschworen. Schon war der Füllensteiner gefallen, da traf einer der andern das Pferd Rudolfs mit der Lanze, so daß dieser zu Boden fiel; indem er schnell den Schild über sich hielt, entging er wenigstens den Hufen der dahinstürmenden Rosse. Die Ritter, welche Rudolfs Bedeckung gebildet hatten, wollten ihm aufhelfen, aber der König mahnte sie, nicht um eines einzelnen willen den Kampf zu versäumen; Walter von Ramschwag richtete dann den König wieder auf, Rudolf bestieg ein andres Roß und stürzte sich von neuem in das Kampfgewühl.

Den Erfolg des Tages verdankte Rudolf dem wackern Capeller; mit der Nachhut fiel er im günstigsten Augenblicke dem Feinde in die Flanke, der Markgraf von Hochberg rief verabredetermaßen: „Sie fliehen, sie fliehen!" und wirklich ergriffen die Feinde erschreckt die Flucht. Als Ottokar seine Nachhut nun ins Gefecht ziehen wollte, hatte sie das Schlachtfeld geräumt, sei es, daß Milota Ottokars Sache für verloren hielt, sei es, daß er verräterisch seinen Herrn im Stiche ließ. Mit dem Mute der Verzweiflung kämpfte der Böhmenkönig weiter, bis er, aus vielen Wunden blutend, ledig des Pferdes, einer Schar von Österreichern in die Hände fiel. Da er nicht fähig war, den Kampfplatz zu verlassen, nahm man ihm die Rüstung ab und ließ ihn sich niedersetzen. Da kamen andre hinzu, welche die grausame Hinrichtung teurer Verwandten an dem Könige zu rächen hatten; über den Wehrlosen fallen sie her und machen seinem Leben mit Dolchstichen ein Ende. Sein Tod machte die Verwirrung und Flucht allgemein.

Erfüllt hatte sich der Traum, den Rudolf in einer der vorangehenden Nächte gehabt haben soll: der Adler des Reiches hatte dem böhmischen Löwen mit seinen gewaltigen Fängen ein schmähliches Ende bereitet. Aber über den Tod Ottokars, den niedrige Troßbuben obendrein ausgeplündert hatten, empfand der Sieger schwere Betrübnis; er ließ die Leiche zunächst in Wien im Schottenkloster beisetzen, wo sie einbalsamiert wurde;

später holten ihn seine Böhmen, erst nach Znaym, dann nach Prag, wo er seine letzte Ruhestätte fand.

Von welthistorischer Bedeutung ist dieser Schlachttag von Dürnkrut am 26. August 1278 gewesen; die Länder, welche nahe daran gewesen waren, 1278 in einen slavischen Staat aufzugehen, blieben dem engeren Verbande des Reiches erhalten, teilten die Schicksale Deutschlands und bildeten eine Vormauer gegen jede Gefahr, die einmal von Osten hereinbrechen konnte. Oft genug aber hat auch die Dynastie, die hier gegründet wurde, das Reich für seine Sonderinteressen auszunutzen gewußt.

Von dem Schlachtfelde aus wandte sich Rudolf nach Norden, nach Mähren, welches keinen erheblichen Widerstand leistete. Größere Schwierigkeiten machte Böhmen. Ottokars Witwe hätte sich wohl nebst ihren unmündigen Kindern unter den Schutz Rudolfs gestellt, aber Markgraf Otto von Brandenburg beanspruchte die Vormundschaft und traf umfassende Rüstungen. Gleichwohl verständigte sich Rudolf mit der Königin und übergab ihr das Gebiet von Troppau als Witwensitz; dann mahnte er die böhmischen Unterthanen zum Gehorsam gegen das Reich, zog aus Österreich Verstärkungen an sich und rückte in Böhmen ein. In der Nähe von Kolin schien es zum Kampfe kommen zu sollen, aber der Erzbischof von Salzburg und der Bischof von Olmütz vermittelten einen friedlichen Ausgleich. Es wurde zwischen dem deutschen und dem böhmischen Königshause eine Wechselheirat verabredet, indem Ottokars elfjähriger Sohn Wenzel mit Rudolfs Tochter Gutta, des ersteren Tochter Agnes mit des letzteren Sohn Rudolf vermählt werden sollte. Der Markgraf Otto, mit dem gleichfalls ein Familienbündnis in Aussicht genommen ward, erhielt auf fünf Jahre die vormundschaftliche Regierung in Böhmen zugestanden, während Mähren auf die gleiche Zeit dem deutschen Könige als Pfand für die Kriegskosten überwiesen wurde.

Nachdem die Verlobungen unter fröhlichen Festen vollzogen waren, kehrte Rudolf nach Wien zurück, um das Weihnachtsfest zu begehen; freudigen Herzens feierte er mit Geistlichkeit und Bürgerschaft die Beendigung des Krieges.

Die nächsten zwei Jahre verwendete nun Rudolf zur Ordnung und Befriedung der nun für immer erworbenen Länder. Nachdem er dann seinen Sohn als Statthalter derselben zurückgelassen, brach er im Mai 1281 von Wien 1281 auf, um nach vierjähriger Abwesenheit die Reichslande zu besuchen. Im Reiche war er besonders für den Landfrieden thätig; zu Regensburg ward im Anfange des Juli für Bayern, zu Nürnberg einige Wochen später für Franken ein Landfriedensgesetz erlassen, durch welches die Bestimmungen des Kaisers Friedrich II. (1235) erneuert und vermehrt wurden. Dann zog Rudolf nach den Rheingegenden, überall eifrig bemüht, Frieden zu stiften und drohende Fehden durch sein Dazwischentreten zu verhindern. Gegen die Raubritter schritt er mit unnachsichtiger Strenge ein. Vergeblich bat man, an einem Edelmann, der zum Strange verurteilt war, mit Rücksicht auf seinen Stand nicht diese entehrende Strafe zu vollziehen. Rudolf antwortete: „Der wahre Adel hält sein Wort,

ehrt die Tugend, liebt die Gerechtigkeit, beleidigt niemand und fügt keinem Menschen Unrecht zu.“ Kaltblütig ließ er das Urteil vollziehen.

Einen schmerzlichen Verlust, der zugleich einen Lieblingsplan Rudolfs 1281 vereitelte, brachte dem König der Schluß des Jahres 1281. Sein hoffnungsvoller Sohn Hartmann, welcher für eine englische Prinzessin bestimmt war, aber sich bisher noch nicht zum Besuche seines Schwiegervaters nach England hatte begeben können, fand, achtzehnjährig, am 20. Dezember bei einer Wasserfahrt seinen Tod in den Wellen des Rheins.

Ehe wir Rudolfs weitere Thätigkeit verfolgen, müssen wir einen Blick auf sein Verhältnis zu Italien werfen. Es ist einleuchtend, daß er bis zu seinem Siege über Ottokar in die italienischen Dinge nicht energisch würde haben eingreifen können, auch wenn er es beabsichtigt hätte. Aber in der That wollte er auch gar nicht die Politik verlassen, welche er von vornherein Gregor X. gegenüber befolgt hatte: außerdem wachten die Nachfolger desselben, insbesondere der kräftige Nikolaus III., welcher im November 1277 gewählt war, eifersüchtig darüber, daß die jenem Papste gemachten Zugeständnisse eingehalten wurden. Da der königliche Kanzler Rudolf einige Städte, wie Ravenna, Bologna, Faenza u. a. dem Reiche hatte schwören lassen, entband der König auf den Wunsch des Papstes nicht allein diese von ihrem Gelöbnis, sondern bekräftigte seine früheren Verträge durch wiederholte Gesandtschaften und gewährleistete 1279 (Februar 1279) durch eine von den Kurfürsten vollzogene Urkunde dem Papste das ganze Gebiet, welches er als Erbteil des heil. Petrus in Anspruch nahm. Ebenso willfährig zeigte er sich, als der Papst eine Aussöhnung zwischen dem deutschen König und dem Thronräuber Karl von Anjou herbeizuführen begehrte. Mit dem Enkel des sizilischen Königs wurde Rudolfs Tochter Klementine vermählt, und der deutsche König übertrug an Karl von Anjou die Provence und Forcalquier, Teile des früheren arelatischen Königreichs.

Man braucht den König Rudolf nicht gerade zu tadeln, daß er im Westen und Süden die halbverfallenen Rechte des Reiches nicht wieder zu gewinnen bemüht war, aber man muß doch hervorheben, daß seine eigentliche Thätigkeit sich auf die Sorge für die Zukunft seines Hauses beschränkte. Im Laufe des Jahres 1282 gewann er die Einwilligung der Reichsfürsten für den Plan, den ehemaligen Besitz Ottokars dauernd an seine Familie zu bringen, und erklärte 1282 am 27. Dezember 1282 auf einem Reichstage zu Augsburg, daß er jene Lande mit Bewilligung der Kurfürsten seinen beiden Söhnen Albrecht und Rudolf unter Verleihung der Fahnen zu Lehen gegeben habe. Auf den Wunsch der Landstände wurde aber im nächsten Jahre Herzog Albrecht zum alleinigen Herrn Österreichs ernannt, sein Bruder Rudolf sollte anderweitig entschädigt werden. Für diesen hätte der König gern das Herzogtum Schwaben, das nach dem Erlöschen des staufischen Hauses nicht dem Reiche, sondern einer Anzahl territorialer Mächte anheimgefallen war, wieder hergestellt. Schon begann er auch hier, wie vordem Ottokar gegenüber, das entfremdete Reichsgut zurückzufordern, aber er fand den hartnäckigsten Widerstand an dem mächtigen

Grafen **Eberhard von Württemberg**. Wohl endigte der Feldzug, den Rudolf gegen den trotzigen Grafen unternahm, mit der Einnahme Stuttgarts und der Demütigung Eberhards, der im Jahre 1286 sich und sein Eigentum der Gnade des Königs übergeben und in die Schleifung der Mauern seiner Hauptstadt willigen mußte; aber nicht gar lange darauf begann Eberhard neue Fehden, für welche die gebührende Strafe ausblieb: Rudolf gab seinen Lieblingsplan auf. Auch machten gerade damals merkwürdige aufständische Bewegungen im Reich dem König viel zu schaffen.

Es läßt auf eine tiefe Mißstimmung in der Masse des Volks schließen, daß jetzt wiederholt Betrüger auftauchten, welche sich für den verstorbenen Kaiser Friedrich II. ausgaben*) und unverhältnismäßigen Anhang fanden. Die ausgedehnteste Bewegung dieser Art fällt in das Jahr 1284. In der Nähe von Köln erstand ein **falscher „Friedrich“**, 1284 er bemächtigte sich der Stadt Neuß, sagte Hoftage an und forderte sogar Rudolf auf, von ihm, als dem rechtmäßigen römischen Könige, seine Lehen zu empfangen. Städte, wie Wetzlar und Frankfurt, schlossen sich ihm an. Zu gleicher Zeit vertrieben die Bürger in der königlichen Pfalz Hagenau den Landvogt von Elsaß, auch die Städte Kolmar, Freiburg und Bern erhoben sich. Allerdings konnte sich der Betrüger auf die Dauer nicht halten: er ward an Rudolf ausgeliefert und zum Feuertode verurteilt; auch Wetzlar und Neuß mußten sich demütigen, aber die wetterauischen Städte Frankfurt, Friedeberg und Gelnhausen verharrten in trotzigem Widerstande gegen das Reichsoberhaupt.

Unter solchen Verhältnissen war es für Rudolf unmöglich, die keineswegs aufgegebene Idee eines Römerzuges und der **Kaiserkrönung** zu verwirklichen.

Im Beginne des Jahres 1286 hatte Rudolf durch seinen getreuen Heinrich 1286 von Basel mit dem Papst Honorius, der gegen den König großes Wohlwollen bezeugte, darüber verhandeln lassen, und im November traf ein päpstlicher Kardinallegat in Speier ein. Derselbe wohnte auch einem Reichstage bei, der im März des nächsten Jahres in **Würzburg** abgehalten wurde und 1287 zugleich den Charakter einer Synode erhielt; aber seine Anwesenheit war Rudolfs Interessen eher nachteilig als nützlich. Die Fürsten betrachteten das innige Einvernehmen zwischen dem Papst und dem König mit Mißtrauen, und die Geldforderungen, welche der Legat an die Geistlichkeit richtete, erregten nicht geringere Unzufriedenheit, als seine Verordnungen hinsichtlich der kirchlichen Zucht. Wahrscheinlich beabsichtigte Rudolf auch, schon jetzt über die Wahl seines Sohnes verhandeln zu lassen und sich dabei der päpstlichen Autorität zu bedienen, aber der Legat, persönlich bedroht und nur durch den Schirm des Königs vor Beleidigungen gewahrt, mußte eiligst Würzburg verlassen. Das einzige Resultat des Würzburger Reichstages war ein neues **Landfriedensgesetz**: schon der wiederholte Erlaß eines solchen beweist, daß Rudolfs Anstrengungen in dieser Sache von keinem durchgreifenden Erfolge begleitet waren. Überhaupt war Rudolfs Ansehen in Norddeutschland, zumal im westlichen Teile sehr gering. Das zeigt besonders der **Limburger Erbfolgestreit**

*) Es sind die ersten Anfänge der später fälschlich auf Barbarossa bezogenen Sage von dem „im unterirdischen Schlosse verzauberten“ letzten großen Staufenkaiser, der „des Reiches Herrlichkeit mit hinabgenommen“ habe. (Rückerts Gedicht.)

und die sich daran anschließende Fehde zwischen dem Herzog von Brabant
1288 und dem Erzbischof von Köln, welche am 5. Juni 1288 zu der blutigen Schlacht von Worringen führte, wo der Erzbischof nebst dem Grafen Adolf von Nassau in die Gefangenschaft des Brabanters und seiner Verbündeten geriet. Die Vermittlung in diesen langwierigen Kämpfen übernahm schließlich nicht der deutsche König, sondern der schlaue Philipp von Frankreich.

Rudolf wurde indes nicht müde neue Pläne zur Vergrößerung und Festigung seiner Hausmacht zu ersinnen. Er richtete seine Blicke auf Burgund und ging, sechsundsechzigjährig, im Jahre 1284 eine schon von den Zeitgenossen viel bespöttelte Ehe mit der blutjungen Schwester des verstorbenen Herzogs Hugo von Burgund ein. Aber auch hier kam er trotz anfänglicher Erfolge nicht zum Ziele.

1289 Ein erfreuliches Bild gewährt ja freilich der Feldzug, den Rudolf im Jahr 1289 gegen den Grafen Otto von Burgund unternahm; denn er zeigt, daß hier, wo das Interesse des Reiches mit dem persönlichen Rudolfs zusammenzufallen schien, doch noch einmal ein Hauch nationaler Begeisterung das Volk durchwehte. Der genannte Graf gedachte seinen Besitz, den westlichen Teil von Burgund, in die Hand der mit ihm verschwägerten französischen Königsfamilie zu bringen, und wurde von Rudolf mit Krieg überzogen, als er sich auf zwei Gerichtstagen nicht stellte. Vergeblich drohte der französische König Philipp mit bewaffnetem Einschreiten. Rudolf erwiderte, des Tanzes halber sei er nicht nach Burgund gezogen; der König möge nur kommen, er werde ihn bereit finden. Die französische Hilfe blieb aus, und Rudolf schritt zur Belagerung der Hauptstadt Besançon. Da gelobte Graf Otto, den Treueid zu leisten, und mußte (September 1289) seine Grafschaft vom Reiche zu Lehen nehmen. Damals soll Rudolf, siegfroh und stolz auf sein Heer, gesagt haben, mit 4000 Reitern und 40000 Fußgängern deutscher Nation wolle er überall in der Welt den Sieg davontragen. Mit diesem äußeren Erfolge mußte sich der König begnügen: es war schon zu spät, jene Lande dem Reiche thatsächlich zu erhalten.

Den Rest des Jahres benutzte Rudolf, um das königliche Ansehen in Mitteldeutschland zur Geltung zu bringen. Allen Friedensverordnungen zum Trotz befehdeten sich hier die Mitglieder des meißnischen Fürstenhauses, und
1289 zahllose Raubritter gefährdeten die öffentliche Sicherheit. Im Herbst 1289 brach Rudolf vom Elsaß auf und zog über Worms und Frankfurt nach Thüringen. Am 13. Dezember ritt er in feierlichem Aufzuge, unter dem Jubel des Volks in Erfurt ein, wo sich alsbald ein glänzender Hoftag sammelte. Gelage und Ritterspiele, wie sie diese Stadt kaum je zuvor gesehen, wurden gefeiert; die Bürgerschaft aber freute sich über das leutselige, herzgewinnende Wesen des Königs.

Unvergeßlich war den Erfurtern folgende humoristische Scene. Wenn einer der Biereigen, d. h. der Bürger, welche die Braugerechtigkeit besaßen, ein „frisches Bier aufgethan" und die Fahnenstange, „sein Zeichen vorgestoßen" hatte, zeigte dies der Bierrufer, gravitätisch die Straßen durchschreitend, an. Eines Tages trat der König in dem schlichten Wams, das er zu tragen pflegte, auf die Gasse und ahmte dem stattlichen Bierrufer mit den Worten nach: „Hol' in, hol' in! ein gut Bier hat Herr Sifrid von Butstete ufgethan."

Aber nicht zu Spiel und Scherz, zu ernster Thätigkeit war Rudolf erschienen. Sie begann mit einem Streifzug gegen die Raubritter: neunund-

zwanzig wurden gefangen genommen und am 20. Dezember vor den Thoren der Stadt Erfurt enthauptet. Nach dem Weihnachtsfest wurde ein Landfrieden für Hessen, Thüringen und Sachsen erlassen, und dann in den ersten Monaten des neuen Jahres ein neuer Rachezug gegen das räuberische Gesindel unternommen, dem man nicht weniger als sechsundsechzig Burgen brach. Auch in bürgerlichen Streitigkeiten saß der König zu Gericht und zeigte sich ebenso geschickt in der Ermittelung der Wahrheit, wie gerecht in seinem Urteil.

Ein Vorgang, der von andern Chronisten nach Nürnberg verlegt wird, beweist dies genugsam. Ein fremder Kaufmann trat vor den König und klagte, daß ein Erfurter Bürger eine bei ihm hinterlegte Summe nicht herausgeben wolle. Der Angeklagte leugnete beharrlich; doch Rudolf wußte Rat. Er ließ sich von dem Bürger ein Wahrzeichen geben, welches er an dessen Hausfrau mit dem Bedeuten schickte, sie möchte dem Überbringer das von dem Fremden hinterlegte Geld einhändigen. Die Frau, welche kein Arg hatte, gehorchte, der Betrüger ward überwiesen und erlitt die verdiente Strafe. Der Kaufherr aber soll ausgerufen haben: „Wahrlich, dieser König ist heilig, und Gott wirkt Wunder durch ihn!"

Auch in der zweiten Angelegenheit, welche den König nach Thüringen geführt hatte, war seine Thätigkeit erfolgreich. Im Mai 1290 versöhnte sich Albrecht von Thüringen mit Friedrich von Meißen; am 5. August wurde zwischen Albrecht und seinem Sohne Friedrich ein zweiter Vertrag abgeschlossen, in dem der Vater gelobte, er wolle hinfort weder sein Haus, noch seine Stände, weder Lande noch Leute versetzen noch vergeben wider Friedrichs Willen; seinem — natürlichen — Sohn Apitz wolle er ein Erbteil geben nach dem Rat seiner beiden rechtmäßigen Söhne. 1290

Fast ein Jahr lang hat Rudolf in Thüringen verweilt, und er bezeugte, daß es ihm hier, „in dem herrlichen Garten des römischen Reiches, mit wunderbarem Behagen wohlgefallen habe." Wirklich waren dies die letzten sonnigen Tage des alternden Königs gewesen, auch sie waren schon nicht mehr ganz frei von trübem, traurigem Gewölk. Ein Frühlingsfrost ertötete die schönste Blüte seiner Hoffnungen: am 10. Mai starb zu Prag sein geliebter Sohn Rudolf, den er zu seinem Nachfolger bestimmt hatte. Nicht ganz ungünstig waren die Aussichten des Verstorbenen gewesen, denn im April 1290 hatte sich König Wenzel förmlich verpflichtet, ihn zu wählen, auch von dem Herzoge Albrecht von Sachsen darf man das gleiche annehmen. 1290

Zwar ließ Rudolf im Laufe des Sommers seinen ältesten Sohn Albrecht nach Erfurt kommen — am 19. August traf er daselbst ein — aber die Bemühungen des Königs, ihm die Krone zu verschaffen, stießen auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Gerade der Böhmenkönig war entschieden gegen ihn, sei es, daß er nur wegen der Mitgift seiner Gemahlin mit ihm zerfallen war, sei es, daß er für seine Stimme die Zurückgabe Österreichs und Steiermarks vergeblich gefordert hatte. Noch ein zweiter Grund zur Feindschaft zwischen beiden war hinzugekommen. Am 10. Juli 1290 war der König Ladislaus von Ungarn ermordet worden und mit ihm der echte Stamm Arpads erloschen. Darauf gestützt, daß König Bela einst in großer Bedrängnis Ungarn 1290



von Kaiser Friedrich II. zu Lehen genommen, erklärte Rudolf das Land jetzt für einen Teil des Reiches und belehnte schon am 31. August Albrecht mit Ungarn. Der König Wenzel, von väterlicher und mütterlicher Seite mit den Arpaden verwandt, konnte unmöglich die deutsche Krone einem Habsburger zuwenden wollen, der den Ansprüchen seines eignen Hauses auch dort im Wege stand. Auch in den Augen der deutschen Fürsten wurde Albrecht, dessen Hausmacht ihnen so schon als bedrohlich galt, durch jenen Machtzuwachs nur gefährlicher.

Das schnelle Zugreifen Rudolfs in Ungarn war ein entschiedener Fehler. Beinahe wäre der König deswegen in Streit mit dem Papst geraten, denn derselbe ließ den Sohn des sizilischen Königs Karl zum König von Ungarn erheben und bedrohte Rudolf mit den Kirchenstrafen, wenn er nicht zurückträte. Dabei entging beiden die Beute. Denn die Ungarn, welche weder eine päpstliche Lehnsherrschaft, noch den Anschluß an Deutschland wünschten, machten noch einen Anverwandten der Arpaden, Andreas, ausfindig und übertrugen ihm die Herrschaft.

Überhaupt wäre es für den König schwer gewesen, bei seinen Lebzeiten einem seiner Söhne die Krone zuzuwenden, da er selbst nicht zur kaiserlichen Würde gelangt war. Er selbst hatte bis in die letzten Jahre seiner Regierung den Gedanken eines Römerzuges nicht aufgegeben, aber Papst Nikolaus (seit 1288) wünschte die Anwesenheit des Königs nicht und hielt ihn trotz der freundschaftlichsten Versicherungen von Italien fern. Daß zwei römische Könige neben

Rudolfs von Habsburg Grabstein im Dom zu Speier.

Umschrift: „Rudolfus de Habesburg Romanorum Rex anno regni sui XVIII. Obiit anno Domini MCCXCI (1291) mense Julio in die Divisionis Apostolorum.“ (Rudolf ꝛc im 18. Jahre seiner Regierung, starb ꝛc. im Monat Juli am Tage der Verteilung der Apostel.) — Aus dem Umstande, daß „obiit“ nach der Angabe des Regierungsjahres steht, scheint hervorzugehen, daß das Steinbild noch vor dem Tode des Kaisers, in seinem Sterbejahre angefertigt und der Todestag später hinzugefügt ist. Daher die große Lebendigkeit des Kopfes, offenbar vollkommenes Porträt. Hände und Stab des Scepters sind neu, auch scheinen die Zacken der Krone nicht mehr ihre ursprüngliche, wohl reichere Form zu haben. (Das Monument wurde von Kaiser Franz Josef restauriert.)

einander im Reiche existierten, war ein Ding der Unmöglichkeit, und Rudolf sah das selbst ein; er dachte im April des Jahres 1291 daran, die Krone niederzulegen, um seinem Sohne die Nachfolge zu sichern. 1291

Obwohl nur ein einziger Kurfürst, der Pfalzgraf Ludwig, zugesagt hatte, auf Rudolfs Wünsche einzugehen (7. September 1290), machte der König den Versuch, auf einem Reichstage zu Frankfurt, im Mai 1291, das ersehnte Ziel zu erreichen. Wir wissen nicht, welche der weltlichen Kurfürsten zugegen waren, dagegen steht fest, daß die drei geistlichen erschienen. Von ihnen dürfte Erzbischof Boemund von Trier noch am willigsten gewesen sein; der einflußreichste, Gerhard von Eppenstein, Erzbischof von Mainz, war auch der entschiedenste Gegner der Wahl Albrechts. Er konnte es dem König nicht vergeben, daß er seiner Zeit ihm das Erzbistum vorenthalten und ihm den Bischof von Basel vorgezogen hatte.



Reiterfigur Rudolfs von Habsburg an der Fassade des Straßburger Münsters vom Jahr 1291.

Traurig und enttäuscht verließ Rudolf anfangs Juni die Stadt und begab sich nach dem Elsaß. In Straßburg fühlte er seine Kräfte schwinden; mit den Worten: „Lebewohl, o Stadt, lebt wohl, meine geliebten Bürger!" soll er sich von der alten Reichsstadt verabschiedet haben. Er begab sich nach Germersheim, wo er sich mit Reichsangelegenheiten beschäftigte, bis sein Ende herannahte.

Über seine letzten Tage gehen die Berichte auseinander, die einen lassen ihn in Germersheim sterben, nach den andern erreichte er, von seiner Gemahlin, von der Witwe seines Sohnes Rudolf, dem Pfalzgrafen und andern Herren begleitet, die Stadt Speier, die alte Grabstätte der deutschen Könige. Am 15. Juli entschlief er, bis zum letzten Augenblick bei vollem Bewußtsein. Sein Leichnam ward in der Königsgruft, wie er befohlen, unter dem Sarge Philipps von Hohenstaufen beigesetzt. 1291

Ein gleichzeitiger Chronist beschreibt die äußere Erscheinung und die Haupteigenschaften Rudolfs folgendermaßen: „Er war ein Mann von langem Körper, sieben Fuß hoch, schlank, mit kleinem Haupte, bleichem Antlitze und langer Nase; Haare hatte er nur wenige, aber niedliche und lange Hände und Füße. In Speise, Trank und anderm war er mäßig, er war weise und klug, aber selbst beim reichsten Einkommen sehr arm."

Ist diese Schilderung auch nicht vollständig, so ist sie doch zutreffend. Sein gerades Wesen, seine Gerechtigkeitsliebe, sein gläubiger Sinn, seine Leutseligkeit, seine Einfachheit, endlich seine Ausdauer im Ertragen von Strapazen haben ihm die Zuneigung seines Volkes gewonnen und sind in vielen kleinen anekdotenhaften Zügen der Nachwelt überliefert worden. Auch darf ihm die Anerkennung nicht versagt werden, daß er trotz seines Trachtens nach Vermehrung seiner Hausmacht stets bemüht war, den Pflichten des Königs nachzukommen. Eher möchte man seine Stellung zum Papste bemängeln; aber wer dürfte behaupten, daß ein deutscher König mit den Machtmitteln Rudolfs vermocht hätte, die italienische Politik der Hohenstaufen zu erneuern und aus einem Kampfe siegreich hervorzugehen, in dem jenes kraftvolle Geschlecht sich verblutet hatte?



Silbermünze Rudolfs von Habsburg. Geprägt zu Aachen.

Vorderseite: Der König im Ornat mit „RVDOLPH(us) ROM(anorum) REX." | Rückseite: Kirche und Königskrone mit „VRBS AQVENSIS VINCE (siege)."

Königliches Münzkabinett Berlin.



„+ Adolfus Dei Gratia Romanorum Rex Semper Augustus.“

Siegel Adolfs von Nassau. Städtisches Archiv zu Frankfurt a. M.
(Das erste Kaisersiegel, welches ausgesprochene gotische Formen zeigt.)

2. Adolf von Nassau, 1292—1298.

Nach dem Tode Rudolfs trat in Deutschland eine Zwischenherrschaft ein, welche zehn Monate dauerte. Es galt, alle Wähler, welche der Nachfolge des österreichischen Herzogs entgegen waren, für eine Persönlichkeit zu gewinnen und von dem Thronkandidaten sich möglichst große Vorteile zusichern zu lassen. Nachdem der Erzbischof von Mainz am 7. September 1291 die Ausschreiben zur Königswahl erlassen hatte, welche auf den 2. Mai 1292 festgesetzt ward, begannen die Umtriebe. Eine hervorragende Rolle spielte dabei König Wenzel von Böhmen. 1291

Er war nicht grundsätzlich Albrechts Gegner; wurde ihm für seine Stimme bewilligt, was er bei Lebzeiten Rudolfs nicht hatte erlangen können, so wählte er ebenso bereitwillig seinen Schwager Albrecht. Daher sehen wir ihn anfänglich im Verkehr mit dem Pfalzgrafen Ludwig, der, wie erzählt, der einzige war, welcher schon früher dem Habsburger die Thronfolge zugesagt hatte. Um aber seine Forderungen durchzusetzen — denn Wenzel verlangte nichts Geringeres, als die Herausgabe von Österreich und Steiermark — suchte er auf andre Kurfürsten möglichst großen Einfluß zu erlangen. Zuerst gewann er

den Markgrafen Otto den Langen von Brandenburg, dann auf einem Tage zu Zittau (November 1291) auch den Herzog von Sachsen: beide übertrugen ihre Wahlstimme auf Wenzel.

Als Wenzel seine Bedingungen von Albrecht abgelehnt sah, setzte er sich mit den eigentlichen Gegnern desselben, den rheinischen Kurfürsten, in Verbindung. Diese, nämlich Gerhard von Mainz und Siegfried von Köln, hatten sich inzwischen über einen Kandidaten geeinigt, und zwar war es wahrscheinlich der Kölner, welcher den Grafen Adolf von Nassau in Vorschlag brachte.

Um 1255 geboren, hatte der tapfere, aber arme Graf verschiedenen Herren in ihren Fehden gedient, zuletzt auch dem Kölner; mit diesem zugleich war er in der bereits erwähnten Schlacht bei Worringen (5. Juni 1288) in die Gefangenschaft der Sieger geraten. Er stand jetzt im kräftigsten Mannesalter, besaß Energie und furchtlosen Mut. In ritterlichen Künsten der Zeit war er einer der ersten: auch seine Galanterie gegen die Frauen, in deren Dienst er manche Lanze gebrochen, wird von seinen Zeitgenossen gepriesen. Gleichwohl verschafften ihm nicht seine persönlichen Vorzüge die Krone, sondern die Erwägung, daß der arme Graf für die ihm zugedachte Ehre die weitgehendsten Zugeständnisse machen müsse. In der That sorgten die beiden rheinischen Bischöfe in ausgiebigster Weise für ihren Vorteil; wie wenig man dabei auf fremde Interessen Rücksicht nahm, lehrt der Umstand, daß Siegfried von Köln sich die Verwaltung des Herzogtums Österreich, auf welches doch Wenzel das nächste Anrecht zu haben glaubte, in einem geheimen Artikel ausbedang.

Nachdem auch Wenzel seine Zustimmung gegeben, konnte man zur Wahl schreiten. Zwar hatte auch der Pfalzgraf Ludwig einen Wahltag auf den 25. April ausgeschrieben, um seinen Gegnern einen Vorsprung abzugewinnen, aber bei der Lage der Dinge erschien niemand. Dagegen waren am 2. Mai 1292 alle Kurfürsten mit Ausnahme des erkrankten Wenzel anwesend; sie übertrugen ihre Stimmen dem Kurfürsten von Mainz, und eigentlich hätte man die Wahl schon am 2. Mai verkündigen können. Man zog aber vor, sich erst noch des Pfalzgrafen zu versichern, der wirklich stillschweigend seinen erfolglosen Widerstand aufgab: am 5. Mai ward König Adolf als einstimmig gewählt verkündigt.

1292

Gewiß erregte diese Proklamation bei allen Anwesenden gerechtes Erstaunen; doch ist es wohl Übertreibung, wenn erzählt wird, alle Laien hätten entrüstet die Kirche verlassen, und nur die Pfaffen wären dageblieben, um das Tedeum zu singen. Jedenfalls traf den Erwählten der Spott der habsburgischen Partei, und mancher mag geringschätzig geäußert haben: „Wie soll das Gräflein, das die Pfaffen gewählt haben, des Reiches Frommen schaffen?"

Wie aber war es möglich, daß sich Albrecht so ganz zur Seite hatte drängen lassen? Machte er denn keinen Versuch das Reich zu gewinnen?

Herzog Albrecht war zur Zeit, als Rudolf starb, in einen Krieg mit König Andreas von Ungarn verwickelt; mit großen Opfern erkaufte er am 28. August 1291 den Frieden, um für die wichtigere Aufgabe seine Kräfte zu sparen. Aber schon stand ein neuer Feind bereit. Seine steirischen Unterthanen hatten sich gegen ihn erhoben und sich mit dem feindseligen Erzbischof von Salzburg

verbunden; erst am 20. März 1292 konnte er den Besiegten den Frieden gewähren. Nun erst durfte er sich anschicken, die Fahrt in das Reich zu unternehmen, wohin ihn seine Getreuen in Schwaben riefen. Er wußte nicht, daß seine Sache aussichtslos war; hatte er doch reichlich Geld verteilt, und wo war ein ebenbürtiger Nebenbuhler? Am 28. April zog er mit großem Gefolge durch Gröningen auf Frankfurt zu, wo die Wahl stattfinden sollte. Als er die Nachricht erhielt, daß Adolf erkoren sei, wandte er sich südwärts und zog durch den Elsaß, wo seine Gegner Feindseligkeiten erregt hatten. Adolf ließ sich inzwischen am 24. Juni in Aachen krönen, verweilte dann längere Zeit in Köln und befand sich im Dezember in Hagenau. Hierher begab sich Albrecht, welcher ursprünglich nach Österreich zurückkehren wollte, ohne sein Lehen von Adolf zu empfangen, lieferte die Reichskleinodien aus und leistete den Vasalleneid. So sehr bezwang er seinen Unmut, daß er mit Adolf nach Basel fuhr, wo er mit ihm gemeinsam Weihnachten feierte. Hier soll der König den Versuch gemacht haben, den Herzog durch eine Doppelverlobung ihrer Kinder zu gewinnen, die Albrecht unter höhnischen Bemerkungen über die Armseligkeit Adolfs zurückgewiesen habe. Ernst und resigniert kehrte Albrecht in sein Erbland zurück, der Gelegenheit harrend, dem Nebenbuhler die Krone zu entreißen. 1292

Spät oder früh mußte diese Gelegenheit kommen, denn das Königtum Adolfs war seinem Ursprunge nach unhaltbar. Wie massenhaft er auch an seine Wähler und die mit seiner Erwählung unzufriedenen Fürsten Reichsgut verschenkte, dauernden Dank konnte er sich damit nicht erwerben. Auch mußte er mit den Bewilligungen, namentlich von Rheinzöllen, innehalten, wenn er die blühenden Städte nicht zu Grunde richten wollte. Und waren die Städte nicht eine weit bessere Stütze des Königstums, als die eigennützigen, unersättlichen Fürsten? Adolf beschloß es mit ihnen zu halten und dem Mainzer die versprochenen Rheinzölle von Boppard oder Lahnstein nicht abzutreten. Entfremdete er sich dadurch den mächtigen Kirchenfürsten, so kränkte er ihn und obendrein den Böhmenkönig durch ein andres Unternehmen. Wollte Adolf nicht ein willenloses Werkzeug der Fürsten sein, so mußte er auf Vermehrung seiner Hausmacht bedacht sein. Dazu bot sich eine günstige Gelegenheit. In dem thüringischen Geschlechte, dessen Zwist König Rudolf eben erst geschlichtet hatte, war über die Erbschaft des Markgrafen Friedrich Tuta von Osterland und Meißen († 16. August 1291) neuer Streit ausgebrochen. Albrecht der Entartete, der Oheim des Verstorbenen, hatte nach gewöhnlichem Erbrecht den nächsten Anspruch, aber seine mit ihm uneinigen Söhne Friedrich und Diezmann nahmen das Land in Besitz. Aus Groll verkaufte der Vater die Markgrafschaft Meißen an Adolf (1293), der sie in zwei Feldzügen wirklich eroberte. Freilich war es ein wenig ehrenvoller Handel, der das königliche Ansehen empfindlich schädigen mußte. „Der König stritt mit einem verwerflichen Vater den unnatürlichen Kampf gegen die Söhne. Der oberste Friedenswahrer im Reich führte Gesindel über Gesindel zum Kriege nach Thüringen; empörte Volkslieder konnten ihn als Henker brandmarken, dessen

Heer entmanne und schände." Dazu kam, daß der König, der außer Meißen eben auch Thüringen erkaufte, es dadurch noch mehr mit dem mächtigen Mainzer Erzbischof verdarb, welchem er das Reichsvikariat über dies Land versprochen hatte; was Meißen betraf, hatte er einst Wenzel zugesagt, ohne Prüfung seiner Ansprüche über die Markgrafschaft nicht zu verfügen.

Nicht allein auf die Erwerbung von Hausmacht, auch auf andre Stützpunkte richtete Adolf sein Augenmerk. Seinen Sohn Rudolf hatte er schon bei seiner Wahl mit Wenzels Tochter Agnes verlobt, nach dem Tode des Pfalzgrafen Ludwig, des Freundes Albrechts, verlobte er seine Tochter 1294 Mechthildis mit Ludwigs Sohn; im September 1294 ward die Vermählung gefeiert.

Noch ehe diese Vermählung stattfand, hatte Adolf mit einem auswärtigen Fürsten ein Bündnis geschlossen, von dem er sich große Vorteile versprach. Er sagte nämlich am 10. August dem Könige **Eduard I.** von England, welcher gegen Philipp IV. den Schönen von Frankreich Krieg führte, gegen eine höchst bedeutende Geldsumme (nach einigen 100 000 Pf. St., nach andern 30 000 Mark Silber) seine Hilfe zu.

Nichts hat man dem Könige so sehr zum Vorwurfe gemacht, als diesen **Subsidienvertrag**, durch den sich Adolf zum gemeinen Söldner erniedrigt habe. Allein wiewohl Adolf die englischen Hilfsgelder wesentlich für seine Privatzwecke, die Bezahlung der Kaufsumme für Thüringen und Meißen, zu verwenden gedachte, gereicht es ihm keineswegs zur Schande, die Gelegenheit benutzt zu haben, um die im Westen des Reiches verloren gegangenen Reichsgüter wieder zu gewinnen. Denn zu diesem Zwecke mußte der englische König seinen Beistand gewährleisten, und in einem Kriegsmanifest, das Adolf von Nürnberg aus an den König Philipp erließ, sprach er offen aus, daß er zur Wiedergewinnung des dem Reiche Entrissenen seine ganze Macht aufbieten werde. Daß ihn andre Dinge, namentlich der Kampf um Thüringen, abhalten würde, seinen Verpflichtungen nachzukommen, konnte Adolf im Jahr 1294 nicht voraussehen: durch einen siegreichen Zug gegen Frankreich hätte er jedenfalls auch sein Ansehen im Reiche gehoben.

Auch das **Verhältnis zu Herzog Albrecht** hemmte die freie Bewegung Adolfs. Wie sie zu einander standen, erkennt man am besten daraus, daß Albrecht eine Familienverbindung mit dem Könige von Frankreich herbeizuführen suchte, sobald Adolf sich gegen diesen verbündet hatte. Anderseits war es natürlich, daß Adolf für alle Gegner seines Nebenbuhlers Partei nahm, besonders für den Erzbischof von Salzburg, der mit dem Herzog namentlich wegen eines Salzwerkes in Streit geriet. Dagegen hat Albrecht nachmals den König mit Unrecht beschuldigt, er habe ihm sein Herzogtum abgewinnen wollen und zu diesem Zwecke den österreichischen Adel, der sich im Jahr 1295 erhob, zu diesem hochverräterischen Unternehmen veranlaßt. Natürlich war es Adolf nicht unlieb, daß sein vornehmster Gegner auf diese Weise beschäftigt wurde, und begreiflich war es, daß die Empörer sich außer an Wenzel auch an Adolf wandten, aber dieser hat sie nachweislich nicht unterstützt. Hätte er diese Gelegenheit benutzt, Albrecht aus seinem Herzogtum zu vertreiben, wie Rudolf es mit Ottokar gethan, so hätte Adolf wahrscheinlich dem finstern Geschick vorgebeugt, das sich jetzt gestaltete und ihm das Verderben brachte.

Schon im Jahr 1295 sollen die Kurfürsten von Sachsen, Brandenburg und Mainz den Herzog Albrecht aufgefordert haben, sich gegen seinen rechtmäßigen Herrn zu erheben; sicher ist, daß Albrecht in der Mitte des nächsten Jahres in näherem Verkehr mit dem Mainzer stand, der, wie erzählt, mit Adolf zerfallen war und in Sachen des französisch-englischen Krieges die Partei Frankreichs ergriffen hatte. Daß Albrecht bereits gewählt hatte, beweist folgendes Zeugnis. Als er am 25. Juni 1296 den Ritter Leutold von Kunring, der unter allen 1296 Aufständischen ihn am längsten befehdet hatte, wieder zu Gnaden annahm, ließ er ihn schwören, „ihm mit aller seiner Macht zu helfen wider männiglich und besonders wider den König von Rom."

Während Albrecht seine Partei durch Familienverbindungen stärkte — seine Tochter Anna heiratete einen Markgrafen von Brandenburg, Agnes den Ungarnkönig Andreas III. — zerriß das verwandtschaftliche Band, welches Wenzel von Böhmen an König Adolf knüpfte, denn seine am 9. August 1296 mit Ruprecht von Nassau vermählte Tochter Agnes starb bald darauf. Wegen der Markgrafschaft Meißen, die Adolf dem König von Böhmen vorenthielt, und geleitet durch seine kluge Gemahlin Gutta, Albrechts Schwester, trat auch Wenzel nunmehr zu der Gegenpartei über. Damit waren fast die sämtlichen Kurfürsten, die Adolf erhoben hatten, seine Feinde geworden.

Die näheren Verabredungen zu seinem Sturze fanden im Juni 1297 zu Prag statt, 1297 wo sich Wenzel durch den Erzbischof Gerhard von Mainz feierlich die böhmische Krone aufsetzen ließ. Die ganze Partei war versammelt und weitere Schritte festgestellt: was noch nicht erledigt werden konnte, wurde auf einer zweiten Versammlung zu Kadan an der Eger verabredet. Den Papst, welcher doch wegen des französisch-englischen Krieges Adolfs Gegner war, versuchte Albrecht vergeblich zur Absetzung desselben zu bewegen, dagegen gelang es ihm, seine Partei allenthalben im Reiche zu stärken. Da der Habsburger sich den Erfolg möglichst sichern wollte, verzögerte sich die kriegerische Entscheidung bis in das nächste Jahr. Natürlich mußte er seinen Hauptgönnern, dem Erzbischof von Mainz und dem König Wenzel, nicht geringere Vorteile verbriefen, als Adolf gethan.

Dieser hatte, von den Schritten seiner Gegner unterrichtet, seine Vorkehrungen getroffen und rückte dem Herzog, welcher im März 1298 die Donau 1298 aufwärts durch Schwaben an den Rhein ziehen wollte, entgegen. Als Albrecht in Augsburg erfuhr, daß Adolf Ulm erreicht hatte, wich er ihm aus, denn einerseits hatte er sein Heer noch nicht vollzählig beisammen, anderseits wollte er den Eindruck der beabsichtigten Entthronung des Königs abwarten. Am 1. Mai sollte sie in Frankfurt vollzogen werden. Da aber Adolfs Operationen diesen Plan verhinderten, wurde die Absetzung verschoben und die Kurfürsten zum 15. Juni 1298 nach Mainz eingeladen. Bis zu diesem Termin ließ es Albrecht zu keiner kriegerischen Entscheidung kommen; Ende April standen sich die feindlichen Heere bei Kenzingen an der Elz eine Woche thatenlos gegenüber.

Endlich, am 23. Juni, erfolgte die Absetzung des Königs, dem man Entheiligung geweihter Hostien, Gewaltthat gegen Frauen, Beraubung der Kirche und ihrer Diener, Vernachlässigung der Rechtspflege und Störung des Land-

friedens zur Last legte. Die Entscheidung erfolgte, da Albrecht auf das linke Rheinufer hinübergegangen und Adolf ihm nachgezogen war, nach einer 1298 kurzen Fehde, die den Elsaß verheerte, am 2. Juli bei Göllheim, westlich von Worms.

Adolf war sowohl in betreff der Truppenzahl — er hatte höchstens 14000 Mann — als auch hinsichtlich der Stellung im Nachteil. Er stand in der Senkung zwischen dem Donnersberg und dem Hasenbühl, einer Anhöhe südlich von Göllheim. Albrechts Heer hatte das höher gelegene Gelände, ihm gegenüber, inne. Adolfs Scharen waren in drei Treffen geordnet, bei dem zweiten befand er sich selbst; den Vorstreit hatten die Bayern. Ebenso war Albrechts Heer aufgestellt: in dem ersten Treffen standen zuvorderst die Kärntner und Steirer. Nachdem hier Bischof Konrad von Straßburg eine ermutigende geistliche Ansprache gethan, in Adolfs Heere eine Messe gelesen war, begann der Kampf. Der erste Angriff der Bayern war ungestüm, aber erfolglos wegen der Ungunst des Geländes. Außerdem hatten die Österreicher ihre Schwerter in unritterlicher Weise zum Stechen gespitzt und brachten mit den Rossen die Reiter zu Fall. Adolf wollte mit dem Mitteltreffen den Kampf wiederherstellen, sah aber bald die gefahrvollen Fortschritte des Feindes. Umsonst bat er seinen Sohn Ruprecht, sein junges Leben zu schonen; treu hielt der Sohn neben dem Vater aus. Bei einem Ansturm auf die Böhmen stürzte Adolf, geriet unter sein Pferd und wurde besinnungslos davongetragen. Auf die Nachricht, auch Herzog Otto von Bayern sei verwundet, stürzte er halb betäubt und ohne Helm von neuem in das Schlachtgetümmel. Er suchte den verhaßten Nebenbuhler auf: in der Nähe Albrechts traf ihn der tödliche Streich, andre verwunden sein Roß, und der Kampfunfähige empfängt noch einen letzten furchtbaren Hieb.



Der König im Handgemenge.

Elfenbeinschnitzerei vom Schlusse des XIII. Jahrh. Zeit der Schlacht bei Göllheim. (Germanisches Museum zu Nürnberg.)

Nach einigen Nachrichten soll Albrecht den Todesstreich geführt haben, doch hat er selbst es in Abrede gestellt.

Mit Adolfs Tod war die Schlacht verloren; seine Scharen gaben zum großen Teil den Kampf auf: so erklärt es sich, daß die Zahl der Gefangenen die der Gefallenen bei weitem überstieg. Auch des Königs Sohn Ruprecht fiel in die Hände des Siegers.

Selbst Gerhard von Mainz klagte um den König: „das tapferste Herz ist gefallen“; Albrecht aber gestattete nicht, daß die Leiche in Speier beigesetzt

wurde, in den Gräbern der Könige. Sie fand ihre Ruhestätte im Kloster Rosenthal, bis ihr elf Jahre später durch König Heinrich VII. im Dome zu Speier die gebührende Stelle eingeräumt wurde.

Was Adolf auch in der Verwaltung des Reichs gefehlt haben mag, diesen Ausgang hatte er nicht verdient, und das Geschick hat den Besiegten von Göllheim an dem Sieger furchtbar gerächt.



„Albertus Dei Gratia Romanorum Rex Semper Augustus."

Siegel Albrechts von Österreich. Städtisches Archiv zu Frankfurt a. M.

3. Albrecht von Österreich, 1298—1308.

Nach Adolfs Tode hätte Albrecht sofort das Reich antreten können, da man ihm am Tage nach der Absetzung seines Gegners die Krone übertragen hatte. Aber es erschien dem Sieger zweckmäßiger, eine förmliche, neue, einhellige Wahl herbeizuführen; da der Pfalzgraf und Boemund von Trier durch Adolfs Tod ihres Eides ledig waren, konnte das keine großen Schwierigkeiten haben. Auch wäre es bedenklich gewesen, den Kurfürsten das Recht der Ab=

setzung ohne weiteres zuzugestehen. So begab er sich vom Schlachtfeld nach 1298 Frankfurt, wo er am 27. Juli gewählt wurde. Natürlich ließen sich die Kurfürsten ihre Stimmen nur zu hohen Preisen abkaufen: Gerhard von Mainz erhielt nicht allein den Bopparder Zoll, der künftig in Lahnstein erhoben werden sollte, bestätigt, sondern noch einen zweiten, der in Rüdesheim entrichtet wurde. Natürlich bekam auch König Wenzel den Lohn seiner Untreue und wurde Hauptmann des Reiches in Meißen, dem Osterland und dem Pleißner Land. Nachdem Albrecht dann im August in Aachen gekrönt war, im September den Grafen von Pfirt besiegt hatte, der ihn nicht anerkennen wollte, hielt er im November einen Reichstag in Nürnberg ab. Da nach altem Herkommen der römische König sein Herzogtum abgeben mußte, belehnte er hier seine Söhne mit Österreich, Steiermark, Krain, der slavischen Mark und Portenau.

Bei den innigen Beziehungen zwischen Kaisertum und Papsttum war von größter Wichtigkeit, wie sich Bonifacius VIII. zu dem neuen Ereignis stellen würde. Anfänglich war der Papst im höchsten Grade erzürnt auf Albrecht, dem er es nicht verzieh, daß er sich vor einigen Jahren mit seinem Todfeinde, Philipp IV. von Frankreich, hatte verschwägern wollen; er schwur Adolfs Tod zu rächen. Indes zeigte er sich zur Versöhnung geneigt, wenn Albrecht die Schenkungen seines Vaters bestätigen wolle. Die Forderung veranlaßte Albrecht, sich dem Feinde des Papstes anzuschließen. Noch im Jahre 1298 1299 1298 wurden die ersten Verhandlungen angeknüpft, im nächsten Jahr wurde die Verlobung zwischen Philipps Schwester Blanka und Albrechts Sohn Rudolf verabredet, und die beiden Fürsten hatten zwischen Toul und Vaucouleurs, in der Nähe von Quatrevaux, eine Zusammenkunft. Über den Ehevertrag wurde man bald einig, aber umsonst suchte Philipp die Kurfürsten zu dem Gelöbnis zu drängen, sie würden seinen zukünftigen Schwiegersohn dereinst zum römischen Könige wählen. Denn die Freundschaft zwischen Albrecht und seinen Wählern, namentlich Gerhard von Mainz, hatte bereits ihr Ende erreicht. Da Albrecht für ihn die Kosten des Aufenthaltes nicht bezahlen wollte, während er alle übrigen Fürsten als seine Gäste behandelte, soll der Mainzer, auf Jagdtasche und Jagdhorn klopfend, ergrimmt gerufen haben, darin seien noch viele Könige enthalten.

Ohne Abschied ritt er mit den andern geistlichen Fürsten von dannen; auch der Pfalzgraf genehmigte die mit Philipp geschlossenen Verträge nur vorübergehend, denn den rheinischen Fürsten war die franzosenfreundliche Politik des Königs, als ihren Sonderinteressen zuwiderlaufend, nicht genehm. Albrecht aber war fest entschlossen, den Trotz derselben zu brechen und ein und für allemal ihrem verhängnisvollen Einfluß auf die Reichsangelegenheiten ein Ende zu machen. Eine vorzügliche Handhabe dazu bot ihm die Frage der Erhebung der Rheinzölle, welche die rheinischen Kurfürsten als eine willkommene Einnahmequelle in ganz ungebührlichem Maße ausgebeutet hatten.

Freilich war das Recht der Zollerhebung seit einer Reihe von Jahren in die Hände der Fürsten gelangt, aber die rheinischen Erzbischöfe hatten in schrankenloser Willkür, ohne Rücksicht auf irgend welche Reichsrechte, die Zollstätten ins Ungemessene vermehrt und die Abgaben zu unerschwinglicher Höhe gesteigert. „Namentlich hatten sie den Mittellauf des Stromes von Bingen bis Koblenz, die Strecke, wo es dem Handel fast unmöglich war, den Handelsweg des Rheinbettes auf Seitenstraßen über das Gebirge zu umgehen, mit fast unglaublichen Zollerhebungen überlastet.“ Jetzt griff Albrecht auf die Politik seines Vaters zurück, der schon, freilich ohne Erfolg, auf Grund des ihm von den Kurfürsten zugestandenen Rechtes der Rückforderung entfremdeten Reichsgutes alle seit 1245 unrechtmäßig errichteten oder erhöhten Zölle für abgeschafft erklärt hatte.

Den Erzbischöfen war es ohne weiteres klar, wohin Albrecht mit der Erneuerung dieses Verbotes ziele, und ihre Erbitterung wurde noch geschürt durch den im Jahre 1300 vom Papst auf den Trierer Stuhl erhobenen Dietrich von Nassau, einem Bruder des gefallenen Königs und persönlichen Gegner Albrechts. Sie warteten deshalb nur auf eine günstige Gelegenheit zur Erhebung gegen den verhaßten Herrscher, und diese bot sich, als im Jahre 1300 Albrecht beim Streben nach Vergrößerung seiner Hausmacht durch Einziehung von Holland, Seeland und Friesland eine empfindliche Schlappe erlitt. 1300

Im Jahre 1299 war nämlich der Stamm der Grafen von Holland, Seeland und Friesland mit dem Enkel des einstigen römischen Königs Wilhelm erloschen. Da in Holland weibliche Lehnsfolge galt, erhob der Schwestersohn dieses Königs, Johann II. von Avesnes, Graf von Hennegau, Ansprüche auf die Erbschaft. Auf Seeland vermeinte der Graf Guido von Flandern ein besonderes Recht zu haben. Das ganze Land spaltete sich in zwei Parteien; den Grafen von Hennegau unterstützte auch Philipp von Frankreich im geheimen. Nun waren aber jene Lande unleugbar Reichslehen, für welche weibliche Erbfolge nicht bestand, und daher lehnte König Albrecht das Ansinnen Johanns, ihn im Besitz der drei Grafschaften zu bestätigen, am 7. Juli 1300 mit Recht ab. Dafür hatte er auch die Zustimmung der Kurfürsten, nicht aber für den Plan, die erledigten Reichslehen zu gunsten seines Hauses einzuziehen. Ein Feldzug, den er zu diesem Zwecke unternahm, scheiterte vollständig; auf dem Rückzug geriet Albrecht in Gefahr, selbst gefangen zu werden. Er gab zwar seine Pläne noch keineswegs auf, sondern überließ seinen Gegnern das Objekt des Streites nur so lange, bis ein Schiedsspruch über die Rechtsfrage gefällt sein würde, allein andre, schwerere Verwickelungen hinderten ihn in der Folge an der Wiederaufnahme dieses Streites.

Diese Niederlage des Königs (im August des Jahres 1300) gab den Kurfürsten, die, vom Papst aufgemuntert, schon seit dem Beginne des Jahres hochverräterische Pläne gehegt hatten, Mut mit ihren Absichten offen hervorzutreten. Zu Heimbach am Rhein — zwischen Bacharach und Bingen — schlossen am 14. Oktober die vier rheinischen Kurfürsten, denen auch der schon längst auf seinen Schwager mißgünstige Wenzel von Böhmen*) beitrat, ein Bündnis, um Albrechts Absetzung herbeizuführen. Schlag auf Schlag erfolgten nun die Maßregeln der Gegner. Es ward dem Könige nicht schwer, sich eine bedeutende Partei zu schaffen. Die Städte hätten völlig blind gegen

---

*) Die Königin Gutta, welche seiner Zeit die Versöhnung zwischen ihm und Albrecht bewirkt hatte, war schon im Jahre 1297 gestorben.

ihr Interesse sein müssen, wenn sie nicht erkannt hätten, daß augenblicklich des Königs Sache ihre eigne war. Albrechts Feldzug war rasch und glänzend, nacheinander bezwang er die einzelnen Kurfürsten, zuerst den Pfalzgrafen, 1302 dann den Mainzer, hierauf den Kölner, zuletzt Dietrich von Trier (1302). Mit weiser Mäßigung benutzte er seinen Sieg, welchen man einem König nicht mißgönnen wird, wenn er eigennützige, hochverräterische Vasallen zu Paaren treibt.

Auch an einer andern Stelle brachte dem Könige sein Sieg großen Vorteil, aber er nutzte ihn nicht nur nicht aus, sondern gab seine persönliche Würde und die Ehre des Reiches in unverantwortlichster Weise preis. **Papst Bonifacius** nämlich, der bis jetzt die größte Anmaßung gegen Albrecht gezeigt, 1301 ihn im Jahr 1301 als Usurpator und Mörder Adolfs nach Rom citiert hatte, war neuerdings in die Lage gekommen, sich nach einem starken Helfer umzu- 1303 sehen. Der energische Philipp IV. hatte am 12. März 1303 zu Paris eine förmliche Anklage gegen den Papst vorgebracht und dessen Ansehen bei Franzosen und Italienern erheblich erschüttert. Jetzt nahm Bonifacius, der die siegreiche Energie des deutschen Königs nunmehr anerkannt hatte, die von Albrecht übersandten Geschenke gern an, er erklärte ihn sogar am 30. April 1303 für einen treuen Sohn der Kirche und ermahnte alle Glieder des Reiches zum Gehorsam gegen das rechtmäßige Oberhaupt. Nun übermittelte ihm Albrecht (17. Juli 1303) die entsprechende Gegenerklärung. Daß er auf das Bündnis mit Frankreich verzichtete, mag ihm nachgesehen werden, denn auch Philipp war ein treuloser Bundesgenosse; daß er Tuscien an den Papst abtrat, läßt sich schwerer entschuldigen; daß er sich verpflichtete, keinem seiner Söhne, die von einer Stiefschwester Konradins stammten — „dem verfluchten Otterngezücht der Hohenstaufen" — ohne päpstliche Genehmigung zur Krone zu verhelfen, war unwürdig; ein Verbrechen gegen das Reich aber war das Zugeständnis, „das Recht, einen römischen König, künftigen Kaiser, zu erwählen, sei gewissen geistlichen Fürsten von dem apostolischen Stuhl übertragen, von welchem Kaiser und Könige auch das Recht des weltlichen Schwertes erhielten."

Noch eine zweite Angelegenheit, die **ungarische Thronfrage**, hatte den König und den Papst zusammengeführt. Im Jahr 1301 war der König Andreas III. plötzlich gestorben, ohne männliche Erben zu hinterlassen. Der Papst ließ den jungen **Karl Robert** von Sizilien, den Sohn jenes im Jahr 1290 vom apostolischen Stuhl erwählten Karl, zum König krönen. Albrecht war damals noch im Streite mit Bonifacius, aber er sah die Erhebung dieses Fürsten sehr gern. Denn einerseits war Karl Robert sein Neffe, der Sohn seiner Schwester Klementine, anderseits war von den Ungarn selbst König Wenzel von Böhmen, an dem sich Albrecht noch zu rächen hatte, als Gegenkandidat aufgestellt worden. Auch abgesehen von diesem Rachegefühl leitete Albrecht die richtige Erkenntnis, daß eine böhmische Herrscherfamilie in Ungarn eine ewige Gefahr für Österreich sein würde. Nun wählten zwar die Ungarn den König Wenzel und, als dieser ablehnte, dessen Sohn Wenzel III., aber

schon nach dreijährigem Verweilen wurde seine Stellung so unhaltbar, daß ihn sein Vater im Juni 1304 aus Ofen abholen mußte, die Ungarn aber sich eng an den vorher verschmähten Karl Robert anschlossen. Noch in demselben 1304 Jahre unternahm Albrecht einen Feldzug nach Böhmen, mußte aber, ohne etwas auszurichten, umkehren. Es gelang Wenzel sogar, den Herzog Otto von Bayern und Heinrich auf seine Seite zu ziehen; schon gedachte er seine Stellung durch einen Bund mit Frankreich zu befestigen, da raffte ihn am 21. Juni 1305 der Tod hinweg; sein Sohn ließ sich ohne große Mühe zum Frieden bewegen. Während der bayrische Herzog das Glück hatte, sich für kurze Zeit die ungarische Königswürde zu verschaffen, zog Albrecht aus, den Grafen Eberhard von Württemberg zu züchtigen, der sich bei dem böhmischen Feldzuge treulos gezeigt hatte. Allein er mußte sich mit einem kaum nennenswerten Erfolge begnügen und war in seinen Hoffnungen sehr herabgestimmt, als ihm von neuem das Glück lächelte. Wenzel III. ward im Jahr 1306 von 1306 einem thüringischen Ritter ermordet, das Geschlecht der Przemysliden erloschen. Albrecht war entschlossen das Böhmenreich seiner Familie zu erwerben. Er sprach das Land seinem Sohne Rudolf als erledigtes Reichslehen zu, ohne ihn indes als König zu bezeichnen, weil er die böhmischen Stände, denen freies Wahlrecht zustand, nicht erzürnen wollte. Dann brach er nach Böhmen auf, um Heinrich von Kärnten zu verdrängen, der als Schwager Wenzels und Reichsverweser sich Hoffnung auf die Krone gemacht hatte. Wirklich setzte Albrecht die Wahl seines Sohnes durch; um sich seinen neuen Unterthanen zu empfehlen, heiratete Rudolf die Witwe Wenzels II., Elisabeth von Polen.

Nach diesem Erfolge machte sich Albrecht daran, das thüringische und Meißner Land den Söhnen Albrechts des Entarteten zu entreißen. Er war der Ansicht, daß Adolfs erkaufte Rechte auf ihn als folgenden König übergegangen seien. Das Unternehmen scheiterte vollständig: am 31. Mai 1307 1307 wurde sein Feldherr, Burggraf Friedrich von Nürnberg, bei Lucka an der Schnauder — unweit Altenburg — völlig geschlagen. Eben beabsichtigte Albrecht, durch neue Werbungen sein Heer zu ergänzen, da traf ihn die Unglückskunde, daß sein Sohn Rudolf eines plötzlichen Todes gestorben sei (4. Juli 1307). Es war ihm nicht gelungen, in der kurzen Zeit seiner Regierung sich beliebt zu machen, die nationalböhmische Partei erklärte sich für Heinrich von Kärnten und wollte von weitern habsburgischen Ansprüchen nichts wissen: der Aufstand brach los. Vergeblich bemühten sich Albrecht und sein Sohn Friedrich das Land zurückzuerobern; das einzige Resultat ihres Feldzuges war die Befreiung der königlichen Witwe Elisabeth.

So waren Albrechts Bestrebungen, den habsburgischen Besitz zu erweitern, allenthalben mißglückt, in Holland, Thüringen und Böhmen; das letzterwähnte Land, dessen Herrscher ihm so viel Unruhe bereitet hatten, sollte ihm noch in andrer Weise verhängnisvoll werden: dort ist der Verworfene erwachsen, welcher seine Hände mit dem Blute eines deutschen Königs, seines nächsten Verwandten, befleckt hat.

König Rudolfs gleichnamiger Sohn hatte einen jungen Erben hinterlassen, Namens Johann, der in Böhmen, dem Lande seiner Mutter, erzogen wurde. Am Hofe Wenzels II. wurde sein jugendliches Gemüt mit Bitterkeit und Argwohn gegen seinen Oheim, den König Albrecht, erfüllt, welcher das Erbe des Unwürdigen, die alten schwäbisch-habsburgischen Besitzungen, verwaltete. Das Verhältnis zwischen beiden ward nicht besser, als Albrecht den vierzehnjährigen Knaben nach Wien bringen und mit seinen Söhnen erziehen ließ. Als er seine Vettern jetzt im Besitz mächtiger Herrschaften sah — denn Rudolf ward mit sechsundzwanzig Jahren König von Böhmen, Friedrich mit zwanzig Jahren Herzog von Österreich — regten sich in Johanns Seele Ehrgeiz und Neid: er verlangte sein Erbe.

Es kann nicht geleugnet werden, daß Albrecht ihm dasselbe vorenthielt, und obwohl keineswegs feststeht, daß der König es seinem Neffen dauernd entziehen wollte, so ist doch leicht erklärlich, daß der übel geratene Jüngling auf diesen Verdacht verfiel. Alle Feinde Albrechts bestärkten diesen Argwohn, und so reifte in Johann der verbrecherische Plan, seinen Oheim zu ermorden.

1308 Albrecht, der zu Baden — in der Schweiz — im Jahr 1308 das Osterfest feierte, ward gewarnt, da einer der Verschworenen, von Gewissensbissen gequält, das Geheimnis seinem Beichtvater verriet; aber der König verachtete die Meldung in der Meinung, es handle sich um eine kindische Drohung. Johann führte die schreckliche That am 1. Mai aus. Er hatte den König durch den Erzbischof von Mainz und den Bischof von Konstanz noch einmal auffordern lassen, ihm sein Erbe herauszugeben. Albrecht wich aus; er ließ seinem Neffen antworten, „er wolle einen Mann aus ihm machen, der sich allen großen Fürsten gleichstellen könne“, und zum Zeugnis, daß es ihm damit Ernst sei, forderte er Johann auf, hundert der schönsten Rosse nebst den dazu gehörigen Leuten auszuwählen und sich die Ausrüstungsgelder aus der königlichen Kammer zahlen zu lassen. Trotzig wendete sich Johann ab und ließ sich auch nicht umstimmen, als ihn Albrecht bei Tische mit ausnehmender Güte behandelte. Während Albrecht ihn mit dem schönsten Maienkranze schmückte, ersann der Bösewicht den Mordplan. Er hatte erfahren, daß Albrecht seiner Gemahlin, auf Rheinfelden zu, entgegenreiten werde. Mit seinen Verschworenen, Walter von Eschenbach, Rudolf von Palm und Rudolf von Wart, sprengte er dem König voran an die Reuß und besetzte das Fährschiff. Sowie der König dasselbe bestiegen hatte, stießen sie schnell vom Ufer ab, banden das Schiff am jenseitigen Ufer fest und ritten eine Strecke Weges davon. Plötzlich giebt Johann das Zeichen: Eschenbach fällt Albrechts Pferd in den Zügel, Palm führt den ersten, Wart den zweiten Streich. Auch jetzt ahnt der König das Schreckliche nur halb: „Lieber Vetter, hilf mir!“ ruft er seinem Neffen zu, empfängt aber statt dessen den Todesstoß durch den Rücken in die Brust.

Nach der That eilten die Mörder von dannen, zunächst nach der Burg Alt-Falkenstein. Schrecklich mußten die unschuldigen Burgsassen der Mörder das Verbrechen ihrer Herren büßen. Der Herzog Leopold erstürmte die Burgen und ließ ihre Verteidiger sämtlich niederhauen. Aber dieses Totenopfer schien der Königin Elisabeth und ihrer Tochter, der verwitweten Ungarnkönigin Agnes, noch bei weitem nicht genügend. Mit furchtbarer Grausamkeit wüteten sie, Furien gleich, gegen alle, die mit den Verschwörern verwandt oder bekannt gewesen waren. Nachdem sie ihre Rache gestillt, errichteten sie aus dem Gut, das sie unschuldigen Witwen und Waisen entzogen hatten, das Kloster Königsfelden. Die eigentlichen Schuldigen, von Albrechts Nachfolger geächtet, entgingen freilich der Strafe bis auf einen. Rudolf von Wart, der in Avignon bei dem Papste

Absolution erflehen wollte, ward gefangen und qualvoll gerädert. Palm starb vergessen in einem Kloster zu Basel, Eschenbach änderte seinen Namen, lebte noch 35 Jahre in einem kleinen schwäbischen Orte und bekannte erst auf dem Totenbette seinen Namen und sein Verbrechen. Johann von Schwaben, dessen Güter den Söhnen Albrechts zugesprochen wurden, entkam nach Pisa, gebrandmarkt durch den Namen „Parricida" (Vatermörder). Dort warf er sich im Jahre 1312 dem Kaiser Heinrich VII. zu Füßen, ward in ein Kloster gesperrt und endete, 25 Jahr alt, am 15. Dezember 1315.

Die Geschichtschreibung hat über den König Albrecht bereits früh ein absprechendes Urteil gefällt, und was man auch für gute Eigenschaften an ihm anerkennen mag, eine liebenswürdige, anziehende, populäre Persönlichkeit ist er sicher nicht gewesen. Aber es muß hervorgehoben werden, daß Parteilichkeit und Nationalhaß die Züge des Bildes verzerrt haben, welche wir uns nach Albrechts Handlungen von ihm entwerfen würden. Zu einer entschieden ungerechten Beurteilung hat die landläufige Tradition über die sogenannte „Befreiung der Schweiz" das meiste beigetragen.

In das Todesjahr des Königs Albrecht setzt die Überlieferung nämlich als ein Ereignis von hervorragendster Bedeutung die Gründung der Eidgenossenschaft, die Befreiung der Schweiz von der habsburgischen Herrschaft. Wiewohl sich diese Überlieferung erst im 15. Jahrhundert gebildet und erst im 16. Jahrhundert durch Ägidius Tschudi, den Vater der schweizerischen Geschichtschreibung, feste Gestalt erhalten, hat sie in der Überzeugung des Schweizervolkes so lange als Wahrheit gegolten und durch unsern großen Schiller eine so feste Heimstätte in der deutschen Nation gefunden, daß sie hier der schlichten Wahrheit der Geschichte vorangehen mag.

Die drei Waldstädte Schwyz, Uri und Unterwalden, in deren Gebieten die Grafen von Habsburg mancherlei Besitzungen und Rechte hatten, blieben frei bis zu der Zeit, da Rudolf von Habsburg sie „unter des Reiches Schirm empfing." Ihre Freiheiten tastete Rudolf nicht an, aber nach ihm wurde die Verwaltung an Edelleute aus dem Aargau und Thurgau übertragen; ein Geßler schaltete als Landvogt zu Altdorf und Schwyz, ein Landenberg in Unterwalden; sie erbauten Zwingburgen, beschimpften die Ehre der Frauen, verübten an den Männern Gewaltthaten. Ein Landmann aus dem Melchi — daraus hat man Melchthal gemacht — wurde geblendet, weil sein Sohn den Knechten Landenbergs Widerstand geleistet, als sie ihm seine Ochsen nehmen wollten. Als Geßler zu Steinen vor der Wohnung des Stauffacher vorbeiritt, ärgerte er sich, daß ein so hübsches Haus das Eigentum eines Landmannes sei, und entfernte sich mit drohenden Blicken. Sollte man diese schmähliche Behandlung länger ertragen? Drei Männer, Stauffacher von Schwyz, ein Fürst aus Uri und der Sohn des armen Mannes aus dem Melchi, traten — am 7. November 1307 — im grünen Waldesschatten des Grütli, einer Wiese am Vierwaldstädter See, zusammen und schwuren ihrem Lande die Freiheit zu gewinnen und die Zwingburgen zu brechen. Kühne Männer scharten sich um sie; am Neujahrstage 1308 wollten sie ihren Plan ausführen, bis dahin aber ihre Absichten sorgfältig geheim halten.

Einer der Wackern, Wilhelm Tell aus dem Lande Uri, zu Bürglen, Meier der Züricher Frauenmünsterabtei, kam einige Zeit nachher nach Altdorf, wo Geßler am Jakobstage auf einer Stange einen Hut hatte erhöhen lassen und befohlen, diesem dieselbe Reverenz zu beweisen wie dem Landvogt.

„Tell — so erzählt Peter Etterlin in seiner „Kronika von der löblichen Eidgenossenschaft" im Jahr 1507 — ging nun mehrmals vor dem Hute vorbei und wollte sich nicht verneigen. Der Knecht, welcher Wache hielt, verklagte Tell bei seinem Herrn. Der ließ ihn kommen und fragte ihn, warum er sein Gebot so frevelhaft übertreten hätte. Tell antwortete und sprach: „Lieber Herr, es ist ohne Absicht geschehen, auch wußte ich nicht, daß Ihr es so hoch aufnehmen würdet; wäre ich witzig, ich hieße anders, als der Tell. Darum, gnädiger Herr, verzeiht mir und haltet es meiner Thorheit zu gute." Nun war der Tell ein so guter Schütze, als man nur im Lande finden konnte, hatte auch hübsche Kinder, die ihm lieb waren. Der Herr, der von böser Natur war, schickte heimlich nach des Tellen Kindern, und da sie gekommen waren, fragte er den Tell, ob das seine Kinder und welches ihm das liebste wäre. Antwortete Tell: „Gnädiger Herr, sie sind alle mein und mir auch alle gleich lieb." Da sprach der Herr: „Nun, Wilhelm, du bist ein guter Schütz, und man findet im ganzen Lande nicht deinesgleichen, nun sollst du deine Kunst vor mir bewähren: denn wirst du einem deiner Kinder einen Apfel vom Haupte schießen, so will ich dich für einen guten Schützen halten." Der Tell erschrak und bat, das man ihm das in Gnaden erließe, denn es wäre wider die Natur. Allein er mochte reden, was er wollte, der Herr zwang ihn mit seinen Knechten und legte dem Kinde selbst den Apfel auf das Haupt. Nun sah Tell wohl, daß er thun mußte, was der Herr wollte, nahm einen Pfeil und steckte ihn hinten in sein Goller, nahm dann einen zweiten in die Hand und spannte seine Armbrust. Hierauf bat er Gott und seine würdige Mutter, daß sie ihm Glück geben und sein Kind behüten möchten, und schoß den Apfel herab, ohne sein Kind zu beschädigen. Das gefiel dem Herrn und lobte ihn, daß er ein guter Schütze wäre. Doch sprach er zum Tellen: „Eins mußt du mir noch sagen. Was bedeutet es, daß du den ersten Pfeil hinten in das Goller gestoßen?" Tell hätte der Sache gern zum besten verantwortet und sprach, es wäre der Schützen Gewohnheit. Der Herr ließ aber nicht ab in ihn zu dringen und sagte, da er sah, daß Tell voll Sorge war, mit arger List: „Lieber Tell, sag mir fröhlich die Wahrheit. Ich will dich deines Lebens sichern und dich nicht töten." Da sprach Tell: „Wohlan, sintemalen Ihr mich des Lebens gesichert habt, will ich Euch die Wahrheit sagen. Ich habe das darum gethan: hätte ich des Apfels gefehlt und mein Kind getroffen, so hätte ich mit dem andern Pfeil Euer und der Euren gewiß nicht gefehlt." Wie der Herr das vernahm, sagte er: „Es ist wahr, ich habe dir zugesagt, ich will dich nicht töten; da ich aber deinen bösen Willen erkenne, so will ich fürbaß vor dir sicher sein und dich an einen Ort legen, da du weder Sonne noch Mond jemals wiedersehen sollst." So ließ er ihn ergreifen und binden und in einen Nachen werfen, sein Schießzeug mit ihm. Die Knechte stießen ab und wollten ihn nach Schwyz fahren.

Als sie bis an den Axen hinausgefahren waren, überfiel sie solch grausamer Wind, daß der Herr und die Knechte meinten, sie müßten ertrinken. Da sprach einer unter ihnen: „Herr, sehet Ihr nicht, wie es geht? Heißt den Tellen losbinden, er ist ein starker, mächtiger Mann und versteht sich auf das Wetter; sagt ihm, daß er uns von hinnen helfe." Der Herr rief dem Tell zu: „Willst du uns helfen, so will ich dich losbinden lassen." Der Tell sprach: „Herr, ich will es gern thun und getraue mir, uns mit Gottes Hilfe wohl von hinnen zu helfen." Also ward er losgebunden, stand am Steuer und fuhr wacker drauf los, lugte aber allwegen auf seinen Vorteil und nach seinem Schießzeug. Als er sich einer großen Platte näherte, die seitdem allgemein des Tellen Platte genannt wird, dachte er, daß es Zeit sei, zu entrinnen. Er rief seinen Begleitern zu, sie sollten tüchtig rudern; wenn sie an die Platte kämen, hätten sie das Schlimmste hinter sich. Als sie der Platte so nahe waren, daß er wohl hinüberspringen konnte, drängte er das Hinterteil des Nachens dicht heran, ergriff sein Schießzeug, sprang ans Land, stieß den Nachen zurück und ließ ihn also schweben und schwanken auf dem See. Dann lief er durch Schwyz, bis daß er gen Küßnacht kam in die hohle Gasse. Dort war er vor dem Herrn angekommen und wartete seiner. Wie der nun mit seinen Dienern geritten kam, stand Tell hinter

einem Busch und hörte allerlei Anschläge, die gegen ihn gerichtet waren. Er spannte seine Armbrust, schoß den Herrn zu Tode und eilte wieder über die Berge nach Uri, wo er seinen Genossen erzählte, wie es ihm ergangen war."

So weit Etterlin. Ein andrer schweizerischer Chronist, Melchior Ruß, der im Jahr 1482 schrieb, erzählt die Sache etwas abweichend. Nach seiner Darstellung erschoß Tell den Landvogt, der hier Grißler genannt wird, schon auf der Platte am See.

Noch viele Einzelheiten werden über die Eroberung der Burgen der Landvögte berichtet: List mit Kühnheit gepaart, führte zum Ziel. Am Neujahrsmorgen 1308 bemächtigten sich zwanzig Männer aus Unterwalden, welche angeblich die üblichen Neujahrsgeschenke überbringen wollten, der Burg des Landenbergers zu Sarnen. Der fliehende Vogt wurde eingeholt, zwar geschont, mußte aber geloben, die Schweiz auf ewig zu meiden.

Allein, so heilig das ererbte Recht der volkstümlichen Sage sein mag, heiliger ist das Recht der Wahrheit; die Geschichte lehnt daher diese ganze Darstellung ab, gestützt auf unwiderlegliche Zeugnisse. Einen Mann Namens Wilhelm Tell mag es in der Schweiz im Jahr 1308 gegeben haben, aber sein Meisterschuß ist eine allen germanischen Völkern geläufige Sage, die vielleicht ein Naturmythus ist. Erinnerungen an einen Nationalhelden, der Töllo, Töl und Tell genannt wird, sind auch an der Küste des finnischen und rigaischen Meerbusens heimisch. Selbst wenn aber den Schweizern ein wirklicher Tell zugestanden wird, so hat er keinen Geßler erschossen, denn kein Ritter dieses Namens ist damals habsburgischer Landvogt in Küßnacht oder Altdorf gewesen, so wenig als ein Landenberg in Unterwalden. Selbst was von den Bedrückungen erzählt wird, zerfällt in ein Nichts. So würde es gar keine Vergewaltigung gewesen sein, wenn Geßler über Stauffachers Haus in Zorn geraten wäre, denn kein Bauer durfte ohne Erlaubnis der Obrigkeit ein neues Haus bauen. Auch bedeutet das Wort „Twinghof" gar keine Zwingburg.

Der nationale Haß gegen das Haus Habsburg hat diese Überlieferungen entstehen lassen, das Volkslied und das volkstümliche Drama hat sie von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt: mögen sich auch die Nachlebenden an der freiheitatmenden Sage begeistern! Denn allerdings hat der Dichter recht:

„Erzählen wird man von dem Schützen Tell,
So lang die Berge stehn auf ihrem Grunde."

In Wahrheit verhält es sich mit der sogenannten Befreiung der Eidgenossenschaft wesentlich anders, und mit wenigen Zügen läßt sich der geschichtliche Thatbestand darstellen. Die drei Waldkantone Schwyz, Uri und Unterwalden, um den Vierwaldstädter See gelagert, waren von Natur auf ein inniges Einvernehmen angewiesen; obwohl ihre politische Lage nicht ganz dieselbe war. Ursprünglich reichsunmittelbar war nur Uri, und seitdem Heinrich, Friedrichs II. Sohn, im Jahr 1231 seine Freiheit verbrieft hatte, konnte kein Fremder dieselbe antasten; wie die Reichsstädte führte es ein Siegel, erhob Steuern und besorgte seine Verwaltung.

Dagegen standen die Schwyzer unter der Gerichtsbarkeit der Grafen des Zürichgaues, und obgleich gerade sie den lebhaftesten Freiheitsdrang verspürten und nachher dem freien Lande ihren Namen gegeben haben, sahen sie sich infolge ihrer Streitigkeiten mit der mächtigen Abtei Einsiedeln im Jahr 1217 genötigt, den Grafen Rudolf den Älteren von Habsburg um Vermittelung zu ersuchen. Dieser nennt sich „Vogt und erblicher Schirmer der Leute von Schwyz." Darin liegt ein gewisses Abhängigkeitsverhältnis, aber

die Schwyzer wußten sich demselben zu entziehen. Für eine Hilfssendung, die sie dem Kaiser Friedrich II. nach Faenza schickten, erhielten sie 1240 eine Urkunde, in welcher sie nicht nur für alle Zukunft für reichsunmittelbar erklärt wurden, sondern sogar ausgesprochen war, daß sie stets frei gewesen wären.

In Unterwalden endlich gab es zwar auch freie Männer und Edle, aber daneben hatten viele weltliche und geistliche Herren und Körperschaften hier Besitz oder Gerichtsbann. Besonders besaßen die Habsburger daselbst große Macht; nicht nur die Rechte der Landgrafen kamen ihnen zu, sie hatten dort auch weiten Grundbesitz und waren Vögte der Klöster. Daß die Unterwaldner gern die Freiheiten ihrer Nachbarn geteilt hätten, ist begreiflich.

Nun erkannten aber die Grafen des Zürichgaus, dem die jüngere Linie des Hauses Habsburg, nämlich Habsburg-Laufenburg, vorstand, nur die Reichsunmittelbarkeit von Uri, nicht aber die von Schwyz an; darüber kam es zwischen 1240 und 1250 zu blutiger Fehde, in der Burgen gebrochen, Vögte vertrieben wurden. Vergeblich erbaute der Graf in der Nähe von Luzern die Feste Neu-Habsburg, die Schwyzer gaben nicht nach. Des Widerstands müde, verkaufte Eberhard von Habsburg-Laufenburg seine sämtlichen Besitzungen in den Waldstädten an seinen Vetter Rudolf im Jahr 1273, kurz bevor derselbe zum König gewählt wurde. Zwar ließ Rudolf den Schwyzern ihr Landessiegel und gestattete ihnen, Ammänner aus ihrer Mitte zu empfangen, aber, König, Landgraf und Vogt in einer Person, ersetzte er in den Freiheitsbriefen den Namen des Reiches durch den Österreichs. Dadurch konnten die Waldstädte allerdings in Unterthänigkeit geraten, und da Rudolf immer mehr Rechte und Besitz in diesen Gegenden an sich brachte, auch schwere Steuern forderte, fühlten sich die Waldstädte bedroht. Sowie daher die Kunde von Rudolfs Tod sie ereilte, einigten sie sich (am 1. August 1291) zur Stiftung „des ewigen Bundes“, welcher der Ausgangspunkt der Eidgenossenschaft ist. Aus dem Bundesbrief ersieht man, daß diese Verbindung nicht die älteste ist, welche die Waldstädte schlossen; sie ist aber die erste, deren Urkunde wir kennen. In derselben sprechen die Verbündeten den Entschluß aus, in Sachen der Blutgerichtsbarkeit nur Einheimische als Richter anzuerkennen, innere Zwietracht durch Schiedsrichter beizulegen; in allen privatrechtlichen Angelegenheiten sollte aber jeder wie bisher seinem zuständigen Herrn Gehorsam leisten.

Adolf von Nassau bestätigte natürlich die Freiheiten der Waldstädte; als er seinem Gegner erlegen war, erhielt sich Uri ziemlich unabhängig, in Schwyz und Unterwalden trat Habsburg in seine alten Rechte wieder ein.

Albrecht ließ sich dieselben nicht schmälern, aber er achtete auch das Herkommen. Er ernannte die Landmänner aus den einheimischen edlen Geschlechtern, so bekleidete in Altdorf ein Attinghausen, in Schwyz bald ein Stauffacher, bald ein Ab-Yberg diese Würde; jedes Jahr erschien der König in seinen Erblanden.

Gewiß waren die Waldstädte besorgt und unruhig, denn auch Albrecht war auf immer neue Erwerbungen bedacht; gleichwohl findet sich kein Beweis, daß die Waldstädte einen ernstlichen Versuch machten, ihre Lage gewaltsam zu ändern. Jedenfalls hat die unvollkommene Kenntnis von den früheren Streitigkeiten mit der Laufenburger Linie und die Nachricht von einer Empörung, die im Jahre 1302 von Gerichtseingesessenen des österreichischen Vogtes zu Küßnacht gemacht wurde, die spätere landläufige Tradition geschaffen.

Albrecht, dessen äußere Erscheinung allerdings abstoßend gewesen sein muß, hat allen Groll, den die Habsburger vor ihm und nach ihm sich von seiten der Schweizer zugezogen haben, auf seine Schultern nehmen müssen: da man wußte, daß er die Fürsten niedergehalten hatte und daß er eines gewaltsamen Todes gestorben war, setzte sich allmählich die Überzeugung fest, daß er ein Despot gewesen sei und auch die Waldstädte tyrannisiert habe. Dagegen erzählt die

älteste Chronik, der Stadt Zürich, welche der Zeit nach diesen Dingen viel näher steht, als die landläufigen Berichte der andern Chronisten (sie reicht bis 1336), von Albrecht:

„Er hatte das Reich gewaltiglich inne und mit großen Ehren und war ein mannlicher, volksfreundlicher Mann und ein unverzagter, unerschrockener Herre. Dieser König Albrecht war geizig nach Gut, denn er hatte viel Kinder, und hielt recht Gericht und war ein frommer Herr."



(„In reditu de Curia nunciatur ei obitus Alberti Regis Romanorum.")
(Bei Rückkehr von der Kurie wird ihm das Hinscheiden Albrechts, römischen Königs gemeldet)

Ein Eilbote des Erzbischofs Peter von Mainz überbringt dem aus Rom zurückkehrenden neugeweihten Erzbischof von Trier, Balduin von Lützelburg, die Nachricht, König Albrecht sei ermordet, Graf Heinrich von Lützelburg (Bruder Balduins) solle sich bereit halten, das Reich zu übernehmen: ihn würde er wählen.

Miniature aus der zum eignen Gebrauch Balduins bestimmten, mit Malereien aus seiner und des kaiserlichen Bruders Geschichte geschmückten Pergamenthandschrift seines Urkundenbuchs, genannt das „Balduineum", aufbewahrt im Provinzialarchiv zu Koblenz.

IX. Die Häuser Luxemburg und Bayern.

1. Heinrich VII. von Luxemburg, 1308—1313.

Gemalter gotischer Buchstabe aus dem Brevier Balduins von Lützelburg, Erzbischofs von Trier, Bruder Kaiser Heinrichs VII. Aus dem Original der Prachthandschrift im Provinzialarchiv zu Koblenz. Anfang des XIV. Jahrh.

Einem Blitzstrahle gleich durcheilte die Kunde von dem jähen Untergange Albrechts I. die deutschen Gaue. Während aber das Volk sich dem Entsetzen über einen so unerhörten Frevel hingab, trat an die Kurfürsten die Frage heran, wer nunmehr auf den Thron zu erheben sei.

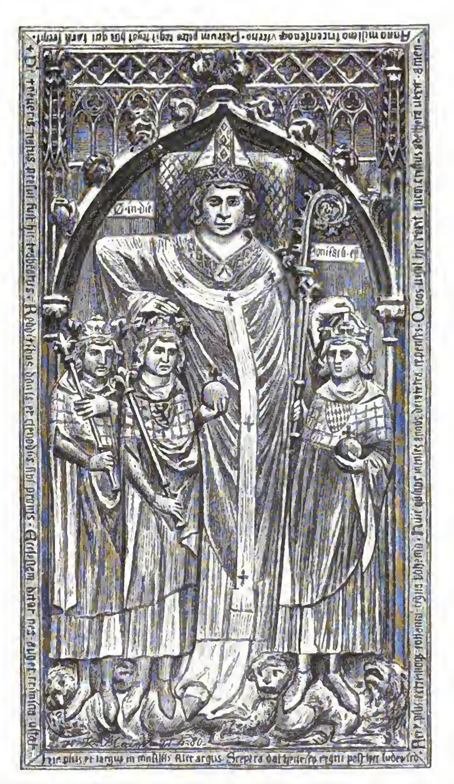
Eine hervorragende Rolle bei der Lösung dieser Aufgabe fiel naturgemäß dem Erzbischof von Mainz zu. Diesem müssen wir um so mehr unsere Aufmerksamkeit zuwenden, als der zeitige Inhaber des Mainzer Stuhles, **Peter von Aspelt**, während Albrechts Regierung einen bedeutenden Einfluß besessen hatte und sein Name mit der Ermordung dieses Königs in Zusammenhang gebracht wird. Peter von Aspelt, oder Peter Aichspalter, aus einem niederen bürgerlichen Geschlecht des Mosellandes, hatte zuerst sein Glück als Leibarzt des Königs Rudolf gemacht, war dann bei Wenzel II. von Böhmen Kanzler geworden, von Bonifacius VIII. zum Bischof von Basel, von Clemens V. zum Erzbischof von Mainz erhoben.

Die gewöhnliche Tradition, er habe das Erzbistum, welches er eigentlich für **Balduin von Luxemburg**, den Bruder des späteren Königs Heinrich VII., erbitten sollte, vom Papste erhalten, weil er denselben von schwerer Krankheit geheilt, später habe er dem Balduin das Erzbistum Trier und dem Grafen Heinrich, als dem Schöpfer seines Glückes, die Krone verschafft, ist nicht haltbar. Freilich hat Peter von Aspelt im Jahr 1306 eine Reise zum Papst

---

*) **Umschrift auf dem Grabmal des Peter von Aspelt im Dom zu Mainz.**
(Die leoninischen Verse des Originals sind in gereimter Übersetzung wiedergegeben.)

De Treveris natus | presul fuit hic trabeatus. Geboren war im Land zu Trier | Der Kirchenfürst in Purpur hier.	Fert pius extremo | que iohanni regna bohemo. Johann dem Böhmen noch zuletzt | Hat er die Krone aufgesetzt.
Redditibus donis | et clenodiis sibi pronis Mit Renten und Geschenken groß, | Mit Schmuckgerät, das zu ihm floß,	Huic quinos menses | annos decatetra repenses, Fünf Monate und 14 Jahr | War unterthänig ihm die Schar,
Ecclesiam ditat, | res auget, crimina vitat. Der Kirche er Macht und Reichtum mehrt, | Hielt sich von Lastern unversehrt.	Quos vigil hic rexit, | quem cristus ad ethera vexit (amen) Die wachsam er allhier regiert, | Den Christ ins Paradies geführt (Amen).
Hic pius et largus | in consiliis fuit argus. Fromm und freigebig in der That | War er auch scharfsinnig im Rat	Anno milleno | tricentenoque viceno. Im Jahr eintausend und dabei | Dreihundert noch und zehnmal zwei.
Sceptra dat henrico | regni, post hec ludewico, Den Herrscherstab dem Heinrich | Gab er und dann dem Ludewig,	Petrum petra tegit, | tegat hunc qui tartara fregit Den Petrus deckt der Stein hier zu | Bezwinger der Hölle, beschütze ihn Du!



Grabmal Peters von Aspelt (oder Aichspalt), Erzbischofs von Mainz, mit den drei von ihm gekrönten Königen Heinrich VII., Ludwig dem Bayer und Johann von Böhmen. Dom zu Mainz.
(Die Umschrift siehe in nebenstehender Anmerkung*).

nach Bordeaux unternommen, aber im eignen, nicht in Balduins Interesse, auch nicht als Arzt, sondern als Bischof von Basel, und, was die Hauptsache ist, der kranke Papst ist in dem Jahre, wo Peter das Erzbistum erhielt, gar nicht genesen, sondern durch die Behandlung seiner eignen Ärzte bis an den Rand des Grabes gebracht worden.

Zu seiner Beförderung hatte wahrscheinlich auch die Gunst des Königs Philipp von Frankreich beigetragen, welcher dem gewiegten Diplomaten von früher her noch Dank schuldete. Gewandt und ehrgeizig, arbeitsam und geldgierig, geschäftskundig und berechnend geschmeidig, wo es die Umstände geboten, von durchgreifendem Willen, wo er selbst zu gebieten hatte, war er an das Ziel seiner Wünsche gelangt. Wird er auch mit Unrecht beschuldigt, an Albrechts Ermordung beteiligt gewesen zu sein, so hatte er doch in seiner neuen Stellung soviel als möglich diesem Könige entgegengearbeitet, weil ihm die zunehmende Macht Habsburgs mißfiel. Er wünschte diesem Hause die Führerschaft zu entreißen, vor allem aber dem Mainzer Stuhl dieselbe Bedeutung wiederzugewinnen, welche er unter den Königen Rudolf I. und Adolf gehabt hatte. Demnach hatte der älteste Sohn Albrechts, Herzog Friedrich, keine Aussicht auf seine Unterstützung.

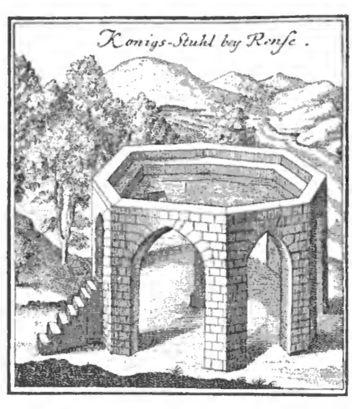
Auch nach einer andern Seite hin mußte er sich abwehrend verhalten. König Philipp von Frankreich, welchen man mit Recht als einen Vorgänger Franz' I. und Ludwigs XIV. betrachten darf, beabsichtigte die Krone des Deutschen Reiches auf das Haupt seines Bruders Karl von Valois zu setzen. Hatte nicht der französische Advokat Pierre Dubois schon im Jahr 1300 dem Könige in einer Denkschrift auseinandergesetzt, zum Heile der Menschheit müsse Frankreich nach der Erlangung der Universalherrschaft streben? Schon war man nahe am Ziel: die Hälfte aller europäischen Throne nahmen Glieder des französischen Königshauses ein, warum sollte nicht auch Deutschland jetzt durch einen französischen Prinzen glücklich gemacht werden?

König Philipp rechnete bei seinem Plane auch auf die Beihilfe des Papstes Clemens V., der, selbst Franzose und in der Gewalt des Königs, wohl schwerlich Widerstand leisten werde. Aber der Papst konnte auf die Wünsche seines Beschützers nicht eingehen, wollte er nicht die Kirche einem gewaltthätigen, im Verfolgen der eignen Interessen schonungslosen Herrscher gebunden überliefern. Außerdem beherrschte diesen Papst der Gedanke, einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen in das Werk zu setzen: wenn der Thronkandidat sich zur Unterstützung dieses Planes verpflichtete, war er ihm genehm.

So ließ sich der Papst nur mit Mühe bewegen, für die Wahl des französischen Prinzen zu wirken; die Schreiben, welche er nachher wirklich erließ, vertraten das päpstliche, nicht das französische Interesse; nur insofern, als sie durch Boten des Königs mit den Briefen desselben zugleich überbracht wurden, konnte der Schein erregt werden, als seien beide Herrscher einverstanden. Mochte der König selbst zusehen, wie viel er bei den Kurfürsten ausrichtete. Zuerst wandte sich Philipp an Heinrich von Kärnten, der in Böhmen regierte, ohne als König anerkannt zu sein; mit Hinweis auf seine schwierige Stellung

lehnte Heinrich jede Mitwirkung ab. Von den übrigen Kurfürsten erlangte der König auch keine bestimmten Zusicherungen; nur der Erzbischof von Köln, Heinrich von Virneburg, sagte im allgemeinen zu: er wolle thun, was in seinen Kräften stände.

In Deutschland selbst traten zwei Bewerber auf, der Pfalzgraf Rudolf und Graf Heinrich von Luxemburg. Der erstere sah bald die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen ein, dagegen gelang es dem Luxemburger, sich zunächst der Zustimmung der drei geistlichen Kurfürsten zu versichern. Es kann zweifelhaft erscheinen, ob Balduin oder Peter von Aspelt zuerst den Plan faßte, den Grafen Heinrich auf den Königsthron zu erheben. Da Balduin erst am 11. März 1308 zum Erzbischof von Trier ernannt ward, möchte man annehmen, daß der Mainzer den Anfang machte; es wird aber berichtet, daß Balduin bei Peter sich für seinen Bruder verwandte und auch williges Entgegenkommen fand. Auch ward es nicht schwer, den Kölner zu gewinnen, und dies fiel um so mehr ins Gewicht, als Sachsen und Brandenburg ihre Stimmen dem Kölner übertragen hatten. Einige weltliche Fürsten machten zwar noch den Versuch, selbständig in der Wahlfrage aufzutreten, aber sie konnten sich nicht einmal über einen Kandidaten einigen. Auf einer Versammlung zu Rense, in den letzten Tagen des Oktober, wurde alles endgültig festgestellt.



Der Königsstuhl bei Rense in den Jahren 1624—1776.

Am linken Ufer des Rheins, wenige Stunden von Koblenz, war vorzeiten auf der Höhe unter uralten Nußbäumen ein steinerner Altan erbaut worden, auf welchem die rheinischen Fürsten zusammenzukommen pflegten, um sich über wichtige Angelegenheiten zu beraten. Jene Stelle war zu solchem Zwecke besonders geeignet, weil ein von dort erschallender Hifthorn- oder Trompetenruf in vier Kurfürstentümern, Mainz, Trier, Köln und Pfalz, gehört werden konnte. „Auf dem Königsstuhl zu Rense" nannte man die altertümliche Stätte; neun Säulen, mit Spitzbogen verbunden, trugen den Altan, welcher nachmals in Trümmer fiel, bis er auf Geheiß eines pietätvollen Königs (Friedrich Wilhelm IV.) in unsern Tagen wieder aufgerichtet wurde.

Zwar kennen wir die Zugeständnisse, welche Heinrich seinen Wählern machen mußte, nicht im ganzen Umfange, aber was wir davon wissen, zeigt,



Der Königsstuhl bei Rense. Jetziger Zustand.

daß auch bei dieser Wahl lediglich Eigennutz und Selbstsucht die Kurfürsten leitete. Die eigentliche Wahl erfolgte erst am 27. November in Frankfurt 1308 unter seltsamen Formalitäten. Erst bezeichnete jeder Kurfürst im einzelnen den Grafen Heinrich als den zu Wählenden; dann sprach der Pfalzgraf Rudolf in aller Namen das „eligo" („Ich wähle") aus. Den Ausfall der Wahl zeigten die Kurfürsten sofort dem Papste an und baten ihn, den Erkorenen günstig aufzunehmen, ihm auch zu seiner Zeit die kaiserliche Krönung zu erteilen.

Der neugewählte König war im Jahr 1262 zu Valenciennes geboren, hatte am französischen Hofe Rittersitte gelernt und war von Philipp dem Schönen zum Ritter geschlagen worden. Im Jahr 1294 bekannte er sich gegen eine jährliche Rente als Vasallen der Krone Frankreichs, während er zugleich Lehnsmann des deutschen Königs blieb. Zeigte er demgemäß auch manches von französischem Wesen, so kündigte hingegen sein Äußeres voll den Germanen an. „Er war blond und rosigen Gesichtes, von schönem, wenn auch nicht allzulangem Oval des Kopfes; und aus seinen tiefliegenden, wie bei fast allen Luxemburgern kurzsichtigen Augen schaute ein Blick voll treuer Offenheit und geistreicher Laune. Im übrigen war sein Wesen getragen, die Welt kannte ihn als ehrlich, fromm und gütig, gern ließ er sich in verbindlichster Form von andern beraten. Doch fehlte ihm in schweren Dingen nicht der furor Teutonicus, er war im Grunde tief leidenschaftlich, und im Zorne konnte er unbeugsam sein. So erinnerte er unter allen unseren Herrschern wohl am ehesten an die Person des großen Staufers Friedrich I., und auch die Politik beider Herrscher zeigt verwandte Züge." (Lamprecht.)



(„Septem electores eligunt Henricum comitem Lutzill. in regem romanorum Frankf. XXVII. [die novembris].)
(„Sieben Kurfürsten wählen Heinrich Grafen von Lützelburg zum römischen König zu Frankfurt am 27. [November].)
Miniature aus dem „Balduineum", Prachthandschrift des Urkundenbuchs Balduins von Lützelburg, Erzbischofs und Kurfürsten von Trier, geschmückt mit Malereien aus seiner und des kaiserlichen Bruders Geschichte. Zum eignen Gebrauch Balduins bestimmt. Provinzialarchiv zu Koblenz.

In Deutschland fand die Wahl eines so unbedeutenden Grafen Widerspruch, bis die ersten Regierungshandlungen für den edlen Charakter des Gewählten Zeugnis ablegten. Allgemein aber war in Europa die Freude, daß der ländergierige König Frankreichs so bitter enttäuscht ward. Nach altem Brauche begann **Heinrich** VII. zunächst seine Huldigungsreise. Den hochmütigen Straßburgern, deren Botschaft für die „Herren von Straßburg" um Bestätigung ihrer Freiheiten anhielt, erteilte er keine Antwort; erst da sie sich als „Bürger und Diener" bekannten, ward das Verlangte gewährt. Auch den Waldstädten bestätigte Heinrich am 3. Juli 1309 ihre Reichsunmittelbarkeit.

In Heilbronn überbrachten die Gesandten, welche Heinrich von Kostnitz aus an den Papst geschickt hatte, die freudige Kunde, Clemens habe dem Könige den apostolischen Segen erteilt und die Kaiserkrönung auf das Fest Mariä Himmelfahrt (15. August) des Jahres 1311 festgesetzt.

Die Habsburger, welche sich mit Heinrichs Erhebung noch nicht ausgesöhnt hatten, wurden aufgefordert, auf einem Reichstage zu Speier ihre Lehen zu empfangen. Ehe der König dahin gelangte, zeigte sich ihm eine glänzende Aussicht für die Erhebung seines Hauses. Dem Herzog von Kärnten, der sich schon als König von Böhmen betrachtet hatte, war es nicht gelungen sich die Liebe des gesamten Volkes zu verschaffen. Um keinen Nebenbuhler aufkommen zu lassen, hielt er seine Schwägerin **Elisabeth** in Haft, nachdem sie eine nichtebenbürtige Vermählung zurückgewiesen hatte. Jedoch entkam sie nach Nimburg, und ein Teil der böhmischen Landstände, deren Augenmerk der Erzbischof von Prag auf Heinrichs Sohn **Johann** gelenkt hatte, trug diesem die Hand der Prinzessin und damit die **böhmische Krone** an. Heinrichs Bedenken wurden durch seinen Bruder Balduin und den Erzbischof Peter von Mainz beseitigt; doch empfahl er den Abgesandten der Stände statt des jugendlichen Johann seinen Bruder Walram, welcher als der schönste Ritter seiner Zeit galt. Auf einem Reichstage, der im Sommer des nächsten Jahres zu Frankfurt stattfinden sollte, versprachen die böhmischen Herren die Entscheidung der Nation kundzuthun.

Einen glänzenden Reichstag hielt der König jetzt in Speier ab, aber schwer ward die Auseinandersetzung mit dem hochsinnigen Herzog **Friedrich von Österreich**, der mit einer starken Bedeckung eintraf. Als Heinrich sogar die Rechte der Habsburger auf Österreich bezweifeln wollte, soll der Jüngling zornmütig geäußert haben: „schon fünf Könige seien wegen Österreichs erschlagen worden; Heinrich möge sich vorsehen, daß er nicht der sechste würde." Heinrich sah wohl bald ein, daß es gefährlich sei, den Bogen allzustraff zu spannen; auch brachte eine wahrhaft edle Feier, welche er hier veranstaltete, die Gemüter der Streitenden einander näher.

Als nämlich Heinrich in Speier die Grabstätte der deutschen Könige besuchte, empfand er als eine heilige Pflicht, die Leichen seiner letzten Vorgänger hier gleichfalls beizusetzen. So gab er den Befehl, die **irdischen Reste König Albrechts und König Adolfs** nach Speier zu bringen. Agnes von Ungarn, Albrechts Tochter, Pfalzgraf Rudolf, Adolfs

Schwiegervater, vollzogen den Auftrag, Heinrich holte beide feierlich ein; dann ward im Münster das Totenamt gehalten, und die Könige, die im Leben einander so feindlich gegenüberstanden, zur ewigen Ruhe dicht nebeneinander gebettet. Ein ergreifender Moment! „Nun prüften alle," sagt ein gleichzeitiger Dichter, „die da waren, ein Wunder, dem in hundert Jahren nie eins ward gleich; daß zu einem Male römischer Könige drei man miteinander im Münster sah; den einen sah man gehn, die zween aufgebahret stehn."

Nun folgte der Ausgleich mit den Habsburgern. Leopold und Friedrich erhielten die Belehnung mit den sämtlichen Besitzungen ihres Hauses, gelobten aber dem Könige für eine Geldsumme Beistand gegen Heinrich von Kärnten und versprachen, den Römerzug nebst 200 Rittern mitzumachen. Erst am Tage nach der Belehnung (18. September 1309) belegte Heinrich VII. die Mörder Albrechts mit der Acht. Dieselbe Strafe wurde auch gegen den Grafen von Württemberg ausgesprochen, der schon unter Albrecht I. ein ewiger Friedensstörer gewesen; statt sich zu verantworten, trat er in Speier, im Vertrauen auf sein kriegerisches Gefolge, überaus trotzig auf. Konrad von Weinsberg, der Reichsvogt der schwäbischen Städte, vollzog im nächsten Jahr die Acht und vertrieb den Grafen von Land und Leuten. 1309

Die wichtigste Angelegenheit, die Heinrich auf dem Reichstage vornahm, war die Vorbereitung eines Römerzuges. Die Zustände Italiens schienen die Aussicht zu bieten, die Hoheitsrechte des Deutschen Reiches wiederzugewinnen.

Die weitgehendsten Erwartungen, ja übertriebene Hoffnungen erfüllten die Gemüter der ghibellinischen Partei. Als ein Engel des Himmels erschien den Ghibellinen Heinrich, als ein Bote des Friedens, dessen Ankunft den Thron der Ungerechtigkeit umstürzen werde. Dante Alighieri, der große florentinische Dichter, rief den Zeitgenossen begeistert zu: „Jetzt juble auf, Italien! Bald wirst du von aller Welt beneidet sein, sogar von den Sarazenen; denn dein Bräutigam, die Freude des Jahrhunderts und der Ruhm deines Volkes, der fromme Arrigo, der erlauchte Augustus und Cäsar schickt sich an, zu deiner Hochzeit zu kommen.... Aber wird er mit irgend einem Mitleid haben? Ja, gewißlich wird er allen verzeihen, welche um Gnade flehen; dieweil er Cäsar ist, und seine Gnade aus dem Quell aller Gnade steigt." Auch die Guelfen Norditaliens richteten aufmerksam den Blick nach Deutschland; Guido della Torre, der gegenwärtige Tyrann von Mailand, schickte nicht minder seine Gesandten, als der ehemalige Herr der Stadt, Maffeo Visconti. Auch Tebaldo de Brussati, dereinst Machthaber von Brescia, zog, wiewohl ein Guelfe, von Cremona an den Rhein. Nur in Unteritalien stand ein gefährlicher Gegner des des deutschen Königtums; König Robert von Neapel, den sein Vater mit Übergehung des rechtmäßigen Erben, seines Enkels Karl Robert von Ungarn, zum Nachfolger eingesetzt hatte, war vom Papste Clemens anerkannt worden, um dem deutschen Könige die Wage zu halten.

Auf den ohnehin romantischen Sinn Heinrichs mußten die Lockungen Italiens einen tiefen Eindruck machen; er fühlte sich jetzt um so mehr berufen, eine neue Zeit herbeizuführen. Indem er gelobte, alle Kräfte an die Wiederaufrichtung der alten Herrlichkeit zu setzen, ersuchte er das Reich um Förderung und Mitwirkung. Die Stände billigten das Unternehmen: mit Vorbereitungen zum Römerzug und Befriedung des Reiches wurden die nächsten Monate verbracht. Auf einem Reichstage zu Frankfurt, im Juli 1310, kam auch die böhmische Sache zum Abschluß. Die Reichsfürsten sprachen Heinrich von 1310

Kärnten die böhmische Krone ab, der König nahm die Werbung der Böhmen an und gestattete auf ihre Bitten, daß nicht sein Bruder Walram, sondern Prinz **Johann** für die Prinzessin Elisabeth bestimmt wurde. Am 1. September fand die Vermählung in Speier statt; ungeduldig harrte nun Heinrich im Elsaß des Augenblicks, da er das Land seiner Sehnsucht erreichen würde. So wolkenlos aber, wie er sich den südlichen Himmel ausmalte, war er nicht: Männer, wie Dante, repräsentierten eben nur eine Partei; die Guelfen Norditaliens waren zwar uneinig und schwankend, allein gerade Florenz war entschlossen, dem Könige zu trotzen. Außerdem war Robert von Neapel rastlos thätig, in der Lombardei jeden Keim des Gehorsams auszurotten, ehe er nur Wurzel schlagen konnte.

Nachdem König Heinrich in Lausanne dem Papste, welchen die Energie des deutschen Herrschers zu ängstigen begann, alle für nötig gehaltenen Gelöbnisse geleistet, zog er weiter, zunächst nach Savoyen. Sein buntscheckiges Heer war gering; es belief sich wohl nur auf 1000 Ritter und ebensoviel Mann zu Fuß; namentlich die deutschen Fürsten waren fern geblieben. Es war mehr die Sippschaft, welche den Verwandten geleitete, als das Reich, welches seinem König folgte. Daher rieten demselben alle Wohlmeinenden, den Frühling und die Verstärkungen abzuwarten; aber Heinrich wollte im Vertrauen auf seine gute Sache und den Beistand der Italiener von keiner Zögerung wissen und überschritt im Herbst den beschneiten Mont Cenis. Erst in Turin, dann in Asti begann er, die Zerwürfnisse der Italiener, besonders der Lombarden zu schlichten, offen erklärte er, nicht zum Nutzen einer Partei, sondern zum Heile und Versöhnung aller wirken zu wollen.

Das war ein edler, aber unpraktischer Vorsatz; wer in Italien Autorität besitzen wollte, bedurfte des Beistandes einer Partei, entschied er sich für keine, so verdarb er es mit beiden. Wenn Heinrich in Asti den vertriebenen Mailänder Maffeo Visconti freundlich aufnahm, konnte er hoffen, daß dessen Gegner Guido della Torre ihm geneigt sein werde? Für den Augenblick freilich zwang er ihn durch einen Eilmarsch auf Mailand zur Anerkennung; aber so groß war der Stolz des Machthabers, daß sein Bannerherr die Fahne mit dem Wappen der Torre trotzig neben dem Adler des Königs wehen ließ; da konnten sich die Deutschen nicht halten: ein Krieger entriß dem Bannerherrn die Fahne und warf sie zu Boden. Auch Guido demütigte sich: er schwankte vom Pferde herunter, warf sich vor dem Rosse Heinrichs nieder und küßte mit widerstrebender Lippe den Fuß des Herrschers. Drei Tage nach dem Einzuge — fast schien es ein Wunder — söhnten sich die Familien della Torre und Visconti mit einander aus, und als ihr Freundschaftsvertrag dann dem Volke kund gethan wurde, flossen Freudenthränen, und alles jubelte dem friedbringenden „Arrigo“ zu.

1311 Am 6. Januar 1311 ließ sich Heinrich zu Mailand mit der lombardischen Krone krönen; da das alte berühmte Kleinod nicht aufzufinden war, fertigte ein kunstsinniger Goldschmied eine neue an. So hatte er ohne Schwertstreich die **lombardische Königswürde** errungen.

Aber nicht lange sollte er des Glückes genießen: zwei Anordnungen veranlaßten neue Unzufriedenheit. Heinrich beabsichtigte, aus jeder Stadt die Häupter beider Parteien auf seinen Römerzug mitzunehmen, die Kommunen

sollten die Kosten tragen. Das war aber weder nach dem Sinn der Guelfen und Ghibellinen, noch der Städte. Vollständig aber verdarb er es mit Mailand durch die zweite Maßregel.

Auf Anraten des ränkesüchtigen Guido, der Zwietracht erregen wollte, wurde den Mailändern eine Reichssteuer von 100000 Goldgulden auferlegt, während sie freiwillig ein Geschenk von 40000 Gulden gewährt haben würden. Der düsterste Unmut bemächtigte sich des Volkes; aber in der Schlinge, welche Guido dem Könige legte, ward er selbst gefangen. Der jugendliche Visconti knüpfte verräterische Beziehungen mit den Torre an, um die Deutschen zu vertreiben; als die Torre wirklich am 13. Februar die Fahne der Empörung erhoben, ließ jener sie schmählich im Stich und unterstützte sogar die Deutschen. Die Torre wurden geächtet, ihr Palast sank in Trümmer; allein auch die Visconti ernteten die Früchte ihres Verrates nicht, sie mußten sämtlich in die Verbannung gehen, und nun organisierte Heinrich die Verwaltung der Stadt in der Weise, daß sie, vom Hader der Parteien befreit, ihm selbst zur Stütze dienen konnte.

Aber das Strafgericht, welches hier doch mit ganzer Schwere nur den Guelfen getroffen hatte, rief diese Partei allenthalben zu den Waffen; besonders Lodi, Cremona und Brescia erhoben sich, auch in Parma, Reggio und sonst fanden blutige Auftritte statt. Lodi wurde in verhältnismäßig kurzer Zeit zum Gehorsam zurückgeführt und noch milde behandelt, schlimmer erging es den beiden andern Städten. Vergeblich erniedrigten sich Cremonas Einwohner, als sie keinen Ausweg mehr sahen, wie einst die Mailänder vor Friedrich Barbarossa. Mit gezogenem Schwert ritt der König unversöhnt ein und fällte ein strenges Urteil. Die Stadt verlor alle ihre Freiheiten und Befestigungen und mußte eine Strafe von 100 000 Goldgulden zahlen; eine große Zahl Adliger und vornehmer Bürger wanderte in den Kerker.

Jetzt stand Heinrich gewissermaßen an dem Kreuzweg seines Römerzuges: sollte er ungesäumt über Parma nach dem Süden dringen, Toskana bezwingen und die Kaiserkrone auf das Haupt setzen, oder sollte er zuvor Brescia, die letzte Rebellin Lombardiens, züchtigen?

Dante richtete am 16. April 1311 an den König ein merkwürdiges Sendschreiben, in welchem er ihn aufforderte, seine Kraft nicht in unablässigen Einzelkämpfen aufzureiben; in Florenz erst werde er die eigentliche Seele des Widerstandes ertöten. „Auf denn also," schrieb er, „brich den Verzug, hoher Sproß des Jesaia, fasse Zuversicht vor den Augen deines Gottes Zebaoth. Schlag zu Boden diesen Goliath mit der Schleuder deiner Weisheit und dem Steine deiner Kraft. Fliehen werden die Philister, und Israel wird frei sein." 1311

Aber Heinrich fuhr fort in seinem fruchtlosen Beginnen, der Hydra einzeln die Köpfe abzuschlagen; namentlich hielt er es im Interesse seiner Sicherheit und seiner Ehre für geboten, Brescia nicht unbesiegt zurückzulassen.

Den Abfall dieser Stadt hatte der arge Tebaldo de Brussati veranlaßt, jener Guelfe, den Heinrich selbst aus der Verbannung zurückgeführt hatte, trotz der Warnungen der Ghibellinen. Die gegen Cremona geübte Strenge bestärkte die Bürgerschaft nur in ihrem Trotze, denn sie wußte, daß sie keine Gnade zu erwarten hatte, und in der That war der König, unmutig über die wiederholten Hindernisse, die sich seinem Römerzuge entgegenstellten, zur Gnade nicht mehr geneigt. Mit einem ansehnlichen Heere begann er eine förmliche Belagerung, in welcher alle Mittel der damaligen Kriegskunst umsonst ange-

wendet wurden, aber alle Greuel wiederauflebten, welche zur Zeit Barbarossas die Kriegführung zwischen Deutschen und Italienern geschändet hatten. Mit dem heißesten Rachedurst ward der sonst so hochherzige König erfüllt, als sein geliebter Bruder Walram bei einem Ausfall der Belagerten ein allzufrühes Ende fand. Indes mißlang der Sturm, welcher am 20. August die Entscheidung herbeiführen sollte; dagegen hielt eine schreckliche Seuche, wie sie oft die deutschen Heere in Italien vernichtet hat, ihren Einzug in das Lager des Königs. Tausende und Abertausende erlagen dem ekten Tod, die Treuesten verließen den König, um diesem ruhmlosen Ende zu entfliehen; die Königin Margarete starb an den Folgen der Krankheit wenige Monate darauf, ja, Heinrich selbst nahm wohl schon hier den Todeskeim in sich auf. Sein Rachegefühl konnte der König nicht befriedigen; nicht durch Sieg, durch die Vermittelung der römischen Kirche gelangte er in den Besitz der Stadt, welche Hunger und Seuche zur Unterwerfung zwang; mit einer keineswegs übermäßigen Strafe mußte er sich begnügen.

Über Cremona und Piacenza zog der König nach Pavia, wo er eine Art Reichstag abhielt. Er war jetzt entschlossen, die Lombarden sich selbst zu überlassen, obwohl nirgends dauerhafte Zustände geschaffen waren; den nächsten Weg nach Rom — über Bologna — konnte er nicht nehmen, weil er dort auf die Streitkräfte Toskanas stoßen mußte; es blieb ihm nichts übrig, als in Genua einzukehren und seine weiteren Unternehmungen auf das getreue Pisa zu stützen. Merkwürdig genug: der genuesische Freistaat, der noch keinem fremden Gebieter sich unterworfen hatte, öffnete freiwillig dem unscheinbaren Zuge Heinrichs die Thore, um diesem Grafen von Luxemburg alle Macht und Herrlichkeit zu Füßen zu legen. Um seinetwillen versöhnten sich die hadernden Geschlechter, die Doria nahmen an Stelle ihres bisherigen Wappens den kaiserlichen Adler als Sinnbild der Treue an.

Aber ganz voll und rein sollte Heinrichs Freude nicht sein; am 13. Dezember 1311 wurde die milde Margarete, die treue Genossin seiner Mühen, von seiner Seite gerissen. Der Drang der Geschäfte nötigte den König, seinen Gram zu bemeistern; von Genua aus ächtete er Florenz, hier empfing er auch die Botschaft der treuen Pisaner, die ihn zur Vollendung seines Werkes aufforderten. Hier erschienen Gesandte des arglistigen Königs Robert, um eine Familienverbindung mit Heinrich, wie der Papst sie wünschte, zu verabreden; zu gleichem Zwecke, aber in ehrlicher Meinung, die Boten des Königs Friedrich von Sizilien. Auf die Dauer aber ward der Aufenthalt des Königs den Genuesern lästig: ihr Handel litt unter seiner Anwesenheit, sein Heer übertrug die furchtbare Seuche auf die Stadt, seine Söldner plagten die Bürgerschaft: ohne Schmerz sah man ihn scheiden, als er am 16. Februar sich nach Pisa einschiffte. Hinter seinem Rücken, in der Lombardei, tobte bereits wieder Aufruhr und Empörung.

1311

Der äußere Glanz, mit dem Pisa Heinrichs Person umgab, konnte ihm die Gewährung seiner sehnlichsten Wünsche verheißen, auch sein Heer mehrte sich durch Italiener und deutsche Zuzügler, aber aus Rom selbst kamen beunruhigende Nachrichten. Der Bruder des Königs Robert, Prinz Johann, war mit einem ansehnlichen Gefolge eingeritten: schwerlich in freundlicher Absicht, wie der arglose Heinrich dennoch annahm; die Stadt war der Schauplatz blutiger Parteikämpfe; die Orsini hielten es mit dem Prinzen, die Colonna mit dem deutschen

König. Indes ließ sich Heinrich nicht abschrecken, er nahm seinen Weg durch die Maremmen und eilte, ohne sich mit der Züchtigung Toskanas aufzuhalten, der ewigen Stadt zu. Die ihm wohlgesinnte Partei ermöglichte seinen Einzug, welcher am 7. Mai 1312 durch die alte Porta Flaminia erfolgte; in der Kirche 1312 S. Giovanni dankte der König dem Himmel inbrünstig für diesen ersten Erfolg.

Aber noch war die Peterskirche, die hergebrachte Stätte der Kaiserkrönung, zu erobern! Alle Versuche, mit Gewalt oder Güte in den Besitz der leoninischen Stadt zu gelangen, schlugen fehl: die Kardinäle wollten auf Heinrichs Wunsch, ihn in der Kirche S. Giovanni zum Lateran zu krönen, ohne Erlaubnis des Papstes nicht eingehen; durch das römische Stadtvolk gezwungen, setzte ihm endlich, am 29. Juni des Jahres 1312, der Kardinal 1312 von Sabina dort das kaiserliche Diadem auf das Haupt. Die zunehmende Hitze zwang den Kaiser trotz der flehentlichen Bitten der besorgten Römer die Stadt zu verlassen; nachdem er hier noch ein Bündnis mit Friedrich von Sizilien geschlossen, begab er sich nach Tivoli; seine Waffengefährten wären am liebsten ganz abgezogen: sie hielten auch nicht lange mehr aus, nach vier Tagen gebot der Kaiser nur noch über eine winzige Schar.

Der Papst, welcher bisher überhaupt eine ziemlich zweideutige Stellung eingenommen hatte, erkannte zwar Heinrichs Krönung an, befahl ihm aber, mit Robert von Neapel sofort Frieden zu schließen. Der Kaiser ließ durch eine Anzahl Rechtsgelehrter erklären: „Das Papsttum sei eine rein geistliche Macht, es sei in weltlichen Dingen dem Kaiser untergeordnet, wie ein Bistum dem Landesherrn; Petri und seiner Nachfolger Eigentum sei Fischergerät und Evangelium; die Welt gehöre dem Kaiser, und ihre Hauptstadt sei Rom." Dann zog er Ende August von Rom ab, lud, als er im September in Arezzo kaiserliches Gebiet erreicht hatte, den Neapolitaner wegen Majestätsverbrechen vor sein Gericht und legte sich vor Florenz. Aber es war nicht möglich, die Stadt zu bezwingen, Heinrich mußte sich begnügen, die fruchtbare Landschaft von Toskana auszurauben und zu verwüsten. Diese Art der Kriegführung entzog dem Heere die Grundlage seiner Existenz; am 9. Januar 1313 zog 1313 Heinrich ab, um in weiterer Entfernung von der Stadt sein Winterlager so einzunehmen, daß er zu gleicher Zeit die drei Hauptstädte Toskanas, Florenz, Lucca, Siena bedrohen konnte.

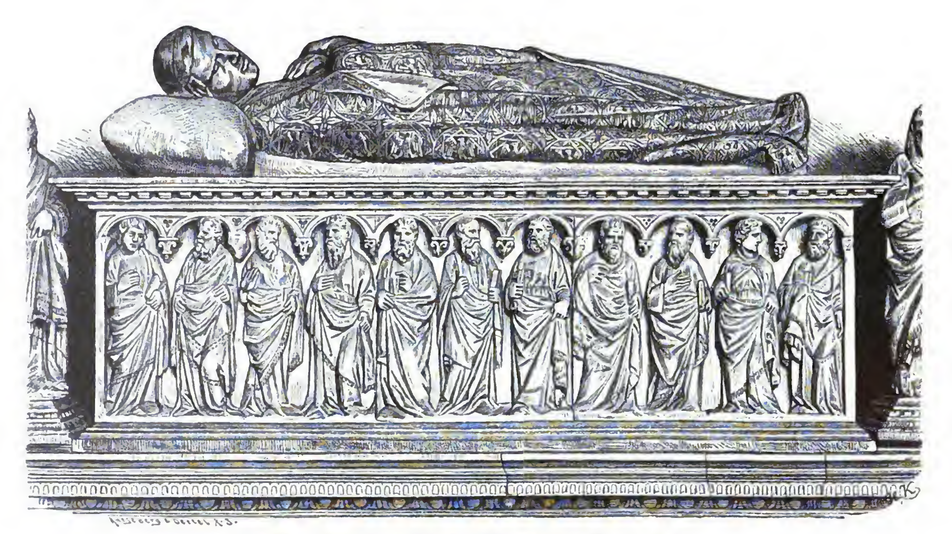
Auf einem Hügel des Gebirges von Siena — „Mont' imperiale" (Kaisersberg) nannte man ihn danach — schlug Heinrich sein Lager auf, um welches sich eine förmliche kleine Stadt bildete. Von hier aus belohnte der Kaiser seine Getreuen — so den standhaften Amadeus von Savoyen mit der Stadt und Grafschaft Asti — von hier aus ächtete er seine Feinde: hier lud er den König Robert zum zweiten- und drittenmale vor. Allein während er im März 1313 seinen Sitz von der einsamen Kaisersburg nach Pisa verlegte, erhob sich in Nord- und Mittelitalien mächtig die Partei der Guelfen: was König Robert durch die ursprünglich projektierte Verschwägerung mit dem Kaiser nicht hatte erlangen können, das Vikariat in der Lombardei und Toskana, fiel ihm durch kluge Benutzung der Umstände und den Vorschub des Papstes einzeln zu. Rom überlieferten ihm die Orsini, er nahm die Würde eines Senators an.

Der Stern des Luxemburgers war, so schien es, unaufhaltsam im Niedergange; aber, wie die Flamme vor dem Erlöschen noch einmal aufflackert, sollte der Ruhm einen letzten glänzenden Lichtstrahl auf die Heldengestalt dieses Kaisers werfen.

1313 Am 25. April 1313 erklärte Heinrich den König Robert für einen Rebellen und sprach ihm in den schärfsten Ausdrücken sein Königreich ab. Konnte der französische König, der jetzt auf dem Gipfel seiner Macht stand, die Entthronung seines Vetters dulden? Er staunte über die Frechheit des kleinen Grafen von Luxemburg, der ihm einst den Vasalleneid geschworen; er verlangte vom Papste, den Übermütigen durch Anwendung der Kirchenstrafen zur Vernunft zu bringen. Die französischen Drohungen blieben nicht erfolglos; der Papst erließ am 2. Juni an Heinrich das Verbot, den König Robert anzugreifen, da dessen Land Erbe der Kirche sei. Heinrich erklärte demgegenüber feierlich, mit seinen Rüstungen gedenke er keineswegs der Kirche Schaden zuzufügen, sondern nur die Ehre und die Rechte des Reiches zu wahren. Diesen Protest übergab er den päpstlichen Boten und fertigte eine Gesandtschaft an Clemens ab. In seinem Gewissen beruhigt, förderte er seine Rüstung und traf umfassende Maßregeln. Schon rückten die Streitkräfte Böhmens, Österreichs und des Reiches ihm zur Hilfe vor, Doria lag mit genuesischen Galeeren vor Pisa, der Befehle gewärtig; schlagfertig stand König Friedrich von Sizilien der Küste von Neapel gegenüber. Mit gespannter Erwartung sahen die christlichen Reiche, sahen die maurischen Könige Afrikas, die Moslemin in Ägypten dem Auflodern des Krieges entgegen, welcher die Verhältnisse aller Mittelmeerstaaten völlig umgestalten konnte.

Am 1. August ging König Friedrich über die Meerenge von Messina, Reggio ergab sich, die Südgrenze Kalabriens stand dem Angreifer offen. Für den Augenblick ging die Gefahr hier vorüber, denn Friedrich erhielt die Weisung, mit seiner Flotte bei Gaeta zu landen und sich dort mit den Schiffen der Pisaner und Genueser zu vereinigen. Der Feind zitterte, der Kaiser schien den Lohn seiner Beharrlichkeit ernten zu sollen. Aber die Vorsehung hatte es anders beschlossen. Am 8. August brach auch Heinrich von Pisa auf. Die unerträgliche Hitze zog dem König einen Fieberanfall zu, umsonst bat ihn seine Umgebung, nach Pisa zurückzukehren; er drängte vorwärts. Nach einem verfehlten Angriff auf Siena machten sich die Fortschritte der Krankheit in besorgniserregendem Maße merkbar. In einer Sänfte ward Heinrich am 22. August nach Buonconvento — im Gebiete von Siena — getragen. Hier schleppte er sich mühsam in die Peterskirche, empfing aus der Hand seines einstweiligen Beichtvaters, des Dominikanerbruders Bernardino von Montepulciano, das Abendmahl: nach dem Genusse desselben verspürte er einen eisigen Schauer;
1313 er hatte vollendet. Also starb am 24. August 1313 Kaiser Heinrich, 51 Jahr alt.

Der schreckliche Verdacht, den Kaiser vergiftet zu haben, fiel auf den Beichtvater, und da sich derselbe bei der üblichen Leichenwache nicht sehen ließ, glaubte man sich zu diesem



Marmorsarkophag Heinrichs VII. im Campo Santo zu Pisa.

Ein Werk aus der Schule des Giovanni Pisano, die Apostelfiguren von Tino di Camaino. Höchst beachtenswert die natürliche Darstellung des in kostbare Gewänder gehüllten Leichnams. In den kreisförmigen Ornamenten des Rocks überall der Luxemburger Löwe, in denen des Mantels der Reichsadler. In einer modernen Inschrift ist gesagt, daß die Gebeine noch unversehrt im Sarkophag ruhen.

Argwohn berechtigt. Aber soweit menschlicher Scharfsinn forschen kann, hat der Mönch seine Religion und seinen Orden mit einer solchen Schandthat nicht befleckt. Das tödliche Gift der Krankheit trug Heinrich in sich, längst bevor er nach Buonconvento kam.

Unerhörtes Wehklagen erhob sich im Heere, welchem man den Tod des Kaisers nicht auf die Dauer verheimlichen konnte. Das treue Arezzo änderte auf die Trauerkunde hin das Stadtwappen: in ein schwarzes Feld setzte es das unbändige weiße Roß; aber die Guelfen steckten Freudenfeuer an, und König Robert frohlockte. Auch der Papst hielt kein Totenamt für die Ruhe dieser Seele, die, rein und ohne Arg, ihm auf Erden nur allzu gläubig vertraut hatte.

Am 2. September 1313, gerade vier Jahre nach jener erschütternden Feierlichkeit im Dome zu Speier, wurden die Gebeine des Königs zu Pisa beigesetzt.



Wappen des Hauses Luxemburg.

2. Ludwig der Bayer, 1313—1347.

Gotisches Initial aus der Prachthandschrift Landgraf Heinrichs von Hessen, des Ritterromans „Heinrichs von Oranse“ von Wolfram v. Eschenbach. Gemalt 1334, erhalten in der ständischen Landesbibliothek zu Kassel.

Sofort nach dem Tode Heinrichs VII. teilte sich Deutschland in zwei große Parteien, die luxemburgische und die habsburgische. Jene, an deren Spitze Balduin von Trier und Peter von Mainz standen, richteten ihr Augenmerk auf den jungen Böhmenkönig Johann, diese wünschte den Sohn des Kaisers Albrecht, Friedrich von Österreich, zu erheben, den seine Anhänger eigentlich schon im Jahre 1308 zum Nachfolger seines Vaters bestimmt hatten. Da die luxemburgische Partei bald bemerkte, daß der Böhmenkönig keine Aussicht hatte, gewählt zu werden, stellten sie dem Habsburger einen andern Thronbewerber entgegen, den Herzog Ludwig von Oberbayern. Beide Fürsten, Enkel Rudolfs von Habsburg und ursprünglich Jugendfreunde, hatten sich schon einmal mit einander gemessen. In Folge einer bayrischen Familienfehde entzweit, hatten sie am 9. November 1313 zu Gamelsdorf, nahe der Isar, einander eine Schlacht geliefert, aus welcher Ludwig als Sieger hervorging. Dieser Sieg hatte ihm den Ruf eines tüchtigen Feldherrn erworben und empfahl ihn daher ganz besonders den Fürsten, welche den Habsburgern abgeneigt waren. Ludwig lehnte den Ruf, welcher jetzt an ihn erging, zwar anfänglich ab, gab aber den dringenden Bitten der Luxemburger nach, und nachdem er seinen Gönnern große Vorteile zugesichert hatte, sollte in Frankfurt, wie herkömmlich, die Wahl erfolgen. Beide Parteien näherten sich der Stadt, die Anhänger Ludwigs besetzten schnell das eigentliche Wahlfeld auf dem rechten Mainufer, die Gegner lagerten sich Frankfurt gegenüber in Sachsenhausen. Die Stadt hielt nach alter Sitte ihre Thore verschlossen, bis der neue König gewählt sein würde. Nun kam zwar die österreichische Partei, zu der auch Ludwigs eigner Bruder, der Pfalzgraf Rudolf, gehörte, den Anhängern Ludwigs zuvor und erwählte schon am 19. Oktober den Herzog Friedrich; als aber Ludwig tags darauf von den Seinigen gekoren war, öffneten ihm die Frankfurter, als dem rechtmäßigen König, ihre Thore, und in herkömmlicher Weise ward er nun auf den Altar der Bartholomäuskirche gehoben und dem Volke als erwählter König gezeigt. Friedrich mußte abziehen, sein Heer zerstreute sich; am 25. November

1313

wurde er von seinem Freunde, dem Erzbischof Heinrich von Köln, in Bonn gekrönt; Aachen, die rechtmäßige Krönungsstadt, hatte ihm den Eintritt verweigert. Hier empfing am nächsten Tage Ludwig nebst seiner Gemahlin Beatrix die Krone, allerdings auch nicht in ganz gesetzlicher Weise, da an Stelle des feindlichen Kölner Erzbischofs der Kurfürst von Mainz die Zeremonie vollzog. Beide Fürsten zeigten darauf der deutschen Nation ihre Erwählung an und bemühten sich um die Anerkennung von seiten der geistlichen Obergewalt. Ohne Zweifel war das Recht auf Ludwigs Seite, der vier unanfechtbare Wahlstimmen für sich hatte, während nur zwei, die von Köln und Pfalz, auf den Habsburger gefallen waren. Aber die Entscheidung mußten natürlich die Waffen geben, und viele Jahre hindurch suchte von nun an ein verderblicher Krieg das deutsche Land, besonders den Süden, heim. Zwar entschied sich der größte Teil der Fürsten für Ludwig, dem auch die Reichsstädte anhingen, aber dafür besaß die habsburgische Partei einen wackeren Vorkämpfer in dem ehrgeizigen, streitbaren Herzog Leopold, dem Bruder Friedrichs.

Ein Glück für den König Ludwig war, daß Leopolds Hauptthätigkeit durch die Schweizer abgelenkt wurde, von denen er am Morgarten, 15. November 1315, eine schwere Niederlage erlitt.

1315

Es war eine natürliche Folge des alten Zwistes zwischen den Eidgenossen und den Habsburgern, daß die ersteren nach der Ermordung des Königs Albrecht trotziger ihr Haupt erhoben und nun ihrerseits sich allerlei Übergriffe und Gewaltthaten erlaubten. So machten im Jahr 1314 die Schwyzer einen kecken Zug gegen das reiche Kloster Einsiedeln und wurden, da sie obendrein den bayrischen Ludwig als König anerkannten, von seinem Gegner in die Reichsacht gethan. Leopold von Österreich ließ sich die Exekution der Acht übertragen, weil er hoffte, bei dieser Gelegenheit die alten Pläne seines Hauses zu verwirklichen. Einen Vermittelungsversuch des Grafen Toggenburg wies er zurück, er wollte ein für allemal mit den übermütigen Bauern aufräumen. Im November des Jahres 1315 hatte sich seine gesamte Streitmacht, besonders der Kern der oberdeutschen Ritterschaft, in Zug eingefunden. Der Hauptangriff sollte sich gegen Schwyz richten und der Graf von Straßburg über den Brüning in Unterwalden einfallen, während die untere Thalschaft durch Streitkräfte von Luzern her festgehalten wurde. Am Morgen des 15. November setzte sich alles in Bewegung, die Reiterei den Egeri-See entlang, um den Engpaß von Schorno zu gewinnen, das Fußvolk auf verschiedenen Wegen, um die Schwyzer im Rücken zu fassen. Als Herzog Leopold seinen Leibnarren Kuni von Stocken fragte, was er zu dem Plane sage, antwortete er, derselbe gefalle ihm übel; man habe sich zwar überlegt, wie man in das Land gelangen könne, aber nicht bedacht, wie man herauskommen werde. Die Eidgenossen hatten von ihren Freunden aber den Plan Leopolds erfahren. Etwa 1400 Mann stark, besetzten sie die Höhen, welche den Eingang zum Lande, den Engpaß am Morgarten, beherrschten. Eine Anzahl verbannter Schwyzer, die ihrem Vaterlande in seiner Gefahr beispringen wollten, hatten sich auf Mattligutsch versteckt. Als der Herzog den Paß erreicht hatte, rollten, aus unsichtbaren Händen geschleudert, von den Höhen des Morgarten Steinblöcke und Baumstämme mitten in die Reiter hinein, der Weg wird gesperrt, Roß und Mann erdrückt, Schreck und Verwirrung ergreift alle Reihen. Dann stürzen, lawinengleich, die Eidgenossen mit lautem Schlachtruf auf den langgestreckten Zug herab; ihre breiten Schwerter sausen hernieder auf Ritter und Knecht. Was dem Schwerte entrinnt, sinkt unter der mächtigen Hellebarde. Bald ward die Bestürzung allgemein; der Herzog, außer stande die seinigen zu sammeln, wird in die allgemeine Flucht hineingerissen, mit Mühe entging er der Gefangenschaft. Sein Fußvolk eilte ohne Schwert-

streich zurück, sowie es die Kunde von der Niederlage bekam. Er selbst floh, ohne zu rasten, bis nach Winterthur, auf seinem bleichen Antlitz und seinen umdüsterten Zügen las man, wie groß sein Unglück gewesen.

Das war der Kampf in den schweizerischen Thermopylen. Auch der Graf von Straßburg hatte nichts Entscheidendes vollbracht. Während 400 edle Familien die Ihrigen beklagten, priesen die Landleute Gott für den Sieg und gelobten, den Schlachttag bis auf ewige Zeiten alljährlich zu feiern.

Nachdem die Eidgenossenschaft hier ihre Bluttaufe empfangen, erneuerten die Landleute ihren ewigen Bund und schlossen sich fester zusammen. Der neue Vertrag wurde am 9. Dezember 1315 geschlossen und in deutscher Sprache aufgezeichnet. Sie dachten 1315 nicht daran, sich vom Reich unabhängig zu machen, verpflichteten sich aber, nur denjenigen Fürsten als Oberhaupt anzuerkennen, dessen Rechte erwiesen seien. Unabhängig in allen inneren Angelegenheiten, gelobten sie in allen äußeren Dingen fest zusammenzuhalten mit dem Reich.

König Ludwig bestätigte ihre Freiheiten im Jahre darauf, ja er erklärte sogar, die Güter und Rechte Österreichs in den Waldstädten seien dem Reich verfallen, und forderte die Eidgenossen auf, von denselben Besitz zu ergreifen.

Hatte das Haus Habsburg durch die Niederlage am Morgarten auch für lange Zeit seine hervorragende Stellung in der Schweiz eingebüßt, so ließ sich König Friedrich durch den Unfall seines Bruders nicht abschrecken, den Krieg mit seinem Gegner im Reich wieder aufzunehmen. Mit dem Jahr 1316 beginnen neue Kämpfe; sie führten zwar keine Entscheidung herbei, bekümmerten aber den König Ludwig, dessen ganzes Land ausgeplündert wurde, so sehr, daß er daran gedacht haben soll, die ihm aufgedrungene Krone niederzulegen. Aber seine Räte wollten davon nichts wissen und ermahnten ihn, das angefangene Werk zu vollenden.

Endlich, nach achtjährigem Streite, sollte der 28. September 1322 durch 1322 die Schlacht bei Mühldorf die Entscheidung bringen. Mühldorf war ein salzburgisches Städtchen am Inn, über den dort die Straße von Salzburg nach den österreichischen Erblanden führte; am linken Ufer des Stromes zog sich, durch eine ausgedehnte Wiesenfläche, die, nördlich von dem Flüßchen Isen und mächtigen Höhenzügen begrenzt, gegen den Strom hin jäh abfällt, der Weg nach Bayern, nach München.

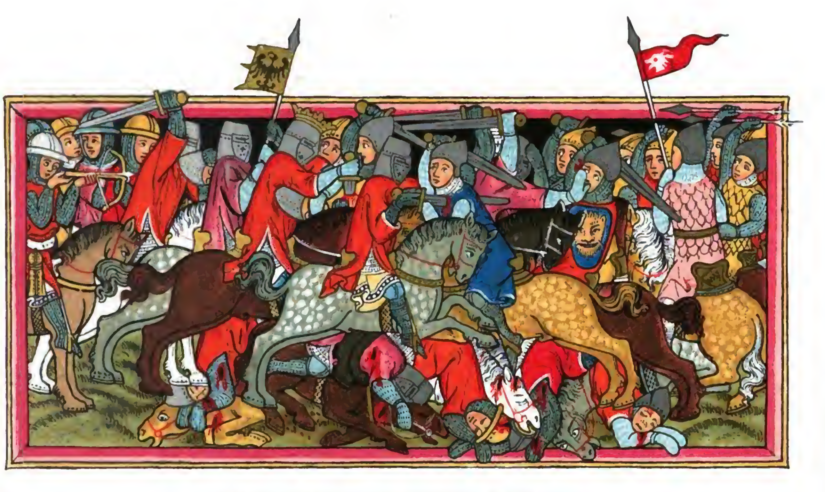
Dorthin war Friedrich mit den Seinigen gezogen, von denen namentlich die ungarischen Hilfstruppen unterwegs schauderhafte Greuelthaten begangen hatten. Herzog Heinrich von Kärnten war ausgeblieben, aber von Schwaben her nahte Herzog Leopold, um sich mit dem Bruder zu vereinigen und den Feind zu erdrücken. Ein Zufall vereitelte dies zu Ludwigs größtem Vorteil Denn als er von Regensburg nach dem Inn zog, waren zwar seine Verbündeten, Herzog Heinrich von Niederbayern und König Johann von Böhmen schon zu ihm gestoßen, aber seine Kasse war fast leer — man sagt, er habe damals nur elf Pfund Heller besessen — und sein Heer war dem Feinde nicht gewachsen. Erst in den letzten Tagen vor der Schlacht strömte ihm von allen Seiten Hilfe zu. Der kriegserfahrene Böhmenkönig Johann drang in Ludwigs Kriegsrat darauf, daß der Kampf gewagt werde, ehe Leopold heranziehen könne.

Friedrich hatte Mühldorf mit der Innbrücke besetzt, seine Aufstellung dehnte sich gegen die Isen hin, in der Richtung nach Dornberg aus; bei Ötting stand König Ludwig.

Als er am Tage vor der Schlacht die Seinen, welche bisher zerstreut gelagert hatten, sammelte und sie an dem Flüßchen entlang führte, erkannten die österreichischen Heerführer, daß der Feind jetzt ihnen überlegen sei, und baten Friedrich, dem Kampfe auszuweichen. Dies war noch möglich, denn die österreichischen Bogenschützen machten den Bayern den Übergang über das Flüßchen noch streitig. Aber Friedrich wollte die Entscheidung nicht verzögern, ritt mit seinem Feldhauptmann im Lager umher und ermahnte seine Krieger zu treuem Aushalten. „Ich trau euch wohl, ihr Herren“, sprach er, „daß jedermann morgen mit den Seinen ein Biedermann sei, wie ich und mein Bruder Heinrich uns dessen getrauen.“ Und alle antworteten, sie wollten es gerne thun. — Im bayrischen Lager herrschte ein reges und lebhaftes Treiben. Kampfbegier und Siegeszuversicht beseelte die Herzen der buntgemischten Truppen. Am nächsten Morgen ward in beiden Lagern Messe gehalten, um die Kämpfer auf die Wichtigkeit des Tages vorzubereiten. Dem König Ludwig gelang es, das Flüßchen zu überschreiten, und nun ordnete er sein Heer zum Angriff. Den Oberbefehl des bayrischen Heeres führte König Johann, das Reichsbanner trug ein fränkischer Ritter, Konrad von Schlüsselberg; Friedrichs Heer war in vier Abteilungen geordnet: auch hier wehte ein Reichsbanner, das dem elsässischen Ritter von Geroldseck anvertraut war. Herzog Friedrich glänzte in voller, königlicher Rüstung, bereit, in den ersten Reihen zu kämpfen, Ludwig dagegen, welcher glauben mochte, daß seine Gegner es besonders auf ihn abgesehen hätten, bediente sich einer nicht ungewöhnlichen Vorsichtsmaßregel. Elf Ritter trugen den gleichen Anzug wie der König, nämlich blaue, mit weißen Rauten besetzte Waffenröcke. Auch mischte er sich nicht in das Kampfgewühl, sondern hielt hinter der Schlachtlinie auf einem leichten Pferde.

Der Kampf begann damit, daß die Böhmen unter Kriegsgeschrei und Trompetengeschmetter auf die Österreicher und Steiermärker eindrangen. Aber sie wurden zurückgeschlagen. Ein zweiter Stoß war für sie noch unglücklicher; fünfhundert Böhmen kamen zum Sturz und mußten ihr Wort geben, am Kampfe nicht weiter teilzunehmen. König Johann selbst kam in die größte Lebensgefahr; er geriet zwischen die Hufen des Schlachtrosses, welches den österreichischen Feldhauptmann trug. Hätte ihm nicht ein böhmischer Ritter wieder auf das Pferd geholfen, so wäre auch er hier in Gefangenschaft geraten. Auch der Teil des österreichischen Heeres, den König Friedrich befehligte, war siegreich: allen voran kämpfte er selbst mit niederschmetterndem Ungestüm. Man rühmte nachmals, nie habe es einen besseren Ritter gegeben.

So währte der Kampf bis Mittag; schon glaubte Friedrich den Erfolg gesichert, und seine Truppen schickten sich zum Plündern an. Aber am Nachmittag brachte ein dritter Angriff auf den rechten Flügel der Österreicher eine vollständige Wendung herbei. Die Böhmen drangen tief in den Feind ein und gewannen eine bisher von den Ungarn besetzte Anhöhe, so daß ihnen nun die Sonne im Rücken stand, während sie den Feind blendete. In dem verhängnisvollsten Moment erschien der Burggraf Friedrich von Nürnberg mit frischen, ausgeruhten Truppen auf dem Kampfplatz. Schon glaubten die Österreicher, das sei Herzog Leopold, der sehnlichst erwartete, aber schrecklich war die Enttäuschung. Der Burggraf fiel dem Heere Friedrichs in die Seite,



Kampfszene aus der Zeit der Schlacht bei Mühldorf.

Aus einer im Jahre 1334 im Auftrage des Landgrafen Heinrich von Hessen angefertigten Prachthandschrift des Wilhelm von Oranse, ritterliches Epos, aufbewahrt in der ständischen Landesbibliothek zu Kassel.
Die Bilder dieses Kodex gehören zu den vollendetsten Werken mittelalterlicher Miniaturmalerei und geben in Tracht, Bewaffnung u. s. w. ein treues Bild der Zeit.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld u. Leipzig

die fünfhundert gefangenen Böhmen brachen ihr Wort und nahmen am Kampfe wieder teil; die Ungarn flohen zuerst; als das österreichische Banner niedergeworfen war, flohen die meisten übrigen. König Friedrich suchte vergeblich, die burggräflichen Reiter zurückzuwerfen und sich zu der rettenden Innbrücke durchzuschlagen. Es war zu spät; bald kämpfte er nicht mehr um seine Rettung, sondern nur noch für seine ritterliche Ehre. Auf der Ampfinger Wiese — eine Meile von Mühldorf — mußte er sich ergeben.

Auf das Verdienst, den König gefangen zu haben, machten nachher, wie begreiflich, verschiedene Anspruch: am wahrscheinlichsten ist, daß ein fränkischer Edelknappe, Eberhard von Mosbach, den gestürzten König zu seinem Herrn, dem Burggrafen, führte, welchem Friedrich sein Schwert übergab. Doch nennen andre einen Ritter Albrecht von Rindsmaul, der nach Friedrichs eignem Geständnis ihm im Kampfe jedenfalls hart zugesetzt hat. Es war um die Vesperzeit, als der gefangene König vor den Sieger geführt wurde. Ludwig stand unter einem Baume und begrüßte ihn mit den Worten: „Herr Oheim, ich sah Euch nie so gern.“ Tief erschüttert schwieg Friedrich.

Da der Kampf bei Mühldorf zu den hervorragendsten und blutigsten Schlachten des Mittelalters gehört, hat die Sage sich dieses Stoffes bemächtigt, um ihn mannigfach auszuschmücken. Da erzählt sie, wie am Morgen des Schlachttages dem König Friedrich der magische Glücksring des Hauses Habsburg entwendet worden, wie ein bayrischer Ritter, Gottfried Griessenbeck, sechs österreichische Banner erbeutet und solch Blutbad angerichtet habe, daß der Kaiser den grauen Greifen seines Wappens in einen blutroten verwandelt habe; da sollen die Münchener Bäckerknechte den König Ludwig aus dem Handgemenge gerettet haben, wofür sie den Reichsadler in ihr Panier setzen durften und ein Zunfthaus in München geschenkt bekamen.

In den Bereich der Sage gehört auch das meiste, was von dem wackern Nürnberger Seifried Schweppermann erzählt wird, der durch seine klugen Anordnungen als Feldhauptmann den Sieg herbeigeführt, auch auf eigentümliche Weise die Anerkennung des königlichen Siegers selbst gefunden haben soll. „Als nach dem Kampf“ — so wird etwa 150 Jahre später zum erstenmale erzählt — „die Vorräte sehr knapp waren, und man unter das Kriegsvolk Eier verteilte, sprach König Ludwig: „Ja freilich, einem jeden ein Ei, dem treuen, kecken Schweppermann aber zwei.“



Grabstein des Seifried Schweppermann, zu Burg Castell.

„Anno D(omi)ni MCCCXXXVII [1337].

Wir kennen genau die Namen der Helden, welche Ludwig nach seinem Siege belohnte, aber kein Schweppermann oder Schwepfermann ist darunter; kein Führer dieses Namens tritt in den Schlachtberichten auf. Wenn wir also, wie es Recht und Pflicht der Geschichte ist, hier das Unbegründete vom Begründeten scheiden, wollen wir gleichwohl gern noch einige andre sagenhafte Überlieferungen über diesen volkstümlichen Mann hinzufügen, der allerdings zu Ludwigs des Bayern Zeit gelebt und ihm zwanzig Jahre vor der Mühldorfer Schlacht auch treulich gedient hat.

Bei Mühldorf soll Schweppermann nicht allein befehligt, taktische Kunststücke gemacht und persönlich achtzehn Feinde erlegt, sondern auch König Ludwigs Rüstung getragen haben, um die Aufmerksamkeit der Feinde von diesem abzulenken. Ein Grundzug seines Wesens ist eben List und Verschlagenheit. Dies zeigt sich auch in folgender Wappensage. Von Feinden verfolgt, ließ Seifried von einem Schmiede seinem Pferde die Hufeisen verkehrt aufschlagen und täuschte so die Verfolger. Von der Zeit ab führte er statt des Einhorns die Hufeisen im Schilde.

Aber der Mühldorfer Kriegsmann wird auch zum unglückweissagenden, schlafenden Helden. In seiner ehemaligen Burg Kunstein, der Schweppermannsburg, die man oft um Mitternacht erleuchtet gesehen, ruht er vom Streit. Wenn er aber unter Waffengeklirr, Tumult und Kriegslärm geharnischt aus dem Burgthor schreitet, steht dem Lande Krieg bevor. Soviel von Seifried Schweppermann.

Was die Hauptpersonen des Tages von Mühldorf betraf, so war König Ludwig noch am 28. September nach Öttingen gezogen, wohin dann auch die fürstlichen Gefangenen gebracht wurden. In Regensburg wurde Tags darauf ihr Los entschieden. Herzog Heinrich von Österreich mit vielen Herren wurde dem König Johann überwiesen. Er wurde nach der Feste Burglitz in Böhmen gebracht und erhielt erst am 18. September 1323 die Freiheit wieder, nachdem er 9000 Mark Silbers gezahlt. Seinen Hauptgegner Friedrich behielt aber Ludwig in eignem Gewahrsam.

Auf der festen Burg Trausnitz an der Naab bewahrte er seinen hohen Gefangenen, welchen Herzog Leopold vergeblich durch List zu befreien suchte.

Nach dem Chronisten bediente sich der Herzog dabei der schwarzen Kunst, und ein naiver alter Bericht erzählt: „Da König Friedrich also gefangen lag, kam ein wohlgelehrter Meister zu Herzog Leopold und sprach: „Ich will Gut nehmen und den Teufel beschwören und zwingen, daß er euren Bruder, König Friedrich, zu euch herbringen muß." So gingen die zween, der Meister und der Herzog, in eine Kammer. Da trieb der Meister seine Künste, und kam der Teufel in Pilgrims Weise und ward geheißen, den König Friedrich herzubringen ohne allen Schaden. Der Teufel fuhr hinweg auf die Feste und sprach zum König: „Setz dich her auf mich, so will ich dich ohne Schaden zu deinem Bruder tragen." Der König sprach: „Wer bist du?" Antwortet der Teufel: „Frage nicht danach, wer ich sei. Willst du aus dem Gefängnis kommen, so thu, was ich dich heiße." Da bekamen der König und die, so ihn hüteten, das Grausen und schlugen Kreuze vor sich; da verschwand der Teufel."

Die Schlacht bei Mühldorf — denn so nennt man sie gewöhnlich, obgleich dieser Ort zwei Stunden vom Schlachtfeld entfernt ist — setzte Ludwig für den Augenblick in den unbestrittenen Besitz der königlichen Macht; selbst italienische Fürsten baten ihn um die Belehnung. Der König benutzte seine günstige Lage, um seine Hausmacht zu erweitern. Die Mark Brandenburg, welche nach dem Aussterben der Askanier mit Waldemar (1319) oder dessen Neffen Heinrich (1320) erledigt war, verlieh er 1323 seinem ältesten, damals zwölfjährigen Sohne Ludwig, zu großem Ärger des Böhmenkönigs, der auf dieses Land gerechnet hatte. Außerdem vermehrte er seine Familienverbindungen, indem er selbst sich mit Margarete, der Erbin von Holland, vermählte und für seinen Sohn Ludwig eine dänische Prinzessin bestimmte.

1323

Vielleicht hätte Ludwig jetzt einen durchgreifenden Erfolg errungen, hätte sich nicht eine Macht gegen ihn erhoben, welcher selbst mächtigere, energischere Herrscher unterlegen waren.

Mit der Gefangenschaft Friedrichs nahm der Thronstreit nämlich kein Ende, er änderte nur seinen Charakter. Bisher war er ein Parteizwist zwischen Habsburg und Wittelsbach-Luxemburg gewesen; nunmehr traten allgemeinere, höhere Gesichtspunkte in den Vordergrund. Der alte Gegensatz zwischen

Papsttum und Kaisertum machte sich geltend, und der thatkräftige Johann XXII., der damals in Avignon Papst war, gedachte, gleich einem Gregor VII., durch die Entscheidung in diesem Streit die päpstliche Tiara mit neuem Glanze zu schmücken. Hatte er dem Kampfe der beiden Gegenkönige bis zur Schlacht bei Mühldorf fast teilnahmslos zugeschaut, so glaubte er nach Ludwigs Siege nicht säumen zu dürfen, dem Bayer entgegenzutreten, ehe er zu mächtig wurde. Kaum hatte Ludwig, der sich schon des völligen Sieges versichert glauben mochte, seine Boten über die Alpen gesandt, um die alten Rechte des deutschen Königs in Oberitalien geltend zu machen, so erfolgte die Kriegserklärung des Papstes durch den ersten seiner sogenannten „Prozesse". In der bestimmtesten Weise ward hier ausgesprochen, es stehe dem Papste zu, bei einer zwiespältigen Königswahl im Reiche die Entscheidung zu treffen: ehe die päpstliche Bestätigung erfolgt sei, habe daher keiner das Recht, den königlichen Namen anzunehmen oder königliche Gerechtsame zu üben.

Diesem Grundsatze gemäß erklärte der Papst (am 8. Oktober 1323) Ludwigs bisherige Regierung für ungültig und lud ihn vor seinen Richterstuhl, damit er, der Statthalter Petri, über seine Zulassung zur Königswürde oder seine Verwerfung entscheide. 1323

Ludwig erließ gegen diese Anschauungen einen energischen, unter Mitwirkung von deutschen Juristen und Klerikern aufgesetzten Protest, den eine Gesandtschaft nach Avignon überbringen sollte. In demselben war der staatsrechtliche Nachweis unternommen, daß nach den Reichsgesetzen derjenige König sei, der die Mehrzahl der Stimmen auf sich vereinige, daß der so Gewählte keiner Bestätigung von irgend jemand bedürfe. Ludwig ersuchte deshalb den Papst, durch derartige Anmaßungen den Frieden der Christenheit nicht zu gefährden, und appellierte an ein zukünftiges Konzil.

Dieses Manifest, maßvoll und männlich zugleich, machte in Deutschland einen tiefen Eindruck und fand weite Verbreitung, namentlich durch Ludwigs neue Freunde, die Franziskaner oder Minoriten.

In diesem Bettelorden hatte es nämlich Streitigkeiten über den Begriff der apostolischen Armut gegeben, indem eine strengere Richtung innerhalb dieses Ordens auch den geringsten irdischen Besitz für verwerflich hielt: der Papst aber, der sehr wohl erkannte, wie sehr gerade die Lehre von der apostolischen Armut der verweltlichten Kirche gefährlich sei, befragte die Dominikaner und entschied gegen die Minoriten, welche nun in entschiedene Opposition zu dem Papst und den Dominikanern traten. Johann XXII. schritt zu Gewaltmaßregeln und ließ die Ordensbrüder, die sich nicht fügten, als Ketzer verfolgen, einkerkern oder hinrichten. Die Verfolgten fanden gute Aufnahme bei König Ludwig und verteidigten seine Sache mit allen ihnen zu Gebote stehenden Waffen, in Predigten, in Schriften, im Beichtstuhl; und da gerade die Franziskaner bei dem gemeinen Mann sich großer Beliebtheit erfreuten, war es nicht schwer, die öffentliche Meinung für Ludwig zu gewinnen. Als dann nachher die geistlichen Strafen über den König und seine Anhänger verhängt wurden, waren es die Minoriten, welche die Durchführung von Bann und Interdikt hinderten. Denn wenn die Pfarrgeistlichkeit Predigt und Gottesdienst verweigerte, traten sie ein; außerdem aber verlernte das Volk infolge dieses geistlichen Streites seine unbedingte Hingabe an die päpstliche Autorität. Kam es doch so weit, daß innerhalb eines Stiftes oder eines Klosters einige Mitglieder des Papstes, andre des Königs

Gebote ausführten. Die Stadtobrigkeiten machten geltend, wenn die einen das Interdikt nicht anerkennen wollten, brauchten es die andern auch nicht zu thun, und trieben wohl, wie in Straßburg, die wiederspenstigen Mönche, besonders die Dominikaner, aus der Stadt. Der Streit der Meinungen nahm eine immer größere Ausdehnung an. Es waren keineswegs nur die ungelehrten Mönche, welche für die königliche Sache wirkten, die gelehrtesten Männer, ein Marsilius von Padua und der Engländer Wilhelm Occam, verteidigten mit allen Waffen des Geistes das gute Recht des deutschen Königs. Von den Schriften, welche der erstere verfaßte, erregte ungemeines Aufsehen bei Zeitgenossen und Nachlebenden der im Jahr 1324 veröffentlichte „defensor pacis“ (Hort des Friedens) „über das Wesen des Kaisertums und gegen die angemaßte Jurisdiktion des römischen Pontifex.“ In der That hat wohl kein Schriftsteller vor der Reformation Luthers eine gleich schneidige Sprache geführt und zur Verminderung der päpstlichen Allgewalt gleichviel beigetragen.

Johann XXII. verwarf natürlich Ludwigs Protest, gab ihm noch einige Monate Frist, damit er zur Erkenntnis seiner Sünde gelangen könne, und 1324 schleuderte am 25. März 1324, nachdem er seine Ansprüche des weiteren ausgeführt, den Bannstrahl gegen den Sieger von Mühldorf; einige Monate später (11. Juli 1324) entsetzte er in aller Form den König seiner Würde und sprach alle Unterthanen von jeder Pflicht gegen denselben los.

Es waren jedoch nicht mehr die Zeiten Gregors VII. Jetzt „machten die Wutausbrüche des Papstes als Einwirkungen einer auswärtigen Macht wenig Eindruck; und wo sie genauer ins Auge gefaßt wurden, da entzog man sich ihnen zumeist. So fürchteten die Kurfürsten, von den Minoriten bearbeitet, Eingriffe des Papstes in ihre Wahlrechte; sie zogen die Fürsten mit sich fort, auch die Geistlichen, die meistens nur murrend und teilweis gar nicht des Papstes Prozesse bekannt machten. Die Bürgerschaft der Städte gar erklärte sich mit ganz wenigen Ausnahmen für Ludwig“. (Lamprecht.)

Als Rückhalt sollte dem Papste Frankreich dienen, dessen Herrscher eine feindliche Stellung zu Ludwig einnahm und die nach Johanns Urteil erledigte Würde gern für sich gewonnen hätte. Dazu kam, daß Ludwigs wichtigster Bundesgenosse, König Johann von Böhmen, gleich nach jener Schlacht seinen Frieden mit Österreich machte, auf dessen Seite die namhaftesten Fürsten ausharrten. So stand das Haus Habsburg noch immer mächtig da, an seiner Spitze Herzog Leopold, welcher dem König Ludwig als Feldherr wie als Staatsmann bei weitem überlegen war.

Während der Papst sich in den Streit mischte, hatte man in Deutschland schon an einem Ausgleich der beiden Gegner gearbeitet. Zwar lieferte Herzog Leopold, worauf man in damaliger Zeit viel gab, die Reichskleinodien an Ludwig aus, aber sein Bruder ward nicht freigelassen. Daher trat Leopold mit Frankreich in Verbindung. In einer Zusammenkunft, die er (27. Juli 1324 1324) zu Bar-sur-Aube mit dem französischen Herrscher hatte, verpflichtete er sich, die Wahl desselben zum deutschen König zu betreiben und ihn selbst dann zu unterstützen, wenn im Fall des Widerstrebens der deutschen Kurfürsten der Papst von sich aus, als oberster Herr der Christenheit, Karl IV. zum deutschen König ernenne! Sicherlich hatte mehr der glühende Haß gegen den Wittelsbacher, als die Aussicht auf die großen, von Karl IV. verheißenen Belohnungen Leopold zu diesem unglaublichen Schritte bestimmt, der, soweit er in Deutsch-

land bekannt wurde, allgemeines Mißtrauen und Entrüstung hervorrief und dadurch indirekt nur der Sache Ludwigs zu gut kam.

Wohl infolge dieses Umschwungs der öffentlichen Meinung wurde noch im Herbst desselben Jahres von habsburgischer Seite mit Ludwig verhandelt, bis dieser seine Sache durch ein unbesonnenes Unternehmen aufs äußerste gefährdete. Er zog nämlich im Dezember gegen die schwäbische Feste Burgau, welche seinen Gegnern in diesem Lande als Stützpunkt diente, wurde aber durch Leopold gezwungen, die Belagerung aufzuheben und mit Hinterlassung aller Belagerungswerkzeuge abzuziehen. Dieser Mißerfolg gab Ludwig der Schande preis und schuf seinem ritterlichen Gegner neuen Ruhm und neuen Mut. Da Ludwig jetzt in der äußersten Geldnot war und keine Aussicht hatte, mit dem siegreichen Leopold einen billigen Vergleich zu treffen, so beschloß er, sich unmittelbar mit Friedrich zu verständigen. Er schickte den Grafen Berthold von Henneberg nach der Trausnitz, um die Verhandlungen zu führen.

Fast scheint es, als habe die Gefangenschaft Friedrichs Mut aufs tiefste gebeugt, denn am 13. Mai 1325 ließ er sich zu einem höchst ungünstigen Abkommen verleiten. 1325

Friedrich gab die Ansprüche auf die Krone auf, versprach dieselben nie wieder geltend zu machen, noch durch andre geltend machen zu lassen. Er und seine Brüder sollten alles Reichsgut, welches sie in Händen hatten, dem König Ludwig ausliefern, sich ihm unterwerfen, von ihm ihre Lehen empfangen und sich endlich mit ihm verbünden gegen jedermann, namentlich „wider den, der sich Papst nennt und alle seine Helfer und Gönner, dieweil er wider den König und das Reich ist.“ Dann wurde ein Ehevertrag zwischen Ludwigs Sohn Stephan und Friedrichs Tochter Elisabeth festgesetzt. Außerdem sollte Friedrich, falls er nach Ludwigs Tode zur Krone gelangte, die Kinder desselben in allen ihren Allodien und Lehen schützen und schirmen. Endlich mußte Friedrich bei allen Heiligen schwören, wenn er den Sühneversuch nicht vollführen könne, wolle er sich auf St. Johannis wieder in Trausnitz zur Haft stellen. Ehe Friedrich entlassen wurde, hatte er noch eine Zusammenkunft mit seinem Gegner. Sein Beichtvater Gottfried, Prior zu Mauerbach im Allerheiligenthal, hielt eine Messe ab und stärkte beide durch gemeinsamen Genuß des heil. Abendmahls in ihrem guten Vorhaben: Friedrich leistete den verlangten Schwur und erhielt von Ludwig den Friedenskuß.

Es war eigentlich vorauszusehen, daß Friedrichs Vorhaben schwerlich von Erfolg sein würde. Am lebhaftesten wies natürlich Leopold jene Zumutungen zurück; war er doch gerade damals eifrig bedacht, seinen Anhang zu verstärken und sich zu neuem Kampfe vorzubereiten. Aber auch die jüngeren österreichischen Herzöge dürften keine größere Bereitwilligkeit gezeigt haben als Leopold. Der Papst wirkte selbstverständlich einem Abkommen entgegen, in dem er und die Ansprüche der Kurie offen preisgegeben wurden.

So mußte denn Friedrich zu seinem Gegner wieder zurückkehren. Doch ist es zweifelhaft, ob er wieder in seine frühere Haft auf der Trausnitz geführt wurde. Denn das Verhältnis zwischen beiden war seit dem Sommer 1325 ein so freundschaftliches und inniges, daß es den Zeitgenossen ein Gegenstand der Verwunderung oder Bewunderung war. Sie erklärten es sich wohl

daraus, daß in den Fürsten die Erinnerung an die frühere Freundschaft wieder aufgelebt sei, aber solche Sentimentalität ist jenen Jahrhunderten fremd. Vielmehr wurde das Einvernehmen dadurch wiederhergestellt, daß Friedrich neue Verabredungen traf, in denen der harte Trausnitzer Vertrag völlig aufgehoben, den habsburgischen Brüdern die weitgehendsten Konzessionen gemacht wurden. Das geschah in dem Münchener Vertrag vom 5. September 1325.

1325

„Wir Ludwig und Friedrich", heißt es im Eingange desselben, „von Gottes Gnaden römische Könige, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, thun kund allen, die diesen Brief sehen oder lesen hören, daß wir im Namen Gottes, Gott und seinen Heiligen zum Lobe, der Kirche zu Rom zu Ehren, dem römischen Reiche zum Frommen und der heiligen Christenheit zum Frieden und Schirm, nach weiser und gelehrter Leute, Pfaffen und Laien, Rat und Weisung, uns mit einander vereint und verbunden haben ewiglich; daß wir das römische Reich, dazu wir beide erwählet und geweihet sind, mit allen seinen Würden, Ehren, Rechten, Leuten und Gütern und, was es hat und dazu gehört, überall in der Welt, mit einander gleich als eine Person, einem nicht besser als dem andern, keinem mehr oder minder besitzen, haben, pflegen und handeln sollen." Dieses Prinzip der Gleichheit wird nun im einzelnen durchgeführt: die Fürsten wollen sich Brüder nennen, einander stets helfen, Glück und Unglück gemeinsam tragen, alle Ehren teilen. Beide sollen sich römische Könige und Mehrer des Reiches nennen, das Siegel jedes Königs soll zugleich den Namen des andern enthalten. Wenn einer von ihnen nach Italien zieht, soll er dort die ungeteilte königliche Macht handhaben, der andre mit gleicher Gewalt in Deutschland gebieten. Was der eine anordnet, soll der andre bestätigen. Die Verleihungen, welche vor diesem Vertrage erfolgt sind, bleiben unangetastet, dagegen sollen alle Urteilssprüche aus den Tagen des Thronstreites null und nichtig sein. Ja sogar, jeder der beiden Könige soll die Reichslehen, die er inne hat, auch dem andern unterthänig machen, wer dem einen als seinem Landesherrn geschworen hat, soll auch dem andern schwören.

Die fast naiven Bestimmungen, welche früher sogar Zweifel an der Echtheit des Vertrages erregt haben, werden erklärlich, wenn man weiß, daß Ludwig in jener Zeit lebhaft daran dachte, einen Zug nach Italien zu unternehmen. Bereits in den vorangegangenen Jahren waren Botschaften der Ghibellinen gekommen, um Ludwig zu persönlichem Erscheinen aufzufordern: gerade zur Zeit des Münchener Vertrages aber sandte Ludwig den Meister des Johanniterordens, Albrecht von Schwarzburg, mit wichtigen geheimen Aufträgen an seinen Bundesgenossen, den König Friedrich von Sizilien. Wenn Ludwig eine Römerfahrt machte, konnte Friedrich sehr wohl die Herrschaft in Deutschland führen, kehrte jener siegreich, mit dem Kaisertitel geschmückt, über die Alpen heim, so mußte Friedrich neben ihm doch eine mehr untergeordnete Stellung einnehmen.

Den Herzog Leopold hoffte Ludwig dadurch zu gewinnen, daß er ihm anbot, als Generalvikar von Italien mit ihm über die Alpen zu ziehen. So meinte er den stolzen Sinn des Herzogs am besten zu befriedigen, zugleich aber entfernte er ihn auf diese Weise aus Deutschland. Leicht konnte auch Leopold, als Generalvikar des Reiches, mit seinem jetzigen Gönner, dem Papst, in Streit geraten, was für Ludwig von unberechenbaren Vorteil gewesen wäre.

Zu einer Durchführung des Münchener Vertrages kam es aber nicht, denn er lief dem Herkommen und den Rechten der Kurfürsten zuwider: entweder war einer König, oder keiner führte mit Recht diesen Namen. Letztere Ansicht, welche der Papst vertrat, machte auch der Pfalzgraf zu der seinigen, indem er über ein Reichslehen verfügte kraft seines Rechts als Reichsverweser, welches ihm bei Erledigung des Thrones zustand. Zweifellos waren es besonders die Luxemburger, welche der beabsichtigten gemeinschaftlichen Regierung entgegentraten. Sie hatten Ludwig den Bayern im Gegensatz zu dem Habsburger Friedrich als Thronkandidaten aufgestellt und mußten die Aussöhnung der Rivalen mit feindseligen Blicken betrachten. So trat ein merkwürdiger Umschwung ein: König Ludwig näherte sich dem Herzog Leopold, Johann von Böhmen, das Haupt der Luxemburger, dem französischen König.

Daher kam es, daß Ludwig im nächsten Jahre (1326) sich der habsburgischen Partei völlig in die Arme warf. Zu Ulm erklärte er (7. Jan.), zu gunsten Friedrichs auf das römische Reich verzichten zu wollen, wenn der Papst denselben zum Könige bestätige. Zwar dankte er selbst nicht sofort ab, zog sich aber in sein Herzogtum zurück und enthielt sich aller eigentlichen Regierungshandlungen. 1326

Aber das Schicksal fügte es anders. Gerade in dem Augenblick, als die österreichische Partei das erwünschte Ziel erreicht zu haben schien, wurde sie von einem Schlage betroffen, von dem sie sich so bald nicht erholen sollte. Am 28. Februar 1326 starb Herzog Leopold zu Straßburg an einem hitzigen Fieber, ein Opfer seines ruhelosen Strebens, wie der Straßburger Chronist andeutet, indem er erzählt:

„Danach fuhr Herzog Leopold vor Speier, belagerte die Stadt und verheerte das Land umher. Da sagten ihm die Ärzte, daß er sich zu sehr anstrenge und daß es sein Leib nicht lange mehr aushalten könnte. Da fuhr er von Speier gen Straßburg und wollte sich da von seiner Arbeit erholen. So war er manchen Tag in dem Hof derer von Ochsenstein; da ward er siech und unsinnig und starb ohne alle Reue und Beichte."

Mit Leopold wurde für jetzt Österreichs europäische Bedeutung begraben; die Beziehungen zu Neapel, Florenz, Frankreich, Avignon hatten sich an seine Person geknüpft. Der Papst vernahm die Trauerkunde mit Schmerz, Friedrich mit lauten Klagen, nur sein Bruder Albrecht blieb männlich gefaßt. Als er bei der Belagerung von Mühlhausen die Nachricht erhielt, sagte er nur: „Laßt die Toten ihre Toten begraben, wir aber werden die Stadt bestürmen."

Gleichwohl fühlte sich Ludwig durch diesen Todesfall noch keineswegs des Sieges sicher, enthielt sich sogar noch einstweilen der Reichsgeschäfte. Auch ließ sich Friedrich durch den Zwischenfall durchaus nicht niederdrücken, er fuhr fort, königliche Rechte auszuüben, und die feierliche Gesandtschaft bereitete sich vor, welche den Papst um seine Bestätigung ersuchen sollte. Ehe die eigentlichen Gesandten aufbrachen, wurden zwei untergeordnete Boten nach Avignon geschickt, um im Namen Herzog Albrechts die Anerkennung Friedrichs nachzusuchen. Johann XXII. gab den ausweichenden Bescheid, nach den Anforderungen der

Gerechtigkeit und mit Rücksicht auf das Wohl von Kirche und Reich entscheiden zu wollen. Die Habsburger gaben die Gesandschaft auf, Friedrich damit auch die Hoffnung auf Anerkennung seiner königlichen Stellung; im Oktober 1326 hat er zum letztenmale königliche Rechte ausgeübt.

1326

„+ Friedericus Dei gracia Romanorum Rex semper Augustus."
Königssiegel Friedrichs von Österreich.

Ludwig gelang es, sich mit den Luxemburgern wieder auszusöhnen, und nun war es sein Bestreben, den Frieden in Deutschland herzustellen, um endlich seinen italienischen Zug ausführen zu können. Neue Boten der Ghibellinen brachten gerade jetzt dringende Aufforderungen, und so begab sich Ludwig im Dezember 1326 nach Innsbruck, um den Italienern näher zu sein. Hier fand denn auch seine letzte Begegnung mit Friedrich dem Schönen statt, mit welchem er sich auseinanderzusetzen wünschte. Wahrscheinlich wollte Ludwig nunmehr seinem Nebenbuhler höchstens den Titel, nicht aber die Gewalt eines römischen Königs zugestehen, und so einigte man sich nicht. In der Folge fuhr Friedrich zwar fort, den Königstitel zu führen und nach Jahren seiner Regierung zu zählen, in Wahrheit aber erstreckte sich dieselbe auf sein Erbland Österreich, das er nicht wieder verließ. Noch einmal gedachte er im Jahre 1328 mit Unterstützung des Papstes die Herrschaft zu gewinnen, aber Johann XXII. wies ihn mit scharfen Worten ab, und am 13. Januar 1330 ist Friedrich der Schöne, ruhmlos und früh gealtert, auf seinem Schlosse Guttenstein in Steiermark gestorben.

1327

König Ludwig war im Januar 1327 von Innsbruck nach Trient gezogen, wo die Häupter der italienischen Ghibellinen seiner warteten. Auch

die hervorragendsten der Minoriten erschienen auf der Reichsversammlung, welche hier zusammentrat. Auf ihren Antrag wurde Johann XXII. für einen Ketzer und Afterpapst erklärt, König Ludwig schwur, nicht nach Deutschland zurückzukehren, bevor er zu Rom die Kaiserkrone empfangen und ganz Italien von der Tyrannei Johanns und seiner Anhänger befreit haben würde. Nachdem ihm aus Deutschland große Kriegsvölker nachgezogen waren, brach er im März auf, zog am 13. Mai in Mailand ein und wurde am Pfingstfest mit der eisernen Krone der Lombarden gekrönt. Nun erhielten allenthalben die Ghibellinen die Oberhand. Vergeblich schleuderte Johann zum zweitenmal den Bann gegen den Kaiser und seinen Anhang; in Rom selbst wurde der päpstlich gesinnte Adel vom Volke überwältigt, der Ghibelline Colonna zum Präfekten erwählt und der König durch eine Gesandtschaft eingeladen, die Krone aus den Händen derer zu empfangen, die allein das Recht hätten, sie zu vergeben. Ludwig folgte diesem Rufe und zog langsam, aber sicher, dem großen Ziele zu, von Hoffnung und Zuversicht beseelt, da sich ihm der machtvolle Castruccio de Minellis anschloß, den er vor drei Jahren unter dem Widerspruch des Papstes zum Reichsverweser in Etrurien ernannt hatte. Die Belagerung von Pisa, welches sich mehr vor Castruccio als vor dem Kaiser fürchtete, und Kriegsvorbereitungen gegen den König Robert von Apulien hielten Ludwig freilich auf, so daß er erst am 7. Januar 1328 seinen feierlichen Einzug in Rom halten konnte. Am 17. Januar erfolgte seine **Krönung**, 1328



Krönung Ludwigs des Bayern in der Peterskirche zu Rom durch den Bischof von Arezzo, Guido Tarlati di Pietramale. Relief vom Marmorgrabmal des Bischofs im Dom zu Arezzo.

in andrer Weise, als bei allen seinen Vorgängern und Nachfolgern, ward sie vollzogen. Nachdem Ludwig vor dem Altar der Peterskirche geschworen, den katholischen Glauben und die Geistlichkeit zu schützen, Witwen und Waisen zu schirmen, verrichtete ein Bischof die Salbung, ein Colonna setzte ihm die Krone auf das Haupt, ein andrer gab ihm das Scepter in die Hand, dann wurden dieselben Zeremonien an seiner Gemahlin vollzogen, beide mit dem kaiserlichen Mantel angethan, und ein Herold verkündete dem Volke, Ludwig sei Kaiser und Herr der Welt.

Der Papst erklärte nicht allein diese Schritte für nichtig, sondern suchte auch die deutschen Fürsten zu bewegen, an Stelle ihres von neuem gebannten Ludwig den französischen Herrscher zum König zu wählen. Aber der einflußreiche Balduin von Trier hintertrieb diese Pläne, und nun schritt Kaiser Ludwig zur Absetzung des ränkevollen Papstes. Am 18. April ließ der Kaiser in einer Versammlung des römischen Volkes durch einen deutschen Prälaten beweisen, daß Jakob von Cahors — dies war der ursprüngliche Name des Papstes — ein Ketzer sei, und die Absetzung desselben beantragen. Gleich darauf ward das Absetzungsdekret verlesen, das Volk jubelte Beifall, ja am Abend verbrannte es einen Strohmann, der den Papst vorstellen sollte, lärmend als Ketzer.

Am 12. Mai ließ dann der Kaiser einen frommen und gelehrten Minoriten, Peter Raynalucci von Corvara, zum Papst wählen, eigentlich zu unangenehmer Überraschung der römischen Großen, die lieber einen geborenen Römer zum Papst gehabt hätten. Er nannte sich Nikolaus V. und bestätigte die Kaiserwahl Ludwigs.

Mit diesen Ereignissen hatte Ludwig seines Glückes Höhepunkt erreicht, den er nicht lange behaupten sollte. Hätte er es rechtzeitig ausgenutzt, besonders auch den geplanten Zug gegen König Robert ausgeführt, so hätte er die Fundamente einer festen Stellung legen können. So aber trat in der Stimmung der wankelmütigen Italiener, besonders der Römer, ein unheilvoller Umschwung ein.

Mit dem eigennützigen Castruccio überwarf sich der Kaiser, seine Soldaten wurden auf die Dauer den Römern lästig, die Steuer, welche zu ihrer Unterhaltung und für die Bedürfnisse des neuen Papstes gezahlt werden sollte, erregte allgemeine Erbitterung. Da der Kaiser fürchten mußte, bei längerem Warten von seinen Feinden umringt zu werden, entschloß er sich zur Rückkehr. Unter dem Vorwande eines Jagdzuges verließ er am 4. August 1318 nebst seiner Gemahlin, die ihm in Rom einen Sohn — den spätern Ludwig den Römer — geboren hatte, die Stadt; der Papst, die Kardinäle, das Kriegsheer folgten, geleitet von den Verwünschungen desselben Volkes, das vor wenigen Monaten den Deutschen zugejubelt hatte.

Zwar gab der Kaiser Italien noch nicht ganz auf, da aber die italienischen Städte ihre Subsidien einstellten, wuchs die Geldverlegenheit so sehr, daß sein eignes Heer zu meutern anfing; die Plünderungen, welche die unbesoldeten Truppen verübten, entfremdeten dem Kaiser die meisten seiner Freunde. Den Winter verbrachte er in Pisa und ging, nach einem wenigstens nicht ganz

erfolglosen Angriff auf das abtrünnige Mailand, nach Pavia. Hier schloß er mit den pfälzischen Prinzen den wichtigen Hausvertrag, demzufolge dieselben die Rheinpfalz und die später so genannte Oberpfalz erhielten. Beim Aussterben der einen Linie sollte die andre die Erbschaft antreten.

Der Tod Friedrichs des Schönen zwang den Kaiser dann, seine italienischen Pläne aufzuschieben; am 16. Februar 1330 traf er nach dreijähriger Abwesenheit in München ein. Zunächst söhnte er sich mit den Brüdern seines ehemaligen Nebenbuhlers aus: er bestätigte dem österreichischen Hause alle Länder, welche es vor seiner Erhebung als Eigentum oder in Pfandbesitz gehabt hatte; dafür schlossen die Habsburger mit ihm nicht nur einen Freundschaftsvertrag, sondern versprachen auch, den Papst Johann zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Aussöhnungsversuche mit dem Papst bildeten in Zukunft die Haupttriebfeder für Ludwigs Handlungen, zogen ihn hin und her, machten ihn unschlüssig und schwankend und ließen ihn eine traurige, ja unwürdige Rolle spielen. Zweideutige Freunde, wie der eigennützige Böhmenkönig, trieben mit ihm ein widerwärtiges Spiel, bei dem der Kaiser nie gewinnen konnte. Zu Ludwigs Entschuldigung läßt sich zwar anführen, daß er, von Herzen fromm und kirchlich gesinnt, seinen innersten Überzeugungen nach die Versöhnung nachsuchen mußte; aber über seinen Gewissensbedenken hätte er niemals die Pflichten des Kaisertums vergessen, ja nur seine Manneswürde preisgeben sollen. Dabei konnten alle seine Demütigungen nicht zum Ziele führen, denn so lange die Päpste in Frankreich weilten, ließen die Herrscher dieses Landes keine Aussöhnung zu; konnten sie auch die Kaiserwürde den Deutschen nicht abgewinnen, so hofften sie an der Westgrenze des Reiches deutsches Gebiet zu ertrotzen oder zu erschleichen.

1330

Die verschlagene Politik des Böhmenkönigs, der fortwährend mit dem französischen Hof in innigen Beziehungen stand, vermochte Ludwig im Jahre 1333 sogar zu einem förmlichen Verzicht auf das Reich. Er versprach seinem Vetter Heinrich von Niederbayern, welcher Johanns Schwiegersohn war, die Regierung abzutreten, wenn man ihm seinen gegenwärtigen Besitzstand gewährleiste und die päpstliche Verzeihung erwirke. Wohl beeilte sich der Papst, dem Kaiser, welchen er aber nicht einmal als Herzog titulierte, seine Freude über seine Sinnesänderung auszusprechen, aber mit der Verzeihung zögerte er; auch zwang, da Herzog Heinrich vorschnell den Plan verriet, der noch Geheimnis bleiben sollte, die allgemeine Unzufriedenheit der Deutschen den Kaiser, sich selbst und seinem Volke treu zu bleiben. Er ließ den Plan fallen und versicherte den Reichsständen, er habe niemals an seine Abdankung gedacht.

1333

Da Ludwig jetzt einen Einblick in die trugvolle Art des Böhmenkönigs gethan hatte, benutzte er die nächste Gelegenheit, Johann seine Ungnade fühlen zu lassen. Dieser erhob nach dem Tode des Herzogs Heinrich von Kärnten Erbansprüche für seinen Sohn Johann, welchen er mit Margarete Maultasch, der Tochter des Herzogs Heinrich, vermählt hatte, obwohl sie dem Prinzen an Jahren weit voraus war. Aber die österreichischen Herzöge,

deren Ansprüche Ludwig früher bestätigt hatte, wollten die schönen Lande — außer Kärnten auch Tirol — nicht in die Hände der Luxemburger fallen lassen. 1335 So kam es zum Krieg (1335—36), und Ludwig erreichte wenigstens so viel, daß Johann sich mit Tirol begnügen mußte.

Nach dem Friedensschluß erneuerte Ludwig seine Bemühungen, in die Gemeinschaft der Kirche wieder aufgenommen zu werden. Er hatte schon vor dem Kriege in Avignon Verhandlungen angeknüpft, und es schien einen Augenblick, als sollte er zum Ziel gelangen. An Stelle des unversöhnlichen Johann XXII. war nämlich zu Ende des Jahres 1334 der fromme, gelehrte Benedikt XII. getreten, zwar auch ein Franzose, aber doch ein Mann von milder Gesinnung, welcher aus freien Stücken den Wunsch aussprach, die Kirche mit dem Kaiser auszusöhnen. Er hatte die Gesandtschaften, welche Ludwig im Laufe des Jahres 1335 an ihn schickte, freundlichst aufgenommen, zumal Ludwig freiwillig die demütigendsten Bedingungen anbot. Aber die französischen Kardinäle vereitelten das Gelingen; mit Thränen in den Augen eröffnete der Papst den deutschen Gesandten, er könne einstweilen nicht helfen, und ermahnte Ludwig, seine guten Absichten nur nicht aufzugeben.

Als Ludwig nunmehr nach dem Kriege seine Pläne wieder aufnahm, versuchte er vor allen Dingen den König Philipp von Frankreich zu gewinnen, dem er einen völligen Freundschaftsvertrag anbot. An den Papst sandte er ein Schreiben, welches noch größere Unterwürfigkeit zeigte als das frühere. Aber obwohl Benedikt an Ludwigs ehrlichem Wunsche, sich mit der Kirche auszusöhnen, nicht zweifeln konnte, scheiterte das Friedenswerk an den Intriguen des französischen Herrschers, der noch immer nach der Krone des römischen Reiches lüstern war.

Das Geschick setzte den Kaiser in den Stand, sogleich eine Vergeltung zu 1337 üben. Eben (1337) war der Krieg zwischen Frankreich und England ausgebrochen, durch welchen der englische König Eduard III., als nächster Erbe des capetingischen Hauses, die französische Krone erkämpfen wollte. Ludwig trat auf Eduards Seite und erließ gleichzeitig mit seiner Kriegserklärung ein Aufgebot an Deutschlands Fürsten und Völker, im nächsten Jahr mit ihm nach Avignon zu ziehen und den Papst aus der französischen Knechtschaft zu befreien.

Wichtiger als die Bundesgenossenschaft mit dem Fremdling war für Ludwig, daß er in Deutschland selbst einen neuen, zuverlässigen Freund gewann, noch dazu den ersten geistlichen Fürsten, den Erzbischof von Mainz nämlich, Heinrich von Virneburg. Er war vom Papst Johann zu dieser Würde erkoren, die ihm aber bis jetzt Balduin von Trier streitig gemacht hatte. Dieser war patriotisch genug, dem Nebenbuhler zu weichen, der 1338 sich alsbald seiner hohen Stellung würdig zeigte. Er berief im Anfang des Jahres 1338 eine Synode nach Speier, auf welcher Ludwig persönlich seine Sache führte und den Beweis lieferte, daß lediglich Frankreichs Druck die Aufhebung der Kirchenstrafen und den Ausgleich mit Avignon verhindere. Man beschloß noch einmal eine Gesandtschaft dorthin zu senden, welche bald genug in der Lage war, die Richtigkeit jener Behauptung zu bestätigen. Sollte doch Benedikt, welcher die Absolution verweigerte, den Gesandten beim Abschied gesagt haben, er sei dem König Ludwig geneigt, könne aber nicht anders handeln, wenn er nicht das Schicksal Bonifacius' VIII. erleiden wolle.

Der Kaiser berief nun einen Reichstag nach Frankfurt, welcher fünf Monate dauerte und einer der merkwürdigsten in der Geschichte Deutschlands ist. Fast vollzählig waren die Stände erschienen, denen Ludwig den ganzen Hergang des Streites vortrug und die Frage vorlegte, ob er nicht alles gethan, um den Frieden herzustellen, ob man sich noch länger durch ungerechte Bannsprüche und Interdikte beschweren lassen wolle. Stürmische Zurufe gaben dem Könige die Gewißheit, daß er in aller Herzen das Bewußtsein erlittener Unbill wachgerufen hatte; nun stellte er die Frage: „Bedarf ein durch die Mehrzahl der Kurfürsten gewählter Kaiser oder König des Reiches zur rechtmäßigen Ausübung seines Amtes der vorgängigen Bestätigung des Papstes?"

Man beschloß, daß die Kurfürsten des Reiches die Antwort erteilen sollten. Am 15. Juli 1338 kamen sie auf dem Felde zu Rense zusammen und errichteten daselbst den ersten Kurfürstenverein „zur Wahrung der Rechte des Reiches im allgemeinen und im besondern zur Verteidigung ihres Wahlrechtes gegen jedermann." Als sie nach Frankfurt zurückgekehrt, faßten Kaiser und Reich den Beschluß: „Ludwig sei durch die Wahl der Kurfürsten rechtmäßiger römischer König, das Urteil des Papstes Johann XXII. ungerecht und nichtig, indem ein durch die Mehrheit der Stimmen erwählter König seine Gewalt unmittelbar von Gott habe, zur rechtmäßigen Ausübung derselben einer Bestätigung des Papstes nicht bedürfe, sondern durch die Wahl der Kurfürsten von Recht und Gewohnheit wegen den Titel eines Königs und Kaisers und die Reichsregierung erlange." (6. August 1338.) 1338

Diesen Beschluß ließ der Kaiser überall öffentlich verkünden, auch dem Papst durch eine besondere Gesandtschaft mitteilen. Selbstverständlich fand sie ungnädige Aufnahme, aber nun trat das Reich in um so entschiedenere Opposition gegen den Papst. Die Maßnahmen des Kaisers wurden durch die Minoriten Michael Cäsena und William Occam, vor allem aber durch den Bamberger Domdechanten Leopold von Bebenburg verteidigt; konnten sie auch nicht die ganze Masse des Volkes überzeugen, so bewirkten sie doch, daß die Mehrheit dem Kaiser anhing.

Diese Tage von Rense und Frankfurt waren der zweite Lichtblick im Leben des Kaisers: noch einmal stand er groß da, wie elf Jahre vorher in Rom, diesmal im eignen Lande, getragen von der patriotischen Begeisterung seines deutschen Volkes. Leider verstand er es nicht, diese Höhe zu behaupten; wenn er die Sympathie der Römer ohne eigne Schuld verlor, die Sympathie der Deutschen hat er mutwillig verscherzt. Schon im Jahre 1339 — man sollte es nach den Frankfurter Tagen für undenkbar halten — bewarb er sich von neuem um die päpstliche Absolution, und obwohl er sie nicht erhielt, ließ er dem Papst und Frankreich zuliebe sein Bündnis mit Eduard III. fallen (24. Januar 1341), den er am 3. September 1338 zu Koblenz in glanzvollster Versammlung zum Reichsverweser der Niederlande ernannt hatte. 1339

Der Bruch zwischen Kaisertum und Papsttum wurde vollends unheilbar, als Ludwig lediglich zu gunsten seiner Hausmacht sich einen in der That höchst unberechtigten Eingriff in die geistliche Machtsphäre erlaubte. Nachdem er im

1341 Jahr 1341 Niederbayern trotz der Ansprüche der pfälzisch-wittelsbachischen Linie an sich gebracht, wünschte er auch Tirol zu erwerben, das er letzthin den Luxemburgern hatte überlassen müssen. Die Gelegenheit war günstig, denn Margarete Maultasch lebte mit ihrem Gemahl in einer höchst unglücklichen Ehe und warf ihre Augen auf den Sohn des Kaisers, den Kurfürsten Ludwig von Brandenburg. Eigenmächtig löste nun der Kaiser die Ehe, und da Margarete mit dem bayrischen Prinzen im dritten Gliede verwandt war, beseitigte er auch dieses Hindernis, indem er den Dispens erteilte, wozu zweifellos nur der Papst befugt war.

Dies ungesetzliche Verfahren war für die Kirche das Signal zu neuem, unversöhnlichem Kampfe, und Papst Clemens VI., der auf Benedikt gefolgt war, führte den Kampf so energisch und rücksichtslos, daß der König oft genug willens war, mit der Aufgabe des Reiches seine Wiederaufnahme in den Schoß der Kirche zu erkaufen. Die Minoriten belebten aber seinen Mut stets von neuem; auch das Reich, besonders die Reichsstädte, standen ihm treu zur Seite, wo es sich um die Abwehr der päpstlichen Anmaßungen handelte. So 1344 wurden auf einem Reichstag zu Frankfurt im Jahr 1344 einmütig die demütigenden Bedingungen verworfen, unter denen der Papst Deutschland und dem Kaiser den kirchlichen Frieden gewähren wollte.

Indessen bereitete sich seit einigen Jahren doch schon die Bildung einer Gegenpartei vor. Denn einerseits erschienen doch die von Ludwig immer wieder aufgenommenen Versuche, durch die unterwürfigsten Schreiben und demütigendsten Anerbietungen die Verzeihung der Kurie zu erlangen, nachgerade weiten Kreisen als mit der königlichen Würde unverträglich, andrerseits erweckte sich der König durch seine unersättliche Ländergier stets neue Feinde. Hatte er sich durch den ärgerlichen Tiroler Handel das mächtige Luxemburger Haus entfremdet, so wurde jetzt auch das Haus Habsburg aufsässig, da jene Margarete als Erbtochter auch Ansprüche auf Kärnten, Krain und die windische Mark erhob. So wurden die Luxemburger die Wortführer der Unzufriedenen, und schon kurz nach dem Frankfurter Reichstag mußte Ludwig den Rat anhören, den Markgrafen von Mähren, den Sohn des Böhmenkönigs, als Reichsgehilfen anzunehmen. Natürlich wollte Ludwig nichts davon wissen, auch gelang es ihm, noch zwei Jahre die Katastrophe hinzuzögern, aber kommen mußte sie unabwendbar.

Eine neue Landerwerbung, ebenso bedenklich wie die früheren, war für die mißvergnügten Fürsten endlich das Signal zu entscheidenden Schritten. Im 1345 September 1345 fand Ludwigs Schwager, Graf Wilhelm von Holland, ein gewaltsames Ende. Obwohl auch König Eduard von England und Graf Johann Wilhelm von Jülich Ansprüche erhoben, besetzte Ludwig schnell das ganze Gebiet, ließ die Landschaften Holland, Seeland und Friesland auf einem Reichstage für erledigte Reichslehen erklären und belehnte damit seine Gemahlin Margarete, welche von den Einwohnern auch freudig als Regentin anerkannt wurde.

Jetzt schien es dem Papst und der luxemburgischen Partei, deren Seele der Erzbischof Balduin von Trier war, höchste Zeit, den Hauptschlag zu führen. Balduin verhandelte mit Clemens VI., und dieser traf, nachdem er sich über die Gesinnung Johanns von Böhmen und seines Sohnes Karl, die sich beide persönlich nach Avignon begeben hatten, vergewissert, seine Vorbereitungen, um die Wahl seines Günstlings durchzuführen. Zu diesem Zweck sprach er dem Kurfürsten von Mainz, Heinrich von Virneburg, der treu zu Ludwig hielt, sein Bistum ab und ersetzte ihn durch den Grafen von Nassau, einen Jüngling von zwanzig Jahren. Darauf ließ er eine Bannbulle ergehen gegen König Ludwig, deren Wortlaut, nur allzu charakteristisch für jene Zeit, hier teilweise wiedergegeben werden mag.



Der Böhmenkönig Johann (von Luxemburg) in vollem Waffenschmuck (nach seinem Siegel, städtisches Archiv zu Frankfurt a. M.). — Im Schilde führt er den polnischen Adler, im Fähnchen des Speeres den böhmischen doppelschwänzigen Löwen: auf der „Covertüre" (Pferdedecke) kommt zu beiden noch der Löwe von Luxemburg.

„Wir flehen die göttliche Allmacht an", sagte der Papst, „daß sie des erwähnten Ludwig Raserei zu schanden machen, seinen Hochmut zu Boden werfen, ihn durch die Kraft ihres rechten Arms niederstürzen und ihn den Händen seiner Feinde und Verfolger wehrlos übergeben wolle. Sie lasse ihn in ein verborgenes Netz fallen. Sein Eingang und Ausgang sei verflucht. Der Herr schlage ihn mit Narrheit, Blindheit und Raserei, der Himmel verzehre ihn durch seinen Blitz. Der Zorn Gottes und seiner heiligen Apostel Peter und Paul, deren Kirche er zu unterdrücken sich unterstanden, entzünde sich über ihn in dieser und jener Welt. Die ganze Erde waffne sich gegen ihn, der Abgrund thue sich auf und verschlinge ihn lebendig! Sein Name müsse nicht über ein einziges Geschlecht dauern, und sein Andenken erlösche unter den Menschen. Alle Elemente seien ihm zuwider, sein Haus müsse wüst gelassen, seine Kinder aus ihren Wohnungen vertrieben werden und vor den Augen ihres Vaters durch seine Feinde umkommen."

In welcher Weise Clemens VI. den voraussichtlichen Sturz des Gegners auszunutzen gedachte, lehren die Zugeständnisse, welche Karl dem Papste

machen mußte. Für den Fall seiner Erwählung zum römischen König versprach er alle Regierungshandlungen Ludwigs, als eines von der Kirche rechtmäßig verdammten Ketzers, zu widerrufen, in Deutschland alle von diesem eingesetzten Bischöfe ihrer Stellen zu berauben. Auf die Gebiete, welche der Papst, in Italien oder sonst, als sein Eigentum betrachtete, schwur er niemals Ansprüche erheben zu wollen, insbesondere wider die Reiche Sizilien, Sardinien und Korsika nichts zu unternehmen. Bevor er nach Italien ziehe, werde er die Bestätigung seiner Wahl beim Papste nachsuchen und die Statthalter, welche die Gerechtsame des Reiches in der Lombardei und Toskana wahren würden, vor ihrer Abreise schwören lassen, dem Papste in der Verteidigung des Erbgutes des heiligen Petrus und der römischen Kirche allzeit nach Kräften beizustehen.

Gab Karl mit diesen Zugeständnissen die Hoheit des Reiches preis, so opferte er in ähnlicher Weise seine persönliche Würde schmachvoll auf. Er schwur, niemals ohne ausdrückliche päpstliche Erlaubnis nach irgend einem Orte, welcher dem Papst zustände, kommen zu wollen, insbesondere verpflichtete er sich, nicht vor dem zu seiner Kaiserkrönung zu bestimmenden Tage nach Rom zu kommen, nach erfolgter Krönung aber noch am gleichen Tage abzuziehen.

Auf Grund dieser Versicherungen schrieb Clemens VI. den deutschen Kurfürsten, daß ihm für den deutschen Königsthron niemand würdiger erscheine, als Markgraf Karl von Mähren, der aufs höchste mit allen Tugenden geschmückt sei; er wagte die Drohung hinzuzufügen, daß, falls die Kurfürsten nicht alsbald zu einer Neuwahl schreiten würden, er selbst aus eigener Machtvollkommenheit einen deutschen König ernennen würde.

Leider lagen in Deutschland die Dinge so, daß die meisten Kurfürsten dem Wunsche des Papstes nachgekommen wären, selbst wenn sie jene entwürdigenden Bedingungen gekannt hätten. Um so weniger Schwierigkeiten wurden jetzt gemacht. Der drei geistlichen Kurfürsten war Karl sicher, Böhmens Stimme führte Karls Vater, Sachsen war erkauft, Brandenburgs Votum wurde von vornherein für ungültig erklärt, weil Markgraf Ludwig im Banne der Kirche und im unrechtmäßigen Besitz der Mark sei. Der Pfalzgraf allein war nicht zu gewinnen. Da auch die alte Wahlstätte Frankfurt dem Kaiser die Treue hielt, versammelten sich die Kurfürsten zu Rense bei Koblenz; hier, an derselben Stelle, wo vor wenigen Jahren gegen die päpstliche Vormundschaft feierlichst protestiert worden war, erwählten am 11. Juli 1346 die fünf erstgenannten Kurfürsten den Markgrafen Karl, den unterwürfigen Diener des römischen Stuhles, zum deutschen Könige. — Als aber des Reiches Fahne unter dem jubelnden Ruf: „Es lebe der König!“ geschwenkt wurde, fiel sie in den Rhein und versank; man hielt diesen Zufall für ein bedeutungsvolles Zeichen.

1346

Und fürwahr, glänzend war das erste Auftreten des „Pfaffenkönigs“ nicht. Die Städte und Herren am Rhein, in Schwaben und Franken hielten an Ludwig fest: Aachen und Köln verschlossen dem Gegenkönig die Thore,

dessen Krönung in dem unbedeutenden Bonn vollzogen werden mußte; der wackere Erzbischof von Mainz räumte dem jungen Eindringling das Feld nicht, und so konnte sich Karl glücklich schätzen, daß er einen guten Vorwand erhielt, in dieser kritischen Lage Deutschland den Rücken zu kehren. Nebst seinem Vater und einer Anzahl böhmischer Ritter zog er dem französischen König Philipp gegen die Engländer zu Hilfe. So nahm er an der berühmten Schlacht von Crecy (26. August 1346) teil, in welcher das französische Heer eine vollständige Niederlage erlitt und sein Vater den Tod fand. 1346

Abenteuerlich, wie das Leben Johanns, war sein Ende, aber nicht unrühmlich. Als das Treffen anging, ließ der blinde König den Zaum seines Schlachtrosses an die Zäune der Pferde seiner Begleiter binden: er wolle einen Schwertstreich führen, damit es nicht heiße, er sei gekommen, um nichts zu thun. Mit dem Rufe: „von Prag!" stürmten die Böhmen auf die Feinde ein. Als die Franzosen zu weichen begannen, forderten die Ritter den König auf, sein Leben nicht nutzlos preiszugeben. Er aber erwiderte: „Das wird, so Gott will, nicht geschehen, daß der König von Böhmen aus der Schlacht fliehen sollte, sondern wisset und glaubet, daß ich heute siegen oder eines rühmlichen Todes sterben werde. Führt mich dahin, wo es am hitzigsten zugeht. Meinen Sohn Karl müßt ihr aber tapfer schützen und schirmen. Gott sei mit uns!" Im Handgemenge focht er dann tapfer, bis er kampfesmüde und todeswund vom Pferde sank. Auch Karl war im heldenmütigen Streite verwundet worden, und es fehlte nicht viel, daß der deutsche König auf fremder Erde für Frankreichs Heil sein Leben geopfert hätte.

Ludwig hatte indessen in Speier seinen Reichstag abgehalten, welcher die jüngste Wahl für nichtig erklärte und den Spruch fällte, Karl und seine Anhänger seien als Aufrührer mit den Waffen zu verfolgen. Und wirklich, wo es zu einer Entscheidung durch die Waffen kam, fiel sie für Ludwig aus; sein Gegenkönig mochte sich glücklich schätzen, wenigstens in seinem böhmischen Lande leidlicher Sicherheit zu genießen.

Unvermutet wurde Karl seines unbesiegten Gegners ledig, da am 11. Oktober 1347 König Ludwig plötzlich aus dem Leben schied. 1347



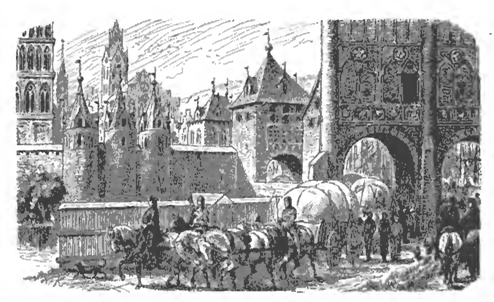
Kopf Kaiser Ludwigs des Bayern, von seinem Grabmal in der Frauenkirche zu München. (Das schöne Monument, welches leider durch einen pomphaften Überbau des XVII. Jahrh. beinahe vollständig verborgen ist, wurde zwar erst fast ein Jahrhundert nach des Kaisers Tode errichtet, doch gewinnt man beim Anblick dieses Kopfes die Überzeugung, daß dem Bildhauer ein wirkliches Bild des Kaisers vorgelegen haben muß, — wahrscheinlich eine Totenmaske. Der Kaiser ist sitzend dargestellt.)

Am Mittag saß er noch heiter und fröhlich in seiner Burg zu München bei der Tafel. Da fühlte er sich unpäßlich; wie er schon öfter in solchen Fällen gethan, bestieg er sein Pferd und ritt auf die Jagd gen Fürstenfeld. Als er in der Nähe des Klosters über eine Wiese kam, sahen ihn seine Begleiter im Sattel wanken: ehe sie ihn erreichten, sank er tot vom Pferde. Ein Schlag hatte seinem Leben ein Ende gemacht. Seine Feinde sahen in seinem plötzlichen Tod eine Strafe des Himmels, seine Anhänger glaubten, Gift sei die Ursache seines jähen Todes gewesen. Seine Leiche ward in der

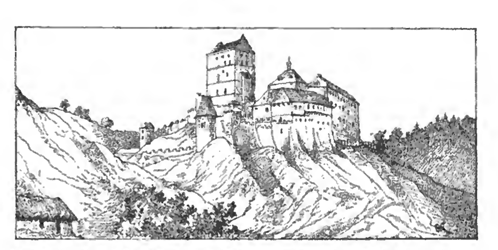
Frauenkirche zu München beigesetzt, ein schönes Grabmal schmückt seit der Zeit Sigismunds die letzte Ruhestätte des Kaisers, durch einen prunkhaften Überbau aus dem Jahre 1622 fast vollständig verdeckt.

Werfen wir einen Rückblick auf seine Regierung, so müssen wir freilich gestehen, daß er der großen Aufgabe, welche seine Zeit ihm stellte, nicht gewachsen war, aber man darf nicht vergessen, daß selbst kräftigere Kaiser vergeblich mit den Mächten gerungen haben, welche Ludwigs Regierung nachhaltig und rücksichtslos bekämpften. Ohne Zweifel wäre Ludwig in dem Kampfe früh und vollständig unterlegen, hätte er nicht in dem tüchtigsten Teile der deutschen Nation einen festen und dauernden Rückhalt gefunden. Hatte es doch selbst an Gewaltscenen der schlimmsten Art zu seinen Gunsten nicht gefehlt: die Magdeburger schlugen 1325 den Erzbischof mit eisernen Stäben tot, die Berliner ermordeten den Propst von Bernau an der Thür der Marienkirche, als er den Bann gegen den König zu verkünden wagte. Die Bürgerschaften in den größeren Städten, und zwar besonders die mittleren und unteren Klassen waren es, die dem Kaiser Geldmittel und Truppen für den nationalen Kampf lieferten. Daher vollzog sich in vielen Städten, im Anschluß an die große kirchliche Bewegung, ein völliger Umschwung in der Regierung des Gemeinwesens. Die reichen Patrizier, welche meist auf der Seite der Gegner Ludwigs standen, mußten den emporstrebenden Zünften weichen; so bemeisterten diese sich zu Straßburg im Jahre 1332 der Herrschaft.

Auch die Entstehung des norddeutschen und nordischen Städtebundes, der unter dem Namen der Hansa eine so glänzende Rolle in der deutschen Geschichte spielen sollte, fällt in diese Zeit; zum erstenmal taucht der Name in seiner späteren Bedeutung im Jahre 1330 auf. Kräftiger von Jahrzehnt zu Jahrzehnt erblühte der Bund unter der umsichtigen Leitung seines Vororts Lübeck.



Das „Burgthor“ von Lübeck um 1400. Nach einer alten Abbildung.



Alte Abbildung von Schloß Karlstein in Böhmen, Lieblingssitz und Aufbewahrungsort der Kleinodien Karls IV.

5. Karl IV., 1347—1378.

Aus der Kasseler Prachthandschrift des „Wilhelm v. Oranse" v. J. 1334.

Der Tod Ludwigs des Bayern hatte keineswegs die Anerkennung seines Gegners zur unmittelbaren Folge. Allerdings konnte die bayrische Partei nicht verhindern, daß Karl eine Art von Huldigungsreise durch das Reich machte und auch wirklich von mehreren Reichsstädten, die gern vom päpstlichen Interdikt befreit sein wollten, als rechtmäßiger König anerkannt wurde, dann aber ermannte sie sich und schritt in Oberlahnstein zu einer neuen Königswahl. Indes fand sich unter Karls Gegnern kein einziger, der hochherzig genug gewesen wäre, seine Person und seinen Besitz an die gute Sache zu wagen. Wie in der Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands kam man überein, einem fremden Fürsten, dem kriegstüchtigen Eduard III. von England die Krone anzubieten. Während man von dieser Seite eine Gesandtschaft nach England fertigte, ließ Karl durch den Markgrafen Wilhelm von Jülich dem König die Annahme jenes Antrages dringend widerraten. Bis die Antwort eintraf, mußten beide Parteien Ruhe halten, und Karl hielt es für geraten, in seinem gesicherten böhmischen Lande die Entscheidung abzuwarten.

Er wendete diese Wartezeit, wie man zugeben muß, in vortrefflichster Weise zur Hebung seines Erblandes an. Er gab den Befehl, die Hauptstadt Prag durch umfangreiche Bauten zu erweitern, und stiftete am 7. April 1348 auf Grund eines päpstlichen Freiheitsbriefes eine Universität, die erste dieser wichtigen Kulturstätten in Deutschland. Später ordnete er die Erbauung eines neuen königlichen Schlosses an, das an der Beraun in einer waldreichen Gegend aufgeführt wurde, den Namen Karlstein empfing und nachmals besonders zur Aufbewahrung der böhmischen Kronschätze und der Kostbarkeiten des Königs diente.

1348

Außerdem suchte er die Zahl seiner Anhänger zu vermehren und schloß mit dem österreichischen Herzoge Albrecht, welcher in der Opposition zu dem bayrischen Hause verharrte, ein Freundschafts- und Familienbündnis: seine Tochter Katharina ward mit dem österreichischen Prinzen Rudolf verlobt.

Inzwischen war auch die Antwort des englischen Königs eingetroffen. Obwohl er anfangs nicht abgeneigt gewesen war, auf den Antrag seiner Wähler einzugehen, bewogen ihn teils die englischen Barone, teils die geschickten Vorstellungen des Markgrafen von Jülich, die Krone dankend abzulehnen; ja, Eduard war sogar geneigt, mit Karl ein Bündnis zu schließen, wenn ihn dieser gegen Frankreich unterstützen wollte.

Nun wandten sich die Gegner Karls an Friedrich den Ernsthaften von Meißen, der aber, als Nachbar Böhmens, geringe Neigung verspürte, seine Markgrafschaft der Kriegswut der Böhmen preiszugeben. Der wiederholte Mißerfolg veranlaßte vorübergehend Unterhandlungen, die unter österreichischer Vermittelung in Passau stattfanden, aber zu keinem Ziele führten.

Plötzlich sah Ludwig von Brandenburg, welcher wenigstens seiner Hausmacht nach Karls vornehmster Gegner war, sich an einer Stelle gefährdet, wo er am wenigstens einen Angriff besorgt hätte. In der Mark erhob sich das Gerücht, Markgraf Waldemar, der ruhmreichste Herr aus dem askanischen Geschlecht, den man im Jahre 1319 zur letzten Ruhe geleitet zu haben vermeinte, sei nicht gestorben, sondern nach langer, bußfertiger Pilgerfahrt zurückgekehrt und wolle von neuem den Herrscherstab führen.

So Unglaubliches das Gerücht meldete, es schien wahr. Hatte der Pilger, der sich zuerst dem Erzbischof von Magdeburg zu erkennen gab, indem er seinen fürstlichen Siegelring vorwies, nicht unverkennbare Ähnlichkeit mit dem einst vielgeliebten Herrscher? Wußte er nicht Dinge zu erzählen, die nur jenem bekannt sein konnten? Nicht allein die Fürsten des verwandten anhaltischen Hauses, auch Erzbischof Otto von Magdeburg, die Herzöge von Sachsen und Stettin bestätigten, dieser Mann sei wirklich der totgeglaubte Markgraf. Merkwürdig war nur eins: all diese Fürsten waren von alters her geschworene Feinde der Mark, welche sie in ihrem Interesse zu zerstückeln strebten. Daran dachte aber das märkische Volk nicht, als es dem Pilgersmann zujubelte. Die bayrische Herrschaft hatte keinen Boden im märkischen Volke: ganz abgesehen davon, daß dies süddeutsche Fürstengeschlecht die Eigenart der Märker nicht erkannte, hatte das wittelsbachische Regiment in den Zeiten Ludwigs des Bayern zu viel Elend, Bann und Verwüstung über das Land gebracht; gern glaubte man, was man wünschte. Nur drei Städte bewahrten ihrem Fürsten die geschworene Treue.

Niemals wird König Karl von dem Verdachte gereinigt werden können, daß er es war, der dies trugvolle Spiel geleitet hat, denn alles, was dieser „falsche Waldemar“ vornahm, geschah zu seinen Gunsten oder zum Vorteil seiner Anhänger. Daß dieser Waldemar ein Betrüger war, bewies er selbst nur allzudeutlich; denn während der große brandenburgische Fürst, der jenen Namen zu Ehren gebracht hat, sein Leben hindurch für die Größe seines Hauses und seines Besitzes wirkte, beeilte sich der dreiste Betrüger, mit freigebigen Händen wegzuschenken, so schnell und so viel er konnte.

Anscheinend ging Karl freilich sehr unparteiisch zu Werke. Er befragte die obengenannten Fürsten, welche den Markgrafen gekannt hatten, um ihre

Meinung. Auf ihr Zeugnis hin befahl er im September 1348 den Märkern, 1348 ihrem rechtmäßigen Erbherrn gehorsam zu sein. Dann empfingen die „Zeugen" ihren gebührenden Lohn: die Herzöge von Sachsen, die Fürsten von Anhalt erhielten die Mitbelehnung mit der Kurwürde, falls dieser Waldemar — wie voraussichtlich — ohne männliche Erben sterben würde. Aber auch sich selbst vergaß der König nicht; der neue Kurfürst trat die Lausitz an die Krone Böhmen ab.

Die Anerkennung des falschen Waldemar beantwortete die Gegenpartei durch Aufstellung eines Gegenkönigs. Graf Günther von Schwarzburg, ein biederer Herr und im Kriege erprobt, ließ sich die gefährliche Rolle aufdringen; auf Betrieb des standhaften Heinrich von Virneburg wurde er mit vier Stimmen am 30. Januar 1349 gewählt. 1349

Während Karl IV. nun die Fäden eines neuen Netzes spann, in welchem sein Gegner sich fangen sollte, wurde Deutschland, wie ganz Europa von einer furchtbaren Seuche heimgesucht: elementare Erscheinungen, wie ein gewaltiges Erdbeben, das am 25. Januar 1348 stattfand, hatten die Gemüter mit bangen Ahnungen erfüllt, welche sich in weitestem Umfange bestätigen sollten, als genuesische Schiffe die Beulenpest, den sogenannten „schwarzen Tod", einschleppten. Kein Mittel half gegen die entsetzliche Krankheit, welche in einem Jahre Deutschland entvölkerte. In Straßburg allein starben 16000 Menschen. Unter den Lebenden aber wurden alle Bande der Sittlichkeit gelöst, die krasseste Selbstsucht trat überall grauenhaft hervor.

In vielen Gegenden wandte sich der Fanatismus und der Aberglaube gegen die Juden, denen man Schuld gab, die Brunnen vergiftet zu haben. Aber noch schlimmere Beweggründe waren im Spiel; gereizt durch den Wucher und die Reichtümer der Juden, trachtete man, sich in den Besitz ihrer Schätze zu setzen und namentlich die Schuldbücher zu vernichten. Daher ging es am grausamsten in den großen Städten zu, in denen eine zahlreiche, verschuldete Menge lebte; so in den rheinischen Städten und in Straßburg. Einen entsetzlichen Massenmord, der sich auf dem dortigen Judenkirchhof vollzog, sah der 14. Februar 1349. Dann wurden alle Schuld- und Pfandbriefe, die sie besaßen, den Schuldnern wiedergegeben, das bare Geld nahm der Rat und verteilte es unter die Handwerker. Der Chronist setzt hinzu: „Das Geld war auch die Sache, davon die Juden getötet wurden: wären sie arm gewesen und wären die Landesherren ihnen nichts schuldig gewesen, so wären sie nicht gebrannt worden."

Gleichzeitig aber entstand unter denjenigen, welche in der Pest eine Strafe des Himmels für die Sündhaftigkeit der Welt zu erkennen vermeinten, eine asketische, schließlich fanatisch-religiöse Bewegung, die Fahrt der Geißler oder Flagellanten. Durch die deutschen Lande zogen Scharen von Büßenden und wollten durch freiwillige Marter den erzürnten Himmel versöhnen. Hinter kostbaren Fahnen von Samt und Seide zogen sie einher, zu zweien geordnet, auf dem Haupte Hüte mit roten Kreuzen. Mit dem Gesange:

„Nun ist die Bittefahrt so hehr,
Christ reit' selber nach Jerusalem,
Er führt ein Kreuz in seiner Hand,
Nun helf' uns der Heiland,"

wallten sie dahin; wohin sie kamen, wurden alle Glocken geläutet, in den Kirchen sangen sie knieend den Spruch:

„Jesus ward gelabet mit gallen,
Drum sollen wir alle an ein Kreuze fallen,"

und warfen sich kreuzweis auf den Boden. Dann hub ihr Vorsänger an:

„Nun hebet auf all' eure Hände,
Daß Gott dies große Sterben wende,
Nun hebet auf eure Arme,
Daß Gott sich über uns erbarme."

Wenn sie sich geißeln wollten, zogen sie auf ein freies Feld, bedeckten den Unterkörper mit einem leinenen Gewande, bekannten ihre Hauptsünden dem Geißelmeister und geißelten sich mit Riemen, an deren Enden mit Nadelspitzen versehene Kugeln befestigt waren. Das Volk aber, welches diesen Scenen beiwohnte, weinte in stiller Andacht.

Dabei gehörten diese Geißler keineswegs den untersten Volksschichten an, denn die Brüder mußten sich alle mit Zehrgeld auf 33½ Tag versehen. So lange sollte die Geißelfahrt ursprünglich nur dauern, aber die Bewegung erstreckte sich auf ein halbes Jahr und mußte, als sie im Verlauf zu allerlei Ausschreitungen führte, namentlich durch die Stadtobrigkeiten unterdrückt werden. Auch die Geistlichkeit sah die Geißelfahrt, die ohne ihr Zuthun entstanden war, nicht gern; sie wollte an den Brief nicht glauben, der vom Himmel gefallen sei und diese Art der Buße empfohlen habe; aber wenn die Priester unwillig fragten, wer denn den Brief gesiegelt habe, empfingen sie die Antwort, derselbe, der auch die Evangelien gesiegelt hätte. Endlich (Oktober 1349) verbot der Papst die Geißelfahrten, und die Städte schlossen den Flagellanten die Thore.

Bald hatte Karl seinem Gegenkönig die Hauptstützen geraubt. Seit kurzem Witwer, führte er im März 1349 zu Bacharach die Tochter des Pfalzgrafen Rudolf heim, welcher dem königlichen Schwiegersohn nicht nur seine Hilfe verhieß, sondern sogar die Oberpfalz verschrieb, wenn er selbst etwa ohne männliche Nachkommenschaft stürbe. Ludwig von Brandenburg aber ließ sich gewinnen, indem ihm Karl den friedlichen Besitz der Mark zusagte und versprach, die Anerkennung seiner Ehe mit Margarete und die Aufhebung des Kirchenbannes in Rom zu erwirken. (1349)

So ward der biedere Günther preisgegeben. Er lag vor der Stadt Eltweil (Eltville) im Erzstift Mainz und erwartete die Hilfstruppen des Markgrafen: statt dessen brachte Ludwig die Aufforderung, auf die Krone zu verzichten. Was blieb ihm übrig, als dem Wunsche des Treulosen zu willfahren? Für 20000 Mark Silbers war er zur Thronentsagung bereit. Aber ehe der Vertrag ausgeführt wurde, hatte Günther des Lebens Ende erreicht; am 14. Juni 1349 erlag er einer schleichenden Krankheit, welche die Zeitgenossen auf eine Vergiftung zurückführten. (1349)

„Drei Monate nach seiner Erwählung," so erzählt der Chronist, „kam König Günther wieder nach Frankfurt, da fing er an zu siechen. Da sprach ein weiser Arzt, er wolle ihm einen Trank machen, daß er genese. Da der Arzt den Trank bereitet und vor König Günther kam, sprach dieser: Meister, ist der Trank gut, so trinket vor, dann will ich nachtrinken. Der Arzt mußte trinken, und der König trank danach. Aber zur Stunde ward der Arzt bleich und starb am dritten Tage, König Günther aber schwoll und ward ein kranker Mann." — Zwar wird auch der Name des Arztes — Freidank — überliefert, aber jene Geschichte mit Grund angezweifelt.

Jedenfalls erfolgte der Tod in einem für Karl günstigen Moment; mit leichtem Herzen durfte er der Leiche des Gegners folgen, die mit königlichem Pompe zu Frankfurt in der Bartholomäuskirche beigesetzt wurde.

Natürlich ließ er nun auch den falschen Waldemar fallen, mit dem er das wittelsbachische Haus hatte schrecken wollen. Er bediente sich des Königs Waldemar von Dänemark, um seinen frühern Schützling für einen Betrüger erklären zu lassen. Nachdem dies im Februar 1350 in Bautzen geschehen war, fällte Karl auf einem Fürstengericht zu Nürnberg den Spruch, daß Markgraf (1350)



Grabmal Günthers von Schwarzburg im Dom zu Frankfurt a. M.

Das Denkmal ist ganz bemalt und vergoldet; auf den Spruchbändern, von den Figuren in den Zwickeln gehalten, stehen die Verse:

„Falsch undrowe schande czymt,
Des stede drowe schaden nymt.
Undrowe nam gewinnes hort,
Undrowe falsch mit giftes wort."

Neuhochdeutsch: „Falschheit, Untreue, Schande im Schwange sind,
Wodurch die stete Treue Schaden nimmt,
Untreue nahm Gewinnes Hort, —
Untreue, Falschheit mit giftigem Wort."

Ludwig mit Unrecht aus seiner Herrschaft getrieben sei, und erließ an die märkischen Stände das Gebot, unverzüglich zum Gehorsam gegen das bayrische Haus zurückzukehren.

Aber die Märker waren von ihrem Irrtum schwer zu überzeugen; sie liebten wie erwähnt, die bayrische Herrschaft zu wenig, als daß sie den Glauben an die Rückkehr des gepriesenen Askaniers so leicht aufgegeben hätten. Bei fünfzehn Städten fruchteten selbst die Drohungen des Königs längere Zeit hindurch nicht, sie ergaben sich erst in ihr Schicksal, als der falsche Waldemar sie ihrer Pflicht entließ. Die anhaltischen Fürsten waren die einzigen, welche an Waldemar bis zu seinem Tode (1355) festhielten: haben sie auch einen Betrüger in ihrer Fürstengruft beigesetzt, so verdient ihre Treue und Konsequenz dennoch Anerkennung in einer Zeit, die sich nur zu sehr von den Interessen des Augenblicks und den Eingebungen der Selbstsucht beherrschen ließ.

Von den ersten Regierungsjahren Karls ist wenig zu berichten. Den größeren Teil seiner Zeit und Kraft verwendete er auf Böhmen; kam er einmal in das Reich, so machte er nicht unrühmliche Versuche, Zerwürfnisse zu beseitigen und den Landfrieden zu befördern.

Der Wunsch, seine Stellung in Deutschland völlig zu sichern, hielt ihn für das erste auch ab, einen Römerzug zu unternehmen. An Aufforderungen dazu fehlte es nicht. Wie zu den Zeiten Heinrichs VII. eine zahlreiche Partei, deren Herold der große Dante war, sich nach der Ankunft des Königs sehnte, so lebte derselbe Wunsch, dieselbe Begeisterung für das Kaisertum in den Herzen vieler Italiener, zu deren Wortführer sich der als Dichter und Gelehrter gleich ausgezeichnete, im Jahre 1341 auf dem Kapitol als Dichter gekrönte Petrarca machte.

„Nie hat Italien," schrieb er an Karl schon im Jahr 1350, „nach der Ankunft eines fremden Fürsten so sehr geseufzt: Ihr seid seine einzige Hoffnung, es fürchtet Euer Joch nicht." Er führte Rom, eine blasse trauernde Matrone, klagend vor, er ließ Heinrich VII. dem Könige zurufen: „Mein geliebter und teurer Sohn, weil du lebst, bin ich noch nicht ganz gestorben; noch ist Hoffnung und Hilfe da. Siehe Roma in Thränen, setze es in seinen ewigen Glanz, vollende einen Entwurf, an dessen Ausführung mich der Tod verhinderte. Geh schleunigst über die Alpen, Rom erwartet seinen Bräutigam, Italien seinen Retter."

Aber diese begeisterten Mahnungen blieben vorläufig ohne Erfolg, weil der praktische und berechnende Karl voraussah, daß die Thaten der Ghibellinen ihren Worten wenig entsprechen würden. Gerade das Schicksal Heinrichs VII. mahnte zur Vorsicht.

In Rom selbst hatte in dieser Zeit der Enthusiasmus für die Größe der ewigen Stadt, der wiedererwachte Glaube an ihren weltgeschichtlichen Beruf höchst merkwürdige Folgen gehabt.

Ein Mann von niederer Herkunft, Niccola Gabriano di Lorenzo, nachmals bekannter als Cola di Rienzi, gelehrt, voller Einbildungskraft und mit bezaubernder Beredsamkeit begabt, ein Freund des Petrarca und begünstigt vom Papste Clemens VI., hatte sich mit Bewilligung des römischen Stadtvolkes am Himmelfahrtstage des Jahres 1347 zum Beherrscher Roms emporgeschwungen. So trefflich seine ersten Regierungshandlungen waren, die er unter dem Namen eines Tribunen vollzog, gefährdete er bald seine Stellung durch wachsenden Hochmut. Entscheidend aber war, daß er die mächtigen römischen Adelsfamilien, welche bis zu seiner Erhebung die erste Rolle gespielt hatten, nicht auf

die Dauer niederhalten konnte. Nach siebenmonatlicher Regierung mußte er Rom verlassen, suchte nach gefahrvoller Flucht den König Karl auf, wurde von diesem an den Papst ausgeliefert, erst in Avignon gefangen gesetzt, von Clemens' Nachfolger Innocenz VI. aber in Freiheit gesetzt. Im Jahr 1354 zog er noch einmal in Rom ein, aber nur, um den Wankelmut seiner Mitbürger noch einmal zu erproben; am 8. September fand er einen gewaltsamen Tod.

Inzwischen war in Oberitalien eine wichtige Veränderung vorgegangen; Johann Visconti, Erzbischof und Herr von Mailand, hatte nachgerade eine solche Macht erworben, daß nicht allein die kleineren Fürsten Oberitaliens für ihre Selbständigkeit fürchteten, sondern auch die Republik Venedig in die größte Sorge geriet. Die Bedrohten schlossen einen Bund und forderten Karl IV. auf, sich ihnen beizugesellen; für seinen Beistand boten sie dem König erhebliche Hilfsgelder. Karl, der im Jahr 1353 zum zweitenmal für Petrarcas 1353 sehnsuchtsvolle Ermahnungen kein Ohr gehabt hatte, sah ein, daß ihm das neue Anerbieten diejenigen Garantien bot, ohne welche er einen italienischen Zug nicht wagen wollte, und versprach, mit einer Armee in Italien zu erscheinen. Die Aufforderung war ihm sogar nicht unerwünscht, denn sie gab ihm Gelegenheit, ein Unternehmen abzubrechen, welches einen für ihn recht schimpflichen Ausgang zu nehmen drohte.

Er hatte gegen die Stadt Zürich, welche nebst ihren Bundesgenossen sich der österreichischen Herrschaft entzog, um sich der Eidgenossenschaft anzuschließen, dem Herzoge Albrecht von Österreich Hilfe geleistet, das Reich aufgeboten und persönlich an der Belagerung der Stadt teilgenommen. Das große Heer des Herzogs und des Königs richtete aber nichts aus und mußte voraussichtlich unverrichteter Dinge abziehen. Jetzt konnte Karl die Belagerung, unbeschadet seiner Ehre, aufheben: er sandte den Zürichern den Befehl, sich am 20. August des nächsten Jahres vor seinem Richterstuhl zu Regensburg einzufinden, und zog (Mitte September 1354) mit seinen Völkern ab. Mit einem Gefolge von 1354 nur 300 Rittern brach er Ende September von Nürnberg auf, zog über Regensburg und Salzburg weiter und überschritt die Alpen. Von Udine aus schickte er eine Gesandtschaft an den Papst, zeigte ihm sein Vorhaben an und bat ihn, einen Kardinal mit seiner Krönung zu beauftragen.

Als er in Mantua ankam, wo er dem hochbeglückten Petrarca eine lange Audienz gewährte, fand er die italienischen Verhältnisse wesentlich verändert, denn der Mailänder Tyrann war inzwischen gestorben. Jedoch seine Nachfolger mußten auf Erlangung eines Rechtstitels bedacht sein und daher auch zugeben, daß sich Karl am 6. Januar 1355 zu Mailand die lombardische Krone auf das Haupt setzen ließ.

In den letzten Tagen des Jahres 1354 war auch die päpstliche Genehmigung zu Karls Römerzug eingetroffen. Der Papst entschuldigte sich, daß er wichtigerer Geschäfte halber die Krönung und Salbung nicht persönlich vollziehen könne, und versprach, sich durch Kardinäle vertreten zu lassen.

Am 18. Januar 1355 zog Karl in Pisa ein, wo die aus dem reichen 1355 Kaufmannsstande bestehende guelfische Partei, an ihrer Spitze Andrea Gam-

bacorta, und der aus dem Adel und dem niederen Bürgertum gebildete ghibellinische Anhang einander bekämpften. Diese Spaltung benutzte Karl so geschickt, daß ihm bedeutender Einfluß auf die Neubesetzung der Stadtämter zugestanden wurde. In Florenz war man lange unschlüssig, welche Haltung man beobachten sollte, als aber Siena sich dem Könige anschloß und Karls Heer täglich wuchs, schlossen die Florentiner mit ihm einen für beide Teile gleich vorteilhaften Vertrag. Karl erließ eine vollständige Amnestie für alle seit dem Tode Heinrichs VII. Verbannten und ernannte die jeweiligen Prioren der Zünfte und den „Bannerherrn der Gerechtigkeit“ zu seinen Generalvikaren für Stadt und Stadtgebiet. Aber wenn schon das als eine gewisse Anerkennung des Zusammenhangs mit dem Reiche gelten konnte, so lag eine solche entschieden darin, daß Florenz sich zur Zahlung einer Steuer von 4000 Goldgulden jährlich und einer Nachzahlung von 100000 Goldgulden verpflichtete. 1355 Mit einem solchen Erfolge konnte Karl wohl zufrieden sein; am 22. März brach er nebst seiner Gemahlin zur Kaiserkrönung nach Rom auf. In Siena erregte seine Ankunft einen Aufstand: Volk und Adel, die auch hier die ghibellinische Sache vertraten, stürzten den aus der reichen Bürgerschaft erwählten Rat und setzten sich in den Besitz des Stadtregimentes.

In Begleitung des Kardinalbischofs Peter von Ostia erreichte Karl am 2. April Rom, vor dessen Thoren er mit seinem Heere vertragsmäßig Halt machen mußte. Im strengen Inkognito, in „Pilgrims Weise“, besuchte er die heiligen Stätten, am 5. April fand die Krönung des Kaiserpaares in herkömmlicher Weise statt. An 15000 Ritter und berittene Knechte zählte man in Karls Gefolge. 1500 Personen wurde die Ehre des Ritterschlages zu teil. Nach einem feierlichen Triumphzuge durch die Stadt verließ Karl noch an demselben Tage, wie er einst gelobt, das ewige Rom; für seine Zwecke genügte auch der Pomp eines einzigen Tages.

Auch er erfuhr auf dem Rückweg, wie schnell in Italien Stimmungen und Parteistellungen wechseln: in Pisa erhob sich ein Aufstand, welcher drei Mitgliedern der mächtigen Gambacorta das Leben kostete. Fluchtähnlich war sein Rückzug, aber dennoch muß man zugestehen, daß seit langer Zeit kein deutscher König in Italien in gleich ausgedehntem Maße Herrscherrechte ausgeübt hatte.

Nachdem Karl auf diese Weise mühelos die kaiserliche Krone erworben, um welche in früheren Zeiten in Italien so viel edles deutsches Blut geflossen war, machte er sich an die wichtige Aufgabe, Deutschland zu einer festeren Gestaltung zu bringen, vor allem auch der päpstlichen Einmischung in deutsche Königswahlen einen Damm entgegenzusetzen. Auf einem Reichstage in Nürnberg wurden in einer glänzenden Versammlung der Stände des Reiches die Beratungen begonnen, in Metz gelangten sie zum Abschluß, und dort wurde 1356 am 23. Dezember 1356 das erste deutsche Reichsverfassungsgesetz verkündigt, welches von der dem Dokument angefügten goldenen Siegelkapsel den Namen der „Goldenen Bulle“ erhalten hat.



Kaiser Karl IV. beim Krönungsmahle, bedient vom Erztruchseß (Pfalzgraf vom Rhein), assistiert von der Geistlichkeit.

Aus den Miniaturen der Prachthandschrift der Goldenen Bulle, früher auf Schloß Ambras in Tirol, jetzt in der k. k. Hofbibliothek zu Wien. Kopiert von S. 40 des Originals, dessen prachtvolle, gleichzeitige Malereien die Bestimmungen der Goldenen Bulle an den Personen Karls IV. und Wenzels illustrieren.



Zweiseitiges goldenes Siegel Karls IV. von der „Goldenen Bulle." „Bulle" ursprünglich Bezeichnung des Siegels, übertragen auf die Urkunde, an der es hängt. Städtisches Archiv zu Frankfurt a. M.

Vorderseite: Der Kaiser auf dem Thron, zu beiden Seiten die Wappen des Römischen Reichs und des Königreichs Böhmen. Umschrift: Karolus quartus divina favente clementia (durch die Gnade der göttlichen Milde) Romanor(um) imperator semp(er) augustus et Boemie rex.

Rückseite: Phantastische Architektur mit Inschrift: Aurea Roma. Umschrift:
Roma caput mundi — regit orbis frena rotundi.
(Rom, das Haupt der ganzen Welt — des Erdenrundes Zügel hält.)

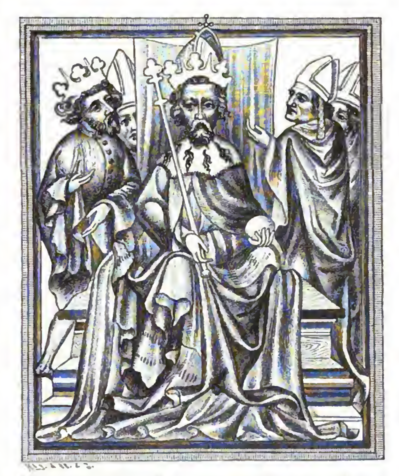
In diesem Gesetze ordnete Karl vor allem die Wahl des deutschen Königs. Sie ward endgültig sieben Wählern übertragen, den Erzbischöfen von Mainz, Trier und Köln, dem Könige von Böhmen, dem Pfalzgrafen am Rhein, dem Herzog von Sachsen-Wittenberg und dem Markgrafen von Brandenburg. Stimmenmehrheit sollte entscheiden. Damit erreichte die bereits bestehende Institution der Kurfürsten ihren Abschluß. Die drei geistlichen Kurfürsten galten als Erzkanzler für Deutschland, Burgund und Italien. Den weltlichen standen die Erzämter des Reiches zu. Der Böhmenkönig war Erzschenk, der Pfalzgraf Erztruchseß, der Sachsenherzog Erzmarschall, der Markgraf Erzkämmerer des Reiches. Durch große Zugeständnisse wurden sie über den Kreis der andern Fürsten emporgehoben, damit sie in Zukunft dem Könige bei der Regierung zur Seite stehen könnten.

Die Kurfürsten erhielten in ihren Gebieten alle diejenigen Rechte, welche ehedem als Regalien, als königliche Vorrechte betrachtet wurden, wie das Münzrecht, die Befugnis, Bergwerke anzulegen, den Judenschutz.

Von ihrem Richterspruch sollte nur in Fällen der Rechtsverweigerung an den Kaiser appelliert werden dürfen (ius de non evocando sive appellando). Besonders segensreich aber konnte sich die Bestimmung erweisen, daß die Kurfürstentümer ungeteilt auf den Erstgebornen vererben mußten; so ward heilloser Zersplitterung und damit der Schwächung der edelsten Glieder des Reiches ein Ziel gesetzt, freilich auch die kurfürstliche Landeshoheit feierlich sanktioniert.

Zum Ort der Wahl wurde Frankfurt bestimmt, der Kurfürst von Mainz hatte als Erzkanzler die Wahlschreiben zu erlassen, zur Krönungsstadt ward Aachen auserlesen. Des Papstes und seines vermeintlichen Bestätigungsrechts ward nicht erwähnt; indem das Reichsvikariat an Pfalz und Sachsen übertragen wurde, beseitigte man den Anspruch der Päpste, bei Erledigung des Thrones auch die höchste weltliche Macht ausüben zu wollen. Die Kaiserkrönung übergeht die goldene Bulle mit Stillschweigen: sie bezeichnete, wie seit alters herkömmlich, den König einfach als „imperator futurus," als den zukünftigen Kaiser.

Bemerkenswert sind die Bestimmungen der Goldenen Bulle, welche die Städte betreffen. Kaiser Ludwig hatte ihnen im wohlverstandenen eignen Interesse seine Gunst zugewandt, Karl aber verbot ihnen alle Einungen und Bündnisse, welche nicht den Schutz des Landfriedens bezweckten. Auch das Verbot, Pfahlbürger aufzunehmen, war gegen die Städte gerichtet. Den Bürgerschaften bewies er Wohlwollen, aber im ganzen betrachtete er die Städte nur als eine ergiebige Finanzquelle, die für den König fließen mußte.



Miniature aus der Goldenen Bulle Karls IV., ausgemalte Prachthandschrift auf Pergament, früher auf Schloß Ambras in Tirol, jetzt in der k. k. Hofbibliothek zu Wien, gemalt unter Wenzel von deutschen Künstlern in Prag: Kaiser Karl im Kaiserornat mit seinem Sohne König Wenzel und Bischöfen. Die Handschrift der Goldenen Bulle ist eine der schönsten, ihre Miniaturen sind von großem Interesse für die Zeit Karls IV. und Wenzels.

Das Verbot der Städteeinungen hatte namentlich den Zweck, den Landfrieden zu sichern, denn das Bündniswesen, welches seit dem Interregnum üppig emporgewuchert war, ward mehr und mehr ein Krebsschaden am Körper des Reiches. Die Einungen, welche ursprünglich dem Frieden dienen sollten, dienten ebenso oft der Selbsthilfe und dem Friedensbruch.

Allein das Verbot der Städtebündnisse konnte den Landfrieden auch nicht herbeiführen, denn noch immer galt die Fehde als Mittel, das Recht zu erzwingen, wenn es sich auf anderm Wege nicht erreichen ließ. Diese Anschauung wurde durch die Goldene Bulle sogar gewissermaßen sanktioniert, da sie bestimmte, daß jeder Fehde eine dreitägige Kündigung vorhergehen müsse.

Der Erlaß der goldenen Bulle kann als das erste und letzte Werk bezeichnet werden, das Karl für das Reich geschaffen hat; bis zum Schluß seiner Regierung ist wenig Rühmliches von seiner Thätigkeit im Reich zu berichten, wiewohl man nicht geradezu behaupten kann, er habe sich um Deutschland nicht gekümmert. Das Gegenteil bewies er im Jahre 1360, wo er für die Aufrechthaltung des Landfriedens persönlich eintrat. Es war eine höchst unglückliche Wahl gewesen, als Karl im Jahre 1349 den Grafen Eberhard von Württemberg zum Landvogt in Schwaben gemacht hatte, denn dies aufstrebende Geschlecht war wenig geeignet, die Interessen all der kleineren und größeren schwäbischen Gemeinwesen zu schützen.

1360

Die Klagen der Städte über Eberhard und seinen Bruder Ulrich nahmen kein Ende; denn gestützt auf ihre Freunde, namentlich auch den Herzog Rudolf von Österreich, erlaubten sich diese fortgesetzte Vergewaltigungen. Vom Kaiser nach Nürnberg vorgeladen, erklärten sie trotzig die gegen sie vorgebrachten Beschwerden für ungerecht: da blieb nur übrig, die widerstrebenden Vasallen durch Waffengewalt zum Gehorsam zu bringen. Im August 1360 zog Karl gegen sie aus; nach einem für ihn günstigen Gefechte bei Schorndorf mußten die Grafen um Gnade bitten. Sie kamen mit mäßiger Strafe davon; die Hauptsache war, daß sie die Entscheidung ihrer Streitigkeiten dem neuen Landvogt, Pfalzgrafen Ruprecht, überlassen mußten.

Karls Bemühungen, seine Hausmacht zu vermehren, waren ernstlicher als seine Anstrengungen für das Reich und auch von Erfolgen gekrönt. Eine 1363 recht bequeme Erwerbung machte er im Jahre 1363. Er näherte sich den bayrischen Fürsten, sowie sich ihm die Aussicht bot, einen in diesem Hause ausgebrochenen Zwist auszunützen. Ludwig der Römer und Otto der Faule, denen Ludwig der Ältere 1351 die Mark überlassen hatte, vergaßen die alte Feindschaft mit den Luxemburgern über dem Haß gegen ihren Bruder Stephan; für die Verlobung Ottos mit einer kaiserlichen Prinzessin schlossen sie zu Nürnberg mit Karl einen Erbschaftsvertrag, kraft dessen das Land beim Aussterben der bayrischen Markgrafen an das Haus Luxemburg fallen sollte; schon jetzt durften sich Karl und Wenzel den Titel eines „Markgrafen von Brandenburg und der Lausitz“ beilegen, und Karl beeilte sich, noch in demselben Jahre die Erbhuldigung entgegenzunehmen. Die Niederlausitz, welche an die Markgrafen von Meißen verpfändet war, brachte der Kaiser schon im nächsten Jahre durch Erlegung der Pfandsumme unmittelbar in seinen Besitz.

Nebenher war Karl unablässig bemüht, mit den reichen Geldmitteln, die ihm, dem vortrefflichen Finanzmann, stets zu Gebote standen, seinen Besitz im kleinen, wo es immer sein mochte, in allen Teilen Deutschlands zu mehren, Burgen und Städte, Grafschaften und Herrschaften zu erwerben. Hat er es doch z. B. schließlich soweit gebracht, daß er von Prag durch rein böhmisch-luxemburgisches Gebiet nach Nürnberg, seiner Lieblingsstadt im Reiche, gelangen konnte! Und kaum hatte er nach Norden die Erwerbung des wichtigen Brandenburg vorbereitet, so wandte er seinen Blick nach Osten, wo er nach der Mattsetzung der Wittelsbacher eigentlich nur noch die Rivalität des Hauses Habsburg zu besorgen hatte. Auch hier gelang es der klugen Politik des Königs, 1364 durch einen am 10. Februar 1364 zu Brünn abgeschlossenen Erbverbrüderungsvertrag von der Art, wie sie in jener Zeit fürstlicher Erwerbsgier so beliebt waren, seinem Hause eine weitere große Aussicht zu eröffnen; der allzeit unzuverlässige Schwiegersohn des Königs, Herzog Rudolf IV. von Österreich, wurde für seine Zustimmung bald darauf dadurch belohnt, daß er nach dem Tode der Margarete Maultasch (1369) mit Tirol belehnt ward. Brachte somit die Freundschaft mit dem Kaiser zunächst den Habsburgern Vorteile, so schien doch gerade damals nach menschlicher Berechnung der gesamte habsburgische Besitz dereinst den Luxemburgern zufallen zu müssen; es ist freilich

anders gekommen: eben auf Grund dieser Erbverbrüderung sind vielmehr die Habsburger in den Besitz des ausgestorbenen Hauses Luxemburg gelangt (siehe unten).

Wie so Karl im Interesse seines Hauses, mit welchem bisweilen ja auch das des Reiches zusammenfiel, unermüdlich thätig war, so ist es begreiflich, daß dieser nüchterne Politiker wenig geneigt war, einer hohen Idee zuliebe sich auf aussichtslose Unternehmungen über die Grenzen des Reiches hinaus einzulassen.

Das bewies er, als ihn Papst Urban V. um diese Zeit (1363) aufforderte, einen Kreuzzug zur Eroberung Jerusalems zu machen. Der Kaiser — und wer möchte ihn in diesem Falle tadeln? — lehnte dies Ansinnen gelassen ab, indem er bemerkte, daß die früheren Kreuzzüge kein dauerndes Resultat hinterlassen hätten und die gegenwärtige politische Situation keinen Erfolg verbürge. Er tröstete seine Umgebung, die sich für den Plan erwärmt haben mochte, mit der Versicherung, Gott werde zu seiner Zeit die heiligen Stätten gewiß den Händen der Ungläubigen entreißen. Auch Papst Urban selbst konnte den Kaiser nicht umstimmen, als ihm derselbe im Frühling des Jahres 1365 einen Besuch in Avignon abstattete. Wichtige Verhandlungen hatten ihn dahin gerufen. Urban V. wünschte nach Rom zurückzukehren, was auch höchlichst im Interesse des Reiches war. Für jetzt begnügten sich die Häupter der Christenheit mit den ersten Vorbesprechungen. 1365

Karl benutzte die Gelegenheit, die Ansprüche des Reiches auf die niederburgundischen Lande äußerlich zu bekunden; am 18. Juni ließ er sich in Arles unter großen Feierlichkeiten mit der Krone des arelatischen Reiches schmücken. Dann aber waltete er in anerkennenswerter Weise seines kaiserlichen Amtes, indem er die Westgrenze des Reiches von der schweren Landplage der sogenannten „Engländer“ befreite.

Es waren dies Bretonen, zuchtlose Banden, die ursprünglich in dem französisch-englischen Kriege als Söldner gedient hatten, nun aber, abgedankt, unter dem sogenannten „Erzpriester“ Arnaldus von Servola in diesen Gegenden ein entsetzliches Räuberleben führten. Karl soll den Gedanken angeregt haben, dieselben gegen die Türken zu entsenden. um sie auf bequeme Art los zu werden; jedenfalls gegen seine Absicht rückte die „große Gesellschaft,“ wie sie sich nannte, in den Elsaß ein und bedrohte Straßburg. Karl, der sich daselbst ohne Truppen befand, begab sich nach dem festen Selz, brachte ein zahlreiches Heer zusammen und jagte sie aus dem Lande.

Im nächsten Jahr (1366) gedachte der Kaiser den mit Urban gepflogenen Verhandlungen Folge zu geben und berief zu diesem Zwecke einen Reichstag nach Frankfurt. Daß er wirklich beabsichtigte, dem Papste durch eine italienische Heerfahrt den Weg nach Rom zu bahnen, ergiebt sich daraus, daß er den Herzog Wenzel von Luxemburg zum Reichsvikar ernannte. 1366

Indessen brachte er sein Vorhaben erst im Jahre 1368 zur Ausführung, als ihn der Papst gegen Bernabo Visconti, den Herzog von Mailand und Tyrannen von Norditalien, zur Hilfe rief. Dieser Zug bereitete dem Kaiser fast noch weniger Schwierigkeiten, als seine erste Romfahrt; Visconti, durch die Größe des deutschen Heeres erschreckt, ließ sich zum Frieden bereit finden und mußte sich mit dem Papst und dem Kaiser verbinden. Überall Strafgelder einziehend, setzte Karl seinen Weg fort und erreichte am 17. Oktober Viterbo, 1368

wo ihn der bereits vorher nach Rom zurückgekehrte Papst erwartete. Der Kaiser rückte zuerst in Rom ein, um dem Papst eine feierliche Einholung zu bereiten, bei der Pforte der Engelsburg saß Karl ab und führte das weiße Pferd des Papstes am Zügel bis zur Peterskirche. Natürlich war die Freude des Klerus über die demütige Gesinnung Karls unermeßlich; selten hatte man zwischen den Häuptern der Christenheit solche Einigkeit gesehen. Nachdem auch Elisabeth, Karls vierte Gemahlin, die Krone empfangen hatte, verließ er Rom, hielt sich aber bis in das nächste Jahr in Italien auf, nicht ohne wiederum den Wankelmut der Italiener zu erfahren. Auch Visconti mußte erst noch einmal in die Acht gethan werden, ehe er seinen Verpflichtungen nachkam.

In das Reich zurückgekehrt, widmete sich Karl wieder seinen Erblanden, und zwar so angelegentlich, daß die deutschen Stände, unwillig über die Vernachlässigung des Reiches, ihn aufforderten, Wenzel mit der Sorge Böhmens zu betrauen und selbst nach Deutschland zu kommen. Der Kaiser wußte diesem Begehren auszuweichen, hielt es aber doch für geraten, im Jahr 1370 in Nürnberg einen Reichstag abzuhalten, der indes ohne Bedeutung ist.

Was aber Karls Hoffnung betraf, durch die Erwerbung Brandenburgs seine Hausmacht erheblich zu vermehren, so wurden all seine klugen Berechnungen noch einmal in Frage gestellt, als der von ihm schmählich betrogene Markgraf Otto nach dem Tode seines Bruders Ludwig (des Römers) die bezüglichen Verträge im April 1371 widerrief und Karl gegen das gesamte Haus Wittelsbach und das mit ihm verbündete Ungarn kämpfen zu müssen schien. Aber Karl wußte durch Abschluß eines Waffenstillstandes Zeit zu gewinnen, dann die Interessen der Gegner zu teilen und den Markgrafen zu dem Vertrage von Fürstenwalde zu nötigen (15. August 1373), in welchem Otto die Mark gegen eine freilich sehr bedeutende Geldsumme an den Kaiser und dessen Erben abtrat. Karl säumte nicht, Brandenburg der Krone Böhmen einzuverleiben, und die märkischen Stände hatten nichts dawider, in der Hoffnung, daß endlich Ruhe und Wohlstand in ihre schwer geplagte Heimat wieder einziehen werde.

1371

1373

In der That war Karl IV. von den besten Absichten für die Wohlfahrt seines neuen Besitztums erfüllt; von seinem Bestreben, zunächst eine geordnete Verwaltung des Landes herbeizuführen, zeugt namentlich das „Landbuch der Mark“, in dem alle Grundstücke mit ihren Erträgen verzeichnet standen. Gern residierte er in der Mark, namentlich zu Tangermünde, dessen prächtige Bauten (Rathaus) noch jetzt an jene Glanzzeit erinnern, und selbst päpstliche Legaten hat die märkische Landschaft damals in ihren Mauern beherbergt. Die Gesittung des rohen märkischen Adels lag dem Könige nicht weniger am Herzen, als die Hebung und Belebung des Handels und Verkehrs, der Schiffahrt auf Oder und Elbe. Um dem überragenden Einfluß des Dänenkönigs Waldemar zu begegnen und die alten Lehnshoheiten Brandenburgs an der Ostseeküste wieder zu betonen, unternahm Karl auch im Jahre 1375 eine Reise nach Lübeck und ward in der alten Hansestadt mit den größten Ehren empfangen.

1375

Doch noch weiter schweiften des Kaisers Pläne. Durch seine Vermählung mit Anna, der Nichte und Erbin des Herzogs Bolko von Schweidnitz und

Jauer, rundete er erst den böhmischen Besitz in Schlesien ab, und hatte er bis dahin auf Erwerbungen innerhalb der Reichsgrenzen, wie sie auch seine Vorgänger angestrebt hatten, sich beschränkt, so richtete er jetzt, durch seinen Hausbesitz unmittelbarer Nachbar von Ungarn und Polen geworden, seine begehrlichen Blicke auch auf diese Länder. Auch hier arbeiteten die Verhältnisse dem Kaiser in die Hände. Denn mochte der damals in beiden Reichen herrschende Ludwig aus dem Hause Anjou im Grunde seines Herzens auch dem Luxemburger feind sein: er sah sich doch mit Rücksicht auf die ihm immer näher rückende Osmanengefahr genötigt, Anlehnung an den deutschen Westen zu suchen. Und so gelang dem klug die Lage ausnützenden Kaiser im Jahre 1373 der Abschluß eines Vertrages, nach dem sein zweiter Sohn Siegmund, der spätere Kaiser, die ungarische Erbtochter Maria heiraten und nach Ludwigs Tode König von Polen und Ungarn werden sollte.

Ein gewaltiger Länderbesitz war so dem Hause Luxemburg gesichert, und nur die eine Sorge bewegte noch den alternden Kaiser, durch die Königswahl seines Sohnes Wenzel diesen Besitz, durch die Verknüpfung seiner Familie mit der deutschen Königswürde, ungeteilt und unantastbar zu erhalten. Gelang es ihm, sein thatenreiches Leben damit zu beschließen, daß er die Krone auf seinen Sohn vererbte, so konnte er dereinst ruhig sein Haupt auf das Totenbett legen. So wenig wirkliche Machtfülle das Königtum besaß, der Träger der Krone hatte doch nicht unbedeutende Vorteile vor andern Fürsten. Durch Erteilung von Privilegien, durch allerlei Begünstigungen, ohne eigne Opfer, konnte er sich hilfreiche Freunde erwerben: wenn man an diese die erledigten Reichslehen vergab, welche man nicht wohl behalten durfte, so schuf man eine zuverlässige, dem regierenden Hause gesippte Freundschaft. Aus den Reichsstädten vermochte man sich reichliche Einnahmen zu verschaffen, — gewiß die deutsche Krone war kein wertloses Gut, wenn man nur die Macht besaß, die Ansprüche durchzukämpfen, welche sie verlieh. Schwierig genug war es freilich für Karl, seinem 1361 gebornen Sohne Wenzel die Königskrone zu verschaffen. Denn eifersüchtig wachten seit dem Interregnum die deutschen Fürsten darüber, daß nicht der Sohn dem Vater nachfolgte; zudem hatte Karl IV. durch die Goldene Bulle völlige Wahlfreiheit festgesetzt. Aber noch eine andre Schwierigkeit bot gerade dieses Reichsgesetz. Denn die Goldene Bulle sprach nur von der Besetzung des thatsächlich erledigten Thrones; Karl IV. mußte aber bei Lebzeiten durchzusetzen suchen, was er wünschte. Sollte er deswegen die Krone niederlegen? Dies hätte die Besorgnisse der Kurfürsten schwerlich beschwichtigt. Wie aber, wenn er die Krone niederlegte und Wenzel nachher nicht gewählt wurde?

Wenn man von diesen Bedenken absieht, so war die Gelegenheit für Karl so günstig wie möglich. Auf die Kurfürsten konnte Karl, der die böhmische Stimme selbst führte, ziemlich unbedingt zählen. Von den geistlichen sagte ihm der Erzbischof Ludwig von Mainz bedingungslos zu, weil Karl ihn gegen seinen Mitbewerber Adolf von Nassau unterstützen mußte, Köln und Trier

unterstützen mußte, Köln und Trier wurden durch außerordentliche Zugeständnisse gewonnen. Als Karl IV. im Februar 1375 auch des Pfälzers Stimme erkauft hatte, war er des Erfolges sicher. Dennoch wartete er noch ein Jahr, weil Wenzel nach fränkischem Recht erst mit fünfzehn Jahren mündig wurde.

1375

Noch ein Hindernis war zu beseitigen. Zum erstenmale seit Erlaß der Goldenen Bulle sollte eine Königwahl vor sich gehen, zum erstenmale galt es, den Grundsatz zu behaupten, daß Wahl und Krönung des Königs Deutschlands Sache sei und der Papst nichts drein zu reden habe. Karls IV. eigne Wahl war seiner Zeit in vollster Abhängigkeit von Rom vollzogen worden; stand nun zu erwarten, daß die Kurie freiwillig auf ihr angemaßtes Recht verzichten werde? Karl IV. hielt seinen Plan vor dem Papst nicht mehr geheim; in Avignon war die Bestürzung groß, als man vernahm, daß Deutschland im Begriff stand, aus einem Wahlreich ein Erbreich zu werden; aber man mußte auf Karl Rücksichten nehmen, weil man selbst nicht mehr ganz sicher stand und gewichtige Stimmen die Zurückführung des Papstes nach Rom forderten. So beschloß man, auf Karls Wunsch einzugehen, aber so große Konzessionen zu verlangen, daß die Wahl Wenzels dem päpstlichen Stuhl keine Gefahren bringe und der päpstliche Einfluß auf die Königswahl trotz der Goldenen Bulle für immer gewahrt würde. Aber Karl verstand, durch die geschicktesten diplomatischen Züge und Winkelzüge das Vorhaben des Papstes zu vereiteln. Ohne daß er die Genehmigung des Papstes abgewartet hätte, dessen Forderungen er nur zum kleinsten Teil und nur scheinbar erfüllte, erreichte er sein Ziel. Am 10. Juni 1376 erfolgte zu **Frankfurt** in der Sakristei der Bartholomäuskirche die **Wahl Wenzels**, nach den Bestimmungen der Goldenen Bulle einstimmig und ohne Widerspruch. Karl versäumte nicht, die Wahl-



Karl IV. mit seinem Sohne König Wenzel.

Miniature von S. 53 der Prachthandschrift der Goldenen Bulle (vgl. Abb. auf S. 649), früher auf Schloß Ambras in Tirol, jetzt in der k. k. Hofbibliothek zu Wien. Nach dem Original kopiert. Zu dieser Darstellung steht von alter Hand geschrieben: „Imperator Karolus IV cum filio Wenzeslao rege Romanorum."

1376

fürsten glänzend zu belohnen; dann ward am 6. Juli in Aachen die Krönung Wenzels und seiner Gemahlin durch den Erzbischof von Mainz vollzogen.

Das große Ziel war erreicht, der Grundsatz der Goldenen Bulle siegreich behauptet, freilich in erster Linie im Interesse des Hauses Luxemburg. Obwohl nicht verborgen blieb, welcher Mittel sich Karl bedient hatte, „wie tapfer der Gulden mitlief", so scheint man dennoch im Reich die Wahl Wenzels mit Befriedigung vernommen zu haben.

Die süddeutschen Reichsstädte verfolgten indes des Kaisers Politik mit großer Sorge. Vor drei Jahren hatte er den größten Teil der Kosten für die Erwerbung der Mark von ihnen erpreßt; sie befürchteten jetzt in gleicher Weise herangezogen zu werden. Da Karl sich anschickte, Reichsstädte den Fürsten zu verpfänden, errichteten nunmehr, am 4. Juli 1376, vierzehn Städte einen Bund „gegen jedermann, der sie mit Schatzung, Verpfändung oder in andrer Weise bedrängen würde."

1376

Trotzig verweigerten sie dem Kaiser, der mit König Wenzel von Aachen nach Nürnberg gekommen war, die Huldigung, wenn ihnen nicht ihr Bund bestätigt würde. Der Kaiser lehnte es ab und beschloß, ihren Ungehorsam zu brechen. Mit gewaltiger Macht zog er vor Ulm, konnte die Stadt aber nicht einnehmen, und die große Unternehmung verlief kläglich im Sande. Karl, welcher sich danach sehnte, der Mark Brandenburg seine Pflege zuzuwenden, war zum Frieden bereit, ernannte Wenzel zum Reichsverweser und gab ihm unbedingte Vollmacht, mit den Städten Frieden zu schließen. Während der Verhandlungen, am 21. Mai 1377, erfochten diese ihren berühmten Sieg bei Reutlingen über Eberhards Sohn Ulrich.

1377

Es war das keine Schlacht nach unsern Begriffen, aber doch eine schwere Niederlage des Adels. Die Reutlinger hatten nämlich auf einem Streifzuge eine Menge Vieh aus den württembergischen Dörfern zusammen geraubt. Graf Ulrich setzte ihnen mit einer größern Schar nach, nahm ihnen die Beute ab und verfolgte sie bis an die Stadt. Hier saßen die Ritter von ihren Pferden ab, um zu Fuß den Sieg zu vervollständigen. Während aber vor den Stadtmauern scharmützelt wurde, bewaffneten sich die Bürger, drangen aus einer geheimen Pforte ins Freie und gelangten den Rittern in den Rücken. Dem Grafen Ulrich glückte es noch, sich auf seinen Hengst zu schwingen: er entrann schimpflich, während seine Getreuen fielen. Als die Vordersten sanken drei Grafen blutend nieder, einer von Schwarzburg, einer von Zollern und einer von Tübingen; außerdem wurden zweiundsiebzig Ritter und Edelknechte erschlagen.

Daher erzielten die Städte ein sehr günstiges Abkommen: obwohl sie nach den Festsetzungen der Goldenen Bulle zur Schließung ihres Bundes gar nicht berechtigt waren, so war Wenzel doch zufrieden, wenn die zuvor verweigerte Huldigung geleistet wurde; auf den Grafen Eberhard wurde keine Rücksicht genommen. Die Städte, durch Einigkeit siegreich, schritten nun, um sich gegen zukünftige Gefahren zu sichern, rüstig auf dem betretenen Wege weiter: „denn", sagten sie, „es hat sich gezeigt, daß die gemeinen Lande dadurch am besten geschirmt und das heilige Reich gestärkt und vermehrt wird, wenn wir einhellig, einander beiständig, zum Frieden beraten und beholfen sind."

Aber dem Schwabenlande gereichte diese Stärkung des Bürgertums einstweilen nicht zum Vorteil, denn nun begannen von neuem die Fehden der Städte mit den Herren, namentlich mit Graf Eberhard, dessen Residenz Stuttgart sogar beschossen wurde. Der Straßburger Chronist, Königshofen, entwirft ein überaus trauriges Bild von dem Krieg und seinen Folgen. „1500 Dörfer wurden verheert und verbrannt; die Württemberger hieben das Getreide mit den Schwertern nieder, pflügten Äcker und Wiesen um und säeten Senf in Furchen, schnitten die Reben ab und hieben die Fruchtbäume um.“

Kaiser Karl griff in diese Dinge zunächst nicht ein: er war ganz und gar mit seinen eignen Angelegenheiten beschäftigt. Während der Krieg in Schwaben wütete, weilte er in der Mark, meist in seinem Schlosse zu Tangermünde. Mit unermüdlicher Sorgfalt arbeitete er daran, dem verwahrlosten Lande Ordnung und Frieden wiederzugeben, die Gesittung der Insassen zu befördern, durch Bündnisse mit den norddeutschen Fürsten den Besitz zu sichern. Nachdem er in dieser Weise ein halbes Jahr lang für das zukünftige Gedeihen auch dieses Erblandes gesorgt, nötigten die allgemeinen politischen Verhältnisse den zweiundsechzigjährigen Fürsten, eine weite Reise — nach Frankreich — zu unternehmen. Er selbst freilich hielt seine eigentlichen Beweggründe geheim. Wie er öffentlich erklärte, wünschte er nur, zum heiligen Maurus zu wallfahrten, den französischen König, seinen Schwestersohn, wie dessen Familie vor seinem Tode noch einmal zu sehen und ihnen seinen Sohn Wenzel vorzustellen. Auch mag in ihm die Sehnsucht erwacht sein, Paris noch einmal zu besuchen, wo er seine Jugend verlebt hatte, aber das alles würde den Kaiser, der von der Gicht schlimm geplagt wurde, kaum zu einer so beschwerlichen Reise vermocht haben. Vielmehr forderte vor allem die Lage des Papsttums eine Verständigung mit dem französischen Herrscher, denn die Übersiedelung des päpstlichen Stuhles von Avignon nach Rom war erfolgt.

1377 Am 17. Januar 1377 war Papst Gregor in die ewige Stadt eingezogen, nun galt es, den Unwillen Frankreichs zu beschwichtigen und zu verhindern, daß der französische König wieder auf die Rückkehr des Papstes nach Avignon hinarbeitete. Doch soll nicht geleugnet werden, daß auch das Privatinteresse des Kaisers es wünschenswert machte, die freundschaftlichen Beziehungen zwischen dem Hause Luxemburg und dem französischen Königsgeschlecht zu befestigen.

Im Anfang November 1377 verließ Karl Tangermünde, traf in Aachen mit Wenzel zusammen und überschritt bei Cambray seines Reiches Grenze. Hier hielt er am 22. Dezember seinen feierlichen Einzug, und auch in den andern Städten, durch die er kam, wurde er ehrerbietig begrüßt, aber ängstlich wurde jede Gelegenheit vermieden, bei der Karl seine kaiserliche Würde hätte entfalten können. Denn es sollte nicht scheinen, als besitze der Kaiser in Frankreich Rechte, die eben nur dem Landesherrn zustanden; alle Welt sollte erkennen, daß hier nur ein Freund den gleichstehenden Freund besuche. Daher wurde ihm auch bei seinem Einzuge in Paris ein Rappe entgegengesandt, weil der Kaiser in die Städte seines Reiches auf einem weißen Pferde einzureiten pflegte, und mit peinlicher Genauigkeit wurde trotz aller Höflichkeit das Zeremoniell abgewogen, damit dem Kaiser ja nicht zu viel Ehre angethan werde. Jedoch war dem französischen König die Anwesenheit Karls wegen seines Streites mit England äußerst erwünscht. Nachdem die

Empfangsfeierlichkeiten vorüber waren, hielt der König im Louvre eine glänzende Versammlung seiner Großen und trug in beredter, zweistündiger Rede die Gründe vor, aus denen er den Engländern den Krieg erklärt habe. Er wies aus Urkunden das gute Recht Frankreichs nach, Kaiser Karl stimmte natürlich bei und versprach, die Sachlage auch in seinem Reiche bekannt zu machen. Später überreichte er dem König ein Verzeichnis aller seiner Verbündeten, Freunde und Unterthanen, auf die der König rechnen könne.



Begegnung Kaiser Karls IV. mit dem französischen Könige Karl V. zu Paris 1378. — Nach der Miniature in einer Handschrift über diese Zusammenkunft in der Bibliothek des Arsenals zu Paris.

1378

Wertvoller als diese Verheißungen war für den König, daß der Kaiser dem achtjährigen Kronprinzen das Reichsvikariat in dem Delphinat (Dauphiné) übertrug. So hart der Kaiser deswegen auch beurteilt worden ist, so muß doch hervorgehoben werden, daß er damit nur ein bereits bestehendes Verhältnis bestätigte; das Delphinat mußte doch über kurz oder lang an Frankreich fallen. Nachdem Karl noch seine Pilgerfahrt zum heiligen Maurus vollendet hatte, nahmen die Herrscher am 16. Januar 1378 in Vincennes von einander Abschied. Über Rheims kehrte der Kaiser nach Luxemburg zurück. Reiche Schmucksachen, die von den geschicktesten Pariser Künstlern gefertigt waren, brachte er heim, aber auch andre Geschenke, die mehr nach seinem Geschmack waren, Reliquien und kostbare Bücher, unter ihnen die Übersetzung des Titus Livius von Peter Bercheur, „ein wahrhaft königliches Buch."

In Heidelberg traf er Veranstaltungen zu einem Landfrieden für die oberrheinischen Gegenden, dann suchte er mit seinem Sohn sein geliebtes Böhmen auf. Da seine ursprüngliche kräftige Gesundheit seit Jahren zerrüttet war, trat ihm der Gedanke an das Grab näher und damit die Notwendigkeit, seine letztwilligen Verfügungen zu treffen. Von seinen drei Söhnen war Wenzel versorgt, die Zukunft der beiden andern konnte nur durch eine Teilung der

luxemburgischen Hausmacht sicher gestellt werden, deren Zusammenhang jedoch dadurch gewahrt werden sollte, daß Wenzel als Inhaber der Krone die Oberhoheit über seine Brüder erhielt. Siegmund, der schon bei Wenzels Wahl die Kurstimme von Brandenburg geführt hatte, erhielt die Mark; für Johann wurde ein besonderes Fürstentum Görlitz (die Lausitz) gegründet, die Markgrafschaft Mähren blieb seinen Neffen Jodokus (Jobst) und Prokopius, den Söhnen seines Bruders Johann Heinrich, als ein Erblehen der Krone Böhmen. Noch einmal widmete sich darauf der Kaiser den Reichsgeschäften: auf einem 1378 Reichstage zu Nürnberg (1378) wurde der Streit, den Eberhard von Württemberg mit den schwäbischen Städten ohne Erfolg weiter geführt hatte, beendigt: völlig zum Vorteil der Städte, deren Treue der alternde Kaiser seinem Sohne zu sichern wünschte.

Ende September nahm Karl von Nürnberg Abschied — es war für immer. Schwere Sorgen umdüsterten seine letzten Tage. Nachdem Papst Gregor XI. am 27. März gestorben, war im Laufe des Jahres eine Doppelwahl erfolgt, über die später zu berichten sein wird. Eine Kirchenspaltung stand bevor. Karl IV. mußte es seinen Söhnen überlassen, die Einigkeit her- 1378 zustellen; am 29. November raffte ihn in Prag, das er zu einem der vornehmsten Plätze Europas erhoben, ein schleichendes Fieber hinweg.

„Habe Deine Freunde lieb und sitze friedesam, und wenn Du etwas mit Güte erreichen kannst, so laß den Krieg. Erweise jedem Zucht und Ehre. Habe den Papst und die Pfaffheit lieb und die Deutschen zu Freunden, so magst Du desto besser in Frieden bleiben." Das war das Regierungsprogramm, welches er seinem Sohne eingeprägt hatte.

Werfen wir einen Blick zurück auf die Persönlichkeit Karls und auf sein Walten.

König Karl war an Bildung den zeitgenössischen Fürsten bei weitem überlegen, er sprach fünf Sprachen: seine litterarische Befähigung hat er in seiner Selbstbiographie dargethan; seinen künstlerischen Sinn durch den Dom zu Prag und das Schloß Karlstein, seinen wissenschaftlichen Eifer durch die Gründung der Universität Prag, der ersten deutschen Hochschule, bestätigt. Unermüdliches Wirken zeichnete ihn aus; körperliche Leiden achtete er gering. Seine Lebhaftigkeit gestattete so wenig den Händen, wie dem Geiste unbedingte Ruhe; in Mußestunden beschäftigte er sich mit Holzschnitzerei, selbst wenn er Vorträge hörte, pflegte er an Holzstäbchen herumzuschneiden.

Die Eigenart seiner Regierungskunst und seines Charakters hat ein neuerer Geschichtschreiber in folgenden Zügen vortrefflich beschrieben: „Karl IV. ist unter den deutschen Kaisern der vielgewandte Odysseus. Er wußte stets genau, was er wollte, und erreichte es meist, weil er nur mit den gegebenen Verhältnissen rechnete, nie das Unmögliche erzwingen wollte. Meisterhaft verstand er es, selbst die Feinde seinen Interessen dienstbar zu machen. Mit kluger List sie zu gewinnen, sie zu umgarnen, selbst zu täuschen, zog er einem offenen Kampfe bei weitem vor. Er vertraute dem Schwerte nicht, obwohl er es in der Jugend mit Ehren geführt hatte. Allerdings konnte es nicht fehlen, daß er durch trugvolles und listiges Wesen die Würde des Herrschertums nicht selten bloßstellte. Gern zeigte er öffentlich Frömmigkeit und kirchlichen Sinn, unermüdlich sammelte er Reliquien, spendete er zu frommen Stiftungen. Er führte gegen die Päpste die ergebenste Sprache, aber hoch über seiner Devotion stand ihm sein Interesse. Sparsam und haushälterisch

im täglichen Leben, scheute er große Opfer nicht, wo sie größere Vorteile erwarten ließen; schlicht und einfach, entfaltete er doch allen Pomp, wenn es galt, durch die Majestät seiner Erscheinung zu imponieren." Freilich bedurfte letztere, um Eindruck zu machen, kaiserlichen Prunkes; denn Karl selbst war nur mittelgroß, fein gebaut, früh schon kränklich, von gebückter Haltung und kahlem Vorderhaupt.

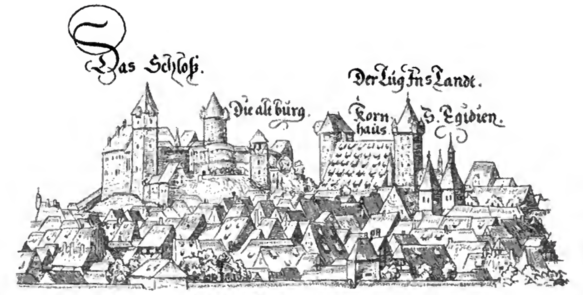
Karl IV. hat schon bald nach seinem Tode die härteste Verurteilung erfahren, und gedankenlos wird oft noch heute das geflügelte Wort Maximilians nachgesprochen, daß er der Erzvater Böhmens, aber ein Erzstiefvater des Reiches gewesen sei. Indes so wahr das erstere ist, so bleibt doch unbestreitbar das Verdienst bestehen, daß Karl, ein praktischer Staatsmann in einer selbstsüchtigen, an Idealen leeren Zeit, zuerst dem aus den Fugen gehenden Reiche eine feste Organisation gegeben hat, eine Organisation, die freilich keine bedeutsame Neuschöpfung, sondern lediglich eine Fixierung des geschichtlich Gewordenen war, immerhin aber die Möglichkeit bot, das Königtum vor fremden, zumal päpstlich-französischen Einflüssen sicher zu stellen. Die weitere Thätigkeit Karls hingegen ist durchaus bestimmt von seinem spezifisch-luxemburgischen Hausinteresse, dem er all' seine Regierungshandlungen, die Durchfechtung der Grundsätze der Goldenen Bulle päpstlichen Anmaßungen gegenüber nicht ausgeschlossen, durchaus dienstbar zu machen verstanden hat. In den inneren Verhältnissen des Reiches kräftig durchzugreifen, etwa gar die Lösung der schwerwiegenden sozialen Gegensätze von Fürstentum, Adel und Bürgertum anzubahnen, hat er nicht versucht, auch von vornherein schwerlich beabsichtigt; denn der ruhige, „friedesame" Besitz der Herrscherwürde und die möglichste Ausnutzung derselben zu eigenem Gewinst waren und blieben ihm die Hauptsache.



Goldmünze Karls IV.

Vorderseite: der Kaiser mit „Karolus Dei Gracia." | Rückseite: Der böhmische Löwe mit „Romanorum et Boemie rex"

Königl. Münzkabinett Berlin.



Die alte Burg in Nürnberg. Geburtsort Wenzels. Von der alten „Contrafactur der Löblichen Reychstat Nurenberg" von Lautensack.

4. Wenzel, 1378—1400.



König Wenzel in einem gotischen W. Miniature aus der „Wenzelsbibel", ausgemalte Pergamenthandschrift in vier Foliobänden, früher auf Schloß Ambras, jetzt in der k. k. Hofbibliothek zu Wien. Diese Prachthandschrift, unter Wenzel von deutschen Künstlern in Prag gemalt, zeigt ihn und seinen Vater im lateinischen Bibeltexte in den verschiedensten, teils zeremoniellen teils profanen Situationen. Wenzel besonders ist durch sämtliche vier Bände in zahlreichen Darstellungen, oft mit dem W verschlungen, in mystisch-erotische Beziehungen zu Badedienerinnen, Badegerätschaften (so hier zu Badeschaff und Badebüschel) und einem Eisvogel gebracht, Scenen, die in bald feinster bald roher Malerei sich immer wiederholen. Direkt nach dem schwer zugänglichen, für die Veranschaulichung der Zeit Wenzels äußerst wichtigen Originale kopiert.

enzel stammte aus Karls IV. dritter Ehe mit Anna von Schweidnitz-Jauer und war am 26. Februar 1361 in Nürnberg geboren. Dies Ereignis wurde von seinem Vater mit höchster Freude begrüßt; nach allen Seiten meldete er das Erscheinen eines „kräftigen und wohlgestaltenen Sprößlings." Mit größtem Pompe wurde die Taufe gefeiert; acht Tage lang dauerten die Turniere und Gelage.

Über seine Erziehung und den ersten Unterricht, den er empfing, wissen wir nichts Näheres: ohne Zweifel hatte Karl IV., der gelehrte Bildung so hoch schätzte, Sorge getragen, daß sie seinem Sohne zu teil würde. Der lateinischen Sprache war dieser ohne Zweifel mächtig, doch scheinen die Wissenschaften keinen besonderen Reiz für ihn gehabt zu haben. Er war von starkem Körper, sein Jugendbildnis zeigt feine, angenehme Züge.

Seine ganze Lebensgeschichte ist in auffälliger Weise mit Sagen und Legenden umkleidet, die bis auf den heutigen Tag gläubige Hörer gefunden haben. Zwar werden auch humoristische Züge erzählt, aus denen man ersieht, daß sein Gebaren der großen Volksmasse nicht widerwärtig war, aber im großen und ganzen ist die Überlieferung ihm ungünstig, als ein zweiter Nero erscheint er den Geschichtschreibern.

Schon bei dem Kinde soll sich gezeigt haben, was für ein Unhold aus ihm werden würde; ja, man wollte ihn nicht einmal für einen Sohn Karls IV. gelten lassen: Wenzel sollte untergeschoben, der Sohn eines Schusters sein. Und da sich das Volk eine schlechte Seele nur in einem häßlichen Körper denkt, sollte auch Wenzel so mißgestaltet gewesen sein, daß seine Geburt der Mutter das Leben kostete. Ewig im Rausch, habe er, so erzählt man, bald Narrheiten, bald Grausamkeiten verübt. In der Nacht sei er mit losen Buben umhergeschwärmt, habe in den Werkstätten der Bildhauer den Statuen die Köpfe abgeschlagen und andern Unfug getrieben.

Einen Koch, der den Braten nicht ordentlich bereitet, habe er zur Strafe selbst an den Spieß stecken lassen. Wochenlang sei er als wilder Jäger in den Wäldern umhergeschwärmt, seine ungeschlachten Rüden hätten jeden zerrissen, auf die er sie hetzte, seine erste Gemahlin sei ihrer Wut zum Opfer gefallen, als sie sich in der Nacht vom Lager erhoben. Nicht nur gegen Tiere, auch gegen Menschen, selbst gegen harmlose Mönche habe er sein Geschoß gerichtet, der Henker sei sein steter Begleiter gewesen. Zwar giebt die Tradition zu, daß Wenzel in dem Zustande der Ernüchterung wohl zuweilen versucht habe, die im Rausche begangenen Unbilden wieder gut zu machen, aber Schlaffheit und Trägheit werden ihm als unverbesserliche Fehler vorgeworfen; weder im Rausche noch nüchtern habe er sich viel um die Regierungsgeschäfte gekümmert.

Die Volkssage malt stets mit kräftigen Zügen, sie übertreibt in Liebe und Haß. Auch ihre Schilderung von Wenzel ist übertrieben, wiewohl sie die Elemente der Wahrheit enthält. Allerdings war dem König fröhlicher Lebensgenuß Bedürfnis, und die Jagd



Höfische Lustbarkeiten zur Zeit Wenzels: Eine Jagd im XIV. Jahrhundert. Gipsabguß einer Elfenbeinschnitzerei im Germanischen Museum zu Nürnberg. — Die an der Jagd teilnehmenden Damen führen Falken nach der allgemeinen Sitte des Mittelalters, die eine füttert ihren Vogel auf der Faust, die andre lockt den jagenden mit dem Federspiel zurück. Als Schußwaffe dient der Bogen, mit dem Schwert wird der Hirsch abgefangen. Der verzierte Brunnen scheint anzudeuten, daß die Jagd nicht im freien Walde, sondern in einem Park stattfindet.

liebte er leidenschaftlich. Die Jagdschlösser in den weiten Wäldern Böhmens waren ihm ein lieberer Aufenthalt, als seine Residenz in Prag. Ja, soweit ging seine Verehrung für das edle Weidwerk, daß er einer aragonesischen Prinzessin seine Hand anbot, weil er

von ihrem Vater, einem berühmten Jäger, Belehrung über dessen Künste zu erhalten wünschte.

Diese Neigung, der auch die besten Fürsten des XIV. und XV. Jahrhunderts fast bis zum Übermaß huldigten, wäre von weniger schädlichen Folgen für Wenzel gewesen, hätte er sich durch sie nicht von den ernsten Sorgen der Regierung zu sehr ablenken lassen. Die Jagdgesellen waren ihm liebere Freunde, als die alten Räte und die Geistlichkeit. Auch kann nicht geleugnet werden, daß seine von Jahr zu Jahr zunehmende Trunksucht ihn an der Erfüllung seiner königlichen Pflichten hinderte und ihn nicht selten zum Gegenstand des Spottes und der Verachtung herabwürdigte. Er entschuldigte sich damit, daß beigebrachtes Gift ihm die Leber entzündet habe und so unauslöschlichen Durst bereite. Gewiß waren die Folgen der Trunkenheit gerade bei seinem Charakter besonders unheilvoll. Wenngleich nun Wenzel obendrein eine außerordentliche Reizbarkeit





Höfische Lustbarkeiten zur Zeit Wenzels: Zwei Darstellungen gesellschaftlicher Spiele zwischen Rittern und Damen aus dem XIV. Jahrh. Von einem elfenbeinernen Schmuckkästchen deutschen Ursprungs in der städtischen Sammlung zu Ravenna.

und Leidenschaftlichkeit besaß, so war er doch, so weit sich erkennen läßt, von gutartiger Gemütsanlage; er trug gern Leutseligkeit zur Schau, wußte in gewinnender Weise zu verkehren und seine Rede durch gewandten und schnellen Witz zu würzen. Gutmütig zeigte er sich gegen seine Brüder und Vettern, die ihm alle mit Undank lohnten. Indem er mit seinen Mitteln haushälterisch umging, brauchte er den gemeinen Mann nicht zu drücken: er sorgte für das Volk durch strenge Gerechtigkeitspflege. Kurzum, unter ruhigen Verhältnissen hätte Wenzel ein leidlicher Regent sein können, aber große Verwickelungen in der Politik aufmerksam zu verfolgen, seine Geisteskräfte dauernd anzustrengen, vermochte er nicht. Oft eifrig, zuweilen sich fast überstürzend, erlahmte er bald wieder. Traf er auf größere Hindernisse, erlitt er Niederlagen, so ward er verstimmt und ließ die Dinge gehen, wie sie wollten. Je trübere Erfahrungen er machte, desto mehr nahm sein Widerwille gegen die Reichsgeschäfte zu. So ist er denn sowohl der eignen Verschuldung, wie den Umständen erlegen.

Die ersten Jahre seiner Regierung nahm vor allem der Kirchenstreit in Anspruch, der dadurch entstanden war, daß die italienisch gesinnte Kardinalspartei den Kardinal Bartholomäus von Bari als Urban VI. zum Papst

machte, während die französische den Kardinal von Genf als Clemens VII. auf den Stuhl Petri erhob. Diesen erkannte natürlich Frankreich und außerdem Spanien, Schottland, Savoyen an, jenen Italien und der König von England; ihm neigte auch Wenzel zu, doch wollte er aus Gründen selbstsüchtiger Hauspolitik nicht sogleich offen mit Clemens brechen, sondern seine Entscheidung noch eine zeitlang aussetzen, um die Hände frei zu halten. Da aber das Schisma auch für das Reich die übelsten Folgen hatte und in nicht wenigen Stellen, besonders z. B. in Mainz, dem obersten Bistum des Reiches, urbanische und clementinische Kandidaten sich gegenüber standen, so nahmen schließlich die Kurfürsten, zumal die rheinischen, über den Kopf des Königs hinweg die kirchliche Reichspolitik in die Hand und setzten die allgemeine Anerkennung Urbans auf einem Reichstag zu Frankfurt (15. April 1380), den Wenzel auf ihre energischen Vorstellungen hin einberufen und persönlich eröffnet hatte, endlich durch. 1380

Die Verhandlungen hierüber hatten Wenzel den Kurfürsten genähert, und daher nahm er den Städten gegenüber, die eine Bestätigung ihres Bundes nachsuchten, eine zurückhaltende Stellung ein. Da nun diese die feindselige Gesinnung der Fürsten kannten, befürchteten sie bald gewaltthätiges Vorgehen von jener Seite. Aber in noch größerer Aufregung waren die Städte wegen der Ritterbündnisse. Auch diese waren ursprünglich nur zu dem Zwecke entstanden, die Freiheiten und Rechte der Mitglieder zu verteidigen — aber wie schwankend waren damals die Begriffe von Recht und Freiheit! So wurden diese Einungen dem Landfrieden und der Autorität des Reiches noch gefährlicher, als der Städtebund.

Der geeignetste Boden für die Ritterbündnisse war da, wo keine großen, geschlossenen Fürstentümer vorhanden waren, wie in Westfalen, der Wetterau und Schwaben. Natürlich traten sie auch in Gegensatz zu den kleineren Fürsten, welche das Bestreben hatten, die in ihren Gebieten angesessene Ritterschaft ihrem Regiment zu unterwerfen. Aber dieser Gegensatz war doch nicht so scharf, wie der zwischen Rittern und Städten: vielmehr verband das gemeinsame Interesse alle Rittermäßigen, ob hoch oder gering, gegen die täglich mehr erblühenden Bürgerschaften.

Unter den Rittern des Hessenlandes waren 1379 die sogenannten „Hörner" entstanden, in Westfalen die „Falkner." Doch waren beide Gesellschaften nicht von langer Dauer. In Süddeutschland bildeten sich die Gesellschaften von St. Georg, von St. Wilhelm; am bedeutendsten war der Bund des „brimmenden Löwen." Ursprünglich hervorgegangen aus ritterlichen Familien der Wetterau, verbreitete er sich mit Schnelligkeit bis zu den Niederlanden und den Alpen, bis Bayern und an den Thüringer Wald. Nicht allein Grafen, wie Ulrich von Württemberg, traten diesem Bunde bei, sondern auch die Bischöfe von Augsburg und Straßburg.

Sehr wohl wußten die Städte, wem dieser Bund galt. Daher schlossen sich die rheinischen Städte am 20. März 1381 zu einem Bunde zusammen; allen Abmahnungen des Königs zum Trotz vereinigte sich dann (17. Juni) 1381

der neue Bund mit dem ältern schwäbischen, auch das mächtige Regensburg trat den bedrohten Schwestern bei.

Man gedachte nun durch einen von den rheinischen Kurfürsten entworfenen Landfrieden, den Städten die Freiheit der Bewegung zu rauben, aber sie nahmen ihn nicht an und erprobten ihre erstarkte Kraft noch in demselben Jahre durch einen glücklichen Feldzug gegen die drei Ritterbünde. Leopold von Österreich aber mischte sich, im Einverständnis mit König Wenzel, der gleich nach seinem Regierungsantritt dem ritterlichen Herzog die Reichsvogtei über Schwaben verliehen hatte, in den Streit, trat für den schon fast am Boden liegenden Adel ein und zwang die Städte zu einer Sühne im sogenannten Landfrieden von Ehingen, der den Städtern die Früchte ihrer Siege wieder entriß. Dennoch aber war es für die Städte sehr günstig, daß Leopold als Reichsvogt in Schwaben bald mit dem alten Städtehasser Eberhard dem Greiner (Zänker) verfeindet wurde: der Habsburger näherte sich deshalb wieder den schwäbischen Städten und ließ sie gewähren, weil seine Absichten auf die Eidgenossenschaft zielten. Im Bunde mit Leopold und den beiden wittelsbachischen Häusern stand die Städteeinigung bald achtunggebietend da, alle Versuche der Kurfürsten, sie zu sprengen, waren vergeblich.

König Wenzel, der bei all diesen Dingen so leicht eine entscheidende Rolle hätte spielen können, griff zuerst gar nicht, dann nur schlaff ein; er war im Anfang des Jahres 1383 fest entschlossen, den eignen Wünschen und Urbans Mahnungen nachgebend, nach Rom zu ziehen und die kaiserliche Krone zu erwerben. Unmittelbar nach Ostern gedachte er aufzubrechen, zuvor wollte er nur noch „das Reich bestellen.“ So traf sich denn im März 1383 zu Nürnberg eine glänzende Versammlung der deutschen Reichsstände. Auch hier trat die Landfriedensfrage in den Vordergrund, das Reich wurde für die Zwecke

1383

Erklärung des nebenstehenden Bildes „Raubritter“.

Das Soester Nequamsbuch, eine sehr ergiebige Quelle mittelalterlicher Trachten- und Kulturbilder, von seinem lateinischen Anfangsworte so genannt, war das Protokollbuch des Rats im XIV. und Anfang des XV. Jahrhunderts, dessen Inhalt, aus Text und gemalten Miniaturen bestehend, durch eine spätere Hand vorn im Buch folgendermaßen angegeben wird: „Historisches Verzeichnis Verschiedener Stadt- und Landes-Verwiesener, item wegen verschiedener Excessen hingerichteter Personen, item welche nach der Verhör den Eid der Treue geschworen de 1341 ꝛc. — Die plattdeutschen Verse unter dem Bilde heißen:

Dit sintte frien wapentiire,	Sii jaghet de scaph un och de kü
Dies sind die freien Wappentiere,	Sie jagen die Schafe und auch die Kühe,
De et in deme lande maket dure;	Darume doth sii den hals dartu.
Die es in dem Lande machen teuer;	Darum thuen sie den Hals dazu. (Wagen den Hals daran).

(Die Raben in der Luft sind wohl Andeutung des zu erwartenden Galgens.)

Die lateinische Schrift oben, Wiederholung der zum Bilde gehörigen Textstelle, lautet:
Isti fecerunt insidias civitati in barenbroke et postea spoliaverunt, et fuerunt 4 capitanei videlicet
Diese haben der Stadt Feindseligkeiten bereitet in Barenbrok, und danach geraubt, und es waren 4 Hauptleute, nämlich
baldewinus de warendorp otto de senden detmarus retberig et hake de tekeneborich milites et eorum
Baldewin von Warendorf, Otto von Senden, Dietmar Rietberg und Hake von Tecklenburg, Ritter und ihre
complices.
Genossen.

isti fecerunt insidias civitati in barenbroke & postea spoliaverunt, & fuerunt 4 capitanei videlicet baldewin. de warendorp otto de senden, detmar, netberig & hake de tekeneborich milites & eorum complices.



dit sincte Frien wapetüre deet indeme lande make = ket
düre sü iagher de scaph an och de kü dar ume
sü den hals dar rii M° ccc = doth

Aus der Zeit der Ritterbündnisse: Zeitgenössische Darstellung von Raubrittern aus dem Soester Nequamsbuch, aus dem XIV. Jahrhundert. Genaue Kopie nach dem Original in der Stadtbibliothek zu Soest in Westfalen. — (Erklärung siehe in nebenstehender Anmerkung.)

der Befriedung in vier große Gebiete eingeteilt; bis zum April 1395 sollte der Frieden währen. Auf die Städte, an deren Widerstande bisher alle ähnlichen Versuche gescheitert waren, wurde hier keine Rücksicht genommen, und daher hat auch dieser Nürnberger Entwurf keine erheblichen Folgen gehabt.

Auch die Romfahrt unterblieb; unterblieb trotz der dringenden Bitten des Papstes Urban, der sich von dem französischen Prinzen Ludwig von Anjou bedroht sah. Umsonst schrieb Urban an Wenzel: „Komm mit den Kurfürsten und richte auf deine kaiserliche Macht. Es eile die edle Germania herbei, um ihrer edlen Schwester Italia zu helfen, welche das kraftlose Heer der schändlichsten Sklaverei unterwerfen will."

Eine Familienangelegenheit von größter Wichtigkeit für das luxemburgische Haus hielt den König von der Romreise ab. Am 11. September 1382 war König Ludwig von Ungarn-Polen gestorben, welcher der Schwiegervater von Sigismund, Wenzels jüngerem Bruder, war. Die Polen wünschten eine Trennung des Landes, denn ihr Nationalstolz ertrug nicht die Unterordnung unter ein fremdes Volk, dessen Herrscher sich obendrein um polnische Interessen wenig kümmerte. So gedachten die Polen, sich der Herrschaft Sigismunds nicht zu fügen, aber auch Ungarn wollte ihm seine Schwiegermutter Elisabeth entreißen. Dem Einflusse Wenzels gelang es, die Königin umzustimmen und wenigstens für den Augenblick Sigismunds Erbfolge zu sichern. Es war das ein bedeutungsvoller Moment in seiner Regierung; von nun ab lenkte er in Bahnen, die ihn zum Unheil führten.

Es war doch nicht gleichgültig, ob sich der Herrscher den Kaisertitel erwarb oder nicht; auch der nüchterne Karl IV. hatte das erkannt. Nicht allein der Menge gegenüber, auf die ein bloßer Titel zauberisch wirkt, auch zu den Fürsten kam der König in eine andre Stellung, wenn er ein wirklicher Imperator war. Gerade damals aber hätte die Kaiserkrone ihrem Träger erhebliche Vorteile gebracht. Mit dem Diadem geziert, konnte Wenzel leichter an die Beseitigung der Kirchenspaltung gehen, denn als römischer König: er konnte hoffen, das übrige Europa werde ihm folgen. Jetzt war dem Interesse des Hauses das des Reiches geopfert; nie wieder konnte er an einen Römerzug denken, nie hat er sich mit der kaiserlichen Würde geschmückt.

Merkwürdig genug: der Herrscher, welcher jetzt versäumte die Kaiserkrone entgegen zu nehmen, die ihm zufallen mußte, kam bald darauf in Gefahr, auch die königliche zu verlieren. Es ist keine Frage, daß man schon im Jahr 1384 auf fürstlicher Seite daran dachte, Wenzel abzusetzen. Was die Fürsten dazu bestimmte, wissen wir nicht. Hatte doch Wenzel manchem Fürsten reichliche Gunst erwiesen, auch die Städte nicht auffallend begünstigt. Den Reichsangelegenheiten hatte er eifrige Sorge gewidmet; daß die Erfolge größtenteils noch ausgeblieben waren, lag nicht an ihm. „Einen König in deutschen Landen wollten die Fürsten haben", so wird berichtet. Freilich war es ein Nachteil, daß das Reich von Böhmen aus regiert wurde und die Interessen der östlichen Länder für die Maßnahmen Wenzels entscheidend waren: aber was hatte denn bisher den deutschen Fürsten an einer mächtigen Zentralgewalt gelegen, an einem König, der unter ihnen über sie herrschte? Hatten sie es nicht viel besser unter solchem entfernten Regiment? oder waren sie plötzlich von reinem

Patriotismus erfüllt? Welches ihre Absichten auch gewesen sein mögen — eigennützig waren sie gewiß — so ließen die Fürsten den Gedanken bald wieder fallen, und Wenzel, der sich schon nach Hilfe bei den Städten umgesehen, hatte nun nicht nötig, ihre Gunst mit großen Opfern zu erkaufen.

In den Jahren 1385 und 1386 hat Wenzel den Boden Deutschlands nicht betreten; eine großartige Beraubung der Juden, die er im Verein mit den Städten plünderte, war seine hervorragendste Regierungshandlung.

Er widmete sich in dieser Zeit ganz den Interessen seines Bruders Sigismund. Wohl gelang es ihm, demselben den Thron Ungarns zu erhalten, nicht so glückte es ihm mit Polen, wo sich eben ein Ereignis von unendlicher Bedeutung vollzog. Hedwig, die jüngere Tochter des verstorbenen Königs Ludwig, wurde, freilich gegen ihren Willen, mit dem noch heidnischen Großfürsten Jagiello von Litauen vermählt: am 15. Februar 1386 empfing er in der Taufe den Namen Wladislaus, seine Verwandten wurden gleichfalls getauft; am 18. reichte ihm Hedwig ihre Hand, am 4. März beschloß die Krönung zum König von Polen die Reihe der glänzenden Festlichkeiten. 1386

Der Augenblick, da Jagiello sein Haupt über die Taufe beugte, entschied die Zukunft des Ostens.

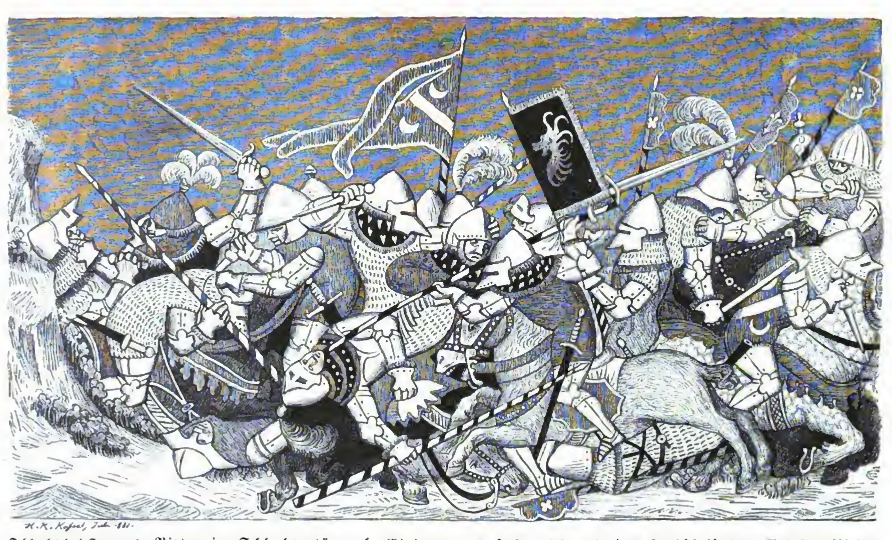
Hier hatte inzwischen der deutsche Orden rüstig weiter gearbeitet. Mit der Gründung von Königsberg hatte er, wie wir gesehen, im Jahre 1255 schon bis zur unteren Memel festen Fuß gefaßt, und wenn auch in den folgenden Jahren langwierige, erbitterte Kämpfe zeitweise die gewonnenen Erfolge in Frage stellten und ganze Landschaften verödeten, so war doch mit dem Jahre 1283 der Krieg erfolgreich beendigt, und die Germanisierungsarbeit konnte mit frischen Kräften weiter geführt werden. Deutsche Bürger gründeten um die wichtigsten Burgen der Ritter ihre Städte, deutsche Bauern brachten die heruntergekommenen Landschaften zu ungeahnter Blüte, ein neuer deutscher Staat entstand im alten Preußenlande. Und der weiteren Ausbreitung und Vertiefung der Kultur dienten vier mächtige Bistümer: Kulm, Pomesanien (Marienwerder), Ermland (Frauenburg) und Samland (Königsberg), welche wenigstens in der äußeren Politik vom Orden abhängig und demselben zur Heeresfolge verpflichtet waren. Mit noch größerer und nachhaltigerer Kraft aber trat der Orden auf, als nach dem Falle Accons (1291) der Hochmeister seinen Sitz endgültig nach Preußen verlegte. Jetzt wurde im Jahre 1308 auch Danzig erobert, bald auch das ganze sogenannte Pomerellen gewonnen und in siegreichen Kämpfen gegen die Polen und die noch heidnischen Litauer die Erwerbungen behauptet. Es war die Blütezeit des Ordens, die Zeit des Hochmeisters Heinrich von Kniprode (1351—1382), der durch die Anlegung des herrlichen Baues der Marienburg diese Macht glänzend zum Ausdruck brachte. Aber diese Blütezeit war leider nur von kurzer Dauer. Wie gerade um die Wende des 14. und 15. Jahrhunderts im eigentlichen Reiche die deutsche Ritterschaft mehr und mehr entartete, so ging es auch mit der guten Zucht der Ordensritter rasch zu Ende. Durch kein häusliches Band an die Interessen des Landes gekettet, machten sie sich bald durch Akte der Willkür bei den Bürgern der Städte und dem auf dem Lande ansässigen Adel mißliebig, bald auch erregten sie durch bedenkliche Sitten und Lebenswandel Anstoß. So erhoben im Ordensstaat bald Uneinigkeit und Zwietracht ihr Haupt zu einer Zeit, wo der alte Hader der Feinde, der dem Orden so manchen Erfolg verschafft oder wenigstens erleichtert hatte, für immer beigelegt ward. Durch die Vereinigung Polens mit Litauen entstand plötzlich ein mächtiges Reich, geeignet, einen festen Damm gegen das Germanentum zu bilden, das bisher so siegreich vorgedrungen. Seit jenem Jahre haben germanische Sprache und Gesittung im Osten

keine nennenswerten Fortschritte mehr gemacht. Polen wurde nun zu einer europäischen Macht, dem deutschen Orden dagegen die Grundlage seiner Existenz entzogen. Seine Aufgabe war bisher gewesen, das Christentum zu verbreiten, die Litauer zu bekämpfen. Fortan verlor dieser Kampf seine Berechtigung; die „Reisen", wie man die Heidenfahrten nannte, hatten den Orden in Thätigkeit erhalten und ihm immer frische Kräfte zugeführt, jetzt mußten diese Zuzüge aufhören, und an die Stelle lebensvoller Rührigkeit trat eine Stagnation, welche dem Orden zum Verderben gereichte und nachmals wesentlich dazu beitrug, seinen Untergang zu vollenden.

Diese Dinge mußten zu ihrer Zeit auf das Reich zurückwirken, und für den Verlust, den dasselbe hier im Osten erlitt, war es ein geringer Ersatz, daß Wenzel im Jahr 1383 das Stammland seiner Familie geerbt und damit im Westen festen Fuß gefaßt hatte. An der Westgrenze war dennoch die Autorität des Reiches in kraftlosem Schwinden. Es hatte wenig zu bedeuten, daß Karl IV. sich 1365 noch einmal die burgundische Königskrone hatte aufsetzen lassen: in Wirklichkeit waren diese Länder nur noch dem Namen nach mit dem Reich verbunden. Sowie das burgundische Herzogtum, nunmehr von einer Nebenlinie des französischen Herrscherhauses regiert, emporkam, mußte das letzte Band reißen, welches die überwiegend romanischen Länder noch an Deutschland knüpfte. Wenn es überhaupt noch möglich war, dieser Gefahr vorzubeugen, so hätte ein andrer Herrscher als Wenzel das Scepter führen müssen.

Im Innern des Reiches hatte in den letzten Jahren der Städtebund immer weitere Fortschritte gemacht. Ein großer Triumph der städtischen Sache war es, daß 1384 auch Nürnberg beitrat. Kurz darauf ward in der sogenannten „Heidelberger Stallung", welche Landfriedenszwecke verfolgte, der Städtebund stillschweigend anerkannt. Im nächsten Jahre aber griff er, durch seine Erfolge kühn gemacht, immer weiter über sein ursprüngliches Gebiet hinaus: am 21. Februar 1385 verbündeten sich rheinisch-schwäbische Städte in Konstanz mit Bern, Zürich, Solothurn und Zug. Die Schwyzer hielten sich und auch die Bauernkantone zurück; stolz auf ihre früheren Heldenthaten glaubten sie selbst stark genug zu sein, ihre Freiheiten zu behaupten; was kümmerten sie die Gegensätze, die das Reich zerrissen! Nur die Luzerner, die sich vor Österreich am wenigsten sicher fühlten, wußten sich noch an dem Bunde zu beteiligen. Der Konstanzer Vertrag, geschlossen „gegen alle die, so uns an Leib und Gut, an Ehren und unsern Freiheiten und Rechten und an unsern guten Gewohnheiten mit Gewalt oder wider Recht bekümmern", war von bedeutsamen Folgen.

Die eidgenössischen Teilnehmer des Bundes hatten offenbar den Herzog Leopold von Österreich im Sinn, als sie sich den Reichsstädten zugesellten. Es war ja auch wirklich ein unhaltbarer Zustand, wenn Luzern und Glarus vertragsmäßig unter Österreichs Herrschaft standen und doch dem eidgenössischen Bunde angehören durften; es war natürlich, daß sie loszukommen suchten. Die Gelegenheit, gegen Leopold feindselig aufzutreten, war günstig: Wenzel hatte ihm seine Gunst entzogen und ihn am 17. August 1385 der schwäbischen Landvogtei entsetzt; ehe das Jahr zu Ende ging, schritten die Luzerner zum Angriff auf den Fürsten, der die Gefahr ahnte, aber nicht abwenden konnte. Den Luzernern war der österreichische Zoll zu Rotenburg längst überaus lästig, ohne daß sie die Abstellung



Schlacht bei Sempach: **Ritter im Schlachtgetümmel,** Miniature vom Jahre 1385, aus einer Handschrift der „Weltchronik“ des Rudolf von Hohenems in der ständischen Landesbibliothek zu Kassel.

Zur Veranschaulichung der damals aufgekommenen schwerfälligen Plattenpanzerung dieser Zeit — erklärend für die Niederlage der österreichischen Ritterschaft bei Sempach.

desselben hätten erlangen können. Da zogen sie am 28. Dezember 1385, während in Rotenburg Kirchweih gefeiert wurde, hinaus, brachen Schloß und Mauer und kehrten nach Hause zurück, ohne sonst jemand ein Leid zugefügt zu haben. Als die Zuger in gleicher Weise eine Burg brachen, blieb dem Herzog Leopold nichts übrig, als mit seinen Freunden die Fehde anzusagen. Er scharte seine Landsleute um sich und vereinigte sie in der Gegend, von wo aus vor zweiundsiebzig Jahren das östreichische Heer nach Morgarten gezogen war. Der eigentliche Kampf verzögerte sich bis zum nächsten Jahre. Zur Hochsommerzeit 1386 rückte Leopolds Heer auf der östlichen Seite des hellgrünen Sempachsees gegen Luzern vor. In der Morgenfrühe des 9. Juli traten die Schweizer aus dem Walde hervor, durch welchen die Straße von Rotenburg nach Luzern führt. Rasch stellte der Herzog die Seinigen in Schlachtordnung: die Gegend war für die Bewegungen der Reiterei ungünstig, daher gab er seinen Rittern den Befehl abzusteigen. In einem breiten und tiefen Viereck, Mann an Mann geschlossen, mit vorgehaltenen Speeren rückten sie gegen die Eidgenossen, welche sich anschickten, in die Ebene hinabzusteigen. Nach der Väter Sitte beugten sie erst vor dem Lenker der Schlachten ihre Knie, dann bildeten sie einen Keil und drangen vor. Aber sie erlitten bei dem ersten Ansturm große Verluste, da die Vordersten in die langen Lanzen der Ritter gedrängt wurden, welche die schweizerischen Hellebarden nicht erreichen konnten. Da, so berichtet die Überlieferung, rief ein frommer und getreuer Eidgenosse: „Liebe Eidgenossen, sorgt für mein Weib und meine Kinder, ich will euch eine Gasse machen," und drückte so viele Spieße, als er mit seinen Armen umfassen konnte, durch die Wucht seines Leibes zu Boden; seine Waffenbrüder sprangen über den Sterbenden in die offene Gasse und sprengten die Schlachtreihe. Erst ein spätes Volkslied nennt den Namen des Wackern, den sein Tod unsterblich machen sollte, Arnold von Winkelried.

1386

„Sein mannlich tapfer Sterben,
War vier Waldstädten gut.
Hei, daß Ein Held den Tod gewann.
Es hätte sonst gekostet
Noch manchen Biedermann."

Die Reihen der Ritter lockerten sich, in schrecklichem Gewirre fielen Grafen, Ritter, Knechte, auch Leopold selbst. Umsonst hatten die Seinen versucht, seinen Kampfeseifer zu dämpfen: „Mit euch will ich ehrlich sterben!" rief er und fiel im Handgemenge, von einem gemeinen Schwyzer mit dem Messer durchbohrt. Die Eidgenossen verloren wenig über 100 Mann, die Ritter 700; manche, die dem Handgemenge entronnen waren, fanden nachher ihren Tod, weil die Troßbuben schon im Beginn des Kampfes die Flucht ergriffen hatten. Auf der Walstatt machten die Eidgenossen reiche Beute an Gold, Silber und köstlichen Bannern. Nach der Sitte ihrer Väter blieben die Sieger drei Tage auf dem Schlachtfelde, dann kehrten sie mit wehenden Fahnen in ihre Heimat zurück. Wie ein Sturmwind flog die Kunde von ihrem Sieg, von der Niederlage des Adels weit über die Reichsgrenzen hinaus.

Im Kloster Königsfeld aber fand Herzog Leopold mit vierzig seiner Getreuen die letzte Ruhestätte, dort wo einst König Albrecht dem Mordstahl erlegen war. An Ehrgeiz und Herrschsucht gleichen sich beide, doch hatte Albrecht ein großes Ziel, das er standhaft verfolgte, vor Augen, Leopold, von unruhigem Thatendrang erfüllt, war unstät durch und durch.

1388

Ein zweiter Sieg, zwei Jahre nach der Schlacht bei Sempach, vollendete die Niederlage Habsburgs, obwohl nur eine einzige Landschaft bei dem Kampfe beteiligt war. Die Glarner hatten im Vertrauen auf den Sempacher Sieg sich für ein freies Volk erklärt. Da erschienen die Österreicher mit 6000 Mann an ihren Landesgrenzen und forderten Unterwerfung. Der Schnee auf den Bergen trennte die Glarner von ihren Bundesgenossen, ihr wackerer Hauptmann, Mathias am Bühl, konnte nicht verhindern, daß Näfels verbrannt wurde. Dann griff er mit seiner kleinen Schar die Österreicher an; zehnmal

mußte er zurückweichen, erst der elfte Stoß entschied. Nun flohen die Österreicher, eine große Anzahl kam aber noch um in den Fluten der Linth.

Das geschah am 9. April 1388, und noch alljährlich feiert das Glarner Volk den Tag der Schlacht. Da sucht es die elf Punkte auf, an denen der Kampf stattfand, am sechsten wird die Historie des Ehrentages verlesen. — Nun erst legten Leopolds Söhne die Waffen nieder und erkannten in einem im folgenden Jahre geschlossenen Frieden die Selbständigkeit der Eidgenossen an.

Zu derselben Zeit aber, wo das Glück der Schweizer seinen Höhepunkt erreicht hatte, ging der glänzende Stern des schwäbischen Bundes unter. Auch den Städten Schwabens war nach der Sempacher Schlacht der Mut gewachsen; sie hatten mit dem Erzbischof Piligrim von Salzburg ein Bündnis geschlossen, und als dieser von den bayrischen Herzögen Friedrich und Stephan trügerisch gefangen genommen war, waren die Städter plündernd die Donau entlang in das Bayernland eingefallen. Aber während anfänglich selbst König Wenzel zu den Gegnern der Bayern gehört hatte und mächtige Fürsten, wie Pfalzgraf Ruprecht, den Städten geneigt gewesen waren, trat allmählich ein Umschlag ein, und im Jahr 1388 bildete sich eine Koalition der süddeutschen Fürsten gegen den Städtebund. 1388

Ehe dieser den ganzen Umfang der Gefahren, welche ihn bedrohten, erkannte, hatte er einen Plünderungszug gegen Württemberg unternommen, um dem verhaßten Greiner einen empfindlichen Schlag zuzufügen. Am 7. August zog das Bundesheer von Augsburg aus und unter schrecklichen Verwüstungen quer durch Württemberg nach Weil. Nicht weit von dieser Stadt liegt das Dorf Döffingen; auf den hochgelegenen Kirchhof, der mit einer starken Mauer versehen war, hatten die Bauern der Umgegend ihre Habe geflüchtet. Am Morgen des 23. August, einem Sonntage, zogen die Städter heran, etwa 4000 Mann stark. Während sie den Kirchhof mit aller Macht bestürmten, erschien plötzlich ihnen im Rücken Graf Eberhard, der teils seine Ritter, teils Bauernscharen gesammelt und von andern Standesgenossen Hilfe bekommen hatte. Sein Sohn, Graf Ulrich, der die Schande von Reutlingen zu rächen hatte, sprang nebst andern Rittern vom Pferde; wie sie todesmutig auf die Feinde eindrangen, fanden sie einen warmen Empfang: Graf Ulrich, ein Werdenburg, ein Löwenstein und sechzig Ritter sanken in den Tod. Der Sieg schien sich den Städten zuzuneigen. Dennoch verlor der alte Greiner den Mut nicht: „Achte niemand auf meinen Sohn", rief er, „jedermann fechte ritterlich!" Zugleich riefen einige Herren, sich einer nicht ungewöhnlichen Kriegslist bedienend: „Die Städter dahinten fliehen!" Erschreckt kehrten sich die Vorderen um, der Kampf kam zum Stehen, dann wandte sich das Kriegsglück, besonders da in diesem Augenblick die Herren von Bitsch und Rosenberg neue Truppen gegen die ermüdeten Städter heranführten. Auch des Greiners alter Feind, der Wolf von Wunnenstein, das Haupt des Schleglerbundes, soll zur Entscheidung beigetragen haben. Zuerst flohen die rheinischen und fränkischen Söldner, bald wurde die Flucht allgemein. So vollständig die Niederlage der Städter war, hatte sie doch nicht die entscheidende Bedeutung, welche Sage und Dichtung ihr zuschreiben; vielmehr nahm der Krieg seinen Fortgang.

Nicht allein an der Donau wurde gekämpft, auch am Rhein stritt ein Teil der rheinischen Bundesstädte gegen den Pfalzgrafen Ruprecht II. Mit welcher Erbitterung man sich hier befehdete, lehrt ein Vorgang, der sich nach einem für die Städter unglücklichen Treffen bei Worms (6. November 1388) ereignete. Unter den Gefangenen befanden sich sechzig Knechte des „Blutharstes." Es waren arme Landleute, die, durch den Krieg brotlos und obdachlos geworden, das Kriegsheer begleiteten, um am Raube teilzunehmen. Gewiß hatten sie im pfälzischen Lande schlimm gehaust, aber unmenschlich war die Strafe, die sie jetzt traf. „Ihr habt bei Nacht gegen mich gebrand- 1388

stiftet," rief der Pfalzgraf, „ich will ehrlicher sein und euch bei Tage brennen lassen." Alle sechzig wurden in einen Ziegelofen geworfen.

Erst als am Schlusse des Jahres 1388 in allen Parteien sich der Wunsch nach Frieden regte, griff Wenzel ein, der bei dem Mißerfolg der Städte sich zwar von diesen zurückgezogen, aber doch eine unsichere, gleichgültige Haltung eingenommen hatte. Dennoch war er zu bequem, den Boden seines Königreichs zu verlassen, er berief die Stände zu einem Reichstag nach Eger und verschob noch den ursprünglich festgesetzten Termin, um seine Hochzeit mit der schönen Sophia von Bayern zu begehen.



1389

„S(igillum) pacis per d(omi)n(u)m Wentzeslav(m) Romanoru(m) et Boemia rege(m) ordi(n)ate.
Landfriedenssiegel König Wenzels.

Als dann im Frühling des Jahres 1389 sich wirklich eine glänzende Reichsversammlung in Eger einfand, hatte er nur den Wunsch, die lästige Aufgabe möglichst schnell zu lösen; er beabsichtigte eine allgemeine Entscheidung zu geben und die Städte zum Frieden zu zwingen, ohne sich auf lange Untersuchungen einzulassen. Am 2. Mai wurde den Städten in Ober- und Niederschwaben, im Elsaß, am Rhein, in der Wetterau, in Franken und Bayern unter Ausdrücken der königlichen Ungnade die Auflösung ihrer Bündnisse geboten. Drei Tage später wurde eine Landfriedensordnung veröffentlicht. Die königlichen Räte hatten sich auch das sehr bequem gemacht, indem sie den Landfrieden, welchen Karl IV. (1. September 1378) Franken und Bayern verliehen hatte, mit geringen Änderungen übernahmen. Seine Dauer ward auf sechs Jahre festgesetzt; in den einzelnen Landen des Reiches — zu einer geographischen Begrenzung der Kreise kam es nicht — sollte ein Ausschuß, aus je vier städtischen und vier fürstlichen Mitgliedern und einem vom König ernannten Hauptmann bestehend, den Landfrieden handhaben.

Es war hohe Zeit, daß dem entsetzlichen Kriege ein Ende gemacht ward: in den meistbeteiligten Landschaften war oft in einem Umkreise von zehn Meilen kein Dorf oder Haus stehen geblieben, und ehemals belebte Handelsstraßen waren mit Gras oder Disteln überwachsen. Daher gaben die Städte einen Kampf auf, in dem sie einen vollständigen Sieg doch nicht erringen konnten, seit sich die Fürstenmacht eng gegen sie zusammengeschlossen hatte.

Während infolge des Egerer Friedens Fürsten und Städte sich zu gemeinsamer Friedensarbeit vereinigten, starb auch der alte Stadtfeind Eberhard am 15. März 1392 nach achtundvierzigjähriger Regierung. Planvoll hatte der alte Rauschebart an der Vergrößerung seines Besitzes gearbeitet, trotz aller Fehden vortrefflich hausgehalten. Seinem Enkel, Eberhard dem Milden, hinterließ er ein nicht allein durch Eroberungen, sondern ebenso sehr durch Ankäufe merklich vergrößertes Land. Ganz aufgehend in eignen Interessen, ohne Rücksicht auf das Gemeinwohl, hat er zwar zur Auflösung des Reiches das Seine beigetragen, aber in seinem Kreise Großes geschaffen. 1392

Sein Tod befreite die Städte zwar von schwerer Sorge, dennoch fühlten sie sich nicht recht sicher und begannen bald von neuem, dem Reichsgesetze zum Trotze Einungen zu schließen.

Nachdem Wenzel im Anschluß an den Egerer Tag noch auf einer Reichsversammlung in Nürnberg ein Münzgesetz erlassen und durch die Aufhebung aller Judenschulden im Reich ein äußerst vorteilhaftes Geschäft gemacht hatte, beschränkte sich seine Thätigkeit wiederum lediglich auf Familienangelegenheiten und die Organisation seines Erblandes Böhmen. Einen schweren Verlust erlitt das luxemburgische Haus, als Sigismund durch seine ewige Geldnot im Jahre 1388 genötigt wurde, Brandenburg an den Markgrafen Jobst von Mähren zu verpfänden. Denn in ihm gewann Wenzel einen gefährlichen Nebenbuhler um die deutsche Krone. Seine Stellung — auch das Stammland Luxemburg und die Landvogtei im Elsaß hatte der schlaue Jobst auf die gleiche Weise wie die Mark an sich gebracht — konnte als genügende Grundlage gelten, auf welcher er seine ehrgeizigen Pläne weiter bauen konnte, denn das Ziel seiner Wünsche war die Krone Karls des Großen. Daß Wenzel mit den Hoffnungen seines Vetters, den er auszunutzen wünschte, sein Spiel trieb, sollte er nachmals bitter bereuen.

Über Wenzels Thätigkeit in Böhmen mag weniges genügen: gehören diese Dinge doch kaum in den Rahmen einer deutschen Geschichte. Besonders verhängnisvoll waren für den König die Jahre 1393 und 1394, die Kämpfe mit dem Erzbischof von Prag, Johann von Jenzenstein oder Jenstein.

Ursprünglich ein heiterer Kavalier, dem Jagd und Spiel mehr am Herzen lag als sein geistliches Amt, ward er zu einem strengen Asketen, als der jähe Tod seines Freundes, des Erzbischofs Ludwig von Magdeburg, sein Gemüt erschüttert hatte. Fand Wenzel an dem strengen Sittenprediger ohnehin wenig Gefallen, so entzweite er sich mit dem Erzbischof vollständig, als dieser den Besitzstand und die Rechte seiner Kirche mit Energie auch gegen den König verteidigte. Eine leidenschaftliche Klageschrift, die der Erzbischof an Wenzel richtete, verschärfte den Konflikt. Im März 1393 wurde Johann, der nebst dem Generalvikar Pomuk und dem Offizial Puchnik in dem festen Raudnitz verweilte, aufgefordert, zu Verhandlungen nach Prag zu kommen. Zwar lautete der Schluß des Briefes, welchen die königlichen Räte überbrachten, drohend genug: „Erzbischof, gieb mir das Schloß Raudnitz und meine andern Schlösser wieder und weiche aus meinem Lande Böhmen. Wenn du etwas gegen mich und die Meinigen unternimmst, werde ich dich ertränken und dem Streite ein Ende machen. Komme nach Prag.“ Dennoch folgte Johann der Aufforderung, die königlichen Räte schlichteten den größeren Teil der Streitpunkte, Wenzel aber erklärte tags darauf den Vertragsentwurf für nichtig und fuhr den Erzbischof bei einer persönlichen Zusammenkunft an der Moldaubrücke mit wütenden Schmähworten an. Dann ließ er Johann, Pomuk, Puchnik und den Probst Wenzel und andre Begleiter ergreifen und drohte sie in der Moldau zu ertränken. Der Erzbischof flehte um Gnade; es

gelang ihm, zu entkommen, die andern wurden teils auf die Burg, teils auf das Rathaus vor den Richter geführt. Pomuk und Puchnik wurden gefoltert, der König selbst soll die Unglücklichen mit dem Brande gepeinigt haben. Nachher wurden alle freigelassen, nur Johann von Pomuk, der so schwer verletzt war, daß er die Qualen nicht überleben konnte, wurde dem Tode geweiht. Die Hände gefesselt, den Mund mit einem Holzpflock aufgesperrt, die Füße an den Kopf gebunden, wurde er am 20. März 1393 um 9 Uhr abends von der Moldaubrücke in den Strom gestürzt. 1393

Aus diesem Vikar Pomuk hat die Legende später den heiligen Nepomuk, den Schutzpatron Böhmens, geschaffen, der in der Moldau ertränkt worden, weil er die Beichtgeheimnisse der Königin nicht habe verraten wollen. Der Mann, welchen die Kirche im Jahr 1729 heilig gesprochen, hat niemals existiert, so viel man auch von seinem Leben und seiner Wunderthätigkeit zu erzählen weiß. Vielleicht hängt Wenzels Härte gegen den Erzbischof mit einem andern Ereignis zusammen, das sich nicht lange nachher vollzog, mit einem Versuche, den König zu entthronen.

Jobst von Mähren hatte sich mit Wenzel entzweit: er gedachte, seinen Vetter entweder der böhmischen Krone zu berauben, oder seine Macht so zu beschränken, daß die eigentliche Regierungsgewalt in seine Hände überging. Helfer und Helfershelfer fand er leicht an den böhmischen Baronen, die von jeher der Krone gegenüber eine mächtige Stellung eingenommen hatten. Mit Wenzel waren sie unzufrieden, weil er Emporkömmlinge begünstigte und gegen sie rücksichtslos einschritt, wenn sie Friedensstörungen verübten. So entstand unter ihnen der Plan, die Günstlinge des Königs zu beseitigen und die Leitung der Regierung wieder zu erringen.

Das natürliche Haupt der Verschwörung war Markgraf Jobst, dessen Absichten mit denen der Barone völlig übereinstimmten, soweit es sich um Wenzels Demütigung handelte. Der König ahnte die drohende Gefahr, konnte sich aber nicht genügende Sicherung verschaffen und wurde am 8. Mai 1394 im Minoritenkloster zu Beraun von den Verschworenen gefangen genommen. Unter Bedeckung wurde er nach Prag geleitet, der Willkür seiner Bedränger preisgegeben. Da aber die Prager Bürgerschaft zum Könige hielt und Wenzel Gelegenheit fand, sich mit seinem Bruder Johann behufs seiner Befreiung in Verbindung zu setzen, entführten ihn die Barone erst auf die Schlösser des mächtigen Rosenbergischen Geschlechtes, dann nach dem Schlosse Wildberg bei Linz, welches den österreichischen Herren von Starhemberg gehörte. 1394

Die Kunde von diesen Ereignissen erregte im Reiche natürlich ungeheures Aufsehen; allgemein fühlte man die Schmach, welche die Gefangennahme des Königs dem Reiche brachte. Pfalzgraf Ruprecht, der sich der Goldenen Bulle gemäß als Reichsvikar betrachtete, rief die Fürsten nach Frankfurt, wo sie zahlreich erschienen. Man erklärte alle Regierungshandlungen, die Wenzel in der Gefangenschaft vornehmen würde, für ungültig und erließ an Jobst den gemessenen Befehl, den König sofort frei zu lassen; andernfalls werde das Reich gegen ihn aufgeboten werden. Schon am 2. August wurde der König in Freiheit gesetzt. Aber wenn auch die Landherren diesmal den kürzeren zogen, die königliche Würde hatte einen unheilbaren Schaden davongetragen. Denn auch im Reiche hielt man die Beschwerden gegen den König nicht für ungerechtfertigt und war mit den Emporkömmlingen, welche Wenzels Geschäfte führten, so wenig zufrieden, wie der böhmische Herrenstand. Jedermann überzeugte sich allmählich, daß das gegenwärtige Reichsoberhaupt seinen Regierungspflichten nicht gewachsen sei; man fand, daß ein Thronwechsel nur nützlich, ja wünschenswert sei, und fing an, öffentlich auf diese Möglichkeit anzuspielen.

Auch nach seiner Befreiung fuhr Wenzel fort sich nicht um das Reich zu kümmern. Daher sahen sich die vier rheinischen Kurfürsten veranlaßt, zu Ende des Jahres 1395 den König durch eine Botschaft aufzufordern, er möge an den Rhein kommen: thäte er das nicht, so „würden sie gedenken, was zu thun wäre." Wenzel kam zwar nicht, aber er ernannte am 19. März 1396 seinen Bruder Siegmund zum Reichsvikar, wohl weniger den Fürsten nachgebend, als von Siegmund dazu genötigt. 1395 1396

Dieser nämlich, der nach dem eben erfolgten Tode seiner Gemahlin Maria Gefahr lief, sein erheiratetes Königreich Ungarn zu verlieren, gedachte sich eine neue Stellung zu verschaffen, die seinem Ehrgeize genügte. Eben sammelte sich an der Donau ein großes, glänzendes Heer, das er gegen den Türkensultan Bajazet führen wollte. Kehrte er dann lorbergeschmückt heim, so mußte es dem „Reichsvikar" leicht gelingen, seinen verachteten Bruder beiseite zu schieben und selbst die höchste Würde der Christenheit zu erreichen. Doch für jetzt hielt ihn das Geschick von diesem Ziele noch weit entfernt. Eine furchtbare Niederlage bei Nikopolis vernichtete am 28. September 1396 das christliche Heer, kaum rettete Siegmund das nackte Leben. Wie er zu Ende des Jahres als machtloser Flüchtling heimkehrte, söhnten sich Wenzel und Jobst auf seine Kosten miteinander aus; am 3. April 1397 ward der letztere feierlich mit der Mark Brandenburg belehnt. 1396 1397

Um dieselbe Zeit vollzog Wenzel einen Regierungsakt, der ihm bald darauf als eine schwere Verschuldung gegen das Reich ausgelegt wurde, obwohl der König eigentlich nur dem Beispiele Karls IV. folgte. Er erteilte nämlich dem Herzog Johann Galeazzo Visconti von Mailand die Würde eines Herzogs der Lombardei, natürlich nicht ohne eine angemessene Gegengabe. Es scheint, als habe Wenzel im Jahre 1397 eingesehen, daß er sich im Reiche wieder zeigen müsse, wenn er nicht seinen Gegnern freiwillig das Feld räumen wolle. Als die Seele der Gegenpartei muß wohl neben dem Pfalzgrafen Ruprecht der Graf Johann von Nassau betrachtet werden, welcher sich das Erzbistum Mainz vom Papste gekauft hatte, während vom Domkapitel im Jahre 1396 der Graf Gottfried von Leiningen erwählt worden war. Johann hatte seiner Zeit dem Pfalzgrafen versprochen, wenn ihm Mainz zu teil würde, wolle er jenem zur Erlangung jeder Würde behilflich sein; es leuchtet ein, daß damit die römische Königswürde gemeint war.

Es ist nicht zu leugnen, daß Wenzel jetzt eine ziemlich angestrengte Thätigkeit entwickelte, und am 6. Januar 1398 wurde wirklich ein neues Landfriedensgesetz verkündigt. 1398

Dann nahm ihn eine zweite, eine europäische Angelegenheit in Anspruch. Von französischer Seite war der Plan angeregt worden, die Kirchenspaltung dadurch zu beseitigen, daß die Päpste Bonifacius IX. und Benedikt XIII. ihre Würde niederlegten und die endliche Schlichtung des Streites einer allgemeinen Kirchenversammlung übertragen werde. Eine französische Gesandtschaft suchte Wenzel dafür zu gewinnen; er sollte den von ihm anerkannten Bonifacius zum Verzicht bewegen.

Ehe sich Wenzel entschied — er wollte mit dem französischen König persönlich Rücksprache nehmen — fragte er die Kurfürsten um Rat; besonders energisch erklärte sich der Pfalzgraf dagegen, welcher befürchtete, mit Bonifacius

werde auch Johann von Nassau fallen, auf den er alle seine Hoffnung setzte. Er widerriet daher nicht allein jedes Zusammengehen mit Frankreich, sondern mutete Wenzel sogar zu, dem Franzosen zu drohen. Dabei war der Brief Ruprechts so gehalten, daß dem Könige indirekt die schwersten Vorwürfe über seine nachlässige Reichsverwaltung gemacht wurden. Wenzel kümmerte sich um diese Vorhaltungen begreiflicherweise nicht im geringsten, stattete vielmehr dem französischen Könige in Rheims einen Besuch ab und ging im wesentlichen auf die Vorschläge desselben ein. Bonifacius suchte den drohenden Schlag dadurch abzuwehren, daß er Wenzel zu einem Römerzuge einlud, aber teils erlaubten diesem die Verhältnisse Böhmens das nicht, teils hatte sich seiner die alte Saumseligkeit wieder bemächtigt. Um so rühriger waren die Gegner, die immer mehr Anhang gewannen und ihren Bund fester und fester gestalteten. 1400 Nachdem sie schon im Beginne des Jahres 1400 übereingekommen waren, einen neuen König zu wählen, traten sie im Mai zu Frankfurt zusammen, um ihren Plan durchzuführen. Aber eine geschickte Rede des Herzogs von Teschen, der als Wenzels Vertreter erschienen war, vielleicht auch die Haltung der Reichsstädte, nötigte die Versammelten dem Könige noch eine Frist zu seiner Verantwortung zu gewähren. Im August fanden sich die vier Kurfürsten von Mainz, Köln, Trier und Pfalz in **Oberlahnstein** ein, um über ihren König, der weder erschienen noch vertreten war, zu Gericht zu sitzen. Das 1400 Urteil stand vorher fest: am 20. August verlas der Mainzer, als Kanzler des Reichs, das **Absetzungsdekret**. Die Gründe, mit denen das Urteil gerechtfertigt wurde, waren so schwächlich, daß sie einer Überlieferung nicht wert erscheinen. Dennoch hatte Wenzel das Schicksal, welches ihn jetzt traf, reichlich verdient; der saumselige König wird bei den Deutschen damals so wenig Sympathie gefunden haben, wie bei den folgenden Generationen.

Vergeblich rechnete Wenzel auf Frankreichs Hilfe, Siegmund, in Ungarn vollauf beschäftigt, konnte ihm nicht beispringen, seine Vettern Jobst und Prokop von Mähren aber hätten ihm am liebsten auch noch die böhmische Krone abgenommen. Diese hat er freilich bis an sein Ende getragen, in Deutschland jedoch war seine Rolle ausgespielt, wenngleich wir bei den Ereignissen der nächsten Jahrzehnte noch manchmal seinem Namen begegnen werden.



Goldmünze König Wenzels.

Merkwürdig wegen der gotischen Buchstaben der lateinischen Inschrift.

Vorderseite: „W“ mit „+ wenceslavas dei gracia romanor(um) rex.“ | Rückseite: Der böhmische Löwe mit: „+ sem(per) aug(us)t(u)s et boemie rex.“

Königliches Münzkabinett Berlin.

5. Ruprecht von der Pfalz, 1400—1410.

Nachdem die Kurfürsten, welche Wenzel abgesetzt, geschworen hatten, ohne Rücksicht auf persönliche Vorteile einen neuen König zu wählen, ließen sie sich von ihrem Kandidaten, dem Pfalzgrafen Ruprecht (III.), den Mißbrauch ihrer Rheinzölle bestätigen und schritten dann zur Wahl. Sie fiel natürlich auf Ruprecht.

Gleich Heinrich Raspe und Wilhelm von Holland kann er ein Pfaffenkönig genannt werden, denn außer den Stimmen der rheinischen Erzbischöfe hatte er nur eine weltliche, seine eigne, für sich. An den Papst — natürlich Bonifacius IX. — schrieb Ruprecht aber, er wisse nicht, wie die Wahl auf ihn gefallen, und seine Wähler fügten die Bitte hinzu, den neuen König „aus Erbarmen zu bestätigen.“ War dies auch sicherlich nicht geeignet, das Ansehen des Deutschen Reiches zu heben, so konnte doch Ruprecht ein würdigerer Träger der Krone genannt werden als Wenzel. Klug und gelehrt, Mitgründer der Heidelberger Universität, nüchtern und streng gegen sich selbst, fromm, gerecht und energisch, in Sitten und im Leben lobenswürdig, wird er als ein Mann bezeichnet, der bei Gott und den Menschen beliebt gewesen sei.

Nun fragte sich, wie Wenzel und das Reich die Wahl aufnehmen würden. Wenzel geriet in heftigen Zorn und schwur, er wolle Ruprecht totstechen oder selbst durch ihn fallen, und Jobst von Mähren (und Brandenburg) erklärte, er werde die Ungebühr strafen oder kein Haar in seinem langen Barte behalten. War deren ablehnende Haltung vorauszusehen, so wurde es dagegen verhängnisvoll, daß die Herzöge Ernst von Bayern und Rudolf von Sachsen-Wittenberg, zum Teil auch die Herzöge von Österreich an Wenzel festhielten. Ja, selbst im Südwesten des Reiches, wo Ruprecht am ehesten Anerkennung zu finden gehofft hatte, wagte die kleine Grafschaft Württemberg dem Pfaffenkönig bis an sein Lebensende zu trotzen, und auch die Bürgerschaften, namentlich der schwäbischen Städte, zögerten Ruprecht anzuerkennen, obwohl ihnen die geistlichen Kurfürsten vorstellen ließen, sie könnten ohne Gefahr ihrer Seelen Wenzel den Eid der Treue brechen. Die alte Wahlstadt Frankfurt wahrte am besten ihr Gelübde: sechs Wochen und drei Tage ließ sie Ruprecht vor ihren Thoren warten; erst als binnen dieser Frist Wenzel keinen Gegenversuch gemacht hatte, verstattete sie dem Könige die Huldigung. Die rheinischen Bundesstädte Mainz, Worms und Speyer machten ihre Huldigung von der Bestätigung ihrer Freiheiten abhängig, die doch im ganzen den Privilegien der rheinischen Bischöfe entgegengesetzt waren. Auch die Krönungsstadt Aachen hielt Wenzel den Treueid; man verlangte auch hier, Ruprecht solle sechs Wochen und drei Tage warten, und seine Drohung, er werde bewirken, daß in Zukunft kein König mehr zu Aachen gekrönt werde, blieb ohne Wirkung. Wollte Ruprecht gekrönt werden, so konnte es nur in Köln geschehen. Man begab sich dahin: am 6. Januar 1401 geleiteten die drei geistlichen Kurfürsten ihren König zum Hochaltare an den Schrein der heiligen drei Könige. Dort las Ruprecht als Diakon das Evangelium von den drei Weisen des Morgenlandes und empfing aus den Händen Friedrichs von Köln die erste der drei

1401

Kronen, die er einst zu tragen hoffte. Die Reichskleinodien waren aber noch in Wenzels Besitz, und es war nicht anzunehmen, daß er freiwillig verzichten würde. Ein Feldzug, den Ruprecht ins Werk setzen ließ, im Vertrauen auf die Unzufriedenheit der böhmischen Barone, brachte nur diesen eine Vermehrung ihrer Freiheiten, dem deutschen Könige aber keinen Vorteil. Zwei Wege gab es, auf welchen man Wenzel einen Vorsprung abgewinnen konnte: der eine bestand darin, daß man die Anhänger des abgesetzten Königs umstimmte, der andre führte nach Rom; konnte man den Papst bestimmen, Ruprecht die Kaiserkrone aufzusetzen, von deren Bedeutung Wenzel keine Ahnung hatte, so war der Streit mit einem Schlage entschieden. Aber Bonifacius nahm eine abwartende Stellung ein.

An einer Einladung zu einem italienischen Zuge fehlte es aber von andrer Seite nicht. Die Stadt Florenz, die schon im November 1400 die Hoffnung ausgesprochen, durch Ruprechts Wahl werde die Kirchenspaltung beendigt werden und das Kaisertum neu erblühen, ließ ihn im nächsten Jahre durch einen eignen Gesandten, Buonacorso Pitti, beglückwünschen und zu einem Römerzuge auffordern; wenn der König noch im Laufe des nächsten Jahres den Zug unternehmen und die Rechte des Reiches gegen Johann Galeazzo, den Tyrannen von Mailand, geltend machen wolle, wurde die Summe von 100 000 Goldgulden angeboten. Die Verhandlungen zogen sich etwas in die Länge, teils, weil Ruprecht diese Summe nicht für ausreichend hielt, teils, weil er die Resultate des böhmischen Feldzuges abwarten, jedenfalls auch noch weitere Anhänger werben wollte. Wirklich gewann Ruprecht den Herzog Leopold von Österreich, aber nur gegen einen ungeheuren Preis; freilich versprach ihm aber auch derselbe, den Zug nach der Lombardei durch seine Staaten zu gewähren, ein Zugeständnis, das um so wichtiger schien, als die freien Eidgenossen dem König den Durchmarsch einfach verweigerten. Im Juli, wo dieser Vertrag zu stande kam, wurde Ruprecht auch mit Florenz handelseinig und betrieb nun eifrigst seine Vorbereitungen. Da die Gesandten, welche er zum Papste geschickt, nur die Aufforderung überbrachten, die Heerfahrt gegen den Herzog von Mailand zu beschleunigen, ersuchte Ruprecht den Papst noch einmal um Bestätigung seiner Wahl. Eine Aussicht dazu zeigte sich schon jetzt, insofern die deutschen Gesandten einen päpstlichen Geschäftsträger mitbrachten, welcher sich über die Lage im Reiche und Ruprechts Einfluß unterrichten, diesem auch unter der Hand die Bedingungen mitteilen sollte, deren Erfüllung Bonifacius für unerläßlich hielt. In erster Linie stand natürlich die Forderung, sich in keinerlei Beziehungen zu dem Gegenpapst, Benedikt XIII., einzulassen und auch womöglich den König von Frankreich auf den Weg der Pflicht zurückzuführen.

Einen Augenblick vielleicht schwankte Ruprecht, ob er nicht gerade im Bunde mit Frankreich den demütigenden Bedingungen entgehen könnte, die der Papst stellte, indes — was sollte er sich mit diesem schon jetzt überwerfen?

Gelang der Römerzug, so konnte er als gekrönter Kaiser auch die Reformation der Kirche in die Hand nehmen.

Wirklich brachte Ruprecht im Sommer 1401 ein kleines Heer zusammen, 1401 allein es fehlte immer noch an den erforderlichen Geldmitteln; auch die florentinischen Abgesandten, welche den König in Augsburg aufsuchten, überbrachten kein bares Geld, sondern nur Anweisungen auf venetianische Bankhäuser. So mußte Ruprecht einem Kriegsrat die Frage vorlegen, ob es nicht besser sei, den ganzen Heerzug aufzugeben. Zwar wurde der ursprüngliche Plan festgehalten, aber der König sah sich genötigt, noch einen Teil seines ohnehin nicht zahlreichen Haufens nach Hause ziehen zu lassen. Endlich, am 16. September, brach man von Augsburg auf und zog den Alpenpässen zu. Von Innsbruck aus bedrohte der König den Herzog Johann Galeazzo mit seiner und des Reiches Ungnade, falls er das unrechtmäßig Erworbene nicht herausgebe; auf eine schnöde Antwort des Mailänders erfolgte von seiten Ruprechts die förmliche Kriegserklärung.

Der Krieg war kurz und ruhmlos. Der Herzog von Mailand gewann Zeit, die erfahrensten Kriegshauptleute Italiens um sich zu sammeln und die bedrohten Städte seines Gebietes, namentlich auch Brescia, zu sichern. Auf diese Stadt hatte es Ruprecht abgesehen, weil man auf die Empörung der dortigen Feinde des Herzogs rechnete. Am 14. Oktober hielt der König in Trient Heerschau: „es war ein recht kleines Heer, entgegen den bombastischen Nachrichten der Chroniken, die von 32000 Mann zu Roß und zu Fuß reden; nach urkundlichen Quellen waren schwerlich über tausend Mann zusammengekommen.“ Die italienischen Hilfsscharen befehligte Franz von Carrara. Am 16. Oktober brach man gegen Brescia auf, in einer für einen Feldzug ungünstigen Jahreszeit. Das einzige Treffen, welches am 21. Oktober vor Brescia geliefert wurde, war für die Deutschen nachteilig, da ihre schwerfällige Reiterei der leichteren und darum beweglicheren italienischen im Kampfe nicht gewachsen war. Dazu kam, daß der Herzog Leopold von Österreich beim Beginne der Schlacht gefangen genommen wurde. Nach der Niederlage zog er, auch der Erzbischof von Köln ab; das Heer, welches an Proviant Mangel litt, löste sich auf, am 30. Oktober war Ruprecht wieder in Trient. Als Besiegter mochte er nicht nach Deutschland zurückkehren; das hätte ihm die Krone kosten können. Er ging mit den wenigen Getreuen, die bei ihm ausharrten, über venetianisches Gebiet nach Padua und entschädigte sich hier durch einen festlichen Einzug für die überstandenen Strapazen. Er hoffte in unbegreiflicher Verblendung noch immer, den Krieg wieder aufnehmen zu können, sei es mit Hilfe der Venetianer, der Florentiner oder des Papstes. Aber diese großen Handelsstaaten hatten keine Lust, ihre Reichtümer an eine fremde Sache zu wagen, — wohl verwandte sich Florenz in Rom für Ruprechts Kaiserkrönung — aber weitere Geldzahlungen wollten sie nicht leisten und begannen, den armseligen deutschen König wie einen Bandenführer zu behandeln; und auch der Papst wollte die Kaiserkrönung nicht vornehmen, aus Furcht, sich mit dem

unbesiegten Mailänder zu überwerfen. Es kam so weit, daß Ruprecht, dem man nicht einmal mehr Kredit gewähren wollte, seine Kleinodien und sein Silbergeschirr versetzen mußte: im April 1402 erklärte er dem venetianischen Senate, daß er es mit seiner königlichen Ehre unvereinbar halte, länger in Italien zu verweilen. Nachdem er noch ein Viatikum, sei es ein Darlehn, sei es ein Gnadengeschenk von 4000 Dukaten erhalten, begab er sich über Innsbruck nach München, wo er am 2. Mai eintraf.

1402

Das Volk sang auf offner Straße Spottlieder über den König, der ohne Heer, ohne Geld, ohne Ehre und ohne Krone zurückgekommen war, Ruprecht aber hatte seine ganze Regierungszeit hindurch an den Nachwehen des verfehlten Unternehmens zu leiden. Wäre Wenzel ein andrer gewesen, er hätte seinem pfälzischen Gegner mühelos jetzt auch die deutsche Krone rauben können.

Allerdings schien es, als werde Siegmund, der am 6. März 1402 seinen Bruder Wenzel gefangen nehmen ließ und sich mit dem Herzog Albrecht von Österreich verband, die günstige Gelegenheit zum Sturze Ruprechts benutzen, aber bald sah er sich in seinem eignen Königreiche Ungarn durch den vom Papst anerkannten anjouvinischen König Ladislaus bedroht. Da Siegmund dem Papste nunmehr in Ungarn und Böhmen den Gehorsam aufkündigte, beschloß Bonifacius auf die Luxemburger keinerlei Rücksichten mehr zu nehmen. Auch der Sorge, Johann Galeazzo könne ihm schaden, war er durch den Tod des Mailänders überhoben; so bewilligte er, was Ruprecht so lange vergebens erbeten. Am 1. Oktober 1403 bestätigte er Ruprechts Wahl und verwarf Wenzel als römischen König. Aber freilich war mit dieser späten Anerkennung wenig gewonnen. Ja, hätte Ruprecht, im Besitze ausgedehnter Hausmacht und reicher Mittel, jetzt nach Italien ziehen können! — aber er steckte in Schulden und mußte den Luxemburger sorglich beobachten, der schon 1405 den König Ladislaus aus Ungarn verdrängte. Norditalien blieb sich selbst überlassen, und nun zog Venedig aus dem Verfall der mailändischen Macht den hauptsächlichsten Vorteil. Franz Carrara, Ruprechts einstmaliger Feldherr, nachher sein Reichsvikar, fiel mit all den Seinen den Venetianern zum Opfer, ohne daß der König für ihn eine Hand gerührt hätte.

1403

Er war in Deutschland vollauf beschäftigt; wie viele wichtige Angelegenheiten hatte ihm Wenzels Mißregierung in Unordnung und Verwirrung hinterlassen! In erster Linie stand die Landfriedenssache und die Wiederherstellung der Rechts- und gerichtlichen Ordnung. Was Ruprecht in dieser Richtung im Jahr 1404 that, diente freilich nur dazu, den Beweis zu liefern, daß der deutsche König längst nicht mehr vermöge, seines Amtes als oberster Richter zu walten. Er sah sich genötigt, dies ehrenvolle Vorrecht mit einer finstern, geheimnisvollen Gewalt zu teilen, welche, zwar erwachsen auf dem Boden des freien Volkstums und gefördert durch altgermanische Einrichtungen und Rechtsanschauungen, dennoch weiter nichts geworden war, als eine widerwärtige Karikatur echten und wahren, heiligen und göttlichen Rechtes. Ehe wir uns zu dem Abkommen wenden, das Ruprecht mit dieser Afterjustiz

1404

schließen mußte, ist es nötig einige Bemerkungen über die Entstehung der Femgerichte voraus zu schicken.

Allgemein hat das Mittelalter das Femgericht auf die Zeit Karls des Großen zurückgeführt, die Kaiser und vor allem die Mitglieder der Feme waren von diesem Ursprunge überzeugt. In der That waren die Femgerichte kaiserliche Gerichte; denn während im übrigen Deutschland infolge der Ausbildung der Territorien und der Verringerung der Zahl der Freien eine Umgestaltung des alten Grafengerichts in der Weise sich vollzogen hatte, daß über dem Grafen, dem Vorsitzenden des Gerichtes (des Stuhles), der Territorialherr als Stuhlherr sich erhob, somit der unmittelbare Zusammenhang des Gerichts mit dem Königtum zerstört und infolge dessen dem Gericht die peinliche Gerichtsbarkeit meist verloren gegangen war, wurde in Westfalen, (im weiteren Sinne, d. h. den sächsischen Landen links von der Weser) der Gerichtsbann noch vom Kaiser oder Könige dem Freigrafen verliehen. Denn hier hatte sich der Stand der Freien noch in



Die Femlinde zu Dortmund.

Dieser ehrwürdige Zeuge der Vergangenheit erhebt sich, obgleich er vor mehreren Jahren den Hauptast verloren hat, noch zu einer sehr stattlichen Höhe. Der Tisch, worauf in schwachen Umrissen der Reichsadler ausgemeißelt ist, und die Bänke sind aus schlecht behauenen Steinblöcken roh zusammengefügt. Seitwärts umschließt ein Gehege die kräftigsten Wurzelschößlinge. Zahlreiche Eisenbänder, Drähte u. dgl. stützen und halten den Baum.

ausgedehnterem Maße als anderswo erhalten, und dazu kam der Umstand, daß in den vielen geistlichen Territorien Westfalens die landesherrliche Gewalt, die naturgemäß auch die richterliche Befugnis an sich brachte, langsamere Fortschritte machte und weniger durchgriff. Daher ließ man den Freien ihren Freigrafen als Richter, und dies Verhältnis änderte sich auch nicht, als nach dem Sturze Heinrichs des Löwen das Herzogtum Westfalen dem Erzbischof von Köln übertragen wurde. Der angesehenste Freistuhl war der zu Dortmund; hier erkannte der Freigraf keinen Stuhlherrn über sich an: er übte die Oberaufsicht über die andern Freistühle und bestätigte deren Urteile; hier fanden Zusammenkünfte sämtlicher Freigrafen statt, welche übereinstimmende Grundsätze, „Weistümer", feststellten. Mit der herzoglichen Würde des Kölner Erzbischofs hängt es zusammen, daß später in Arnsberg, dessen Freigraf sich „oberster Freigraf" nannte, gleichfalls Kapitel abgehalten wurden. Die Femgerichte oder Freigerichte waren demnach ursprünglich reichsunmittelbare Landgerichte, welche die Civil- und Kriminaljustiz ausübten. Ihre Gerichtsbarkeit erstreckte sich anfänglich nur auf die zur Freigrafschaft gehörigen Freistuhlgüter; allmählich aber fühlten sich die Freistühle, gleich andern kaiserlichen Gerichten, berechtigt, ihre Befugnisse auch auf Verbrechen auszudehnen, die außerhalb ihres Sprengels begangen waren, wenn der ordentliche Richter die Schuldigen nicht strafen konnte oder wollte. Wird dies Hinübergreifen der Gerichte in fremde Machtsphären auch dadurch erklärlich, daß die Kaiser sich immer mehr entwöhnten, ihres oberrichterlichen Amtes selbst zu walten, so lag doch die Gelegenheit zu

Nachbildung einer Seite aus der Originalhandschrift des Statutenbuchs des Westfälischen Gerichts im German. Museum zu Nürnberg.

„Seint das ein Gericht werden sal, das sol werden us dreyen personen, das ist von dem richter, von dem cleger und von dem anttwurtter, wanne danne nymant in dem gerichtte geclagen mag oder geanttwurtten, do ensey denne ein gegenwertiger richtter. Dor und wollen wir aller erst sagen von dem richtter. Der richtter sal sich zum ersten setzen, und ist in der stat ein ander richtter under ime, den sol er fragen ob er ein ding do hegen misse, und ..."

„Wenn ein Gericht gehalten werden soll, so soll es aus drei Personen bestehen, das ist aus dem Richter, aus dem Kläger und aus dem Antworter, so daß also niemand im Gericht klagen kann oder antworten, es sei denn ein Richter gegenwärtig. Hiernach wollen wir zu allererst von dem Richter sprechen. Der Richter soll sich zuerst setzen, und ist in der Stadt ein andrer Richter unter ihm, so soll er den fragen, ob er ein Ding da abhalten müsse, und ..."

Ausschreitungen sehr nahe. Wer leistete denn dafür Gewähr, daß die westfälischen Gerichte unparteiisch urteilten und nicht falschen Beschuldigungen ihr Ohr liehen? Die Organisation dieser Gerichte bot gegen Ungerechtigkeit und Willkür keine Garantie.

Das Gericht durfte nur „auf roter Erde",*) in Westfalen selbst, „gehegt" werden; der Freigraf mußte ein freier Westfale sein. Freischöffe (Richter) konnte wenigstens später jeder freie deutsche Mann von gutem Rufe werden, wenn er sich in Westfalen „wissend machen" ließ. Da der Eid in den meisten Fällen das einzige Reinigungsmittel war, aber nur Freischöffenbare Zeugen oder Eideshelfer sein konnten, war der nicht-wissende Angeklagte unrettbar verloren, wenn ihm keine solche Freischöffen bekannt waren, durch die er seine Unschuld beweisen konnte. Daher drängte man sich zum Schöffenamte, je weiter das furchtbare Gericht um sich griff, welches sich „heilig" zu sein rühmte! Im XV. Jahrhundert soll es einmal 100000 Schöffen in Deutschland gegeben haben, und als es sich im Jahre 1439 — das Jahrzehnt 1430—1440 bezeichnet überhaupt den Höhepunkt der Femgerichte — um die Verurteilung eines bayrischen Herzogs handelte, sind, wie wir wissen, nicht weniger als 18 Freigrafen und 800 Freischöffen zugegen gewesen. Erschien der Angeklagte, so wurde gegen ihn im „offenen Gerichte" verhandelt. Stellte er sich nicht, was begreiflicherweise sehr oft vorkam, so verwandelte es sich in ein heimliches oder Stillgericht, in die „heimliche beschlossene Acht." Zwar fand auch dies unter freiem Himmel an den uralten Malstätten am hellen Tage statt, — alles, was von heimlich-schauerlichen Zusammenkünften bei Nacht und Nebel erzählt wird, ist spätere Fabel und Legende — aber jeder Nichtwissende mußte sich bei Todesstrafe fern halten. Wurde der Angeklagte schuldig befunden, so wurde das Todesurteil sofort vollzogen, falls er anwesend war; er wurde mit dem Weidenstricke gehängt. Dem, welcher nicht erschien, wurde das Urteil verheimlicht. Die Freischöffen waren verpflichtet, das Urteil auszuführen, doch mußten sie bei der Exekution zu dreien sein. Wo sie den Verfemten trafen, knüpften sie ihn sofort an den nächsten Baum.

Mag das Gericht der heimlichen Acht in den Zeiten, die man die „kaiserlose, schreckliche" nennt, ein Notbehelf gewesen sein, der zuweilen durch schnelle und sichere Urteilsvollstreckung den Verbrechern einen heilsamen Schrecken einflößte, es war dennoch ein frevelhafter Mißbrauch, welcher nicht sowohl unsre Bewunderung verdient, als vielmehr unsre Entrüstung herausfordert. König Ruprecht mußte sich glücklich schätzen, daß die Feme ihn wenigstens als obersten Herrn und Richter, dem jeder Freigraf zu gehorchen habe, ausdrücklich anerkannte, daß sie den Grundsatz annahm, der römische Kaiser könne einem Freigrafen verbieten, zu richten. Auch sein Geleit sollte respektiert werden. Andrerseits aber mußte sich Ruprecht dazu verstehen, alle die mißbräuchlichen Ordnungen der Feme unangetastet zu lassen; ja, die Freistühle behielten sich vor, bei einer ganzen Reihe von Verbrechen ohne förmliche Verhandlung das Todesurteil zu vollstrecken, wenn man den Übelthäter auf frischer That betreffe. Bestehen blieb auch der harte Satz, daß keinem Verfemten sein guter Ruf helfen dürfe: „Wer verfemt wird, wie recht ist, dem hilft nicht, daß er fromm sei."

Konnte Ruprecht auch der Feme gegenüber nicht wiedergewinnen, was seine Vorgänger preisgegeben hatten, so zeigte er doch den Fürsten und Herren,

---

*) Ob diese Bezeichnung wirklich von der Farbe des Bodens gewisser Striche herrührt (so Lindner), oder nicht vielmehr durch mißverständliche Volksetymologie aus „rauhe Erde" entstanden ist, wie umgekehrt Sauerland aus Süderland, bleibe dahingestellt.

daß er gewillt sei, durch strenge Handhabung der königlichen Gewalt der Unordnung und dem Unfrieden zu steuern. So bekämpfte er den Markgrafen Bernhard von Baden, brach die Raubschlösser in der Wetterau und das mainzische Höchst.

Aber wiewohl die Kurfürsten Wenzel wegen seiner Lässigkeit abgesetzt hatten, war ihnen doch eine Energie zuwider, die sie selbst zu fühlen bekamen. Darum schlossen Ruprechts Gegner, der Mainzer an der Spitze, am 14. September 1405 zu Marbach in Württemberg einen Bund, der zwar dem Wortlaute nach Verteidigungszwecken dienen sollte und den römischen König, wie üblich, ausnahm, aber in Wahrheit doch nur gegen Ruprecht gerichtet war. Nun wurde er gar noch um seine Bestätigung angegangen. Auf einem glänzenden Reichstage in Mainz im Januar des Jahres 1406 setzte Ruprecht den Verbündeten auseinander, ihm komme es zu, von des Reiches wegen den Frieden zu bestellen; in ernstlichen Worten forderte er die Auflösung des Bundes, der ohne seine und des Reiches Erlaubnis geschlossen sei. Es kam zu Auseinandersetzungen, bei denen Johann von Mainz dem König frech gegenübertrat; Ruprecht setzte seinen Willen nicht durch, erwirkte auch im Laufe des Jahres keinen Gehorsam, sondern mußte am 19. Dezember 1406 den Grundsatz anerkennen, es sei gestattet, auch ohne Erlaubnis des Reiches Bündnisse um des Friedens willen zu schließen. Damit hatten namentlich die Städte wieder gewonnen, was ihnen durch den Egerer Landfrieden entzogen war.

1405

1406

Die Anerkennung des Marbacher Bundes hatte die Schwäche Ruprechts hinreichend bewiesen; es blieb ihm nichts übrig, als durch Sonderverhandlungen mit den einzelnen Städten seine Lage zu bessern. Ein unerwarteter Erfolg war es, daß das trotzige Aachen sich jetzt bereit finden ließ, dem Könige nicht allein die Thore zu öffnen, sondern sogar eine Strafsumme von 8000 Gulden zu erlegen. Am 14. November 1407 ritt er in die Königsstadt ein, begab sich in das Münster und empfing die Krone, auf dem Stuhle Karls des Großen sitzend, aber ohne die gewöhnlichen Zeremonien, „schlicht, ohne Chrysam (Salbung) oder andre Zierlichkeit.“

1407

Im übrigen aber blieb das Königtum schwach und kraftlos. In Nord und Süd, in Lübeck und in der Schweiz wüteten Kämpfe, in welchen der König nichts zu sagen hatte: allenthalben machte sich das Bestreben geltend, Bündnisse zu schließen und dadurch das Reich in sich aufzulösen. Trotzdem sahen sich König und Reich noch einmal berufen, an die Lösung einer Frage von europäischer Bedeutung zu gehen: es galt die Spaltung der Kirche zu beseitigen.

Papst Innocenz VII., der Nachfolger Bonifacius' IX., hatte schon 1404 ein allgemeines Konzil auf den 1. Mai 1405 nach Rom berufen und die deutschen Prälaten dazu eingeladen, er sah sich aber im September 1405 selbst genötigt, von Rom nach Viterbo zu entweichen und das Konzil zu verschieben. Er starb darüber, auch waren die deutschen Fürsten damals viel zu sehr mit sich selbst und dem Marbacher Bund beschäftigt, als daß sie für die kirchliche Frage besonderes Interesse gehabt hätten. Der neugewählte Papst, Gregor XII. nahm aber den Plan wieder auf, im Wege eines allge-



Grabfiguren Ruprechts von der Pfalz und seiner Gemahlin in der Heiligengeistkirche zu Heidelberg.

Das Grabmal trägt die Inschrift:

Rupertus Bavariae dux, Comes Rheni Palatinus, Romanorum rex justus, pacis et religionis Amator,
Ruprecht, Herzog von Bayern, Pfalzgraf bei Rhein, rechtmäßiger römischer König, des Friedens u. der Religion Freund,
dignus Deo visus qui pro justitia pateretur, hujus sacrae aedis, et collegii institutor, hic cum
der Gott würdig schien für die Gerechtigkeit zu leiden, dieses heiligen Tempels und des Kollegiums Begründer, ruht hier
castissima coniuge Elisabeth Norici montis Burgravia quescit; (de)functus anno Christi MCCCCX. Kal:
mit seiner keuschen Gemahlin Elisabeth, Burggräfin zu Nürnberg; gestorben im Jahr Christi 1410 am 15. Tage vor
Juni XV.
den Kalenden des Juni (18. Mai).

meinen Konzils die Einheit wieder herzustellen, lud im Juli 1408 zu einem solchen ein und bat Ruprecht persönlich zu erscheinen. Wohl hätte die Würde des Reiches es erfordert, daß der deutsche König sein Amt als Schirmvogt der Kirche ausübte, aber, abgesehen von Ruprechts sonstigen Behinderungen, ward die Lage dadurch besonders schwierig, daß sich eine große Anzahl Kardinäle sowohl von dem italienischen, wie vom französischen Papste lossagte, die Schlichtung des Streites für sich in Anspruch nahm und selbständig ein Konzil nach Pisa berief. So schwierig es für Ruprecht war, unter diesen Verhältnissen sich für einen der regierenden Päpste zu entscheiden, gedachte er doch Stellung zu nehmen und berief zum Januar einen Reichstag nach Frankfurt. Ein Legat des Papstes Gregor machte den Vorschlag, die Bestimmung der Zeit und des Ortes für das von ihm geplante Konzil dem Könige zu überlassen, wofern auch die in Pisa versammelten Kardinäle darauf eingingen. Aber der Abgesandte derselben erklärte, darauf nicht antworten zu können. Obwohl nun Ruprecht darlegte, daß der von den Kardinälen eingeschlagene Weg irrig sei und höchstens zu einer Dreiteilung des Papsttums führen könne, faßte die Versammlung keinen Beschluß; im Interesse solcher Kirchenfürsten, wie Johann von Mainz, lag es ja, nach beiden Seiten freie Hand zu behalten, um im Trüben zu fischen.

Es war natürlich, daß die Gesandten des Konzils sich nun nach Böhmen wandten; als sie dort dem König Wenzel versprachen, der von ihnen zu wählende Papst werde „Ruprecht von Bayern“ durch die kirchlichen Strafen zermalmen, schloß er mit ihnen am 17. Februar 1409 einen Vertrag, dem zufolge seine Gesandten als die des wahren römischen Königs in Pisa aufgenommen werden sollten. Wenzel sah den verhaßten Gegner im Geiste schon gestürzt und richtete an die schwäbischen Städte die Aufforderung, ihm, als dem rechtmäßigen König, die Reichssteuern zu entrichten.

1409

Einstweilen beeilten sich die Städte damit nicht, und Ruprecht beschloß, auf dem Konzil zu Pisa, welches am 25. März 1409 eröffnet ward, seinen Standpunkt gründlich darzulegen. Seine Gesandten stellten die Frage, wie das Konzil dazu käme, ohne Rat und Zustimmung des Königs die Beseitigung der Spaltung selbständig zu unternehmen. Sei Gregor ein unrechtmäßiger Papst, so sei auch ihre Kardinalswürde nicht über allem Zweifel erhaben. Und da einerseits bekannt war, daß namentlich die Umtriebe des Königs von Frankreich die Kardinäle zu selbständigem Vorgehen ermuntert hatten, andrerseits das Konzil den Grundsatz aussprach „der heilige Geist regiere unmittelbar allgemeine Kirchenversammlungen,“ so warf Ruprechts Botschafter, Konrad von Soest, die weitere, spitzige Frage auf, „ob denn der heilige Geist alles annehmen müsse, was in Frankreich erfunden worden.“

1409

Am 4. Mai erklärte der berühmte Rechtsgelehrte Pietro d'Ancorano im Namen des Konzils die Protestation Ruprechts für widerlegt; es ward ihm bedeutet, als weltlicher Herr habe er sich hier gar nicht einzumischen, sondern mit frommer Andacht die Dekrete des heiligen Konzils zu vernehmen. Vier Wochen später wurden beide Päpste auf das Gutachten mehrerer, meist französischer Universitäten, als Ketzer bezeichnet, und der Kardinal von Mailand als Alexander V. zum Papste erwählt. Damit war die Dreiteilung des Papsttums eingetreten, wie Ruprecht in Frankfurt vorausgesagt hatte.

Dem gewaltthätigen Verfahren des Pisaner Konzils, welches auch die Würde des römischen Königs angetastet hatte, ließ sich die Spitze nur abbrechen, wenn das von Gregor ausgeschriebene Konzil möglichst zahlreich besucht wurde. Es kam zwar in Cividale zusammen, brachte es aber nur zu zwei Sitzungen; Papst Gregor mußte flüchten und entging nur in Verkleidung dem Tode.

Unbekümmert um Ruprechts Stellung zu Gregor nahm Johann von Mainz von Alexander V. die Stelle eines Legaten an. Daß aber der Sieg des Pisaner Konzils eine Demütigung Deutschlands, den Triumph Frankreichs bedeutete,

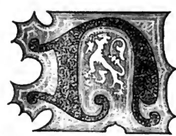
zeigt ein Schreiben des französischen Königs, in welchem er die Stadt Frankfurt auffordert, „dem Pfalzgrafen Ruprecht, der sich König nennt," keinen Beistand gegen den Mainzer zu gewähren.

Ruprechts Stellung ward von Tag zu Tag mißlicher. Und dabei hatte er von seinem Regierungsprogramm nicht den kleinsten Teil verwirklichen können; die Zerrüttung in den deutschen Landen stieg zu einer Höhe, die sie selbst zu Wenzels Zeiten nie erreicht hatte. Auch im Familienleben trafen den König harte Schläge; dann wandte sich sein treuer Freund von ihm, der Burggraf Friedrich von Nürnberg; tiefverschuldet trat er in die Dienste des Luxemburgers Siegmund.

Schon glaubte man, es werde ein neuer verderblicher Krieg gegen den vereinsamten König ausbrechen, als demselben die Vorsehung die Ruhe gewährte. Unter dem Gewichte von Sorgen und Kummer, von Mühen und verfehlten Anstrengungen, unter dem Schmerze um den Verlust der Seinigen brach die Kraft des 58jährigen Fürsten zusammen. Die unmittelbare Veranlassung zu seinem Tode gab Johann von Mainz, der ihn dereinst erhoben: Ruprecht überanstrengte sich bei den Vorbereitungen zu einem Kriegszuge gegen den unruhigen Erzbischof, den das Volk Pilatus nannte; am 18. Mai 1410 entschlief er. — Am Tage zuvor war Balthasar Cossa, der Anstifter des Pisaner Konzils, Seeräuber in seinen jungen Jahren, als Johann XXIII. an Stelle Alexanders V. zum Papst erhoben worden! 1410

Ruprechts Leiche ward in Heidelberg beigesetzt: am 26. September 1411 folgte ihm seine Gemahlin, Königin Elisabeth, 41 Jahre hatte die Hohenzollernsche Fürstentochter in Freud und Leid bei ihrem Gemahl ausgeharrt. Ein Stein deckt beide; die Grabschrift verkündete, „hier ruhe mit seiner keuschen Gemahlin, der Burggräfin Elisabeth, Ruprecht, Herzog von Bayern, Pfalzgraf bei Rhein, rechtmäßiger römischer König; ein Frieden und Religion liebender Mann, der Gott würdig erschienen, daß er für die Gerechtigkeit leide."

6. Siegmund, 1410—1437.



Initial aus der Breslauer Handschrift des Froissart (altfranzösischer Geschichtschreiber), geschrieben um 1468, die durch ihre prachtvollen Miniaturen und Initialen besonders geeignet ist, die Zeit Siegmunds zu illustrieren.

Nach Ruprechts Tode konnte Wenzel leicht auf den Gedanken kommen, sich für den berechtigten Inhaber des Thrones zu halten. Dem gegenüber war es einleuchtend, daß die Kurfürsten, welche ihn abgesetzt hatten, zu einer Neuwahl schreiten mußten. Zu Wenzel hielt eigentlich auch nur Herzog Rudolf von Sachsen, der denn auch seine Teilnahme an einer Neuwahl verweigerte. Aber auch unter den Kurfürsten, welche Wenzels Absetzung herbeigeführt hatten, waren zwei Parteien entstanden; die eine führte noch immer Johann von Mainz, die andre Pfalzgraf Ludwig, König Ruprechts

Sohn. Der Pfälzer trat nach dem Tode seines Vaters als Reichsverweser auf, die schwäbischen Städte erkannten ihn auch als solchen an, wiewohl einige 1410 Städte sich (29. September 1410) verbunden hatten, einem österreichischen Herzog zur Krone zu verhelfen. Das war von geringer Bedeutung; es fragte sich, ob Ludwig einen geeigneten Kandidaten finden und diesem kurfürstliche Stimmen gewinnen könnte. Zu dem Mainzer hielten alle Fürsten, die das Pisaner Konzil anerkannt hatten, von den Kurfürsten nur der Erzbischof von Köln. Besondere Schwierigkeiten lagen darin, daß der abgesetzte Wenzel die böhmische Kur besaß, während die beiden Fürsten, welche demnächst als Kandidaten aufgestellt wurden, die Kurstimme der Mark Brandenburg beanspruchten.

Der eine derselben war der gegenwärtige Pfandinhaber der teilweise versetzten Mark, Jobst von Mähren. Johann von Mainz hatte ihn für die Krone auserseheu, nachdem sein Versuch, Wenzel zu einer Neuwahl zu bestimmen, mißglückt war. Denn unter dieser Bedingung wäre er geneigt gewesen, dem Abgesetzten wieder zum Throne zu verhelfen. Jobst hatte bisher zwar noch immer seinen Vetter als den einzigen rechtmäßigen König anerkannt, ließ ihn aber fallen, sowie er selbst als Kandidat auftreten durfte.

Siegmund, der sich noch immer Markgraf von Brandenburg nannte, jetzt aber durch den Krieg zwischen dem deutschen Orden und Polen ferngehalten wurde, war von seiten des Pfalzgrafen vorgeschlagen worden, welcher auch den Erzbischof Werner von Trier gewann. Die Verhandlungen führte in geschicktester Weise der Burggraf Friedrich von Nürnberg, der mit dem Pfalzgrafen verwandt und befreundet, neuerdings auch geheimer Rat des Königs Siegmund war. Allerdings verfügte dieser nur über drei Kurstimmen, falls er sich die von Brandenburg anmaßen durfte; aber die Gegner waren fast in der gleichen Lage, insofern nicht zu erwarten stand, daß Rudolf von Sachsen oder gar Wenzel selbst für den ungetreuen Markgrafen Jobst stimmen würden. Da der Rat der Wahlstadt Frankfurt stürmische Vorgänge besorgte, so traf er umfassende Sicherheitsmaßregeln. Für Siegmunds Aussichten war es günstig, daß der Burggraf Friedrich von Nürnberg in Frankfurt Einlaß fand, wenn auch nicht als kurfürstlicher Gesandter des Markgrafen Siegmund von Brandenburg, so doch als Botschafter des Königs Siegmund von Ungarn.

Die rheinischen Kurfürsten waren schon drei Wochen in Frankfurt versammelt, Böhmen und Sachsen schienen ausbleiben zu wollen, Pfalz und Trier drängten zum Vollzug des Wahlaktes. Die Gegenpartei wünschte denselben zu verzögern, weil sie mit ihren Vorbereitungen noch nicht fertig war. Da machten sich Pfalz und Trier selbständig an das Werk und erkannten, um wenigstens noch eine Kurstimme zu gewinnen, dem Burggrafen Friedrich das Recht zu, an Siegmunds Stelle die Stimme von Brandenburg abzugeben. Am 20. September wollten sie in der Bartholomäuskirche, wie üblich, die Wahl vornehmen, fanden aber die Eingänge verschlossen. Da vollzogen sie auf dem Kirchhof am Dom den feierlichen Akt und erklärten Siegmund für gewählt; der Burgraf nahm für seinen Herrn die Wahl an.

Zwar war es dem Mainzer sehr verdrießlich, sich überrumpelt zu sehen, aber er gab seine Sache keineswegs verloren: am 1. Oktober nahm er an ordentlicher Stelle in der Bartholomäuskirche die Wahl seines Kandidaten Jobst vor. Da angeblich auch Wenzel seinen Widerstand gegen diesen aufgegeben und Rudolf von Sachsen zustimmte, hatten sich fünf Kurstimmen auf ihn vereinigt. So hatte das Reich, gleich der Kirche, drei Herrscher, — denn Wenzel hatte auf den Titel eines römischen Königs nicht verzichten wollen — sämtlich aus dem Hause Luxemburg und Urenkel Kaiser Heinrichs VII.

Obwohl Siegmund durch sein späteres Verhalten deutlich genug gezeigt hat, daß er an die Gültigkeit seiner ersten Erwählung — mit Recht — nicht glaubte, scheint hier der Ort, über seine Persönlichkeit einiges vorauszuschicken und auf sein Vorleben einen kurzen Rückblick zu thun.

Siegmund, der Sohn Karls IV. und seiner vierten Gemahlin Elisabeth von Pommern, war am 14. Februar 1368 geboren und schon als Kind von auffallender Schönheit. Seine trefflichen Geistesanlagen hatte eine sorgfältige Erziehung gepflegt und entwickelt. Seine äußere Erscheinung war durchaus ritterlich: seine Gestalt war majestätisch, sein Sinn für große Gedanken empfänglich, für hohe Ideen leicht zu entzünden, er besaß persönlichen Mut und bedeutende Rednergabe, dabei fehlte es ihm nicht an einer gewissen Gutmütigkeit des Herzens. Aber diesen Vorzügen standen nicht geringe Fehler gegenüber. Seine Gutmütigkeit verleitete ihn zu maßloser Freigebigkeit, seine Freude an äußerem Glanz zur Prunksucht und Verschwendung; in dem schönen ritterlichen Manne wohnten Jähzorn, Leichtsinn und sinnliche Leidenschaft, welche letztere namentlich sich weder mit der guten Sitte, noch mit seiner hohen Stellung vertrug. Sein Leichtsinn machte ihn auch unzuverlässig; namentlich seinem Bruder Wenzel gegenüber hat er Treue und Glauben wenig geachtet. Mit einem Wort, es gebrach ihm trotz mancher bestechenden Eigenschaften an einem festen inneren Halt, an sittlicher Würde.

Er hatte im Jahre 1410 schon ein bewegtes Leben hinter sich. Als zehnjähriger Knabe ward er Kurfürst von Brandenburg, zwei Jahre später mit Maria von Ungarn verlobt. Noch hatte er nicht das fünfzehnte Lebensjahr erreicht, so war ihm schon die Regierung des Königreichs Polen anvertraut, da König Ludwig, sein Schwiegervater, die Reiche nicht geteilt zu sehen wünschte. Wir erinnern uns, daß die Polen selbst damit nicht einverstanden waren; seine Mißregierung stürzte den jungen Fürsten in ungeheure Schulden und nötigte ihn, die Mark an Jobst zu verpfänden, sein despotisches Auftreten machte ihn den Polen verhaßt. Zwar blieb ihm Ungarn, aber da er sich mit ausländischen Günstlingen umgab und die Rechte der Nation nicht achtete, reizte er die Ungarn zum Widerstand und zur Empörung. Mit Grausamkeit schritt er ein, Ströme edelsten Blutes flossen: er schuf sich nur Todfeinde. Dann sah er sich genötigt, den drohenden Fortschritten der Türken ein Ziel zu setzen. Im Jahre 1395 nahm er dem Sultan Bajazet, der unlängst die Bulgarei erobert hatte, Nikopolis ab; im nächsten Jahre sammelte sich auf seinen Ruf in Ofen ein gewaltiges Kreuzheer, welches außer vielen süddeutschen, polnischen, böhmischen und ungarischen Herren die Blüte der französischen und burgundischen Ritterschaft in sich schloß. Aber Übermut und Leichtsinn führten am 28. September 1396 den Verlust der Entscheidungsschlacht bei Nikopolis herbei; mit Mühe retteten Graf Hermann von Cilli und der Burggraf von Nürnberg den König an die Donau; auf ihr erreichte er das Schwarze Meer, um dann vermittelst eines venetianischen Schiffes zur See nach Ungarn zurückzukehren. Neue Wirren in Ungarn hinderten ihn, Wenzel zu Hilfe zu kommen, als sich über dessen Haupte das Unwetter zusammenzog. Am 28. April 1401 ward er selbst von den Unzufriedenen in Ofen gefangen genommen; kaum schonte man seines Lebens. Da man sich über die Persönlichkeit seines Nach-



Vermählung Siegmunds, Markgrafen von Brandenburg, späteren Kaisers, mit Maria von Ungarn. (Im Vordergrunde erklärt Siegmund seinem Mitbewerber, Ludwig von Orleans, daß dessen Werbung zu spät komme.)

Aus der Breslauer Prachthandschrift des Froissart, eines altfranzösischen Geschichtschreibers. Die Handschrift, um 1468 geschrieben, ist durch die Fülle ihrer herrlichen Miniaturen eine Hauptquelle für die Veranschaulichung des kriegerischen und höfischen Lebens der ersten Hälfte des XV. Jahrhunderts.

folgers nicht verständigen konnte, — auch der vom Papst empfohlene Ladislaus von Neapel fand nicht allgemeinen Anklang — da auch Siegmunds Vettern, Jobst und Prokop von Mähren, für ihn die Waffen erhoben, erhielt er im Oktober die Freiheit wieder und suchte neue Stützen zu finden, indem er sich mit Barbara, der Tochter des mächtigen Grafen Hermann von Cilli, verlobte. Von 1401—1403 war er an Wenzels Stelle Vikarius des Königreichs Böhmen; bald verunreinigte er sich mit seinem Bruder und beraubte ihn im Mai 1402 seiner Freiheit. Nur gegen den völligen Verzicht auf die Regierungsgewalt erhielt Wenzel einige Erleichterung seiner traurigen Lage. Siegmund stützte sich dabei besonders auf den Herzog Albrecht von Österreich, dem er auch die Statthalterschaft seines eignen Königreichs Ungarn übertrug. Bald aber sah sich Siegmund genötigt, selbst nach Ungarn zu gehen, falls er nicht die Krone seinem Gegner Ladislaus überlassen wollte. Zugleich entkam Wenzel seiner Haft und wurde von den Böhmen, die Siegmund mit übermäßigen Steuern beschwert hatte, unter lautem Jubel wieder aufgenommen.

Siegmunds weitere Thätigkeit in Ungarn, seine Kämpfe gegen Ladislaus in Dalmatien, Bosnien und Serbien, seine Streitigkeiten mit Österreich dürfen wir hier übergehen; von seinen Vermittelungsversuchen zwischen Polen und dem deutschen Orden wird später die Rede sein. Dagegen muß hervorgehoben werden, daß Siegmund von 1404—1410 eifrig bemüht war, dem befriedeten Ungarnreiche treffliche Gesetze zu geben und segensreiche Institutionen in das Leben zu rufen. Selbst eine Universität stiftete er in Ofen, dem Beispiel Karls IV. folgend.

War Siegmund auch ursprünglich durchaus kein musterhafter Regent seines Ungarnreiches gewesen, so ließ sich doch annehmen, daß seine mannigfachen Erfahrungen einen heilsamen Einfluß auf ihn geübt haben würden. Auch werden wir sehen, daß er es mit der neuen Würde, die nun ihm verliehen war, durchaus ernst zu nehmen beabsichtigte. Zunächst freilich zögerte er, sich in den Besitz des Königsthrones zu setzen, und dies erwies sich als sehr nutzbringend, denn am 8. Januar 1411 starb Jobst in Brünn, und damit war der Möglichkeit eines verderblichen Thronstreites vorgebeugt. Nun erst erklärte Siegmund die auf ihn gefallene Wahl annehmen zu wollen (12. Januar 1411), obwohl das eigentlich schon von seinem Bevollmächtigten, dem Burggrafen, geschehen war. Wenngleich sich Siegmund nunmehr als König betrachtete, war doch noch ein zwiefaches Hindernis zu beseitigen. Noch immer lebte Wenzel, der seine Ansprüche nicht aufgegeben, noch immer betrachtete sich der Mainzer als denjenigen, welcher Deutschland einen König zu geben habe. Wirklich schrieb Johann einen neuen Wahltag aus, und Siegmund traf Anstalten, vor der Wahlstadt der Sitte gemäß, ein Lager zu beziehen: stellte sich binnen sechs Wochen und drei Tagen ihm kein andrer erwählter König gegenüber, so durfte man ihm den Einzug nicht verwehren. 1411

Indessen löste sich die Verwicklung dadurch, daß am 9. Juli zwischen Wenzel und Siegmund die Versöhnung zu stande kam. Siegmund versprach, Wenzels Kaiserkrönung zu betreiben, bei dessen Leben nicht nach der Kaiserkrone zu streben, ihm auch Böhmen und alle Nebenländer ungeschmälert zu überlassen. Da sah auch Johann von Mainz ein, daß es für ihn nur noch darauf ankomme, auch von diesem König möglichst weitgehende Zugeständnisse zu ertrotzen. Gern hätte er dabei seinen Feinden, besonders dem Pfälzer, noch einen Streich gespielt, er mußte sich aber begnügen, sich und seinen Freunden Vorteile und Vergünstigungen auszuwirken. Außerdem gab er sich den Anschein, für das Reich zu sorgen; Siegmund mußte sich verpflichten, alles was dem Reich entfremdet war, namentlich Mailand, zurückzuerobern.

Von Trier und Pfalz besorgte man eigentlich Einspruch gegen eine neue Wahl, weil darin eine Ungültigkeitserklärung der früheren lag; aber die Gesandten dieser Kurfürsten beschränkten sich auf Wahlenthaltung, und so konnte Siegmund am 21. Juli 1411 als einstimmig erwählt verkündigt werden. 1411

Nach Deutschland zu kommen war ihm auch jetzt unmöglich. Einerseits suchte er den Herzog Albrecht von Österreich, seinen Schwiegersohn, mit seinen Vettern auszugleichen, anderseits vermittelte er zwischen dem deutschen Orden und dem König Wladislaus von Polen. Denn in dem letzten Jahre

der Regierung des Königs Ruprecht hatte das Reich an seiner Ostgrenze einen schweren Schlag erlitten. Nach längeren Grenzstreitigkeiten zwischen dem Orden und Polen war unter dem Hochmeister Ulrich von Jungingen (seit 1407) die Feindschaft so gewachsen, daß im Jahre 1409 der Krieg ausbrach. Siegmund, als König von Ungarn, hatte sich auf die Seite des Ordens gestellt, aber ehe er eingreifen konnte, war die Entscheidungsschlacht bei 1410 Tannenberg am 15. Juli 1410 bereits geschlagen. Mit dem Hochmeister fielen 600 Ordensritter und 40 000 Fußsoldaten, 15 000 Gefangene führten die Polen von dannen, welche den Sieg mit 60 000 Mann erkauft hatten. Es war ein Schlag, von dem sich der Orden niemals wieder erholt hat — der Anfang vom Ende! Denn nun erhoben sich auch die Preußen, schon längst erbittert darüber, daß der Orden keine Söhne des preußischen Adels in seine Reihen aufnahm, diesem und den Städten die Teilnahme an der Staatsverwaltung versagte und mit seiner Großwirtschaft die bürgerlichen Betriebe einengte. Die Auflage neuer Steuern, welche die Befriedigung der ebenfalls schwierig werdenden Söldner nötig machte, brachte die Erbitterung zum offenen Ausbruch: Städte und Landadel kündigten dem Orden auf und schlossen sich geradezu den Polen an, da sie lieber eine Herrschaft der Slaven als des Ordens ertragen wollten. Unthätig sah das Reich den Kämpfen zu, und der erste Friede von Thorn (1411), den der nächste Hochmeister, Heinrich von Plauen, nach tapferer Verteidigung der Marienburg schloß, ließ noch viele Fragen unerledigt; am 24. August 1412 schlichtete endlich Siegmund die Zwistigkeiten durch einen Schiedsspruch, der freilich den Orden wenig befriedigte.

Obwohl er nun den Kurfürsten längst gemeldet hatte, er werde im 1412 Oktober 1412 in Frankfurt eintreffen, wurde er durch einen Krieg gegen die Venetianer noch länger ferngehalten. Sowohl als Besitzer von Dalmatien, wie als römischer König hatte er den stolzen Freistaat zu bekämpfen, der jetzt an Stelle von Genua und Mailand die Hegemonie von Oberitalien behauptete. Einen nennenswerten Erfolg errang Siegmund hier nicht; die Erschöpfung auf beiden Seiten führte am 17. April 1413 zu einem Waffenstillstand, welcher die Klagepunkte keiner Partei beseitigte. Vielleicht wäre es selbst dazu nicht gekommen, hätte sich nicht Siegmund kurz vorher mit den österreichischen Herzögen, auf deren Beistand die Republik rechnete, eng verbunden. Den Herzog Friedrich begleitete er durch Tirol; als er in Chur angekommen war, überlegte er, ob er seinen Weg durch Schwaben und Franken nach dem Rhein, oder südlich in die Lombardei nehmen sollte.

Es ist für die Zeit, es ist auch und noch mehr für Siegmunds Charakter bezeichnend, daß er, unbekümmert um Deutschland und die Krönung, sich nach Süden wandte. Allerdings hatte er sich bei seiner Wahl verpflichtet, Mailand und andre Reichslehen in den welschen Landen an Deutschland zurückzubringen, daß er es aber so eilig damit haben würde, erwartete niemand. Auch verfügte Siegmund kaum über irgendwelche Streitkräfte: die Eidgenossen, welche mit

Mailand im Streite lagen, sollten ihm helfen. Aber selbst als diese Hoffnung fehlschlug, gab er sein Vorhaben nicht auf und versuchte sein Heil durch Unterhandlungen. Natürlich kam er Mailand gegenüber nicht zum Ziel, aber die kleineren Fürsten und Städte Norditaliens brachte er in drei Vierteljahren ohne Geld und Streitkräfte zur Anerkennung der Oberherrlichkeit des römischen Königs. Aber noch eine weit wertvollere Frucht brachte diese Reise, eine Frucht, welche alle Mühen reichlich lohnte: die Einwilligung des Papstes Johann XXIII. zur Berufung des Konstanzer Konzils. In Como hatte Siegmund im Oktober eine Zusammenkunft mit Johanns Gesandten, welche unbeschränkte Vollmacht besaßen, Zeit und Ort eines Konzils zu bestimmen. Denn Johann, von dem neapolitanischen König Ladislaus aus Rom vertrieben, hatte auf keinen Helfer als auf den deutschen König zu rechnen, und ihm zu Gefallen hatte er schon am 13. März 1413 in allgemeinen Ausdrücken ein Konzil ausgeschrieben. Als er jetzt seine Legaten an Siegmund abordnete, vergaß er ihnen die Weisung mitzugeben, die Kirchenversammlung nur zu genehmigen, wenn sie auf italienischem Boden gehalten würde. Allerdings widerstrebten sie von selbst, als Siegmund Konstanz zum Versammlungsort vorschlug, aber Siegmund war von seinem Plan nicht abzubringen. Nicht ohne bange Ahnungen fügte sich auch Johann, nachdem er im November zu Lodi einen letzten Versuch gemacht hatte, den König umzustimmen. Am 9. Dezember 1413 vollzog er dort die Einladungsbulle, kraft welcher zum Allerheiligentage des nächsten Jahres sich in Konstanz das allgemeine Konzil versammeln sollte; er gab das Versprechen, persönlich zu erscheinen, Papst Gregor freilich war nicht zur gleichen Zusage zu bewegen.

1413

Es verdient die höchste Anerkennung, daß Siegmund den großen Anforderungen, welche seine Zeit an ihn stellte, gerecht zu werden eilte, ihren Lieblingsgedanken mit voller Seele erfaßte, sowie er nur die Zügel der Regierung in den Händen fühlte. Allerdings gehorchte er dabei einer gewissen Notwendigkeit, denn auch seine Kaiserkrönung war von einer Beseitigung des Schismas nicht unabhängig; aber es wäre eine ungerechte Verkleinerung des Verdienstes, das sich Siegmund erwarb, wollte man diesen Notstand im obersten Kirchenregiment allzusehr in den Vordergrund rücken. Wenn Siegmund ein Konzil zu stande brachte, verwirklichte er die sehnsuchtsvollen Wünsche von mehreren Generationen, die alles Heil der Welt, nicht allein auf geistlichem Gebiet, von einer Kirchenversammlung und Kirchenverbesserung erhofften. In der That gelang es ihm, nicht nur in Deutschland, das bis dahin in weiten Kreisen des Volkes eine ziemliche Gleichgültigkeit gegen den Plan Siegmunds zeigte, Stimmung für den Gedanken des allgemeinen Konzils zu machen, sondern auch England, mit dem er schon seit dem Jahre 1411 verbündet war, und, nach längeren Unterhandlungen, auch Frankreich zur Teilnahme zu bewegen.

Es war ein Zeichen der Zeit, daß ernstgesinnte Kirchenfürsten, wie der Erzbischof von Cambray, Peter d'Ailly, gegenwärtig zu diesem Werke drängten, aber seit

mehreren Jahrzehnten schon stellten gelehrte Männer geistlichen Standes in lateinischen Schriften dieselben Forderungen, und seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts waren in die weitesten Schichten der Bevölkerung hinein diese Überzeugungen getragen worden. Besonders hatten gewisse Sekten und Vereine, die äußerlich noch innerhalb des Verbandes der Kirche standen, aber von dieser teils offen verfolgt, teils mit mißtrauischen Blicken betrachtet wurden, in dieser Richtung auf den gemeinen Mann zu wirken gewußt. Da hatte der Straßburger Ruleman Merswin, ein „Gottesfreund", in seinem berühmten Buch von „den neun Felsen" seine Stimme erhoben und gepredigt: „Du mußt nun selber sehen, wie gar sorglich es jetzt steht in der Christenheit. Ich sage dir, die Päpste, die hievor waren, die führten ein viel ander Leben. Du sollst auch wissen, daß das Licht rechter Ordnung in dieser Zeit zumal in ihnen erloschen ist. Siehe, ob sie in dieser Zeit nicht mehr Sorge haben, denn daß sie in Ehren bleiben, und um sich selber besorgt sind, und daß sie viel Gutes gewinnen, daß sie ihren leiblichen Freunden zu Hilfe kommen, und sie zu Ehren, zu Gut und zu Gewalt bringen." — In derselben Weise verurteilt er alle andern Mitglieder der Geistlichkeit.

Nicht weniger scharf züchtigt Ruysbrock, der Patriarch der Mystiker, die Verderbnis des geistlichen Standes, namentlich seine Verweltlichung: „Jetzt herrscht," sagt er, „überall Geiz, Lüge, Trug und List, falsches Gewicht, Maß und Geld; auch die Päpste, Fürsten und Prälaten beugen ihre Knie vor dem zeitlichen Gut und haben nicht die Besserung und Zucht der Seelen, sondern den Beutel im Auge. Auch die Kirche selbst ist dem Reichtum zugänglich und bietet für Geld ihre Gaben, Ablaßbriefe für die Strafe des Fegfeuers und für alle Sünden."

In den Gemeinden der Waldenser und der Winkler, welche sich namentlich im südlichen Deutschland verbreiteten, hatten die Vorstellungen von der herrschenden Verderbnis und der Notwendigkeit einer Besserung einen festen Sitz gefunden. Obwohl gerade das deutsche Gemüt die kirchliche Frage als Herzens- und Gewissensfrage mit besonderer Innigkeit erfaßte, so war zu dieser Zeit eine andre Nation bestimmt, den reformatorischen Bestrebungen einen festen Untergrund zu gewähren; ein slavischer Mann, der Czeche Johann Hus, sollte den Kampf gegen die verweltlichte Kirche übernehmen und für die ewigen Wahrheiten der evangelischen Lehren den Märtyrertod erleiden; von seiner Nation, der böhmischen, ging das Losungswort aus, das leider nur zu bald durch den Donner der rauhen Feldschlacht, durch das wütende Geheul mordlustiger Banden und das Ächzen der Besiegten und Sterbenden übertönt werden sollte. Es war ein Unglück für alle Welt, daß durch eine Reihe von folgenschweren Ereignissen der universale Gedanke einer allgemeinen Reformation zu einer nationalen Streitsache, zuletzt fast zu einer Parteifrage wurde.

Johann Hus, der böhmische Reformator, war im Jahre 1369 zu Hussinecz, einem Flecken im südlichen Böhmen, geboren. Nach gelehrten theologischen Studien ward er 1398 Magister an der Universität Prag, Prediger an der Bethlehemskirche und auch Beichtvater der Königin Sophia von Böhmen. Namentlich in seinen Predigten griff er die Übelstände der Kirche an; that er es gleich mit besonderem Nachdruck, so war er darin doch nicht der erste: schon Konrad von Stiekna, Johann Milicz und Mathias von Janow, Karls IV. Beichtvater, waren in ähnlicher Weise aufgetreten. Aber am bedeutungsvollsten war folgendes: Da die Verbindung einer Tochter Karls IV. mit Richard II. von England einen ziemlich lebhaften Verkehr zwischen diesen beiden Ländern zur Folge gehabt hatte, gelangten durch den gelehrten Ritter Hieronymus von Faulfisch die Schriften des englischen Reformators

Johes Hus Magister in Artib

„Joh(an)nes Hus Magister in Artib(u)s" (der freien Künste).
Die Unterschrift Johannes Hus', Faksimile des Originals in Prag.

Wiclif nach Prag. In der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts hatte derselbe zu Oxford als Universitätslehrer gegen das Mönchtum und Papsttum gepredigt. Da er im weiteren Verlauf seines Wirkens auch die Grundlagen der römischen Kirche, die Lehre von den Sakramenten, die Heiligenverehrung angriff, waren seine Schriften von der Kirche verdammt worden. Eifriges Studium überzeugte nun den Magister Johann Hus von der Richtigkeit der Vorwürfe, die Wiclif der Kirchenlehre und dem Papsttum gemacht hatte. Mit Begeisterung begann er, gedeckt durch seine Stellung zum Hofe, seit dem Jahre 1401 ganz ähnliche Lehren zu verkünden In seinen Predigten geißelte er die Habgier der Päpste und Kirchenfürsten, das Bettelmönchtum, den Pfründenschacher und Ablaßkram in den härtesten Ausdrücken. Besonders an dem letzterwähnten Mißbrauch entzündete sich die böhmische Reformation wie später die welterschütternde deutsche Bewegung. Damals waren es aber gerade die deutschen Universitätslehrer Prags, welche infolge theologischer Meinungsverschiedenheiten und auch nationaler Eifersucht das Auftreten des Prager Magisters anfeindeten. Noch schärfer wurde dieser nationale Gegensatz, als Hus es erreichte, daß die Organisation der Prager Universität zu gunsten der Böhmen geändert wurde. Mehrere tausend deutscher Studenten mit ihren Professoren verließen (1409) Prag und wandten sich nach Leipzig, wo sie Friedrich der Streitbare von Meißen willkommen hieß. 1409

Aber nicht allein die Deutschen hatte Johann Huß zu Gegnern; selbstverständlich hatte er wiederholte heftige Angriffe von seiten des Prager Erzbischofs zu bestehen; endlich, als er wieder gegen den Ablaß disputierte und schrieb, und Hieronymus die Ablaßprediger öffentlich verspottete, wurde er im Jahre 1413 vom Papst Johann XXIII. in den Bann gethan. Er appellierte an ein zukünftiges Konzil; und wahrlich, seine Angelegenheit war keine persönliche, sie erhielt auch nicht allein seine Volksgenossen in Aufregung, weit über die Grenzen Böhmens hinaus erwartete man mit Spannung, welches der Ausgang des kühnen Wagnisses und das Ende des unverzagten Magisters sein werde.

Konnte, durfte es die mittelalterliche Kirche zugeben, daß ihre Schäden vor den Augen der Laien unbarmherzig enthüllt, ihre Lehren und Einrichtungen geprüft, angetastet, wohl gar verworfen wurden?

An der Eröffnung des Konzils hatte man noch im Sommer 1414 gezweifelt, obschon im Juni des Jahres Abgesandte des römischen Königs in Konstanz eintrafen; erst als sich im August auch eine Botschaft des Papstes einfand, um Quartier zu machen, glaubte man, daß es mit dem Konzil Ernst sei. 1414

Ehe Siegmund sich nach Konstanz begab, wollte er sich in Aachen krönen lassen und trat im Juli von Basel aus, wo er von seiner italienischen Fahrt ausruhte, die Reise an. Rheinabwärts reiste er bis Koblenz, da aber trotz wiederholter Aufforderungen die Fürsten versäumten, zur Verherrlichung der Ceremonie ihn aufzusuchen, war er nahe daran, nach Ungarn ungekrönt zurückzukehren. Namentlich der Erzbischof von Mainz wollte von Siegmunds Absicht nichts wissen, noch weniger sie begünstigen, weil Siegmund, seinem Versprechen entgegen, in den vier Jahren seiner Regierung nicht nur nichts gethan hatte, um Wenzel die Kaiserkrone zu verschaffen, sondern ihm sogar den römischen Königstitel versagte. Trotzdem nahm Siegmund den Plan wieder auf, und der neue Erzbischof Theoderich von Köln vollzog am 8. November die Krönung in Gegenwart einer ziemlich bedeutenden Fürstenversammlung. Über Koblenz, Wetzlar und Frankfurt, wo Siegmund Gelegenheit hatte, seine städtefreundlichen Reformgedanken öffentlich auszusprechen, reiste er dann durch Württemberg

nach Konstanz; hier langte er in der Christnacht an. Kaum vermochte der Ort der gewaltigen Menschenmenge, die sich hier einfand, Unterkunft zu bieten, denn „unglaublich zahlreich war das Konzil besucht; 33 Kardinäle, 5 Patriarchen, gegen 300 Erzbischöfe, Bischöfe und Weihbischöfe, über 500 geistliche Fürsten, 2000 Personen von 37 Universitäten, 39 Herzöge, 32 gefürstete Herren und Grafen, etwa 1600 Freiherren und Ritter waren kürzere oder längere Zeit anwesend, neben ihnen viele Gesandtschaften und ein unentwirrbar zahlreiches Volk von Läufern und Knappen, von Gauklern und Dirnen. Es war ein Abbild gleichsam der westeuropäischen Völker und ihrer spätmittelalterlichen Kultur; in treuherziger Mitteilung und flotter Zeichnung hat es der Konstanzer Stadtschreiber Ulrich Richenthal in seiner Chronik*) festgehalten.“



Goldene Krönungsmünze Siegmunds, geprägt zu Frankfurt.

Vorderseite: Der König mit „Moneta Francford(ensis)“ | Rückseite: Kaiserkrone mit „Sigismund' Ro-m(a)norum rex.“

Königliches Münzkabinett Berlin.

Da das Konzil auf den 1. November ausgeschrieben war, so war Papst Johann schon am 28. Oktober eingetroffen. Freilich, wäre es nach seinem Wunsche gegangen, so hätte er sein feierliches Versprechen nicht gehalten, höchstens einen Legaten geschickt. Denn nach dem Tode seines Widersachers, des Königs Ladislaus, bedurfte er Siegmunds Hilfe nicht mehr, und in einer deutschen Stadt fühlte er trotz aller Zusicherungen seine Stellung bedroht. Aber von den Kardinälen gedrängt, gab er nach; teils durch seine Klugheit, teils durch reiche Geldmittel hoffte er die Entwürfe seiner Gegner zu Schanden zu machen. Um aber auch für den äußersten Notfall gesichert zu sein, schloß er mit dem Herzog Friedrich von Österreich (Tirol) ein Bündnis, in dem dieser hochstrebende Fürst gelobte, den Papst in Konstanz zu schirmen, auf Erfordern auch ihn sicher aus der Stadt zu bringen.

Bevor Siegmund in Konstanz anlangte, hatte Johann XXIII. die Gefahren, welche ihm drohten, geschickt abzuwenden gewußt. Es handelte sich darum, ob die Beratung über Glaubenssachen (causa fidei), oder die Reformation des römischen Hofes (causa reformandi), oder die Beseitigung der Kirchenspaltung (causa unionis) zuerst vorzunehmen sei. Besonders mit Unterstützung der italienischen Prälaten setzte Johann durch, daß man den Prozeß des Magisters Johann Huß zuerst zu betreiben beschloß.

Hus war, ausgestattet mit den besten Zeugnissen über seinen Lebenswandel und seine Rechtgläubigkeit und im Vertrauen auf einen kaiserlichen Geleitsbrief, aber dennoch nicht ohne trübe Ahnungen von Prag abgereist und am 3. November in Konstanz angekommen. Er benahm sich sehr unvorsichtig, dachte sogar daran, zu predigen, obwohl er noch im Banne war. Da ihm nicht entging, daß man gegen ihn Böses vorhabe, soll er den Versuch gemacht haben, zu entschlüpfen; aber wie dem auch sei: am 28. November ward er auf Befehl der Kardinäle gefangen genommen und in Haft behalten. Auf diese Nachricht hin sandte Siegmund sofort den Befehl, den Gefangenen loszugeben, doch kümmerten sich die

*) Derselben sind die unten folgenden bildnerischen Beigaben entnommen.

geistlichen Herren um diesen Befehl so wenig, wie um das kaiserliche Geleit. Am 1. Dezember ward der Prozeß eingeleitet, am 24. Dezember aber ließ sein Freund Johann von Chlum einen Protest gegen die Einkerkerung des Reformators öffentlich anschlagen.

Zwar brachte Siegmunds Ankunft Hus die ersehnte Freiheit nicht, aber sie gab den Verhandlungen eine neue Richtung und hemmte damit den Verlauf des Prozesses. Der König wollte ursprünglich die Reform der Kirche als wichtigsten Gegenstand zuerst behandelt sehen, ließ sich aber doch schließlich überzeugen, daß man ohne Beendigung der Kirchenspaltung in dieser Sache nicht vorwärts kommen werde. Daher wurde beschlossen, auch die beiden andern Päpste Gregor XII. und Benedikt XIII. zur Beschickung des Konzils einzuladen. Die ausgezeichnetsten Prälaten und Gelehrten, allen voran die Franzosen, die schon beim Pisaner Konzil die führenden Geister gewesen, der Erzbischof Peter d'Ailly (de necessitate reformationis ecclesiae in capite et in membris „über die Notwendigkeit der Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern") und der Kanzler der Universität Paris, Gerson, (de modis uniendi ac reformandi ecclesiam „über die Art, wie auf einem Konzil die Einheit der Kirche wieder hergestellt und dieselbe reformiert werden müsse") wirkten nunmehr durch Wort und Schrift dahin, daß die Abdankung aller drei Päpste als unumgängliche Notwendigkeit erkannt ward. Indessen würden die italienischen Prälaten jede für Johann nachteilige Maßregel noch lange hintertrieben haben, hätte man nicht gerade jetzt eine neue Art der Abstimmung beim Konzil eingeführt. Früher stimmte man nach der Anzahl der anwesenden Personen, und daher hatten die meist zahlreich erscheinenden Italiener auf den Kirchenversammlungen gewöhnlich die Mehrheit. Darauf hatte der schlaue Johann auch diesmal gerechnet; nicht zufrieden mit der überaus großen Zahl armer italienischer Prälaten, die er als unbedingt gefügige Kreaturen ansehen konnte, hatte er in aller Eile noch fünfzig päpstliche Kammerherren ernannt und zudem noch durch besondere Eidesleistungen, Geschenke oder Drohungen viele an sich gefesselt. Indes man durchschaute seine Absichten und vereitelte sie: am 7. Februar ward entschieden, in Zukunft sollten die Stimmen nicht nach Personen, sondern nach Nationen gezählt werden. Es machte dies um so weniger Schwierigkeit, als gleich im Anfange des Konzils dasselbe in vier Nationen, die italienische, französische, englische und deutsche*) geteilt war. Zu der deutschen Nation zählten auch Skandinavier, Dänen, Polen und Ungarn. Durch die bezeichnete Einrichtung war der Einfluß Johanns gebrochen. Ja, man ging noch weiter. Indem d'Ailly und seine Gesinnungsgenossen darauf hinwiesen, daß seit Gründung der Universitäten die Doktoren der Theologie, des kanonischen und bürgerlichen Rechts, solche, denen man das Lehr- und Predigtamt anvertraue, mehr Gewicht haben müßten, als irgend welche unwissende Titularbischöfe oder Äbte, daß ferner

*) Als fünfte trat später, als sie Benedikt XIII. hatte fallen lassen, die spanische hinzu.

da, wo es sich um die Beseitigung des Schismas und die Wiederherstellung des Kirchenfriedens handle, die Fürsten und ihre Gesandten von dem Stimmrecht nicht auszuschließen seien, da die Sache das Interesse der Fürsten und ihrer Unterthanen soviel angehe und man ihrer Hilfe bedürfe, um die Beschlüsse des Konzils in dieser Beziehung auszuführen: so wurde es erreicht, daß gerade die freisinnigsten, einsichtsvollsten und unabhängigsten Männer auf dem Konzil den größten Einfluß erhielten, einen Einfluß, den zu fürchten gerade Johann besondere Ursache hatte. Und schon legte man ihm nahe zurückzutreten. Um ihn gefügiger zu machen, wurde ein langes Verzeichnis seiner Sünden und Verbrechen entworfen. Das Mittel wirkte: am 2. März 1415 erklärte der Papst freiwillig zurückzutreten, falls seine Mitpäpste das Gleiche thäten, und erntete damit den Dank der tief ergriffenen Versammlung.

1415

Vielleicht hatte er sich mit der Hoffnung geschmeichelt, nach der Abdankung der drei Päpste den Stuhl Petri als Lohn seiner Willfährigkeit zurück zu erhalten. Als man statt dessen offen von einer neuen Papstwahl sprach, beschloß er, durch heimliche Flucht aus Konstanz sich die volle Freiheit der Bewegung wieder zu verschaffen.

Aus der Zeit des Konzils zu Konstanz: Zuschauer bei einem Turnier. Von einer großen gleichzeitigen Darstellung eines Turniers im „Mittelalterlichen Hausbuch“ des Germanischen Museums zu Nürnberg.

Zwar blieb Johanns Plan nicht verborgen, aber dennoch gelang er unter Begünstigung des Herzogs Friedrich von Österreich am 20. März. Friedrich veranstaltete außerhalb der Stadt ein Turnier. Während alles herausgeströmt war, dem glänzenden Schauspiel beizuwohnen, entkam Johann als Stallknecht verkleidet aus der Stadt und erreichte unerkannt Schaffhausen, welches dem Herzog gehörte. Der Eindruck dieses Ereignisses war unbeschreiblich, eine förmliche Panik entstand, die Kaufleute schlossen ihre Läden, man rüstete zum Aufbruch, man hielt das Konzil für aufgelöst.

Mit großer Umsicht stellte Siegmund die Ordnung wieder her und hielt die Versammlung beisammen, nicht ohne auf Schwierigkeiten bei den Kardinälen zu stoßen, denen die auf dem Konzil ausgesprochenen Ansichten wenig behagten. Der Papst, welcher der Versammlung ungenügende Erklärungen über seine Flucht hatte zugehen lassen, hielt sich in Schaffhausen nicht sicher und begab sich nach Laufenburg. Um ihm jeden Rückhalt zu entziehen, belegte der König seinen Helfershelfer mit der Reichsacht (am 7. April), sein Land ward als Beute ausgeboten. Schon am 5. Mai mußte sich der stolze Herzog auf Gnade und Ungnade ergeben, auf sein Herzogtum bis auf weiteres verzichten und geloben, er werde den Papst nach Konstanz zurück schaffen. Triumphierend wandte sich Sieg-

mund an den Gesandten der italienischen Gemeinwesen: „Ihr wißt wie mächtig, wie angesehen die Herzöge von Österreich sind. Sehet, was ein König der Deutschen vermag."

Diese Haltung wirkte auf das Konzil zurück. Schon „am 26. März 1415 beschloß es, daß es, regelmäßig berufen, ohne seine Zustimmung nicht eher aufgelöst oder vertagt werden könne, als bis die Kirchenreform durchgeführt sei, und am 6. April verkündete es das Dekret Haec sancta synodus, das ihm Amtsgewalt unmittelbar von Christus her zuschrieb: das Konzil stehe über dem Papste". Und diese kühnen, neuen Grundsätze beeilte man sich alsbald Johann gegenüber anzuwenden. Vergeblich suchte dieser nach Avignon zu entkommen, er wurde in Freiburg festgehalten, noch ehe Herzog Friedrich seinen Schwur löste, am 14. Mai suspendiert und als ein Ausbund aller Laster angeklagt. Halb freiwillig, halb gezwungen kehrte er zurück und ward in Radolfszell eingesperrt. Er unterwarf sich anscheinend gefaßt allen Beschlüssen des Konzils: am 29. Mai wurde er förmlich abgesetzt und sein Siegel und Wappen zerbrochen. Um weiteren Störungen von dieser Seite vorzubeugen, ward er dem Pfalzgrafen zur Bewachung übergeben, erhielt von diesem im Jahre 1418 für 30000 Dukaten die Freiheit und stellte sich dem damaligen Papst Martin V. zur Verfügung. Zum Kardinalbischof von Frascati erhoben, starb er schon in demselben Jahre (22. Dezember).

Sowie Papst Johann entsetzt war, drangen die eifrigsten Väter des Konzils auf die Verhandlung der Glaubenssachen (causa fidei), d. h. zunächst auf die Beendigung des Prozesses gegen Hus. Siegmund hatte ihn retten, hatte Zeit gewinnen wollen, wenngleich er ihm die Freiheit nicht hatte wieder verschaffen können. Was half es dem Könige, wenn die Geistlichkeit sein Gewissen damit zu beschwichtigen suchte, daß man einem Ketzer nicht Wort zu halten brauche! Er wußte, welche Entrüstung sein Wortbruch allenthalben, vornehmlich aber im böhmischen Lande hervorrufen werde, dessen Erbe er einst zu werden hoffte. Er that, was in seinen Kräften stand: er drohte, das Konzil zu verlassen, wenn man nicht nachgäbe; man beantwortete die Drohung mit einer ähnlichen. Sollte er die Kirchenversammlung sprengen, von welcher er samt der Christenheit so viel ersehnte? Siegmund entschloß sich, um des Ganzen willen den einen Mann zu opfern. Wie sehr täuschte sich der unglückliche Dulder, der nach der Flucht Johanns sogar seine Freilassung erwartet hatte! Sein Freund Hieronymus war in dem Bestreben, etwas für ihn zu thun, unglücklich: in Ketten ward auch er am 23. Mai dem Konzil überliefert. Auch die Verwendung der böhmischen Großen, die sich teils auf Hus' Rechtgläubigkeit, teils auf den königlichen Geleitsbrief beriefen, blieb erfolglos.

Die Kirchenversammlung ging durchaus systematisch zu Werke. Am 4. Mai wurden die Lehren Wiclifs verdammt; damit war auch Hus verurteilt, wenn er nicht widerrief, denn obwohl die Lehrmeinungen beider nicht völlig übereinstimmten, — Hus, an geistiger Bedeutung Wiclif bedeutend nachstehend, blieb auch in seinen Forderungen weit hinter dem englischen Reformator zurück — hatten sie doch viel Verwandtes und widerstritten jedenfalls dem herrschenden Kirchenglauben. Schon die ersten Verhöre am 5., 7. und

8. Juni waren eigentlich entscheidend. Hus bemühte sich, seine Sätze durch Stellen aus der Bibel und den Kirchenvätern zu verteidigen, aber das Konzil hatte keine Lust mit einem Ketzer zu disputieren: es verlangte einfach die Unterwerfung und bot gnädig milde Strafe aus Rücksicht für Siegmund und Wenzel. Statt dessen appellierte der Reformator an Jesus Christus, den höchsten Richter; umsonst bat ihn selbst sein Ankläger, Stephan Palecz, unter Thränen, sich dem Konzil zu fügen. Immer noch verzögerte Siegmund die letzte Entscheidung, immer wieder suchte er Hus durch eine möglichst milde Fassung den Widerruf zu erleichtern, aber die Überzeugung des Reformators war nicht zu erschüttern.

Endlich am 6. Juli fand die verhängnisvolle Sitzung des Konzils statt. Erst wurde eine lange Reihe Wiclifscher Sätze verdammt, dann die Prozeßakten des Angeklagten verlesen. Man gewährte ihm keine Verteidigung mehr, aber Hus fand Gelegenheit zu wiederholen, daß er nur im Vertrauen auf das kaiserliche Geleit nach Konstanz gekommen sei; sein Blick traf den Kaiser, und Siegmund mußte erröten. Auf die Verlesung der Schriftstücke erfolgte die Publikation des Urteils. Als hartnäckiger Ketzer ward Hus des Priestertums entkleidet und von der Kirche ausgestoßen. Nachdem dies unter den üblichen Ceremonien geschehen, setzte man ihm eine Papiermütze mit der Abbildung von Teufeln, die einen armen Sünder zerren, auf das Haupt; vorn trug die Mütze die Inschrift „Haeresiarcha“ (Ketzerfürst). Den Verstoßenen wies der König dem Pfalzgrafen zu, welcher ihn dem Vogte von Konstanz mit den Worten überantwortete: „Nehmet hin dort den Meister Johann Hus von unser beider wegen, und nach unserm Urteile verbrennt ihn als Ketzer.“

Den Weg zum Scheiterhaufen, der vor der Stadt geschichtet war, machte Hus festen Schrittes, mehrmals den Erlöser laut um Erbarmen anrufend. Auf der Richtstätte wurde er an einen aufrechtstehenden Pfahl gekettet, Holz und Stroh, das man mit Teer getränkt, um ihn gehäuft. Im letzten Augenblicke kam noch der Reichserbmarschall von Pappenheim, um im Auftrage Siegmunds Hus aufzufordern, durch Widerruf seiner Lehre Leib und Seele zu retten. Er erwiderte, daß er mit Freuden für die Wahrheit sterbe. Nun ließ der Pfalzgraf den Scheiterhaufen anzünden; bald hatten die Flammen ihr Werk gethan. Seine Asche ward in den Rhein geworfen, aber die Erde, in welcher der Marterpfahl gestanden, gruben die Böhmen aus und verehrten sie als heilige Reliquie.

Am 30. Mai 1416 ward auch der Ritter Hieronymus verurteilt, welcher anfangs (am 11. September 1415) seine Irrlehren widerrufen hatte; in den letzten schweren Stunden bewies er solche Fassung, daß Augenzeugen kein Bedenken trugen, seinen Mut mit dem des Sokrates zu vergleichen.

Nach Hus' Verurteilung nahmen Siegmund und das Konzil ihre Bestrebungen zur Herbeiführung der kirchlichen Einheit wieder auf. Schon 1415 am 4. Juli 1415 hatte Papst Gregor XII. sich bereit finden lassen, auf seine Würde zu verzichten; gelang das Gleiche mit dem Spanier Benedikt XIII., so war die Kirchenspaltung beendigt. Aber er blieb unbeugsam; daher übernahm es Siegmund, durch einen Besuch in Spanien die dortigen Könige, welche jenen Papst anerkannten, dazu zu bewegen, seine Sache aufzugeben. Bevor Siegmund Konstanz verließ, ward er (15. Juli) für sein bedeutsames Werk feierlich vom Konzil eingesegnet. Seinen Zweck erreichte er vollständig; zwar gab Benedikt auch jetzt nicht nach, aber im Narbonner Konkordat (13. Dezember 1415) erkannten die Königreiche Aragonien, Kastilien und Navarra das Konstanzer Konzil an; für Spanien war Benedikt XIII. wieder zum Kardinal Peter de Luna geworden; am 26. Juli 1417 wurde der noch immer Widerstrebende vom Konzil für abgesetzt erklärt.



Der Gang Hussens zum Scheiterhaufen.

Gleichzeitige Darstellung aus der Handschrift über das Konzil, die Ulrich Richenthal, „ain Burger von Constenz zu denselben Zitten gar eigentlich schreiben und malen lassen hat.“ Das Original ist in der Universitätsbibliothek zu Prag.

Hæc fuit effigies quondam uenerabilis Hussi,
Dum sua pro Christo membra cremanda dedit.



Na Obraz Mistra Jana Husy/
Mučedlnjka Božjho.

„Dies ist das Bildnis weiland des ehrwürdigen Hus,
Da er für Christus seinen Leib in den Feuertod gab.“

Hus auf dem Scheiterhaufen.

Holzschnitt aus der Postille Hussens vom Jahre 1563. Nach dem Original in Prag.

Aus dieser Darstellung geht hervor, daß in Übereinstimmung mit sämtlichen ältesten Darstellungen die böhmischen Utraquisten sich bis in das XVI. Jahrhundert den Magister Hus unbärtig vorgestellt haben, ganz analog den Darstellungen in den Handschriften des Richenthal aus der Zeit des Konzils. (Vgl. die farbige Abbildung: Hus auf dem Gange zum Scheiterhaufen.) Das gegenwärtig typisch gewordene Bildnis des Hus mit Bart und Adlernase rührt von Holbein her, der Hus mit Hierouymus von Prag verwechselte.

Hatte sich Siegmund bisher, ganz im Sinne der frühmittelalterlichen Kaisertradition, als den obersten Schirmherrn der universalen Kirche bewiesen und als solcher auch Anerkennung gefunden, so ließ er sich jetzt, sehr zum Nach=

teil der schwierigen Arbeit, welche in Konstanz seiner noch immer harrte, schon auf der Rückreise begriffen, auf ein Unternehmen ein, das ihn auf lange Zeit von Deutschland fern hielt. In Lyon erhielt er die Nachricht, die Franzosen, welche damals mit den Engländern im Kriege waren, hätten bei Azincourt (25. October 1415) eine schwere Niederlage erlitten: ihr König, Karl VI., lud ihn ein, nach Paris zu kommen und ihm einen möglichst günstigen Frieden zu vermitteln. Siegmund folgte dem Rufe; er gedachte, bei dieser Gelegenheit nicht allein im Interesse des Konzils zu wirken, dessen Einmütigkeit durch diesen Zwist allerdings bedroht schien, sondern überhaupt das christliche Abendland zum Kampfe gegen die Türken, ja zur Wiedereroberung Jerusalems zu bewegen. Nicht einmal das Nächstliegende setzte er durch: weder in England noch in Frankreich dankte man ihm seine Mühe, und um nur die Schiffe zur Rückfahrt zu erhalten, mußte er mit Heinrich V. ein Trutz- und Schutzbündnis 1416 gegen dasselbe Frankreich schließen (15. August 1416), zu dessen Gunsten er die mühevolle Reise gemacht hatte. Am 24. August verließ er nach mehrmonatlichem Aufenthalt England; durch allerlei Geschäfte am Niederrhein 1417 aufgehalten, langte er erst am 27. Januar 1417 bei dem Konzil wieder an.

Im höchsten Grade war seine Anwesenheit notwendig. Das Konzil, des weltlichen Hauptes beraubt, hatte inzwischen, statt sich der wichtigen Reformfrage zuzuwenden, vielmehr im weiteren Verfolg der durch den Prozeß gegen Hus in Angriff genommenen causa fidei endlose Erörterungen über die kleinlichsten Ketzereien und dogmatische Spitzfindigkeiten angesponnen und damit kostbare Monate vergeudet. Dazu hatten Eifersüchteleien, namentlich seit dem Eintreffen spanischer Bevollmächtigter, das anfänglich so gute Einvernehmen gestört. Selbst Siegmund hatte hier an Ansehen verloren, während er seine Zeit fremden Interessen opferte, und als sich nun gar herausstellte, daß er gar nicht im stande war, das schon damals militärisch völlig ohnmächtige Deutschland zu einem energischen Vorgehen gegen Frankreich fortzureißen, entglitt die Leitung der Geschäfte völlig seinen Händen: die drei romanischen Nationen, denen vor allem eine neue Papstwahl am Herzen lag, gingen seitdem geschlossen vor und wußten trotz dem deutschen König, wie weiterhin zu zeigen ist, ihren Willen durchzusetzen. Siegmund begann daher seiner Pflichten als deutscher König zu gedenken, und wenigstens in dieser Beziehung wahrte er seine Autorität, indem er den Herzog Friedrich von Österreich, der seinem Eide entgegen aus Konstanz entwichen war, am 3. März 1417 durch das Konzil als einen Meineidigen und Frevler gegen die Kirche seines Fürstenrechtes verlustig erklären ließ und ihn am 4. April mit der Reichsacht belegte.

So nahm er auch weiterhin eine Reihe weltlicher Geschäfte vor, von denen ihn bisher die Angelegenheiten des Konzils abgehalten hatten. Einer Anzahl weltlicher Fürsten war noch die königliche Belehnung zu erteilen. Keiner dieser feierlichen Akte aber war bedeutungsvoller, als die Belehnung des Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg mit dem Kurfürstentum



Älteste gleichzeitige Darstellung der Belehnung Friedrichs, Burggrafen von Nürnberg mit der Mark Brandenburg.

Aus der Handschrift Ulrich Richenthals von Konstanz über das Konzil. Genaues Faksimile nach dem Original in der Universitätsbibliothek zu Prag.

Brandenburg. Widmen wir diesem Ereignis, welches für die Geschicke unsres Vaterlandes nachmals so einflußreich gewesen ist, einen kurzen Rückblick.

Schon im Jahre 1411, als nach dem Tode Jobsts die Mark wieder an Siegmund gefallen war, gedachte Siegmund dieses Land, welches seit hundert Jahren durch beständige Kriege verheert, durch lieblose Fürsten fast ununterbrochen ausgesogen war, dem Burggrafen zu Nürnberg, als Kurfürsten von Brandenburg, zu übergeben. Es erschien ihm dies als eine Pflicht der Dankbarkeit gegen den Mann, dem er so viel schuldete; aber jedenfalls bestimmte ihn auch der Wunsch, dem Fürstentume, das sein Vater mit solcher Vorliebe gepflegt hatte, eine glücklichere Zukunft zu sichern. Denn auf die wenigen Jahre segensreichen Waltens war dort eine entsetzliche Zeit gefolgt. Die Macht fehdesüchtiger Adelsfamilien, welche den landesherrlichen Hauptleuten in festen Burgen trotzten, hatte von Jahr zu Jahr zugenommen, besonders war es den kriegerischen Brüdern Dietrich und Hans von Quitzow gelungen, sich zu furchtbarem Ansehen zu erheben. Die Verheerungen, welche sie im magdeburgischen Gebiet anrichteten, ihre Fehden mit den Herzögen von Mecklenburg, Pommern und Sachsen, mußte die unglückliche Mark entgelten, die durch Rachezüge heimgesucht wurde.

Einer märkischen Deputation, welche dem Könige in Ofen die Not des Landes vorstellte, versprach Siegmund (1411), ihnen in der Person des Burggrafen Friedrich einen umsichtigen und energischen Hauptmann zu schicken. Die Rücksicht auf seinen Bruder Wenzel hielt Siegmund ab, schon jetzt die kurfürstliche Würde an den Burggrafen abzutreten, er mußte sich fürs erste mit dem bescheideneren Titel eines „obersten und allgemeinen Hauptmanns und Verwesers" begnügen. Indem ihm aber Siegmund, wegen der Auslagen, die jener voraussichtlich im Interesse des Landes machen mußte, die für jene Zeit höchst bedeutende Summe von 100000 Goldgulden auf die Mark verschrieb, wurde dem luxemburgischen Hause die Rückerwerbung des Landes absichtlich erschwert.

Erst im Jahre 1412 ward es Friedrich möglich, persönlich das neue Besitztum aufzusuchen, dessen Zustand seine Anwesenheit dringend erforderte. Aber nur ein kleiner Teil der Mark erkannte des Burggrafen Herrschaft an, nicht einmal die Mittelmark gehorchte ihm vollständig. Von den Nachbarn war wenig Hilfe zu erwarten, denn sie alle hatten in der herrenlosen Zeit gehofft, daß die ihnen zunächst liegenden Gebiete eine leichte Beute sein würden. Dennoch überwand der Statthalter alle diese Schwierigkeiten. Anfang April 1414 waren mit Hilfe des schweren Geschützes die Hauptschlösser der Quitzow und Rochow: Friesack, Golzow, Plane und Beuthen gefallen und die Macht ihrer Besitzer gebrochen. Wie man das Ereignis feierte, zeigt die Verherrlichung in Liedern, mit denen fahrende Sänger Friedrichs Thaten verkündigten:

„Der milder christ vom himelrich
der marke zu troste sicherlich
hat geben marggraf friederich
den edlen Fürsten lobesamen."

sang Niklas Uppschlacht aus Brandenburg.

Was jetzt und in nächster Zeit durch Friedrichs thatkräftiges Regiment erwirkt war, fand nicht nur die Bewunderung der Zeitgenossen, sondern auch den Dank des Königs. Am 30. April 1415 übertrug Siegmund dem Burggrafen die Würde des Markgrafen von Brandenburg, somit des Erzkämmereramtes: die Abstandszahlung, welche das Haus Luxemburg bei einer Rückforderung ihres Besitzes leisten sollte, ward auf 400000 Dukaten erhöht. Dieser Vorbehalt hatte nur den Zweck, Wenzels Zustimmung zu erlangen, für Siegmund hatte sie nur die Bedeutung einer leeren Form. Zu fürchten hatte Friedrich von der Klausel nichts; wenn dem Geschlecht der bis jetzt kinderlosen Luxemburger wirklich noch Nachkommenschaft beschert wurde, ließ sich doch voraussehen, daß dies lebenslustige Geschlecht eine so große Abfindungssumme nie erübrigen werde. 1415

1417 Am 18. April 1417 erfolgte die Belehnung des Kurfürsten Friedrich. Nach Ablegung des Lehnseides empfing er die brandenburgische Lehnsfahne, dann das Scepter und den Apfel mit dem Kreuz, die Insignien seiner Gewalt. Kniend küßte er das Schwert, welches Herzog Rudolf von Sachsen während der Feierlichkeit gehalten, Pfeifer und Posauner fielen mit der stärksten Musik ein (vergl. die Abb.).

Es würde zu weit führen, alle Angelegenheiten zu beschreiben, mit denen sich das Konzil befaßte, denn es beschränkte seine Thätigkeit keineswegs auf die geistlichen Dinge. So wandte sich auch der Hochmeister des deutschen Ordens, Heinrich von Plauen, mit dem durch Siegmund vermittelten Vertrag unzufrieden, mit Beschwerden über den polnischen König an das Konzil. Doch wurde er vertröstet bis ein neuer Papst gewählt sei. Siegmund verhandelte wiederholt über die Reform des Reiches, vornehmlich über die Landfriedenssache: er bemühte sich, damals noch ein Städtefreund, die gegenseitigen Beschwerden der Fürsten und Städte auszugleichen. Dann beschäftigte ihn ein höchst ärgerlicher Zwischenfall. Die mit einander verfeindeten Herzöge Ludwig von Bayern-Ingolstadt und Heinrich von Bayern-Landshut, welche Siegmund zu einem Gerichtstage entboten hatte, setzten den Zwist auch in Konstanz fort, wo der Frieden des Königs und der Kirche geboten war; auf offener Straße fiel Heinrich wütend den Vetter an, der schwer verwundet auf dem Platze blieb.



Zweitälteste Darstellung der Belehnung des Burggrafen Friedrich
Friedrich hält kniend vor dem Kaiser die eben empfangene Lehnsfahne mit dem bran-
Scepter und Reichsapfel werden bereit gehalten,
Kolorierter Holzschnitt aus der Inkunabel der Prager Universi-

Siegmund benutzte den Vorfall um Konstanz zu verlassen, da die Kardinäle klagten, sie könnten in seiner Anwesenheit nicht unbeeinflußt zur Wahl eines neuen Papstes schreiten. Vergebens nämlich hatten Siegmund und die Vertreter der deutschen Nation, anfangs von denen der englischen unterstützt, darauf gedrungen, daß die Sache der Kirchenreform erst zu Ende geführt und erst dann eine neue Papstwahl vorgenommen würde: die allgemeine Geschäftsmüdigkeit erleichterte den fest zusammenhaltenden Italienern, Franzosen und

Spaniern die Erreichung ihres Zieles, das auf schleunigste Vornahme der Wahl eines neuen Papstes hinauslief. Es war eine Art Ausgleich zwischen den Parteien, wenn vorher noch (Oktober) Bestimmungen vereinbart wurden, die wenigstens etwas von der so laut und oft angekündigten Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern zu verwirklichen schienen: alle fünf, später alle zehn Jahre sollten regelmäßige Konzilien stattfinden, im Fall eines Schismas sofort ein solches zusammentreten und von sich aus die Entscheidung fällen, und bezüglich der Papstwahl sollten jetzt, während bisher (seit dem XI. Jahrhundert) die Kardinäle sich als die allein berechtigten Wähler betrachtet hatten, vielmehr ihnen noch je sechs Abgeordnete der fünf Nationen beigesellt werden. Außerdem aber wurden die Beschwerden zusammengestellt, deren Beseitigung dem Neuzuwählenden zur Pflicht gemacht wurden. Überging man auch manchen wichtigen Punkt, so würde die Durchführung der achtzehn Reformationsartikel dennoch der Kirche zum Heile gereicht, dem römischen Aussaugungssystem ein Ende gemacht und die schlimmsten Übelstände gehoben haben.



von Nürnberg mit der Mark Brandenburg durch Kaiser Siegmund.
denburgischen roten Adler, Herzog Rudolf von Sachsen hält dem Kaiser das Schwert, Trompeten und Posaunen blasen den Tusch.
tätsbibliothek, gedruckt zu Augsburg durch Anton Sorg 1483.

Für das Konklave (d. h. den geschlossenen Raum, in dem die Papstwahl stattzufinden hat) wurde das Konstanzer Kaufhaus eingerichtet; am 8. November begaben sich die 23 Kardinäle und die 30 Deputierten der Nationen hinein; Siegmund gab ihnen das Geleit und beschwor sie inständigst, einen würdigen Papst zu wählen. Die Wahl ging nicht allzu schnell vor sich; jede Nation wünschte einen ihrer Angehörigen zur höchsten Würde der Christenheit zu erheben; die Kardinäle wollten einen Papst aus ihrer Mitte, wie bisher üblich, aber nicht durchaus erforderlich. Die Deutschen gaben ihren Widerstand zuerst auf, die Spanier und Franzosen zuletzt. Am 11. November, während eine Prozession des Königs, der Fürsten und der Geistlichkeit vor dem Konklave den heiligen Geist zur Herbeiführung einer baldigen glücklichen Wahl anrief, vereinigten sich die Stimmen auf den Kardinal Otto von Colonna. Zwar war er ein Anhänger Johanns XXIII. gewesen, aber durch mannigfache Tugenden ausgezeichnet, von vornehmster römischer Familie.

Sobald die Wahl Martins V. — so nannte er sich nach dem Heiligen des Tages — verkündet war, strömten viele Tausende von innigster Rührung durchdrungen, dem Konklave zu, und es gereicht dem König wahrlich nicht zum Vorwurfe, daß er, endlich am Ziele mehrjährigen Strebens, dem neugewählten Papste demütig seine Ehrerbietung bezeugte.

Nach Martins Erhebung aber trat der römische König noch mehr in den Hintergrund, auch die Abgesandten der Nationen handelten ohne Einheit und Kraft. In ihrer Hoffnung auf eine vollständige Reformation der Kirche sah sich die Welt bald genug getäuscht; statt dessen schloß Martin V. mit den einzelnen Nationen Konkordate ab, aber nur das mit der deutschen Nation trat in Kraft. Zwar gab der Papst scheinbar nach, denn in den am meisten gerügten Mißbräuchen des römischen Hofes wurde Besserung verheißen; aber die Gültigkeit des Vertrages wurde auf fünf Jahre beschränkt, eine Frist, die bei den so schwierigen deutschen Verhältnissen zur Durchführung der Bestimmungen unmöglich ausreichen konnte. Die Lösung der Hauptaufgabe, um derentwillen man fast vier Jahre versammelt gewesen, wurde auf ein weiteres Konzil verschoben, welches der Papst nach Pavia berufen sollte. Als Martin V. 1418 am 16. Mai 1418 Konstanz verließ, war mithin nur ein einziger Punkt erledigt: die Kirche hatte wieder ein Oberhaupt.

Mit diesem Erfolg mußte sich Siegmund begnügen, denn der erste Glaubensakt, den die Kirchenversammlung vollzogen, erwies sich auf Jahrzehnte verhängnisvoll: an dem Scheiterhaufen, der Johann Hus verzehrte, entzündete sich eine Flamme, die weithin ihren Feuerschein warf und Schrecken und Verwüstung im Reiche verbreitete.

Die böhmische Nation sah sich in Hus auf das tödlichste beleidigt, selbst Wenzel war über den Wortbruch seines Bruders entrüstet. Die böhmischen Barone, die Prager Universität hielten an den Lehren fest, die das Konzil verdammt hatte; ja, sie fügten neue Sätze hinzu, welche der katholischen Kirche und ihren Mißbräuchen noch weit feindseliger waren. Hussiten nannten sich des Märtyrers Anhänger — es war die überwiegende Mehrheit des böhmischen Volkes — oder Calixtiner, da sie im Abendmahl den Kelch (calix), welchen die römische Kirche seit dem XII. Jahrhundert ihren Priestern vorbehalten hatte, auch für sich in Anspruch nahmen.

Der Name „Utraquisten" bezieht sich auf die gleiche Lehre, insofern die Husiten das Abendmahl „unter beiderlei Gestalt" (sub utraque forma) in Brot und Wein feierten.*)

Wenzel schützte sie, er räumte ihnen in Prag selbst drei Kirchen ein; nur unruhige Ausschreitungen des kirchlichen Haders wollte er nicht dulden. Vergebens mahnte Siegmund seinen Bruder, gegen die zunehmende Ketzerei einzuschreiten; vergebens suchte Martin V. dem Verdammungsurteil, das die husitische Lehre getroffen, Nachachtung zu verschaffen; was galt den Böhmen das Wort des treulosen Siegmund, was kümmerten sie die Erlasse und Bullen des Papstes!

Das Konzil hätte es am liebsten gesehen, wenn Siegmund sich gleich nach dem Schluß der Sitzungen an die gewaltsame Bezwingung des ketzerischen Königreichs gemacht hätte,

---

*) Ein Prager Geistlicher, Jacobus von Mies, hatte schon 1415 auch den Laien den Kelch gereicht, und noch vom Kerker aus hatte Hus selbst diese Wiederherstellung der reinen Lehre gebilligt.

aber er konnte nicht entfernt daran denken; häusliches Leid rief ihn nach Ungarn, der deutsche Orden, die Türken, die Venetianer nahmen seine Thätigkeit vollauf in Anspruch. Aber auch Wenzel sollte noch erleben, daß die Bewegung, die er nicht ohne geheime Schadenfreude gehegt hatte, ihm über den Kopf wuchs.

Zwei Häupter waren es, um die sich das unruhige Volk geschart hatte: Nikolaus von Hussinez, der Gutsherr von Hus' Geburtsort, und Johann Ziska von Trocznow, beide von unversöhnlichem Hasse gegen die Mönche beseelt, der letztere bestimmt, durch unvergleichliche Kriegsthaten sich in der Reihe der berühmtesten Feldherren zu verewigen. Zu spät erkannte Wenzel, daß er seine Autorität an diese Volksführer verloren, — was half es, daß er den Nikolaus nunmehr aus der Hauptstadt verbannte, deren fanatisierte Bürgerschaft er gern entwaffnet hätte? Der Verbannte begab sich nach dem Bechiner Kreise: dort, auf einem Berge, wurde am 22. Juli 1419 eine Abendmahlsfeier in ungeheurem Maßstabe veranstaltet; 40000 Menschen nahmen an der Versammlung teil. Aus dem Zeltlager, das dort aufgeschlagen wurde und dem Berge seinen Namen „Tabor“ gab, wurde bald eine nach allen Regeln der Kriegskunst befestigte Burg, das schützende Bollwerk des Husitismus. Am 30. Juli rief Ziska mit den Seinigen einen blutigen Aufstand in Prag hervor und setzte sich in den Besitz der Neustadt: da seine Gegner die Altstadt behaupteten, war Prag in zwei feindliche Heerlager zerspalten. Wenzel schäumte vor Wut: jetzt traf er umfassende Maßregeln zur Unterdrückung der Bewegung; da machte ein Schlaganfall am 16. August seinem Leben ein Ende.



Ziska. — Nach einem alten Kupferstich. 1419

Achtundfünfzig und ein halbes Jahr alt, hatte er sechsundfünfzig Jahre lang den Titel eines böhmischen Königs geführt. Wie er einst die Sympathie der Deutschen verscherzt, büßte er durch seine letzten Regierungshandlungen die Liebe seiner Böhmen ein. Wegen des Aufruhrs, der bei seinem Tode ausbrach, konnte seine Leiche nicht sofort nach dem Kloster Königsal gebracht werden, wo sich Wenzel schon früher eine Grabstätte bereitet hatte. Zwar ward er drei Wochen später dort beigesetzt, aber im folgenden Jahre ließ Ziska das Kloster anzünden und die Gebeine verstreuen.

Ein Fischer, Namens Muscha, sammelte und verbarg sie bis zur Ankunft Siegmunds, der sie wieder in der Prager Schloßkirche beisetzen ließ.

Die Unruhen während des letzten Lebensjahres des Königs Wenzel waren nur das Vorspiel der furchtbaren Husitenkriege, die von 1420—1434 dauerten. Es ist unmöglich, ihnen hier eine ins einzelne gehende Schilderung zu widmen, wir beschränken uns darauf, die charakteristischen Seiten, die wichtigsten Ereignisse dieser gewaltigen Bewegung hervorzuheben.

Die Husiten — mögen sie sich Prager, Taboriten, Brüder vom Kelche nennen — betrachten sich als die Gottesstreiter, als das auserwählte Volk, welches alle Feinde Gottes auszutilgen hat, sie seien Landesgenossen oder Fremde. Zu den Feinden des Gottesreiches gehört vor allem Siegmund, der sich rastlos und lange fruchtlos müht,

die Erbschaft seines Bruders anzutreten; Feinde des Gottesreiches sind die deutschen Reichsscharen, die sich in den fünf Kreuzzügen der Jahre 1420, 1422, 1426, 1427, 1431 nach Böhmen wagen, um daselbst unerhörte Niederlagen zu erleiden.

Allein, wenn auch die Husiten gegen Siegmund und die gewaltsamen Bekehrungsversuche der Kirche im ganzen einig sind, treten unter ihnen gar bald verschiedene Richtungen hervor, und tiefgreifende Unterschiede entwickeln sich im Verlaufe des Streites und im Anschluß an die kriegerischen oder politischen Vorgänge. Am gemäßigtsten sind die „Prager“, welche das städtische Wesen und die Universitätsgelehrsamkeit repräsentieren. Ihnen am nächsten stehen die adligen Kelchner, deren Besitz und Standesinteressen durch die wachsenden und revolutionären Bestrebungen des Husitentums bedroht werden. Die durchgreifende Volkspartei ist die der Taboriten, welchen Johann von Ziska und Prokop der Große die Fahne vorantragen, Niklas von Pilgram und Koranda als geistliche Führer dienen. Nach Ziskas Tode gehen aus ihnen die „Waisen“ (Orphaniten) hervor, deren Häuptling Prokop der Kleine ist, während als geistlicher Leiter der Engländer Peter Payne neben Niklas von Pilgram tritt.

Neben diesen drei Hauptrichtungen tauchten schon in den ersten Jahren noch radikalere, schwärmerischere Sekten auf. So stiftete Priester Ambros von Hradecz die Orebiten (so genannt nach einem Berge bei Trzebechowitz), Martin Hauska, gewöhnlich Loquis genannt, war der Prophet des tausendjährigen Reiches; die Adamiten stellten die Forderung der Rückkehr zum Urzustand und verlangten Güter- und Weibergemeinschaft. In den beiden letzterwähnten Sekten zeigt sich nicht allein das revolutionäre, sondern sogar kommunistisch-sozialistische Element, welches sich alsbald dem Husitentum beimischte. Zwar wurden diese Sekten, welche die vollständige Auflösung der menschlichen Gesellschaft predigten, gerade von Ziska mit schonungsloser Gewalt bekämpft, aber auch der Grundsatz seiner Taboriten lautete schaurig genug: „Verflucht ist jeder Gläubige, der sein Schwert vom Blute der Widersacher Christi fern hält; er muß vielmehr seine Hände in ihrem Blute baden und heiligen.“ Es war naturgemäß, daß die gemäßigtere Richtung der Utraquisten zuletzt an Siegmund und selbst an die Katholiken sich anlehnte; der innere Zwist und die Zersetzung des Husitentums hat schließlich Siegmund zum Siege über seine Gegner verholfen.

Das eigentliche Symbol des gesamten Husitismus sind die sogenannten vier Prager Artikel, entstanden unter dem Eindrucke des ersten Sieges, welchen Ziska am 14. Juli 1420 am Witkowberge bei Prag (seitdem Ziskaberg) über das 100000 Mann starke Kreuzheer des Königs Siegmund errang. Der erste Artikel fordert die Freiheit der Verkündigung des reinen Gotteswortes, der zweite das Abendmahl unter beiden Gestalten, der dritte die Entsetzung ordnungswidrig lebender Priester, der vierte schreibt die Bestrafung aller Todsünden und die Hebung der nationalen Wohlfahrt vor. Da Siegmund, der vorübergehend das Prager Schloß besetzte und sich zum böhmischen König krönen ließ, jene vier Artikel zurückwies, stellten die Taboriten am 5. August zwölf andre politisch-religiöse Sätze auf, die zwar nicht allgemein angenommen, von den Taboriten aber nach Kräften durchgeführt wurden.

Folgen wir nun in der Kürze dem kriegerischen Verlauf der Dinge. Nach einer zweiten Niederlage, die Siegmund vor dem Wyssegrad durch die Dreschflegel der verachteten Bauern erlitt (1. November 1420), sah er sich im Februar 1421 zum Abzug genötigt. Der Czaslauer Landtag sagte dem König den Gehorsam auf und übertrug die Verwaltung des Königreichs zwanzig ständischen Direktoren. Die Krone, welche man Siegmund absprach, wollte man anfangs dem polnischen König Wladislaus auf das Haupt setzen; da er ablehnte, wandten sich die Husiten an den wilden und genialen Vetter des Polen, den Großfürsten Witold von Litauen. Dieser schickte zwar im

1420

1421

Mai 1422 seinen Neffen Siegmund Korybut als Reichsverweser, aber die 1422 litauische Herrschaft hatte keinen Boden im Volke. Der Mann des Tages war vielmehr Ziska. Zwar hatte er im Jahr 1421 bei der Belagerung von Raby durch einen Pfeilschuß auch noch sein gesundes Auge eingebüßt,



Plünderungsscene zur Zeit der Husitenkriege.

Aus der unter dem Titel „Mittelalterliches Hausbuch“ vom Germanischen Museum zu Nürnberg herausgegebenen Bilderhandschrift des XV. Jahrh., deren Zeichnungen (großenteils dem Bartholomäus Zeitblom zugeschrieben) eine schätzbare Quelle für das tägliche Leben dieser Zeit bilden.

aber willenlos folgten die begeisterten Scharen dem blinden Heerführer, dessen Feldherrntalent sich nun erst recht zeigte. Am 8. Januar 1422 hatte er einem 1422 neuen Heere Siegmunds bei Deutschbrod eine furchtbare Niederlage beigebracht. Kaum entging der König der Gefangenschaft. Dabei wankte auch im Reiche der Boden unter seinen Füßen. Mit seinem langjährigen Freunde,

dem Kurfürsten von Brandenburg, hatte er sich überworfen; die Fürsten dachten schon an die Absetzung des Königs. Ein drittes Kreuzheer, das sich im Jahr 1422 sammelte, löste sich vor Karlstein uneinig auf. Im nächsten Jahr begannen die Husiten die Verheerung der Nachbarlande; ihre Kraft wuchs, da sich auch Ziska und Korybut miteinander verständigten. Ströme Blutes bezeichneten den Weg des fanatischen Feldherrn, welcher den ursprünglich ungeübten, schlechtbewehrten Bauern tüchtige Waffen gab, ihnen eine eiserne Disziplin und eine neue Kampfesweise beibrachte, durch welche die husitische Kriegskunst eine Zeitlang für unüberwindlich galt. Als Ziska am 11. Oktober 1424 vor Przibislav einer verheerenden Seuche erlag, herrschte tiefe Trauer unter seinen Taboriten, die in ihm ihren Vater beklagten. Wohl hatten sie recht, denn er nahm die Einheit des Taboritentums mit sich in das Grab, aber noch zehn Jahre blieben diese Scharen der Schrecken der Feinde, wenn ihr Schlachtgesang erscholl: „Ihr, die ihr Gottes Krieger seid.“

1424

Das erfuhren die Nachbarlande Schlesien und die Lausitz, Mähren und Niederösterreich, das erfuhren die Kreuzheere, welche das Reich auf das Drängen des weltlichen und des geistlichen Oberhauptes zusammen zu bringen nicht müde ward. Die Tage von Aussig (16. Juni 1426), von Tachau (4. August 1427) und Tauß (14. August 1431) bedeckten die deutsche Nation mit Schimpf und Schande: man sah ein, auf kriegerischem Wege ließ sich die Ketzerei nicht ausrotten.

1427
1431

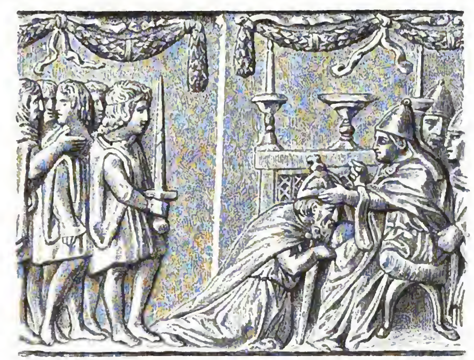
Siegmunds Hoffnungen richteten sich auf die immer tiefer greifende Zersetzung des Husitentums. Die gemäßigtere Partei der Utraquisten, müde der Gewaltherrschaft der Taboriten und Waisen, sehnte sich allerdings nach der Rückkehr eines friedlichen, ja selbst monarchischen Zustandes. Meinhard von Neuhaus ist der Führer der gemäßigten Kelchner vom Hochadel, Magister Johann von Rokyczan, in Wort und Schrift gleich gewandt, wird der Träger des Ausgleichsgedankens, ihn leitet besonders der Wunsch, als Erzbischof von Prag die Beendigung des Kampfes zu sehen. Eine katholisierende Partei unter dem Adel und der Geistlichkeit unterstützte eifrig die Friedensbestrebungen, die nunmehr vom Baseler Konzil ausgehen.

Den Beschlüssen der Konstanzer Versammlung entsprechend hatte Martin V. im Jahr 1423 nach Pavia ein Konzil berufen, welches wegen einer Pest nach Siena verlegt und, von der deutschen Nation nicht besucht, am 26. Februar 1424 aufgelöst ward. Ehe die Väter schieden, wurde aber für das Jahr 1431 eine neue Versammlung nach Basel festgesetzt. Zum Unglück starb Martin V. kurz vor der Eröffnung, nachdem er noch den Kardinal Julian Cesarini mit seiner Vertretung beauftragt hatte. Da Martins Nachfolger Eugen IV. von der Notwendigkeit der Kirchenreform überzeugt war, wurde der Plan ausgeführt; mitten unter dem Waffenlärm des Husitenkrieges eröffnete Cesarini am 25. Juli 1431 die Versammlung, die zunächst nur schwach besucht war. Schon vor der Eröffnung hatte der Kardinal die Husiten zur Anerkennung des Konzils zu bewegen versucht; der Abweisung folgte der letzte Kreuzzug, der mit jener Niederlage von Tauß endete.

1421
1431

Wenige Wochen nach diesem Ereignis war Siegmund von Nürnberg aufgebrochen, um über die Alpen zu ziehen, die lombardische und die kaiserliche

Krone zu erwerben. Er glaubte, dort sei seine Anwesenheit zuvörderst notwendiger und nützlicher, als auf dem Konzil, welches mit seiner Billigung neue Verhandlungen mit den Husiten anknüpfte. Leider gab diese wohlmeinende Bemühung dem Papst, der inzwischen Argwohn gegen die Absichten des Konzils gefaßt hatte und für seine Autorität besorgt war, erwünschten Anlaß, die Kirchenversammlung zu vertagen: erst nach achtzehn Monaten sollte sie in Bologna von neuem eröffnet werden. Damit waren weder die Väter noch Siegmund zufrieden, man blieb auf dieser Seite fest, und die Kirchenversammlung erneuerte in ihrer zweiten Session sowohl die Konstanzer Beschlüsse, denen zufolge die allgemeinen Konzilien über dem Papst stünden, als auch



Krönung Kaiser Siegmunds durch Papst Eugen IV.
Von der im Auftrage Eugens IV. im Jahre 1447 durch Antonio Filarete und Simone Donatello angefertigten ehernen Pforte der St. Peterskirche zu Rom.

erklärte sie, daß ein solches Konzil von niemand, selbst nicht vom Papste, aufgelöst oder vertagt werden dürfte. Der Streit, der sich daran knüpfte, war dem Römerzuge Siegmunds und der Befriedung Böhmens gleich nachteilig und hinderlich. Beides hing insofern eng zusammen, als Siegmund entschlossen war, ungekrönt nach Deutschland zurückzukehren, wenn er nicht die Zurücknahme der Auflösungsbulle vom Papste erwirken konnte. So kam es, daß Siegmund, nachdem er noch im Jahre 1431 in Mailand die lombardische Krone erhalten hatte, ein volles Jahr in Siena zubringen mußte, zuletzt in der ärmlichsten Lage, ohne Truppen und Geld. Ein deutscher Prälat, der Domherr Jakob von Sirck, bewerkstelligte endlich die Aussöhnung; am 16. Februar 1433 nahm Eugen die Auflösungsbulle zurück, am 31. Mai fand die Kaiserkrönung statt.

1433

Von der Zeit der Kaiserkrönung an führte Siegmund auf allen seinen kaiserlichen Siegeln einen doppelten Reichsadler, um damit die Vereinigung der Würde eines römischen Königs und Kaisers anzudeuten. Er ist der erste Kaiser, der einen zweiköpfigen Adler in das Reichssiegel gesetzt hat.

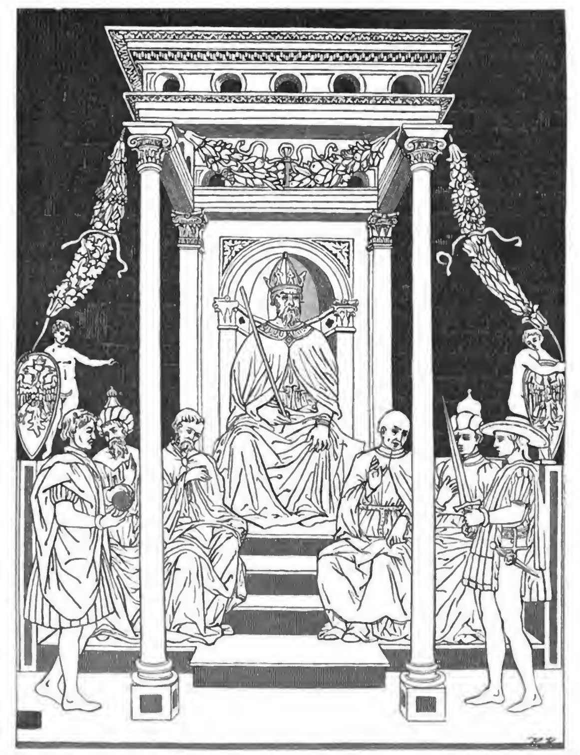
Der seit dem XV. Jahrh. vorkommende doppelköpfige Reichsadler, mit dem Schild Österreichs auf der Brust, anfangs noch ohne Reichsapfel und Schwert.
(Eisenarbeit in der städtischen Sammlung zu Frankfurt a. M.)

Lange bevor Siegmund die Kaiserkrone erlangte, war das Konzil mit den Böhmen wieder in Verhandlung getreten. Das Jahr 1432, in dem die gierigen Mordbanden der Hussitenkrieger außer Schlesien und Mähren selbst Sachsen, die Mark und Franken heimsuchten, hatte den Wunsch nach Aussöhnung recht nahe gelegt. Nur machte es große Mühe, die Böhmen, die das Schicksal ihres Reformators und den Wortbruch Siegmunds noch immer nicht vergessen hatten, zum Besuche des Konzils zu vermögen. Endlich beschloß der Kuttenberger Landtag (September 1432) die wiederholte Einladung anzunehmen. Am 4. Januar 1433 (1433) herrschte in Basel nicht geringe Aufregung, an der Spitze von 50 Bewaffneten ritt der gefürchtete Taborit Prokop, der Erzhusit, durch das Thor; mit ihm kam unter andern auch der ehrsüchtige Johann von Rokyczan. Und nun mußte die offizielle Kirche diesen Männern zu Basel gewähren, was sie zu Konstanz dem Magister Hus versagt hatte: eine förmliche Disputation. Mit allen Waffen des Witzes, der Ironie, der Beredsamkeit und der Grobheit verteidigten die Böhmen die vier Prager Artikel. Eine Einigung erfolgte hier noch nicht, aber durch wiederholte Verhandlungen zwischen Prag und Basel kamen am 20. November 1433 die sogenannten „Prager Kompaktaten“ zu stande, in denen die Hauptpunkte jener vier Artikel, der Laienkelch und freie Predigt — freilich unter nicht unwesentlichen Einschränkungen — sowie die Bestrafung öffentlicher Verbrechen der Geistlichen durch die weltlichen Gerichte bewilligt wurden. Aber nur die Utraquisten waren mit dem Ausgleich zufrieden: um ihn durchzuführen, mußten erst die Taboriten erliegen. Prokop mußte aus Prag fliehen, das in die Gewalt der Barone fiel; bei Böhmisch-Brod (am 30. Mai 1434) (1434) wurde der letzte Akt des traurigen Dramas gespielt. Das Heer der Barone und Städter überfiel die Taboriten und Waisen; Prokop fiel, nach einem mörderischen Kampfe lösten seine Scharen sich auf, und in maßloser Weise kühlten die Sieger ihren Rachedurst.

Noch zwei Jahre vergingen, ehe Siegmund, der, zwischen die Wünsche der utraquistischen Böhmen und der herrschenden Kirche gestellt, in äußerst schwieriger Situation war, das ersehnte Ziel erreichte.

(1436) Anfangs Juni 1436 hielt er mit seiner Gemahlin in Iglau seinen Einzug, am 5. Juli wurde hier der Ausgleich zwischen ihm und den Böhmen urkundlich bekräftigt. Am 26. August nahm er in Prag die Huldigung seiner neuen Unterthanen entgegen. Für den Augenblick war der Jubel groß, denn der Utraquismus erhielt staatsrechtliche Geltung, das Königreich verfassungsmäßige Freiheit: alle böhmischen Ämter sollten mit Eingebornen besetzt werden, alle früheren Unbilden vergessen und vergeben sein. Aber es dauerte nicht lange, so brachen die Beschwerden der beiden Religionsparteien von neuem hervor; Rokyczan, zum Erzbischof von Prag gewählt, ward nicht bestätigt; unter Siegmund kam dieses Land nicht wieder zum Frieden.

Das Gelingen des Ausgleichs mit den Husiten hatte das Ansehen und das Selbstgefühl der auf dem Konzil versammelten Väter mächtig gehoben, und da auch der Papst mit jener Zurücknahme der Auflösungsbulle die Ober-



Kaiser Siegmund. Eingelegte Arbeit im Fußboden des Doms zu Siena. Grauer und weißer Marmor mit schwarz eingetragener Zeichnung; entworfen im Jahre 1434 von Domenico di Bartolo aus Asciano.

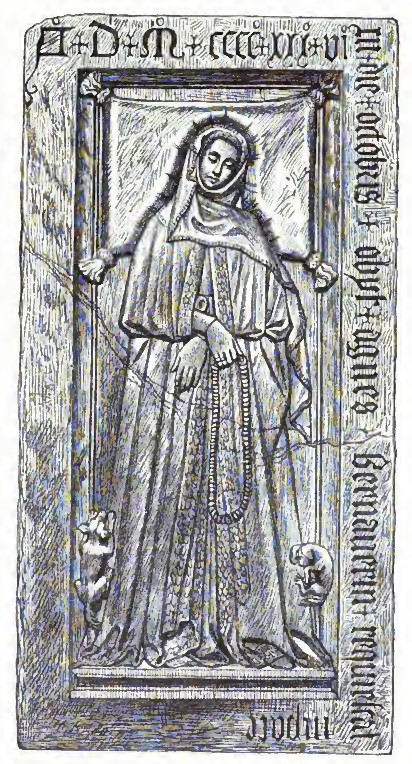
herrlichkeit des Konzils anerkannt hatte, so schritt dieses auf dem Wege der Beschränkung der päpstlichen Allgewalt rüstig vorwärts. Die auf dem Konstanzer Konzil so kläglich gescheiterte Kirchenreform schien jetzt wirklich gelingen zu sollen. Eine Reihe der wichtigsten Beschlüsse: die Freiheit der durch die

Kapitel vorzunehmenden Bischofswahlen, das Verbot der Berufung an den päpstlichen Stuhl mit Umgehung des vorgeschriebenen Rechtsweges, die Abschaffung der Palliengelder, der sogenannten Annaten (d. h. der Abführung des ersten Jahreseinkommens eines erledigten Bistums an die Kasse der Kurie) und ähnlicher Abgaben, gelangten zur Annahme. Und wenn so das Konzil gerade damals — die ersten Monate des Jahres 1434 bezeichnen den Höhepunkt seiner Macht und seines Einflusses — fest entschlossen war, als unbedingte Autorität über Papst und Kurie sich zu erheben, so schien es noch viel weniger geneigt, dem aus Italien heimkehrenden Siegmund, der gehofft hatte, ihm, dem gekrönten Imperator, werde nun von selbst die in den ersten Konstanzer Tagen eingenommene Stellung als Leiter und Schirmvogt der Kirche wieder zufallen, irgend welchen führenden oder ausschlaggebenden Einfluß zu gewähren. Indem es vielmehr Streitigkeiten zwischen Bischöfen ebenso gut zu schlichten, wie in rein lehnsrechtlichen Fragen des Reiches die Entscheidung zu fällen sich vermaß, ja sogar zwischen Burgund und Karl VII. von Frankreich einen Frieden vermittelte, bewies es ganz offenkundig, daß es in gleicher Weise über Kaiser und Papst sich erhaben fühlte. Aber allzu straff gespannt, zerbricht der Bogen. Als im Anfang des Jahres 1437 die Väter des Konzils den Abgesandten der Griechen, welche angesichts der immer drohender werdenden Türkengefahr behufs Erlangung thatkräftigen Schutzes vom Abendlande eine Union der morgen- und abendländischen Kirche anstrebten, vielmehr eine wenig entgegenkommende Antwort erteilten, hielt Papst Eugen IV., an welchen die Griechen jetzt sich wandten, den Augenblick für gekommen, von dem überragenden Einfluß des Konzils sich zu emanzipieren: er verlegte das Konzil nach Ferrara, wo es im Februar des folgenden Jahres zusammentreten sollte. Da nun die Mehrzahl der Prälaten, unter ihnen die hervorragendsten geistigen Führer des Konzils, ihm folgten, die Minorität dagegen in Basel blieb und das neue Konzil nicht anerkannte, so tagten nunmehr zwei Konzilien nebeneinander, deren eines absolut päpstlich war, deren andres dem Kaiser nicht minder wie dem Papste feindlich entgegentrat.

1437

Eine heillose Verwirrung drohte, und Siegmund, der Plackereien überdrüssig und ohnmächtig, mit Aussicht auf Erfolg durchzugreifen, hatte sich vielmehr den deutschen Reichsangelegenheiten zugewendet, ohne freilich auch hier nennenswerte Erfolge zu erzielen. Denn auch für diese Dinge konnte er weder eine durchgreifende noch eine unausgesetzte Thätigkeit entfalten, obwohl es ihm an dem guten Willen nicht gebrach und der Zustand des Reiches eine gründliche Verbesserung ebenso sehr erheischte, wie die Verderbnis der Kirche. Aber die Reichstage, welche bis zur Beendigung der Hussitenkriege gehalten wurden, hatten lediglich mit militärischen Maßregeln zu thun. Dies hätte nun freilich wenigstens zu einer gründlichen Reform der Wehrverfassung des Reiches führen können, aber dazu fehlte auf allen Seiten die nötige Opferwilligkeit, und daher erstickten die ersten Versuche schon im Keim. Wohl hatte man erkannt, daß nur eine Reichskriegssteuer, für deren Ertrag tüchtige

Soldaten angeworben werden konnten, ein zum Angriff und zur Verteidigung gleich brauchbares Heer zu schaffen vermöge, aber niemand hatte Lust, diese Steuer zu zahlen. Nun war zwar schon auf einem Reichstage, der zum 6. Dezember 1434 nach Frankfurt berufen ward, der Plan einer völligen Reichsreform besprochen und in sechzehn Artikeln zusammengefaßt, die Beschlußfassung aber auf eine spätere Versammlung verschoben, die nicht zu stande kam. Namentlich auf eine Verbesserung des Münzwesens zielten die Vorschläge, dann auf die Herstellung des Landfriedens, zu dessen Durchführung das Reich in vier Kreise eingeteilt werden sollte; auch gedachte man den Übergriffen der geistlichen Gerichte vorzubeugen. Die beiden ersten Punkte, außerdem noch die Beschränkung der Femgerichte, beschäftigten den König auch auf seinem letzten Reichstage (zu Eger im Jahre 1437), der hier seine Erwähnung finden mag.



Grabstein der Agnes Bernauerin auf dem St. Peterkirchhof zu Straubing. Eine der hervorragendsten Kunstleistungen dieser Zeit; der Stein muß liegend gedacht werden, nur so kommt die Natürlichkeit der Darstellung völlig zur Geltung; die beiden Hündchen bedeuten die Treue bis in den Tod. Über die unrichtige Jahreszahl (1436 anstatt 1435) ist schon viel geschrieben worden; die Annahme, daß der Steinmetz einen Fehler gemacht habe, scheint doch wohl die einfachste Lösung. Die Inschrift lautet: A. D. MCCCCXXXVI XII die octobris obyt Agnes Bernauerin requiescat in pace. (Im Jahre des Herrn 1436 am 12. Oktober starb Agnes Bernauerin, sie ruhe in Frieden.)

An Fehden fehlte es in diesem Zeitabschnitt im Deutschen Reiche wahrlich nicht, besonders in dem stets zwieträchtigen Hause der bayrischen Wittelsbacher.

Eine eigenartige Veranlassung hatte der Streit des Herzogs Albrecht III. von Bayern-München mit seinem Vater, Herzog Ernst. Der erstere — so meldet die Tradition — hatte sich mit der schönen Agnes Bernauer, einer Baderstochter aus Augsburg, die er auf einem Turnier gesehen, im geheimen vermählt. Auf dem Schlosse Vohburg lebte das Paar in glücklicher Zurückgezogenheit, bis der Vater das Verhältnis entdeckte, als Albrecht sich mit einer braunschweigischen Prinzessin vermählen sollte. Herzog Albrecht ward auf einem Turnier in Regensburg von seinem Vater wegen „unritterlichen Wandels“ für turnierunfähig erklärt, machte aber nun seine Ehe bekannt und wies seiner Frau ihren Fürstensitz in Straubing an. In der Abwesenheit ihres Gemahls ließ sie Herzog Ernst im Jahre 1435 als Zauberin verhaften und, da sie als Fürstin jede Verteidigung hartnäckig verweigerte, am 12. Oktober 1435 von der Donaubrücke durch Henkersknechte hinabstürzen. Hierauf überzog Albrecht den Vater mit Krieg, den König Siegmund beilegte. Albrecht errichtete der Bernauerin ein Grabmal, stiftete ihr auch im Karmeliterkloster eine ewige Messe, heiratete indes nun die ihm vom Vater bestimmte Braut. Der tragische Vorgang, welcher viele Dichter angeregt hat, verliert nur wenig an Interesse, wenn neuere Forschungen ergeben haben, daß Herzog Albrecht die aus Biberach stammende, in Augsburg als Bademagd dienende Agnes in einem öffentlichen Badhaus kennen gelernt und bis zu seiner Zurückweisung vom Turnier nur als seine Geliebte betrachtet hat.

Aber auch in den meisten Städten regte sich der Geist der Unordnung, des Aufruhrs, des Krieges. Teils war der Kampf der Bürger gegen die schwelgerische, übermütige Geistlichkeit gerichtet, wie namentlich in Würzburg, teils suchten die zünftig geschlossenen Handwerker die aristokratischen „Geschlechter“ aus dem Alleinbesitz der städtischen Verwaltung zu verdrängen; besonders in Aachen, Konstanz und Mainz wurde dieser Kampf mit Erbitterung geführt. Hätte Siegmund in den Kurfürsten oder nur in einem derselben dauernd einen Rückhalt gefunden, so würde sich trotz seiner vielfachen Behinderungen der Zustand des Reiches einigermaßen haben ordnen lassen, aber Siegmund verstand es, mit seinen Freunden sich zu veruneinigen. Der Kurfürst Friedrich von Brandenburg, dem er sich anfangs so huldreich bewiesen, verlor seine Gunst, obwohl er in den Hussitenkriegen, seinen bessern Überzeugungen entgegen, seine Kraft und sein Geld zum Opfer brachte; dann begünstigte er den Markgrafen Friedrich den Streitbaren von Meißen, dem er 1423 das erledigte Kurfürstentum Sachsen verlieh; auch mit ihm entzweite er sich über die Herrschaft des Burggraftums Meißen. Nur mit den Eidgenossen verband ihn dauernde Freundschaft; sie zeigten sich auch dankbar für die zahlreichen Beweise der königlichen Gnade.

Konnte Siegmund schon im Innern des Reiches keine gedeihliche Thätigkeit entfalten, so war er noch weit weniger im stande, das Reich an der am meisten bedrohten Stelle, der Westgrenze, gegen die Begehrlichkeit der Nachbarn zu schützen.

Herzog Philipp der Gute von Burgund, einer der hochstrebendsten Fürsten dieser Tage, erwarb durch Erbschaft oder Kauf Limburg, Antwerpen, Mecheln und die Grafschaft Namur, ohne die Genehmigung des Kaisers einzuholen, auch in Brabant verschaffte er sich im Jahre 1430 die Nachfolge. Auch auf Lothringen, wo um dieselbe Zeit ein Erbschaftszwist ausbrach, richtete er seine habgierigen Blicke: die Gräfin Jakobäa von

Holland — wozu auch Seeland, Hennegau und Friesland gehörten — zwang er im Jahre 1428 zu einem Vertrag, der ihm auch diese Erbschaft sicherte, ohne die Ansprüche der nächsten Verwandten, der bayrischen Wittelsbacher, zu berücksichtigen. Als sich aber die Fürstin noch einmal verheiratete, nahm Philipp ihre Länder fort und in Besitz. Im Juni 1434 erließ Siegmund unter Zustimmung der Reichsstände gegen den Herzog einen Fehdebrief, in welchem er ihm vorwarf, seit Jahren die Majestät des Kaisers und des Reiches verachtet zu haben. Aber es gelang nicht, einen Reichskrieg gegen Burgund zu stande zu bringen, und der stolze Herzog spottete der ohnmächtigen Drohungen des Kaisers.

Wenden wir uns nunmehr zu den Ereignissen, welche dem Jahre 1437, dem letzten Lebensjahr Siegmunds, angehören. Den König beschäftigten namentlich die Angelegenheiten Böhmens, das von Unruhen erfüllt war, weil Siegmund die den Husiten gemachten Versprechungen teils nicht verwirklichen wollte, teils auch nicht zur Wahrheit machen konnte. Während er sich dann auf den Egerer Reichstag begab, zu dem sich aber kein geistlicher Kurfürst einfand, bildete sich eine weitverzweigte Verschwörung, welche den Zweck hatte, Siegmunds Pläne hinsichtlich der Erbfolge zu vereiteln. 1437

Der König hatte seinem Schwiegersohn Albrecht von Österreich, in dem er während seiner ganzen Regierungszeit einen unbedingt zuverlässigen Helfer gefunden, die Nachfolge in seinen Reichen versprochen. In Böhmen konnte dies schon an sich leicht auf Schwierigkeiten stoßen, da gerade Albrecht im Kampfe gegen die Husiten eine hervorragende Rolle gespielt hatte. Mit den unzufriedenen Böhmen verbanden sich nun die Kaiserin Barbara nebst ihren Verwandten, den ehrgeizigen Grafen von Cilli. Die herrschsüchtige Barbara, welche mit Siegmund eine keineswegs musterhafte Ehe geführt und die mannigfache Untreue ihres Gemahls reichlich vergolten hatte, wünschte nach Siegmunds Tode ihre königliche Stellung zu behaupten. Den kaum zum Jüngling gereiften Wladislaus von Polen hatte die 45jährige zum Gatten ersehen; an seiner Seite wollte sie sich mit den Kronen von Ungarn, Polen und Böhmen geschmückt sehen. Aber die Uneinigkeit der Verschworenen hinderte die Ausführung des Planes, der dem Könige kein Geheimnis blieb. Von schwerem Siechtum befallen, ließ er durch seinen Kanzler Kaspar Schlick Tochter und Schwiegersohn zu einem Besuche in Prag einladen, was sie angesichts der böhmischen Zustände nur mit Widerstreben zusagten. Da er sich in Prag aber nicht sicher fühlte, verließ er den 11. November die Stadt, von vielen Tausenden geleitet; die einen trauerten über seinen Abzug, die andern riefen ihm zu, er möge nimmer wiederkehren. Am 24. November traf er in Znaim ein, wo Tochter und Eidam nebst einer Anzahl ungarischer Magnaten ihn erwarteten. Hier setzte er seine arglistige Gemahlin gefangen; ihr Bruder Friedrich samt seinem Sohne Ulrich entkam. Seine letzten Lebenstage verwendete er dazu, den Ständen seiner Reiche noch einmal den Herzog Albrecht zum Nachfolger zu empfehlen.

Siegmund hatte schon vor seiner Ankunft in Znaim sich einer höchst schmerzhaften Operation unterziehen müssen, seine Schwäche nahm zu, er sah sein Ende voraus. Aber als Kaiser wollte er sterben: auf dem Throne, im kaiserlichen Ornate erwartete er am 9. Dezember seine Todesstunde. Seine Leiche ward seiner Anordnung gemäß mehrere Tage öffentlich ausgestellt, damit jedermann daran gemahnt werde, daß auch der mächtigste Herrscher dem allgemeinen Lose irdischer Vergänglichkeit unterworfen sei. 1437

Es war ein reiches, vielbewegtes Leben, das mit Siegmund zu Grabe ging, und wenn auch die Früchte seiner Herrscherthätigkeit am wenigsten Deutschland zu gute kamen, verweilt das Auge doch gern bei diesem letzten Luxemburger, welcher seiner kaiserlichen Würde sich in vollem Maße bewußt war und sich seiner irdischen Majestät so gern erfreute. Der witzige, freigebige, leichtlebige und liebenswürdige, leicht versöhnliche Fürst hat vielleicht wenig selbstlose, beständige Freunde besessen, aber auch kaum einen persönlichen Feind gehabt.

Von den zahlreichen Anekdoten, die über ihn umlaufen, mag nur eine besonders charakteristische hier ihren Platz finden. Dem Papst Eugen IV. soll er zu Rom gesagt haben: „In drei Dingen bist du mir unähnlich und in ebenso vielen ähnlich: du schläfst lange, ich liebe das Frühaufstehen; du trinkst Wasser, ich liebe den Wein; du meidest die Frauen, ich gehe ihnen nach; du verschwendest die Gnadenschätze der Kirche, ich erübrige nicht; du leidest an den Händen, ich an den Füßen; du richtest die Kirche, ich das Reich zu Grunde."



Albert(us) Dei Gr(ati)a Romanorum Rex semper Augus(tus) ac Hungari Boh-mie Dalmacie Croacie Rame (?) Servie Galicie Lodomerie Comanie Bulgarieq(ue) Rex Austrie et Luxemb(ur)gen(sis) Dux.

Die Wappen: Römisches Reich. Altungarn. Böhmen. Dalmatien. Altösterreich. Luxemburg. Österreich.

Siegel Albrechts II.

X. Das Habsburgische Kaisertum bis zur Reformation.

1. Albrecht II., 1438—1439.

Es war Siegmunds Wunsch gewesen, daß man ihm seinen Schwiegersohn Albrecht, Herzog von Österreich, zum Nachfolger geben möchte. Gegen seine Persönlichkeit war auch nichts einzuwenden, denn allgemein wird er als ein tüchtiger, wohlwollender, gerechter und ehrenwerter Mann geschildert. Daß ihm Ungarn sofort nach dem Tode Siegmunds gehuldigt hatte und ihm auch die Krone Böhmens in Aussicht stand, hätte seine Wahl den Fürsten eigentlich nicht sehr empfehlen sollen. Denn es war vorauszusehen, daß ihn die Sorge für diese Länder — namentlich wurde Ungarn durch die Türken bedroht — in der Verwaltung seines königlichen Amtes wesentlich behindern würde. Vielleicht aber empfahl ihn gerade das seinen Wählern, welche sich gar nicht

1438

nach einem kräftigen Herrscher sehnten, obwohl das Reich, auch wegen der kirchlichen Frage, eines solchen dringend bedurft hätte. Eine ganz kleine Partei scheint es mit dem Reiche besser gemeint zu haben, denn als der Hohenzoller Friedrich I., der langjährige Berater Siegmunds, sich mit seinen drei Söhnen nach dem Wahlorte Frankfurt begab, war viel davon die Rede, daß er oder einer seiner Söhne gewählt werden würde. Aber dieser Gedanke fand keinen Beifall an der entscheidenden Stelle; die Kurfürsten ahnten wohl, daß der Hohenzoller die Zügel der Regierung straffer anspannen würde. Ohne sichtliche 1438 Opposition wurde Albrecht im März des Jahres 1438 erwählt; erst nach langem Bedenken erklärte er sich bereit, die Krone anzunehmen, da er sich den Ungarn gegenüber zur Ablehnung verpflichtet hatte. So war die deutsche Königswürde wieder an das Haus Habsburg gekommen, welches seitdem, wahrlich nicht zum Nutzen Deutschlands, bis zur Auflösung des Reiches den Thron behauptet hat.

Nicht einmal die Krönungsfahrt nach Aachen konnte Albrecht unternehmen, er sah sich nach Böhmen abgerufen, dessen Einwohnerschaft ihn nur zum Teil als König anerkannte, während eine andre Partei den jungen Prinzen Kasimir von Polen als Herrscher ausrief. Albrecht wendete sich gegen Tabor, den Hauptstützpunkt seiner Gegner, erntete aber keine Lorbeeren, obwohl auch das Reich seinem neuen Könige ein Aufgebot geschickt hatte. Der später so berühmte Markgraf Albrecht Achilles von Brandenburg, damals ein 24jähriger Mann, der die Kriegsmacht des Burggraftums Nürnberg befehligte, verdiente sich hier die Sporen, besonders in zahlreichen Scharmützeln vor der erwähnten Stadt. Indes wurde die Belagerung nach einem glücklichen Ausfall, den Georg von Podiebrad machte, aufgegeben, und die meisten Reichstruppen zogen heim. Albrecht wandte sich nach Breslau und schloß unter päpstlicher Vermittelung einen Waffenstillstand mit Böhmen und Polen, da ihn die Not der von den Türken bedrängten Ungarn abrief. Während noch 1437 die Ungarn unter der Führung des tapfern Johann Corvinus die Osmanen vor Szendrö zurückgeschlagen hatten, räumten sie ihnen jetzt ohne Widerstand das Feld; unter dem Schreckensruf: „der Wolf, der Wolf!" stoben sie auseinander. Vergebens bot Albrecht seine ganze Thatkraft auf; das wichtige Semendria fiel, eine im Lager ausgebrochene Seuche ergriff auch den König; er zog heimwärts, um in seinen Erblanden zu gesunden. Er sollte den Boden 1439 Österreichs nicht wieder betreten. Am 27. Oktober starb er in Neßmély, unweit der Grenze, im 42. Jahre seines Lebens.

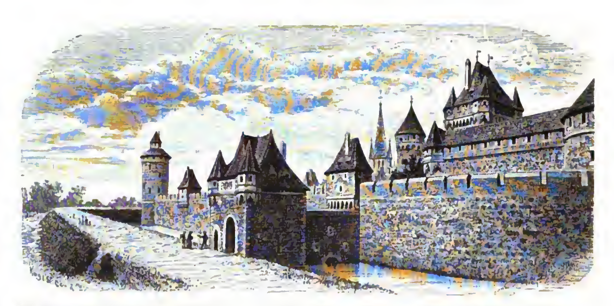
Ein neuerer Geschichtschreiber charakterisiert König Albrecht II. in folgenden Zügen: „Kräftigen Leibes, ohne Anmut und Leutseligkeit, mehr im Kampfe als in der Bildung groß geworden, hatte dieser Habsburger nichts Gewinnendes. Das ernste, wenig bewegliche, von starkem Schwarzbarte eingerahmte Gesicht, lachte nie; die Haltung war immer die eines Mannes, der weiß, daß er das Schwert an der Seite führt, und nie sah man ihn ohne dasselbe. Er war kein glänzender, redegewandter Lebemann, aber ein Herrscher von strengen, hausbackenen Sitten, der das Seinige zu Rate hielt und ebenso offen darein sah als sprach, ohne schön gewundene Worte und aufgestutzte Ränke zu kennen."

Deutschland hat an ihm nichts verloren, denn es hat ihn nie besessen, aber es verdient alle Anerkennung, daß er trotz seiner Kämpfe in Böhmen wenigstens den Versuch machte, auch den Bedürfnissen des Reiches gerecht zu werden. Kaspar Schlick, der erfahrene Kanzler seines Vorgängers Siegmund, vertrat den König in diesen Angelegenheiten. Die Städte, welche noch zuletzt von Siegmund zur Beratung von allerlei Reformen nach Eger beschieden waren, hatten auch bei Albrecht freundliches Gehör gefunden: zum 13. Juli 1438 waren sie nach Nürnberg berufen, dort über „Hofgericht und Landgericht, unredliche Feindschaft, Krieg, Münzen und gemeinen Nutzen“ zu beraten. Hier wurde vorgeschlagen, das Reich in vier Kreise zu teilen und alle Rechtsfragen in Zukunft nicht durch Fehden, sondern durch ordentlichen Richterspruch auszumachen. Die Verhandlungen wurden aber unterbrochen und erst im Oktober wieder aufgenommen. Hier schlugen die Bevollmächtigten des Königs eine Einteilung des Reiches in sechs Landfriedenskreise vor; der Anspruch des gemeinen Mannes auf unparteiische Rechtsprechung wurde von neuem hervorgehoben und außerdem namentlich die Verbesserung der Münze in Aussicht genommen.

Alle diese Entwürfe blieben aber für jetzt unvollendet; mochte ein tüchtiger Nachfolger Albrechts versuchen, mit Hilfe des städtischen Elementes dem Reiche eine bessere Ordnung zu verschaffen. Auch die bedeutungsvolle kirchliche Frage blieb ungelöst.

Dabei handelte es sich hier um nichts Geringeres, als um die Befreiung Deutschlands von der römischen Bevormundung und dem Aussaugungssystem, welches die geldgierige und stets bedürftige Kurie jahrhundertelang mit schonungsloser Härte geübt hatte. Gerade über diese Dinge war das Baseler Konzil, wie oben gezeigt, zu einschneidenden Beschlüssen vorgeschritten. Da hatte Papst Eugen die Frage der Vereinigung der griechischen und römischen Kirche benutzt, um entgegen dem ausdrücklichen Beschluß des Konzils (vom 7. März 1437) dasselbe nach Ferrara zu verlegen. Im Januar 1438 eröffnete er diese Kirchenversammlung, am 24. desselben Monats ward er von dem Baseler Konzil für suspendiert erklärt, weil er die Wege Martins V. wandele, am 25. Juni 1439 die Absetzung Eugens IV. ausgesprochen. Bis jetzt hatte das deutsche Reich eine vorsichtige Haltung beobachtet; unmittelbar vor Albrechts Wahl, am 17. März 1438, war zu Frankfurt von den Kurfürsten beschlossen worden, in dem Streite zwischen Papst und Konzil neutral zu bleiben, und der König war dieser Erklärung beigetreten. Aber je mehr sich die Frage zuspitzte — schon stand eine Papstwahl in Aussicht, und dann hatte man eine neue Kirchenspaltung — desto wichtiger wurde die Haltung des Reiches und seines Herrschers. Auf die Dauer ließ sich jene Neutralität nicht bewahren. Wenn die endliche Entscheidung zu gunsten des Papstes ausfiel, war Deutschland um die Hoffnung betrogen, welche die Besten der Nation auf die siegreiche Durchführung der konziliaren Bestrebungen gesetzt hatten.

Am 5. November 1439 wurde von dem Baseler Konzil der Herzog Amadeus von Savoyen als Felix V. zum Papste erwählt: wichtiger als je war die bevorstehende Königswahl.

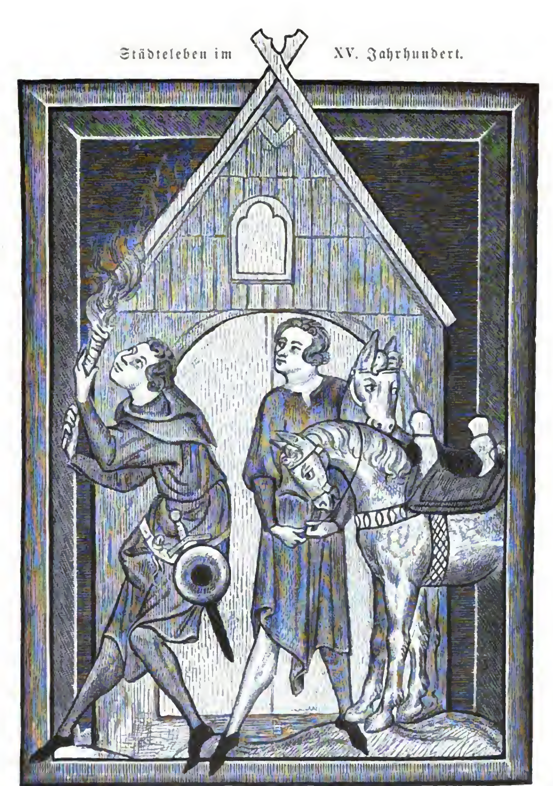


Ansicht einer kleinen deutschen Stadt um 1400. Zons am Niederrhein, dessen heute noch wohlerhaltene Befestigungen vom Anfange des XV. Jahrhunderts hier nur geringe Ergänzungen erforderlich machten.

2. Die deutschen Städte im XV. Jahrhundert.

Wenn wir unter König Albrecht II. die Städte beschäftigt sehen, an der geplanten Reichsreform hervorragenden Anteil zu nehmen, und im weiteren Verlauf des XV. Jahrhunderts wahrnehmen, wie in ihnen das Gefühl der Macht und Bedeutung mehr und mehr wächst, wie sie auf den Reichstagen sich geltend zu machen versuchen, so erscheint es geboten, dem städtischen Wesen, als einem wichtigen Faktor in der politischen, und noch mehr in der Kulturgeschichte unsres Vaterlandes, eine eingehendere Betrachtung zu widmen.

Der Aufschwung des städtischen Wesens beginnt mit dem Verfall der kaiserlichen Macht; jemehr die ursprünglichen Träger der mittelalterlichen Kultur, Adel und Geistlichkeit, entarten, desto selbständiger treten die Städte auf, desto freier erheben sie ihr Haupt. Nachdem im XIV. Jahrhundert die Nebenbuhlerschaft der Geschlechter und der Zünfte fast überall durch einen versöhnenden Ausgleich ihr Ende gefunden, erstarken die Städte durch engeres Sichaneinanderschließen; wir sahen, welche Kraft den Städtebündnissen schon zu den Zeiten Karls IV. und Wenzels innewohnte. Die Folgezeit gestattet ihnen eine gleichmäßige, stetig fortschreitende Entwickelung, da das Reichsoberhaupt keine ihnen feindselige Politik befolgen kann: gegen unruhige und feindselige Nachbarfürsten sichert man sich wiederum durch Bündnisse, deren das XV. Jahrhundert gar viele aufzuweisen hat. Kaiserliche Ladungen, Mahnungen zum Reichskriege, finden bei den Reichsstädten nur so viel Gehorsam, als man freiwillig gewährt; selbst Landstädte, wie die altmärkischen, versagen ihren Fürsten in rücksichtslosester Weise die Heeresfolge und die Steuern, wenn er sie nicht zur Botmäßigkeit zwingen konnte.



Städtische Gerichtsbarkeit: Aus dem Soester Nequamsbuche, einem Protokollbuche des Rates, in welchem die Rechtsgebräuche der Zeit durch kunstvolle Miniaturen erläutert werden (Ende des XIV., Anfang des XV. Jahrhunderts):

Zerstörung eines Hauses durch den Scharfrichter, welcher an seiner roten Kleidung kenntlich ist.

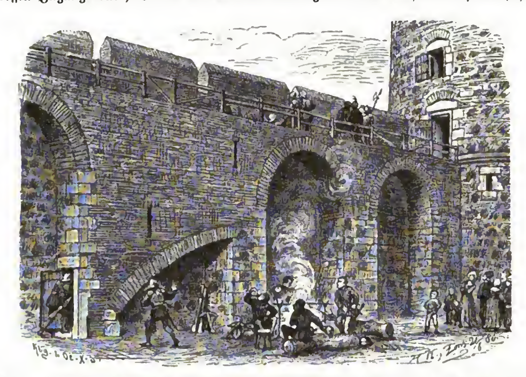
Genaue Kopie nach dem Original in der Stadtbibliothek von Soest in Westfalen.

Die betreffende Gesetzstelle lautet im ältesten Soester Stadtrecht:

„Quod si ille qui maleficium perpetravit aufugerit, domus ejus et quicquid habet, secundum nostri juris-
„Wenn derjenige, welcher ein Verbrechen begangen hat, entflohen ist, so soll sein Haus und seine ganze Habe nach der
dictionem destruetur, et ipse proscribetur, quod vulgo fredhelos dicitur“
Bestimmung unjres Rechts zerstört, und er selbst geächtet werden, was gemeinhin „friedlos“ heißt.“

Wollen wir das innere und äußere Leben einer Stadt im XV. Jahrhundert uns vergegenwärtigen, so müssen wir unsre Blicke auf die süddeutschen, namentlich die Reichsstädte, wenden. Gelegentlich erfahren wir auch wohl von Lübeck, Breslau, Prag und den Städten am Rhein, wie Mainz, Köln u. a., aber die Züge, deren wir zu einem einigermaßen vollständigen Bilde bedürfen, liefern uns doch nur die ehrsamen Chronisten von Nürnberg, Augsburg, Regensburg u. a.

Das äußere Bild der Städte änderte sich in der Zeit vom XIII. bis XV. Jahrhundert wenig, nur daß die Fortschritte des Geschützwesens eine stärkere und kunstreichere Befestigung notwendig machten. Das ganze „Weichbild" der Stadt umzog ein Graben, dessen Zugänge durch Türme und Warten verteidigt wurden. Dahinter erhoben sich Wall



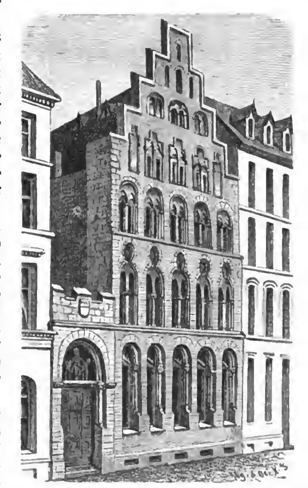
Städteleben im XV. Jahrhundert: Innenseite der Ringmauern von Zons am Niederrhein.

und Ringmauern, von runden und eckigen Türmen überragt. Auch Erker springen aus der Mauer hervor nach dem Stadtgraben.

Da die Städte vor allem Sicherheit und Schutz gewähren sollen, sind die Häuser ziemlich gedrängt, die Straßen eng, — man will einander möglichst nahe sein — von planmäßiger Bebauung ist nicht die Rede. Das Material, aus dem man die Häuser errichtete, war zu Anfang des XIII. Jahrhunderts noch Fachwerk aus Holz und Lehm gewesen, jetzt hatte es längst dem schöneren und solideren Back- oder Bruchstein weichen müssen. In Zürich war das im Jahr 1402 errichtete Rathaus in Holz aufgeführt, um das Jahr 1480 bediente man sich durchgängig der Quadersteine. Wo solch Material schwerer zu beschaffen war, begnügte man sich, zunächst Kirchen, Münz-, Zoll-, Kaufhäuser, vor allem die Rathäuser, aus Stein zu erbauen.

Auch die feuergefährlichen Stroh- und Schindeldächer, wie sie im XIV. Jahrhundert noch gäng und gäbe waren, kommen allmählich ab. Die Häuser stehen mit dem Giebel nach der Straße, die oberen Stockwerke springen vor, so daß Luft und Licht in den Gassen beschränkt wird. In einzelnen Gegenden ist es gebräuchlich, jene vorgerückten oberen Stock-

werke durch Pfeiler zu stützen; so entsteht ein bedeckter Gang, der an verkehrsreichen Stellen geschützten Durchgang gewährt. Die patrizischen Wohnhäuser, außen mit Steinzierrat geschmückt, sind im Innern zwar meist nicht allzu geräumig, aber die Zimmer sind gedielt, getäfelt, mit geschnitztem Mobiliar, farbigen Teppichen ausgestattet.



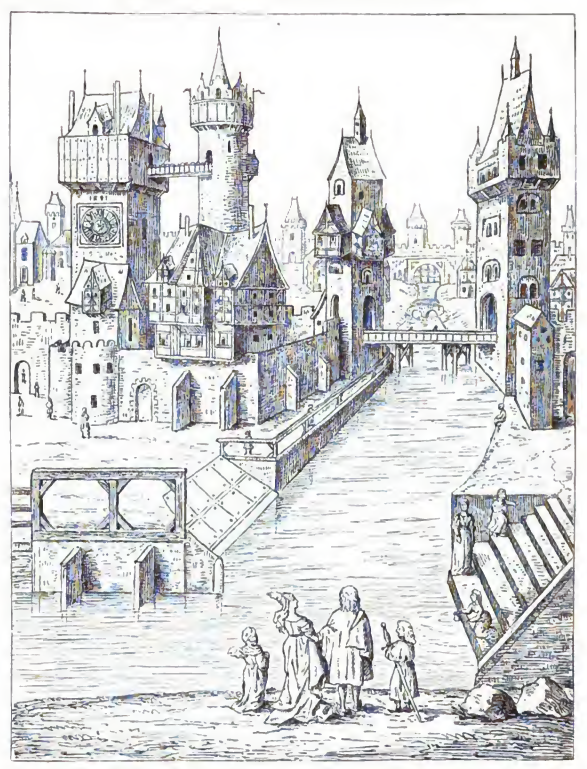
Das älteste erhaltene Privathaus Deutschlands: das sogenannte Tempelhaus in Köln, Stammhaus der Familie Overstolz, erbaut im Anfang des XIII. Jahrhunderts.

Die Straßen haben ein reinlicheres Aussehen, als zuvor, wo es an Gossen fehlte, die den im ungepflasterten Boden sich ansammelnden Unrat ableiteten: trieben sich doch im reichen Ulm noch im Jahr 1410 die Schweine auf den Straßen umher. In Zürich waren im Jahr 1480 die Straßen mit gebackenen Steinen glatt gepflastert, in den größeren Städten jedenfalls die Hauptstraßen, und die Häuser entlang führte wohl gar ein Bürgersteig.

Auch für Wasserleitungen wird gesorgt. In Nürnberg macht der Fischbach, der bald offen, bald verdeckt die Stadt durchfließt, einen wesentlichen Teil der Sorge des städtischen Baumeisters aus, der ihn zu regulieren und zu reinigen hat. Wenn auch nicht für die Beschaffung von Trinkwasser, so doch für mannigfachen Gewerbetrieb, für die Bedürfnisse der Wäsche, ist der Fischbach den Einwohnern der guten Stadt unentbehrlich.

Daß die deutschen Städte ein wohnliches und behagliches Aussehen hatten, daß sie den Eindruck der Wohlhabenheit, selbst der Schönheit machten, können wir aus den Lobeserhebungen der Fremden schließen, und unter den Lobrednern der deutschen Städte befindet sich kein geringerer, als Äneas Silvius Piccolomini, nachmals Papst Pius II. Bonfini, der Geschichtschreiber der Corvinen, schildert im Jahr 1490 Wien: „Wie ein Palast liegt die eigentliche Stadt inmitten ihrer Vorstädte, deren mehrere an Schönheit und Größe mit ihr wetteifern. Jede Wohnung hat ihr Sehenswertes, ihr Denkwürdiges. Fast jedes Haus hat seinen Hinterhof und seinen Vorhof, weite Säle, aber auch gute Winterstuben. Die Gastzimmer sind gar schön getäfelt, herrlich eingerichtet und haben Öfen. In alle Fenster sind Gläser eingelassen, viele sehr schön bemalt, durch Eisenstäbe gegen Diebe geschützt. Unter der Erde sind weite Weinkeller und Gewölbe; diese sind den Apotheken, Warenniederlagen, Kramläden und Mietwohnungen für Fremde und Einheimische gewidmet.“ Weiter erzählt er, daß die Wiener Universität letzthin 7000 Studenten gezählt habe; Nürnbergs Einwohnerschaft belief sich im Jahr 1450, trotz der Bedeutung der Stadt, nur auf 20000 Seelen.

Die **Bürgerschaft** befand sich wohl unter einem patriarchalischen Regiment, in welchem nach dem Ausgleich zwischen Zünften und Geschlechtern häufig genug die Patrizier die eigentliche Leitung hatten. In Nürnberg z. B. hatte man zwar in den „kleinen Rat“, der an der Spitze der Geschäfte stand, auch eine Zahl Handwerker aufnehmen müssen; aber innerhalb dieser Behörde schloß sich wieder die kleine Zahl von sieben



Inneres einer Stadt im XV. Jahrhundert. Federzeichnung vom Jahr 1491 in der Bibliothek zu Erlangen.

Männern, die nur aus dem Patrizierstande genommen wurden, zu einem geheimen Rat zusammen, welcher dominierenden Einfluß ausübte. Zwei seiner Mitglieder, die Losunger, beaufsichtigten die Finanzen, ein drittes stand den militärischen Angelegenheiten vor.

Auch die gesellschaftliche Stellung dieser „ehrbaren" Geschlechter war und blieb eine streng abgeschlossene. So gehörte das Tanzen auf dem Rathause zu den Ehrenvorrechten dieser Familien. Wer einen offenen Kram oder Handel hatte, galt für unwert, jenen Festen beizuwohnen. Oft genug nahmen Kaiser und Könige mit ihrer glänzenden Umgebung an den Geschlechtertänzen teil, bei denen die Stadtmusik aufspielte. Ausnahms-



Städteleben im XV. Jahrhundert: Patrizisches Tanzfest, Kupferstich von Israel von Meckenen.

(Durch Anbringung der Enthauptung Johannes des Täufers im Hintergrunde hat der Künstler diesem im übrigen unmittelbar aus dem Leben gegriffenen Bilde den Charakter einer biblischen Darstellung gegeben.)

weise werden die Schranken zwischen Regierern und Regierten jedoch durchbrochen. So giebt in Nürnberg der Stadtbaumeister am „weißen Sonntag" (Invokavit), nachdem er vor dem Rate Rechnung gelegt hat, mit seiner Hausfrau seinen Unterbeamten ein Mahl, dem Zimmermann, dem Maurermeister und dessen Diener, dem „Schaffer und Anschicker auf der Peunt" (dem städtischen Bauhofe); er verteilt ihnen den Johannismet, er ladet sie zur Martinsgans; am Christabend giebt er allen Werkmeistern und Werkleuten, die für die Stadt arbeiten, ein großes Gericht gesalzter Fische zum besten.

Neben den Geschlechtern bilden die Zünfte einen vermöglichen, behaglichen, tüchtigen Mittelstand, der nicht mehr wie im XIV. Jahrhundert um politische Rechte zu kämpfen hat, sondern in friedlicher Arbeit das Handwerk zu Ehren bringt. Das Zunftrecht sichert dem Handwerksmeister seinen Wohlstand: vom Jahre 1450 beginnt eine noch genauere Feststellung der Arbeitsgrenzen einer jeden Zunft, jetzt erst bildet sich das eigentliche Lehrlings- und Gesellenwesen, das Wandern der Gesellen, die Forderung eines Meisterstückes aus, damit Überlieferung der Handwerksgeheimnisse und der Handwerksehre.

Von allen Handwerken aber, welche durch ihre Erzeugnisse den Ruhm des deutschen Namens in der Welt verbreiteten, ist keines für die Folgezeit so wichtig geworden, wie das Buchdruckergewerbe. Die Erfindung, mit beweglichen Lettern zu drucken, fällt in die Jahre 1440 bis 1450 und hat den Namen des Erfinders, Johann Gensfleisch zum Gutenberg (aus Mainz), zu unsterblicher Ehre gebracht, wenn schon er im Leben die Früchte seiner Kunst nicht nach Gebühr geerntet hat. Seit dem Jahre 1462, wo Mainz, der Hauptsitz der neuen Kunst, infolge eines Streites zwischen dem abgesetzten Bischof Diether von Mainz und dem neuerwählten Adolf von Nassau erstürmt wurde und die von Gutenbergs ehemaligen Genossen Fust und Schöffer gegründete Druckerei in Flammen aufging, die Drucker überallhin zerstreut wurden, war der Schleier, mit dem man bis dahin egoistisch die „schwarze Kunst" umgeben, zerrissen, und in rascher Folge entstanden in allen größeren Städten Druckereien. In Nürnberg erwarb der gelehrte Anton Koburger den Namen des Druckerkönigs, in Augsburg wurde besonders berühmt die Firma Bämler, dann der Schönberner, welche viele kleinere Städte mit seinen „Dienern" versorgte. Daß die Ehre der Erfindung Gutenberg gebührt, nicht dem Lorenz Jansen (genannt Koster) aus Harlem, den die Holländer in beschränktem Nationalstolz zum Entdecker machen wollen, — schon 1423 soll er mit beweglichen Lettern gedruckt haben — gilt jetzt als erwiesen. Die ersten Versuche machte Gutenberg jedenfalls mit Holzbuchstaben, indem sich die Druckerkunst naturgemäß aus der Holzschneidekunst entwickelte. In seiner Vaterstadt Mainz, in welche Gutenberg im Jahre 1445 von Straßburg zurückkehrte, verband er sich mit dem reichen Johann Fust, welcher die Mittel zur Errichtung einer Druckerei hergab, und dem Schönschreiber Peter Schöffer, der die Schriftschneiderei vervollkommnete und eine zweckmäßige Druckerschwärze erfand. Beide Männer drängten den mittellosen Gutenberg beiseite, als eben das erste größere Werk, die lateinische Bibel (Vulgata) in Angriff genommen war (1455), und vollendeten das Buch 1456 selbständig. Gutenberg wurde durch den Mainzer Stadtsyndikus Humery zur Errichtung einer neuen Druckerei in stand gesetzt und ließ im Jahr 1460 das erste Produkt der neuen Offizin erscheinen. Im Anfang des Jahres 1468 ist er, nach Aufgabe seines Gewerbes, als kurfürstlicher Hofkavalier gestorben.

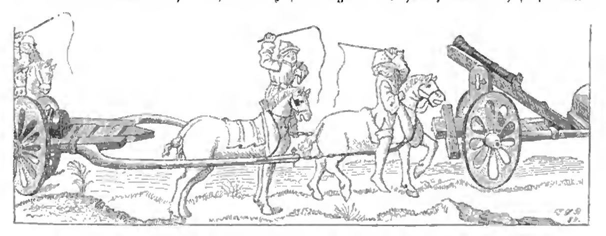


Städteleben im XV. Jahrhundert: Relief über dem Thore der ehemaligen Fronwage zu Nürnberg, das Wägen der Waren und Entrichten der Abgaben darstellend, von Adam Kraft, mit der Jahreszahl 1497 und der Inschrift: „Dir als (ebenso wie) ein(em) andern."

Die **Verwaltung der städtischen Gemeinwesen** erforderte große Umsicht; es war ein bedeutendes Kapital, das alljährlich vereinnahmt und verausgabt wurde. Die Einnahmen der Städte flossen teils aus den Erträgnissen ihrer Besitzungen, aus Antrittsgeldern neuer Bürger, aus Zöllen und Geleitsgeldern, teils aus den Steuern. Man hatte sowohl direkte als indirekte Steuern. Die erstere, Losung genannt, traf besonders die wohlhabenden Bürger, die sich nach Eid und Gewissen selbst einschätzten; das „Ungeld", welches von Wein, Bier und Met erhoben wurde, verteilte sich auf alle Trinklustigen und brachte große Summen ein: die Einnahme aus dieser bei dem gemeinen Mann sehr wenig beliebten Steuer betrug zu Nürnberg im Anfange des XV. Jahrhunderts durchschnittlich ein Drittel und mehr von dem Gesamteinkommen.

Unter den Ausgaben erscheinen neben den Beamtenbesoldungen vorzugsweise die „Verehrungen" und „Liebungen" an fürstliche Personen, die zum Besuche der Stadt eintreffen. Die hohen Gäste, vor allem der Kaiser, erhalten meist größere oder kleinere Summen in goldenen Bechern, außerdem wird Wein für sie und ihr Gefolge, Hafer für die Pferde gereicht. Städte, die wie Nürnberg häufig zu Reichstagen benutzt werden, haben an diesen Aufwendungen eine schwere Last. Und dabei können sie von Glück sagen, wenn sich der kaiserliche Herr mit dem Gebotenen begnügt. Nicht unbedeutend waren ferner die Kosten für die Ratsbotschaften zu Städtetagen, für außerordentliche Missionen an den Kaiser oder zu andern Fürsten. Am kaiserlichen Hofe zumal war alles der Bestechung zugänglich; wer an das kaiserliche Hofgericht appellierte, wer irgend eine Gunst am Hofe nachsuchte, mochte sich vor allen Dingen mit Geld versehen. Die eigentlichen Zehrungskosten trugen zum kleinsten Teil die Botschafter, selbst wenn sie einen besonders ehrenvollen Auftrag erhielten und dabei den ersten, leistungsfähigen Geschlechtern angehörten. Wer, wie der reiche Nürnberger Patrizier **Nikolaus Muffel**, als Krönungsgesandter nach Rom abgeordnet wurde (1452) hätte freilich an der Ehre, den Baldachin über den Gekrönten zu halten, eine genügende Entschädigung gehabt; überdies lohnte es sich, am päpstlichen Hofe persönliche Bekanntschaften angeknüpft zu haben.

Auch für **Kriegszwecke** oder die Bewahrung des Friedens waren Geldopfer nötig. Zwar bediente man sich für kürzere Züge der Bürgermiliz, für dauernde Kriege bedurfte man aber der Söldner, die seit den Husitenkriegen in Böhmen, aber auch sonst allent-

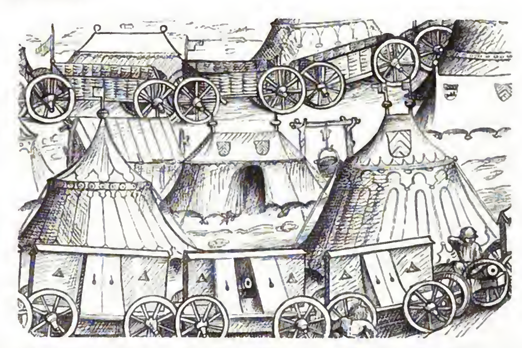


Städtisches Kriegswesen: Artilleriepark um die Mitte des XV. Jahrhunderts.
Aus den für diese Zeit hochcharakteristischen Miniaturen der Breslauer Prachthandschrift des Froissart.

halben für Geld zu haben waren. Nürnberg hatte ausnehmenden Ruf im **Geschützwesen**; sowohl seine Büchsen, als auch seine Büchsenmeister waren berühmt; auch bildete es die Fähigkeit, mit der „**Wagenburg**" zu operieren, in seinen Kriegen mit Albrecht Achilles bis zur Vollkommenheit aus.

Einen eigentlichen Angriffskrieg führten die Städte im XV. Jahrhundert fast gar nicht; es handelte sich meist um Verteidigung der Stadt, höchstens um Rachezüge. In

Zeiten der Gefahr tritt das republikanische Wesen der Städte am meisten hervor. Der Rat übt dann eine fast unbegrenzte Gewalt auch über das Vermögen der Bürger aus. Keller und Fruchtboden des einzelnen werden nötigenfalls schonungslos für die Bürgerschaft in Anspruch genommen. Diesem Gemeinsinn verdankten aber denn auch die Städte die Kraft und die Blüte, deren sie sich in den letzten beiden Jahrhunderten des Mittelalters erfreuen.



Städtisches Kriegswesen im XV. Jahrhundert: Teil eines mit doppelter Wagenburg befestigten Lagers. Aus dem Mittelalterlichen Hausbuch.

Die Erziehung der heranwachsenden Jugend ließen sich die Städte angelegen sein und errichteten Stadtschulen; doch fällt die Blüte des städtischen Unterrichtswesens erst in die Zeit der Reformation.

Auch für die Gesundheitspflege sorgte die Stadt. Im Jahre 1436 finden wir zuerst — in Ulm — eine ärztliche Beaufsichtigung der Apotheken, deren Name in der jetzt üblichen Bedeutung gegen Ausgang des XV. Jahrhunderts vorkommt. Stadtärzte erscheinen in Ulm schon im Jahr 1418, anfangs mit glänzender Besoldung und sonstigen Vorteilen ausgestattet. Je allgemeiner die Einrichtung wird, desto mehr verringert sich das Gehalt. Spitäler, namentlich für Altersschwache und Hilflose, sind zahlreich bei dem weit verbreiteten Wohlthätigkeitssinn der Bürger; meist werden den Spitalbewohnern von den Stiftern allerlei religiöse Pflichten auferlegt. In manchen Städten bildeten sich Brüderschaften (so die Kalandsgilden), welche sich die Krankenpflege zur Aufgabe machten. Besondere Krankenhäuser waren die „Sundersiechenhäuser“ für die Aussätzigen, die man bei der entsetzlichen Ansteckungskraft dieser im Mittelalter so verbreiteten Krankheit von den Gesunden ängstlich schied. Andre Seuchen, namentlich Pestepidemien, die im XV. Jahrhundert sehr häufig waren, machten besondere Veranstaltungen notwendig.

In der Erwägung, das auskömmliche Nahrung für die armen Leute die Vorbedingung ihres Wohlbefindens ist, wird bei Teuerungen aus den städtischen Magazinen das Korn zu mäßigem Preise verabfolgt, in Kriegszeiten bei eintretender Belagerung die ärmere Volksklasse aus städtischen Mitteln beköstigt.

Was die Vergnügungen der Städter anbetrifft, so gaben die zahlreichen kirchlichen Festtage häufig genug Veranlassung, den Ernst des alltäglichen Lebens zu unterbrechen;



Städteleben im XV. Jahrhundert: Großes Turnier in einer deutschen Stadt.
Kupferstich von Matthäus Zasinger, 1500.

insbesondere rief die Karnevalszeit Frohsinn und Lust hervor, vorzüglich Vermummungen und Maskenscherze. Das „Schembartlaufen“ (Schönbartlaufen), eine Mummerei, in



Städteleben im XV. Jahrhundert: Jagd und Scheibenschießen.
Aus dem Mittelalterlichen Hausbuch.

deren prachtvoller Ausstattung alljährlich von den Teilnehmern gewetteifert wurde, bildete in Nürnberg den Glanzpunkt dieser Festlichkeiten.

Zu den stehenden Vergnügungen ernsterer Art gehörten bei dem Kleinbürgerstande seit geraumer Zeit die Produktionen der „Meistersänger." An den Sonntagsnachmittagen wurde auf dem Rathaus oder in der Kirche „Schule gesungen". Vom Staub und Schmutz der Werkstatt gereinigt, kamen die dichtenden Handwerker in ihrem besten Staat herbei, um angesichts der löblichen Bürgerschaft in Liedern auszusprechen, was die Woche über Geist und Herz beschäftigt hatte. Kam die Dichtkunst bei diesen zunftmäßigen Reimereien auch sehr übel weg, so beförderten die Übungen doch einen ernsten, anständigen Sinn in dem Handwerkerstande und erwiesen sich als höchst nützlich für Reinheit und Reinlichkeit der Sprache.

Größere allgemeine Feste waren die Turniere oder Preisschießen. Während die Patrizierkreise in den großen Reichsstädten es sich nicht nehmen ließen, in förmlichen Turnieren es der Ritterschaft gleich zu thun, bilden die Schützenfeste die eigentlichen, von den städtischen Behörden begünstigten und geförderten Festlichkeiten. So veranstaltete der Rat zu Augsburg im Jahr 1470 ein stattliches Stahlschießen (d. h. ein Armbrustschießen, von dem stählernen Bogen der Armbrust so genannt); an vierzig Orte waren Einladungsschreiben erlassen, 466 Schützen fanden sich ein, unter ihnen Fürsten, Herren und Ritter. Sie verschmähten nicht, an den Übungen und Belustigungen teilzunehmen, welche sich gemeiniglich mit dem Schießen verknüpften. So zeichnete sich diesmal Herzog Christoph von Bayern im Laufen und Springen aus: ein Ritter, Wilhelm Zaunried, trug im Steinstoßen den Preis davon. Als die Feuerwaffen vervollkommnet wurden, traten die Büchsen, Faustrohre oder Bürschbüchsen neben die Armbrust. In Augsburg fand das erste Freischießen dieser Art im Jahr 1446 statt; im Jahr 1472 wird das große Freischießen in Zürich nur für Büchsen ausgeschrieben.



Städtisches Leben im XV. Jahrhundert: Lustige Gesellschaft mit Spaßmachern in einem Garten vor den Thoren.
Aus dem Mittelalterlichen Hausbuch des German. Museums.

Auch der „Glückshafen" oder „Glückstopf", der Vorläufer der Lotterie, gehörte bald mit zu den stehenden Nebenbelustigungen für die am Schießen nicht unmittelbar Beteiligten. Bei dem vorerwähnten Augsburger Schützenfest ward ein Glückshafen von zweiundzwanzig Gaben aufgerichtet, „darein 36464 Zettel und auf jeden acht Pfennig eingelegt worden, daraus Augustein Koch von Gmünd das beste, nämlich vierzig Gulden gewonnen, da es auch ohn' allen Betrug zugegangen."

Eine Festlichkeit eigner Art konnte Nürnberg alljährlich seinen Bürgern und den herbeiströmen-



Gruppe von Konstanzer Bürgerfrauen zur Zeit des Konzils.

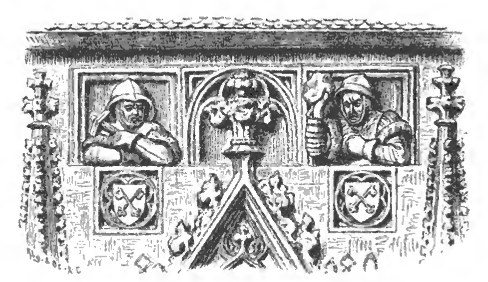
(Unter den Frauen eine junge Patriziertochter, welche durch einen Pagen und eine kranzgeschmückte Dienerin geleitet wird.)

Gleichzeitige Darstellung aus Ulrich Richenthals, Bürgers zu Konstanz, Handschrift über das Konzil. Genaues Faksimile nach dem Original in der Universitätsbibliothek zu Prag.

den Schaulustigen gewähren. Am zweiten Freitage nach Ostern wurde auf dem Marktplatze auf einem besonders dazu errichteten Schaugerüste das „Heiltum“ gewiesen, d. h. es wurden die Reichskleinodien vorgezeigt, welche seit dem Jahr 1424 der Stadt zur Aufbewahrung anvertraut waren. Besonders großartig war das Schaugepränge, wenn gar der Kaiser selbst diese Feierlichkeit mit seiner Anwesenheit beehrte.

Begreiflich ist, daß mit dem steigenden Wohlstande auch Üppigkeit und Verschwendung in den Städten zunahm und alle Verordnungen des Rates diese Übel nicht heben konnten. Namentlich bei Familienfestlichkeiten machte sich das Bestreben geltend, durch übermäßigen Aufwand mit seinen Glücksgütern zu prahlen. So richtete im Jahr 1493 der Bäcker Veit Gundlinger in Augsburg seiner Tochter eine Hochzeit aus, bei der an sechzig Tischen gespeist wurde;. siebenundzwanzig Hochzeitsgäste lebten da auf Kosten des Hochzeitsvaters acht Tage in Saus und Braus.

Allein trotz dieser und andrer noch schlimmerer Ausschreitungen auf sittlichem Gebiete kann man das Erblühen und Erstarken der deutschen Städte nur mit Sympathie begleiten: und was diese selbstbewußten und eigensinnigen Gemeinwesen im XV. Jahrhundert auf politischem Gebiet gesündigt, haben sie im Zeitalter der Reformation reichlich wieder gut gemacht.



Städteleben im XV. Jahrhundert: Verteidiger der Stadt.
Skulptur am Rathausportal zu Regensburg vom Jahre 1440.

---

3. Friedrich III., 1440—1493.

Schon nach dem Tode Siegmunds war bei dem Volke das bedeutungsvolle Gerücht entstanden, sein Nachfolger werde alle Lande zum Frieden bringen und daher den Namen Friedrich führen. Damals hatte man sich getäuscht: wenn jetzt, nach Albrechts Hinscheiden, dieselbe Mär verlautbarte, sollte sie wenigstens zum Teil sich bewahrheiten.

In der Erkenntnis, daß eine baldige und einhellige Wahl der Kirchenspaltung gegenüber dringend nötig sei, schrieb der Kurfürst Dietrich von Mainz den Wahltag auf den 28. Januar 1440 nach Frankfurt aus. 1440

An dem festgesetzten Tage fanden sich die Wähler vollzählig ein: nur hinsichtlich Böhmens entstand eine Schwierigkeit, weil mit dem Tode Albrechts die böhmische Kur erledigt schien. Erst nach langem Bedenken gestatteten die Kurfürsten dem Landgrafen von Meißen, Heinrich von Plauen, den die böhmischen Stände mit der Führung der Kurstimme beauftragt hatten, die Teilnahme an der Wahl. Um jeder Beeinflussung vorzubeugen, wurden die Abgeordneten der beiden Kirchenparteien aus der Stadt gewiesen und die auf dem Wege nach Frankreich befindliche Gesandtschaft des Papstes Felix V. am Eintritt verhindert. Das Augenmerk der Kurfürsten wurde alsbald auf den zwanzigjährigen Friedrich von Österreich-Steiermark gelenkt, wahrscheinlich durch den Erzbischof Jakob von Trier, einen vertrauten Anhänger des Papstes Eugen IV. Der Trierer wünschte einen Fürsten zu erheben, von dem er wußte, daß er aus persönlicher Frömmigkeit gleichfalls ein Verehrer dieses Papstes war. Denn den Herzog Friedrich empfahl weiter nichts, als der Ruf eines äußerst frommen, leidlich verständigen Regenten: von dem Wesen seines ehrgeizigen unternehmenden Vaters, Ernst des Eisernen, von der Natur seiner Mutter, der starken Cimburgis von Masovien, hatte er nichts geerbt. Gewiß, er war friedsam: mehr als das, er war mit seinem zögernd bedächtigen, schwunglosen Wesen ein greisenhafter Jüngling. Nicht solch einen phlegmatischen Träumer, der, trotz seiner Hünengestalt waffenscheu, am liebsten in den Sternen las oder in seinen Obst- und Blumengärten hantierte, verlangte das Reich, sondern einen ganzen Mann, eine Herrschernatur, die in einer Zeit der Selbstsucht und der Anmaßung das Schwert nicht weniger, als das Scepter zu führen verstand. Es fehlte nicht an warnenden Stimmen. So soll Johann Gert, der einige Zeit in Friedrichs Diensten gestanden und seinen Charakter kennen gelernt haben wollte, die Kurfürsten von seiner Wahl abgemahnt haben, da Friedrich die Ruhe zu sehr liebe und zu bedächtig sei. Vielleicht hängt damit zusammen, daß der Kurfürst Friedrich von Brandenburg den Landgrafen Ludwig von Hessen in Vorschlag brachte, für den auch der böhmische Gesandte eintrat. Es ist zweifelhaft, ob der Landgraf freiwillig verzichtete; jedenfalls hatte er keine Aussichten, nachdem am 1. Februar die Übereinkunft getroffen war, daß die Majorität, der Goldenen Bulle gemäß, auch diesmal alle zur Genehmigung der Wahl verbinden solle.

Am 2. Februar erfolgte in der Bartholomäuskirche die feierliche Erwählung Friedrichs, ursprünglich mit fünf Stimmen: da Brandenburg und Böhmen der Majorität nachgaben, wurde er als einmütig erwählter König proklamiert. Namentlich die Städte waren über diesen Ausgang hocherfreut. Die Kurfürsten meldeten ihrem neuen Oberhaupt, „daß sie ihn zum Vogt und Schutzherrn der Christenheit, zu einem römischen König und, will's Gott, künftigen Kaiser erwählt hätten," und baten ihn, die Würde anzunehmen, auf daß er ihnen treulich vorstehen, der Christenheit und dem Reiche Frieden verschaffen möge.

Auch Felix V. drang in den Neugewählten, die ihm übertragene Würde nicht auszuschlagen; eine Gesandtschaft des Konzils vereinigte sich mit derjenigen der Kurfürsten. Dennoch erbat sich Friedrich Bedenkzeit; erst am 6. April 1440 wurde in der Pfarrkirche zu Neustadt die Annahme der Wahl bekannt gemacht.

Es ist nun eine der mühevollsten und undankbarsten Aufgaben, die 53jährige Regierung — wenn man überhaupt so sagen darf — dieses Kaisers zu schildern. Welches Bild man auch entrollen mag, mit Unlust wendet sich das Auge des Beschauers ab, wenn es die unbedingte Hilflosigkeit und Ratlosigkeit, die Ohnmacht in ihrer traurigsten Gestalt auf dem kaiserlichen Throne erblickt. Und dabei ist der bedauernswerte Träger der Krone nicht unempfindlich gegen das Gefühl der Majestät, die er von rechtswegen in sich

verkörpert darstellen sollte: gleichwohl bedient er sich seiner hohen Stellung nur, um seinem Hause möglichst glänzende Aussichten zu eröffnen oder sich die großen und kleinen Geldeinnahmen zu verschaffen, deren er, von unaufhörlichen Kämpfen bedroht, nur allzu dringend bedarf. Nirgends im Reich hat er vermocht, die kaiserliche Autorität zur Geltung zu bringen, seinem Willen Nachachtung zu verschaffen, wenn er wirklich einmal sich zum Wollen aufraffte. Dennoch würde es ungerecht sein, wollte man ihm allein seine Mißregierung zur Last legen, oder ihm alle Übel anrechnen, an denen das Reich in jener langen Zeit krankte. Den härtesten Tadel verdienen die Fürsten, die ihn gewählt, obwohl sie, wie erwähnt, hinreichend gewarnt waren; für sie war es freilich das Vorteilhafteste, wenn das Oberhaupt des Reiches zu jeder Zeit und in jedem Punkte von ihrer Hilfe abhängig blieb. Auch darf man nicht vergessen, daß die Zersetzung des Reiches in seine Territorien, das Emporkommen der einzelnen Landesfürsten längst begonnen hatte. Wenzels, Ruprechts Regierung war diesem Streben äußerst förderlich gewesen; zu Siegmunds Zeiten ist es auch nur die kirchliche Frage, in welcher der Kaiser seines hohen Amtes walten kann; der Zerfall des Reiches ist da, die Angelegenheiten Deutschlands gehen ihren eignen Weg, der Verfall kann nicht lange ausbleiben. Vielleicht kein Herrscher, und wäre er der thatkräftigste, mächtigste Fürst Deutschlands gewesen, hätte im XV. Jahrhundert die Kraft des Reiches einheitlich zusammenfassen und die Reform ins Leben rufen können, deren man so dringend bedurfte. Es fehlte auf allen Seiten am guten Willen, zu gunsten des allgemeinen Wohles auch nur den kleinsten Teil der Sonderinteressen aufzugeben. Nur der Tadel trifft Friedrich III., daß er unter allen gleichzeitigen Fürsten zur Führung des kaiserlichen Amtes die am wenigsten geeignete Persönlichkeit war.

Nicht allein die Geringfügigkeit seines Besitzes war ein schwerer Übelstand, sondern weit mehr noch die Lage seines Erblandes. Schon unter Albrecht II. hatte es sich gezeigt, daß die deutschen Reichsangelegenheiten in den Hintergrund treten würden, wenn die Pflicht der Selbsterhaltung einen deutschen König, der zugleich Herzog von Österreich war, nötigte, den vorwärtsdringenden Türken Widerstand zu leisten. Und doch hatte König Albrecht außer seinem Herzogtum noch Böhmen und Ungarn besessen; vielleicht reichten beide Königreiche, vereint mit sämtlichen österreichischen Landen, nicht aus, um ein schützendes Bollwerk an der Ostmark des Reiches zu bilden; konnte Friedrich hier die Hut übernehmen, wenn Böhmen und Ungarn in andre, wohl gar in feindselige Hände kamen? Mußte sein Blick nicht mit doppelter Bangigkeit nach dieser Richtung ausschauen, wenn in demselben Verhältnis, wie seine Macht sank, die türkische wuchs? Wir müssen es gleich hier aussprechen: alle diese Voraussetzungen haben sich erfüllt; nach der Einnahme Konstantinopels durch die Türken im Jahr 1453 rückte die von hier drohende Gefahr näher und näher, bis sie 1468 die Grenzen Österreichs erreichte; in Böhmen kam gar bald das feindliche utraquistische Königtum eines obendrein hochstrebenden Mannes

empor, Ungarn mußte einem ebenso ehrgeizigen, aber noch unzuverlässigeren Manne übergeben werden; die österreichischen Lande waren lange Zeit hindurch nicht nur nicht geeint, sondern Herzog Albrecht der erbitterte Feind seines Bruders, der in seinem eignen Lande mit der Unbotmäßigkeit seiner Stände, seiner Hauptstadt zu kämpfen hatte.

Nicht alles dies konnten die Wahlfürsten im Jahr 1440 voraussehen, aber einen Teil dieser Betrachtungen hätten sie anstellen müssen, wenn sie bei ihrer Wahl auch nur entfernt an das Wohl des Reiches gedacht hätten. Hatten sie aber nachmals ein Recht sich zu beschweren, wenn der Kaiser allen Mahnungen zum Trotz nicht im Reiche erscheinen, an die Reform nicht gehen wollte, mit der kein einziger Fürst uneigennützige Absichten verband? War es ihm zu verdenken, wenn er sich in seinen Nöten Freunde suchte, wo er sie fand, und ihnen die Preise zahlte, ohne welche sie nicht zu gewinnen waren; daß er wohl gar den Frieden um jeden Preis erkaufte, selbst wenn seine kaiserliche Würde darunter litt?

Solche Fragen und Vorbemerkungen können wir um so weniger unterdrücken, als wir uns mit der Skizzierung eines Regierungsabschnittes begnügen wollen, der eine weitere Ausmalung nicht verdient. Es ist sehr leicht, nachträglich vom nationalen Standpunkte aus Friedrich III. zu verdammen, und mit dem lässigen Manne wird schwerlich jemand Sympathie empfinden, aber wir müssen uns der gegebenen Verhältnisse erinnern und sollen beherzigen, daß damals kein einziger Fürst, auch überhaupt kein Reichsstand, sich von Rücksichten auf das Wohl und Wehe seiner Nation leiten, ja nur beeinflussen ließ. Fast möchte man dem vielgeschmähten Kaiser eine gewisse Anerkennung zollen, daß er so lange auf seinem undankbaren Posten blieb; aber leider wissen wir, daß er nur aus Egoismus ausharrte.

Das Interesse des Deutschen Reiches hätte zuvörderst eine **Ordnung der kirchlichen Frage** erheischt. Ehe Friedrich III. zu Frankfurt erwählt ward, hatten sich die Kurfürsten zu Mainz über eine Anzahl von Beschwerden verständigt, deren Abhilfe das neue Reichsoberhaupt von dem Papste verlangen sollte. Von der Gewährung dieser Abhilfe konnte der König es abhängig machen, ob er den römischen Papst Eugen oder das Baseler Konzil nebst Felix V. anerkennen wollte. Aber Friedrich hielt es für besser, sich nicht gleich zu entscheiden. Ohnehin erschien er erst zwei Jahre nach seiner Wahl im Reich, um sich endlich wenigstens krönen zu lassen, was zu Aachen am 17. Juni 1442 unter den üblichen Feierlichkeiten geschah. Ein Reichstag, der bis in den August 1442 in Frankfurt versammelt war, führte zu der sogenannten „**Reformation Friedrichs III.**“, einer Anzahl stattlicher Verordnungen über Fehde-, Feme- und Münzwesen: nur hätte der König, wenn diese Gesetze heilbringend wirken sollten, ihre Beobachtung erzwingen müssen.

1442

Aber das vermochte er gerade jetzt nicht: ihn beschäftigten die Angelegenheiten des jungen Ladislaus Posthumus (d. i. „der Nachgeborene“), welchen die Witwe des Königs Albrecht am 22. Februar 1440 geboren hatte.

Zwar erlangte Friedrich nach dem Tode der Mutter (Weihnachten 1442) die Vormundschaft für den kleinen Prinzen, der am 15. Mai 1440 zu Stuhlweißenburg zum Könige von Ungarn gekrönt wurde, aber diese Vormundschaft brachte Friedrich nur schwere Verwickelungen. Denn eine starke Partei in Ungarn wünschte die Krone dem König Wladislaus von Polen zu übertragen, der wirklich am 27. Juli 1442 auf den Thron erhoben wurde. Freilich fiel Wladislaus schon am 10. November 1444 in der blutigen Schlacht bei Varna gegen die Türken, indes mußte Friedrich darauf verzichten, in Ungarn für sein Mündel zu regieren; diese Aufgabe, das Amt des Reichsverwesers, ward dem berühmten Johannes Hunyady (mit dem Beinamen Corvinus) übergeben, über dessen Feindseligkeiten Friedrich sich gar bald zu beklagen hatte. 1442 1444

Hunyady, dessen Name unter den Magyaren wohl der gefeiertste ist, dessen Thaten mit Ungarns Geschichte eng verwachsen sind, dessen Sohn nachmals der beliebteste Wahlkönig dieses Reiches ward, ist wahrscheinlich im rumänischen Siebenbürgen, zu Hunyad, geboren. Nur die Volkssage macht ihn zu einem natürlichen Sohn des Königs Siegmund und der reizenden Katharina Morzsinai. Seine Name Corvinus ist schwer zu erklären: allerdings führt das Familienwappen einen Raben mit dem Ring im Schnabel.

Wie in Ungarn Johannes Hunyady, so kam auch in Böhmen ein nationaler Führer empor, der augenblicklich zwar dem König Friedrich noch nicht feindlich gegenübertrat, aber späterhin ihm die schwersten Stunden bereitet hat. Es war dies Georg von Podiebrad, ein Sohn des eifrigen Hussiten Bocek von Kunstat (geb. 1420), von der Überlieferung sogar als ein Patenkind Ziskas bezeichnet. Seit dem Jahre 1444 ward er das Oberhaupt der eigentlich hussitischen Partei in Böhmen, welche das Wahlkönigtum ohne Rücksicht auf das Erbrecht der Habsburger vertrat. Dies geschah nur von seiten der katholisierenden Kelchner und der Katholischen. Somit war der königliche Vormund auch nach dieser Seite eigennützigen Parteibestrebungen ausgesetzt. 1444

Noch eine zweite Vormundschaft wurde für Friedrich die Quelle großen Übels. Nach dem Tode des Herzogs Friedrich von Österreich-Tirol (24. Juli 1439) hatte der König für den zwölfjährigen Sohn des Verstorbenen, Siegmund, bis zu dessen Großjährigkeit die Regierung jenes Landes zu führen; um die österreichische Hausmacht möglichst lange in seiner Hand vereinigt zu behalten, schob Friedrich den Termin hinaus, zum höchsten Mißvergnügen der Landschaft. Ihren Herzog wollten die Tiroler haben oder sich frei machen, wie die Schweizer.

Als ob Friedrich an all diesen Schwierigkeiten nicht genug hätte, schuf er sich noch eine neue Last, einen Krieg in der Schweiz. Der König nahm den Eidgenossen gegenüber die alte Politik seiner Familie auf; öffentlich hatte er erklärt, er wolle ihnen alles Gut wieder abnehmen, das sie seinen Vorfahren entzogen hätten. Die Gelegenheit schien günstig.

Schon längere Zeit hatte sich in der Eidgenossenschaft eine gewisse Eifersucht zwischen den bäuerlichen Kantonen der alten Waldorte und den städtischen herausgebildet: neuerdings waren über das Erbe der Grafen von Toggenburg die Häupter beider Parteien, Schwyz und Zürich, aneinander geraten; zwei ehrgeizige Männer, Rudolf Stüßi, Bürgermeister von Zürich, und Itel Reding, Landamman von Schwyz, schürten die Erbitterung. Die Züricher waren unpatriotisch genug, sich wegen dieser Privatfehde mit dem Habsburger

zu verbünden; sie steckten den kaiserlichen Adler oder die österreichische Pfauenfeder auf und frohlockten, wie übel es den Bauern ergehen würde. Bis zum Jahr 1444 waren aber die Züricher im Nachteil, ja in arger Bedrängnis. Nun beschloß Friedrich ihnen Luft zu schaffen. Er war gewissenlos genug, Frankreich um Hilfe anzugehen; dort gab es von den englisch-französischen Kriegen her noch zahlreiche und raublustige Scharen.

Vom Volk, das sich fremde Namen gern nach seinem Geschmack zurecht legt, wurden die Söldnerbanden, die früher von einem Grafen von Armagnac befehligt worden waren, die „armen Gecken" oder „armen Jäcken" genannt.

Der König verlangte nur 5000 Mann, statt dessen kamen 40000 unter der Anführung des französischen Dauphins; denn sein Vater, Karl VII., gedachte Metz, Toul und Verdun zu gewinnen. Aber der Dauphin, welcher mit der Hauptmacht gegen Basel gezogen war, lernte in der Nähe dieser Stadt, bei dem Siechenhause von St. Jakob an der Birs, am 26. August 1444 die löwenmutige Tapferkeit der Schweizer kennen; zwar fielen die Tapferen, die sich der Übermacht der Franzosen entgegenstellten, fast bis auf den letzten Mann, aber der Dauphin zog ab, und Friedrich hat den Eidgenossen auch nachmals keinen Schaden zufügen können. Dagegen mußte er auf dem Reichstag zu Nürnberg, der wegen der kirchlichen Frage gleichzeitig dorthin berufen war, nach anfänglichem Ableugnen das schimpfliche Geständnis thun, daß er selbst jene Mordbrenner, wiewohl nicht gegen Deutschland, ins Feld gerufen. Daß kein Reichskrieg gegen die Franzosen, welche im Elsaß die Herren spielten, geführt wurde, war des deutschen Königs Verdienst; die Städte halfen sich selbst, zu Ostern 1445 zog der Dauphin ab.

1444

Als dann der Krieg gegen die Schweizer erneuert ward, wurden die Österreicher am 5. März 1446 bei Ragaz geschlagen, und nach längeren Verhandlungen kam es zum Abschluß eines Vertrages, in dem das Haus Habsburg, von dem sich Zürich alsbald wieder lossagte, seine Stellung auf der schweizerischen Hochebene fast völlig einbüßte.

1446

Und während hier der König selbst Händel erregte, um schließlich doch nur seine völlige Ohnmacht an den Tag zu legen, tobten in andren Teilen des Reiches Fehden, als ob es gar kein Oberhaupt des Reiches mehr gäbe. Die bekannteste derselben ist die Soester Fehde, welche diese wichtige westfälische Handelsstadt in den Jahren 1444—1449 im Bunde mit dem Herzog Adolf von Kleve und Mark gegen ihren Landesherrn, den Erzbischof Dietrich von Köln, Herzog von Westfalen, und seine zahlreichen geistlichen und weltlichen Verbündeten ausfocht.

Vergeblich versuchte der Erzbischof, der sogar die Verhängung der Reichsacht auszuwirken gewußt hatte, an der Spitze eines großen Heeres — es sollen 15000, nach andern sogar 60000 Mann, darunter entsetzlich plündernde böhmische Söldner, „husitische Ketzer", gewesen sein — durch einen in der Nacht vom 20. zum 21. Juli 1447 ausgeführten Sturm die feste Stadt zu bezwingen: er ward blutig abgeschlagen, da mit der heldenmütigen Tapferkeit der handfesten Bürger selbst die Frauen wetteiferten, die siedendes Öl und heißes Pech, Erzeugnisse ihrer „todbringenden Kochkunst", auf die Köpfe der Stürmenden hinabschütteten. Der Erzbischof zog mit seinen Scharen ab aus dem verheerten Lande, er mußte die Stadt verloren geben; mit der gewaltigen Machtstellung Kölns, dem der Krieg unendliche Opfer gekostet, war es vorbei. Leider sollte dessen Niedergang nur den immer weiter schweifenden Plänen des Hauses Burgund (s. unten) zu gut kommen.

1447

Gleichzeitig bekämpften sich die wegen Erbteilung entzweiten Glieder des Hauses Wettin in dem verheerenden sächsischen Bruderkrieg (1445—1451).

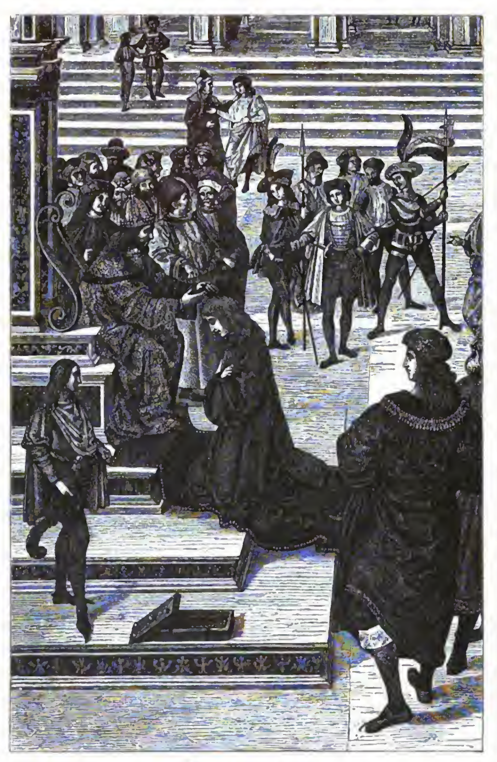
Gewissermaßen ein Nachspiel dieses Krieges und recht bezeichnend für den gewaltthätigen Charakter der Zeit ist der bekannte sächsische Prinzenraub, indem in der



Zu den Kämpfen der Armagnaken gegen die Schweizer: Kampf zwischen geharnischten Söldnern und Verteidigern einer Stadt nach bewerkstelligtem Flußübergange.
Aus den für diese Zeit so charakteristischen Miniaturen der Breslauer Prachthandschrift des Froissart.

Nacht vom 7. auf 8. Juli 1455 der Ritter Kunz von Kaufungen die beiden Söhne des Kurfürsten Friedrich des Sanftmütigen aus dem Schloß zu Altenburg entführte. Mit Hülfe eines Köhlers, dem sich einer der Prinzen zu erkennen gegeben hatte, gefangen genommen, wurde Kunz eine Woche später zu Freiberg enthauptet.

Bezüglich der kirchlichen Frage stellte sich bald heraus, daß die Mehrzahl der deutschen Fürsten geneigt waren, unter Aufgabe ihrer früheren Neutralität sich dem Papste Felix und dem Baseler Konzile anzuschließen. Der



Friedrich III. verleiht dem Äneas Silvius Piccolomini den Dichterkranz.
Aus dem Cyklus von Freskogemälden des Pinturicchio aus dem Leben des Äneas Silvius in der Dombibliothek zu Siena.

König dagegen war mehr dem Papste Eugen zugethan; dies war das Werk des schlauen Italieners Äneas Silvius Piccolomini aus Siena.

Dieser ebenso gewandte als charakterlose Diplomat, der ursprünglich als Sekretär des Kardinals Capranica nach Basel gekommen war, dann bei dem Konzil und dem Papst Felix eine nicht unbedeutende Stellung eingenommen hatte, war im Jahr 1443 in die Dienste des Königs getreten und rastlos thätig gewesen, Friedrich für Rom zu gewinnen. Nicht im Interesse des Königs, nicht zum Frommen des Reiches: nur seinen eignen Vorteil bedachte dieser Mann, „in dem sich Gelehrsamkeit, Genußsucht und Weltklugheit harmonisch vereinigten.“ Er wollte Karriere machen durch Papst und Kaiser, — als Papst Pius II. hat er seine Laufbahn beschlossen. Sein Hauptgegner, der treueste Kämpe des Konzils, war der schneidige Dr. **Gregor von Heimburg**, in früheren Tagen ihm in Freundschaft verbunden; beide gleich talentvolle Männer, aber jener ein geschmeidiger, listiger, auf persönlichen Vorteil bedachter, frivoler Italiener;

dieser eine freiheitatmende, ehrliche, gerade, sittlich-ernste, deutsche Natur, dem man wohl den Ehrennamen eines bürgerlichen Luther gegeben hat.

Jetzt erhielt Äneas den Auftrag, den Papst Eugen dahin zu bringen, daß er eine neue Kirchenversammlung nach Konstanz berufen möchte; die in Basel versammelten Väter sollten gleichfalls dahin übersiedeln; damit wäre wenigstens der Weg der Einigung angebahnt worden. Aber davon wollten Papst und Konzil nichts wissen. Äneas, der sich in Rom dem Papst völlig zur Verfügung stellte, vertrat dessen Sache von nun an mit größtem Eifer. Noch einmal brauste der Unwille Deutschlands mächtig auf, als sich Eugen erkühnte, die Erzbischöfe Dietrich von Köln und Jakob von Trier, welche dem Papst Felix anhingen, als Ketzer und Empörer zu entsetzen (9. Februar 1446). In 1446 Frankfurt traten (schon Mitte März) die deutschen Kurfürsten zusammen, um gegen diesen Gewaltakt zu protestieren; jetzt stellten sie die Bedingungen auf, unter denen man Eugen allenfalls anerkennen wollte. Vom Papst Felix war freilich nicht mehr die Rede. Es würde zu weit führen, auseinander zu setzen, wie es dem Papste gelang, diesen Sturm zu beschwören: teils durch welsche List, teils durch Bestechungen wurde jene Kurfürsteneinung gesprengt. Auch Friedrich ließ sich durch wichtige Zugeständnisse erkaufen*); schon im Beginne des Jahres 1447 war Eugen sicher, daß der König „zu seiner Obedienz zurückkehren", d. i. ihn als den rechtmäßigen Papst anerkennen werde. Er selbst erlebte den Triumph seiner Sache nicht mehr; er machte († 23. Februar 1447) einem Nikolaus V. (6. März) Platz, welchem die reife Frucht jener Verhandlungen in den Schoß fiel. Am 12. Juli wurden in Aschaffenburg die ersten entscheidenden Verabredungen getroffen, am 17. Februar 1448 ward zu 1448 Wien ein sogenanntes Konkordat mit Rom geschlossen. Alle Errungenschaften des Konstanzer und des Baseler Konzils waren aufgegeben; die Nation sah sich betrogen und überlistet, Deutschland blieb noch über zwei Menschenalter hindurch die unerschöpfliche Geldquelle der entarteten Kurie.

Das Baseler Konzil ward nun für aufgelöst erklärt. Die Väter wollten nicht gehorchen, sahen sich aber doch genötigt, am 18. Mai 1448 die Stadt zu verlassen. Sie siedelten nach Lausanne über, wo Felix V. im Jahr 1449 abdankte; er erhielt den Titel eines Kardinallegaten und ein anständiges Jahrgeld († 1452). Die Synode von Lausanne erkannte Nikolaus V. an, dann ging sie auseinander.

Schon in den Verhandlungen, welche dem Wiener Konkordat vorangingen, war Friedrich von Eugen eingeladen worden, zur Kaiserkrönung nach Rom zu kommen; erst im Jahre 1451 konnte der König daran denken, einen 1451 italienischen Zug zu unternehmen.

---

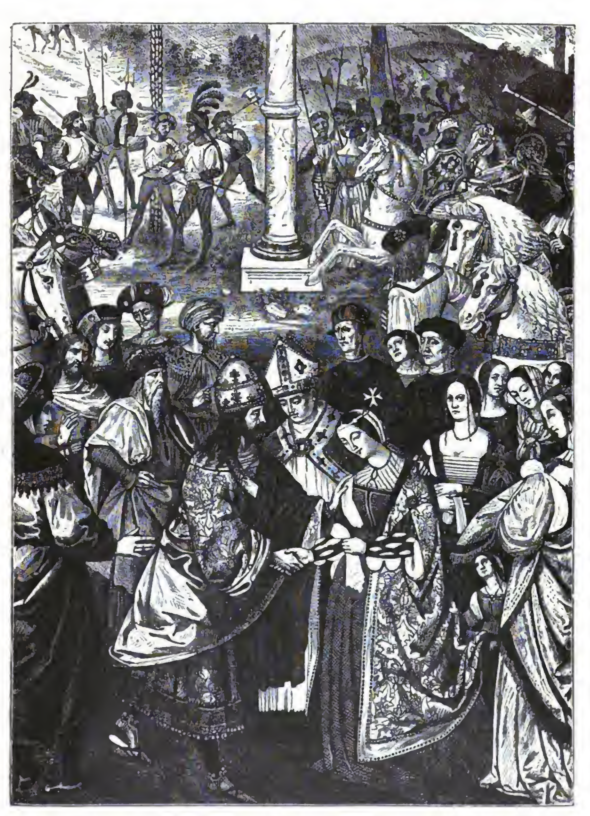
*) „Als Herzog von Österreich erhielt er lebenslänglich das Recht, die Kandidaten für die sechs Bistümer seines Landes vorzuschlagen, ferner dauernd das Vorschlagsrecht für die Visitatoren der österreichischen Klöster und das Verleihungsrecht für hundert kirchliche Benefizien. Aber auch als König waren ihm noch, falls er die Zustimmung des Reiches erlangen konnte, neue Konzessionen in Aussicht gestellt: die Kaiserkrone nebst 100000 Gulden Zuschuß zur Romfahrt, das Recht der ersten Bitten und ein Zehnt von allen Pfründen im Reich." (Lamprecht, Deutsche Geschichte IV, 429.)

Er glaubte, solchen Ungelegenheiten, wie sie ihm seine Vormundschaft für Ladislaus Posthumus bisher bereitet hatte, durch Verträge mit Johann Hunyady und Georg von Podiebrad für die Zukunft vorgebeugt zu haben; denn im Oktober 1450 hatte der erstere gegen Anerkennung seiner Statthalterschaft darein gewilligt, daß Friedrich bis zum Jahre 1458 den jungen König bei sich behalten dürfe; ebenso wurde Georg von Podiebrad im Oktober 1451 als Reichsverweser Böhmens bestätigt und hatte nun kein Interesse daran, daß Ladislaus vor erlangter Volljährigkeit von Friedrich entlassen werde.

Zwar waren damit nicht alle Böhmen und Ungarn beruhigt, und in Österreich regten sich die Stände unter Führung eines ränkesüchtigen Emporkömmlings, des Freiherrn Ulrich von Eiczing, aber Friedrich mochte seine Romfahrt nicht aufgeben, die zugleich eine Brautfahrt sein sollte; an der Küste Mittelitaliens sollte er mit der erwählten Braut, Eleonore von Portugal, zusammentreffen. Nicht als Lehnsherr, wenn auch mit glänzendem Gefolge, 1452 betrat der König am Neujahrstage 1452 den Boden Italiens; in Livorno begrüßte er die zarte, anmutige Braut und setzte in Gemeinschaft mit ihr die Reise fort. In Viterbo, bei einem Pöbelaufstand, mußte der König selbst mit dreinschlagen; die Kaiserkrönung ging ohne Schwierigkeiten vor sich; sie erfolgte am 19. März unter den herkömmlichen Ceremonien, nachdem Friedrich drei Tage zuvor seine Vermählung mit Eleonore gefeiert hatte. Die Rückreise mußte er beschleunigen, denn in seiner Abwesenheit hatten sich die Unzufriedenen Österreichs empört; sie forderten die Auslieferung des jungen Ladislaus, den Friedrich der Vorsicht halber mit nach Italien genommen. Alle Abmahnungsschreiben des Kaisers wurden verspottet, seine Herolde im ungetreuen Wien verhöhnt: die einzige Hand, die sich zur Hilfe erbot, wollte Friedrich nicht ergreifen, denn es war die des Ketzers Georg. In Wienerisch-Neustadt mit 1452 den Seinigen belagert, mußte sich der König (am 4. September 1452) dazu verstehen, Ladislaus aus seiner Gewalt zu entlassen; aber nicht dem ehrgeizigen Eiczinger, sondern dem Grafen Ulrich von Cilli, dem verschlagenen Nebenbuhler des Johann Hunyady, wurde das Mündel ausgeliefert. Die Österreicher, die Ungarn, die katholischen Legitimisten Böhmens nahmen den zwölfjährigen Knaben als ihren Herrscher in Anspruch. Er erklärte sich für Ungarn: Böhmen blieb in den Händen seines Reichsverwesers Georg, den Ladislaus „Vater" titulierte, in Österreich dominierte augenblicklich Herr Ulrich von Eiczing.

Die weitere Geschichte des jungen Königs greift zwar vielfach in die Regierung Friedrichs ein, spielt aber meist auf dem Boden Ungarns, wo sich nachmals die Corvinen und Cillier um den ersten Platz im Rate des jungen Königs streiten. Nach Johannes Hunyadys Tode (11. August 1456) hoffte Ulrich von Cilli am Ziel seiner Wünsche zu sein, da ward er zu Belgrad durch Michel Szilághi, Johann Hunyadys Schwager, ermordet. König Ladislaus rächte den Tod seines Oheims, indem er den Anstifter des Mordes, Ladislaus Hunyady, in Ofen gefangen nehmen und enthaupten ließ, den jüngeren Bruder Matthias in Wien einsperrte.

Während der Kaiser des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, durch seine eignen Angelegenheiten vollauf beschäftigt, auf die Zustände Deutschlands keinen Einfluß ausüben konnte, pflanzte Mohammed II. auf den Trümmern 1453 des griechischen Kaisertums am 28. Mai 1453 in Konstantinopel siegreich



Vermählung Friedrichs III. mit Eleonore von Portugal vor dem Thor von Siena.
Freskobild von Pinturicchio (nach einem Entwurf von Raffael) in der Domkirche zu Siena.

den Halbmond auf. Eine gewaltige Gefahr für das gesamte christliche Abendland, wenn auch zunächst nur die Donaustaaten, in erster Linie Venedig und Ungarn, bedroht wurden! Hatten Papst und Kaiser, hatten die deutschen Stände nicht die Pflicht, dem Vordringen der Heiden ein Ziel zu setzen? Wohl waren die beiden Oberhäupter der Christenheit dieser Meinung, — hatte nicht Johannes Capistrano schon im Jahre 1451 einen förmlichen Kreuzzug auch in Deutschland gepredigt? — aber das Reich wünschte seine eignen Bedürfnisse befriedigt, seine eignen Beschwerden gehoben zu sehen, ehe es sich

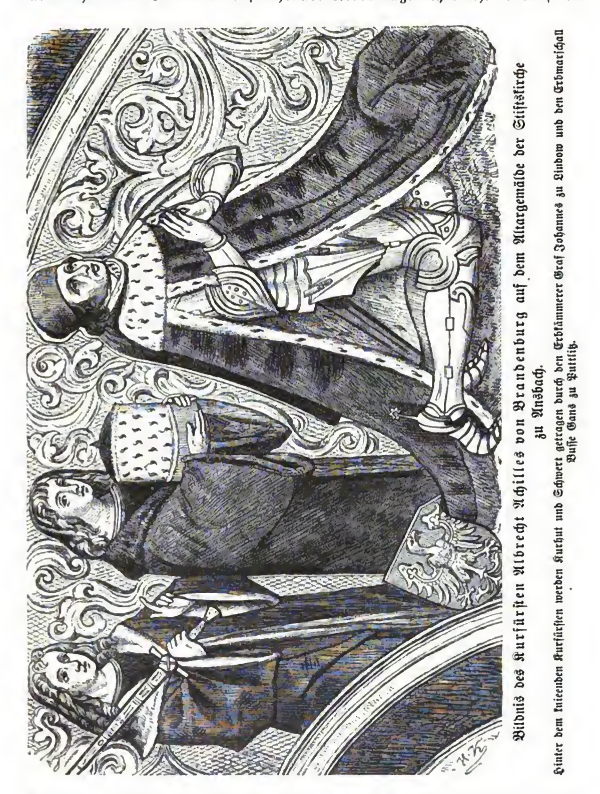


Älteste Abbildung türkischer Krieger.
Handzeichnung aus der Zeit Friedrichs III. (Germanisches Museum zu Nürnberg.)
Dieses interessante, bisher noch nicht publizierte Blatt beruht trotz der mangelhaften Zeichnung der Kamele ohne Zweifel auf eigner Anschauung des Künstlers und ist jedenfalls die älteste vorhandene Abbildung von Türken.

mit so weitgreifenden Unternehmungen befaßte; es überließ den Kampf den Ungarn, ihrem tapferen Johann Hunyady und dem glaubensstarken Minoritenbruder von Capistrano.

Der Minoritenbruder Johann zu Capistrano (nahe bei Aquila), als der Sohn eines adligen deutschen Söldners geboren (25 Juni 1385), ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen jener Tage; am berühmtesten ward er durch seine feurigen Türken- und Bußpredigten des Jahres 1451, seine Kämpfe und seinen Tod an der Seite des streitbaren Corvinus. Das Geschick führte beide im Jahr 1456 vor Belgrad zusammen, welches Mohammed II. schon als sichere Beute betrachtete. Am 23. Juli 1456 entsetzten jene zwei

die durch den Spanier Juan Bastida und den Magyaren Michael Ország verteidigte Festung und brachten den Türken eine furchtbare Niederlage bei, welche die Kraft des



Bildnis des Kurfürsten Albrecht Achilles von Brandenburg auf dem Altargemälde der Stiftskirche zu Ansbach.

Hinter dem knieenden Kurfürsten werden Kurhut und Schwert getragen durch den Erbkämmerer Graf Johannes zu Lindow und den Erbmarschall Busse Gans zu Puttlitz.

Eroberers auf längere Zeit lähmte. Schon am 11. August starb Hunyady an der Lagerseuche in den Armen Capistrans, am 31. Oktober folgte dieser dem Waffengefährten in den Tod.

Ehe wir jene Wünsche und Beschwerden verzeichnen, mit welchen das Reich die Forderung einer umfangreichen Türkenhilfe beantwortete, müssen wir die Persönlichkeiten, welche damals in Deutschland die Hauptrollen spielten, näher ins Auge fassen. Als „der Fürsten Haupt" erscheint schon 1453 der Markgraf Albrecht Achilles von Brandenburg, seit dem Jahre 1440 Besitzer des Fürstentums Ansbach, später auch des baireuthischen Landes.

Geboren im Jahr 1414 in der Mark, gleich ausgezeichnet als Kriegsheld wie als Staatsmann, von hohem Geist und hohem Streben, glühte er vor Begier, aus seinem kleinen Fürstentum ein Herzogtum Franken zu erschaffen. Namentlich durch die mächtige Reichsstadt Nürnberg, die allenthalben an sein Gebiet grenzte, in seinen Bestrebungen gehindert, ward er ein ausgesprochener Städtefeind, wie Eberhard der Greiner einst gewesen. Um der drohenden Gefahr gewachsen zu sein, hatte Nürnberg mit dreißig schwäbischen und fränkischen Städten, die ebenfalls den Neid benachbarter Fürsten zu fürchten hatten, die alten Bündnisse erneuert, während Albrecht seinerseits mit mehr als zwanzig Fürsten und einer größeren Anzahl kleinerer Herren sich verständigte. Aus einem geringfügigen Anlaß entbrannte hier in den Jahren 1449 und 1450 der zweite Städtekrieg, der, in eine Reihe verheerender Einzelfehden sich auflösend, fast das ganze westliche Oberdeutschland heimsuchte. Im ganzen war der Krieg für den Markgrafen nicht eben glücklich, doch machte er seine Niederlage bei Pillenreut (am 11. März 1450) durch geschickte Verhandlungen am kaiserlichen Hofe wieder wett. Teils sein Interesse, teils seine Überzeugung ketten ihn eng an den Kaiser, dessen Sache er im Reiche vertritt: er macht die Anschläge der Reformpartei, die zugleich dem Kaiser feindlich ist, zu nichte. Vermittelst des burggräflichen Landgerichts, das nach seiner Behauptung „über alle richtenden Gerichte zu richten hat," gedachte er nicht allein die Oberherrschaft in Franken zu gewinnen, sondern auch in Bayern, Schwaben und am Rhein sich geltend zu machen. Natürlich kam er so mit den Nachbarn in Streit, und des Kaisers Gegner wurden auch seine Feinde.

Die Gegenpartei wurde von dem Hause Wittelsbach geleitet. Die bayrische Linie hatte ihr Oberhaupt im Herzog Ludwig dem Reichen von Bayern-Landshut, der als „die Blume der Ritterschaft" von gleichzeitigen Sängern gepriesen wird: in der Jugend war er durch Freundschaft mit Albrecht eng verbunden gewesen, das spätere Leben stellte die beiden Fürsten einander feindselig gegenüber. Aber nicht sowohl Herzog Ludwig, welcher ja auch der Gunst seines Königs vielfach bedurfte, war die Seele aller gegen Friedrich gerichteten Bestrebungen: das war vielmehr der Pfalzgraf Friedrich, den die einen „den Siegreichen", die andern den „bösen Fritz" nennen (geboren 1. August 1425).

Er hatte nach dem Tode seines Bruders Ludwig (1449) zuerst für dessen einjährigen Sohn Philipp die Vormundschaft geführt, im Jahr 1452 aber mit der Zustimmung der Mutter und der trefflichsten Räte die Regierung für seine ganze Lebenszeit angenommen, indem er gleichzeitig den eigentlichen Erben adoptierte. Der Papst bestätigte zwar diesen eigentümlichen Akt, die sogenannte „Arrogation", aber der Kaiser versagte ihm trotz der inständigsten Bitten, denen sich die Landschaft anschloß, hartnäckig die Anerkennung. Somit war dieser Fürst darauf angewiesen, durch Opposition gegen den Kaiser seine Stellung zu behaupten, und bis an sein Lebensende hat er den in diesem Punkte allzu eigensinnigen Kaiser überall gehindert und geschädigt.

Neben den Wittelsbachern gehörten zu der antikaiserlichen Partei auch der Erzbischof von Trier, so lange Jakob von Sirck lebte, der Erzbischof Dietrich von Mainz und der Kurfürst von Köln.

Als nun der Kaiser im Jahre 1454 auf dem spärlich besuchten Reichstag 1454 zu Regensburg um Türkenhilfe ansuchte, erhielt er zur Antwort, erst müsse er für des Reiches Wohlfahrt, namentlich für den Landfrieden sorgen und persönlich im Reiche erscheinen. Auf einem zweiten Reichstage, der zu Frankfurt im September 1454 stattfand, wurde zwar eine Hilfeleistung von 42000 Mann in Aussicht genommen, aber die Absendung von weiteren Beratungen mit dem Kaiser abhängig gemacht. Schon dachte man daran, dem Kaiser einen römischen König in der Person seines Bruders Albrecht an die Seite zu stellen, dann übersandten die Kurfürsten dem Kaiser ihre Reformationsvorschläge. Friedrich lehnte es ab, im Reiche zu erscheinen, da er wegen der Türkengefahr seine Lande nicht verlassen könne. Die Kurfürsten legten ihm dies als üblen Willen aus; trotz seines Verbotes schrieben sie einen Reichstag (1456) nach Nürnberg aus; mit besonderer Pracht ritt Pfalzgraf Friedrich 1456 ein, der vielleicht gar hoffte, sich zum römischen Könige wählen zu lassen. Wenigstens beabsichtigte die Opposition im Notfall zu einer Neuwahl zu schreiten.

Aber nicht nur gegen den Kaiser, auch gegen den Papst richteten sich die Pläne jener Fürsten, namentlich des Mainzers. Dietrich beabsichtigte, die Beschlüsse der Konstanzer und Baseler Versammlung wieder geltend zu machen. Dieses Unternehmen konnte auf weitgehende Sympathien rechnen, und die Kurie war in nicht geringer Angst. Die diplomatischen Schachzüge, die Markgraf Albrecht im kaiserlichen Interesse that, auch die Uneinigkeit der Fürsten, die neben den Reformen ebenso sehr ihren Vorteil im Auge hatten, hemmten die Bewegung noch einmal. Mit dem Ausgang des Jahres 1457 hatte 1457 sich der Sturm gelegt, Kaiser und Papst waren für diesmal gerettet, nur der Haß der Parteien blieb.

Er führte in den nächsten Jahren zu einem wütenden Krieg zwischen Albrecht Achilles und den Wittelsbachern, einem Kriege, während dessen die wirkliche Herrschaft im Reich an den König von Böhmen,*) den ehemaligen Reichsverweser Georg Podiebrad, übergeht. Von Eger und Prag aus wird das Reich regiert; der Kaiser ist machtloser als je zuvor. Diese Wendung war durch den vorzeitigen Tod des Königs Ladislaus hervorgerufen worden. Mit den Vorbereitungen zu seiner Hochzeit beschäftigt, starb er am 23. November 1457 eines plötzlichen Todes, entweder an einer pestartigen Krankheit, oder vergiftet durch Johanna von Rozmital, die Gemahlin des Reichsverwesers. Da die nationale Partei in Ungarn den jungen Matthias Corvinus auf den Thron heben wollte, Friedrich dagegen die habsburgischen

*) Lamprecht a. a. O. citiert den vom Breslauer Stadtschreiber Peter Eschenloer über den Böhmenkönig gethanen Ausspruch: „Girsik war itzo diesem Fürsten, morgen jenem günstig; alle suchten sie Hilfe bei ihm; er konnte sie leisten und wußte wohl, wie sie zuzusagen, sie zu verweigern, die Fehde anzuzünden, auszulöschen; denn welchem Teile er beilag, mußte der andre unterliegen."

Anrechte geltend machte — wirklich wählte ihn seine Partei am 17. Februar 1459 zu Güssingen — war Friedrich auf die Hilfe des Böhmenkönigs Georg angewiesen, der am 3. März 1458 über alle seine Mitbewerber triumphiert hatte. Der Kaiser bestätigte dem utraquistischen König auf Lebenszeit seine Würde, obwohl „der Husit“ über kurz oder lang in Streit mit dem Papste geraten mußte, auf dessen Freundschaft doch der Kaiser meist angewiesen war.

Aber Friedrich hatte keine Wahl; er bedurfte thätiger Hilfe, nicht allein wegen Matthias, sondern mehr noch gegen seinen eignen Bruder Albrecht, mit dem er über die österreichische Hinterlassenschaft Ladislaus in Streit geriet; jeder der beiden Brüder wünschte das ganze Land zu besitzen. Eine hervorragende Rolle spielte in den vierjährigen Wirren die Stadt Wien mit ihrem ränkesüchtigen Bürgermeister Wolfgang Holzer: im September 1462 sah sich Friedrich in seiner Hofburg belagert: man verlangte von ihm, er solle die Herrschaft Niederösterreichs seinem dreijährigen Söhnlein Maximilian abtreten und seinen feindseligen Bruder Albrecht zum Vormund des Knaben ernennen; aber Friedrich blieb fest, „eher,“ war seine Antwort, „solle die Hofburg sein Friedhof sein.“ Endlich erschien sein Retter Georg und brachte den Frieden zu stande (2. Dezember 1462). Wahrhafte Ruhe vor dem ehrgeizigen, jähzornigen Albrecht verschaffte dem Kaiser aber erst — genau ein Jahr später — der Tod des Bruders.

1462

Es liegt am Tage, daß unter den geschilderten Umständen der Kaiser im Reich keine besondere Thätigkeit entfalten konnte, daß er dem Böhmenkönig freiwillig auch hier die Stellung einräumen mußte, die er selbst zu behaupten unfähig war. Auch fehlte gar nicht viel, so hätte Georg von Podiebrad zu dem Ansehen auch den Titel des römischen Königs erworben. Es wiederholten sich im Reiche nämlich in der Zeit von 1458—1462 dieselben Vorgänge, welche wir schon einmal, in der Zeit von 1454—1457, betrachtet haben, nur daß die politischen Verhältnisse im Innern Deutschlands noch verwickelter waren, als zuvor.

Während der Papst, seit 1458 Äneas Silvius als Pius II., auf dem Mantuaner Kongresse (1459) zum Kreuzzuge gegen die Türken mahnte, erscholl aus dem Reiche von neuem der Ruf nach geistlicher und weltlicher Reformation, wurden die alten Klagen wider Papst und Kaiser laut; beide wurden gleichmäßig bedroht. Die Seele der Bewegung war der Erzbischof von Mainz, Diether von Isenburg (seit dem 20. Juni 1459), der vom Papst seine Bestätigung nicht hatte erwirken können. Gegenüber der berühmten Bulle, die von Pius II. (im Januar 1459) in Mantua erlassen wurde und bei Strafe des Bannes verbot, von den Entscheidungen des Papstes an ein künftiges Konzil zu appellieren, vertrat Diether die konziliaren Bestrebungen; er machte sich zum Anwalt der deutschen Nation, welche es müde sei, sich von der Kurie aussaugen zu lassen. Auch unter den Reformern des Reichs nimmt er eine hervorragende Stellung ein, neben den Wittelsbachern und dem König Georg, der diese ganze Bewegung nur zu seiner Erhebung ausnutzen wollte. Persönliche und rein egoistische Wünsche leiteten zum großen Teil alle diese Reichsbesserer, von denen in dem verjüngten Reich ein jeder die erste oder wenigstens eine recht vorteilhafte Stellung einnehmen wollte. Am meisten gilt dies von dem Herzog Ludwig von Bayern und dem verschlagenen Diplomaten Martin Mair, welcher die Intriguen einzufädeln und die Fäden zu einem kunstvollen Gewebe zu verschlingen unablässig bemüht war. Gleichwohl muß man zugeben, daß ein Teil dieser Bestrebungen, wie z. B. der Wunsch, der Kaiser möge endlich des Reiches walten, Frieden und Gerichte bessern, durchaus gerechtfertigt war: so erklärt es sich, daß auch Kurfürsten, die keineswegs zu den Feinden des Kaisers zählten, wie der Brandenburger, sich anfänglich an den Maßnahmen der Reformpartei beteiligten.

Wir friederich von gottis gnaden·Romischer Keyser·zu allen czij
Hertzog zu osterich zu Steyr zu Kernden vnd zu Crain·graue zu T
vnd werntlichen Prelaten Grauen fryen Herren Rittern Knecht
germeistern Scheffen Richtern Reten Burgern vnd gemeynden /
sust allen andern vnser vnd des richs vndertanen vnd getruen Jnr
geczeugt oder damit ermãt werdẽ·vnser gnade vnd alles gut·Er
vnser heiliger vater pabst Pius vnderrichtet wie syn heylikeyt v
Diether von Jsenburg Erwelter vnd bestetter zu erczbischoffen zu /
gen hat in meynũg vnd furnemẽ sy·den selben Diethern des Erczbi
dar vmb czuentseczen vnd zu priuerẽ vnd die mit eyner wirdigen·
vnd dem heyligen Rich auch zimlich ere vnd gehorsam bewise zuu
von Nassau·vnd vns angelangt das wir als Romischer keyser czu
ten Adolffs von Nassau vnser gunst vnd willẽ geben wolltẽ Vnd r
widder den vorgñten Diethern·nach dem vnd er auch vnser Keyse
belaidigũg derselbẽ vnser keyserlichẽ maiestat widde stat vnd w
vnd entseczũg des egñten Diethers· vnd fursehũg des vorgñten A
keyserlichen gunst vnd willẽ yczt als dan vnd dan als yczt gegeb
scher keyserlicher macht mit dissem brieffe ernstlich vnd vesticlich
Nassau oder synen wegen dar vmb angelangt werdet daz ir dan v
melte fursehũg vnsers heiligen vatters des pabst des egemeltẽ bi
kũmen posseß vnd gewere geseczt vnd da by getrulich vnd vesticli
vnd wollen von Romscher keiserlicher macht volkomenheit das h
nũg·verbũtniß·manschafft·burgfriede·noch sust icht anders·wa
Also das sie dar widder gancz keyn crafft noch macht auch haben
vnser vnd des richs hulde zu behalden vnd swer vngnad zuuermi
gerechtikeyt in allewege vnuergrifflich vnd vnschedelich·Geben
gelt am sampßdag vor sant Laurenczẽ dag Nach Cristi geburt vi
Jm czwey vnd czwenczigsten·Des keysertumß Jm czehenden·vn

Brief Kaiser Friedrichs III. gegen den entsetzt

Zu Gunsten von dessen Nachfolger Adolf von Nassau, vom 8. Aug. 1461. Das
Schöffers — die sowohl für die Isenburgsche als die Nassausche Partei druckt
Manifests der neue Erzbischof Adolf von Nassau Mainz überrumpelte und brandsch
Gehilfen verbreiteten

...ten meter des Riches zu Hungern Dalmacien Croacien etc. Konig
... Tyrol etc. Enbietten allen vnd iglichen Korfursten Fursten geistlichen
... heuptluten Faugten Lehenmannen Amptluten Schultheischen Bur-
... Alle vnd iglicher Sloisser Stette Merckte Dorffer vnd gebitte vnd
... was wirden stait oder wesen die syn den disser vnser brieff furkomet
... wirdigen hochgebornen. Ersamen Edeln vnd lieben getruen. Vns hat
... mb mercklich verhādelūg vnd freuelich vngehorsam so der erwirdig
... Mencz widder syn heylikeit vnd den Stul czu Rome mercklich began-
... lichen stuls vnd wirde der loblichen kirchen vnd Stifftes zu Mencz
... glichen psonen so syner heilikeit vnd dem Stul zu Rome auch vns
... versehen nemlich mit dem Ersamen vnserm lieben andechtigen Adolffen
... sollicher entseczūg des egemelten Diethers vnd versehūg des egerur-
... nach dem dan sollich egemelt syner heylikeit meynūg vnd furnemen
... lichen maiestat mercklich syn ehe vnd widder wirtikeit bewiset hat zu
... wesens vns auch gefellig ist So haben wir zu solcher egerurt priuerūg
... Adolffs von Nassau wan die syn heilikeit gethan hat oder thut vns
... Darvmb so entpfellen wir uch allen vnd iglichen besunder von romis-
... begereden vnd gepietteden wanne ir von dem egenāten Adolpho von
... nu erczo glich yem hulfflich vnd bistēdig sit damit er uff sollich ege-
... bischofflichen stuls mit ußtribung des vorgnāten von Isenburg in vol-
... lich gehāthabt geschuczt vnd geschiermet werde wir seczen meynē
... hier Inne nicht irren noch verhindern sollen noch mogen eynich ey-
... want wir die selben alle vnd yede in dissen sachen ußstellen vnd abheben
... sollen noch mogen Vnd thut hie Inne nicht anders alß lieb uch sy
... Doch vns vnd dem heiligen rich an vnser oberkeyt gewaltsam vnd
... zu Gretz mit vnserm keyserlichem uffgedrugthem Ingesiegel besie-
... verczehenhondert vnd Im eyn vnd sechtzigsten vnser riche des romschen
... d des hungristen Im dritten Jaren

...en Erzbischof Diether von Isenburg von Mainz.

... älteste gedruckte kirchenpolitische Manifest. Einzelblattdruck aus der Offizin Fust und ...m — bald nach ihrer Trennung von Gutenberg. Als im Jahre nach Druck dieses ...tzte, wurde auch die Fust und Schöfferſche Druckerei zerstört und die auswandernden ... die neue Kunst allerorts.

Wie schon einmal zuvor, vereitelte Markgraf Albrecht die Pläne der Gegner Friedrichs. Auf dem Nürnberger Fürstentage, im März 1461, hintertrieb er Georgs Erhebung zum römischen König, er „sprengte die Kette". Damit hatte auch Diether von Mainz einen schweren Schlag erlitten: so große Aufregung auch seine Absetzung durch den Papst hervorgerufen, er mußte sein Erzbistum seinem Gegner Adolf von Nassau überlassen. Aber auf einem andern Gebiete war die Gegenpartei siegreich. An zwei Stellen wurde der Reichskrieg gegen die Wittelsbacher geführt: aber auf der einen Seite erlitt Albrecht Achilles als des Kaisers Feldhauptmann am 19. Juli 1462 bei Giengen eine entscheidende Niederlage durch Ludwig von Bayern, auf der andern nahm der Pfalzgraf Friedrich am 30. Juni sogar die kaiserlichen Hauptleute, Ulrich von Württemberg und Karl von Baden, bei Seckenheim am Neckar gefangen. Den Frieden diktierte im folgenden Jahre der König von Böhmen zu Prag. 1462

In den nächsten Jahren wurde das Reich in Mitleidenschaft gezogen, als Rom den Kampf gegen den hussitischen Böhmenkönig unternahm, den man nur so lange geduldet hatte, als man hoffte, er werde sein Land zur katholischen Kirche zurückführen. Aber damit hätte Georg sich die Stütze seines Thrones entzogen: nun wurde der Kreuzzug gegen den Ketzer gepredigt und der junge Matthias Corvinus gegen ihn losgelassen. Dennoch behauptete sich Georg bis zu seinem Tode (22. März 1471), noch in seinem letzten Lebensjahre mit weitgehenden Plänen beschäftigt, vor allem mit dem Gedanken, wider den undankbaren Kaiser einen Gegenkönig aufzustellen. Der Kaiser nämlich hatte dem Böhmen, der ihn freilich auch stets nur aus eigennützigen Motiven unterstützt hatte, seine Gunst entzogen und sich dem aufgehenden Sterne des jungen Matthias zugewendet.

Im Reiche, welches zu thatsächlichem Einschreiten gegen Georg nicht zu bewegen war, blieb alles beim alten: der Kaiser mahnte nach wie vor vergeblich zum Türkenkrieg, die Reformbestrebungen wurden, namentlich von bayrischer Seite, durch den unermüdlichen Martin Mair fortgesetzt, die Beschwerden, so oft es anging, vorgebracht; auf Abhilfe rechnete man kaum.

Wie wenig Kaiser und Reich vermochten, die Grenzen Deutschlands zu schirmen, zeigte sich namentlich im Osten den Polen gegenüber. Der Kampf des freilich in sich verkommenen deutschen Ordens endete im Jahre 1466 mit seiner vollständigen Niederlage; im zweiten Thorner Frieden wurde das westliche Gebiet zu allen Seiten der Weichsel unmittelbar den Polen ausgeliefert, das östliche Land behielt der Hochmeister als polnischer Lehnsfürst. Der Kaiser hatte nicht einen Finger gerührt, um diese Gebiete, welche durch deutsche Kolonisation emporgeblüht waren, der Nation zu erhalten. 1466

Im Jahre 1469 unternahm Friedrich eine zweite Romfahrt, in der Absicht, sich sein Recht auf Ungarn und Böhmen vom Papst bestätigen zu lassen. Da rief ihn die Kunde von einer furchtbaren Empörung in seinen Erblanden zurück. 1469

Ein Emporkömmling, Andreas Baumkircher, dem der Kaiser große Summen schuldete, entzündete in Steiermark eine Fehde, welche bis zum Jahre 1471 dauerte. Friedrich vermochte den Empörer nicht zu bewältigen, denn derselbe ward von Matthias 1470 Corvinus unterstützt, mit dem der Kaiser sich im Februar 1470 offen überwarf. Da setzte Friedrich List gegen List, Gewalt gegen Gewalt: er lud den Baumkircher auf den 1471 23. April 1471 zu einer Verhandlung nach Graz ein, brach das freie Geleit, welches er dem Trotzigen bewilligt hatte, und ließ ihm am Abend vor dem Murthor das Haupt abschlagen.

Dann machte sich Friedrich nach Regensburg auf, denn seit 25 Jahren zum erstenmal wieder wollte er im Reiche erscheinen. Er bedurfte der Reichshilfe gegen die Türken; seit dem Jahre 1469 begannen die fliegenden Korps derselben, „die Renner und Brenner," in den Landen an der Mur, Drau und Save ein entsetzliches Unwesen zu treiben. Matthias ließ sie hier gewähren, obgleich er an der Grenze Ungarns die Türken selbst bekämpfte; ihm war es gerade recht, wenn Friedrich in solche Not geriet, daß er sich von dem Herrscher Ungarns die Bedingungen der Wiederaussöhnung vorschreiben lassen mußte. Wagte der Kaiser nicht auch, in Böhmen den König Wladislaus, den ältesten Sohn des Polenkönigs, zu unterstützen, den die utraquistische Partei nach Podiebrads Tode gegen Matthias auf den Thron erhoben? Friedrich sollte tief gedemütigt werden.

Wir wissen nicht, ob er große Hoffnungen auf den Regensburger 1471 Reichstag setzte, der sich jetzt zusammenfand (April 1471), vollzählig und glänzend, wie nie zuvor. Die päpstlichen Gesandten waren betroffen über die Wirkung, welche der Ruf des Kaisers ausgeübt hatte. Aber nur zu bald sollte sich zeigen, daß diesem mächtigen Körper Seele und Leben fehlte, daß die Glieder des Reiches sich weder regen konnten, noch rühren wollten. Die einfachen und sachgemäßen Vorlagen des Kaisers: Entsendung einer schleunigen Reichshilfe von 10000 Mann, Aufstellung eines Reservekorps, Vorbereitung eines „gemeinen, gewaltigen, großen, christlichen Heereszuges" und Erhebung einer Reichssteuer (des zehnten Pfennigs vom Einkommen) wurden mit unendlichen Nörgeleien beantwortet. Und doch hatte der Kaiser, um denselben vorzubeugen, aus freien Stücken eine Landfriedensordnung*) als Lohn in Aussicht gestellt, er wollte die Sisyphusarbeit der Reichsreform wagen. Möglich, daß man Recht hatte, der Konsequenz des Kaisers in diesem Punkt zu mißtrauen, gleichwohl hätte sich eine patriotische Haltung geziemt. Bei den Kurfürsten und Fürsten war zum Teil etwas guter Wille vorhanden, aber dem Kaiser arbeitete die wittelsbachische Partei mit Erfolg entgegen: als Preis ihrer Hilfe forderte sie Friedrichs Aussöhnung mit dem Pfalzgrafen. Es

*) Freilich sollte sich dieselbe ganz im Sinne derjenigen des 14. Jahrhunderts bewegen und in erster Linie nur das alteingebürgerte Fehdewesen einschränken, damit aber hätte sie nur die kleineren Reichsstände betroffen, die dem Gedanken deshalb mißtrauisch gegenüber standen, während die größeren Territorialherren, die selbst schon für Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung in ihren Landen sorgten und deshalb wohl einsahen, wie wenig ein kaiserlicher Landfriede sie angehen würde, den Kaiser unterstützten.

ward dem verschlagenen Martin Mair nicht schwer, einen einmütigen Beschluß durch seine Ränke zu hintertreiben, denn namentlich die Städte waren den Forderungen des Kaisers entgegen: die Einkommensteuer war ihnen aufs äußerste verhaßt. Zwar betrachtete Friedrich die „kleine Hilfe" von 10000 Mann als bewilligt, aber in Wirklichkeit sandten ihm doch nur wenige Reichsstände die auf sie entfallenden Kontingente zu.

Denselben kläglichen Verlauf nahmen alle ferneren Reichstage, von Augsburg (1473 und 1474) und von Nürnberg (1480 und 1481). 1473

Immer wieder zerstört die Opposition alle Entwürfe des Kaisers, der jetzt allerdings wohl daran gethan hätte, seinen immerhin berechtigten Groll gegen den Pfalzgrafen aufzugeben; immer von neuem begegnet man den Forderungen des Kaisers mit dem Dringen auf Reform, die kein einziger im Ernste will. Dazu kommt, daß allmählich auch der wachsende Einfluß Matthias' auf die Reichsglieder bestimmend einwirkt. Die Hilfe, welche Friedrich von seinen Bundesgenossen, dem Könige von Polen und dem jungen Wladislaus von Böhmen, erhielt, war ungenügend; konnte sich doch der letztere gegen Matthias kaum selbst behaupten.

Unter diesen Umständen war es dem Kaiser wahrlich nicht zu verdenken, wenn er sein ganzes Bestreben darauf richtete, die habsburgische Hausmacht zu erweitern, und in merkwürdiger Weise ist es diesem „fatalistischen Fanatiker der künftigen Größe seines Geschlechts" trotz aller Schicksalsschläge geglückt, das Ziel zu erreichen. In welchem Umfange sein Lieblingsspruch: Austriae est imperare orbi universo, d. i. „alles Erdreich ist Österreich unterthan" (A. E. I. O. U.) sich dereinst bewahrheiten sollte, das konnte er freilich nicht ahnen, als er sich anschickte, jenes Wort zu verwirklichen.

An der Westgrenze des Deutschen Reiches, in den Landen, welche die Gewalt der römischen Könige nicht zu fesseln vermocht hatte, war ein glänzendes Herrschergeschlecht emporgekommen, seitdem im Jahre 1363 Johann der Gute seinen Sohn Philipp den Kühnen mit Burgund belehnt hatte. Durch Erbschaft und Eroberung hatte dies Fürstenhaus fast alle die Lande in Besitz gebracht, welche einst das niederlothringische Herzogtum bildeten; vom Mittelmeer bis zur Nordsee reichte das burgundische Herzogtum; Philipp der Gute, welcher 1467 starb, verstand es zudem, das Land zur höchsten Blüte zu bringen: er galt als der reichste Fürst seiner Zeit und erfreute sich auch im Deutschen Reiche nicht geringen Ansehens.

Aber stolzere und kühnere Pläne beseelten seinen Sohn Karl. Schon hatte er im zweiten Jahre seiner Regierung eine weitere wichtige Erwerbung gemacht, indem ihm der in Geldnöten befindliche und von den Schweizern bedrohte Herzog Siegmund von Österreich-Tirol gegen Zusicherung kriegerischer Unterstützung die vorderösterreichischen Lande verpfändet hatte. Aber Karl der Kühne wollte zu der wahrhaft königlichen Macht auch den königlichen Namen fügen und dann in einem mächtigen Reich zwischen Frankreich und Deutschland gewaltig gebieten. Man kann sagen, daß die neuere Geschichte eine wesentlich andre Gestalt gewonnen hätte, wäre es ihm gelungen, eine dauernde Herrschaft dieser Art zu begründen. Natürlich war Karl ein erklärter Feind des französischen Königs, dessen Vasall er eigentlich war: er bekämpfte ihn wiederholt und verbündete sich mit Ludwigs Feinde, dem Könige Eduard IV. von England. Seine hochfliegenden Pläne führten ihm dem Kaiser näher; durch ihn konnte er den Titel erhalten, dessen er bedurfte; ja er brauchte

sich nicht mit dem Namen eines Königs von Burgund zu begnügen, warum sollte er nicht bei Friedrichs Lebzeiten römischer König, nach seinem Tode Kaiser werden können? Er hatte einen kostbaren Preis zu bieten, die Hand seiner Tochter und Erbin Maria.

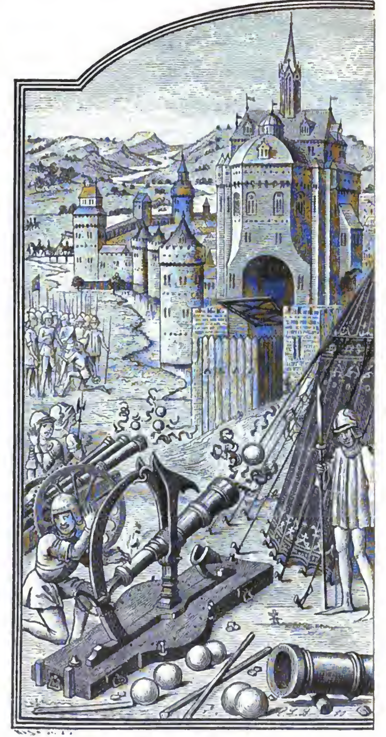
Seit dem Beginne des Jahres 1470 stand Karl mit Friedrich in Unterhandlungen, die freilich wiederholt abgebrochen wurden und ruhten, denn der Kaiser konnte auf Karls Bedingungen nicht eingehen, so gern er seinem Sohn Maximilian die Hand der Erbin von Burgund verschafft hätte. Es war die Frage, ob die Kurfürsten des Reiches sich einen König von Burgund gefallen lassen würden; aber mit Sicherheit ließ sich voraussehen, daß sie Karl den Kühnen nimmermehr zu ihrem Könige erwählen würden; auch war des Kaisers Wunsch, womöglich die Krone unmittelbar seinem Sohne Maximilian zu hinterlassen. Dennoch machte er sich bereit, auf die Wünsche des Herzogs einzugehen, als er im Jahre 1473 seine Machtlosigkeit auf dem Reichstage zu Augsburg erkannt hatte. Im Herbste machte er sich auf, um eine Zusammenkunft mit dem Burgunder zu halten, der eben auch noch Geldern erworben hatte und die Belehnung zu erhalten wünschte. In Trier traf man sich, und Karl der Kühne entwickelte eine Pracht, welche den Kaiser beleidigen mußte. Gleichwohl erging man sich in prunkvollen Festen in anscheinender Eintracht; die eigentlichen Verhandlungen wurden in größter Heimlichkeit geführt, selbst den anwesenden Fürsten blieben sie verborgen. Öffentlich wurde nur von der Veranstaltung eines großen Türkenzuges gesprochen, und Karl der Kühne beklagte mit vielen Worten, daß der Zwist mit Frankreich ihn abhalte, dem christlichen Unternehmen seine Kräfte jetzt zu weihen. Die Belehnung mit Geldern wurde in der That unter großer Feierlichkeit vollzogen, aber in der Hauptsache einigte man sich nicht. Woran die Verhandlungen scheiterten, weiß man ebenso wenig, wie man die eigentlichen Forderungen Karls kennt. Selbst wenn der Herzog nur den burgundischen Königstitel und das Reichsvikariat jenseits des Rheines verlangte, mochte der Kaiser doch bedenklich geworden sein, weil die mächtigsten Kurfürsten, unter ihnen besonders Markgraf Albrecht von Brandenburg, durch ihr Nichterscheinen deutlich genug gezeigt hatten, daß sie mit dem ganzen Handel nichts zu thun haben wollten. Auch der Erzbischof von Trier, als nächster Nachbar des geplanten Königreichs, soll entschieden abgeraten haben. Genug, der Tag zur Krönung war bestimmt, die Vorbereitungen für die Ceremonie waren getroffen, — da brach Friedrich die Verhandlungen ab und entfernte sich in aller Stille (25. November 1473).

1473

Karl der Kühne, von Wut entflammt, beschloß, den Kaiser und das Reich seine Rache fühlen zu lassen. Leider bot sich ihm nur allzubald eine Gelegenheit dazu. Im Erzstift Köln war ein heftiger Streit zwischen dem Kapitel und dem Erzbischof Ruprecht, dem Bruder des Pfalzgrafen Friedrich, ausgebrochen; ein Landgraf von Hessen wurde zum Administrator gewählt, besonders die Stadt Köln war die Seele des Widerstandes gegen Ruprecht, der Karls Hilfe anrief. Unter dem Vorwande, die Rechte der Kirche zu

wahren und aufrührerische Unterthanen zum Gehorsam zu zwingen, rüstete Karl ein Heer; ja er machte den Versuch, in Köln das burgundische Wappen anzuschlagen, da er sich als „Erbvogt“ betrachtete. Da brach der nationale Unwille los; Rat und Kapitel erklärten, sie wollten lieber den Tod als fremde Herrschaft dulden. Schnell warben sie Söldner und riefen die Hilfe des Reiches an. Es dauerte lange, bis Kaiser und Reich sich entschlossen, die bedrohte Ehre der Nation zu wahren. Mancher Notschrei der bedrängten Kölner — am 28. Juli 1474 stand der Herzog mit einem gewaltigen Heere vor Neuß — gelangte nach Augsburg, bevor die Reichshilfe zusammenkam. Wenn Karl nicht gerade darauf bestanden hätte, das kleine Neuß einzunehmen, welches mit erstaunlicher Tapferkeit 56 Stürme abschlug, so hätte er sich des ganzen Erzstiftes bemächtigen können, ehe das Reich sich zu einem einzigen Schlage ermannte. Obwohl Albrecht Achilles als Reichsfeldherr das Heer befehligte, machte man nur langsame Fortschritte. Der Kaiser ließ auf sich warten, viele Fürsten riefen ihre Kontingente wieder ab. Einige Städte wurden eingenommen, einige Gefechte geliefert — nicht gerade zum Ruhme des deutschen Heeres — da, als man dem Herzog bei Neuß gegenüber stand und alle Welt die Ent-

1474



Zur Belagerung von Neuß durch Karl den Kühnen: Beschießung eines Stadthores; aus den Miniaturen der Breslauer Prachthandschrift des Froissart. Interessant die Geschütze, von denen eins dreiläufig auf einer Lafette.



Zu den Kriegen Karls des Kühnen mit den Schweizern: Kampfscene zwischen geharnischten Rittern und gewappnetem Fußvolk. Aus den Miniaturen der Prachthandschrift des Froissard in der Stadtbibliothek zu Breslau. Höchst bezeichnend für die Zeit.

scheidungsschlacht erwartete, schloß der Kaiser mit Karl dem Kühnen einen 1475 Friedensvertrag (15. Juni 1475); die Hauptbedingungen kannten nur die Nächstbeteiligten: der Herzog hatte die Hand seiner Tochter dem Erzherzog Maximilian endgültig zugesagt. So war die nationale Ehre zum Nutzen des Hauses Habsburg preisgegeben.

Auch seine Bundesgenossen, die Schweizer und den Herzog Renatus von Lothringen, opferte Friedrich auf; aber der Kampf, welchen Karl der Kühne racheglühend unternahm und der listige Franzosenkönig eifrig schürte, raubte ihm Ruhm und Leben. 1476 Am 3. März 1476 ward sein Heer bei Granson am neufchateller See schmählich geschlagen und hinterließ den siegreichen Schweizern unermeßliche Beute, am 22. Juni erlitt

In dergleichen Habit, hat Kayser Maximilian hochlöblicher gedechtnus, sein verlobten Gemahl, das frewlein von Burgund, erstlich besucht. —

Maximilian und seine Braut Maria von Burgund.

Gleichzeitige Handzeichnung im Germanischen Museum zu Nürnberg. Darüber von alter Hand geschrieben: „In dergleichen Habit hat Kayser Maximilian Hochlöblicher Gedechtnus sein verlobten Gemahl, das Frewlein von Burgund, erstlich besucht.“ —

ein zweites eilig gesammeltes Heer bei **Murten** noch größere Verluste. Sein Stern war erloschen: im Kampfe gegen den Gegner, welchen er am meisten verachtete, den jungen Renatus von Lothringen, dem er sein Land geraubt hatte, fand er am 5. Januar 1477 bei **Nancy** den Schlachtentod. 1477

Dieses Ereignis gefährdete Kaiser Friedrichs Hoffnungen aufs äußerste. **Ludwig XI. von Frankreich** bemächtigte sich sofort des Herzogtums und der Freigrafschaft Burgund unter dem Vorwande, der rechtmäßigen Erbin ihren Besitz zu wahren; allenthalben arbeiteten in den Landen Karls französische Agenten zu gunsten des habsüchtigen Königs. Endlich machte er sogar den Versuch, der zwanzigjährigen Maria seinen siebenjährigen Sohn, den Dauphin Karl, als Bräutigam aufzudrängen. Aber die Prinzessin blieb ihrem Verlobten treu und forderte ihn auf (26. März 1477), schleunigst Hilfe zu bringen. Der Kaiser war in Geldnot und sah einem neuen Krieg mit Matthias entgegen, doch wußte er Rat zu schaffen. Eine kaiserliche Botschaft erschien am 18. April in Gent und brachte eine feierliche Werbung vor, welche Maria annahm; die Ständeversammlung erkannte den Ehevertrag an, und am 26. April fand die förmliche Vollziehung der Ehe statt, wobei der Bayernherzog den abwesenden Bräutigam vertrat.

Dieser konnte sich erst in der zweiten Hälfte des Mai auf den Weg machen, dann zog er über Köln und Aachen, überall freudig begrüßt, nach Brüssel und endlich nach Gent, wo er am 18. August anlangte. Maria eilte dem Ersehnten entgegen, Freudenthränen im Auge, küßte sie ihn und sprach: „Nun sei willkommen das edelste deutsche Blut, nach dem mein Herz so lange sich gesehnt." Die **Vermählung** fand am 19. August statt; dann legte Maximilian den Eid als Landesherr ab und machte eine Huldigungsreise nach Westflandern, Hennegau, Namur und Brabant.

Doch nun galt es, das burgundische Erbe gegen **Frankreich** zu sichern. Nach einem längeren, mehrfach unterbrochenen Kriege, zu dem Kaiser Friedrich auch das Reich aufbot (2. Februar 1478), brachte die Schlacht von Guinegate (in der Picardie) am 7. August 1479 eine dem Kaisersohne günstige Entscheidung. 1479 Zu Maximilians Unglück aber wurde sein bereits mit zwei Kindern, Philipp und Margarete, gesegneter Ehebund am 25. März 1482 jäh zerrissen, 1482 indem seine Gemahlin auf einer Jagd vom Pferde stürzte und an den Folgen des Unfalls starb. Jetzt mußte Maximilian fürchten, daß Ludwigs Versuche, ihn den Niederländern als fremden Eindringling darzustellen, von größerem Erfolge begleitet sein würden als bisher: setzte Frankreich doch schon alle Hebel in Bewegung, um ihn der Regentschaft und der Vormundschaft über seinen Sohn Philipp zu berauben. So ließ sich denn Maximilian zum **Frieden von Arras** bewegen (23. Dezember 1482). 1482 In demselben wurde die früher schon einmal angeregte Verlobung seiner Tochter Margarete mit dem Dauphin festgesetzt und derselben ein großer Teil der burgundischen Erbschaft, vor allem die Freigrafschaft und Artois, als Mitgift angewiesen. Die Vormundschaft über Philipp wurde einer burgundischen Ständekommission übertragen, und Maximilian, seiner Kinder beraubt, — denn schon im Juni 1482 wurde die dreijährige Braut ihrem dreizehnjährigen Bräutigam nach

Paris zugeführt — hatte schwere Kämpfe zu bestehen, in denen er seine landesfürstlichen und väterlichen Rechte verfocht; erst im Jahre 1485 wurde ihm sein Sohn Philipp wieder zugeführt.

1485 Das Jahr 1485 sah den römischen Kaiser, seines Erblandes beraubt, als Flüchtling im Reich, die Mittel zur Existenz von den Reichsstädten erbettelnd. Es war dies das Resultat langer, unglücklicher Kämpfe mit dem gewandten Matthias Corvinus, gegen den Friedrich vergeblich den Beistand des Polenkönigs und des Böhmenkönigs Wladislaus aufgerufen hatte; auch das Reich ließ den Kaiser im Stich, so oft er um Türkenhilfe nachsuchte, die er eben gegen Ungarn zu verwenden gedachte. Namentlich der Nürnberger Reichstag vom Jahre 1480 hatte einen kläglichen Verlauf.

Der Kaiser war freilich an dem Unglück, das ihn traf, nicht ganz ohne Schuld; besonders verhängnisvoll ward für ihn, daß er im Jahre 1476 dem Erzbischof von Gran, dem ränkevollen Johann Beckensloer, nach seiner Flucht aus Ungarn in seinem Lande Unterkunft gewährte. Schon damals sann Matthias auf Rache: er erhielt eine treffliche Gelegenheit zur Ausführung derselben, als Friedrich den Beckensloer, dem er große Geldsummen schuldete, nach Verdrängung des Erzbischofs Bernhard von Salzburg (Herbst 1478), auf diesen hervorragenden Bischofssitz erheben wollte. Der ungarische Krieg, der im Jahre 1479 begann und, im Verein mit wiederholten Türkeneinfällen, Österreich, Steiermark, Kärnten und Krain mit unsäglichen Leiden überhäufte, erreichte seinen Höhepunkt 1485 durch die Einnahme Wiens. Am 1. Juni 1485 hielt Matthias seinen prunkvollen Einzug in die Stadt, die er zu seiner Residenz bestimmte.

Aber während die Macht der Habsburger an der Donau von Grund aus zerstört schien und die österreichischen Patrioten klagten, jetzt erkenne man erst die wahre Bedeutung der Vokale A. E. J. O. U. „Aller Erst Ist Österreich Uerloren", gelang es dem landflüchtigen Friedrich, den Fortbestand der habsburgischen Kaiserwürde ohne sonderliche Mühe zu sichern. Am 16. Februar 1486 1486 wurde sein Sohn Maximilian ohne Widerspruch zum römischen König erkoren; am 9. April folgte in Aachen die feierliche Krönung. Was die Kurfürsten veranlaßte, den Sohn des Kaisers zu wählen, welcher Habsburgs Unfähigkeit zur Reichsregierung so deutlich veranschaulicht hatte, ist unerfindlich. Jedenfalls war die Wahl ein glänzender Triumph Friedrichs. Nicht die Kurfürsten schrieben dem neuen Könige Bedingungen vor, wie früher geschehen; dagegen stellte der Kaiser es so dar, als bringe er dem Reiche ein schweres Opfer, indem er in die Wahl einwillige.

Zur Ruhe aber kam der Kaiser auch mit diesem Erfolge noch nicht. Im nächsten Jahre bereitete ihm sein nächster Verwandter, Herzog Siegmund von Tirol, großen Verdruß.

Der Herzog, der sich mit dem Kaiser nie gut gestanden, hatte sich den Wittelsbachern genähert, besonders dem Herzoge Albrecht von Bayern-München, den er zu seinem Erben bestimmte. Nun spielte er obendrein dem Kaiser einen ärgerlichen Streich. Friedrich hatte bei seiner Flucht die einzige Tochter Kunigunde der Obhut seines Vetters anvertraut. In Innsbruck lernte Albrecht von Bayern die Kaisertochter kennen: am 1. Januar 1487 ließ Herzog Siegmund die jungen Leute ohne Wissen und Willen des Kaisers in geheimer Ehe verbinden. Jetzt mußte Friedrich einschreiten, wenn er die Zersplitterung

des habsburgischen Gesamtbesitzes verhindern wollte. Da auch die Tiroler Stände von Bayern nichts wissen wollten, wurde es dem Kaiser nicht eben schwer, jener Gefahr vorzubeugen. Siegmund mußte das dem Herzog Albrecht gemachte Zugeständnis zurücknehmen und schließlich (März 1490) seinen Neffen Maximilian zum künftigen Landesherrn erklären. Friedrichs Groll gegen den Bayern dauerte aber noch fort und fand neue Nahrung, als sich derselbe erdreistete, die Reichsstadt Regensburg in seine Botmäßigkeit zu bringen.

Mit diesen tirolisch-bayrischen Dingen hängt die Gründung des sogenannten „schwäbischen Bundes“ zusammen. Insofern derselbe die Idee der Landfriedenseinungen vertritt, trafen hier die Wünsche des Kaisers mit denen der Reichsreformpartei zusammen, deren Vorkämpfer in diesen Tagen der Erzbischof Berthold von Mainz war. Thatsächlich aber war nicht dieser der Begründer der folgenreichen Institution, sondern der kaiserliche Rat Graf Haug von Werdenberg, welcher bereits als Hauptmann dem schwäbischen Ritterbunde von St. Georgen Schild vorstand. Dieser Bund und die schwäbischen Städte entwarfen am 28. Juli 1487 den Grundplan der Einung, welche im nächsten Jahr (am 14. Februar und am 9. März) förmlich organisiert ward. Nicht allein gegen die Wittelsbacher, auch gegen den König von Frankreich, gegen Matthias und überhaupt gegen alle seine Feinde gedachte Friedrich diesen Bund zu verwerten. Gleich das Jahr 1488 gab dazu Gelegenheit. Die französischen Wühlereien in Flandern waren, begünstigt von einer anti-österreichischen Partei, endlich erfolgreich gewesen: Gent hatte sich empört. Maximilian folgte einer Einladung der Bürgerschaft von Brügge, die Warnungen seiner Räte und seines getreuen Hofnarren Kunz von der Rosen allzu vertrauensvoll verachtend. Am 1. Februar zog er in Brügge ein, vier Tage darauf war er ein Gefangener in der „Krauenburg“. Das Blut seiner Räte floß, sein eignes Leben war in höchster Gefahr.

1487

1488

„Sie werden mir Gift zu essen geben,“ hieß es in dem Schreiben, das Maximilian an seinen Vater zu befördern Gelegenheit fand. In der That sollen die Empörer sich in Venedig Rates erholt und dort die Antwort erhalten haben: „Ein toter Mann führt keinen Krieg.“ Über drei Monate blieb Maximilian in harter Haft und schwerer Sorge, aber ungebeugt und ritterlichen Sinnes. Das schmähliche Ansinnen, den eigenen Sohn der Erziehung Karls VII. zu überantworten, wies er ebenso zurück, wie den Versuch des treuen Rosen, ihm durch eine Verkleidung zur Flucht und zur Freiheit zu verhelfen. Endlich nahte das Reichsheer, mit welchem Friedrich am 9. Mai von Köln aufgebrochen war. Jetzt bequemte sich die aufrührerische Stadt, den hohen Gefangenen freizulassen: am 16. Mai fand zu Mecheln das ergreifende Wiedersehen zwischen Vater und Sohn statt. Maximilian hatte zwar den Bürgern von Brügge völlige Straflosigkeit zuschwören müssen, Friedrich aber betrachtete sich nicht als gebunden und beharrte auf seinem Vorsatz, die Empörer von Reichs wegen zu züchtigen.

Nur ziemlich langsam gewann der Reichsmarschall Albrecht von Sachsen die Oberhand über die Aufständischen, die in Philipp von Kleve einen geschickten und mutvollen Führer fanden. Nachdem am 22. Juli 1489 Maximilian und Karl VIII. auf dem Frankfurter Reichstage sich verständigt hatten, erfolgte am 31. Oktober der Friedensschluß mit Flandern. Die Städte Gent, Brügge und Ypern mußten durch Abgeordnete vor Maximilian knieend Abbitte leisten:



Maximilians Erstürmung von Stuhlweißenburg im Jahr 1490. Auf dem Turme links, über der Bresche, das ungarische Banner, gegen welches die siegreichen Doppeladler heranstürmen, die sich auch schon den Eingang durch das Hauptthor erzwungen haben. Die schwergeharnischten Ritter, die Landsknechte in ihrer reichen Tracht und die mächtigen Geschütze hinter den Schanzkörben wie in dem Festungsturme geben ein lebendiges Bild der unter Maximilian schon allgemein gewordenen neuen Kriegsführung.
Marmorrelief von Maximilians Denkmal in der Hauptpfarrkirche zu Innsbruck.

die vormundschaftlichen Rechte des römischen Königs wurden von neuem anerkannt.

Das folgende Jahr befreite den Kaiser endlich auch von seinem schlimmsten Widersacher, Matthias Corvinus. Zwischen beiden Fürsten war es zuletzt zu einem Waffenstillstande gekommen, und Matthias hatte sich bereit erklärt, gegen Zahlung der ungeheuren Summe von 700000 Dukaten die sämtlichen deutsch-habsburgischen Lande zurückzugeben. Ihn beschäftigte jetzt vor allem der Wunsch, seinem unebenbürtigen Sohne Johann die Nachfolge in Ungarn zu verschaffen: obendrein durch ein polnisch-böhmisches Bündnis bedroht, war er einer Aussöhnung mit dem Kaiser nicht abgeneigt. So begab er sich nach 1490 Neujahr 1490 nach Wien; am 4. April traf ihn ein Schlaganfall, am 6. April verschied er nach schwerem Kampfe unter furchtbaren Schmerzen. Auf seiner Witwe Beatrix und dem Statthalter von Österreich, Stephan Zapolya, ruht der Verdacht, den Tod des Königs durch ein Verbrechen herbeigeführt zu haben.



Maximilian empfängt seine aus Frankreich zurückkehrende Tochter Margarete (1492), wobei ihm die Schlüssel der zu ihrer Mitgift gehörenden Städte zurückgegeben werden.
Marmorrelief vom Denkmal Maximilians in der Hauptpfarrkirche zu Innsbruck.

Matthias erreichte nur ein Alter von siebenundvierzig Jahren. Den Magyaren gilt der strenge, aber weise und gelehrte Herrscher bis auf den heutigen Tag als der verehrungswürdigste Inbegriff und Träger alles nationalen Ruhmes. Sprichwörtlich ward der Satz: „König Matthias ist tot, dahin ist die Gerechtigkeit!" Selbst der österreichische Geschichtschreiber kann dem hochbegabten, bedeutend angelegten Manne eine bedingte Anerkennung nicht versagen: „Die wahre Größe eines Königs, welche nur schafft und nicht zerstört und alles zur freiwilligen Anerkennung ihres sittlichen Wertes zwingt, wohnte nicht in der ehernen Brust des Corvinen, aber politisch groß im gewöhnlichen Sinne muß man den Herrscher nennen, welcher große Zwecke mit unerschöpflichen Mitteln zu fördern verstand und dessen Tod für die Machtstellung Ungarns unersetzlich blieb."

Österreichs Wiedereroberung machte nach Matthias' Tode keine große Schwierigkeiten; „elendiglich, wie die Frösche," sagt ein Zeitgenosse, „wurden die Ungarn binnen kurzem vertrieben." Über den Besitz von Ungarn dagegen erhob sich ein lebhafter Streit. Für den Augenblick freilich triumphierte über alle seine Mitbewerber der polnische Wladislaus, für dessen Haupt jetzt schon die Krone Böhmens zu schwer gewesen, über Maximilian, der sich gleichwohl den Titel eines Königs von Ungarn beilegte, nachdem seine deutschen Söldner (17. November 1490) Stuhlweißenburg erstürmt und — sehr gegen

seinen Willen — geplündert hatten. Ein Jahr später, im Preßburger Vertrage, welchen die beiden Rivalen am 7. November 1491 schlossen, wurde den Habsburgern für den Fall, daß Wladislaus ohne männliche Erben stürbe, die Nachfolge in Ungarn zugesichert.

1491

Eine schwere und nicht ganz unverdiente Demütigung erlitt dagegen Maximilian um dieselbe Zeit im Westen von seiten Frankreichs.

Maximilian hatte schon früher beabsichtigt, die Erbtochter des Herzogs Franz II. von Bretagne heimzuführen, indem Schwiegervater und Eidam gedachten, dem Franzosenkönige damit eine recht empfindliche Kränkung zu bereiten. Gleich nach dem Tode des Bretagners ließ Maximilian die Heirat durch einen Stellvertreter vollziehen (März 1491), aber die Prinzessin Anna wurde von dem Könige genötigt, ihm selbst ihre Hand zu reichen; um das Maß des Schimpfes voll zu machen, schickte Karl VIII. Maximilians Tochter Margarete, seine längst mit ihm verlobte Braut, nach Deutschland zurück. Diese Beschimpfung blieb leider ungerächt, da trotz allgemeinen Unwillens im Reiche keine rechte Kriegslust herrschte: im Frieden von Senlis (23. Mai 1493) wurde die Verlobung des Königs Karl und der Erzherzogin Margarete nachträglich gelöst, und der erstere lieferte, unter Vorbehalt der französischen Lehnshoheit, Artois, Charolais und die Freigrafschaft aus.

1493

Zu einem befriedigenderen Abschluß gelangte im Jahre vorher des Kaisers Streit mit seinem Schwiegersohn Albrecht von Bayern. Friedrich hatte sowohl diesen wie die Stadt Regensburg mit der Reichsacht belegt; im Frühjahr 1492 brachen die Truppen des schwäbischen Bundes in Bayern ein. Da gab der Herzog nach (25. Mai). Er erklärte alle Verschreibungen, die ihm Siegmund von Tirol gegeben, für nichtig und erhielt das Heiratsgut seiner Gemahlin Kunigunde zugesichert.



„Imp: (erator) Caes: (ar) Fridericus IIII Aug: (ustus)“
Porträtmedaillon Kaiser Friedrichs III. („IIII“) in späterem Lebensalter, von Antonio Abbondio. — Germanisches Museum zu Nürnberg.

So war dem hochbetagten Kaiser noch ein freundlicher Lebensabend beschieden, dessen Stunden er seinen Lieblingsbeschäftigungen, der Gärtnerkunst, der Alchimie und der Astrologie, widmen durfte. Die glänzendsten Gestirne, die einst am politischen Horizont neben seinem bescheidenen Stern gestrahlt hatten, waren untergegangen; der ehrgeizige Georg von Podiebrad, der kühne Burgunder, der stolze Corvine,



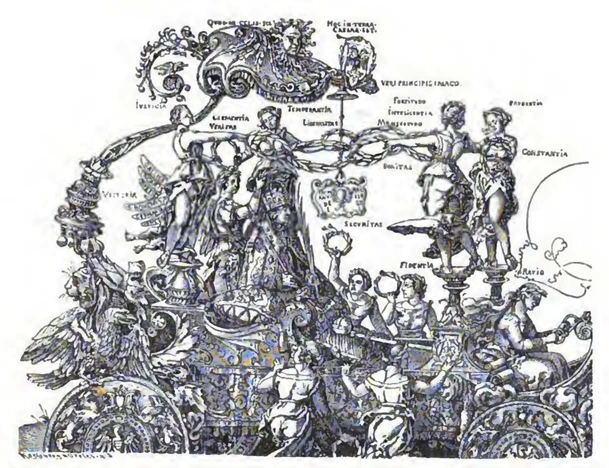
Grabfigur Kaiser Friedrichs III. auf seinem Grabmal in der Stephanskirche zu Wien.

Von Lerch, vollendet 1513. (Auf dem Spruchbande rechts Friedrichs Lieblingsspruch A. E. J. O. U.: Alles Erdreich ist Österreich unterthan.

der siegreiche Pfälzer, der treue Albrecht Achilles, — er überdauerte sie alle. Zehn Päpste waren an ihm vorübergegangen. Im Jahre 1493, nachdem er 58 Jahre in Steiermarck, 52 Jahre im Reiche regiert, 41 Jahre die Kaiserkrone getragen, sollte er seine lange Laufbahn beenden. Nachdem er noch eine schmerzhafte Operation, welche ihm die üble Gewohnheit, die Thüren mit dem Fuße aufzustoßen, zugezogen hatte, mit Gleichmut glücklich überstanden, starb er am 19. August an der Ruhr. Seine Leiche ward in der Stephanskirche zu Wien beigesetzt.

Wir haben von der langen Regierung dieses Kaisers nicht viel Rühmliches zu erzählen gehabt; die Herrscher der Welt müssen sich eben gefallen lassen, mehr als Regenten, denn als Menschen beurteilt zu werden. Um nicht ungerecht zu erscheinen, fügen wir die treffliche Charakteristik Friedrichs an, die ein hervorragender moderner Geschichtschreiber Österreichs entworfen hat.

„Es gebrach ihm nicht an scharfem Verstande für die verschlungenen Wege der Staatskunst, ebenso wenig als an lebendigem Sinne für Recht und Gesetz, das er zu achten gewohnt war und selten verletzte. Musterhaft war sein Privatleben in strenger Lebensordnung und einfach bürgerlicher Sitte, — war doch auch sein phlegmatisches Wesen verzehrenden Leidenschaften fremd. Ein trockner, schlagfertiger Humor, der in zahlreichen Aussprüchen hervortritt und ihm bis ins Greisenalter treu blieb, milderte das Pedantische, feierlich Abgemessene seines Wesens und Benehmens. Dieser Humor äußert sich noch in der letzten Zeit, da ihm zufolge seines Fußleidens das Bein abgenommen werden mußte. „So wird mir und dem heiligen römischen Reiche ein Fuß abgeschnitten," äußerte er in sein Schicksal ergeben. Dieses Reich war allerdings auch krank, und er konnte nicht sein Arzt sein. Geräuschlos und wenig vermißt, ging der alte Kaiser aus dem Leben, denn längst hafteten alle Blicke an der jüngern Erscheinung, dem Manne der That, an Max I."



Kaiser Maximilian auf dem Triumphwagen, bekränzt von den Figuren der Tugenden. (Über dem Baldachin die Inschrift: „Quod in celis sol — Hoc in terra Caesar est". Was am Himmel die Sonne, ist auf Erden der Kaiser.) Stück (stark verkleinert) aus Albr. Dürers großem Holzschnittwerk „Triumphwagen Maximilians".

4. Maximilian I., 1493—1519.

Da Maximilian seit seiner Erwählung zum römischen Könige wiederholt an der Regierung des Reiches teilgenommen hatte, folgte er seinem Vater ohne den geringsten Widerspruch: im Gegenteil, das Volk und die Fürsten schauten voller Hoffnung auf den neuen Herrn, der, 34 Jahr alt, im vollen Besitz männlicher Kraft, ausgezeichnet durch ungemeine Elasticität des Körpers und des Geistes, für das schwierige Amt eines Königs und Kaisers ganz besonders geeignet scheinen konnte. Ehe wir uns indes zu seinen Mannesthaten wenden, müssen wir auf Maximilians früheren Lebensgang, der bisher nur nebenbei berührt wurde, einen Rückblick werfen. 1493

Geboren am Gründonnerstage des Jahres 1459, hatte er eine bewegte Kindheit, eine ebenso bewegte Jünglingszeit hinter sich. Als kleiner Knabe hatte er in Wien die Schrecknisse einer langwierigen Belagerung kennen gelernt und die Not seiner Eltern teilen müssen: so erzählt man, wie der kleine Max, über das ewige Einerlei der Erbsen- und Linsengerichte unmutig, geäußert habe, dergleichen möge man doch lieber dem Feinde vorsetzen. Von seiner portugiesischen Mutter hatte er das feurige, leicht erregbare Blut

des Südländers; auch seine geistigen Anlagen, sein Hang zum Außergewöhnlichen und Abenteuerlichen, seine hochfliegenden, nicht selten phantastischen Gedanken mögen ebendaher rühren. Aber seine äußere Erscheinung, die muskulöse Gestalt, der feste Gang, das blonde Haar und die blauen Augen bekundeten den Deutschen; deutsch waren auch die innerlichsten Regungen seines Gemütes und seines Herzens. Neben jenen äußerlichen Merkmalen des Deutschen bildeten eine gewölbte Stirn, eine hohe, gebogene Adlernase und ein kleiner Mund die Eigentümlichkeiten seiner Gesichtsbildung. Seine Stimme war wohlklingend und seine Rede gewandt: so erklärt es sich leicht, daß seine Persönlichkeit beim ersten Zusammentreffen die Herzen gewann und feindliche Gemüter zu versöhnen verstand.

Seinen ersten Lehrern und Erziehern machte freilich sein lebhaftes Temperament nicht wenig zu schaffen, wenn es sich ums Lernen handelte; dagegen war Maximilian schon als Knabe Meister in allen Leibesübungen und Waffenspielen, kühn und waghalsig bis zur völligen Verachtung der Gefahr, je mehr er sich seiner Körperkraft und Gewandtheit bewußt wurde.

Daher ward denn auch die Jagd sein liebstes Vergnügen, er hatte sie kunstmäßig erlernt und übte sie um so mehr, je häufiger sie Gefahren und Abenteuer brachte. Die Wälder in Brabant und in den Ardennen, die Hochgebirge Tirols und der Allgäuer Alpen waren die Schauplätze seiner Jagden, und man zählt eine reiche Fülle von Abenteuern auf, bei denen er seine Geistesgegenwart zu erproben Gelegenheit fand. Seine größte Liebhaberei ist die Gemsjagd: das bekannteste Abenteuer seine Versteigung auf der Martinswand bei Innsbruck.

Das Ereignis fand auf dem Zirlberge am Ostermontag des Jahres 1490 statt. Die Sage läßt Maximilian durch einen Engel errettet werden, nach andern Berichten war der Erretter ein Gemsjäger, Oswald Zips, den Maximilian reich beschenkte und unter dem Namen „Hollauer von Hohenfels“ in den Adelsstand erhob. Die Gemsjagd ließ er sich darum nicht verleiden und schrieb auch eigenhändig ein Jagdbuch, das künftigen Jagdfreunden seines Geschlechtes Anleitung giebt, wie sie die edle Kunst pflegen sollen.

Außer der Jagd liebte er heitere Geselligkeit: gern ließ er sich zu fröhlichen Festen, namentlich in den Reichsstädten, einladen und tanzte wohl selbst mit den schönen Töchtern und Frauen der Patrizier oder Zunftgenossen. Als er infolge des erwähnten Brautraubes im Reich um Hilfe gegen die Franzosen warb, verweilte er wochenlang in Ulm und eröffnete bei den Geschlechtertänzen jeden Reigen mit einer schönen Ulmerin. Damals war es auch, wo er den Münsterturm bestieg und auf dem höchsten Kranze, 350 Fuß hoch, übermütig auf die schmale Eisenstange, an der die Feuerlaterne hing, hinaustrat, den andern Fuß in die Luft emporhebend.

Neben der Freude am Weidwerk und am Waffenspiel — man hat ihn besonders wegen des letzteren Umstandes häufig den „letzten Ritter“ genannt — besaß Maximilian eine große Fähigkeit und eine ebenso große Ausdauer, sich anzueignen, was im praktischen Leben nützt oder Geist und Gemüt veredelt. Er war ein trefflicher „Platner“, „Bogen- und Armbrustschiftner“; aber auch alle möglichen Wissenszweige, die Künste und Wissenschaften, die Musik, zogen ihn an und erfreuten sich nachmals seiner Gunst. Er war des Lateinischen mächtig, er sprach geläufig das Flandrische, Französische, Englische, Italienische, Böhmische, Ungarische und Windische. Schon aus seinen Memoranden- (Tage- oder Gedenk-) Büchern kann man die Vielseitigkeit seines geistigen Lebens erkennen. Besonders häufig erscheinen darin aber die Notizen, welche Maximilians Vorliebe für altdeutsche Dichtung und Sage andeuten. Die Wappenkunde hielt er hoch, nicht minder die Geschichte, welche die Welthändel und die Thaten der Fürsten verewigt; sein eigener Ehrgeiz strebte darnach, im Gedächtnis der Nachwelt zu leben.

Es scheint, als hätte es einem so begabten und zugleich so hochstrebenden Fürsten nicht schwer werden können, sich mit unvergänglichen Ruhmeskränzen zu



Maximilian als Armbrustschütze.

Holzschnitt aus dem Weißkunig, betitelt: „Wie der Jung Weyß kunig | mit der hurnein (hörnernen) Armprust | vnd mit den stachlin (stählernen) pogen (Bogen) hat lernen schiessen."

Der „Weißkunig", von Max Treizsauerwein um 1514 vollendet, ist mit blattgroßen Holzschnitten von Hans Burgmaier geziert. Im Bücherschatze von Schloß Ambras in Tirol verwahrt, gelangte die Handschrift in die k. k. Bibliothek zu Wien. Das Werk kam nicht zum Druck. Die Holzschnitte waren vom Manuskript getrennt worden und lange Zeit verloren gegangen, bis sie im Jahr 1770 in Gratz in Steiermark wieder aufgefunden und gerettet wurden. Endlich im Jahr 1775 wurde das Werk von den Originalholzschnitten zu Wien in einer großen prächtigen Ausgabe zum erstenmale gedruckt „durch Josef Kurzböcken, kaiserl. königl. illyrisch- und aller orientalischen Sprachen Hofbuchdruckern und Buchhändlern". Exemplare dieser Ausgabe werden heute sehr geschätzt.

schmücken. Aber eine gewisse Gefahr lag ebensowohl in der Vielseitigkeit, wie in der geistigen Beweglichkeit Maximilians. Mit ruheloser Vielgeschäftigkeit, die von Entwurf zu Entwurf eilt, hier ansetzt, dort abspringt, war wenig auszurichten in einer Zeit, die weise Beschränkung auf das Nächstliegende, planvolles Vorwärtsschreiten, systematisches Anstreben eines fest ins Auge gefaßten Zieles verlangte. Und wenn die bestechenden Vorzüge Maximilians ihm ohne Mühe Popularität und Ansehen verschafften, so war es natürlich, daß man von einer so hervorragenden Persönlichkeit auch Außerordentliches erwartete.

Die Aufgabe, welche die Kaiser ursprünglich hatten, war eine doppelte gewesen: die Wahrung der kaiserlichen Oberherrlichkeit über die Grenzen Deutschlands hinaus, namentlich in Italien, aber auch überhaupt dem Auslande gegenüber; die Verwaltung und Ordnung des deutschen Reiches, die Befriedung, die Rechtspflege Deutschlands. Den ersten Teil der Aufgabe hatten die deutschen Herrscher seit langer Zeit nicht mehr lösen können: weder auf die Kirche und das Papsttum, noch auf die auswärtigen Mächte, die mehr und mehr erstarkt waren, vermochte das Kaisertum einen bestimmenden Einfluß auszuüben. In dieser Hinsicht verlangte das Interesse des deutschen Volkes eigentlich nur eins: die Krone des heil. Römischen Reiches durfte nicht in fremde Hände fallen, Deutschland nicht zum Trabanten eines fremdländischen Kaisertums herabgedrückt werden. Für dieses Interesse war die Nation gewiß noch zu begeistern. Weit größere Vorsicht erheischte die Geltendmachung der kaiserlichen und Reichsrechte in Italien und sonst an den Grenzen. Wenn auch zur Zeit, als Maximilian den Thron bestieg, ein gewisser nationaler Zug durch das Reich ging und allseitig eine solche Wiederherstellung des kaiserlichen Namens und Ansehens gewünscht wurde: große Erwartungen durften daran nicht geknüpft werden, auf eine Dauer der patriotischen Stimmung, auf opferbereite Sympathie war nicht zu rechnen. Vielmehr wandten sich alle Sympathien, alle Hoffnungen und Wünsche der Nation jener zweiten Hälfte der eigentlich kaiserlichen Aufgabe zu, an deren Lösung das Kaisertum, ausschließlich oder vorwiegend seinen universalen Tendenzen folgend, bisher nicht hatte gehen können oder mögen. Die Reform im Innern, welche man zuletzt immer und immer wieder von Maximilians Vater verlangt hatte, war die brennende Tagesfrage. Wir sahen, daß unter Friedrich III. mit den Reformgedanken recht eigennützige Absichten verknüpft waren; aber darum blieben diese Forderungen an sich doch berechtigt, und gerade seitdem die kirchliche Reformidee zurückgetreten, freilich in einer für Deutschland ungünstigen Weise zur Seite gedrängt war, hatten die Reichsstände ein größeres Recht zu verlangen, daß der König Deutschlands den Lebensinteressen seines Volkes den vornehmsten Teil seiner Mühen und Sorgen widme. War denn eine solche Aufgabe, die Neugestaltung des Reiches, nicht ein ganzes reiches Herrscherleben wert? Freilich war sie außerordentlich schwierig und verlangte eine Uneigennützigkeit und Selbstverleugnung, wie sie Maximilian jedenfalls nicht besaß. Unter der Reform, wie sie Kurfürsten, Adel und Städte sich dachten, verstanden sie keineswegs eine Stärkung oder Wieder-

herstellung der monarchischen Gewalt: nicht dem Kaiser wollten sich die Stände unterwerfen, die Stärkung der Reichsgewalt mit eigenen Opfern erkaufen, sondern mit dem Kaiser wollten sie herrschen. Mochte er entweder mit den Kurfürsten allein, oder mit den Reichsständen überhaupt die Regierungsgewalt teilen, — jenes verlangten die Fürsten, mit Berthold von Mainz*) an der Spitze, dies forderten die Städte — jedenfalls sollte eine Mitregierung eintreten, durch welche die Stellung des Kaisers herabgedrückt wurde, wenn sich auch vielleicht durch das gemeinsame Regiment die Leistungsfähigkeit des Reiches etwas mehrte. Kaum war es dem Kaiser zu verargen, wenn er zur Verkürzung seiner eigenen Gerechtsame ungern und zögernd, überhaupt nur gezwungen, sich bequemte.

Zunächst schien er die Reformfrage gar nicht ins Auge gefaßt zu haben; ihm lag vor allem am Herzen, sich an Frankreich für wiederholte Beleidigungen zu rächen und den Plänen dieser Macht in Italien entgegenzutreten.

Die Verhältnisse lockten mehr als je zur Einmischung. Im Norden Italiens standen Venedig und Mailand einander als Nebenbuhler gegenüber; in Mailand herrschte als Usurpator Lodovico Sforza (mit dem Beinamen Moro), in Rom der sittenlose aber geschickte Alexander VI. (Borgia); in Neapel erhielt sich ein unebenbürtiger Sproß des Hauses Aragonien mit Mühe auf dem schwanken Thron, welchen die Neapolitaner dem französischen Königshause zuwenden wollten; in Florenz war nach dem Tode des klugen Lorenzo Medici eine Gegenpartei entstanden, deren Führer, der kirchlich-politische Reformator Savonarola, den Staat in seinen Grundfesten erschütterte. Die beste Handhabe, um in die italienischen Dinge einzugreifen, bot Mailand. Lodovicos Vater war durch die Heirat mit der unehelichen Tochter des letzten Visconti in den Besitz des Landes gelangt, das er eigentlich nur als Vormund seines Neffen Galeazzo verwaltete. Aber er erklärte diesen für blödsinnig, zu großem Unwillen des Königs Ferdinand von Neapel, mit dessen Enkeltochter Isabella der junge Fürst vermählt war. Nun hatten die Sforza aber nicht, wie vormals die Visconti, die Belehnung erhalten, wiewohl Mailand als Reichslehen galt: daher hatte Lodovico, um sich zu sichern, im Jahre 1492 Maximilian die Hand seiner schönen Nichte Bianca angeboten, und obschon diese Familie dem deutschen König wahrlich nicht ebenbürtig war, ließ sich Maximilian für den Plan gewinnen sowohl durch eine reiche Mitgift, als auch durch die Aussicht, sich in Zukunft in Italien geltend zu machen. Namentlich wollte er hier die Franzosen bekämpfen, deren König Karl VIII. einen Eroberungszug nach Neapel plante. So wurde im März 1494 in Innsbruck die Hochzeit gefeiert, einige Monate später Lodovico mit Mailand belehnt. Mit seiner neuen Gemahlin reiste



Medaille auf die Vermählung Maximilians mit Bianca Sforza. Umschrift: „Maximilianus Ro(manorum) Rex e(t) Bianca M(aria) Coni(u)ges iu(ncti)."

*) Er war, wie wir weiterhin sehen werden, der „Führer der Stände in der Richtung auf eine föderalistische Umbildung des Reiches" und hatte schon in den Jahren 1485 und 1486 einen Reformplan vorgelegt, der die Einführung einer einheitlichen Münze, eines allgemeinen, zeitgemäßen Landfriedens und eines obersten Reichsgerichts in Aussicht nahm.

Maximilian nach den Niederlanden, vor allem, um seinem siebzehnjährigen Sohne Philipp, der in herrlicher Jugendschöne erblüht war, die Regierung jener Staaten zu übergeben.

In der Zwischenzeit brach der Sturm in Italien los; nachdem der König von Neapel im Januar 1494 gestorben war, erschien König Karl, zwang den Papst zu einem Vergleich, überwältigte Neapel und erklärte sich bald darauf 1495 (am 12. Mai 1495) zum König dieses Landes. Zwar hatte sich auch Lodovico anfangs den Franzosen angeschlossen, aber das schnelle Fortschreiten Karls machte ihn nicht minder bedenklich, als den Papst: so kam es im März 1495 zu der ersten sogenannten heiligen Liga, in welcher sich jene beiden nebst dem Herzog von Ferrara und der Republik Venedig mit Maximilian und dem König von Aragonien verbündeten. Ihr Zweck war die Vertreibung der Franzosen. Maximilian, der noch in den Niederlanden weilte, ging voll Begeisterung auf den Plan ein. Als Sieger über die unverschämten Franzosen gedachte er die Rechte des Reiches in Italien geltend zu machen und sich dann in Rom mit der Kaiserkrone schmücken zu lassen. Solcher Gedanken voll, kam er am 18. März nach Worms, wohin er die Reichsstände berufen hatte. Die Verhandlungen über die Reichshilfe, meinte er, würden kaum vierzehn Tage beanspruchen, dann wollte er den ersten Schritt auf seiner Heldenlaufbahn thun.

1495 Am 26. März 1495 eröffnete Maximilian die nicht unansehnliche Versammlung zu Worms, legte die Gefahren dar, welche dem Reich von den Türken und Franzosen drohten, und forderte zu umfassenden Gegenmaßregeln auf. Er forderte eine sogenannte „eilende Hilfe", d. h. ein schleuniges Aufgebot der gesamten Reichsmacht und eine beständige „währende Hilfe" auf zehn bis zwölf Jahre, also ein stehendes Heer oder die Geldmittel, um ein solches anzuwerben. Wohl waren auch die Stände von der Notwendigkeit durchdrungen, den Franzosen zu widerstehen, aber sie wollten die günstige Gelegenheit, ihre Verbesserungsideen durchzusetzen, nicht vorüber gehen lassen. Daher beantworteten sie Maximilians Forderungen mit einem umfassenden Reformplan, dessen Hauptpunkte die Bestellung eines ständigen Kammergerichtes und eines aus siebzehn Mitgliedern zusammengesetzten Reichsrates waren.

Der Reichsrat sollte seinen Präsidenten vom Kaiser erhalten, die Mitglieder waren von den Kurfürsten, Fürsten und Städten — denn diese, die schon zum Frankfurter Reichstag von 1489 in aller Form eingeladen waren, hatten nunmehr eine geordnetere Stellung im Reichstag und damit in der Reichsverfassung erhalten und erwuchsen zur dritten Kurie neben denen der Fürsten und Kurfürsten — zu ernennen. Dieser Behörde war ein hoher Grad von Unabhängigkeit zugedacht; sie sollte die Summe der Regierung in der Hand haben.

Während nun aus Italien immer dringendere Hilferufe erschollen, wurde in Worms über jene Vorlage gestritten. Maximilian hatte, um nicht von vornherein Verstimmung zu erregen, in allgemeinen Ausdrücken erklärt, er werde alles annehmen, was — unbeschadet seiner kaiserlichen Rechte — zum Nutzen und zur Ehre des Reiches dienen könne: er hatte aber wenig Lust, so weitgehenden Forderungen entgegenzukommen. Nun bewilligten ihm auf sein

Drängen die Stände zwar einen Vorschuß von 150000 Gulden, aber diese Gelder gingen nur langsam und spärlich ein; größere Bewilligungen wurden von Maximilians Nachgiebigkeit in der Reformsache abhängig gemacht. In einem Gegenentwurfe, den der Kaiser am 22. Juni als eine Verbesserung der ständischen Vorschläge einreichte, hob er dieselben eigentlich Artikel für Artikel auf, und dies erregte große Verstimmung.

Da bequemte sich Maximilian zu einem Zugeständnis: zufrieden, wenn er für diesmal den Plan des Reichsrates beseitigen konnte, der ihn bevormunden sollte, ließ er am 7. August ein Landfriedensgesetz und eine Kammergerichtsordnung verkünden. Das erstgenannte Gesetz, welches unter dem Namen des „ewigen Landfriedens" solche Berühmtheit erlangte, unterschied sich von den früheren Entwürfen dieser Art wesentlich nur dadurch, daß es nicht für eine beschränkte Zahl von Jahren, sondern für immer gelten sollte. Natürlich fehlte viel daran, daß der Landfriede dadurch zur Wahrheit geworden wäre.

Bedeutsamer war die Institution des Kammergerichtes, das nach den für den Reichsrat gemachten Vorschlägen besetzt wurde.

Der König hatte nur den Vorsitzenden, den Kammerrichter, zu ernennen, die Beisitzer, zur Hälfte Juristen, zur Hälfte ritterbürtige Laien — sechs kurfürstliche, acht fürstliche, zwei städtische — wurden von den Ständen präsentiert. Das Gericht erhielt die Befugnis, im Namen des Königs die Reichsacht auszusprechen, auch mußte sich jener mit bestimmten Sporteln begnügen. Man begreift die Wichtigkeit der Neuerung, wenn man bedenkt, daß die oberrichterliche Gewalt das vornehmste Attribut des mittelalterlichen Kaisertums war. Bisher waren die kaiserlichen Kammergerichte daher immer dem Hofe des Königs gefolgt und hatten keineswegs den Ruf der Unparteilichkeit und Unbestechlichkeit. Der Sitz des Reichskammergerichtes sollte dagegen in Zukunft Frankfurt sein, und die Stände hatten es in ihrer Hand, aller Willkür vorzubeugen, indem sie rechtschaffene Beisitzer ernannten.

Zum Danke namentlich für dieses große Zugeständnis bewilligten die Stände noch weitere 150000 Gulden, die nebst der früher verheißenen Summe durch eine allgemeine Reichssteuer gedeckt werden sollten. Nach einem keineswegs neuen Plan beschloß man den sogenannten „gemeinen Pfennig" zu erheben, eine Auflage, die eine Mischung von Kopf- und Vermögenssteuer ist.

Von je tausend Gulden Besitz an beweglichen und unbeweglichen Gütern sollte ein Gulden, von je fünfhundert Gulden ein halber bezahlt werden; wer unter fünfhundert Gulden besaß, sollte den vierundzwanzigsten Teil eines Gulden entrichten. Niemand, der das fünfzehnte Jahr überschritten hatte, war ausgenommen. Mit der Einziehung der Steuer waren die Pfarrer beauftragt: die Einzelerträge waren an eine Kommission von sieben Reichsschatzmeistern einzuliefern; am 1. Februar sollte durch die alljährlich zusammentretende Reichsversammlung die Verwendung der Gelder kontrolliert werden.

Nachdem Maximilian in Worms noch den tüchtigen Grafen von Württemberg, Eberhard im Bart, den Gründer der Universität Tübingen, zum Herzog erhoben hatte, begab er sich nach Frankfurt, um das Kammergericht einzusetzen. Am 31. Oktober ward es vereidigt, am 3. November hielt es unter dem Vorsitz des Kammerrichters, Grafen Eitelfritz von Zollern,

1496 seine erste Sitzung, am 21. Februar 1496 übte es zum erstenmale das Recht der Achtserklärung aus.

So hatte der Wormser Reichstag nach einer Seite wenigstens einen befriedigenden Abschluß. Im ganzen aber blieb bei den Ständen, wie bei dem König eine bedeutende Verstimmung zurück. Die Stände hatten die Idee des Reichsrates vorläufig aufgeben müssen; der thatenlustige König sah sich durch die ihm verdrießlichen Verhandlungen abgehalten, den günstigen Augenblick zum Eingreifen in Italien zu benutzen. So dachte er denn auch gar nicht daran, die Beschlüsse des Reichstages zur Wahrheit zu machen; er griff in den Rechtsgang des Kammergerichtes ein, unterließ dagegen in seinen Erblanden die Einsammlung des gemeinen Pfennigs. Überhaupt machte die Einziehung dieser Reichssteuer die größte Schwierigkeit; die Städte, unpatriotisch wie stets zuvor, wollten nicht eher zahlen, als bis Kammergericht und Landfrieden eine thatsächliche Wirkung ausübten, der Ritterschaft war der Landfriede und die Reichssteuer gleichmäßig verhaßt. Nicht ohne Vergnügen vernahm Maximilian, 1496 daß der Reichstag, welcher im Februar 1496 in Frankfurt abgehalten werden sollte, nur spärlich beschickt werde: er nahm daraus Anlaß, ihn auf den August, und zwar nach Lindau, zu verlegen. Ihn drängte es, seine italienischen Pläne wieder aufzunehmen. Der Hilferuf Lodovicos und der Versuch des Franzosenkönigs, die florentinische Republik durch die Aussicht auf die Annexion von Pisa und Livorno zu gewinnen, bestimmten ihn zum Einschreiten. Nachdem er zu Mals in Tirol im Juli mit dem Mailänder eine Zusammenkunft gehabt, brach er nach Italien auf, mehr zu einer abenteuerlichen Ritterfahrt, als zu einem Kriegszug gerüstet; den Reichsständen in Lindau ließ er durch seinen Sohn Philipp sagen, sie möchten schnell den gemeinen Pfennig eintreiben und ihm mit so viel Truppen, als sie davon besolden könnten, folgen; er vermöge ihrer nicht zu warten, sondern ziehe mit der Macht, die ihm Gott verliehen, über die Berge.

Während Maximilian in Italien beschäftigt war, — natürlich mißlang sein Unternehmen und endigte mit der Auflösung der eben erneuerten heiligen Liga — sammelten sich die Reichsstände in Lindau, und am 7. September eröffnete der Kurfürst Berthold von Mainz die Versammlung. Er war nicht allein der Wortführer der Fürsten, er war die belebende Kraft des Reichstages, der ohne seine beredten Worte und seine energischen Mahnungen sanft entschlummert wäre. Er sah sich genötigt, den Reichsständen wegen ihrer Indolenz, wegen ihres Mangels an Nationalgefühl und Opferwilligkeit harte Vorwürfe zu machen. Schon stand die wichtigste der Wormser Errungenschaften auf dem Spiel. Das Reichskammergericht hatte aus Mangel an Besoldung im Juni seine Sitzungen eingestellt. Im November ward es durch den Mainzer, der für die materielle Existenz gesorgt hatte, bewogen, seine Thätigkeit wieder aufzunehmen. Mit Rücksicht auf die Nähe der Universitäten zu Heidelberg, Basel, Mainz und Köln wurde es aber nach Worms verlegt. Am 23. Dezember ward der Beschluß, den gemeinen Pfennig einzubringen, erneuert und die unzufriedene Ritterschaft bedeutet, nicht der König,

sondern das Reich fordere diese Steuer, die ihnen selbst zugute kommen werde, wenn sie nur aufsitzen und sich den Rittersold verdienen wollten.

Als die Versammlung am 10. Februar 1497 endigte, konnte man sich mit dem Bewußtsein trennen, das Reformwerk wenigstens erhalten zu haben; Maximilian dagegen war von seinem mißlungenen Zuge am 27. Dezember 1496 wieder zu Mals angelangt, wo er bis zum Frühjahr blieb. 1497

Auf einem zweiten Wormser Reichstag im Frühling des Jahres 1497 kam es zu nichts. Die Reichsstände waren äußerst spärlich erschienen, und bekümmert mahnte der patriotische Mainzer die Anwesenden: „Es ist zu besorgen, wo man sich nicht anders in die Sachen schicken, getreulicher und fleißiger zusammenhalten will, daß eines Tages ein Fremder kommt, der uns mit eisernen Ruten regieren wird." Auch Maximilian war nicht erschienen; er hatte die Zwischenzeit benutzt, um eine Doppelheirat seiner Kinder Philipp und Margarete mit Johanna und Johann, den Erben des Königs Ferdinand von Aragonien und der Königin Isabella von Kastilien, zu stande zu bringen. Zeigte er sich durch diese Doppelheirat auch als ein echter Habsburger, so konnte doch damals niemand ahnen, daß jenes erste Ehebündnis den Ursprung der habsburgisch-spanischen Weltmacht in sich schloß.

Auf dem Reichstage zu Freiburg erschien Maximilian endlich wieder, im Juni 1498, von neuen Kriegsplänen erfüllt. Nach dem am 7. April 1498 erfolgten Tode Karls VIII. hatte sein Vetter, der Herzog von Orleans, als Ludwig XII. den Thron bestiegen. Maximilian hoffte auf Verwirrungen in Frankreich und hatte mit seinem Sohne Philipp einen Krieg gegen jene Macht verabredet. Obwohl seine Hoffnung fehlschlug, gab er den Plan nicht auf; die in Freiburg ziemlich zahlreich versammelten Stände sollten ihm die Mittel für dies Unternehmen gewähren. 1498

Gleich in der ersten Sitzung sprach er mit großer Heftigkeit seine Absichten aus und erging sich in leidenschaftlichen Klagen über die Lässigkeit und Kargheit der Reichsstände. „Von den Lombarden," sagte er, „bin ich verraten, von den Deutschen verlassen. Aber ich will mich nicht wieder, wie in Worms, an Händen und Füßen binden und an einen Nagel henken lassen. Den italienischen Krieg muß ich führen und will ihn führen, man sage mir, was man will. Eher werde ich mich von dem Eide dispensieren, den ich dort hinter dem Altare zu Frankfurt geschworen habe. Denn nicht allein dem Reiche bin ich verpflichtet, sondern auch dem Hause Österreich. Ich sage das und muß es sagen, und sollte ich auch darüber die Krone zu meinen Füßen setzen und sie zertreten."

Die Fürsten waren erstaunt, sie ließen sich einschüchtern: doch gehörte die ganze Geschicklichkeit des Mainzers dazu, einem offenen Bruche vorzubeugen. Den König gewann er damit, daß er ihm Aussicht auf den Ertrag des gemeinen Pfennigs machte, über dessen Erhebung jetzt von allen Seiten Rechenschaft abgelegt wurde. Daher ging denn der Kaiser auch mehr auf die Wünsche der Stände ein, verschärfte die Bestimmungen des Landfriedens und erteilte dem Kammerrichter die Befugnis, in dringenden Fällen nach eigenem Ermessen die benachbarten Fürsten zur Vollstreckung eines Urteils aufzubieten. Dafür gestattete man dem König, sein Glück gegen Frankreich zu versuchen, und Maximilian, im Vertrauen auf die Reichshilfe, beschleunigte seine Rüstungen; in drei Abteilungen ließ er gegen Langres, Chalons und Dijon marschieren.

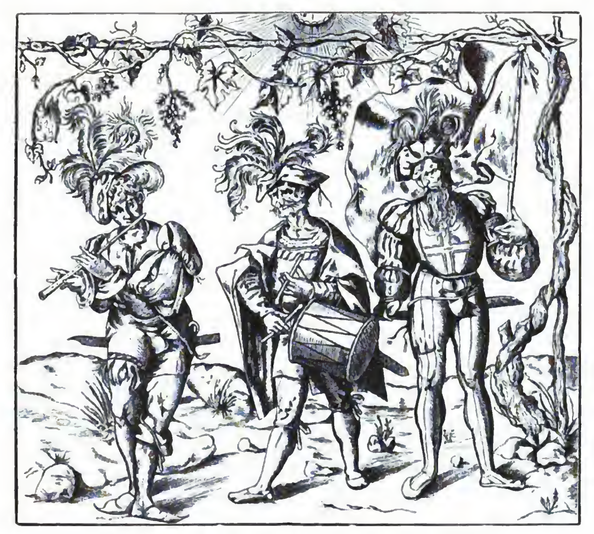
Aber unaufhörliche Regengüsse, angeschwollene Ströme trieben ihn fort aus der Champagne, die französische Diplomatie erweckte ihm Feinde, wie den Herzog Karl von Geldern, und machte ihm seine Bundesgenossen, den Papst Alexander VI., den Herzog von Savoyen und die Florentiner, abtrünnig. Ja des Königs eigener Sohn Philipp hatte sich im wohlverstandenen Interesse der ihm anvertrauten Niederlande am 2. August zu einem Vertrage mit Ludwig bewegen lassen, in welchem er alle Streitigkeiten nur im Wege der Güte zu verfolgen versprach und sich sogar verpflichtete, für Flandern und Artois Huldigung zu leisten. So mußte Maximilian sein Vorhaben aufgeben; an weiteren Unternehmungen in Italien wurde er zunächst durch einen Krieg mit der Schweiz gehindert.

Die schweizerische Eidgenossenschaft war allmählich eine europäische Macht geworden, die ihren Angehörigen einen besseren Schutz gewährte, als das deutsche Reich je zuvor. Die Eidgenossen schätzten den Zusammenhang mit dem Reiche gering: in dem regierenden Kaiser sahen sie nur den Habsburger, deren Joch abgeschüttelt zu haben ihr größter Stolz war. Den Eintritt in den schwäbischen Bund hatten sie abgelehnt, noch weniger waren sie geneigt, sich den neuen Reichsordnungen zu unterwerfen. Sie hatten an den Wormser Beschlüssen keinen Anteil genommen und baten, sie mit Neuerungen zu verschonen. Zur Einforderung des gemeinen Pfennigs machten sie keine Anstalten, gegen das Kammergericht lehnten sie sich direkt auf. Venedig und Frankreich, das aus der Schweiz obendrein seine besten Söldner bezog, schürten geflissentlich die Zwietracht, welche schon im Jahre 1497 zu einem offenen Kriege führen zu sollen schien. Maximilian verhinderte dies, aber im Dezember 1498 wurde der Kampf durch Grenzstreitigkeiten zwischen der Tiroler Regierung und Graubünden, auch außerdem durch die Privatfeindschaft eines tiroler Rates und eines bündnerischen Edelmannes hervorgerufen. Doch war dies nur der äußere Anlaß; längst war der „Schwabenkrieg" vorbereitet: die blutige Abrechnung zwischen dem süddeutschen Edelmann und dem schweizer Bauer, dem „Stiefel" und dem „Bundschuh". Aber die Raschheit und Manneszucht der Eidgenossen behielt auch diesmal den Sieg: bei Dorneck (22. März 1499), am Schwaderloch bei Konstanz (11. April) erlagen die Schwäbischen, bei Frastanz (20. April) die Österreicher ihren kraftvollen Gegnern. Jetzt hätte man von seiten des Bundes die ganze Kriegslast gern auf die Schultern Maximilians gewälzt, den bisher ein Aufstand des Herzogs von Geldern in den Niederlanden festgehalten hatte.

1498

1499

Am 28. April erschien er am Bodensee in Überlingen und ließ in der dortigen Kirche das Reichspanier aufstecken. Aber man mußte mit den Rüstungen von vorn anfangen; in der Zwischenzeit wurden kleinere, aber entsetzlich verheerende Streifzüge unternommen. Zweihundert Ortschaften sollen dabei zerstört, an 20000 Menschen umgekommen sein. Endlich, am 18. Juli, hielt Maximilian bei Konstanz die Musterung des neuen Heeres ab; er hoffte noch immer, die Kriegsehre zu retten und die Hoheit des Reiches zu wahren, und wollte die Eidgenossen von drei Seiten zugleich anfallen. Aber er traf bei den Führern und der Mannschaft nur auf Ausflüchte und Unlust; verstimmt begab er sich nach Lindau, um mit den Hauptleuten des Bundes Rücksprache zu nehmen. Da traf ihn eine Unglücksbotschaft. Graf Heinrich von Fürstenberg, der mit 16000 Mann aus der Gegend von Basel her anrücken sollte, ließ sich in seinem Lager an der Birs zwischen Dorneck und Rheinbach über-



Landsknechte unter Maximilian: Pfeifer, Trommler und Fähndrich.
Kupferstich von Matthäus Zasinger, Wende des XV. Jahrhunderts.

fallen (22. Juli). Zwar ermannten sich die Überraschten zu tapferer Gegenwehr, Graf Fürstenberg sühnte seine Unbesonnenheit durch ehrlichen Soldatentod, aber das Heer erlitt doch eine völlige Niederlage: als Siegesbeute führten die Schweizer die „große Österreicherin von Ensisheim", ein Prachtstück der Arsenale Maximilians, hinweg. Der König, zuerst äußerst niedergeschlagen, fand seine Fassung bald wieder und seinen Trost in den Sternen. Da der von den Franzosen bedrängte Lodovico, den Beistand seines königlichen Verwandten ersehnend, durch seinen Botschafter zum Frieden raten ließ, gab Maximilian seine Rachegedanken auf. In dem Baseler Frieden (22. September 1499) versprach man sich gegenseitiges Vergeben und Vergessen: thatsächlich hatten die Schweizer gesiegt und des Reiches Rechte hatten den Eidgenossen gegenüber nicht behauptet werden können. Die Reichskriegsverfassung hatte sich als ungenügend erwiesen, das Reich als unfähig, den Abfall eines Gliedes zu verhüten. Die Franzosen endlich konnten nicht verhindert werden, sich Mailands zu bemächtigen.

1499

Lodovico Moro, der im Herbst 1499 flüchtig nach Deutschland kam, nahm sein Herzogtum, in dem sich die Franzosen bald verhaßt gemacht hatten, noch einmal ein, ward aber dann von einem Urner Verräter seinen Feinden ausgeliefert, die ihn bis zu seinem Tode — zehn Jahre lang — in Frankreich gefangen hielten.

In der Absicht, die Organisation des Reiches so umzugestalten, daß seine Wehrkraft zukünftige Erfolge gegen Frankreich verbürge, berief Maximilian 1500 zum Februar des Jahres 1500 einen Reichstag nach Augsburg, doch konnten die Verhandlungen erst am 10. April eröffnet werden. Statt durch die allgemein verhaßte Reichssteuer, gedachte man durch eine Aushebung von Truppen nach bestimmten Bevölkerungs- und Einkommensnormen die Aufstellung schlagfertiger Reichsheere zu sichern. Maximilian ging mit Freuden auf den etwas verwickelten Plan ein — schon sah er im Geist 30000 Mann kriegsbereit vor sich — und ließ sich nun für die Einrichtung des früher abgelehnten Reichsrates gewinnen, welcher die häufigen, kostspieligen und meist resultatlosen Reichstage ersetzen sollte. Die drei Kollegien, welche in den Reichsversammlungen vertreten waren, sollten in diesem aus zwanzig (bezw. zweiundzwanzig) Mitgliedern bestehenden Reichsregiment Sitz und Stimme haben: an der Spitze desselben sollte ein kaiserlicher Statthalter stehen, zu welchem Amt jetzt Friedrich der Weise von Sachsen berufen wurde. Zum Sitz der Körperschaft, die sowohl ein beratendes Kollegium, als auch in der Abwesenheit des Kaisers eine vollziehende Centralgewalt sein sollte, wurde Nürnberg erwählt. Hier sollte alljährlich einmal getagt werden; die Dauer der neuen Einrichtung wurde vorläufig auf sechs Jahre festgesetzt.

Die Zusammensetzung des Reichsregiments war im einzelnen folgende. Die Kurfürsten hatten fünf, die weltlichen und geistlichen Fürsten je sechs Vertreter, die Reichsgrafen einen, die habsburgisch-österreichischen Erblande und die habsburgischen Niederlande gleichsfalls je einen. Dazu wurden den achtzig Reichsstädten zwei Abgeordnete bewilligt und verfügt, daß Köln und Augsburg, Straßburg und Lübeck, Nürnberg und Goslar, Frankfurt und Ulm in den vier Jahressitzungen abwechselnd die Städte vertreten sollten. Endlich sollten noch sechs allgemeine Reichsräte, Ritter und Doktoren, gewählt werden: bei der Bestallung derselben griff man auf die zu Kaiser Albrechts II. Zeit vorgeschlagenen sechs Reichskreise zurück.

Die Voraussetzungen, unter denen Maximilian so große Zugeständnisse gemacht hatte, erfüllten sich nicht. Die 30000 Mann, über die der König schon zu verfügen glaubte, wurden kaum auf dem Papier aufgestellt, das Reichsregiment teilte Maximilians Kriegslust nicht; es schloß vielmehr am 13. Dezember 1500 mit Frankreich einen Waffenstillstand bis zum Juli des Jahres 1501 und war sogar nicht abgeneigt, gegen Entrichtung von 80000 Dukaten das Reichslehen Mailand Ludwig XII. als solches zu übergeben. Maximilian war über alles dies mit Recht sehr ungehalten, aber er wußte sich zu helfen: um nur die Verhandlungen des Reichsregiments mit Ludwig lahm zu legen, trat er mit diesem selbst in Verbindung und schloß am 1501 13. Oktober 1501 zu Trient ein Abkommen, demzufolge er in die Belehnung Ludwigs mit Mailand zu willigen versprach, falls Ludwig ihn auf seiner

Romfahrt unterstützen würde. Mitbestimmend hatte freilich dabei auf Maximilian gewirkt das Drängen seines Sohnes Philipp, welcher mit dem französischen König die Verlobung ihrer Kinder, der einundeinhalbjährigen Claudia mit dem noch etwas jüngeren Karl, verabredet hatte.

Trotz des äußerlichen Friedensschlusses bewahrte Maximilian gegen Frankreich und das Reichsregiment, das seine kriegerischen Absichten durchkreuzt hatte, einen nachhaltigen Groll. Überall witterte er französische Ränke: Ludwig, meinte er, habe das Reichsregiment direkt bestochen. Diesen Anschauungen entsprechend, kümmerte er sich weder um das Fortbestehen des Reichsregimentes noch des Kammergerichtes. Räte und Richter, die weder Besoldung empfingen noch irgend eine gedeihliche Thätigkeit entfalten konnten, gingen nach Hause. Maximilian war damit nicht unzufrieden, er stellte in Regensburg, ganz nach der Weise seines Vaters, ein Reichshofgericht auf, dem er selbst präsidierte. Ebenso beabsichtigte er einen Reichshofrat für die Geschäftsführung im Reiche als rein königliche Behörde einzusetzen. Seine üble Laune bekundete er am deutlichsten im Jahre 1502 zu Ulm in einem Gespräch mit den städtischen Räten. Mit aufgehobenen Fingern, berichtet der Ulmer Reichsbote, habe der König zweimal zu Gott und den Heiligen geschworen, wenn man ihm jetzt nicht folge, wolle er sein Lebtag vom Reich zu Tisch und Bett geschieden sein. Er werde dann etwas thun, das ihm niemand zutraue. 1502

Hatte nun Maximilian auch unzweifelhaft unrecht, wenn er meinte, daß Berthold von Mainz im Solde Frankreichs stehe, so war doch seine Erbitterung gegen den eifrigen Reformer wohl begreiflich. Dieser vereinigte nämlich, als der König, in offenkundigem Gegensatz zu den ständischen Bestrebungen auf die älteren Formen der Reichsverfassung zurückgreifend, von sich aus kraft Lehnsrechts die fürstlichen Vasallen zu einem Türkenfeldzuge aufbot, am 30. Juni 1502 die Kurfürstenpartei zu einer feierlichen Versammlung zu Gelnhausen; in allen wichtigen Angelegenheiten gelobten sie zusammenzuhalten und allen Neuerungen und Schmälerungen ihrer Gewalt geschlossen entgegenzutreten. Gingen sie auch nicht so weit, den König geradezu abzusetzen, wie man ihnen nachsagte, ihr Verfahren bedeutete ziemlich das gleiche. Auch kündigten sie, ohne den König zu befragen, für den ersten November eine Reichsversammlung an. Besonders bedrohlich war es, daß sich auch der Kurfürst von der Pfalz, bisher ein Gegner der Reformpartei, dieser anschloß, als der Bruch mit dem König zu nahen schien. 1502

Ein eigentümliches Geschick gab Maximilian Gelegenheit, gerade diesem neuen Feinde zu beweisen, daß er trotz aller Mißerfolge noch nichts an der Elasticität seines Geistes eingebüßt habe und auch auf zahlreiche Freunde und Anhänger rechnen dürfe. Ehe wir uns zu diesem Vorgange wenden, müssen wir von dem Erlöschen der Reformbestrebungen Kenntnis nehmen. Gescheitert waren sie bereits im Jahr 1502, gescheitert an der völligen Teilnahmlosigkeit der Nation, welche sich weit eher an den Heldenthaten eines kühnen, wenn auch etwas abenteuerlichen Führers zu erfreuen vermochte, als sich für staatsrechtliche Fragen zu begeistern. Der Ruhm eines siegreichen Königs wirft auf den geringsten Mann im Volke einen leuchtenden, beseligenden Strahl; was hatte der gemeine Mann in Stadt und Land davon, wenn die Kurfürsten oder die Stände an der Regierungsgewalt teilnahmen? Der Träger jener

Ideen, ein großer Staatsmann, und keineswegs ein schlechter Patriot, wie ihn seine Gegner damals und später gescholten haben, war seiner Zeit um Jahrhunderte voraus; verdient er Tadel, weil er einen Körper heilen wollte, der 1504 sich damals als unheilbar erwies? Am 21. Dezember 1504 starb Kurfürst Berthold, gealtert und in seinen Hoffnungen gebrochen. Und als wäre es nicht hart genug gewesen, daß der Mainzer sein eigenes Werk mißlingen sah, ward ihm vorbehalten, noch den Triumph seines Gegners zu erleben. Was kümmerte Maximilian des Kurfürsten Groll? Gab ihm doch der bayrisch-pfälzische Erbfolgestreit Gelegenheit, sein königliches Ansehen zu wahren und obendrein eine ansehnliche, bequeme Erwerbung zu machen.

Mit jenem Erbfolgestreit hatte es folgende Bewandtnis.

Herzog Georg der Reiche von Bayern-Landshut, welcher als der letzte seines Stammes ursprünglich mit seinem Vetter Albrecht von Bayern-München einen Erbvertrag geschlossen, hatte vor seinem Ende dem Gemahl seiner Tochter, dem Kurprinzen Ruprecht von der Pfalz, die Nachfolge zuzuwenden beschlossen und ihm noch bei seinem Leben Landshut und Burghausen, seinen Schatz und alles Geschütz über-1503 geben. Nach dem am 1. Dezember 1503 erfolgten Tode Georgs betrachtete sich Ruprecht als Erbe des Landes. Zu seiner Sicherung hatte er mit einigen Nachbarfürsten, auch mit den Königen von Frankreich und Böhmen, Bündnisse abgeschlossen. Herzog Albrecht aber ward bei dem König um Anerkennung seines Anrechtes vorstellig. Maximilian 1504 hörte im Februar 1504, wo er sich in Augsburg unter Lustbarkeiten aller Art vortrefflich vergnügte, den gelehrten Ausführungen der Anwälte beider Parteien anscheinend aufmerksam zu und fällte am 28. Februar den Spruch, sowohl das Testament, wie der bayrische Teilungsvertrag von 1492 seien ungültig, lediglich Billigkeitsgründe sprächen zu gunsten Albrechts: auf einem weiteren Termine werde er aber die Entschädigung bezeichnen, die er selbst für die vielen ihm vom bayrischen Hause bereiteten Mühen zu fordern habe. Diese Entschädigung war sehr beträchtlich, doch zeigte sich der Wittelsbacher nicht abgeneigt, die Bedingungen des Königs anzunehmen. Ruprecht wollte von einer Teilung nichts wissen: ehe die Verhandlungen beendet waren, besetzte er Landshut mit Gewalt (24. April) und gab dadurch Maximilian willkommenen Vorwand, den ausbrechenden Krieg als Reichskrieg zu bezeichnen. Am 28. April sprach er unter freiem Himmel zu Augsburg die Reichsacht aus über den Landfriedensbrecher Ruprecht und dessen gleich kampfesfreudige Gemahlin. Jetzt erwachte in den alten Feinden des pfälzischen Hauses die Erinnerung an die Unbill, die sie ehedem von dem „bösen Fritz“ erlitten; ihnen gesellten sich all die jungen Fürsten zu, welche im kaiserlichen Dienst Ehre, Beförderung und Gnadenerweisungen erhofften. Man erkannte auf beiden Seiten die Wichtigkeit der Sache; in Bayern und in der Pfalz wurde mit großer Erbitterung gestritten. Selbst der Tod Ruprechts, den am 20. Juli in Landshut die Ruhr dahinraffte, beendigte den Kampf nicht; seine Gemahlin setzte ihn fort. In der Schlacht bei Menzesbach, unweit Regensburg, gewann aber Maximilian, der persönlich in Lebensgefahr geriet und durch den Herzog Erich von Braunschweig gerettet wurde, einen entscheidenden Sieg (12. September). Wenige Tage später starb auch die Pfalzgräfin an der Ruhr. Dennoch kämpfte der Vater Ruprechts, Kurfürst Philipp, weiter, bis er, schwer bedrängt, im Februar 1505 um Frieden bitten mußte. Der eigentliche Friedensschluß fand aber erst auf dem Kölner 1505 Reichstage (30. Juli 1505) statt, wo der siegreiche König die Bedingungen vorschrieb. Aus den nördlich der Donau gelegenen Besitzungen des Landshuters wurde für Ruprechts Söhne ein eigenes Gebiet, die nachmalige „Oberpfalz“ gebildet. Alles übrige mit Ausnahme einiger von Maximilian beanspruchten Städte, Schlösser und Gerechtsame erhielt der bayrische Albrecht.



Maximilians Lebensgefahr in der Schlacht bei Menzesbach.
Marmorrelief von seinem Grabmal zu Innsbruck.

Eine tragische Episode aus dem letzten Teil des Krieges ist das vielfach in Liedern gefeierte Ende des tapferen Johann von Pienzenau. Er hatte die ihm anvertraute wichtige Festung Kufstein dem Pfalzgrafen überliefert und wies im Vertrauen auf seine Felsenwälle alle Aufforderungen zur Übergabe trotzig zurück. Als die kleinen Feldschlangen der Belagerer wenig Schaden anrichteten, ließ er, jenem zum Hohn, mit Besen die Stellen fegen, an welchem unbedeutende Steintrümmer zerstreut lagen. Da ließ Maximilian aus seinem Zeughause zu Innsbruck seine zwei Lieblingsgeschütze herbeischaffen, den „Purlepaus“ und den „Weckauf Österreich“. Da wurde Wall und Trotz gebrochen: die Verteidiger baten um Gnade. Aber sie ward ihnen verweigert, alle sollten als Verräter gerichtet werden, wer für sie bitte, sollte einen Backenstreich davontragen. Da blieb dem Pienzenauer nichts übrig, als mutvoll zu sterben; man brachte ihm den letzten Gnadentrunk, dann sagte er der Welt Lebewohl. Achtzehn Genossen folgten ihm in den Tod, da bat der wackere Herzog Erich, Maximilians Lebensretter, um Gnade für die andern. Dem Backenstreich entging er nicht, aber seine Bitte ward gewährt.

Seine Überlegenheit wollte nun Maximilian auf dem Kölner Reichstag gern ausnützen: jetzt schlug er ein Reichsregiment vor, das, bestehend aus einem königlichen Statthalter, einer königlichen Kanzlei und zehn ständischen Beisitzern, doch lediglich ein kaiserlicher Staatsrat mit stellvertretender Befugnis sein sollte. Nur für den Fall, daß er mit dem Rate des Reichsregiments in wichtigen Dingen nicht übereinstimme, wollte der König die Fürsten und Kurfürsten zur endgültigen Mitentscheidung heranziehen. Eine ähnliche Behörde



Holzschnitt Hans Burgmaiers aus dem Weißkunig: Pienzenau, Verteidiger der Feste Kufstein in Tirol, wird mit seinen Genossen enthauptet. Unterschrift: „Wie der weiß kunig ain sonder stark Slos mit seinem geschütz gewan."

Charakteristisch für Tracht und Bewaffnung der Landsknechte Maximilians.

sollte für die Kriegsmacht des Reiches gebildet werden, unter dem Vorsitz des Königs, dem ein Reichshauptmann und vier Marschälle zur Seite ständen. Allein die Stände lehnten ab, mit der höflichen Bemerkung, Se. Majestät habe wohl und weise regiert, es sei nicht die Meinung, ihm Beschränkungen aufzuerlegen. So war es mit diesem Teile des Reformplanes vorbei, auch

die Idee des gemeinen Pfennigs wurde aufgegeben. An die Stelle dieser Reichskriegssteuer trat die „Reichsmatrikel", d. h. die Umlage eines bestimmten Steuerbetrages auf die Fürsten, denen überlassen blieb, ob sie dies Geld durch Besteuerung ihrer Unterthanen oder aus ihrer Tasche beschaffen wollten. Endlich wurde dem König auch noch eine außerordentliche Hilfe von 1058 Mann zu Pferde und 3038 zu Fuß gegen Ungarn bewilligt, wo Maximilian die Anerkennung seines Erbfolgerechtes erzwingen wollte.

Für den Augenblick wurde diese Streitfrage gegenstandslos, da am 1. Juli 1506 dem Könige Wladislaus ein Sohn — Ludwig — geboren wurde; aber am 19. Juli gewährleisteten ungarische Abgeordnete zu Wien die habsburgischen Rechte, welche Maximilian im Jahre 1491 erworben hatte. 1506

Nun glaubte Maximilian seine italienischen Pläne wieder aufnehmen zu sollen, namentlich auch zur Römerfahrt sich anschicken zu müssen. Mehr oder weniger bedeutete dies Kampf gegen Frankreich, mit dem sich Maximilian in den letzten Jahren freundschaftlicher gestanden hatte; ja am 14. Dezember 1502 war zwischen ihm und Ludwig XII. zu Trient ein förmliches Freundschaftsbündnis geschlossen worden. Natürlich hatte der französische König dabei nur sein Interesse im Auge: er pflegte diese Freundschaft um so mehr, als er im Jahr 1503 von den Spaniern aus Neapel verdrängt wurde, welches er im Verein mit diesen erobert hatte. Dann führte der gemeinsame Groll gegen Venedig die beiden Könige und den neuen Papst, Julius II., einander näher: im Vertrage von Blois (22. September 1504) hieß es, sie seien „einig, wie eine Seele in drei Körpern". Auch der Erzherzog Philipp, der nach dem Tode seiner Schwiegermutter Isabella (26. November 1504) in einem schiefen Verhältnis zu Ferdinand von Aragonien stand, lehnte sich an Frankreich, und so schien ein neuer Vertrag zu Hagenau (5. und 7. April 1505) die Häuser Valois und Habsburg enger zu verbinden, denn je zuvor. Der Kardinal von Amboise leistete im Namen seines Herrn für Mailand den Lehnseid, die Verlobung Karls mit Claudia wurde bestätigt.

Wie hinterlistig Frankreich dabei verfuhr, zeigt der Umstand, daß schon im Oktober desselben Jahres Ludwig XII. dem vierundfünfzigjährigen König Ferdinand die Hand seiner achtzehnjährigen Nichte Germaine von Foix anbot, deren etwaigen Kindern Aragonien und Neapel zufallen sollten. Indes wurden die Berechnungen des ränkevollen Ludwig dadurch gestört, daß König Ferdinand seinem Schwiegersohne im April 1506 die Regierung Castiliens übergab. Als gar der französische König die Prinzessin Claudia mit seinem mutmaßlichen Thronfolger, dem Herzog Franz von Angoulême verlobte (Mai 1506), zerfiel das unnatürliche Bündnis in sich. Dazu kam, daß am 26. September desselben Jahres der nunmehrige König Philipp von Kastilien an den Folgen eines unvorsichtigen Trunkes starb und Maximilian die Aufgabe zufiel, seinem Enkel Karl die gesamte Erbschaft zu wahren. 1506

Das Jahr 1507 bestimmte er für seine Römerfahrt, Frankreich zum Trotz: Ludwig XII. hatte alles Mögliche gethan, um ihm Hindernisse zu bereiten, und 1507

besonders die Venetianer aufgereizt, ihm die Alpenpässe zu verlegen. Maximilian berief die Stände zum Frühling des Jahres 1507 nach Konstanz, wo sie zur Heeresfahrt gerüstet erscheinen sollten. Nicht ohne Selbstbewußtsein eröffnete er am 27. April die zahlreich besuchte Versammlung; mit Beredsamkeit setzte er den Ständen seine Pläne und seine Hoffnungen auseinander. Ein Hauch von Begeisterung ging diesmal durch die Versammlung; man vernahm tapfere Reden von deutscher Ehre und von treuem Zusammenstehen gegen alle Feinde des Reichs; man bewilligte die Reichshilfe zwar nicht in dem von Maximilian begehrten Umfange, aber doch immerhin 3000 Reiter und 9000 Mann zu Fuß. Die Schweizer, stets am Platz, wo es etwas zu verdienen gab, wollten 6000 Söldner stellen, wenn man dieselben nicht direkt gegen Frankreich verwenden wolle. Für diese „Hochherzigkeit" erhielten sie eine unverhältnismäßige Belohnung. Der König stellte in Konstanz nämlich das Kammergericht, ungefähr nach den Wormser Beschlüssen, wieder her, sprach aber die Eidgenossen förmlich von dem Reichsgerichte und damit vom Reichsverbande los. Sie hießen von nun an nicht mehr „Glieder", sondern „gehorsame Verwandte" des Reiches.

Die endgültige Festsetzung der Matrikularbeiträge des Kammergerichts stammt von diesem Reichstag. Drei Jahrhunderte lang blieben sie die hauptsächlichsten — wenngleich äußerst mangelhaften — Institutionen, in denen die Einheit des Reiches ihren Ausdruck fand.

Da auch Papst Julius II., durch das Auftreten der Franzosen beunruhigt, zur Römerfahrt mahnte, hätte ein schnelles thatkräftiges Vorgehen wohl auch ein günstiges Resultat zur Folge gehabt. Aber der Reichstag dauerte bis in den August, französische Agenten schwächten den ersten Eindruck der königlichen Mahnungen, die Reichstruppen zogen langsam herbei, die Matrikularbeiträge gingen spärlich ein, die Schweizer zögerten und blieben schließlich aus, als sie von Maximilians Geldmangel hörten, die Venetianer hielten die Pässe besetzt. So erschien er mit einem recht mäßigen Heere erst in den ersten Tagen des Februar 1508 in Trient, wo der Sammelplatz sein sollte. Hier überzeugte er sich, daß niemand seine Anwesenheit in Italien wünsche, selbst der Papst sagte ab, „da bei dem bevorstehenden Kampfe leicht zu viel Christenblut vergossen werden könne". Die weitere Andeutung, daß zur Führung des Kaisertitels ein Römerzug nicht unbedingt erforderlich sei, beherzigte Maximilian sofort. Am 4. Februar nahm er den Titel eines „erwählten römischen Kaisers" feierlich an, welches Beispiel die späteren befolgt haben. Dem Papst zeigte er den Vorgang an; Julius II. fand nichts dagegen einzuwenden, zufrieden, daß die Heeresfahrt nach Rom unterblieb.

1508

Der neue Kaiser begab sich nach Deutschland, um seine Rüstungen zu ergänzen, sein Heer sollte die Venetianer züchtigen. Aber diese behielten überall die Oberhand und erlangten einen Waffenstillstand auf drei Jahre. So war das italienische Unternehmen des Kaisers nach allen Richtungen gescheitert.

Es ist begreiflich, daß die Reichsstände, über diesen Mißerfolg ungehalten, jetzt wenig Neigung zu weiteren Bewilligungen empfanden und auch für die

Zukunft von derartigen Unternehmungen nichts wissen wollten. So schlugen sie im folgenden Jahre zu **Worms** alle Gesuche des Kaisers rundweg ab; zu **Augsburg** im Jahre 1510 versuchte Maximilian vergeblich durch glanzvolles 1510 Auftreten den Ständen zu imponieren; nur die glänzende Beredsamkeit des französischen Gesandten verschaffte ihm eine Hilfe von 6000 Mann zu Fuß und 1800 Reitern; auf dem in **Trier** begonnenen, in **Köln** fortgesetzten Reichstage des Jahres 1512 erhielt er statt der verdoppelten Matrikel und 1512 einer Kriegshilfe nur einen höchst geschmälerten „gemeinen Pfennig" bewilligt. Nur von 4000 Gulden wollte man je einen geben und die Fürsten außerdem ihr Kammergut ausgenommen wissen.

Alle diese Hilfsgesuche hängen mit Maximilians **italienischen Unternehmungen** zusammen, die hier nur in ganz allgemeinen Umrissen skizziert werden können. Denn sie gehören mehr der europäischen, als der deutschen Geschichte an und haben mit dem Wohl und Wehe der deutschen Nation wenig zu thun; höchstens daß Maximilian durch jene Dinge an einer konsequenten und erfolgreichen Thätigkeit für Deutschland gehindert wurde.

Die **Verhältnisse Italiens** sind insofern verwickelt, als sich damals drei auswärtige Mächte, Spanien, Frankreich und das deutsche Reich, um den dominierenden Einfluß dort stritten, während zwei Herrschergewalten, die Signoria von Venedig und Papst Julius II., gleichfalls um die Führerschaft ringen. Eine Reihe von Stellungen und Gegenstellungen geht daraus hervor, daß die auswärtigen Mächte darauf angewiesen sind, sich mit Venedig oder dem Papst zu verbinden, welche letztere gleichfalls der Bundesgenossen nicht entbehren können. An und für sich würde Julius II., ein durch und durch national gesinnter Fürst, es am liebsten gesehen haben, daß alle Fremden aus Italien verdrängt würden; er haßte die Franzosen insbesondere und ist mit einem Fluche gegen sie gestorben: aber die Entfernung der Fremdlinge hätte er nur im Verein mit Venedig durchsetzen können, dessen Nebenbuhlerschaft er bekämpfte. Dadurch, daß auch kleinere Fürsten, wie Herzog Alfons von Ferrara, in diesem Drama eine nicht unbedeutende Rolle spielen, im letzten Akt auch die Schweizer als Kämpfer für die Rechte des jungen Maximilian Sforza in den Vordergrund treten, wird der Schauplatz höchst belebt und die Übersicht außerordentlich erschwert.

Zuerst fielen Papst und Kaiser, sowie die Könige von Spanien und Frankreich, welche alle Maximilians staatskluge Tochter **Margarete** — ihr hatte der Vater nach dem Tode seines Sohnes Philipp mit Einwilligung der Stände am 22. April 1507 die Regierung der Niederlande übergeben, und sie hatte in der richtigen Erkenntnis, daß für das Gedeihen ihrer Lande ein gutes Verhältnis mit dem stets unruhigen französischen Nachbar eine unabweisbare Voraussetzung sei, alsbald mit Erfolg auf eine Verständigung zwischen dem Kaiser und dem französischen Volke hingearbeitet — durch die **Liga von Cambrai** (1508) einte, über Venedig her, dessen ganzen Landbesitz man aufteilen wollte. Nachdem Venedigs Feldherrn, der Zauderer Pitigliano und der Heißsporn Alviano, bei Agnadello oder Ghiradadda am 14. Mai 1509 geschlagen waren, begannen für Venedig schlimme Tage, und die Republik war einen Augenblick geneigt, durch große Abtretungen einen Sonderfrieden mit Maximilian zu erkaufen. Dieser wies die Vorschläge zurück, war aber nicht im stande, die Eroberungen des Sommers zu behaupten. Da Papst Julius schon im Februar 1510 sich mit Venedig verständigte, auch Ferdinand von Aragonien nicht länger den Franzosen in die Hände arbeiten wollte, blieben als einzige Mitglieder der Liga von Cambrai nur noch Ludwig XII. und Maximilian übrig. Diese schlossen sich nun eng aneinander (Vertrag von Blois 17. November 1510), und Maximilian

begünstigte Ludwigs Absicht, ein Konzil zu berufen und den Papst abzusetzen. Dieser aber nebst Venedig und König Ferdinand schloß gegen den ehemaligen Bundesgenossen eine zweite „heilige" Liga. Das Konzil kam in Pisa wirklich zusammen, ehe es aber daran ging, Julius II. abzusetzen, faßte Maximilian den für ihn charakteristischen, aber immerhin höchst abenteuerlichen Plan, sich selbst zum Papst wählen zu lassen und dadurch eine Reihe von Schwierigkeiten zu beseitigen. Es ist keine Frage, daß er es damit ganz ernst meinte. Der Papst war seit dem August 1511 lebensgefährlich krank, der Kaiser war Witwer, und durch Bestechungen gedachte er, die Majorität der Kardinäle für sich zu gewinnen. Schon unterzeichnete er sich (18. September) in einem Briefe an seine Tochter Margarete als „zukünftiger Papst" — aber sein treuer Paul von Lichtenstein vermochte das zu den Bestechungen nötige Geld (300 000 Goldgulden) nicht aufzubringen, und Papst Julius genas.

Aus dieser Epoche der italienischen Kämpfe stammt noch ein zweiter wichtiger und nicht so abenteuerlicher Plan des Kaisers. Im Jahre 1510 erbat er sich von einem aufgeklärten Straßburger Theologen, Jakob Wimpfeling, ein Gutachten darüber, wie es zu machen wäre, daß die deutsche Kirche, in ähnlicher Weise wie die französische, eine vom römischen Stuhl unabhängigere Stellung gewänne. Der Theologe riet zur Vorsicht; Maximilian ließ den Plan fallen, dessen Ausführung von unberechenbaren Folgen hätte sein können.

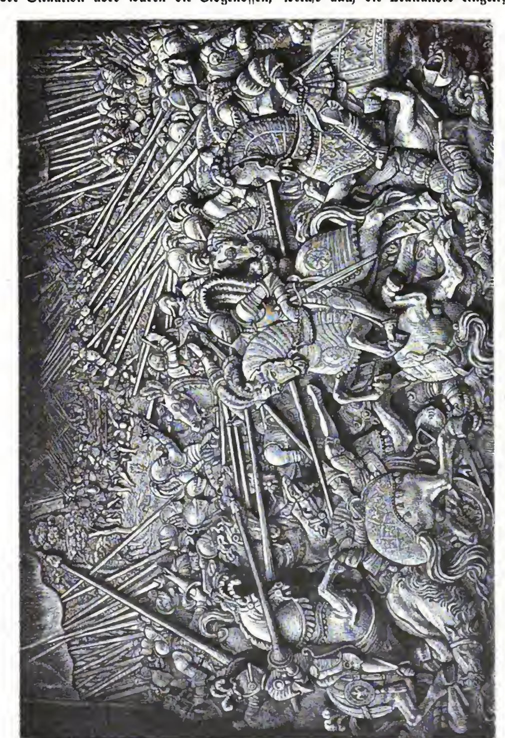
Das Pisaner Konzil nahm ein klägliches Ende, die Ligisten warben für den Papst 16 000 Schweizer an und suchten Maximilian zu sich herüberzuziehen und ihn mit Venedig auszusöhnen. Im Frühling des Jahres 1512 (11. April) kämpfte der Kaiser zwar noch

1512



Maximilians Zusammenkunft mit Heinrich VIII. von England.
Marmorrelief am Maximiliansdenkmal in Innsbruck.

bei Ravenna an der Seite der Franzosen, dann aber näherte er sich den Ligisten und schloß mit Venedig einen zehnmonatlichen Waffenstillstand; über einen Ausgleich der gegenseitigen Ansprüche hatte man sich aber noch nicht einigen können. Die eigentlichen Herren der Situation aber waren die Eidgenossen, welche auch die Mailänder Angelegenheit in



Maximilians (und Heinrichs VIII. von England) Sieg über die Franzosen bei Guinegate.
Marmorrelief am Denkmal Maximilians in der Hofkirche zu Innsbruck.

einer dem Kaiser ungünstigen Weise entschieden. Maximilian und Ferdinand hätten gern einem ihrer Enkel dies Herzogtum zugewendet, womit weder Papst noch die Signoria zufrieden war; im Verein mit den Eidgenossen setzten sie durch, daß Maximilian Sforza zu Ende Dezember des Jahres 1512 in Mailand einziehen durfte.

Schon vorher aber hatten sich der Papst und Venedig veruneinigt; Julius II. und Maximilian verbündeten sich (30. November 1512) gegen die Signoria, welche sich nunmehr Frankreich näherte und mit Ludwig XII. am 23. März zu Blois eine Allianz schloß. Papst Julius II. starb zwar (am 20. Februar), ohne seine Hoffnungen verwirklicht zu sehen, aber sein Nachfolger, der verhältnismäßig junge, von den nationalgesinnten Kardinälen gewählte Leo X., hielt vorläufig an der Politik seines Vorgängers fest. Die Franzosen wurden, als sie dem jungen Sforza sein Herzogtum noch einmal streitig machen wollten, am 6. Juni 1513 **bei Novara vollständig geschlagen und mußten Italien für den Augenblick** räumen. Inzwischen **hatte** sich Maximilian **mit** Heinrich VIII. von England verbündet (5. April); **der König ließ durch** seine **Befehlshaber Terouenne belagern, während er selbst in Calais weilte. Am 4. August bezog er ein Lager, wo Maximilian mit 4000 Pferden zu ihm** stieß. Als englischer „Freiwilliger“ — er ließ sich eine tägliche Löhnung von 100 Kronen zahlen — errang er am 16. August bei Guinegate einen glänzenden Sieg. An derselben Stelle, wo er vor vierunddreißig Jahren seinen Heldenmut bewiesen, jagte er die Feinde in die Flucht: „die Sporenschlacht“ nannte man sie, weil die Franzosen daselbst mehr von ihren Sporen als von ihren Schwertern Gebrauch machten. Da auch Frankreichs Verbündete, die Venetianer, am 17. Oktober bei Vicenza unterlagen, mußte Ludwig XII. es noch als eine Gunst ansehen, daß (am

1513

Götz von Berlichingens Reliefbildnis auf seinem Grabsteine zu Kloster Schönthal.

„Und er warthet alhie einer fröllichen Auferstheung.“

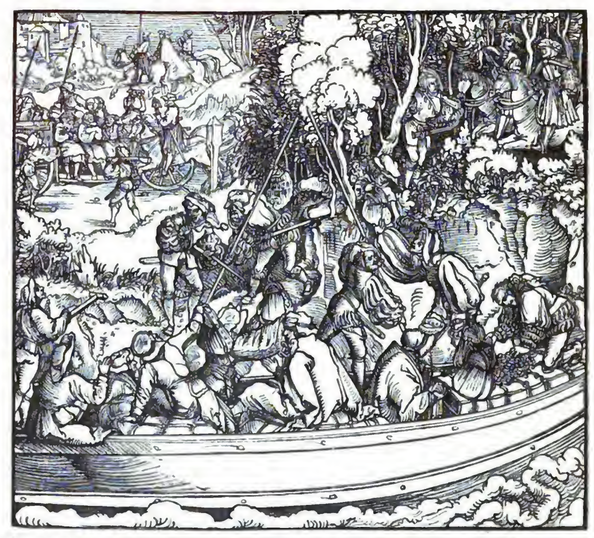
1. Dezember) eine Verlobung zwischen einem Enkel Maximilians und seiner eigenen Tochter Renée geschlossen wurde, welche Mailand und Genua als Mitgift bekommen sollte. Einen Abschluß erreichten die italienischen Dinge im Jahr 1513 noch nicht: den Ausgang dieser Bestrebungen und Gegenbestrebungen werden wir weiterhin zu beschreiben haben. 1513

Während der italienischen Heerzüge hatte Maximilian, wie erwähnt, nur selten und nur mäßige Kriegshilfen von den deutschen Ständen erlangt; für den arg geschmälerten „gemeinen Pfennig", den man im Jahr 1512 bewilligte, wurden aber auch von seiten des Reiches Reformen gefordert, denn die Handhabung des Landfriedens, die Vollziehung der Urteile des Kammergerichtes ließen noch viel zu wünschen übrig. Um eine Vollziehungsgewalt zu schaffen, nahm man Albrechts II. Plan, das Reich in sechs Kreise zu teilen, wieder auf, fügte aber zu den früher bestimmten Kreisen noch vier hinzu, den niederrheinischen, den kurrheinischen, den österreichischen und den burgundischen.

Die ersten sechs waren: der schwäbische, bayrische, fränkische, obersächsische, niedersächsische und westfälische.

In jedem Kreise sollte ein Hauptmann den Landfrieden handhaben; über die Art ihrer Ernennung stritt man lange: der Kaiser wollte sie erwählen oder mindestens bestätigen, auch einen Oberhauptmann nebst acht Räten einsetzen, der seinen Sitz am Hofe haben sollte. Die Räte ließ man sich endlich gefallen, den obersten Hauptmann aber nicht; die Ernennung der Hauptleute mußte Maximilian den Kreisständen überlassen. Zufrieden war mit den Beschlüssen niemand, sie wurden auch erst auf dem Wormser Reichstage vom Jahr 1521 erneuert und dann zur Ausführung gebracht.

Auf dem Kölner Reichstag sprach Maximilian auch über den berühmten Götz von Berlichingen des Reiches Acht aus. Für die Kenntnis von der allgemeinen Unsicherheit, die trotz aller Landfriedensgesetze den Verkehr hemmte und schädigte, sind die Denkwürdigkeiten, welche jener Ritter (geb. zu Jagsthausen 1481, geb. 1562 zu Hornberg) im höheren Alter niederschrieb, von unschätzbarem Wert. Das Raubrittertum erscheint hier in ganz eigener Beleuchtung. Götz hält es für sein angestammtes Recht, Warenzüge auszuplündern, reiche Geldsendungen abzufangen, zahlungsfähige Personen in seine Gewalt zu bringen. Es gilt ihm gleich, ob er Nürnberger „Ballenbinder" ausraubt oder dem Bischof von Mainz seine Palliengelder abnimmt, einen Grafen von Waldeck fängt er ein, schleppt den alten Herrn von einem Raubnest zum andern, kümmert sich gar wenig um die Fürbitten seiner Standesgenossen, die ihm vorstellen, daß der Gefangene ein rechter „Reutervater" sei, und läßt ihn erst gegen ein unmäßiges Lösegeld frei, von dem er nicht den kleinsten Teil stunden will. Als er sich in einer andern Fehde durch den Kaiser zu Zugeständnissen bewegen läßt, beschwert er sich über den Schaden, den ihm Kais. Majestät zugefügt: 200000 Gulden habe er auf diese Weise eingebüßt. Noch im hohen Alter beklagte er sich bitter darüber, wie viele gewinnversprechende Anschläge ihm durch „liederliche, heillose Leute verwahrlost seien". So wenig sah er die Unrechtmäßigkeit seiner früheren Stegreifritte ein, die er mit größtem Behagen und nicht ohne Humor erzählt. Verhilft er gelegentlich einem Bedrückten, wie dem Stuttgarter Schneider Hans Sindelfinger, zu seinem Recht, da ihm die Kölner den versprochenen Schützenpreis nicht zahlen wollen, so leitet ihn dabei in erster Linie sein Haß gegen die Städter, in zweiter sein Wunsch, bei solchem Anlaß auch für sich ein Sümmchen herauszuschlagen. Von der eigentümlichen Rolle, die ihm im Bauernkriege (1525) aufgedrängt wurde, wird später die Rede sein.



Ausplünderung und Wegschleppung von Reisenden durch Stegreifritter. (Die Wegelagerer, deren berittene, mit Armbrüsten b wehrte Anführer im Walde sichtbar sind, haben ein Flußschiff angehalten und plündern es. Im Hintergrunde wird ein Reisender zwischen zwei Rittern weggeführt. Im Mittelgrunde wird ein Wagen angehalten.) Aus dem „Trostspiegel", einer Übersetzung von Petrarcas „de remediis utriusque fortunae" mit Holzschnitt-illustrationen von Hans Schäuffelin; diese, um 1520 gezeichnet, sind die reichhaltigste Quelle für Anschauung des Lebens dieser Zeit in den verschiedensten Lagen.

Wie bei seinem Vater, sind auch bei Maximilian hervorragende Erfolge weniger in der Verwaltung des Reiches zu verzeichnen, als in den Unternehmungen, welche die Erweiterung der habsburgischen Macht bezweckten. Der von Friedrich III. entworfene und seitdem nie wieder aufgegebene Plan, auch das ungarische Königreich sich durch Heiratsbündnisse für die Zukunft zu sichern, verwirklichte sich im Jahre 1515. Dem Projekt einer Wechselheirat zwischen Maximilians Enkelkindern und den Kindern des Königs Wladislaus war namentlich der Bruder des letzteren, König Siegmund von Polen, abhold; aber Maximilian wußte ihn gefügig zu machen. Mit dem Zaren Wasiliei Iwanovic, dem Nachfolger des Begründers der russischen Herrschaft (Iwan I., † 1505), schloß er am 9. August 1514 zu Gmunden ein Trutz- und Schutzbündnis, dessen Spitze natürlich gegen Polen gerichtet war; auch den Deutschen

1515

1514

Orden begünstigte Maximilian. Da gab Siegmund seinen Widerstand auf, im Mai 1515 wurden zu Preßburg die Ehepakten festgestellt, dann begaben 1515 sich die beiden Jagellonen zum Kaiser nach Wien, wo unter Festen und bei allerlei Frohsinn die Verträge vollzogen und am 28. Juli öffentlich verkündigt wurden. Der ungarische Thronfolger Ludwig wurde mit Maximilians Enkelin Maria — formell — vermählt; der Erzherzog Ferdinand oder Karl sollte als Gemahl der Prinzessin Anna von Ungarn gelten, vorausgesetzt, daß die Verlobung mit Renée von Frankreich gelöst werde; geschähe das nicht, so sollte der nicht mehr ganz jugendliche Kaiser das dreizehnjährige Kind heiraten.

Im Juli des nächsten Jahres konnte Maximilian auf Annas Hand zu gunsten seines Enkels Ferdinand endgültig verzichten. — Selbstverständlich war mit jenen Heiraten ein gegenseitiger Erbfolgevertrag verbunden.

Zog schon die ungarische Erbfolgefrage den Kaiser von Italien ab, so trat für ihn der Kampf gegen Venedig und die Franzosen vollends in die zweite Linie zurück, nachdem am 24. Januar 1516 König Ferdinand von Aragonien gestorben und der 1516 habsburgische Karl ihm gefolgt war. Jetzt galten alle Bestrebungen, alle Gedanken Maximilians der Universalmonarchie und der Kaiserwahl seines Enkels. Freilich durfte er den Kampf in Italien nicht ohne weiteres aufgeben. Denn nach dem Tode Ludwigs XII. war sein Nachfolger, der feurige, thatenlustige Franz I., mit einem gewaltigen Heere daselbst erschienen und hatte die Ligisten und die Schweizer in der zweitägigen Riesenschlacht von Marignano (13. und 14. September 1515) aufs Haupt geschlagen. Maxi- 1515 milian Sforza trat Mailand gegen eine französische Pension dem Sieger ab, Leo X. verständigte sich mit ihm. Durch diesen Sieg erhielt Venedig, welches bisher von der Liga nicht ganz ohne Erfolg bekämpft worden war, die Freiheit der Bewegung wieder; unerschüttert stand die Signoria da.

Da hielt es Maximilian für angezeigt, noch einen letzten Versuch zu wagen. Die Söldner, welche er mit spanischem und englischem Gelde zusammenbrachte, eroberten Peschiera, Lodi ward mit Sturm genommen, die Adda überschritten (23. März 1516), 1516 Mailand bedroht. Aber der Kaiser schöpfte Verdacht gegen seine schweizer Mietstruppen, welche gegen ihre im französischen Solde stehenden Landsleute schwerlich gekämpft haben würden; er entließ sie, ebenso die spanischen und italienischen Söldner, und zog nach Verona zurück. Das mißglückte Unternehmen erzeugte auch bei den deutschen Truppen eine gefährliche Mißstimmung, welche bei dem weiteren Rückzuge von Verona zur offenen Meuterei wurde. Umsonst wandte sich Maximilian an das nationale Ehrgefühl der Empörer: sie sollten zeigen, daß sie nicht Schweizer, sondern Landsknechte seien. Der Kaiser wandte sich unmutig nach Tirol, Verona wenigstens hielt sich.

Zwar schloß Maximilian im Oktober des Jahres 1516 noch ein neues Bündnis mit England und Leo X., aber da sein eigener Enkel, Karl, der seit seiner Mündigkeit an Stelle seiner Tante Margarete die Regierung der Niederlande führte, schon vorher sich mit Frankreich verständigt hatte (im Frieden von Noyon, 13. August), gab der Kaiser den nutzlosen Kampf auf. Den Streit mit Frankreich beendigte der Brüsseler Frieden (4. Dezember 1516); mit Venedig wurde Waffenruhe geschlossen und dann an der Feststellung der gegenseitigen Grenzen gearbeitet. Den vollständigen Abschluß erlebte der Kaiser nicht mehr: er mußte Verona zurückgeben und behielt nur Roveredo und seine Eroberungen in Friaul, sowie Gradisca. Dies war das unbedeutende Resultat eines so langwierigen Krieges.

In Deutschland sah es seit dem Trier-Kölner Reichstage traurig aus. Die Unordnungen waren unerträglich, die Gewaltthaten unternehmender Führer,



Belagerung einer Stadt unter Maximilian.
Aus dem Triumphbogen Maximilians, großes Holzschnittwerk Dürers.

wie z. B. die dauernde Fehde des Reichsritters Franz von Sickingen mit Worms und Speier, zeigten nur zu deutlich, wie wenig alle Landfriedensgesetze und das Kammergericht gefruchtet hatten. Als das einzige Mittel, diesen Zuständen abzuhelfen, verlangten die kaiserlichen Kommissarien auf einem 1517 Reichstage, der nach fünfjähriger Unterbrechung im Juli 1517 zu Mainz eröffnet wurde, eine reichlichere militärische Hilfe als bisher. Man war nicht

geneigt darauf einzugehen, sondern setzte einen Ausschuß nieder, der alle Unruhen in Güte dämpfen und über die Ursachen der Mißstände beraten sollte. Das geschah denn auch, obgleich die kaiserlichen Kommissarien nichts davon wissen wollten. Merkwürdig genug: die hauptsächlichsten Beschwerden wandten sich gerade gegen das Kammergericht, auf dessen Gründung man früher so hartnäckig bestanden hatte. Man klagte, daß es mit untüchtigen Mitgliedern besetzt und sein Verfahren zu schleppend sei; daß es den Gang andrer Gerichte hemme und doch die Ausführung seiner eigenen Urteile nicht bewirken könne. Auch gegen Rom, das immer neue Lasten ersinne, wurden Vorwürfe laut. Zu diesen allgemeinen Beschwerden gesellten sich zahllose Einzelklagen, namentlich von seiten der Städte. Rat zu schaffen wußte niemand, aber an den Kaiser wendeten sich die Stände und beschworen ihn, um Gottes und der Gerechtigkeit willen, zum Nutzen des Reiches und der Christenheit auf Abhilfe zu denken.

Aber ganz andre Dinge lagen dem Kaiser am Herzen: trotz seiner schlimmen Erfahrungen in Italien verzichtete er auch im höheren Alter nicht auf großartige Unternehmungen. Von Jugend auf war sein Lieblingsgedanke, nach Bezwingung seiner andern Feinde die osmanische Macht zu brechen. Während in den letzten Jahren nur das zunächst interessierte Ungarn ein allgemeineres Unternehmen gegen die Türken verlangt hatte, schien es jetzt durch das Zusammenwirken mehrerer Fürsten ausgeführt werden zu sollen. Auch Franz I. war für den Plan begeistert; der Papst, welcher von dem nahenden Sturm auf kirchlichem Gebiete eine Vorahnung hatte, wünschte die Erregung der Geister nach außen abzulenken. Auf einem Kongreß zu Cambrai im Anfang des Jahres 1517 tauschten Franz I. und Maximilian ihre Entwürfe aus. Der Kaiser plante einen dreijährigen Feldzug unter seiner Leitung: in Afrika sollte der Anfang gemacht werden, die Einnahme Konstantinopels das glorreiche Ende des Unternehmens bilden. Der Papst ließ, um das Feuer der Begeisterung noch mehr anzufachen, einen allgemeinen Türkenkrieg durch ein Laterankonzil (6. März 1517) beschließen, einen Kriegsplan entwerfen und die voraussichtlichen Kosten berechnen, welche er durch allgemeine Besteuerung der Stände aufgebracht wissen wollte. In diesem römischen Entwurf war aber dem französischen Könige eine Rolle zugedacht, auf die Maximilian nicht ohne Eifersucht blickte.

1517

Für Deutschland war die Zeit der Kreuzzüge vorbei, obgleich es gerade eine kirchliche Frage war, welche die Gemüter augenblicklich aufs lebhafteste beschäftigte. Am 31. Oktober 1517 hatte Luther gegen den Mißbrauch des Ablasses einen öffentlichen Angriff gemacht; gegen Rom selbst, nicht gegen die Ungläubigen, wälzte sich die breite erregte Strömung.

Allerdings stand Maximilian mit seinem Kreuzzugsplan nicht ganz vereinsamt im Reiche da. Der bessere Teil der Reichsritterschaft, die sich nach Thaten sehnte und nur aus Mangel an edleren oder nutzbringenden Aufgaben jenen kleinlichen, unheilvollen Fehden oblag, ergriff den kaiserlichen Gedanken mit Begeisterung. Ulrich von Hutten,



Ulrich von Hutten. Kohlezeichnung im königl. Kupferstichkabinett zu Berlin angeblich von Albrecht Dürer.

1518 den freilich seine humanistische Bildung von der Mehrzahl seiner Standesgenossen erheblich schied, erließ im Frühling des Jahres 1518 im Sinne des Türkenzuges ein begeistertes Rundschreiben an die deutschen Fürsten. Dem Kaiser, der seit dreißig Jahren rastlos für das Wohl des Reiches sorge und von dem Ertrage seiner Erbländer die Kosten seiner aufopferungsvollen Thätigkeit bestreite, hielt er eine schwungvolle Lobrede, die deutsche Zerfahrenheit, die Unbotmäßigkeit der Fürsten geißelte er aufs schärfste. „Freiheit nennen wir," rief er, „um das Reich sich nicht kümmern, dem Kaiser nicht gehorchen und sich ungestraft alles erlauben." Indes hatte Hutten doch mehr die Einigung und Befriedung seiner Nation — bei einem großartigen Unternehmen — als den Türkenkrieg selbst im Auge. Auch richtete sich der Schluß seiner Mahnung, wahrlich bezeichnend genug, gegen Rom, von dem nicht geringere Gefahr drohe, als von Asien her; und dabei hatte Hutten dazumal das Auftreten Luthers in seiner vollen Bedeutung noch gar nicht erkannt.

In letzterer Hinsicht erging es dem Kaiser ebenso; der Gedanke einer Opposition gegen den Papst war ihm nicht fremd, und er soll dem Kurfürsten von Sachsen gesagt haben, er möge den kühnen Mönch wohl bewahren, vielleicht könne man ihn dereinst gegen Rom brauchen. Daß aber dies Auftreten jenes Mönches von augenblicklicher, durchschlagender Wirkung sein werde, ahnte Maximilian nicht. Vor allem lag ihm auch jetzt sehr viel an der Einigkeit mit dem Papste: nicht nur das Gelingen des Kreuzzuges, für den sich der Kaiser allerdings mit jugendlicher Glut erwärmte, hing von diesem guten Einvernehmen ab, Maximilian knüpfte daran auch noch andre Hoffnungen, besonders hinsichtlich der Erbfolge seines Enkels Karl. Wenn es gelang, auf dem Reichstage, den er für das Jahr 1518 nach Augsburg berief, im Drange der allgemeinen Begeisterung den Enkel zum römischen König krönen zu lassen, dann war der Kreuzzugsplan ein wahrhaft segensreicher Gedanke!

1518 Nachdem der Papst am 13. März 1518 den Kreuzzug und einen fünfjährigen Gottesfrieden verkündigt hatte, erschien der Kaiser zu Ende Juni in Augsburg, später sammelten sich die Fürsten, auch ein päpstlicher Legat traf ein. Es war Thomas de Vio, Kardinal von Gaëta (Cajetanus), der auch den vorwitzigen Wittenberger Mönch verhören sollte. Dem Kaiser überbrachte er einen vom Papst geweihten Hut und Degen. Aber auf den Antrag einer allgemeinen Türkensteuer antworteten die Stände mit den „alten Beschwerden der deutschen Nation". Offen griff man das habsüchtige römische Wesen an, ein allgemeiner Sturm gegen die Kurie brach los; die kaiserliche Vorlage ward am 27. August abgelehnt.

Dagegen gelang es dem Kaiser fast, die Nachfolge Karls zu sichern. Teils aus eigennützigen Motiven, teils aus sachlichen Gründen war ein Teil der Kurfürsten bisher gegen den Plan gewesen. Friedrich der Weise von Sachsen



Reiterbild Maximilians aus dem Theuerdank. (Auszug gegen die Feinde der Christenheit.)

war verstimmt, weil der Kaiser das erledigte Herzogtum Jülich=Berg dem Herzog von Kleve gegeben, außerdem aber hielt er es für wenig heilbringend, wenn der König von Spanien in Deutschland herrschen sollte. Andre Kurfürsten waren stark von Frankreich beeinflußt, welches seit zwei Jahren unermüdlich daran gearbeitet hatte, die spanische Erbfolge zu verhindern. Jetzt aber blieb nur Friedrich im Widerstande fest; fünf Kurfürsten wurden durch Verheißungen bewogen, das Wahlversprechen zu unterzeichnen (27. August). Dagegen ließ der Papst, vielleicht enttäuscht über den Mißerfolg der Kreuzzugs=

idee, trotz früherer Versprechungen den Kaiser in diesem Punkte völlig im Stich. Maximilian klagte: „Nun ist der Papst auch noch zu einem Bösewicht an mir geworden, und ich kann sagen, daß mir kein Papst, so lange ich gelebt, je Treue gehalten hat. Ich hoffe, so Gott will, dieser soll der letzte sein."

Enttäuscht, krank und lebensmüde verließ Maximilian am 28. September Augsburg. Ahnungsvoll rief er unterwegs der geliebten Stadt den Abschiedsgruß zu: „Segne dich Gott, du liebes Augsburg, und alle frommen Bürger darin! Wohl haben wir manchesmal guten Mut in dir gehabt, nun werden wir dich niemals wiedersehen."

Wenige Tage nach seiner Abreise traf Luther in Augsburg ein. Maximilian hatte noch vorher den päpstlichen Legaten um mildes Verfahren gegen den gelehrten Professor gebeten.

Ungeachtet dieser trüben Ahnung hatte Maximilian die Absicht, im nächsten Frühjahr die Wahlangelegenheit auf einem Reichstag in Frankfurt von neuem zu betreiben. Er wollte inzwischen in der frischen Gebirgsluft seiner Heimat genesen und begab sich zunächst nach Tirol. In Innsbruck harrte seiner eine schwere Kränkung. Die Bürgerschaft, welche vom vorigen Jahre her noch eine Forderung von 24 000 Gulden an ihn hatte, verweigerte seinem Gefolge die Unterkunft; Wagen und Pferde mußten obdachlos im Freien stehen bleiben. Tief verletzt wandte sich Maximilian nach Österreich, versuchte es mit der Jagd und kleinen Hausmitteln, die er sich gelegentlich selbst verordnete. Zu Wels an der Donau ergriff ihn im Dezember 1518 todbringendes Fieber, man ließ Ärzte aus Wien kommen: bald bedurfte er des Beichtvaters, und freundlich begrüßte Maximilian den Karthäuser Gregor Resch, der „ihm den Weg zur Seligkeit weisen sollte". Am 20. Dezember 1518 hatte er sein Testament gemacht, den Rest seiner Tage benutzte er zur Vorbereitung auf den ernsten, letzten Weg. Am 11. Januar 1519 endete der **Tod** sein thatenreiches Leben: der Kaiser hatte das sechzigste Jahr nicht erreicht.

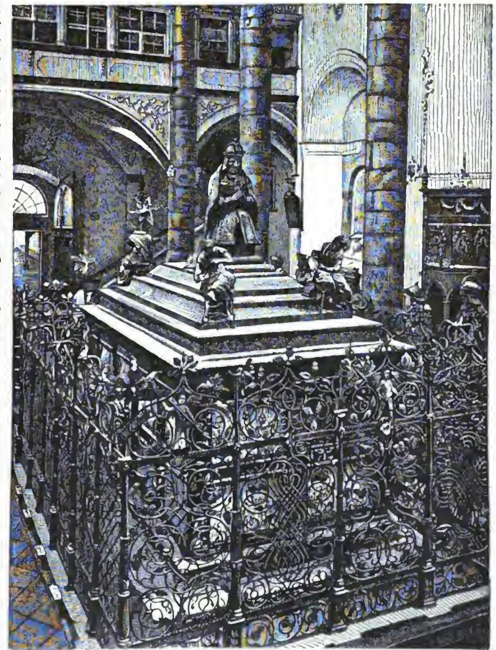
1518

1519

Seine Leiche wurde nach Wien gebracht: nach einer Totenfeier im Stephansdome ward Maximilian seinem letzten Willen gemäß neben der vielgeliebten, frühvollendeten Mutter zu Wienerisch-Neustadt beigesetzt. Das meisterhafte **Grabdenkmal**, welches dem Kaiser nach seinen eigenen Entwürfen in der Hofkirche zu Innsbruck errichtet wurde, giebt erwünschten Anlaß, die Persönlichkeit und Eigenart dieses Herrschers noch von einem andern Standpunkte aus, als dem politischen, zu betrachten.

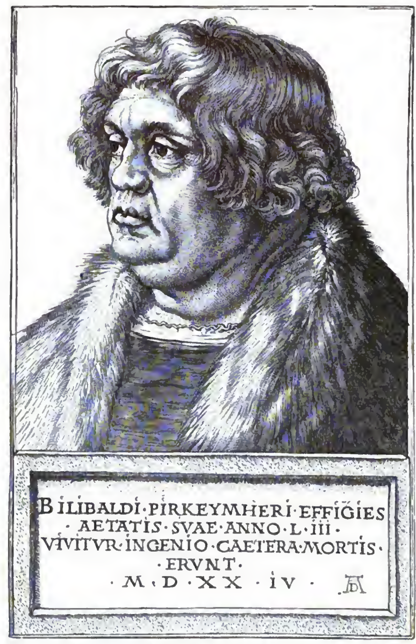
In der Mitte des Hauptschiffs der Kirche erhebt sich der kolossale Marmorsarkophag, auf welchem Maximilian, im Kaiserornat, betend, von den vier Kardinaltugenden umgeben, dargestellt ist. Auf den Seitenflächen des Sarkophags sieht man vierundzwanzig Tafeln aus carrarischem Marmor, auf welchen in feinster Arbeit die Thaten des Kaisers abgebildet sind. Rings herum stehen achtundzwanzig kolossale Statuen aus Erz, Bildnisse kaiserlicher Vorfahren und Verwandter des Hauses Habsburg. Den bedeutendsten Kunstwert haben die Statuen des Königs Arthur von England und des Ostgotenkönigs Theodorich, beide hervorgegangen aus der Werkstätte des genialen Erzgießers **Peter Vischer** in Nürnberg. Der Plan zu diesem Grabdenkmal war vom Kaiser im Verein mit seinem gelehrten Freunde **Peutinger** entworfen und die Ausführung im Jahr 1508 begonnen worden, aber erst im Jahr 1566 gelangte das Werk zur Vollendung.

Es ist im Eingange der Lebensbeschreibung Maximilians erwähnt worden, daß dieser Fürst höheren, edlen Eindrücken in besonderer Weise zugänglich war: er empfand das Bedürfnis, mit den Männern der **Wissenschaften und Künste** in regem Verkehr zu stehen;



Maximilians Denkmal in der Hofkirche zu Innsbruck.

er zog sie an seinen Hof, er suchte sie selber auf, er ermunterte sie zu den Schöpfungen, die an ihm ihren eifrigsten Bewunderer fanden. Wenn die Bezeichnung Maximilians als des „letzten Ritters" schon aus vielen andern Gründen nicht zutreffend ist, so ist sie ganz besonders von diesem Standpunkte aus zu verwerfen. Das ersterbende Rittertum des XV. Jahrhunderts hat mit der Pflege geistiger Güter wenig zu thun, und selbst in der Blütezeit des Ritterwesens unter den Hohenstaufen hat es derartige Verdienste höchstens auf dem Gebiete der Dichtkunst aufzuweisen. Als Beförderer der Künste und Wissenschaften erscheint Maximilian weit mehr als das Kind der neueren regsamen Zeit, die ihre Anregungen von andrer Seite bekam als vorher. Namentlich die Wissenschaft erhob selbständiger und selbstbewußter ihr Haupt, umweht von dem warmen Hauch, welcher dem klassischen Boden Italiens entströmte. Die bekanntesten unter Maximilians gelehrten Freunden und Ratgebern sind der Nürnberger Ratsherr Wilibald Pirkheimer und der Augsburger Konrad Peutinger. Ersterer, der Sohn eines wohlhabenden Patriziers, hatte nicht weniger als sieben Jahre lang in Italien studiert und sogar die damals noch ziemlich seltene Kenntnis der griechischen Sprache erworben. Die nähere Bekanntschaft des gelehrten Mannes hatte Maximilian bei Gelegenheit des Schweizerkrieges gemacht, wo jener das Nürnberger Kontingent führte. Der Kaiser ernannte ihn zu seinem Rat, übergab ihm mehrfach wichtige Aufträge und stand mit ihm in brieflichem Verkehr; Pirkheimer widmete ihm mehrere seiner Schriften. Peutinger war ein Altertumsforscher



Wilibald Pirkheimers Bildnis aus dem 53. Jahre seines Lebens, 1524 von Albrecht Dürer gestochen.

„Vivitur ingenio caetera mortis erunt."
Am besten durch das Schillersche Wort zu übersetzen:
„Wenn der Leib in Staub zerfallen, lebt der große Name noch."

und im Besitz großer litterarischer Sammlungen, in denen sich auch die „Peutingersche Tafel" (tabula Peutingeriana), die älteste erhaltene Karte des altrömischen Reiches, befand. Auch er wurde mit diplomatischen Aufträgen betraut, da er den Dienst der Stadt Augsburg mit dem Maximilians vertauschte. Er war namentlich des Kaisers Vermittler für künstlerische und geschichtliche Liebhabereien und hatte mit den Waffenschmieden, Goldarbeitern, Holzschneidern und Druckern Augsburgs zu verhandeln. Andre Gelehrte, wie Ladislaus Sontheim von Ravensburg und Jakob Mantius von Freiburg, wurden auf wissenschaftliche Reisen gesendet, um handschriftliche Geschichtsquellen, namentlich für die Geschichte des Hauses Habsburg, aufzusuchen. Den Humanisten Konrad Celtes von Schweinfurt berief er nach Wien, ebenso dessen Landsmann Cuspinianus (Spießhammer), den er zu seinem Sekretär und Bibliothekar machte; diese letzteren schmückte er eigenhändig mit dem Dichterlorbeer, auch andern geistig hervorragenden Männern erwies er die gleiche Ehre.

Weitaus am bekanntesten ist die zu Augsburg am 12. Juli 1517 erfolgte Dichterkrönung des berühmten Ulrich von Hutten. Peutinger machte den Kaiser auf die litterarischen Verdienste des Ritters aufmerksam: seine Tochter, die schöne und tugendhafte Konstanze, flocht daheim den Kranz, und Maximilian selbst zierte in glänzender Versammlung das Haupt des Dichters, der sich von nun an gern als „lorbeergeschmückter" abbilden ließ. Gelegentlich wagte sich Maximilian auch auf das Gebiet der Theologie; wiewohl er äußerlich den Kultus des römisch-katholischen Glaubens übte, war er kein blinder Anhänger der Kirche und des kirchlichen Dogmas: dem gelehrten Abte Johannes Trittenheim (Trithemius) legte er schon im Jahre 1480 eine Anzahl dogmatischer Fragen vor, deren schriftliche Beantwortung dem geistlichen Herrn nicht wenig Kopfzerbrechen ver-

ursachte. Für die kirchlich-religiösen Reformbestrebungen, die in die letzten Jahre seiner Regierung fallen, hatte er freilich kein Verständnis. Luthers Auftreten, wie wir sahen, unterschätzte er; in einer nicht unwichtigen theologisch-philologischen Streitfrage, von der später die



Aus den Holzschnitten des Theuerdank: **Maximilian auf der Gemsenjagd** Unterschrift: „Wie den Tewrdannck auf dem Gembsen Jaid am ablassen der wynndt erhub vnd überaus wolt geworffen haben, deß Er sich aber durch sein schicklichait enthielt.“ (Im Vordergrund zwei der allegorischen „Hauptleute“.)

Rede sein wird, dem Streite Reuchlins mit dem Ketzermeister Jakob von Hogstraten, nahm er eine schwankende, wenig geziemende Stellung ein.

In ein besonderes Verhältnis trat der Kaiser zur Poesie, zur deutschen Litteratur jener Zeit, indem er zu zwei vielgelesenen Schriftwerken Anregung, Plan und Stoff gab; ja durch Diktate nahm er an der Entstehung der Arbeit thätigen Anteil. Nun stand die deutsche

Dichtung jener Tage freilich auf keiner hohen Stufe: die Blütezeit der Litteratur war längst vorüber, an die Stelle des Minnegesanges die handwerksmäßige Reimerei der Meistersänger getreten. Allegorische Künsteleien, triviale Didaktik, Derbheiten entsprachen dem damaligen



Aus den Holzschnitten des Weißkunig: Maximilian und seine junge Gemahlin Maria von Burgund. Unterschrift: „Wie der Junng Weiß kunig vnnd die Jung kunigin yedes des andern sein sprach lernet.“ (Auch interessant für die Gartenarchitektur der Renaissancezeit.)

Geschmack. Der Prosa fehlte es an dem feineren Gefühl für die Sprache, welches erst in den bewegten Tagen der Reformation sich kundgiebt. Demgemäß zeugten auch Maximilians Entwürfe weder von poetischem Geist, noch von geläutertem Geschmack: jene beiden Werke sind allegorisierende Selbstbiographien, historisch-didaktische Erzählungen, d. h. Mischungen von trockener Geschichte und steifer Allegorie. Auch waren die Schriftsteller, welche der Kaiser mit der Aus-



Albrecht Dürers Holzschnittbildnis Kaiser Maximilians. (Verkleinert.)

„Der Teur Furst Kayser Maximilianus ist auff den 12. tag des Jenners seines alters im 59. Jar seligtlich von dyser zeyt gescheiden. Anno domini 1519."

führung seiner Entwürfe betraute, keine besonders poetischen Köpfe. Unter der Redaktion und nach den Diktaten des Kaisers arbeiteten ziemlich gleichzeitig seine Sekretäre Melchior Pfinzing und Max Treizsauerwein von Ehrentreiz, ersterer in Versen an dem „Theuerdank“, letzterer in Prosa an dem „Weißkunig“. Schon im Jahr 1517 war der Theuerdank vollendet und wurde, geschmückt mit hundertachtzehn kostbaren Holzschnitten, dem König Karl zu Brüssel überreicht; der Weißkunig, 1514 zusammengestellt, war erst in einer Reinschrift fertig, die Ausschmückung der Holzschnitte — an Zahl 237 — vorbereitet; erst 1775 kam dies Werk zum Druck.

Der Theuerdank ist vor allem ein Meisterstück der damaligen Buchdruckerkunst, an den Holzschnitten arbeiteten die ersten Künstler jener Zeit, Hans Schäufelin, Hans Burgmaier, Schüler Albrecht Dürers, vielleicht auch dieser Meister selbst.

Der „Theuerdank“ schildert das Jugend- und Mannesleben Maximilians, der von früh auf seinen Sinn „teuerlichen“ Sachen zuwendet. König Romreich (Karl der Kühne) hat seiner vielumworbenen Tochter, der Königin Ehrenreich (Maria), den edlen Helden Theuerdank zum Gemahl bestimmt. Drei „Hauptleute“, Fürwittig, Unfallo und Neidelhart, werden aber von unzufriedenen Großen erwählt, um das Zustandekommen jenes Bundes zu verhindern, den Helden in Gefahr und Tod zu stürzen. Die drei allegorischen Gestalten — denn mit solchen haben wir es hier zu thun — sind jugendliche Unbesonnenheit, Mißgeschick und Mißgunst der Welt. Selbstverständlich besiegt der Held alle Schwierigkeiten und vermählt sich mit der Königin, nachdem er die Hauptleute gestraft und einen Zug gegen die Feinde der Christenheit unternommen hat. Die Anlage der Dichtung gab mehr als zu viel Gelegenheit zu episodischen Schilderungen. Eine Reihe von Jagdabenteuern ist eingestreut, auch das Erlebnis von der Martinswand ist nicht vergessen. Wir hören von dem berühmten Turnier zu Worms (1495), wo Maximilian den französischen Raufbold, Claude de la Barre, aus dem Sattel hob; wir lesen, wie der Held seinen im Eise versinkenden Diener vom Tode errettet, wie er selbst in einem tiroler Pulvertum in die größte Gefahr gerät: ein Blödsinniger nähert sich mit brennendem Licht dem Pulverfaß, wird aber von Maximilian zurückgedrängt. — Dichtung und Wahrheit in diesem Werke zu sondern, ist nicht gelungen, obwohl der Verfasser eine Clavis (einen Schlüssel) hinzugefügt hat, in der über die zu Grunde liegenden Thatsachen dürftige Notizen gegeben sind.

Noch mehr als der „Theuerdank“ bedurfte der „Weißkunig“, der eine Geschichte des weißen (nicht weisen) Königs, d. i. Friedrichs III., sein soll, eines solchen Schlüssels: die Fülle schwer erklärbarer Pseudonyme macht ihn unentbehrlich (so heißt der Mailänder Herzog „der König vom Wurm“, der Doge „der König vom Fisch“; die geographischen Namen sind umgekehrt geschrieben, z. B. Siothra — Arthois). In der That bestand schon zu Maximilians Zeit über den Weißkunig ein förmliches Frage- und Nachschlagebuch. Die Dichtung zerfällt in drei Hauptteile. Der erste beginnt mit der Werbung König Friedrichs um Eleonore von Portugal und schließt mit der Weissagung, der Sprosse aus dieser Ehe werde einst seinen Vater an den Türken rächen. Der zweite Teil handelt von dem jungen Weißkunig (Maximilian), beschreibt dessen Jugend, Erziehung, Unterricht und Brautfahrt. Hier finden unter anderm auch Maximilians ausnehmende Vorliebe für das Geschützwesen und seine Verbesserungen auf diesem Gebiet ausführliche Beschreibung. Sein Vater weiht ihn dann in die Systematik der mittelalterlichen Kirchen- und Staatsordnung ein und legt ihm die fünf Hauptpunkte der „geheimen Weisheit“ dar. Er belehrt ihn über die „Sekretarikunst“, in deren Besitz ein Fürst nicht nötig habe, die wichtigsten Geschäfte einem einflußreichen Kanzler zu überlassen. Kurz, es wird uns hier das Ideal, welches sich Maximilian von einem Ritter und Fürsten entwarf, auch zu sein bestrebt war, breit ausgemalt.

Der dritte Teil umfaßt die Kriege Maximilians von 1478—1513. Hier tritt, wahrlich nicht zum Vorteile der Darstellung und Deutlichkeit, die eigene Arbeit des Kaisers in den Vordergrund. Dies thun auch das Bild des dem Schreiber diktierenden Kaisers und die Verse dar:

„Merk, vil wird von mir geschrieben, | Darumb schreib, wie ich dir sag,
was sachen und krieg ich hab getrieben, | so kumbt die recht wahrheit an den tag.“

Die Künstler, welchen Maximilian besonders nahe stand, waren der Erzgießer Peter Vischer, der Bildhauer Adam Kraft und vor allen andern der Maler Albrecht Dürer von Nürnberg. Zu den hauptsächlichsten Aufgaben, welche Maximilian dem letzteren stellte, gehören der „Triumphbogen“ und der „Triumphwagen“. Sein Hofgelehrter Stabius hatte

den Entwurf zu ersterem ausgearbeitet, auf dem Maximilians ganze Lebensgeschichte dargestellt werden sollte. Drei Jahre setzte Dürer an das riesige Werk und schuf eine Fülle meisterhafter Einzelbilder von reicher Erfindung, lebendiger Auffassung und vollendeter Zeichnung: bei einer Zusammensetzung würde aber die Menge der Einzelheiten den Gesamteindruck wesentlich beeinträchtigt haben. Die Verse des nicht zum Dichter geborenen, wiewohl lorbeergekrönten Stabius stechen durch ihre Steifheit und Armut von den phantasievollen Zeichnungen übel ab.

Mit der Bezahlung wurde Dürer von dem allezeit geldarmen Kaiser an die zähen Nürnberger gewiesen und erlangte erst unter Karl V. den Preis seiner Mühe. Von dem Werk existieren nur vier Probeabdrücke, nach Maximilians Tod verkauften Dürer und der Holzschneider Resch die Bilder aus dem Leben des Kaisers einzeln.

Zu dem allegorischen, gleichfalls in Holzschnitt ausgeführten „Triumphwagen" arbeitete Pirkheimer den Entwurf, welchen Dürer mit reicher künstlerischer Phantasie ausführte. Der Kaiser, im vollen Ornat, fährt auf einem von zwölf reichgeschirrten Pferden gezogenen Wagen. Über der Gestalt des Kaisers erhebt sich ein phantastischer Baldachin, unter dem eine Siegesgöttin schwebt: sie krönt Maximilian mit dem Lorbeer; auf ihren Schwungfedern stehen die Namen der von jenem besiegten Nationen.

Von Dürers Hand haben wir mehrere Porträts Maximilians, unter ihnen das schönste Bildnis, welches von diesem Fürsten überhaupt existiert. Das Charakteristische in Maximilians Zügen ist der Ausdruck freundlicher Milde, wie denn ja auch wirklich Frohsinn und Humor, schlagfertiger Mutterwitz zu seinen besten Gaben gehören. So lebte denn im Volke neben dem Bilde des „edlen Helden Theuerdank" besonders die Erinnerung an den fröhlichen heiteren Herrn. Da hatte er sich einmal im Feldlager das Essen von der Marketenderin nicht vorkosten lassen, denn „sie sei 'ne Augsburgerin, und in Augsburg wohnten lauter fromme Leute". Oder er hatte gemeint, an den Franzosen sei alles falsch: sie sprächen anders, als sie schrieben, und sängen höher, als notiert sei. Von seiner kaiserlichen Würde sprach er wohl mit leiser Selbstironie: „der König der Franzosen sei ein König der Esel, die alle Lasten geduldig trügen; er aber wäre ein König der Könige, denn die Fürsten pflegten nur das zu thun, was sie selbst wollten."

Damit ist der Hauptpunkt berührt, an dem so viele sehnsüchtige Wünsche des Kaisers scheiterten, — wiewohl wir die deutschen Fürsten nicht tadeln können, wenn sie gerade ihm nicht allenthalben folgen wollten. Jedenfalls nimmt Maximilian eine hervorragende Stelle unter unseren Herrschern ein, als die letzte Heldengestalt des scheidenden Mittelalters wird er allezeit seine Bewunderer finden.



Maximilian und der Narr.

Aus Holbeins Randzeichnungen zu Erasmus' Lob der Narrheit. (Holbein illustrierte 1515 — in zehn Tagen — für Erasmus selbst ein Exemplar der Frobenschen Ausgabe von 1514 mit höchst geistreichen Federskizzen. Das Exemplar befindet sich jetzt im Basler Museum.) Im Text ist nur von „summis regibus" — höchsten Königen — die Rede, im Bilde aber Maximilian unverkennbar.



Register.

A.

B.

C. (siehe auch K.)

D.

E.

F.

G.

J.

K. (siehe auch C.)

L.

M.

X.

Z.



